Thomas von Kempen

oder

die vier Bücher

von der

Aus dem Lateinischen,

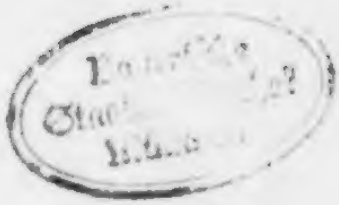
von

Dr. Guido Görres.

St. Pölten,

im Verlage bei Joh. Nep. Paffin

1839



Erstes Buch.

Das erste Capitel.

Von der Nachfolge Christi und der Verschmahung aller Eitelkeiten der Welt.

Wer Mir folget, wandelt nicht in Finsterniß,

Clo

spricht der Herr. Dieß sind Worte Christi, wodurch wir ermahnt werden, Sein Leben und Seinen Wandel nachzuahmen, wenn wir wahrhaft wollen erleuchtet und von aller Blindheit des Herzens befreit werden. Unser höchstes Bestreben sey darum: Betrachtung im Leben Jesu Christi.

Die Lehre Christi übertrifft alle Lehren der Heiligen und wer Seinen Geist hätte, würde ein verborgen Manna darin finden. Aber es geschieht, daß Viele, obschon sie häufig das Evangelium hören, nur geringe Sehnsucht empfinden, weil sie den Geist Christi nicht haben. Wer aber vollkommen und mit Lust Christi Worte verstehen will, dem thut Noth, daß er sich fleiße, sein ganzes Leben Ihm gleichförmig zu machen.

Was frommt dir erhaben über die Dreieinigkeit zu disputiren, wenn dir die Demuth manglt, weßhalb du der Dreieinigkeit mißfällst? Fürwahr! hohe Worte machen nicht heilig und gerecht, sondern ein tugendhaftes Leben macht uns Gott lieb. Ich wünsche lieber Reue zu fühlen, als ihr Wesen auslegen zu können. Wüßtest du die ganze Bibel auswendig und aller Philosophen Sprüche:

was würde dir das alles frommen, ohne die Liebe und die Gnade? Eitelkeit aller Eitelkeit und alles Eitelkeit, außer Gott lieben und Ihm allein dienen. Dieß ist die höchste Weisheit: durch Verschmähung der Welt nach dem Reiche der Himmel streben.

Eitelkeit also ist es, vergänglichen Reichthum zu suchen und auf ihn zu hoffen. Eitelkeit auch ist's, um Ehren sich bewerben und zu hohem Stande sich erheben. Eitelkeit ist's, des Fleisches Begierden folgen und das zu begehren, wofür man nachher streng muß gezüchtigt werden. Eitelkeit ist's, auf das gegenwärtige Leben allein gerichtet zu seyn, und sich dessen nicht vorzusehen, was künftig kommen wird. Eitelkeit ist's, das zu lieben, was mit aller Flüchtigkeit vergeht und dahin nicht zu trachten, wo immerwährende Freude weilt.

Gedenke oft jenes Spruches: daß das Auge nicht ersättigt wird durch das Gesicht, noch das Ohr erfüllt durch das Gehör. Fleiße dich also dein Herz von der Liebe des Irdischen abzuziehen und zu dem Unsichtbaren dich hinzuwenden: denn die, so ihrer Sinnlichkeit folgen, beflecken ihr Gewissen und verlieren Gottes Gnade.

Das zweite Capitel.

Von dem demüthigen Gefühle seiner selbst.

Jeglicher Mensch begehrt von Natur zu wissen. Aber Wissenschaft ohne Gottesfurcht, was fruchtet sie? Besser ist fürwahr ein demüthiger Bauersmann, der Gott dient, als ein hoffärtiger Philosoph, der sein Selbst versäumt und den Himmelslauf beobachtet.

Wer sich selbst recht kennt, hält sich selbst für werthlos und erachtet sich nicht an menschlichem Lobe. Wüßte ich Alles, was in der Welt ist und stünde nicht in der Liebe, was würde es mir helfen vor Gott, der mich richten wird nach der That.

Ruhe von der übergroßen Lernbegier; denn darin wird große Zerstreuung und Täuschung gefunden. Die Vielwissenden wollen gern gelehrt scheinen und weise genannt werden. Viele Dinge gibt's, die zu wissen der

Seele wenig oder gar nichts frommt; und sehr unweise ist der, welcher auf Anderes gerichtet ist, als auf das, was seinem Heile dient. Viele Worte ersättigen die Seele nicht, aber ein gutes Leben erfrischt das Gemüth und ein lauteres Gewissen verleiht großes Vertrauen zu Gott.

Je größer und besser dein Wissen, um so strenger wirst du darnach gerichtet werden, wenn du nicht um so heiliger gelebt hast. Darum überhebe dich nicht irgend einer Kunst oder Wissenschaft, sondern fürchte dich vielmehr wegen der verliehenen Kenntniß. Scheint dir, daß du Vieles weißt und gut genug verstehst, so wisse doch, daß dessen noch viel mehr ist, was du nicht weißt. Begehre nicht erhabenes Wissen, sondern bekenne lieber deine Unwissenheit. Was willst du dich Andern voranstellen, da Manche gefunden werden, gelehrter als du und im Gesetze mehr erfahren? Willst du etwas mit Nutzen wissen und lernen, dann sey dir lieb, daß Niemand von dir weiß und du für nichts geachtet wirst. Dieß ist die höchste und heilsamste Wissenschaft: Selbst-Erkenntniß und Verschmähung. Von sich selbst nichts halten und von Andern immer

eine gute und hohe Meinung hegen, das ist große Weisheit und Vollkommenheit. Sähest du Jemand offen sündigen und schwere Missethaten brachen; so darfst du dich doch nicht für besser schätzen, weil du nicht weißt, wie lange du im Guten bestehen magst. Alle sind wir gebrechlich, aber du halte Niemand für gebrechlicher als dich selbst.

Das dritte Capitel.

Von der Lehre der Wahrheit.

elig, wen die Wahrheit durch sich selber lehret; nicht durch vergängliche Bilder und Worte: sondern wie sie an sich beschaffen. Unsere Meinung und unser Sinn betrügt uns oft und sieht gar wenig. Was frommt viel Geschwätz von verborgenen und dunklen Dingen, deren wir im Gerichte nicht werden bezüchtigt werden, weil wir sie nicht wußten?

Große Thorheit ist's, daß wir Nützliches und Nothwendiges versäumend dem Fürwitzigen

und Schädlichen sogar nachtrachten. Wir haben Augen und sehen nicht.

Was haben wir Sorge um der Dinge Gattungen und Arten? Zu wem das ewige Wort spricht, der wird von den vielen Meinungen erledigt. Aus einem Worte sind alle Dinge, und Eines sprechen sie alle, und dieses ist der Anfang, der auch zu uns spricht. Niemand versteht oder urtheilt richtig ohne ihn. Wem alle Dinge Eines sind, und wer alle auf Eines bezieht und alle in Einem sieht, der vermag standhaften Herzens zu seyn und in Gott friedsam zu verbleiben. O Gott! Du Wahrheit, mache mich Eins mit Dir, in immerwährender Liebe. Es verdrießt mich oft Vieles zu lesen und zu hören. Zu Dir ist Alles, was ich will und wonach ich verlange. Schweigen sollen alle Lehrer, verstummen die Kreaturen insgesammt vor Deinem Angesicht, Du rede zu mir allein!

Je mehr ein Mensch mit Dir geeint ist, und je einfältiger er in sich wird: um so Mehreres und Höheres versteht er ohne Mühe, weil er von oben das Licht der Verständniß empfängt. Ein lauterer, einfältiger und stäter Geist wird durch viele Werke nicht zerstreut,

weil er Alles zu Gottes Ehre wirket, und aller Eigensucht in sich ledig zu werden strebt. Wer hindert dich und belästigt dich mehr, als deines Herzens unabgetödtete Neigung? Ein guter und andächtiger Mensch ordnet seine Werke erst innerlich, die er äußerlich verrichten soll, und sie ziehen ihn nicht hinüber zu Begierden sinnlicher Neigung, sondern er selbst beugt sie nach dem Willen der rechten Vernunft. Wer hat einen stärkern Kampf, als der sich selber zu überwinden ringt? Und das sollte unser Geschäft seyn, sich selbst nämlich überwinden, und täglich sein selbst mächtiger zu werden und im Besseren zuzunehmen.

Alle Vollkommenheit in diesem Leben hat einige ihr anhangende Unvollkommenheit. Und all unser Schauen ermangelt nicht einiger Finsterniß. Demüthige Erkenntniß deiner selbst, ist ein sichrerer Weg zu Gott, als die Forschung tiefer Wissenschaft. Nicht zu tadeln ist die Wissenschaft oder jegliche schlichte Kenntniß einer Sache, die an sich betrachtet gut ist und von Gott geordnet; aber vorzuziehen ist stets ein gutes Gewissen und tugendhaftes Leben. Weil sich Manche mehr um das

Wissen bemühen, als um recht zu leben, deswegen irren sie oft und bringen keine oder geringe Frucht.

O würden sie so viele Sorgfalt darauf verwenden, Laster auszureuten und Tugenden einzupflanzen, als Fragen aufzuwerfen: es würden keine so großen Uebel und Aergernisse im Volke geschehen, noch eine solche Ausgelassenheit in den Klöstern. Gewiß, wenn der Tag des Gerichts herankömmt, so werden wir nicht gefragt werden, was wir gelesen: sondern was wir gethan haben; und nicht, wie wohl wir gesprochen: sondern wie gottesfürchtig wir gelebt haben. Sage mir: wo sind nun alle die Herren und Meister, die du gut gekannt hast, da sie noch lebten und in den Schulen blühten? Schon besitzen Andere ihre Pfründen, und ich weiß nicht, ob sie an jene zurückdenken. In ihrem Leben schienen sie etwas zu seyn und nun wird ihrer geschwiegen.

O wie bald vergeht die Herrlichkeit der Welt! Daß doch ihr Leben mit ihrer Wissenschaft in Eintracht gewesen, dann hätten sie wohl gelebet und studirt. Wie viele gehen durch eitle Wissenschaft unter in dieser Welt,

die wenig Sorge haben um den Dienst Gottes! Und weil sie lieber groß, als demüthig seyn wollen: darum sind sie dahingeschwunden in ihren Gedanken. Wahrhaft groß ist, wer in sich klein ist und für nichts alle Hoheit der Ehre schätzet; wahrhaft klug ist, wer alles Irdische für Koth achtet, auf daß er Christus gewinne; und wahrhaft gelehrt ist, wer Gottes Willen vollbringt, und seinen Willen verläßt.

Das vierte Capitel.

Von Vorsichtigkeit im Handeln.

Nicht jedem Worte und Aufreize ist zu glauben, sondern behutsam und langmüthig ist eine Sache mit Gott zu erwägen. Ach leider! wird das Schlimme oft leichter als das Gute von dem Anderen geglaubt und erzählt; so schwach sind wir. Vollkommene Menschen aber glauben nicht leicht jede Erzählung, denn sie kennen die menschliche Gebrechlichkeit, die zum Bösen

geneigt iſt, und in den Worten gar leicht zu Falle kommt.

Große Weisheit iſt's nicht, verſchnell zu ſeyn in dem, was du verhaßt, noch hartnäckig auf dem eignen Sinne zu beſtehen. Zu dieſer Weisheit gehört auch: nicht allen Worten der Menſchen zu glauben, noch das Gehörte oder Geglaubte alſobald in Anderer Ohren zu ergießen. Mit einem weiſen und gewiſſenhaften Manne pflege Rathes, und ſuche lieber von Beſſeren unterwieſen zu werden, als deinen Erfindungen zu folgen. Ein gutes Leben macht den Menſchen weiſe nach dem Herzen Gottes, und erfahren in Vielem. Je demüthiger Einer in ſich iſt und Gott unterwürfiger, um ſo weiſer und zufriedener wird er in Allem.

Das fünfte Capitel.

Vom Lesen heiliger Schriften.

Demuthheit ist in heiligen Schriften zu suchen, nicht Beredsamkeit. Alle heilige Schrift soll mit dem Geiste gelesen werden, durch den sie geworden ist. Suchen sollen wir mehr den Nutzen in den Schriften, als Feinheit der Rede. Eben so gerne sollen wir andächtige und einfältige Bücher lesen, als erhabene und tiefsinnige. Nicht das Ansehen dessen, der es geschrieben, er sey von geringer oder großer Gelehrsamkeit, soll dich stören; sondern die Liebe zur lauteren Wahrheit ziehe dich zum Lesen hin. Frage nicht: wer dieß gesagt hat, sondern was gesagt wird, darauf merke.

Die Menschen vergehen, aber die Wahrheit des Herrn währt in Ewigkeit. Ohne Ansehen der Person redet Gott in mancherlei Weisen zu uns. Unser Fürwitz hindert uns oft beim Lesen heiliger Schriften, wenn wir

etwas verſtehen und durchgründen wollen, wo wir einfältiglich ſollten darüber hinweggehen. Willſt du Gewinn ſchöpfen, ſo lies demüthig, einfältig und gläubig, und begehre niemalen den Ruf der Wiſſenſchaft zu haben. Frage gern und höre ſchweigend die Worte der Heiligen, und laß dir die Gleichniſſe der Alten nicht mißfallen, denn ohne Urſache werden ſie nicht vorgebracht.

Das ſechſte Capitel.

Von ungeordneten Begierden.

Wann immer der Menſch etwas unordentlich begehrt, zur Stunde wird er in ſich unruhig. Der Hoffärtige und Geizige ruhen niemalen. Der Arme und Demüthige im Geiſte wandelt in der Fülle des Friedens. Ein Menſch, der noch nicht in ſich vollkommen abgeſtorben iſt, wird bald verſucht und überwunden in kleinen und geringen Dingen. Wer im Geiſte ſchwach und gewiſſermaßen noch fleiſchlich zum Sinnlichen

geneigt ist, kann sich schwer von irdischem Verlangen gänzlich abziehen. Und darum wird er oft traurig, wenn er sich davon abzieht. Leicht auch wird er unwillig, wenn ihm Einer widersteht.

Hat er aber erreicht, was er begehrt: alsbald wird er durch die Schuld des Gewissens beschwert; weil er seiner Leidenschaft gefolgt ist, die ihm nicht zum Frieden verhilft, den er suchte. Durch Widerstand gegen die Leidenschaften also wird wahrer Friede des Herzens gefunden, und nicht indem wir ihnen fröhnen. Es ist darum kein Friede im Herzen des fleischlichen Menschen, noch in einem Menschen, der dem Aeußern hingegeben; sondern in dem inbrünstigen, geistlichen.

Das siebente Capitel.

Wie man eitle Hoffnung und Aufgeblasenheit fliehen soll.

itel ist, wer seine Hoffnung auf Menschen setzt und auf Geschöpfe. Schäme dich nicht um der Liebe Jesu Christi willen Andern zu dienen und arm in dieser Welt zu scheinen. Stehe nicht auf dir selbst, sondern setze deine Hoffnung auf Gott. Thue das Deine und Gott wird deinem guten Willen zur Seite seyn. Vertraue nicht auf deine Wissenschaft, oder auf die Schlauheit irgend eines Lebenden; sondern vielmehr auf Gottes Gnade, der den Demüthigen beisteht und die Selbstvermessenen demüthigt. Rühme dich nicht des Reichthums, wenn du dessen besitzest, noch der Freunde, weil sie mächtig sind; sondern Gottes, der Alles verleiht und über Alles sich selbst dir zu geben verlangt. Ueberhebe dich nicht der Größe oder Schönheit des Leibes, die durch eine kleine

Krankheit zerstört und verunstaltet wird. Gefalle dir nicht selbst deiner Geschicklichkeit oder Einsicht wegen, damit du Gott nicht mißfallest, dessen Alles ist, was wir Gutes von Natur haben.

Schätze dich nicht besser, denn Andere; damit du nicht vielleicht von Gott für schlechter gehalten werdest, der weiß, was im Menschen ist. Sey nicht hoffärtig auf gute Werke, denn anders sind die Gerichte Gottes, als die der Menschen; Ihm mißfällt oft, was den Menschen gefällt. Hast du etwas Gutes, glaube Besseres von Andern, damit du die Demuth bewahrest. Es schadet nicht, wenn du dich Allen nachsetzest; es schadet aber gar sehr, wenn du dich auch nur Einem vorsetzest. Beständiger Friede ist mit dem Demüthigen; in dem Herzen des Stolzen aber ist häufig Aerger und Erbitterung.

Das achte Kapitel.

Von der Vermeidung übergroßer Vertraulichkeit.

Nicht jedem Menschen eröffne dein Herz; sondern mit einem Weisen und Gottesfürchtigen berathe deine Sache. Bei jungen Leuten und Fremden sey selten: den Reichen suche nicht zu schmeicheln und vor den Großen erscheine nicht gern. Den Demüthigen und Einfältigen, den Andächtigen und Wohlgesitteten geselle dich bei, und übe mit ihnen Erbauliches. Sey nicht vertraut mit einem Weibe, sondern alle guten Frauen insgemein befehle Gott an. Mit Gott allein und seinen Engeln wünsche vertraut zu seyn, und der Menschen Bekanntschaft vermeide.

Liebe soll man zu Allen haben, Vertraulichkeit aber frommt nicht. Manchmal geschieht's, daß ein unbekannter Mensch durch guten Ruf leuchtet, dessen Anblick die Augen der Gegenwärtigen verfinstert. Wir wähnen

Andern durch unsere Verbindung zu gefallen, und fangen ihnen vielmehr zu mißfallen an, wenn sie die Bosheit unsers Wandels wahrgenommen.

Das neunte Capitel.

Von Gehorsam und Unterwürfigkeit.

Gar ein Großes ist's im Gehorsame zu stehen, unter einem Oberen zu leben und sein eigner Herr nicht zu seyn. Viel sicherer ist's, in Unterwürfigkeit zu stehen, als in dem Amte eines Oberen. Viele fügen sich unter den Gehorsam mehr aus Zwang als aus Liebe, und haben Pein und murren leicht, und gewinnen keine Freiheit des Gemüthes, wenn sie sich nicht aus ganzem Herzen um Gotteswillen, unterwerfen. Lauf hierhin und dorthin, du wirst keine Ruhe finden, außer in demüthiger Unterwerfung unter des Vorgesetzten Leitung. Einbildung von Orten und Veränderung hat viele betrogen.

Wahr iſt's, daß ein Jeder gern handelt nach ſeinem Sinne, und mehr zu denen ſich hinneigt, die mit ihm eines Sinnes ſind. Aber iſt Gott unter uns, dann gebühret ſich's, daß wir zuweilen um des guten Friedens willen den eigenen Sinn laſſen. Wer iſt ſo weiſe, daß er Alles vollkommen wiſſen könnte? Darum vertraue nicht zu ſehr auf deinen Sinn, ſondern höre auch den Sinn Anderer. Iſt dein Sinn gut und du läſſeſt ihn um Gottswillen fahren und folgſt einem Anderen, ſo wirſt du deſto vollkommener.

Denn ich habe oft gehört, ſicherer ſey es, Rath zu hören und zu nehmen, als zu geben. Es mag auch geſchehen, daß eines jeden Meinung gut iſt; und Anderen nicht beipflichten wollen, wenn es die Vernunft und Sache fordert, iſt ein Zeichen von Stolz und Hartnäckigkeit.

Das zehnte Capitel.

Von Vermeidung überflüssiger Worte.

Hüte dich vor dem Getümmel der Menschen, so viel du kannst. Denn die Betreibung weltlicher Geschäfte hindert gar sehr, werden sie auch in schlichter Absicht vorgenommen. Schnell werden wir ja verunreiniget und von ihnen gefangen. Ich wollte, daß ich zum öfteren geschwiegen hätte und unter den Menschen nicht gewesen wäre. Aber warum reden wir so gern und schwatzen mit einander, da wir doch ohne Verletzung des Gewissens selten zum Schweigen kehren? Darum reden wir so gerne, weil wir durch viele Reden wechselweise uns zu trösten suchen und das Herz zu erleichtern wünschen, das durch mancherlei Gedanken ermüdet ist; und es verlangt uns gar sehr über das zu reden und zu denken, was wir sehr lieben und begehren, oder was unserm Sinne zuwider ist.

Aber leider! oft vergeblich und nutzlos. Denn dieſe äuſſerliche Tröſtung iſt der innerlichen und göttlichen Tröſtung kein geringer Schaden. Darum ſollen wir wachen und beten, damit die Zeit nicht müſſig vergehe. Wenn es ziemlich und fördertlich iſt zu reden, dann rede Erbauliches. Böſe Gewohnheit und Verabſäumung unſerer Beſſerung trägt viel zur Unbehutſamkeit unſers Mundes bei. Es hilft jedoch nicht wenig zu geiſtlicher Vervollkommnung ein andächtig Geſpräch von geiſtlichen Dingen, zumeiſt, wo Solche, die im Gemüthe und Geiſte gleich ſind, in Gott ſich zu einander geſellen.

Das eilfte Capitel.

Wie man Friede gewinnen soll und von dem Eifer im Fortschreiten.

Vielen Frieden könnten wir haben, wollten wir uns nicht mit den Worten und Werken Anderer, die unsere Sorge nichts angehen, befassen. Wie kann der lange im Frieden bleiben, der sich in fremde Sorgen mischt, der Gelegenheiten von aussen sucht, der sich wenig oder selten innerlich sammelt. Selig die Einfältigen, denn sie werden vielen Frieden haben.

Warum waren einige Heilige so vollkommen und beschaulich? Weil sie befliſſen waren, gänzlich allen sinnlichen Begierden abzusterben und deßwegen von ganzem Grunde des Herzens Gott anhangen und frei seiner warten konnten. Wir, wir werden allzu sehr von den eigenen Leidenschaften eingenommen und um Vergängliches in Sorgen gesetzt. Denn selten überwinden wir ein einzig Laster

vollkommen und ſtreben nicht nach thätlichem Fortſchritte, darum verbleiben wir kalt und lau.

Wären wir uns ſelbſt vollkommen abgeſtorben und äußerlich gar nicht verſtrickt, dann könnten wir auch das Himmliſche verſtehen und von himmliſcher Beſchaulichkeit Einiges erfahren. Das ganze und das größte Hinderniß iſt, daß wir nicht von Leidenſchaften und Begierlichkeiten frei ſind, noch uns bemühen, den vollkommenen Weg der Heiligen zu betreten. Begegnet uns nur eine geringe Widerwärtigkeit, dann werden wir allzubald niedergeſchlagen und wenden uns zu menſchlichen Tröſtungen.

Strengten wir uns an, wie tapfere Männer Stand zu halten in der Schlacht, fürwahr die Hülfe des Herrn würden wir über uns ſehen vom Himmel. Denn er ſelbſt, der uns die Gelegenheit zum Streite darbietet, damit wir ſiegen, iſt bereit, den Streitenden und auf ſeine Hülfe Hoffenden beizuſtehen. Wenn wir nur in jene äußeren Uebungen den Fortſchritt der Religion ſetzen, ſo wird unſere Andacht bald ein Ende haben. Aber an die Wurzel laßt uns die Axt ſetzen.

damit wir von Leidenschaften gereinigt ein friedsam Gemüth besitzen mögen.

Wenn wir jedes Jahr Ein Laster ausrotteten, bald würden wir vollkommene Menschen werden. Aber im Gegentheile nehmen wir oft durch unser Gefühl wahr, wie wir besser und reiner im Beginne unserer Bekehrung gewesen, als viele Jahre nach der Gottbekenntnung. Unser Eifer, unsere Besserung sollte täglich wachsen, aber jetzt scheint es etwas Großes, wenn Einer einen Theil des ersten Eifers bewahren kann. Thäten wir uns ein wenig Gewalt im Beginne an, dann könnten wir Alles mit Leichtigkeit und Lust thun.

Schwer ist es, Gewohntes zu lassen, und noch schwerer ist's wider den eignen Willen anzugehn. Ueberwindest du aber Kleines und Leichtes nicht: wann wirst du Schwereres bemeistern? Widersetze im Anfange deiner Neigung und verlerne die böse Gewohnheit, damit sie dich nicht vielleicht allgemach in größere Beschwerniß führe. O wenn du darauf achtetest, welchen Frieden du dir und welche Freude du Anderen durch dein Wohlverhalten bereitetest, ich meine, du würdest besorgter um deinen geistlichen Fortschritt sein.

Das zwölfte Capitel.

Vom Nutzen der Widerwärtigkeit.

Nut iſt es für uns, daß wir zuweilen einige Beſchwerden und Widerwärtigkeiten haben, weil ſie den Menſchen oft in ſein Herz zurückrufen, auf daß er erkenne, er ſey in der Verbannung, und ſeine Hoffnung auf kein Ding in der Welt ſetze. Gut iſt es, daß wir manchmal Widerſpruch erleiden, und daß man ſchlimm und unvollkommen von uns denkt, auch wenn wir Gutes thun und vorhaben. Dieß hilft oft zur Demuth und bewahrt uns vor eitler Ehre. Denn dann ſuchen wir um ſo beſſer den inneren Zeugen, Gott, wenn wir äußerlich gering geachtet werden von den Menſchen und ſie nicht Gutes von uns glauben.

Darum ſollte ſich der Menſch gänzlich in Gott begründen und es wäre ihm nicht Noth, viele Tröſtungen zu ſuchen. Wenn ein Menſch, der guten Willens iſt, bedrängt

oder angefochten oder von bösen Gedanken geqnält wird, dann versteht er desto besser, daß ihm Gott vonnöthen ist, und er gibt Zeugniß, daß er ohne ihn ganz und gar nichts vermöge. Er seufzet und betet um des Jammers wegen, den er erleidet. Dann verdrießt ihn länger zu leben, er wünscht den Tod herbei, um aufgelöst zu werden und bei Christus zu seyn. Und dann merkt er auch recht, daß Sicherheit und voller Friede in der Welt nicht bestehen kann.

Das dreizehnte Capitel.

Wie man den Versuchungen widerstehen soll.

So lange wir in der Welt leben, können wir ohne Drangsal und Versuchung nicht seyn. Daher bei Hiob geschrieben steht: Versuchung ist des Menschen Leben auf Erden. Darum sollte ein Jeder achtsam seyn auf seine Versuchungen und wachen im Gebete, damit

der Teufel keine Stätte finde zum Betruge, er, der niemalen schläft, sondern umhergeht suchend, wen er verschlinge. Niemand ist so heilig und vollkommen, daß er nicht zuweilen Versuchungen habe; und gänzlich können wir ihrer nicht ermangeln.

Es sind jedoch die Versuchungen dem Menschen sehr nützlich, obschon sie lästig und beschwerlich sind: denn in ihnen wird der Mensch gedemüthigt, gereiniget und unterwiesen. Alle Heiligen sind durch viele Trübsal und Versuchungen hindurchgegangen und haben zugenommen; und die, welche die Versuchungen nicht ertragen mochten, sind verworfen worden und abgefallen. Kein Orden ist so heilig und keine Stätte so geheim, wo nicht Versuchungen und Widerwärtigkeiten sind.

Der Mensch ist nie ganz sicher vor Versuchungen, so lange er lebt; denn in uns liegt es, warum wir versucht werden, seit wir in Begierlichkeit geboren sind. Und wenn eine Drangsal oder Versuchung scheidet, nahet die andere und immer haben wir etwas zu leiden; denn das Gut der Seligkeit haben wir verloren. Viele suchen den Anfechtungen zu entfliehen und fallen um so schwerer hinein.

Durch die Flucht allein können wir nicht siegen, sondern durch Geduld und wahre Demuth werden wir stärker, denn alle Feinde.

Wer ihnen nur äußerlich ausweicht, und die Wurzel nicht ausreißt, wird wenig fördern, vielmehr werden die Versuchungen um so schneller zu ihm kehren und um so ärger anstürmen. Allgemach und durch Geduld mit Langmuth meint, wirst du sie mit Gottes Hülfe besser überwinden, als durch Hartnäckigkeit und eigenes Ungestümm. Nimm oft Rath in Versuchung und sey nicht hart gegen einen, der in Versuchung ist, sondern spreche ihm Trost zu, wie du möchtest, daß dir geschähe.

Der Anfang aller bösen Versuchungen ist Unbeständigkeit des Gemüthes und geringes Vertrauen auf Gott; denn wie ein Schiff ohne Steuer hin und her getrieben wird von den Fluthen, also wird ein nachlässiger und seinem guten Vorsatze ungetreuer Mensch mannichfaltig versucht. Feuer bewährt das Eisen, Versuchung den gerechten Menschen. Wir wissen oft nicht, was wir vermögen, aber die Versuchung offenbart, was wir sind.

Wachen müſſen wir vorzüglich jedoch beim Beginne der Verſuchung, weil der Feind alsdann leichter überwunden wird, wenn man ihn nirgend in die Thüre des Gemüthes einläßt, ſondern ihm auf der Schwelle ſchon, ſobald er anklopft, widerſteht. Darum ſagt Einer:

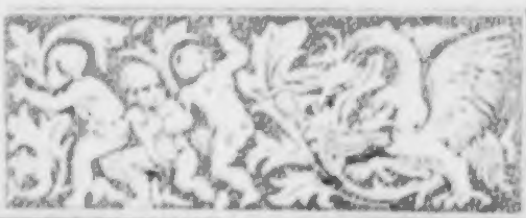
Widerſtrebe im Anfange:
denn ſpäter nicht helfen Arzneyen.

Denn zuerſt kömmt dem Gemüthe der bloße Gedanke, dann eine mächtige Einbildung, darnach Luſt und ſündliche Regung und Zuſtimmung: und ſo geht der böſe Feind allgemach ganz in den Menſchen ein, wenn im Anfange ihm nicht widerſtanden wird. Und je länger Einer ihm zu widerſtehen ſäumt, um ſo ſchwächer wird er täglich in ſich und um ſo mächtiger gegen ihn der Feind.

Einige erleiden im Anfange ihrer Bekehrung ſchwerere Verſuchungen, Einige am Ende, Einige haben es gleichſam das ganze Leben hindurch ſchlimm, Etliche werden nur ganz leicht verſucht nach der Weisheit und Gerechtigkeit göttlicher Anordnung, die der Menſchen Stand und Verdienſte abwägt und Alles zum Heile ihrer Erwählten im Voraus ordnet.

Darum sollen wir nicht verzweifeln, wenn wir versucht werden, sondern um so inbrünstiger von Gott erbitten, daß er uns würdige, in aller Drangsal uns beizustehen; da er ja, nach dem Worte Sanct Pauli, der Versuchung solchen Ausgang bereiten wird, daß wir sie ertragen können. Demüthigen wir darum unsere Seelen unter der mächtigen Hand Gottes in aller Versuchung und Drangsal, weil er die Demüthigen im Geiste erlösen und erhöhen wird.

In Versuchungen und Drangsalen wird der Mensch erprobt, wie weit er sich vervollkommnet hat, und hier ist das Verdienst größer und wird die Tugend besser kund. Es ist auch nichts Großes, wenn der Mensch dann andächtig und inbrünstig ist, wenn er keine Beschwerden empfindet; aber wenn er zur Zeit der Widerwärtigkeit geduldig sich aufrecht erhält, dann wird großer Fortgang zu hoffen seyn. Einige werden vor großen Versuchungen behütet und in den täglichen so oft überwunden, damit sie gedemüthigt, in großen niemalen auf sich vertrauen, da sie in geringen sich schwach bewiesen.



Das vierzehnte Capitel.

Von der Vermeidung freventlichen Urtheils.

Wende deine Augen zurück auf dich selbst und hüte dich, Anderer Thun zu richten. Richtet der Mensch Andere, so mühet er sich vergeblich, irrt zum öfteren und versündiget sich leichtlich. Richtet und erforscht er sich aber selbst, so ist seine Mühe stets fruchtbar. Wie uns eine Sache am Herzen liegt, so urtheilen wir häufig darüber. Denn das wahre Urtheil verlieren wir leicht durch die Eigenliebe. Wäre Gott die lautere Absicht unseres Verlangens, wir würden nicht so leicht geirrt werden ob des Widerstrebens unseres Sinnes.

Aber oft ist etwas von innen verborgen oder begegnet uns auch etwas von außen, was uns auch zugleich anzieht. Viele suchen heimlich sich selbst in ihrem Thun, und wissen's nicht. Sie scheinen auch in gutem Frieden zu stehen, wenn die Dinge nach ihrem

Willen und Sinne gehen. Aber geht es anders, als sie wünschen, gleich gerathen sie in Aufruhr und werden traurig. Ob der Verschiedenheit der Sinne und Meinungen entspringen gar oft Mißhelligkeiten unter Freunden und Nachbarn, unter Ordensleuten und Andächtigen.

Eine alte Gewohnheit wird schwer verlassen, und über das eigene Sehen hinaus, wird Niemand gern geführt. Wenn du dich mehr auf deine Kraft und Geschäftigkeit stützest, als auf die Kraft der Unterwerfung unter Jesus Christus, so wirst du selten und spät ein erleuchteter Mensch werden, weil Gott will, daß wir uns ihm vollkommen unterwerfen und alle Vernunft durch entflammte Liebe übersteigen.

Das fünfzehnte Capitel.

Von den Werken, die aus Liebe geschehen.

Um kein Ding in der Welt und um keines Menschen Liebe willen soll man etwas Böses thun. Aber zum Frommen eines Bedürftigen ist zuweilen ein gutes Werk zu unterlassen oder manchmal gegen ein besseres zu vertauschen. Denn geschieht dieß, so wird das gute Werk nicht vernichtet, sondern in ein besseres umgewandelt. Ohne Liebe frommt ein äußerlich Werk Niemanden. Was aber aus Liebe geschieht, wie klein es auch immer sey und wie verschmäht, so wird es doch ganz fruchtbar; da Gott mehr erwägt, wie groß das Innere ist, woraus einer wirkt, als wie groß das, was er wirkt. Viel wirkt, wer viel liebt; viel wirkt, wer recht wirkt; recht wirkt, wer mehr der Gesammtheit, als dem eigenen Willen dient. Oft scheint etwas Liebe und ist vielmehr Fleischlichkeit, weil

natürliche Neigung, Eigenwille, Hoffnung auf Verachtung, und Hang nach Gemächlichkeit selten fern bleiben wollen.

Wer wahre und vollkommene Liebe hat, sucht in keiner Sache sich selbst, sondern wünscht Gottes Ehre allein in Allem gefördert. Auch beneidet er Niemanden, weil er keine besondere Freude liebt und sich nicht in sich selbst erfreuen will, sondern in Gott über alle Güter beseligt zu werden wünscht. Niemanden legt er etwas Gutes bei, sondern führt Alles gänzlich auf Gott zurück, von dem alle Dinge entspringen, in dem alle Heiligen am Ende im Genusse ruhen. O! wer ein Fünklein wahrer Liebe hätte, würde vollkommen fühlen, wie alles Irdische so voll Eitelkeit ist.

Das sechzehnte Capitel.

Wie man fremde Gebrechen geduldig leiden soll.

Was der Mensch an sich oder an Andern nicht zu bessern vermag, soll er geduldig ertragen, bis es Gott anders fügt. Gedenke, daß es vielleicht also besser ist für deine Bewährung und Geduld, ohne welche unsere Verdienste nicht gar hoch zu schätzen sind. Du sollst jedoch solcher Hemmnisse wegen zu Gott flehen, daß er dich Seiner Hülfe würdige, damit du sie sanftmüthig tragen könnest.

Wer ein- oder zweimal ermahnt, sich nicht bedeuten läßt, mit dem sollst du nicht streiten, sondern befehle es gänzlich Gott, daß Sein Wille und Seine Ehre in allen Seinen Dienern vollbracht werde; Er weiß Böses in Gutes zu kehren. Fleiße dich, fremde Gebrechen und Schwächen jeder Art geduldig zu ertragen, weil auch du Vieles hast, was die Anderen von dir ertragen müssen. Kannst

du dich selbst nicht machen, wie du willst, wie wirst du einen Anderen nach deinem Wohlgefallen haben können? Gern sehen wir Andere vollkommen, doch die eigenen Gebrechen bessern wir nicht.

Wir wollen, daß Andere streng zurecht gewiesen werden, und wollen uns selbst nicht zurechtweisen lassen. Uns mißfällt der Anderen große Unachtsamkeit, und doch wollen wir uns nichts versagen lassen, um was wir bitten. Wir wollen, daß Andere durch Satzungen eingeschränkt werden, und leiden doch selbst weiter keine Schranke. So ist also offenbar, wie selten wir den Nächsten nach uns abwägen. Wären alle Menschen vollkommen, was hätten wir dann von den Anderen um Gottes willen zu leiden?

Nun aber hat es Gott so geordnet, auf daß Einer des Andern Bürde tragen lerne, weil Niemand ohne Gebrechen, Niemand ohne Bürde, Niemand sich selbst genügend, Niemand sich weise genug ist, sondern wir einander ertragen, einander trösten, gemeinsam helfen, belehren und ermahnen müssen. Wie groß aber eines Jeden Tugend gewesen, das wird am besten bei Gelegenheit

der Widerwärtigkeit offenbar. Denn die Gelegenheiten machen den Menschen nicht gebrechlich, sondern zeigen, wer er ist.

Das siebenzehnte Capitel.

Vom klösterlichen Leben.

Wir thut Noth, dich selbst in Vielem brechen zu lernen, willst du Frieden und Eintracht mit Anderen halten. Es ist kein Kleines in Klöstern oder in Gemeinschaft leben, und daselbst ohne Klage wandeln, und bis zum Tode getreulich verharren. Selig wer daselbst recht gelebt und glücklich seine Tage beschlossen hat. Willst du wohl bestehen und fortschreiten, so halte dich wie einen Verbannten und Pilger auf Erden. Du mußt ein Thor werden für Christus, willst du ein klösterlich Leben führen.

Kleid und Tonsur machen wenig, aber sittliche Umwandlung und gänzliche Abtödtung der Leidenschaften machen einen wahren Ordensmann. Wer Anderes suchet, denn

allein Gott und seiner Seele Heil, wird nichts finden, als Trübsal und Schmerz. Auch kann nicht lange friedsam bestehen, wer nicht einst der Mindeste zu seyn und Allen unterworfen. Zum Dienen bist du gekommen, nicht zum Regieren; zu leiden und dich zu mühen, dazu, wisse, bist du berufen, nicht zum Müssiggehen, oder zum Schwätzen. Hier also werden die Menschen bewährt, wie Gold in dem Feuerofen. Hier mag Niemand bestehen, wer sich nicht von ganzem Herzen um Gottes willen demüthigen will.

Das achtzehnte Capitel.

Von den Vorbildern der heiligen Vater.

Blicke auf der heiligen Väter lebendige Vorbilder, in denen wahre Vollkommenheit und Frömmigkeit hervorgeleuchtet hat und du wirst sehen, wie wenig und wahrhaft nichts das sey, was wir wirken. Ach! was ist unser Leben mit ihnen verglichen? Die Heiligen und Freun-

Christi haben dem Herrn gedient in Hunger und Durst, in Kälte und Blöße, in Arbeit und Mühe, in Wachen und Fasten, in Beten und heiligen Betrachtungen, in Verfolgungen und vielen Unbilden.

O wie viele und schwere Drangsale haben die Apostel, Märtyrer und Bekenner, die Jungfrauen und alle Uebrigen, die Christi Fußstapfen folgen wollten, erlitten! Denn ihre Seelen haben sie in dieser Welt gehabt, auf daß sie dieselben im ewigen Leben besäßen. O wie gar ein streng und abgeschieden Leben haben die heiligen Väter in der Wüste geführet, wie lange und schwere Versuchungen haben sie erduldet; wie oft wurden sie von dem Feinde geplagt; wie viele und inbrünstige Gebete opferten sie Gott; wie übten sie so strenges Fasten; welch' großen Ernst und Eifer hatten sie zu geistlicher Vollkommenheit, welch' großen Kampf führten sie zur Bezwingung der Laster; welche lautere und gerade Richtung hatten sie zu Gott! Am Tage arbeiteten sie, die Nächte lagen sie dem Gebete ob, wenn sie gleich unter der Arbeit nicht im mindesten von dem Gebete des Gemüthes abließen.

Alle ihre Zeit verwendeten sie nützlich; jede Stunde im Umgange Gottes schien ihnen kurz. Und vor großer Süßigkeit der Betrachtung wurde sogar der Nothdurft leiblicher Erquickung vergessen. Allen Reichthümern, Würden, Ehren, Freunden und Verwandten entsagten sie. Nichts von der Welt begehrten sie zu haben; kaum nahmen sie die Nothdurft des Lebens; selbst nothgedrungen dem Leibe zu dienen schmerzte sie. Arm waren sie daher an irdischen Dingen, aber sehr reich an Gnade und Tugenden. Aeußerlich darbten sie, aber innerlich wurden sie durch die Gnade und göttlichen Tröstungen erquikt.

Der Welt waren sie fremd, aber Gott nahe und seine trauten Freunde. Sich selbst schienen sie wie nichts und der Welt verschmäht, aber in den Augen Gottes waren sie kostbar und auserwählt. In wahrer Demuth standen sie, und in einfältigem Gehorsam lebten sie, in Liebe und Geduld wandelten sie, und darum wurden sie täglich vollkommener und erlangten große Gnade bei Gott. Zum Vorbilde sind sie allen Ordensleuten gegeben, und sollen uns mehr zur Besserung auffordern, als die Menge der Laxen zur Fahrlässigkeit.

O welche Inbrunst hatten alle Ordensleute im Anfange ihrer heiligen Stiftung! O welche Andacht des Gebetes waltete da, welcher Wetteifer der Tugend, welche strenge Zucht; o welche Ehrfurcht und Gehorsam gegen die Regel blühte in Allen! Noch bezeugen's die hinterlassenen Spuren, daß es wahrhaft heilige und vollkommene Männer waren, die so ritterlich streitend, die Welt in den Staub traten. Jetzt gilt der für groß, der kein Uebertreter ist, der mit Geduld ertragen kann, was er empfing. Ach der Lauigkeit und Fahrlässigkeit unseres Standes, daß wir sobald abweichen von dem ersten Eifer, und es uns zu leben verdrießt vor Lässigkeit und Ermattung! O daß die Vervollkommnung in den Tugenden nicht gänzlich in dir schliefe, der du viele Vorbilder der Frommen zum öfteren gelesen hast.

Das neunzehnte Capitel.

Von den Uebungen eines guten Ordensmannes.

Das Leben eines rechten Ordensmannes soll an allen Tugenden reich seyn, damit er innerlich das sey, was er vor den Menschen äußerlich scheinet. Und billig soll er innerlich viel mehr seyn, als was äußerlich gesehen wird, weil unser Herzens-Durchschauer Gott ist, den wir auf's höchste, wo wir auch seyen, verehren und vor dessen Angesicht wir, gleich Engeln, rein einhergehen sollen. Jeden Tag sollen wir unsern Vorsatz erneuern und zum Eifer uns erwecken, als ob wir erst heute zur Bekehrung gekommen wären und sprechen: Stehe mir bei, o Gott! in dem guten Vorsatze und in Deinem heiligen Dienste und schenke mir heute vollkommen zu beginnen, weil das nichts ist, was ich bis jetzt that.

Je nach unserem Vorsatz ist der Verlauf unserer Besserungs und vielen Fleißes bedarf,

wer fortschreiten will. Wenn nun der, welcher Vorsätze faßt, oft fällt: wie erst der, welcher nur selten oder weniger fest sich etwas vorsetzt? Auf mancherlei Weise jedoch geschieht es, daß der Vorsatz aufgegeben wird, und eine geringe Unterlassung geistlicher Uebungen geht kaum ohne Schaden hin. Der Vorsatz der Gerechten ruht mehr auf der Gnade Gottes, als auf der eigenen Weisheit. Auf Ihn vertrauen sie allezeit, was sie auch ergreifen. Denn der Mensch denkt's, Gott aber lenkt's, und der Mensch ist nicht Herr seines Weges.

Wird der Mildthätigkeit wegen oder zum Zwecke des brüderlichen Nutzens manchmal eine gewohnte Uebung unterlassen, so kann sie später leicht nachgeholt werden. Wird sie aber aus Ueberdruß des Gemüthes oder Fahrlässigkeit leichtsinnig verabsäumt, so ist es strafbar genug und der Schaden macht sich fühlbar. Wir mögen uns anstrengen, so sehr wir können, dennoch werden wir in Vielem fehlen. Doch sollen wir uns allezeit etwas Bestimmtes vorsetzen, und vorzüglich das vorsetzen, was uns am meisten hindert. Unser Aeußeres und Inneres

müssen wir gleichmäßig erforschen und ordnen, weil Beides die eigene Besserung fördert.

Wenn du dich nicht beständig zu sammeln vermagst, so thue es doch zuweilen; zum mindesten zweimal im Tage, des Morgens nämlich und des Abends. Am Morgen fasse deinen Vorsatz, am Abende prüfe deinen Wandel, wie du heut gewesen in Wort und That und Gedanke: weil du hierinnen vielleicht Gott und den Nächsten zum öfteren beleidigt hast. Gürte dich wie ein tapferer Mann wider die teuflischen Bosheiten; zügle den Gaumen und du wirst um so leichter allen fleischliche Gelüste zügeln. Niemalen sey ganz und gar müßig, sondern lies oder schreibe, oder bete, oder betrachte, oder arbeite etwas Nützliches für die Gemeinschaft. Die leiblichen Uebungen jedoch sind mit Maaß zu verrichten und sollen nicht von Allen gleichmäßig übernommen werden.

Uebungen, welche nicht gemeinschaftlich sind, soll man nicht äußerlich zeigen; denn sicherer werden die besonderen im Geheimen geübt. Hüte dich jedoch, daß du nicht träg zu den gemeinschaftlichen seist und zu den eigenen allzu bereit; sondern wenn du die

pflichtmäßigen und dir auferlegten gänzlich und getreulich erfüllt hast, und es bleibt dir darüber noch freie Zeit, dann gib dich dir hin, wie es deine Andacht verlangt. Nicht Alle können Eine Uebung haben, sondern Diesem dient die eine, die andere Jenem mehr; auch nach Gelegenheit der Zeit gefallen verschiedene Uebungen mehr; denn die einen sagen mehr an Festtagen zu, die anderen an Werktagen, der einen bedürfen wir zur Zeit der Versuchung, der anderen zur Zeit des Friedens und der Ruhe. Anderes denken wir gern, wenn wir trauren, Anderes wenn wir fröhlich in dem Herrn sind. Um die Zeit der hohen Feste sind die guten Uebungen zu erneuen und die Heiligen inbrünstiger um ihre Fürbitte anzusiehen. Von Fest zu Fest sollen wir unsere Vorsätze fassen, gleich als ob wir dann aus der Welt scheiden und zum ewigen Feste gelangen würden. Und deßwegen sollen wir uns sorgfältig in den Zeiten der Andacht vorbereiten und andächtiger wandeln und jeglichen Brauch strenger halten, als ob wir in Kurzem unserer Arbeit Lohn von Gott empfangen würden.

Und wird dieß noch aufgeschoben, dann sollen wir uns für zu wenig vorbereitet halten und für unwürdig einer solchen Glorie, die da wird offenbart werden in uns zur bestimmten Zeit; und wir sollen bemüht seyn, besser zum Hingange uns zu bereiten. Selig der Knecht, sagt der Evangelist Lukas, den der Herr, so er kommt, wachend findet. Fürwahr sage ich euch, über alle seine Güter wird er ihn setzen.

Das zwanzigste Capitel.

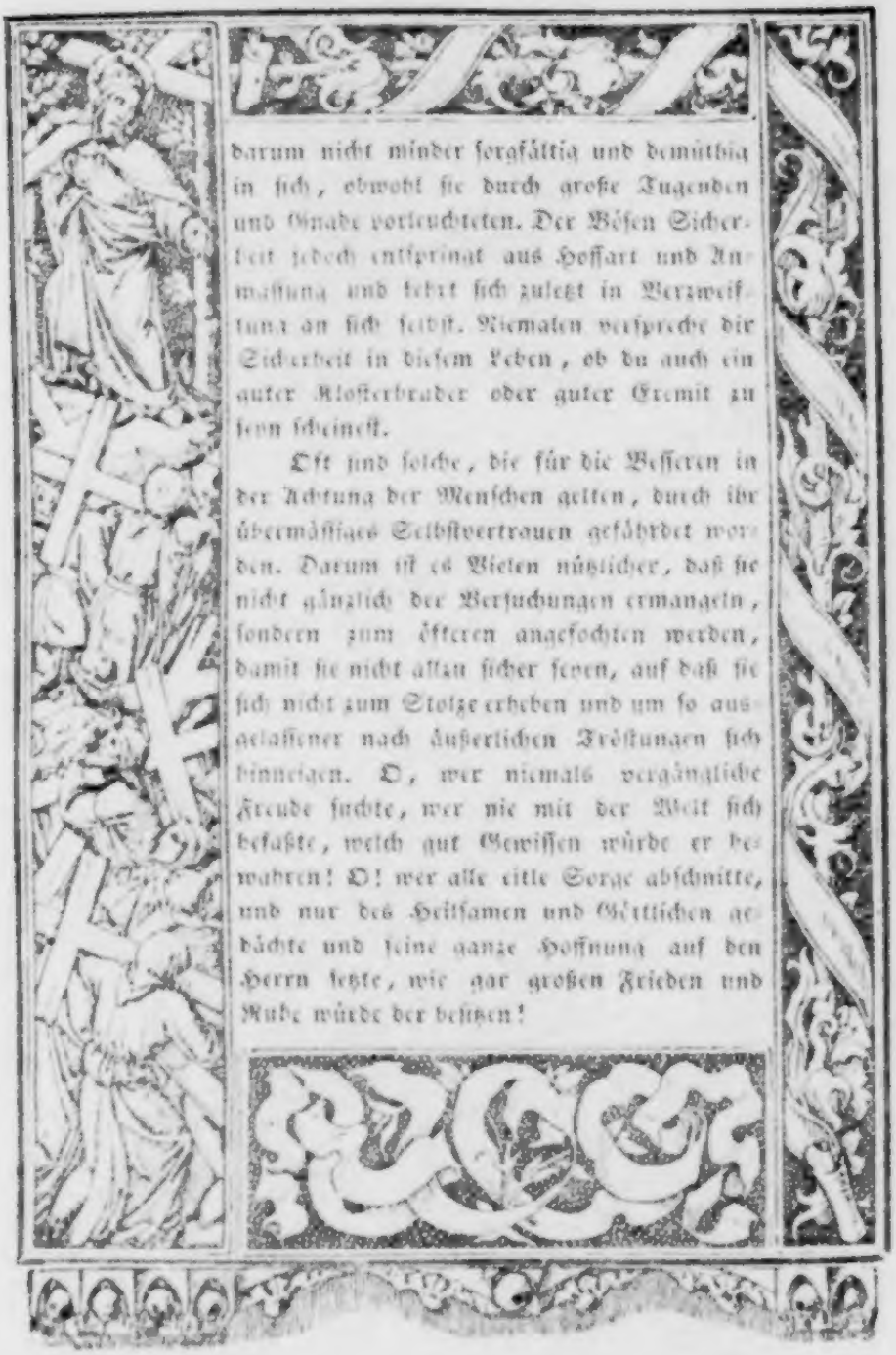
Von der Liebe zur Einsamkeit und zum Schweigen.

Trachte eine gelegene Zeit deiner selbst zu warten. Der Wohlthaten Gottes gedenke oft; was für den Fürwitz ist, das lasse, und durchlies solche Schriften, die dir über Zerknirschung als Unterhaltung bereiten. Hast du dich überflüssigen Redereien, fürwitzigem Umherlaufen, und dem Anhören von Neuigkeiten und

Gerüchten entzogen, so wirst du hinreichende und gelegene Zeit finden, guten Betrachtungen obzuliegen. Die größten Heiligen vermieden die Gesellschaften der Menschen, wo sie konnten; und erwählten, Gott im Verborgenen zu leben.

Es hat Jemand gesagt: So oft ich unter Menschen war, kehrte ich als ein geringerer Mensch heim. Dieß erfahren wir zum öfteren, wenn wir lange mit einander schwätzen. Denn es ist leichter ganz zu schweigen, als sich im Worte nicht zu vergehen. Leichter ist's daheim sich zu bergen, als auswärts sich genugsam behüten zu können. Wer also darnach trachtet zum Innerlichen und Geistlichen zu gelangen, dem thut Noth, mit Jesu der Menge auszuweichen. Niemand tritt sicher hervor, als wer gerne verborgen ist. Niemand spricht sicher, als wer gerne schweigt. Niemand kann sicher oben anstehen als wer gern unten steht. Niemand gebietet sicher, als wer gehorchen gelernt. Niemand freut sich sicher, als wer das Zeugniß eines guten Gewissens hat.

Immer jedoch war der Heiligen Sicherheit voll der Furcht Gottes. Und sie waren



darum nicht minder sorgfältig und demüthig in sich, obwohl sie durch große Tugenden und Gnade vorleuchteten. Der Bösen Sicherheit jedoch entspringt aus Hoffart und Anmaßung und kehrt sich zuletzt in Verzweiflung an sich selbst. Niemalen verspreche dir Sicherheit in diesem Leben, ob du auch ein guter Klosterbruder oder guter Eremit zu seyn scheinest.

Oft sind solche, die für die Besseren in der Achtung der Menschen gelten, durch ihr übermässiges Selbstvertrauen gefährdet worden. Darum ist es Vielen nützlicher, daß sie nicht gänzlich der Versuchungen ermangeln, sondern zum öfteren angefochten werden, damit sie nicht allzu sicher seyen, auf daß sie sich nicht zum Stolze erheben und um so ausgelassener nach äußerlichen Tröstungen sich hinneigen. O, wer niemals vergängliche Freude suchte, wer nie mit der Welt sich befaßte, welch gut Gewissen würde er bewahren! O! wer alle eitle Sorge abschnitte, und nur des Heilsamen und Göttlichen gedächte und seine ganze Hoffnung auf den Herrn setzte, wie gar großen Frieden und Ruhe würde der besitzen!

Niemand iſt würdig himmliſcher Tröſtung, als wer ämſig ſich geübt hat in heiliger Zerknirſchung. Willſt du bis zum Herzen zerknirſcht werden, gehe in dein Kämmerlein und ſchließe den Lärm der Welt aus, wie geſchrieben ſteht: in euern Kämmerlein ſollt ihr zerknirſcht werden. In der Zelle wirſt du finden, was du auswärts zum öfteren verliereſt. Treu gehütet wird die Zelle lieblich; übel gehütet bringt ſie Ueberdruß. Wenn du im Beginne deiner Bekehrung deine Zelle wohl bewohneſt und hüteſt, ſo wird ſie dir nachher eine liebe Freundin und der angenehmſte Troſt ſeyn.

In Schweigen und Ruhe gedeiht die andächtige Seele und lernt die Geheimniſſe der Schrift. Da findet ſie Thränenbäche, ſich jede Nacht darin zu waſchen und zu läutern; damit ſie ihrem Schöpfer um ſo vertrauter werde, je ferner ſie von allem menſchlichen Lärme wohnt. Wer ſich alſo den Bekannten und Freunden entzieht, dem wird Gott ſich nähern mit den heiligen Engeln. Beſſer iſt's verborgen zu ſeyn und für ſich ſelbſt Sorge zu tragen, als mit Verſäumniß ſeiner ſelbſt Wunder zu wirken. Löblich iſt's für einen

gottgeweihten Menschen, selten auszugehen, meiden gesehen zu werden, und die Menschen nicht sehen zu wollen.

Warum willst du das sehen, was dir nicht zu haben erlaubt ist! Es vergeht die Welt und ihre Begierlichkeit. Die Gelüste der Sinnlichkeit locken den Menschen, sich draußen zu trachten; ist aber die Stunde vorüber, was trägst du davon, als Beschwerde des Gewissens und Herzenszerstreuung. Ein fröhlicher Ausgang bringt oft einen traurigen Heimgang und späte Belustigung am Vorabende, bereitet einen traurigen Morgen. Also geht alle fleischliche Lust ein mit Schmeicheln, zuletzt aber tödtet ihr Schlangenbiß.

Was kannst du anderswo sehen, was du hier nicht siehst? Siehe Himmel und Erde und alle Elemente, denn daraus ist Alles gemacht. Was kannst du irgendwo sehen, das da lange unter der Sonne bestehen kann? Du glaubst vielleicht ersättiget zu werden, du wirst es aber nicht erreichen können. Sähest du alle Dinge gegenwärtig, was wäre es anders, denn ein eitles Gesicht? Erhebe deine Augen zu Gott in die Höhe und bete deiner Sünden und Versäumnisse wegen. Laß das

Eitle den Eitlen, du aber sey darauf gerichtet, was Gott dir geboten. Beschließe die Thüre hinter dir und rufe Jesus, deinen Geliebten, zu dir. Bleibe mit ihm in der Zelle, weil du anderwärts keinen solchen Frieden finden wirst. Wärest du nicht ausgegangen und hättest nichts von den Gerüchten gehört, du wärest besser in gutem Frieden verblieben. Seit es dich manchmal Neues zu hören ergötzet, deßwegen mußt du auch Betrübniß des Herzens ertragen.

Das ein und zwanzigste Capitel.

Von der Zerknirschung des Herzens.

illst du in etwas zunehmen, dann bewahre dich in der Furcht Gottes und begehre nicht allzu frei zu seyn: sondern halte alle deine Sinne ein unter der Zucht und überlasse dich nicht thörichter Fröhlichkeit. Gib dich der Zerknirschung des Herzens hin, und du wirst Andacht finden. Die Zerknirschung bringt manches Gute

derver, das die Leichtfertigkeit schnell zu verlieren pflegt. Wundersam ist's, daß der Mensch je mag vollkommen fröhlich werden in diesem Leben, wenn er seine Verstoßung in's Elend und so viele Gefahren seiner Seele betrachtet und erwägt.

Ob der Leichtfertigkeit unsers Herzens und der Verstummniß unserer Gebrechen fühlen wir unserer Seele Schmerzen nicht, sondern lachen oft leichtsinnig, wenn wir billig weinen sollten. Es gibt keine wahre Freiheit noch rechte Fröhlichkeit als in Gottesfurcht und gutem Gewissen. Glücklich, wer jede hemmende Zerstreuung von sich abweisen und zur Einigung in heiliger Zerknirschung sich sammeln kann. Selig, wer sich von Allem losjagt, was sein Gewissen beflecken oder beschweren kann. Streite männlich, Gewohnheit wird durch Gewohnheit überwunden. Kannst du die Menschen lassen, so werden auch sie dich wohl gerne lassen deine Werke wirken.

Siehe dir nicht Anderer Geschäfte zu und verstricke dich nicht in die Angelegenheiten der Großen. Dein Aug halte stets zuerst auf dich gerichtet, und ermahne dich selbst insbesondere vor Allen, die dir lieb sind. Besitzest

du nicht die Gunſt der Menſchen, ſo laß es dich nicht bekümmern, ſondern das ſey dir hart, daß du dich nicht alſo wohl halteſt und ſo behutſam, wie einem Diener Gottes und frommen Ordensmann zu wandeln geziemte. Oft iſt es heilſamer und ſicherer, daß der Menſch nicht viele Tröſtungen in dieſem Leben habe; beſonders dem Fleiſche nach, daß wir jedoch keine göttlichen haben und uns ſelten andächtig fühlen, daran ſind wir ſelbſt ſchuld, weil wir die Zerknirſchung des Herzens nicht ſuchen und die eitlen und äußerlichen Tröſtungen nicht von uns werfen.

Erkenne dich göttlichen Troſtes unwürdig, ſondern vielmehr würdig vieler Trübſal. Wenn der Menſch vollkommen zerknirſcht iſt, dann iſt ihm die ganze Welt ſchwer und bitter. Ein guter Menſch findet hinreichenden Grund zum Wehklagen und Weinen; er mag ſich nun ſelbſt betrachten, oder den Nächſten in's Auge faſſen. Er weiß, daß hienieden Niemand ohne Verſuchung lebt, und je ſchärfer er ſich betrachtet, um ſo mehr wird er wehklagen. Grund zu gerechtem Schmerz und innerlicher Zerknirſchung ſind unſere Sünden und Laſter, in die wir ſo eingehüllt liegen, daß

wir himmliſche Dinge ſelten zu betrachten vermögen.

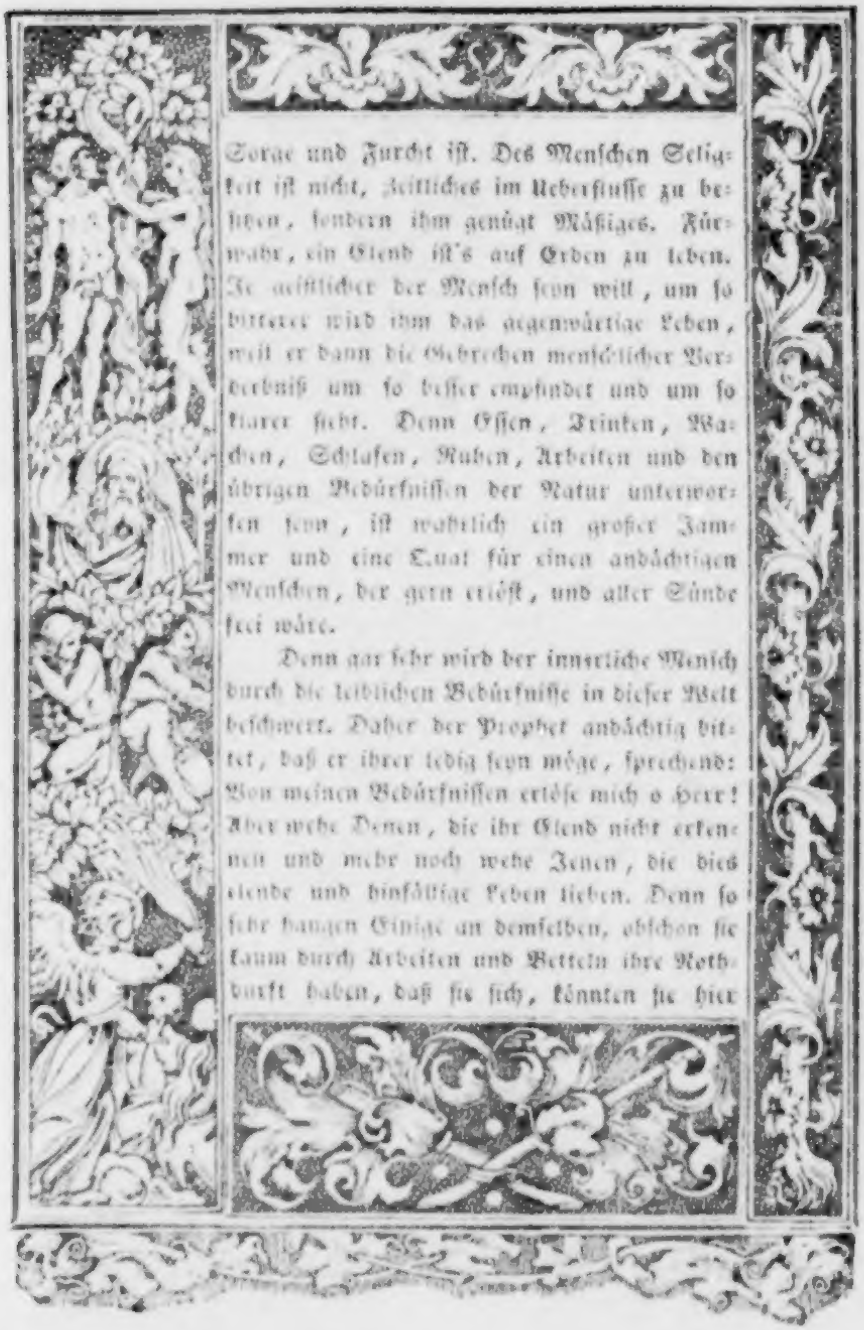
Dächteſt du öfter an deinen Tod, als an die Länge deines Lebens, kein Zweifel, du würdeſt dich eifriger beſſern. Würdeſt du auch von Herzen die Strafen der Hölle und des Fegfeuers bedenken, ich glaube du würdeſt gerne Schmerz und Mühe ertragen und vor keiner Strenge erſchrecken. Aber weil uns dieß nicht zu Herzen geht und wir noch Schmeicheleі der Sinne lieben, darum verbleiben wir kalt und überaus träge. Oft iſt es Dürftigkeit des Geiſtes, weßhalb der elende Leib ſich ſo leicht beklagt. Bete darum demüthig zu Gott, daß er dir den Geiſt der Zerknirſchung verleihe und ſprich mit dem Propheten: Speiſe mich Herr mit dem Brode der Thränen und gib mir einen Trunk in Thränen wohlgemeſſen.

Das zwei und zwanzigste Capitel.

Wie wir das menſchliche Elend betrachten ſollen.

Elend biſt du, wo du auch ſeyn und wohin du dich kehren magſt, wenn du nicht zu Gott dich kehreſt. Was ſtört es dich, daß es dir nicht ſo geht, wie du wünſcheſt und verlangſt? Wer iſt's, der Alles nach ſeinem Willen hat? weder ich noch du, noch irgend ein Menſch auf Erden. Niemand iſt [illegible] der Welt ohne einige Bedrängniß oder Angſt, er ſey König oder Papſt. Wer iſt's, der es beſſer hat? Sicher der, welcher für Gott etwas zu leiden vermag.

Es ſprechen viele Schwache und Kranke: Sieh', welch gutes Leben hat jener Menſch, wie reich iſt er, wie groß, wie mächtig und ausgezeichnet. Merke aber auf die himmliſchen Güter, und du wirſt ſehen, daß alle dieſe zeitlichen nichts ſind, ſondern vielmehr ungewiß und ſehr beſchwerlich, weil ihr Beſitz nie ohne



Sorge und Furcht ist. Des Menschen Seligkeit ist nicht, Zeitliches im Ueberflusse zu besitzen, sondern ihm genügt Mäßiges. Fürwahr, ein Elend ist's auf Erden zu leben. Je sittlicher der Mensch seyn will, um so bitterer wird ihm das gegenwärtige Leben, weil er dann die Gebrechen menschlicher Verderbniß um so besser empfindet und um so klarer sieht. Denn Essen, Trinken, Wachen, Schlafen, Ruhen, Arbeiten und den übrigen Bedürfnissen der Natur unterworfen seyn, ist wahrlich ein großer Jammer und eine Qual für einen andächtigen Menschen, der gern erlöst, und aller Sünde frei wäre.

Denn gar sehr wird der innerliche Mensch durch die leiblichen Bedürfnisse in dieser Welt beschwert. Daher der Prophet andächtig bittet, daß er ihrer ledig seyn möge, sprechend: Von meinen Bedürfnissen erlöse mich o Herr! Aber wehe Denen, die ihr Elend nicht erkennen und mehr noch wehe Jenen, die dies elende und hinfällige Leben lieben. Denn so sehr hangen Einige an demselben, obschon sie kaum durch Arbeiten und Betteln ihre Nothdurft haben, daß sie sich, könnten sie hier

nur immer leben, um das Reich Gottes nicht kümmern würden.

O die Unsinnigen und von Herzen Ungläubigen, die so tief in das Irdische versunken sind, daß nur das Fleischliche für sie Geschmack hat. Aber die Elenden werden noch am Ende schwer empfinden, wie werthlos und nichtig das war, was sie liebten. Die Heiligen Gottes aber, und die andächtigen Freunde Christi achteten nicht auf das, was dem Fleische gefiel, noch was in dieser Zeitlichkeit blühte; sondern all ihr Hoffen und ihr Trachten lechzte nach den ewigen Gütern. Ihr ganzes Verlangen erhob sich aufwärts zu dem Bleibenden und Unsichtbaren, damit sie nicht durch Liebe des Sichtbaren hinabgezogen würden zum Niedrigsten.

Verliere, o Bruder, das Vertrauen nicht zu geistlicher Vervollkommnung, denn noch hast du dazu Zeit und Weile. Warum willst du deinen Vorsatz aufschieben? Erhebe dich und beginne augenblicklich und sprich: jetzt ist's Zeit zu wirken, nun ist's Zeit zu kämpfen, nun ist die Zeit gelegen, sich zu bessern. Wann dir wehe ist und du bedrängt wirst, dann ist's Zeit, Verdienste zu

gewinnen. Du mußt durch Feuer und Waſſer hindurch gehen, bevor du zur Erquickung gelangſt. Wenn du dir nicht Gewalt anthuſt, wirſt du das Laſter nicht überwältigen. So lange wir dieſen gebrechlichen Leib tragen, mögen wir nicht ohne Sünde ſeyn, noch ohne Ueberdruß und Schmerz leben. Gern hätten wir Ruhe vor allem Elende, aber weil wir durch die Sünde die Unſchuld verloren haben, iſt auch unſere wahre Glückſeligkeit dahin. Darum müſſen wir Geduld haben und der Barmherzigkeit Gottes harren, bis dieſe Arbeit vorüber iſt und die Sterblichkeit vom Leben verſchlungen wird.

O wie groß iſt die menſchliche Gebrechlichkeit, die allzeit zu Laſtern geneigt iſt! Heute beichteſt du deine Sünden und Morgen begehſt du wiederum die gebeichteten. Jetzt nimmſt du dir vor, dich zu hüten, und eine Stunde darauf handelſt du, als ob du dir nichts vorgenommen hätteſt.

Billigerweiſe mögen wir uns darum demüthigen und niemalen etwas Großes von uns denken, weil wir ſo gebrechlich und unbeſtändig ſind. Schnell kann auch durch Fahrläſſigkeit das verloren werden, was mit

großer Arbeit endlich kaum durch die Gnade erworben ward.

Was wird noch am Ende aus uns werden, da wir so frühe erkalten. Wehe uns, wenn wir also uns zur Ruhe neigen wollen, als ob schon Friede und Sicherheit da wäre, da noch keine Spur wahrer Heiligkeit sich in unserem Wandel zeigt. Wohl thäte es Noth, daß wir noch angeleitet würden, wie gute Novizen, zu besseren Sitten, ob vielleicht noch einige künftige Besserung und größerer geistlicher Fortgang zu hoffen wäre.

Das drei und zwanzigste Capitel.

Von der Betrachtung des Todes.

Gar bald wird es hier um dich geschehen seyn, siehe anders, wie es mit dir steht. Heute ist der Mensch und Morgen erscheint er nimmer. Ist er aber den Augen entrückt, dann schwindet er auch bald aus unserem Sinne. O der Trägheit und Hartnäckigkeit des menschlichen Herzens,

das nur das Gegenwärtige betrachtet und des Künftigen sich nicht weiter versieht. Also solltest du dich in allem Thun und Denken halten, als ob du heute sterben würdest. Hättest du ein gutes Gewissen, so würdest du den Tod nicht sonderlich fürchten. Es wäre dir besser vor Sünden dich zu hüten, als den Tod zu fliehen. Bist du heute nicht bereit, wie wirst du es Morgen seyn? Morgen ist ein ungewisser Tag, und weißt du ob du noch ein Morgen haben wirst?

Was frommt's lange zu leben, wenn wir so wenig gebessert werden? Ja, ein langes Leben bessert nicht immer, oft mehrt es die Schuld. O daß wir nur Einen Tag gut gewandelt wären in dieser Welt. Viele rechnen die Jahre ihrer Bekehrung, aber die Frucht ihrer Besserung ist oft gering. Ist es schrecklich zu sterben, so wird es vielleicht noch gefährlicher seyn, länger zu leben. Selig, wer die Stunde seines Todes immer vor Augen hat und sich täglich zum Sterben bereitet. Siehst du je einen Menschen sterben, so denke, daß du denselben Weg hingehen wirst.

Ist's Morgen, so glaube, daß du den Abend nicht erreichen wirst; ist es aber

Abend geworden, dann getraue dir nicht noch einen Morgen zu versprechen. Immer also sey bereit und lebe also, daß niemals der Tod dich unbereit finde. Viele sterben plötzlich und unversehens: denn zu einer Stunde, wo man's nicht glaubt, wird des Menschen Sohn kommen. Ist jene letzte Stunde da, so wirst du viel anders über dein ganzes vergangenes Leben zu denken anfangen und es wird dich sehr schmerzen, daß du so säumig und lässig warst.

Wie glücklich und weise ist der, welcher sich immer bestrebt so im Leben zu seyn, wie er wünscht im Tode befunden zu werden. Denn vollkommene Verachtung der Welt, ein inbrünstig Verlangen in den Tugenden zuzunehmen, Liebe der Zucht, Arbeit der Buße, Bereitwilligkeit im Gehorsam, Selbstverläugnung und Erduldung jeder Widerwärtigkeit um der Liebe Christi willen werden große Zuversicht auf einen seligen Tod geben. Viel Gutes kannst du wirken, dieweil du gesund bist, aber wenn du erkrankest, weiß ich nicht, was du vermögen wirst. Wenige werden durch eine Krankheit gebessert, so wie auch die selten heilig werden, die viel umherpilgern.

Setze dein Vertrauen nicht auf deine Freunde und Nächsten, noch verschiebe dein Heil auf die Zukunft, weil die Menschen deiner ehender vergessen werden, als du meinst. Besser ist's, sich jetzt zeitig vorzusehen und etwas Gutes vorauszuschicken, als auf Anderer Hülfe hoffen. Wenn du jetzt nicht um dich selbst besorgt bist, wer wird künftig um dich besorgt sein? Jetzt ist die Zeit gar kostbar, jetzt sind Tage des Heils, jetzt ist die Zeit zu nutzen. Aber ach leider, daß du sie nicht nützlicher verwendest, in der du das ewige Leben verdienen kannst. Der Augenblick wird kommen, wo du einen Tag oder eine Stunde zur Besserung dir wünschen, und ich weiß nicht, ob erflehen wirst.

O du Allerliebster! von welcher Gefahr kannst du dich befreien, welch' großer Furcht dich entreißen, wenn du nun immer behutsam bist und auf den Tod Argwohn hegst. Befleiße dich nun, so zu leben, daß du dich zur Stunde des Todes eher freuen als fürchten mögest. Lerne jetzt der Welt sterben, auf daß du dann mit Christo zu leben beginnest. Lerne jetzt Alles verachten, damit du dann frei zu Christus ziehen kannst. Züchtige jetzt

deinen Leib durch Buße, damit du dann gewisse Zuversicht haben könnest.

Ach du Thor! wie denkest du lange zu leben, da du keinen Tag sicher hast? Wie Viele wurden betrogen und unverhofft dem Leibe entrissen? Wie oft hast du sagen hören: der fiel durch's Schwert, der ertrank, der stürzte aus der Höhe und brach den Hals, der erstickte beim Essen, der fand beim Spiele sein Ende, ein Anderer kam durch Feuer um, ein Anderer durch's Eisen, ein Anderer durch die Pest, ein Anderer durch Mord, und also ist Aller Ende der Tod, und das Leben der Menschen geht wie ein Schatten gar bald vorüber.

Wer wird deiner gedenken nach dem Tode, und wer wird für dich beten? Wirke, wirke nun, Allerliebster! was immer du wirken kannst: denn du weißt nicht, wann du sterben wirst; du weißt auch nicht, was für dich nach dem Tode folgt. Dieweil du Zeit hast, sammle unsterbliche Schätze. An nichts als an dein Heil gedenke; nur was Gottes ist, darum kümmere dich. Mache dir nun Freunde, indem du die Heiligen verehrst und ihre Werke nachahmest, auf daß sie dich in

ihre ewigen Hütten aufnehmen, wenn dies Leben ein Ende genommen.

Halte dich wie einen Pilger und Fremdling auf Erden, den der Welt-Geschäfte nichts angehen. Bewahre ein freies und zu Gott aufwärts gerichtetes Herz, weil du hier keine bleibende Stätte hast. Dorthin sende täglich Gebete und Seufzer unter Thränen, daß dein Geist würdig werde nach dem Tode selig zu dem Herrn hinüberzugehen.

Das vier und zwanzigste Capitel.

Von dem Gerichte und den Strafen der Sünder.

In allen Dingen blicke auf das Ende und wie du vor dem strengen Richter stehen wirst, dem nichts verborgen ist, der durch keine Gaben begütigt wird, noch Entschuldigungen annimmt, sondern wie es recht ist, richten wird.

O du elendester und thörichter Sünder, was wirst du Gott antworten, der alle deine Missethaten kennt, der du zuweilen das

Angesicht eines erzürnten Menschen fürchtest? Warum siehst du dich nicht vor auf den Tag des Gerichtes? wo Keiner durch den Anderen wird entschuldigt oder vertheidigt werden können, sondern Jeder sich selbst eine schwere Last seyn wird. Jetzt ist deine Arbeit fruchtbar, dein **Weinen** angenehm, dein Seufzen erhörbar, dein Schmerz sühnend und reinigend.

Ein grosses und heilsames Fegfeuer hat der geduldige Mensch, den, erfährt er **Kränkungen**, mehr des Andern Bosheit schmerzt, als die eigene Kränkung; der für seine Widersacher gern betet und ihnen von Herzen ihre Schuld vergibt; der Andere um Verzeihung **zu bitten nicht** säumt; der leichter sich erbarmet als erzürnet; der sich oft Gewalt anthut und sein Fleisch dem Geiste gänzlich zu unterjochen ringt. Besser ist's, jetzt sich von Sünden **zu reinigen** und die Laster abzuschneiden, als sie **für** eine **künftige** Reinigung aufzusparen. **Wir** betrügen uns wahrhaft selbst durch die ungeordnete Liebe, die wir zu dem Fleische hegen.

Was anders wird jenes Feuer verschlingen als deine Sünden? Je mehr du deiner jetzt schonest und dem Fleische folgest, um so

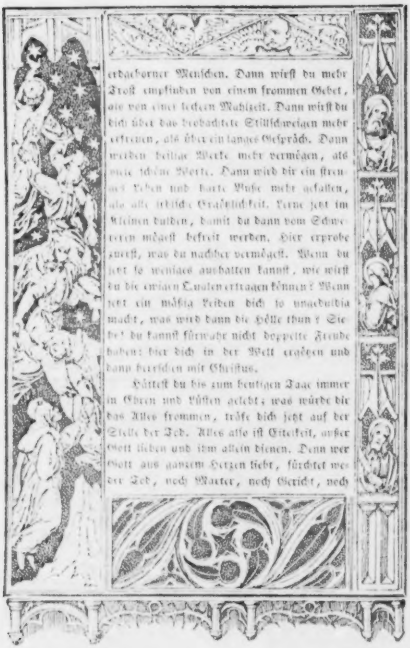
härter wirst du nachher büßen und um so größern Stoff zum Verbrennen sparest du auf. Worin der Mensch gesündigt, darin wird er um so schwerer gestraft werden. Dort werden die Trägen mit glühenden Stacheln aufgespornt, die Schlemmer von entsetzlichem Hunger und Durst gequält werden. Dort werden die Unkeuschen und Wollüstlinge mit glühendem Peche und stinkendem Schwefel übergossen, und wie rasende Hunde werden die Neidischen heulen.

Es wird kein Laster seyn, das nicht seine eigene Marter haben wird. Dort werden die Hoffärtigen mit aller Beschämung erfüllt und die Geizigen von dem jämmerlichsten Mangel bedrängt werden. Dort wird eine Stunde in der Pein härter seyn, als hier hundert Jahre in der schwersten Buße. Dort ist keine Ruhe, kein Trost für die Verdammten; hier rastet man doch zuweilen von der Arbeit und genießt des Trostes der Freunde. Jetzt sey besorgt und voll Schmerz über deine Sünden, damit du am Tage des Gerichtes sicher mögest seyn mit den Seligen. Denn dann werden die Gerechten dastehen in großer Standhaftigkeit wider die, welche sie ängstigten

und bedrückten. Dann wird als Richter daſtehen, der ſich hier demüthig den Gerichten der Menſchen unterwirft. Dann wird der Arme und Demüthige große Zuverſicht haben, und zagen wird ringsum der Stolze.

Dann wird kund werden, daß ein Weiſer in dieſem Leben geweſen, wer für Chriſtus lernte ein Thor und verachtet zu ſeyn. Gefallen wird dann alle geduldig erlittene Trübſal, und jede Bosheit wird ihren Mund ſchließen. Dann wird jeder Fromme ſich freuen, und trauern jeder Gottloſe. Dann wird das gekreuzigte Fleiſch mehr frohlocken, als wäre es immer im Wohlgenuß gepflegt worden. Dann wird ein ſchlechtes Kleid glänzen und ein feines erbleichen. Dann wird eine ärmliche Hütte mehr geprieſen werden, als ein übergoldeter Pallaſt. Dann wird ſtandhafte Geduld mehr helfen, als alle Macht der Welt. Dann wird der einfache Gehorſam mehr erhöht werden, als alle weltliche Verſchlagenheit.

Dann wird ein reines, einfaches und gutes Gewiſſen mehr erfreuen, als gelehrte Philoſophie. Dann wird Verſchmähung des Reichthums ſchwerer wiegen, als alle Schätze



erdachtener Menschen. Dann wirst du mehr Trost empfinden von einem frommen Gebet, als von einer leckern Mahlzeit. Dann wirst du dich über das beobachtete Stillschweigen mehr erfreuen, als über ein langes Gespräch. Dann werden heilige Werke mehr vermögen, als viele schöne Worte. Dann wird dir ein strenges Leben und harte Buße mehr gefallen, als alle irdische Gastlichkeit. Lerne jetzt im Kleinen dulden, damit du dann vom Schwereren möchtest befreit werden. Hier erprobe zuerst, was du nachher vermögest. Wenn du jetzt so wenigen aushalten kannst, wie wirst du die ewigen Qualen ertragen können? Wenn jetzt ein mäßig Leiden dich so ungeduldig macht, was wird dann die Hölle thun? Siehe! du kannst hienieden nicht doppelte Freude haben: hier dich in der Welt ergötzen und dann herrschen mit Christus.

Hättest du bis zum heutigen Tage immer in Ehren und Lüsten gelebt; was würde dir das Alles frommen, träfe dich jetzt auf der Stelle der Tod. Alles also ist Eitelkeit, außer Gott lieben und ihm allein dienen. Dann wer Gott aus ganzem Herzen liebt, fürchtet weder Tod, noch Marter, noch Gericht, noch

Hölle: weil die vollkommene Liebe sichern Zutritt zu Gott bereitet. Wen es aber noch zu sündigen gelüstet, da ist's kein Wunder, wenn er Tod und Gericht fürchtet. Gut ist's jedoch, wenn die Liebe dich noch nicht von dem Bösen abruft, daß dich dann die Furcht vor der Hölle in Schranken halte. Wer aber die Gottesfurcht hintansetzt, wird es nicht vermögen, lange im Guten zu bestehen, sondern er wird um so schneller in des Teufels Stricke gerathen.

Das fünf und zwanzigste Capitel.

Von eifriger Besserung unsers ganzen Lebens.

Sey wachsam und eifrig im Dienste Gottes, und bedenke oft: Wozu bist du ankommen und warum hast du die Welt verlassen? Nicht wahr darum, um Gott zu leben, und ein geistlicher Mensch zu werden? So befleiße dich denn zur Besserung, weil du den Lohn deiner Mühen in Kurzem

empfangen wirst; und alsdann wird weder Furcht noch Schmerz in deiner Nähe seyn. Nur ein Geringes wirst du dich hier mühen, und große Ruhe, ja immerdauernde Freude finden. Verharrest du treu und inbrünstig im Wirken, dann wird auch Gott ohne Zweifel getreu und reich in der Vergeltung seyn. Gute Hoffnung sollst du behalten zur Siegespalme zu gelangen; aber der Sicherheit darfst du dich nicht vermessen, damit du nicht erlauest oder hochmüthig werdest.

Da nämlich Einer ängstlich zwischen Furcht und Hoffnung oft hin und her schwankte, und einstmal, vom Gram erschöpft, in der Kirche vor einem Altar sich im Gebete niederwarf, erwog er Folgendes bei sich, und sprach: O wüßte ich, daß ich fortan ausharren werde! und er hörte zur Stelle innerlich eine göttliche Antwort: Was, so du es wüßtest, wolltest du dann thun? Thue jetzt, was du dann thun wolltest, so wirst du wohl sicher seyn. Und alsbald überließ er sich getröstet und gestärkt dem göttlichen Willen, und das ängstliche Schwanken hörte auf; und er wollte nimmer fürwitzig nachspüren, um zu erfahren,

was ihm künftig geſchehen würde; ſondern war mehr befliſſen zu erforſchen, was Gottes wohlgefälliger und vollkommener Wille ſey, um jedes gute Werk zu beginnen und zu vollenden.

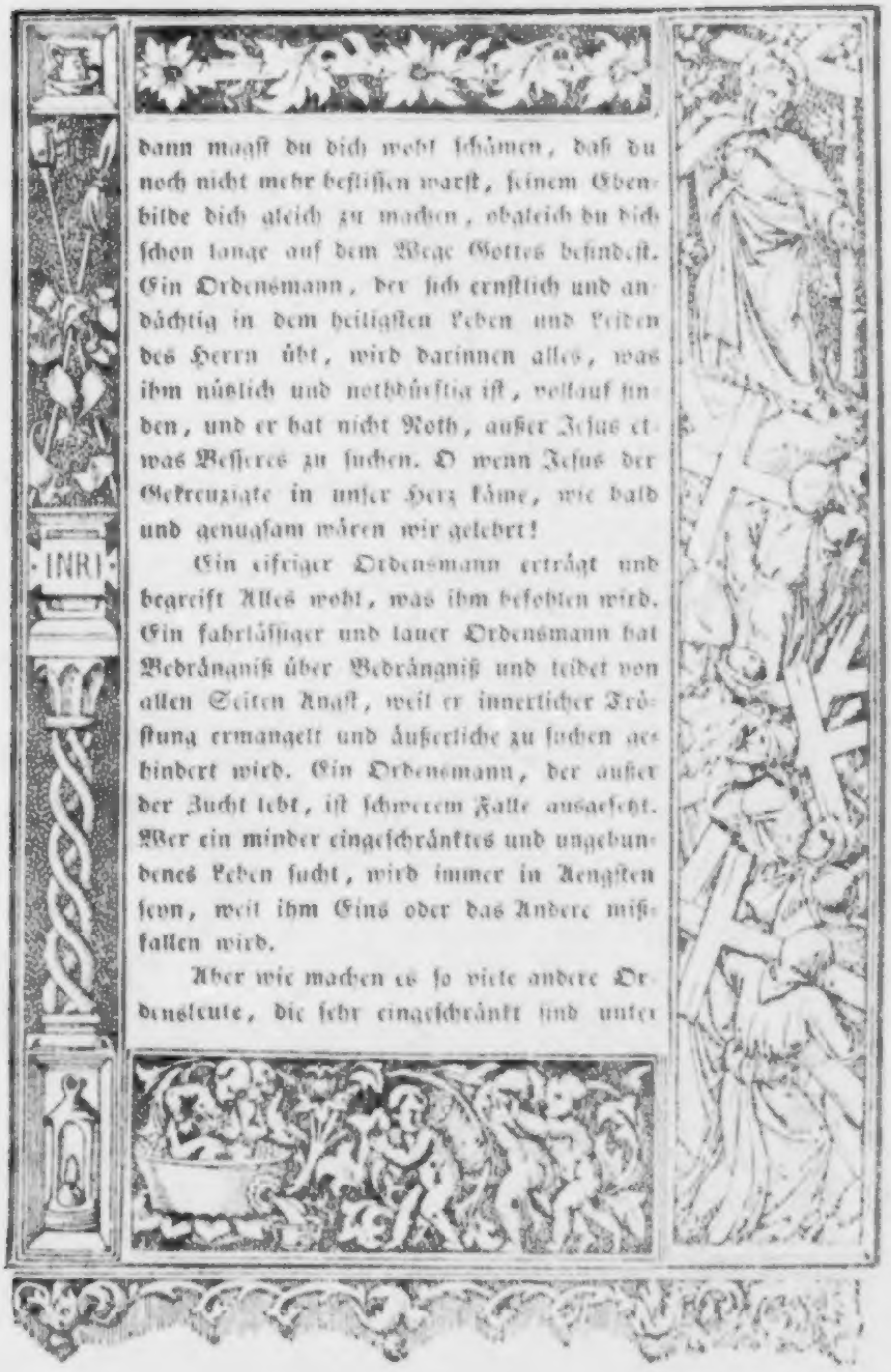
Hoffe auf den Herrn, und thue Gutes, ſpricht der Prophet, und wohne im Lande, und du wirſt dich weiden an ſeinem Reichthume. Eins iſt's, was Viele von dem Fortſchritte und eifriger Beſſerung zurückhält: Scheu vor der Schwierigkeit oder die Mühſeligkeit des Kampfes. Aber jene nehmen zumeiſt vor Anderen in den Tugenden zu, die ſich männlich anſtrengen, das zu überwinden, was ihnen ſchwer und widrig iſt. Denn dort gewinnt der Menſch mehr, und erwirbt ſich reichlichere Gnade, wo er ſich ſelbſt mehr überwindet und im Geiſte abtödtet.

Aber nicht Alle haben gleich viel zu überwinden und abzutödten. Ein eifriger Bewerber jedoch wird tüchtiger zum Fortſchreiten, auch wenn er mehr Leidenſchaften hat, als ein anderer Wohlgeſitteter, der minder eifrig auf die Tugenden iſt. Zweierlei hilft verzüglich zu großer Beſſerung; nämlich: dem ſich

gewaltsam entziehen, wo die Natur sündlich sich hinneigt, und eifrig dem Guten nachstreben, dessen einer zumeist bedarf. Auch sey bemüht vor Jenem dich mehr zu hüten, und es zu überwinden, was dir an Anderen am häufigsten mißfällt.

Entnimm allenthalben, was deiner Besserung frommt, damit du zur Nachahmung entzündet wirst, wenn du gute Beispiele siehst oder hörest. Hast du aber etwas Tadelnswerthes wahrgenommen, so hüte dich dasselbe zu thun: oder wenn du es je acthan, bemühe dich, alsbald dich zu bessern. Wie dein Auge Andere betrachtet, so wirst du wiederum von Anderen beurtheilt. O wie erfreulich und süß ist's, eifrige und andächtige Brüder zu sehen von guter Sitte und Zucht. Wie traurig und schwer ist's, solche zu sehen, die unordentlich wandeln, die das nicht üben, wozu sie berufen sind. Wie schädlich ist's, die Pflicht seines Berufes zu versäumen, und den Sinn zu dem hinzuneigen, was uns nicht anbefohlen ist.

Sey eingedenk des gefaßten Vorsatzes, und stelle dir das Bild des Gekreuzigten vor. Und hast du das Bild Jesu Christi angeblickt,



dann magst du dich wohl schämen, daß du noch nicht mehr beflissen warst, seinem Ebenbilde dich gleich zu machen, obgleich du dich schon lange auf dem Wege Gottes befindest. Ein Ordensmann, der sich ernstlich und andächtig in dem heiligsten Leben und Leiden des Herrn übt, wird darinnen alles, was ihm nützlich und nothdürftig ist, vollauf finden, und er hat nicht Noth, außer Jesus etwas Besseres zu suchen. O wenn Jesus der Gekreuzigte in unser Herz käme, wie bald und genugsam wären wir gelehrt!

Ein eifriger Ordensmann erträgt und begreift Alles wohl, was ihm befohlen wird. Ein fahrlässiger und lauer Ordensmann hat Bedrängniß über Bedrängniß und leidet von allen Seiten Angst, weil er innerlicher Tröstung ermangelt und äußerliche zu suchen gehindert wird. Ein Ordensmann, der außer der Zucht lebt, ist schwerem Falle ausgesetzt. Wer ein minder eingeschränktes und ungebundenes Leben sucht, wird immer in Aengsten seyn, weil ihm Eins oder das Andere mißfallen wird.

Aber wie machen es so viele andere Ordensleute, die sehr eingeschränkt sind unter

klösterlicher Zucht? Sie aßen selten aus, lebten abgeschieden, aßen auf's ärmlichste, sind grob gekleidet, arbeiten viel, reden wenig, wachen lange, stehen frühe auf, verlängern die Gebete, leben fleißig und behüten sich in aller Zucht. Betrachte die Karthäuser und Cisterzienser und die Mönche und die Klosterfrauen verschiedener Orden, wie sie alle Nacht Gott zu lobsingen sich erheben. Und darum wäre es schmählich für dich, wenn du in einem so heiligen Werke schläfrig und träg seyn solltest, wo eine solche Schaar von Ordensleuten zu Gott aufjubelt.

O! daß uns nichts Anderes obläge zu thun, als den Herrn, unsern Gott, aus vollem Herzen und Munde zu preisen. O! daß du nimmer das Bedürfniß hättest zu essen, noch zu trinken, noch zu schlafen, sondern immer Gott preisen könntest, und allein geistlichen Bestrebungen abwarten: dann wärest du viel glücklicher, denn jetzt, wo du dem Fleische und was immer für einem Bedürfnisse dienest. Ach! daß diese Bedürfnisse nicht wären, sondern nur geistliche Erquickungen der Seele, die wir leider gar selten verkosten.

Wann der Mensch dahin gelangt ist, daß er von keiner Kreatur Trost sucht, dann erst beginnt er vollkommenen Geschmack an Gott zu gewinnen; dann erst wird er wohl zufrieden seyn mit Allem was geschieht; dann wird ihn etwas Großes nicht erfreuen, noch etwas Geringes betrüben; sondern er gründet sich ungetheilt und vertrauensvoll auf Gott, der ihm Alles in Allem ist, dem nichts vergeht noch stirbt; sondern dem Alles lebt, und auf den Wink unverweilt dienet.

Gedenke allezeit des Endes und daß die verlorne Zeit nicht wiederkehrt. Ohne Sorgfalt und Ernst wirst du nie Tugenden erwerben. Beginnst du zu erkalten, dann beginnt es schlimm mit dir zu werden. Hast du dich aber dem Eifer hingegeben, so wirst du großen Frieden finden, und deine Mühe durch Gottes Gnade und die Liebe zur Tugend erleichtert fühlen. Ein eifriger und fleißiger Mensch ist zu Allem bereit. Eine größere Arbeit ist's, seinen Lastern und Leidenschaften zu widerstehen, als über leiblichen Arbeiten zu schwitzen. Wer kleine Fehler nicht vermeidet, wird allgemach in größere fallen. Immer wirst du dich über den Abend

freuen, wenn du den Tag fruchtbar verwendest. Wache immer über dich selbst, erwecke dich selbst und ermahne dich selbst, und was es auch mit Anderen sey, dich selbst versäume nicht; um so viel wirst du vollkommener, als du die Gewalt anwendest.

Zweytes Buch.

Ermahnungen, die nach Innen ziehen.

Das erste Capitel.

Vom innerlichen Leben.

Das Reich Gottes ist in euch, spricht

der Herr. Kehre dich aus ganzem Herzen zu dem Herrn, und verlaß diese elende Welt, so findet Ruhe deine Seele. Lerne Aeußerliches verschmähen, und dich dem Innerlichen ergeben und du wirst das Reich Gottes in dich kommen sehen. Denn das Reich Gottes ist Friede und Freude im heiligen Geiste, was den Gottlosen nicht gegeben wird. Christus wird zu dir kommen, Seine Tröstung dir erzeigend, wenn du ihm inwendig eine würdige Wohnung bereitet hast. Alle seine Ehre und Zierde ist von innen, und dort hat er sein Wohlgefallen: Gar häufig sucht er einen innerlichen Menschen heim, gewährt ihm süßes Gespräch, gnadenreiche Tröstung, vielen Frieden, und eine Vertraulichkeit gar wundersam.

Eia! getreue Seele, bereite diesem Bräutigam dein Herz, daß er dich begnade, zu dir zu kommen, um in dir zu wohnen. Denn also spricht der Herr: Wer mich lieb hat, wird meine Rede bewahren, und wir werden zu ihm kommen und eine Wohnung bei ihm machen. Gib also Christo Raum und weigere allen Anderen den Eingang. Denn, so du Christum hast,

bist du reich und er genügt dir. Er selbst wird dein Behüter, und in allem dein Pfleger und getreuer Schaffner seyn, so daß es dir nicht Noth thut, auf Menschen zu hoffen. Denn Menschen wandeln sich bald und vergehen schnell, Christus aber bleibt ewig und steht festiglich dir bei bis an's Ende.

Keine große Hoffnung ist auf einen gebrechlichen und sterblichen Menschen zu setzen, ob er dir auch nützlich sey und lieb, noch ist darum viel Trauerns zu hegen, wenn er manchmal dir Feind ist und widerspricht. Die heut mit dir sind, können morgen wider dich seyn; und umgekehrt werden sie oft, wie der Wind, gewendet. Setze all dein Vertrauen auf den Herrn, und er sey deine Furcht und deine Liebe. Er wird für dich antworten und dir wohl thun, wie es zum Besten ist. Du hast hier keine bleibende Stätte, und wo du immer seyn wirst, bist du ein Fremder und ein Pilger; und wirst nimmer Ruhe finden, du seyest denn Christo innerlich geeinet.

Was blickest du dich hier um, da dieses nicht die Stätte deiner Ruhe ist? Bei den Himmlischen soll seyn deine Wohnung, und alles Zeitliche ist wie im Vorübergehen

anzuschauen. Alle Dinge verzeihen, und du des Gleichen mit ihnen. Siehe zu! daß du dich nicht verstrickest, auf daß du nicht gefangen werdest und untergehest. Bei dem Allerhöchsten sey dein Gedanken und dein Gebet werde ohne Unterlaß zu Christus gesendet. Kannst du hohe und himmlische Dinge nicht erspähen, so ruhe in dem Leiden Christi, und wohne gern in seinen heiligen Wunden. Denn wenn du andächtig zu den Wunden und kostbaren Leidensmalen Christi deine Zuflucht nimmst, so wirst du großen Trost in Widerwärtigkeit empfinden, und dich um die Verachtung der Menschen wenig kümmern, auch die Worte der Verkleinerung leicht ertragen.

Jesus Christus, der Herr, war auch in der Welt verachtet von den Menschen, und ward in größter Noth von seinen Freunden und Verwandten in der Schmach verlassen. Christus wollte leiden und verschmäht werden und du wagst über etwas zu klagen? Christus hatte Feinde und Widersacher und du willst alle Menschen zu Freunden und Gutthätern haben? Worin wird deine Geduld gekrönt werden, wenn dir keine Widerwärtigkeit

begegnet? Wenn du nichts Widriges leiden willst, wie wirst du ein Freund Christi seyn? Dulde mit Christus und für Christus, wenn du herrschen willst mit Christus.

Wärest du einmal vollkommen eingegangen in Jesu Inneres und hättest ein wenig von seiner brennenden Liebe verkostet, so achtetest du weder deiner eigenen Bequemlichkeit noch deines Ungemaches und freutest dich vielmehr der zugefügten Schmach; weil die Liebe Christi den Menschen sich selbst verschmähen macht. Ein Liebhaber Jesu und der Wahrheit, ein wahrer, innerlicher Mensch, der frei ist von ungeordneten Begierden, kann sich frei zu Gott kehren und sich über sich selbst erheben im Geiste und genießend ruhen.

Wer Alles so ansieht wie es ist, und nicht wie es genannt und geschätzt wird, der ist wahrhaft weise und mehr von Gott, als von den Menschen gelehrt. Wer von Innen zu wandeln weiß, und die Dinge von außen gering zu achten, der sucht nicht nach Orten, noch erwartet er Zeiten, um fromme Uebungen zu halten. Ein innerlicher Mensch ist bald gesammelt, weil er sich nie ganz in das Aeußere ergießt. Ihn hindert keine äußere

Arbeit oder eine zur Zeit nothwendige Verrichtung; sondern wie die Dinge kommen, so fügt er sich ihnen. Wer innerlich wohl bestellt und geordnet ist, achtet nicht der verkehrten und wunderlichen Thaten der Menschen. So viel wird der Mensch gehindert und zerstreut, als er von den Dingen an sich zieht.

Stünde es wohl mit dir und wärest du recht gereiniget, so würde dir Alles zum Heile und Gedeihen gereichen. Darum mißfallen dir oft so viele Dinge und verwirren dich, weil du dir selbst noch nicht vollkommen abgestorben bist, noch von allem Irdischen geschieden. Nichts verunreiniget und verstrickt also des Menschen Herz, als die unlautere Liebe zu den Geschöpfen. Entschlägst du dich äußeren Trostes: so wirst du himmlische Dinge beschauen, und oft im Innern frohlocken können.

Das zweite Capitel.

Von demuthiger Unterwerfung.

Lege kein großes Gewicht darauf, wer für dich oder gegen dich ist; aber trachte und sorge dafür, daß Gott mit dir sey in jedem Dinge, das du verrichtest. Habe ein gut Gewissen und Gott wird dich wohl beschirmen. Denn wem er beistehen will, dem kann keines Menschen Bosheit schaden. Verstehst du zu schweigen und zu leiden, so wirst du zweifelsohne des Herrn Hülfe sehen. Er kennt Zeit und Weise dich zu befreien und darum sollst du dich Ihm anheim stellen. Es ist Gottes Sache, dir beizustehen und dich aus aller Drangsal zu erledigen. Oft ist es sehr gut zur Bewahrung größerer Demuth, daß Andere unsere Gebrechen kennen und sie rügen.

Wenn der Mensch für seine Gebrechen sich demüthigt, dann begütigt er die Anderen leicht, und thut Denen unschwer genug,

die ihm zürnen. Den Demüthigen beschirmt und erlöst Gott; den Demüthigen liebt und tröstet er; zu dem Demüthigen neigt er sich; dem Demüthigen spendet er große Gnade, und nach der Erniedrigung erhebt er ihn zur Glorie; dem Demüthigen offenbart er seine Geheimnisse, und liebreich ziehet er ihn zu sich und ladet ihn ein; der Demüthige, dem Schmach zu Theil geworden, stehet wohl im Frieden, denn er steht in Gott und nicht in der Welt. Vermeine nicht, daß du irgend vorgeschritten, wenn du dich nicht minderer, als alle fühlst.

Das dritte Capitel.

Von einem guten, friedfertigen Menschen.

Halte dich zuerst im Frieden und dann wirst du die Anderen friedsam machen können. Ein friedfertiger Mensch nützt mehr, als ein Hochgelehrter. Ein leidenschaftlicher Mensch kehrt auch das Gute zum Bösen und glaubt leicht das

Böses der gute, friedfertige Mensch kehrt Alles zum Guten. Wer recht im Frieden steht, hat auf Niemand Argwohn. Wer aber übel zufrieden ist und aufgeregt, wird von mancherlei Argwohn bewegt; er ruhet selbst nicht, und läßt andere nicht ruhen. Er spricht oft, was er nicht sprechen sollte, und unterläßt oft, was ihm heilsamer wäre zu thun. Er bedenkt, was die Anderen gehalten sind zu thun, und versäumt das, wozu er selbst gehalten ist. Eifere darum zuerst über dich selbst, dann magst du auch mit Recht über deinen Nächsten eifern.

Du verstehst wohl deine Handlungen zu entschuldigen und zu beschönigen und willst von Anderen keine Entschuldigung annehmen. Gerechter wäre es, wenn du dich beschuldigtest und deinen Bruder entschuldigtest. Willst du ertragen seyn, so ertrage auch den Anderen. Siehe! wie fern du noch bist von rechter Lieb und Demuth, die wider Niemanden zürnen oder unwillig seyn kann, außer allein wider sich. Es ist nichts Großes, mit Guten und Sanftmüthigen umzugehen; denn das gefällt Allen von Natur wohl, und ein Jeder hat gerne Frieden und liebt mehr die, die mit

chen einer Gesinnung sind. Aber mit den Harten und Verkehrten oder den Zuchtvergessenen und uns Widerwärtigen friedlich leben können, das ist eine große Gnade und sehr köstlich und ein männlich Werk.

Es sind aber Menschen, die sich im Frieden bewahren und mit Anderen Frieden halten; und es sind Andere, die wider Frieden haben, noch Andere in Frieden lassen; Anderen sind sie beschwerlich, aber sich selbst immer beschwerlicher. Es gibt auch Andere, die sich im Frieden bewahren und Andere zum Frieden zurückzuführen suchen. Es ist jedoch unser ganzer Friede in diesem elenden Leben vielmehr auf ein demüthig Erdulden, als Nichtempfinden der Widerwärtigkeit zu gründen. Wer besser zu leiden versteht, wird größeren Frieden bewahren. Er ist ein Ueberwinder seiner selbst und ein Herr der Welt, ein Freund Christi und ein Erbe des Himmels.

Das vierte Capitel.

Von dem lauteren Gemuthe und der einfachen Absicht.

Auf zweyen Flügeln wird der Mensch über das Irdische erhoben, das ist durch Einfalt und Lauterkeit. Die Einfalt soll der Absicht innwohnen, die Lauterkeit der Begierde. Einfalt ist auf Gott gerichtet, Lauterkeit erfaßt und genießt ihn. Keine Arbeit wird dich hindern, wenn du ledig bist innen von aller ungeordneten Begierde. Wenn du nichts Anderes, als Gottes Wohlgefallen und des Nächsten Nutzen beabsichtigst und suchst, so wirst du innerlicher Freiheit genießen. Wäre dein Herz aufrichtig, dann wäre dir jede Kreatur ein Spiegel des Lebens und ein Buch heilsamer Lehre. Es ist keine Kreatur so klein und gering, die Gottes Gütigkeit nicht vergegenwärtigt.

Wärest du innerlich gut und rein, dann sähest du Alles ohne Hinderniß und würdest es wohl erfassen. Ein reines Herz durchdringt Himmel und Hölle. Wie jeglicher innerlich ist, so urtheilt er äußerlich. Ist eine Lust in der Welt, so besitzt sie sicherlich ein Mensch von reinem Herzen. Und ist irgendwo Trübsal und Angst, so kennt sie ein böses Gewissen am besten. Wie das Eisen im Feuer den Rost verliert und ganz glühend wird, also wird ein Mensch, der sich ungetheilt zu Gott kehrt, seiner Schlaffheit ledig und in einen neuen Menschen umgewandelt.

Wenn der Mensch lau zu werden beginnt, so fürchtet er eine kleine Arbeit und nimmt gern äußerlichen Trost an. Wann er aber anfängt sich selbst vollkommen zu überwinden und männlich auf dem Pfade Gottes zu wandeln, dann achtet er das minder, was er früher schwer empfand.

Das fünfte Capitel.

Von der Selbstbetrachtung.

Wir dürfen uns selbst nicht allzu sehr glauben, weil uns oft die Gnade und die Einsicht abgeht; ein geringes Licht ist in uns, und das verlieren wir leicht durch Nachlässigkeit. Oft auch nehmen wir nicht wahr, daß wir innerlich so blind sind. Oft handeln wir bös, und entschuldigen es noch schlimmer. Manchmal werden wir auch von den Leidenschaften bewegt, und halten das für Eifer. Kleines tadeln wir an Anderen, und übersehen das Größere an uns. Schnell genug empfinden und wägen wir das ab, was wir von Anderen leiden, wie viel aber Andere von uns leiden, darauf achten wir nicht. Würde einer das Seine wohl und recht abwägen, dann hätte er keinen Grund, hart über Andere zu urtheilen.

Ein innerlicher Mensch setzet die Sorge um sein selbst allen andern Sorgen vor, und wer selbst ernstlich auf sich merket, schweigt leichtlich von Anderen. Du wirst nie ein innerlicher und andächtiger Mensch, wenn du nicht von den Anderen schweigest und auf dich selbst insonderere Acht gibst. Wenn du gänzlich auf dich und Gott gerichtet bist, so wird dich wenig rühren, was du außen wahrnimmst. Wo bist du, wann du dir selbst nicht zugegen bist? Und hast du alles durchgemacht, was hast du gewonnen, wenn du dich selbst versäumt hast? Willst du Frieden und wahre Einigkeit haben, dann thut es Noth, daß du Alles zurück setzest und dich allein im Aug habest.

Du wirst sehr voranschreiten, wenn du dich von aller zeitlichen Sorge ledig bewahrst. Gar sehr wirst du zurückschreiten, wenn du etwas Zeitliches hochschätzest. Nichts sey dir hoch, nichts groß, nichts werth, nichts angenehm, außer Gott allein oder was von Gott ist. Alles achte für eitel, was dir Trostes wird von einer Kreatur. Die Gott liebende Seele verschmäht Alles,

was unter Gott iſt. Der ewige, unermeßliche, Alles erfüllende Gott allein iſt der Troſt der Seele und des Herzens wahre Freude.

Das ſechſte Capitel.

Von der Freude eines guten Gewiſſens.

Der Ruhm eines guten Menſchen iſt das Zeugniß eines guten Gewiſſens. Habe ein gut Gewiſſen, ſo haſt du allezeit Freude. Ein gut Gewiſſen kann gar viel tragen, und iſt ſehr fröhlich in Widerwärtigkeiten. Ein bös Gewiſſen iſt allzeit furchtſam und unruhig. Süß wirſt du ruhen, wenn dein Herz dich nicht beſchuldigt. Wolle dich nicht freuen, als wenn du Gutes gethan. Die Böſen haben nimmer wahre Freude und empfinden auch keinen innern Frieden: denn für die Gottloſen iſt kein Friede, ſpricht der Herr. Und ſprachen ihr: wir ſind im Frieden, es kommt kein Uebel über uns, und wer wird uns zu ſchaden wagen? ſo glaube ihnen nicht,

denn erheben wird sich jählings der Zorn Gottes und ihre Werke werden zu nichte werden, und ihre Anschläge vergehen.

In Trübsalen zu frohlocken ist dem Liebenden nicht schwer; denn solch Frohlocken ist Frohlocken im Kreuze des Herrn. Kurz ist die Ehre, die von Menschen gegeben und genommen wird. Traurigkeit begleitet allzeit der Welt Herrlichkeit. Der Guten Freude ist in ihrem Gewissen und nicht im Munde der Menschen. Der Gerechten Freude ist von Gott und in Gott, und ihre Lust ist von der Wahrheit. Wer ewige und wahre Glorie begehrt, der achtet der Zeitlichen nicht; und wer die Zeitliche sucht oder sie nicht von ganzem Gemüthe verschmäht, von dem ist erwiesen, daß er die Himmlische minder liebt. Der hat große Ruhe des Herzens, den weder Lob noch Tadel kümmert.

Leicht wird vergnügt und zufrieden seyn, dessen Gewissen rein ist. Du bist nicht heiliger, wenn du gelobt wirst, noch geringer, wenn du geschmäht wirst. Was du bist, das bist du und magst nicht größer geheißen werden, als du vor Gottes Zeugniß bist. Achtest du darauf, was du bei dir innerlich bist,

so wird es dich nicht kümmern, was die Menschen von dir sprechen. Der Mensch sieht in das Gesicht, Gott aber in das Herz. Der Mensch betrachtet die Werke, Gott aber erwägt die Absicht. Allzeit recht handeln und wenig von sich halten, ist einer demüthigen Seele Anzeichen; von keiner Kreatur Trost annehmen wollen, ist ein Zeichen großer Reinheit und innerlicher Zuversicht.

Wer kein Zeugniß auswendig für sich sucht, hat sich offenbar Gott ganz anheimgegeben. Denn: nicht wer sich selbst lobt, ist bewährt, sagt St. Paulus, sondern wen Gott lobt. Mit Gott innerlich wandeln, und von keiner Begierde auswendig gefangen seyn, ist der Stand eines innerlichen Menschen.

Das siebente Capitel.

Wie Jesus über Alles zu lieben.

Ella, wer da weiß, was es heißt, Jesum lieben und sich selbst verschmähen um Jesu willen. Man muß das Geliebte um des Geliebten willen lassen, weil Jesus allein über Alles will geliebt seyn. Die Liebe der Kreatur ist betrüglich und unlär, die Liebe Jesu ist getreu und beständig. Wer an der Kreatur haftet, fällt mit der Fallenden, wer Jesum umfängt, wird in Ewigkeit gefestiget werden. Ihn sollst du lieb haben und ihn dir zum Freund bewahren, der, wenn Alle von dir scheiden, dich nicht verläßt, noch leidet, daß du am Ende zu Grunde gehst. — Von Allen mußt du einst dich scheiden, du magst wollen oder nicht.

Halte dich lebend und sterbend zu Jesu, und vertraue dich der Treue dessen, der, wenn Alle weichen, dir allein helfen kann. Dein

Geliebter iſt ſolcher Natur, daß er keinen Fremden zulaſſen will. Er will dein Herz allein haben, und wie ein König auf ſeinem eigenen Throne ſitzen. Könnteſt du dich von allen Kreaturen ſcheiden, Jeſus wollte gerne bei dir wohnen. Du wirſt ſchier Alles verloren finden, was du außer Jeſu auf die Menſchen ſetzeſt. Traue nicht, noch ſtütze dich auf ein luftig Rohr, weil alles Fleiſch Heu iſt und alle ſeine Herrlichkeit wie die Blüthe des Heues fallen wird.

Du biſt bald betrogen, wenn du nur auf die äußere Erſcheinung der Menſchen blickeſt. Denn wenn du bei Anderen deinen Troſt und Gewinn ſuchſt, ſo wirſt du zum öfteren Schaden empfinden. Suchſt du in allen Dingen Jeſum, ſo wirſt du Jeſum ſicherlich in Allen finden. Suchſt du jedoch dich ſelbſt, ſo findeſt du auch dich ſelbſt, aber zu deinem Verderben. Denn ein Menſch, der Jeſum nicht ſucht, ſchadet ſich ſelber mehr, als die ganze Welt und alle ſeine Feinde.

Das achte Capitel.

Von der trauten Freundschaft mit Jesus.

Wenn Jesus zugegen ist, dann ist Alles gut, und nichts scheint schwierig. Wenn aber Jesus nicht zugegen, dann ist Alles schwer. Wenn Jesus nicht innerlich spricht, ist der Trost gering. Wenn aber Jesus nur ein Wort spricht, wird grosser Trost empfunden. Stand nicht Maria Magdalena alsogleich auf von der Stätte, wo sie weinte, als Martha ihr sagte: der Meister ist da und ruft dich! Selig die Stunde, wenn Jesus dich von den Thränen zur Freude des Geistes ruft. Wie bist du dürr und hart ohne Jesus; wie unweise und eitel, wenn du etwas begehrst ausser Jesu! Ist dieses nicht ein grösserer Schaden, als wenn du die ganze Welt verlörest?

Was mag die Welt dir verleihen ohne Jesus? Ohne Jesus seyn, ist eine schwere

Hölle, und bei Jesu seyn, ein süßes Paradies. Wenn Jesus bei dir ist, so kann kein Feind dir schaden. Wer Jesum gefunden, hat einen guten Schatz gefunden, ja ein Gut über alle Güter. Und wer Jesum verloren, hat allzu viel verloren und mehr, als die ganze Welt. Der ist der Aermste, der ohne Jesus lebt; der der Reichste, der gut mit Jesu steht.

Eine große Kunst ist's, zu wissen mit Jesu umzugehen; und Jesus bei sich behalten können, ist große Klugheit. Sey demüthig und friedfertig und Jesus wird mit dir seyn. Sey andächtig und ruhig, und Jesus wird bei dir verbleiben. Du kannst ihn bald verscheuchen und seine Gnade verlieren, wenn du dich zum Aeußerlichen ablenken willst. Und wenn du ihn verscheucht und verloren hast, zu wem willst du dann fliehen, und welchen Freund suchen? Ohne Freund kannst du nicht wohl leben; und wenn Jesus nicht vor Allen dein Freund ist, so wirst du übertraurig und trostlos seyn. Thöricht also handelst du, wenn du auf einen Andern vertrauest oder an ihm dich erfreuest. Lieber soll man die ganze Welt zum Feinde sich erwählen, als

Jesus beständigen. Von allen lieben Freunden soll dir nur Jesus der besonders Geliebte sein.

Alle Menschen soll man lieben um Jesu willen, Jesus aber um seiner selbst willen. Jesus Christus allein soll besonders geliebt werden, der allein gut und gütig erfunden wird vor allen Freunden. Um seinetwillen und in ihm sollen dir sogar Freunde als Feinde lieb sein, und zu ihm soll man für sie Alle beten, daß ihn Alle erkennen und lieben. Niemalen sollst du begehren, insbesondere geliebt oder geliebt zu werden, weil dich einzig Gott zuzieht, der seines Gleichen nicht hat. Meine auch nicht, daß Jemand in seinem Herzen von dir eingenommen werde, noch du von irgend einer Liebe eingenommen werdest; sondern Jesus sei in dir und jedlichem guten Menschen.

Sei innerlich rein und frei und von keiner Kreatur verstrickt. Denn du musst entblößt sein und ein reines Herz zu Gott tragen, willst du ledig sein und sehen, wie süß der Herr ist. Und in Wahrheit, hiezu wirst du nicht gelangen, es sei denn seine Gnade dir zuvorgekommen und habe dich herangezogen.

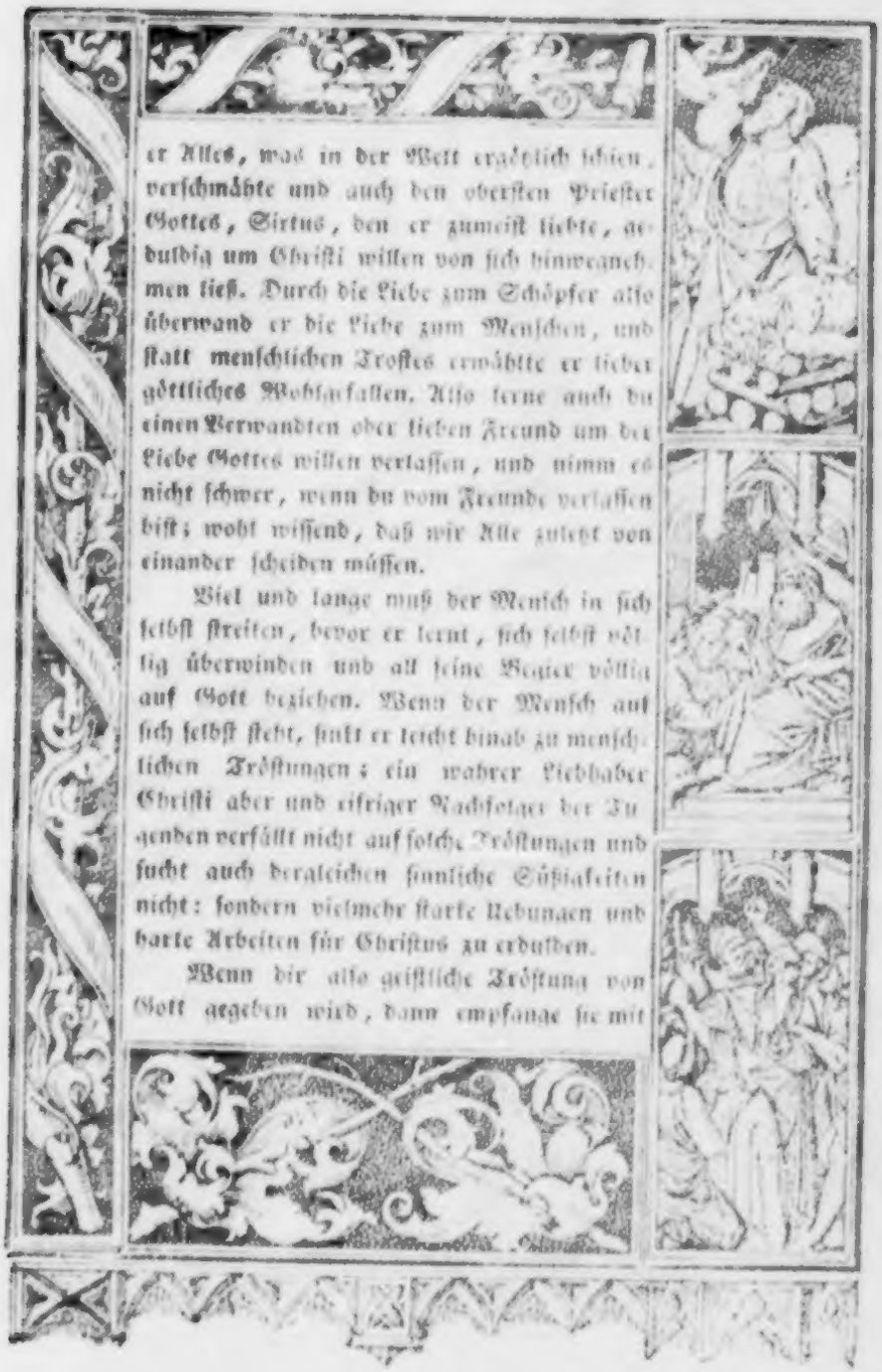
damit du ſo, nachdem du Alles von dir abgethan und entlaſſen, einzig mit Gott geeint werdeſt. Denn wenn die Gnade Gottes zu dem Menſchen kommt, dann wird er tüchtig zu Allem; und wenn ſie ſcheidet, dann wird er arm und ſchwach, und gleichſam nur für Geißelſtreiche zurückgelaſſen. Inzwiſchen ſoll er nicht niedergeſchlagen werden, noch verzweifeln, ſondern nach dem Willen Gottes gleichmüthig ſtehen und Alles über ſich Kommende zum Lobe Jeſu Chriſti erleiden: denn auf den Winter folgt der Sommer, und nach der Nacht kehrt der Tag wieder, und nach dem Unzewitter große Heiterkeit.

Das neunte Kapitel

Von der Entbehrung allen Troſtes.

Es iſt nicht ſchwer, menſchlichen Troſt verſchmähen, wenn Göttlicher zugegen iſt. Groß iſt's und ſehr groß, ſo menſchlichen als göttlichen Troſtes entbehren können, und Gott zu Lieb gern das Herzeleid Elend ertragen wollen; und in nichts ſich ſelbſt ſuchen, noch auf ſein eigen Verdienſt hinblicken. Was iſt's Großes, wenn du heiter biſt und andächtig, ſo dir die Gnade naht? Erwünſcht iſt Allen dieſe Stunde. Gar ſanft fähret, wen die Gnade Gottes trägt. Und was Wunder, wenn der die Bürde nicht fühlt, der getragen wird von dem Allmächtigen und geführt von dem oberſten Führer.

Wem haben wir etwas zum Troſt, und mühſam wird der Menſch entkleidet ſeiner ſelbſt. Sanct Laurentius, der Märtyrer, überwand die Welt mit ihrem Prieſter; weil



er Alles, was in der Welt ergötzlich schien, verschmähte und auch den obersten Priester Gottes, Sixtus, den er zumeist liebte, geduldig um Christi willen von sich hinwegnehmen ließ. Durch die Liebe zum Schöpfer also überwand er die Liebe zum Menschen, und statt menschlichen Trostes erwählte er lieber göttliches Wohlgefallen. Also lerne auch du einen Verwandten oder lieben Freund um der Liebe Gottes willen verlassen, und nimm es nicht schwer, wenn du vom Freunde verlassen bist; wohl wissend, daß wir Alle zuletzt von einander scheiden müssen.

Viel und lange muß der Mensch in sich selbst streiten, bevor er lernt, sich selbst völlig überwinden und all seine Begier völlig auf Gott beziehen. Wenn der Mensch auf sich selbst steht, sinkt er leicht hinab zu menschlichen Tröstungen; ein wahrer Liebhaber Christi aber und eifriger Nachfolger der Tugenden verfällt nicht auf solche Tröstungen und sucht auch dergleichen sinnliche Süßigkeiten nicht: sondern vielmehr starke Uebungen und harte Arbeiten für Christus zu erdulden.

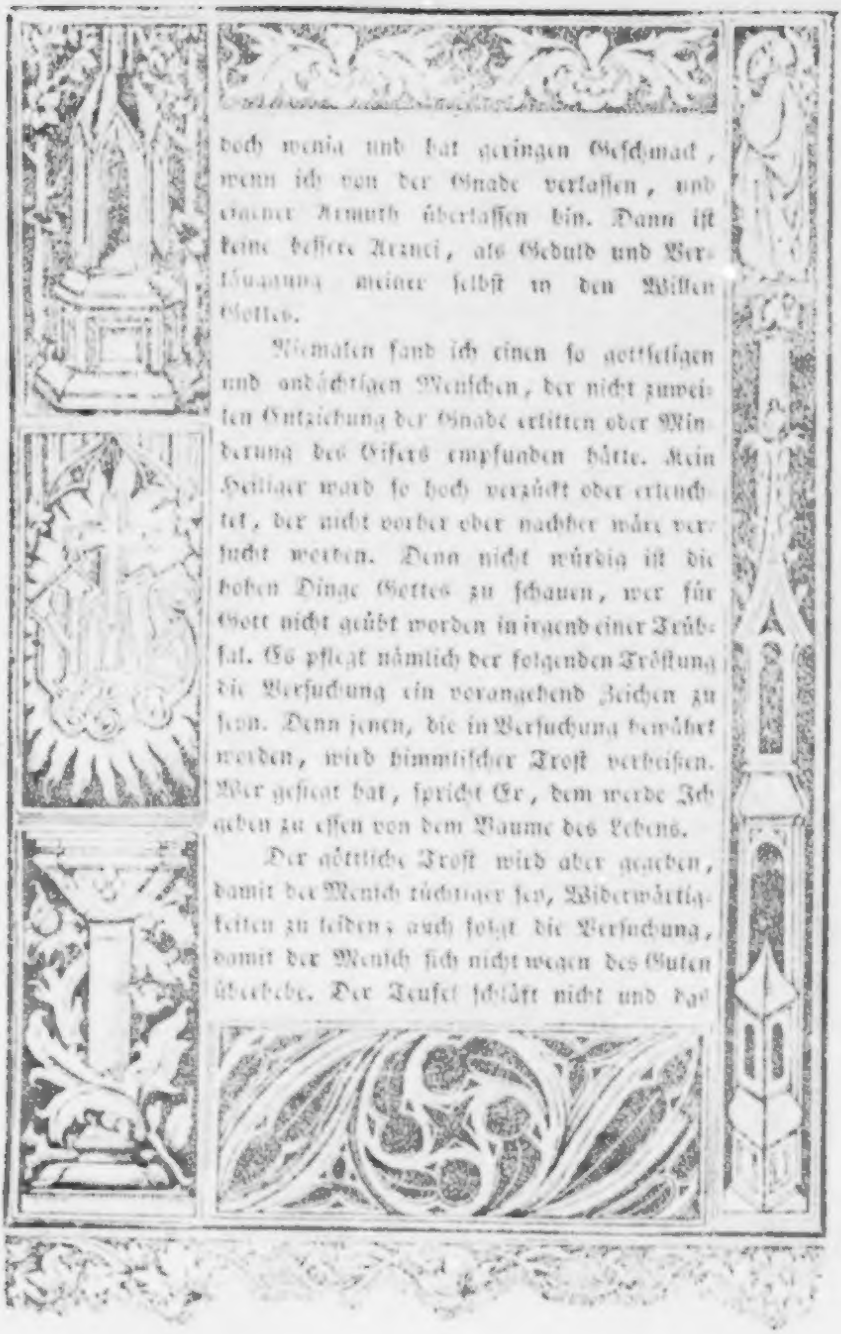
Wenn dir also geistliche Tröstung von Gott gegeben wird, dann empfange sie mit

Dank und erkenne, daß es Gottes Gabe ist und nicht dein Verdienst. Wolle dich nicht überheben, wolle dich nicht zu viel freuen, noch dich eitel vermessen; sondern sey desto demüthiger der Gabe wegen und um so behutsamer und Gottesfürchtiger in allen deinen Werken, weil jene Stunden vorübergehen und die Versuchung folgen wird. Wenn der Trost genommen wird, so verzage nicht alsobald und erwarte in Geduld die himmlische Heimsuchung; weil Gott es wohl vermag, dir reicheren Trost zurückzugeben. Dieß ist denen nicht neu, noch fremd, die den Weg Gottes erfahren haben: denn in großen Heiligen und alten Propheten war oft solche Weise des Wechsels.

Darum sagte Einer in Gegenwart der Gnade: »Ich sprach in meinem Ueberflusse, ich werde nicht bewegt werden in Ewigkeit!« Was er aber in Abwesenheit der Gnade in sich erfahren, davon spricht er hinzusetzend: Du hast abgewendet dein Angesicht von mir und ich bin verwirrt worden!« Inzwischen verzweifelt er jedoch in keiner Weise, sondern bittet den Herrn noch inständiger, und spricht:

»Zu Dir, Herr! will ich rufen und zu meinem Gott flehen.« Endlich trägt er seines Gebetes Frucht davon und bezeugt, er sey erhört, sprechend: »Der Herr hat mich gehört und sich meiner erbarmet; der Herr ist mein Helfer geworden!« Aber worin? »Du hast mir,« spricht er, »mein Wehklagen in Lust verwandelt und mich umgeben mit Fröhlichkeit.« Wenn es großen Heiligen also ergangen ist, sollen wir Kranke und Arme nicht verzagen, wenn wir zuweilen im Eifer und zuweilen erkaltet sind; denn der Geist kommt und geht nach seines Willens Wohlgefallen; weßwegen der gottselige Job spricht: »Du suchest ihn heim am Morgen und unversehens prüfest du ihn.«

Worauf also kann ich hoffen, oder worauf soll ich vertrauen, wenn nicht allein auf die große Barmherzigkeit Gottes und die alleinige Hoffnung himmlischer Gnade? Denn ob mir auch gute Menschen nahe sind, oder andächtige Brüder und getreue Freunde, oder heilige Bücher oder schöne Abhandlungen, oder süße Gesänge und Hymnen: so hilft dieß Alles



doch wenig und hat geringen Geschmack, wenn ich von der Gnade verlassen, und meiner Armuth überlassen bin. Dann ist keine bessere Arznei, als Geduld und Verläugnung meiner selbst in den Willen Gottes.

Niemalen fand ich einen so gottseligen und andächtigen Menschen, der nicht zuweilen Entziehung der Gnade erlitten oder Minderung des Eifers empfunden hätte. Kein Heiliger ward so hoch verzückt oder erleuchtet, der nicht vorher oder nachher wäre versucht worden. Denn nicht würdig ist die hohen Dinge Gottes zu schauen, wer für Gott nicht geübt worden in irgend einer Trübsal. Es pflegt nämlich der folgenden Tröstung die Versuchung ein vorangehend Zeichen zu seyn. Denn jenen, die in Versuchung bewähret werden, wird himmlischer Trost verheißen. Wer gesiegt hat, spricht Er, dem werde Ich geben zu essen von dem Baume des Lebens.

Der göttliche Trost wird aber gegeben, damit der Mensch tüchtiger sey, Widerwärtigkeiten zu leiden; auch folgt die Versuchung, damit der Mensch sich nicht wegen des Guten überhebe. Der Teufel schläft nicht und das

Fleisch ist noch nicht erstorben. Darum laß nicht ab, dich zu dem Streite zu bereiten, weil zur Rechten und Linken Feinde sind, die nimmermehr ruhen.

Das zehnte Capitel.

Von der Dankbarkeit für Gottes Gnade.

arum suchst du Ruhe, da du geboren bist zur Arbeit? Bereite dich mehr zum Dulden, als zu Tröstungen; und mehr zur Kreuztragung, als zur Fröhlichkeit. Welcher Weltliche empfinge nicht gern Trost und geistliche Fröhlichkeit, wenn er sie allzeit gewinnen könnte? Denn geistliche Tröstungen übertreffen alle Wonnen der Welt und Lüste des Fleisches; Alle weltlichen Lüste sind entweder eitel oder schändlich. Geistliche Wonnen aber sind allein fröhlich und ehrbar, aus Tugenden geboren, und von Gott den reinen Seelen eingegossen. Niemand jedoch kann diese göttlichen Tröstungen immer nach seiner Begierde

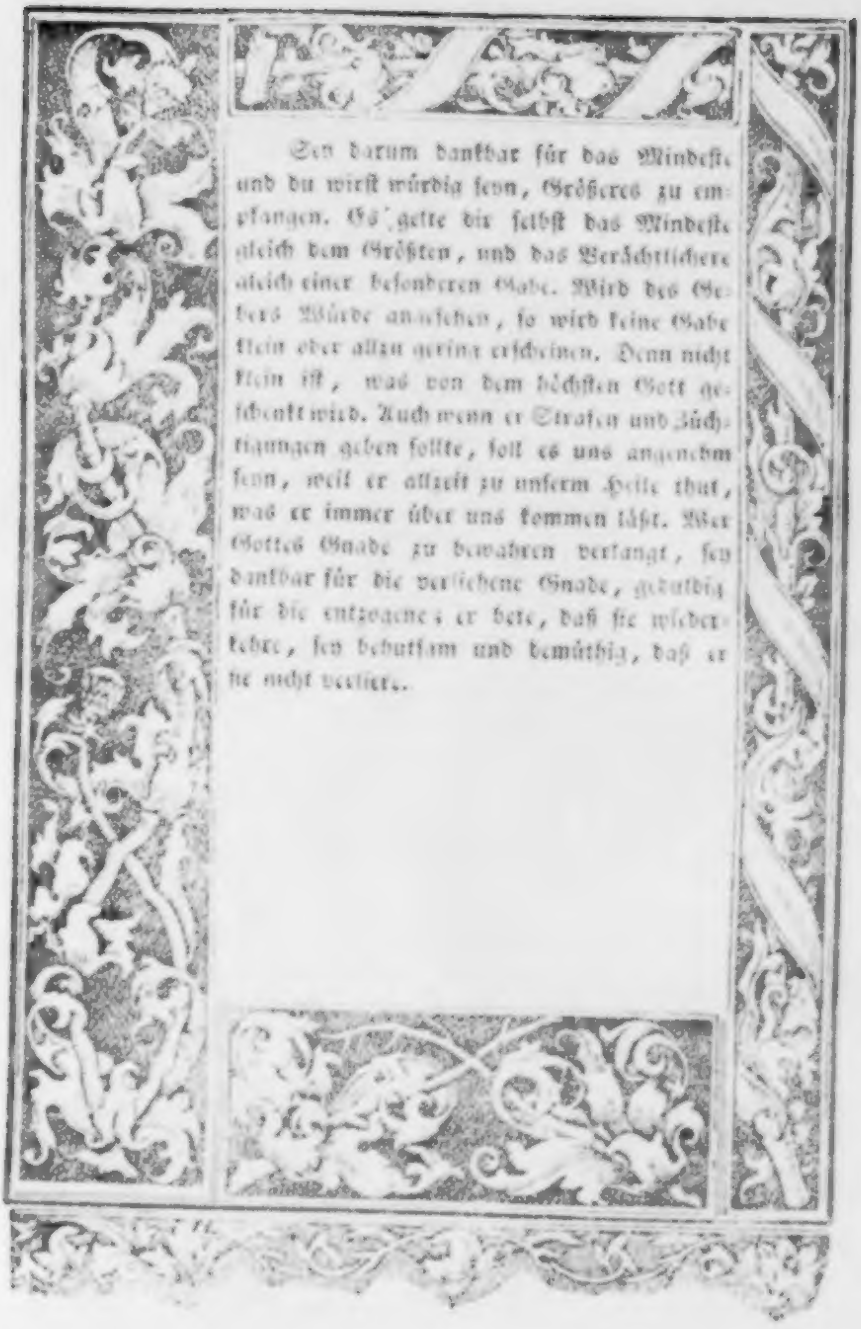
genießen, weil die Zeit der Versuchung nicht lange ausbleibt.

Falsche Freiheit des Gemüthes und ein großes Selbstvertrauen widerstrebt gar sehr der Heimsuchung von oben. Gott thut wohl, wenn er die Gnade der Tröstung verleiht; der Mensch aber thut übel, wenn er nicht Gott Alles mit Danksagung zurückerstattet. Und darum können die Gaben der Gnade nicht in uns fließen, weil wir gegen den Urheber undankbar sind und sie nicht ganz in den Urquell zurückgießen. Denn allzeit gebühret Gnade Dem, der würdigen Dank zurückerstattet, und einem Hoffärtigen wird genommen werden, was einem Demüthigen pflegt gegeben zu werden.

Ich will keinen Trost, welcher mir die Zerknirschung benimmt, noch begehre ich einer beschaulichen Betrachtung, die mich zur Hoffart führt. Denn nicht alles Hohe ist heilig, noch alles Süße gut, noch alles Verlangen rein, noch alles Liebe Gott angenehm. Gern empfange ich eine Gnade, durch die ich immer demüthiger und behutsamer befunden und bereitwilliger werde, mich zu verlassen. Wer durch die Gabe der Gnade

gelehrt und durch die Geisel ihrer Entziehung unterwiesen worden, der wird nicht wagen, sich selbst etwas Gutes beizumessen, sondern er bekennt sich vielmehr arm und bloß. Gib Gott, was Gottes ist, und dir schreibe zu, was dein ist. Das ist: gib Gott den Dank für die Gnade, dir allein aber die Schuld und fühle, daß eine der Schuld würdige Strafe dir gebühre.

Mache dich stets gefaßt auf das Niedrigste, so wird dir gegeben werden das Höchste: denn das Höchste besteht nicht ohne das Niedrigste. Die höchsten Heiligen vor Gott, sind die mindesten vor sich, und je glorreicher, um so demüthiger in sich selbst. Voll Wahrheit und himmlischer Herrlichkeit, sind sie nach eitlem Ruhm nicht gierig. In Gott gegründet und gefestet, können sie in keiner Weise hochmüthig seyn; und die Gott Alles zuschreiben, was sie irgend Gutes empfangen haben, suchen keine Ehre von einander; sondern die Ehre, die von Gott allein ist, wollen sie, und begehren vor allem, daß Gott in ihnen und allen Heiligen gepriesen werde, und hiernach auch zielen sie beständig.

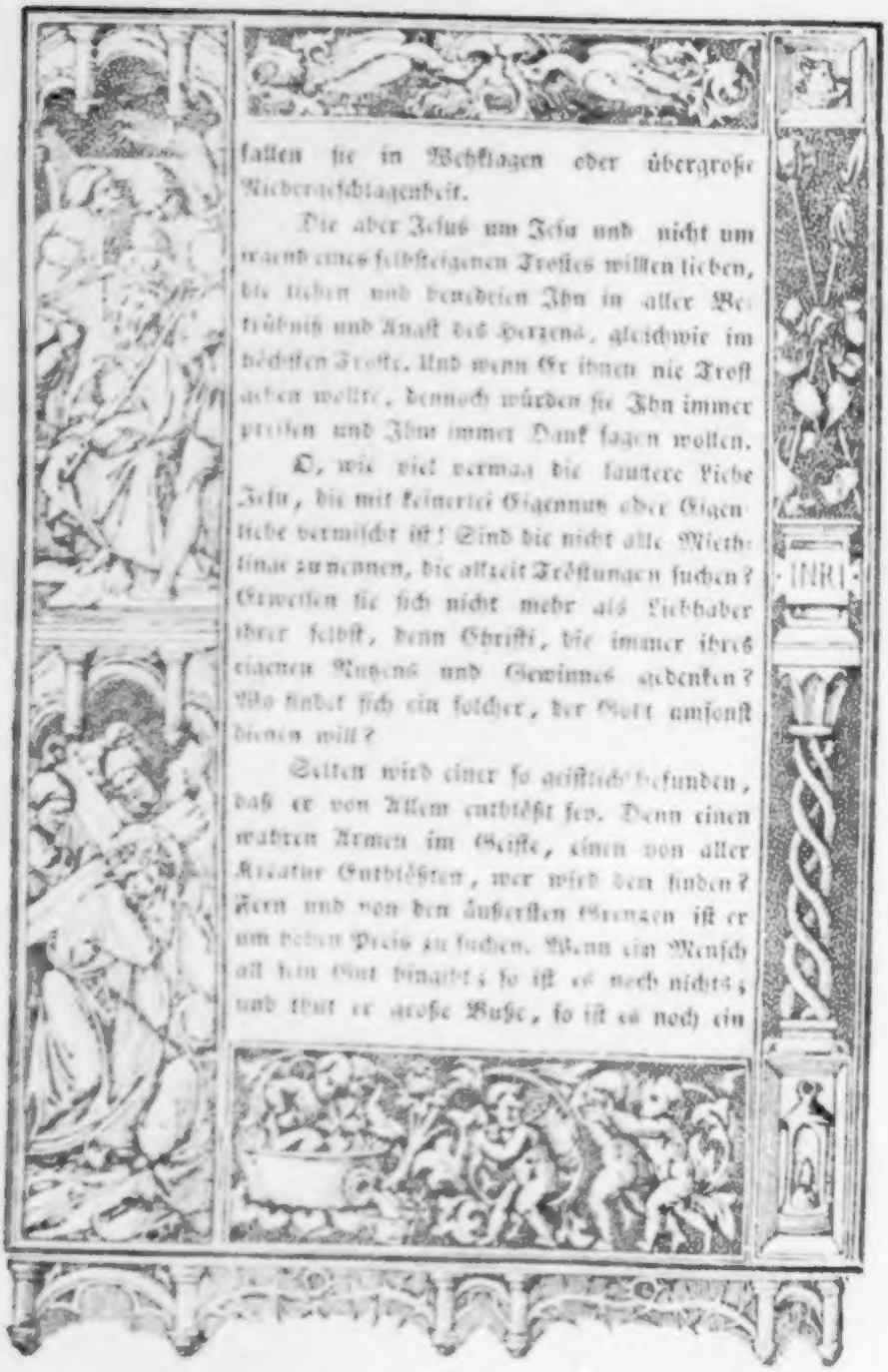


Sey darum dankbar für das Mindeſte und du wirſt würdig ſeyn, Größeres zu empfangen. Gilt gelte dir ſelbſt das Mindeſte gleich dem Größten, und das Verächtlichere gleich einer beſonderen Gabe. Wird des Gebers Würde anſehen, ſo wird keine Gabe klein oder allzu gering erſcheinen. Denn nicht klein iſt, was von dem höchſten Gott geſchenkt wird. Auch wenn er Strafen und Züchtigungen geben ſollte, ſoll es uns angenehm ſeyn, weil er allzeit zu unſerm Heile thut, was er immer über uns kommen läßt. Wer Gottes Gnade zu bewahren verlangt, ſey dankbar für die verliehene Gnade, geduldig für die entzogene; er bete, daß ſie wiederkehre, ſey behutſam und demüthig, daß er ſie nicht verliere.

Das eilfte Capitel.

Von der kleinen Zahl der Liebhaber des Kreuzes Jesu.

Jesus hat jetzt viele Liebhaber seines himmlischen Reiches, aber wenige Träger seines Kreuzes. Viele hat er, die Trost, aber Wenige, die Trübsal begehren. Manche Tischgenossen findet er, aber wenige der Enthaltsamkeit. Alle wollen mit Ihm sich erfreuen, aber Wenige wollen etwas für ihn leiden. Viele folgen Jesu bis zum Brechen des Brodes, aber Wenige bis zum Trinken des Leidenskelches. Viele verehren seine Wunder, aber Wenige folgen der Schmach des Kreuzes. Viele haben Jesus lieb, so lange nichts Widerwärtiges sich ergibt; Viele loben und preisen Ihn, so lange sie einige Tröstungen von Ihm empfangen; wenn aber Jesus sich verbirgt, und über ein Kleines sie verläßt,

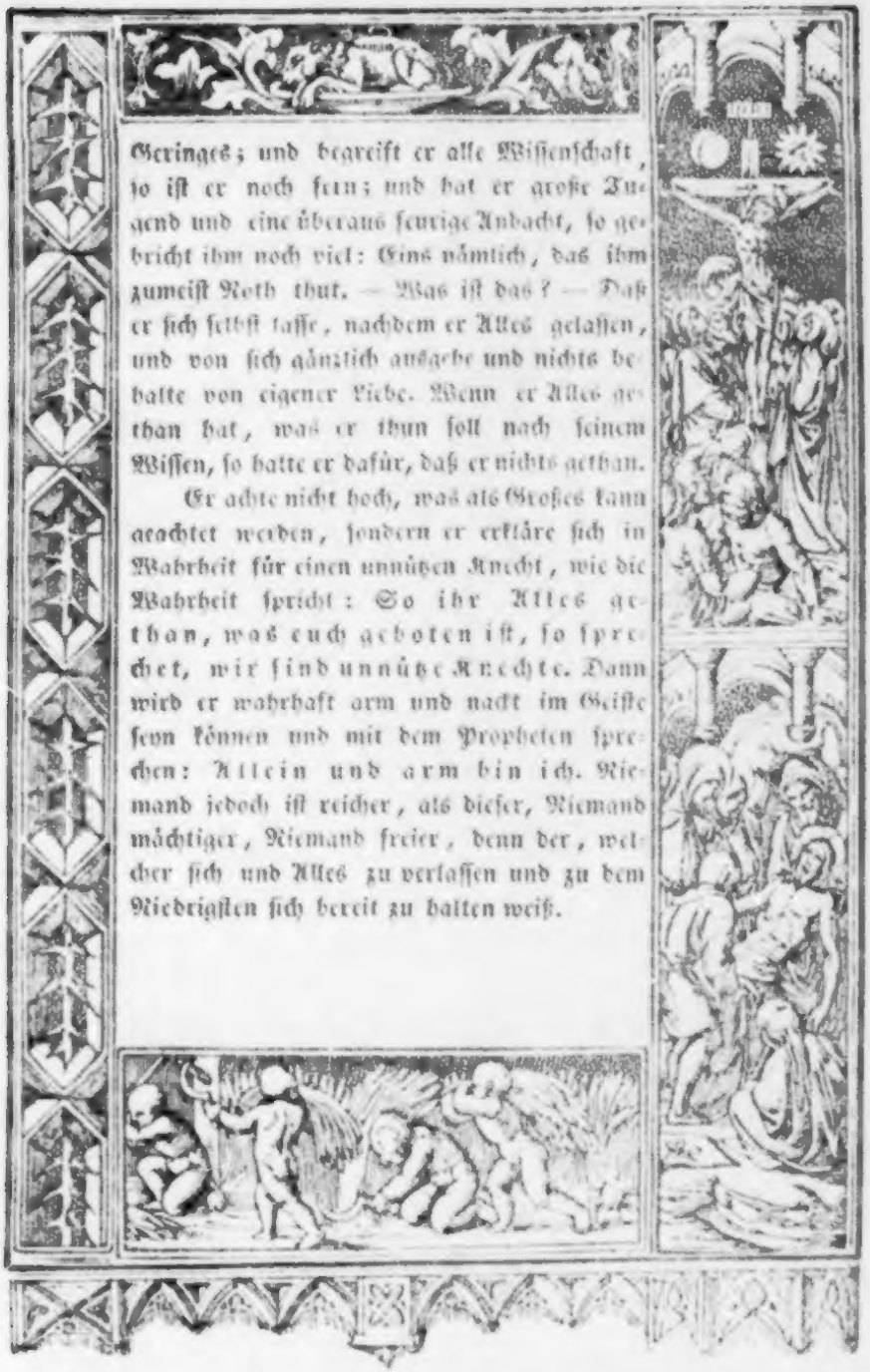


fallen sie in Wehklagen oder übergroße Niedergeschlagenheit.

Die aber Jesus um Jesu und nicht um wegen eines selbsteigenen Trostes willen lieben, die lieben und benedeien Ihn in aller Betrübnis und Angst des Herzens, gleichwie im höchsten Troste. Und wenn Er ihnen nie Trost geben wollte, dennoch würden sie Ihn immer preisen und Ihm immer Dank sagen wollen.

O, wie viel vermag die lautere Liebe Jesu, die mit keinerlei Eigennutz oder Eigenliebe vermischt ist! Sind die nicht alle Mietlinge zu nennen, die allzeit Tröstungen suchen? Erweisen sie sich nicht mehr als Liebhaber ihrer selbst, denn Christi, die immer ihres eigenen Nutzens und Gewinnes gedenken? Wo findet sich ein solcher, der Gott umsonst dienen will?

Selten wird einer so geistlich befunden, daß er von Allem entblößt sey. Denn einen wahren Armen im Geiste, einen von aller Kreatur Entblößten, wer wird den finden? Fern und von den äußersten Grenzen ist er um hohen Preis zu suchen. Wenn ein Mensch all sein Gut hingibt, so ist es noch nichts, und thut er große Buße, so ist es noch ein



Geringes; und begreift er alle Wissenschaft, so ist er noch fern; und hat er große Tugend und eine überaus feurige Andacht, so gebricht ihm noch viel: Eins nämlich, das ihm zumeist Noth thut. — Was ist das? — Daß er sich selbst lasse, nachdem er Alles gelassen, und von sich gänzlich ausgehe und nichts behalte von eigener Liebe. Wenn er Alles gethan hat, was er thun soll nach seinem Wissen, so halte er dafür, daß er nichts gethan.

Er achte nicht hoch, was als Großes kann geachtet werden, sondern er erkläre sich in Wahrheit für einen unnützen Knecht, wie die Wahrheit spricht: So ihr Alles gethan, was euch geboten ist, so sprechet, wir sind unnütze Knechte. Dann wird er wahrhaft arm und nackt im Geiste seyn können und mit dem Propheten sprechen: Allein und arm bin ich. Niemand jedoch ist reicher, als dieser, Niemand mächtiger, Niemand freier, denn der, welcher sich und Alles zu verlassen und zu dem Niedrigsten sich bereit zu halten weiß.

Das zwölfte Capitel.

Von dem königlichen Wege des heiligen Kreuzes.

hart scheint Vielen diese Rede: verläugne dich selbst, nimm dein Kreuz und folge Jesu. Aber viel härter wird es seyn, jenes letzte Wort zu hören: Weichet von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer! Denn die jetzt das Wort des Kreuzes willig hören und befolgen, werden dann nicht fürchten, den Spruch ewiger Verdammniß zu hören. Dieß Zeichen des Kreuzes wird am Himmel seyn, wenn der Herr zu richten kommen wird. Dann werden alle Knechte des Kreuzes, die sich dem Gekreuzigten im Leben gleichförmig gemacht, zu Christus, dem Richter, hinzutreten mit großer Zuversicht.

Was also fürchtest du dich das Kreuz aufzuheben, durch das der Weg zur Herrschaft geht. Im Kreuze ist Heil, im Kreuze

das Leben; im Kreuze Schutz vor den Feinden; im Kreuze Eingießung höherer Süßigkeit; im Kreuze Stärke des Gemüthes; im Kreuze Fröhlichkeit des Geistes; im Kreuze höchste Tugend; im Kreuze Vollendung der Heiligkeit. Es ist kein Heil der Seele, keine Hoffnung des ewigen Lebens, außer im Kreuze. Darum hebe auf dein Kreuz und folge Jesu nach; und du wirst in das ewige Leben eingehen. Er ist vorangeschritten, tragend sein Kreuz, und ist gestorben für dich am Kreuze, damit auch du dein Kreuz tragest und zu sterben begehrest an dem Kreuze. Denn, wenn du mit ihm gestorben am Kreuze, so wirst du auch desgleichen mit ihm leben; bist du der Genosse seiner Pein gewesen, so wirst du auch der Genosse seiner Glorie seyn.

Siehe! auf das Kreuz gründet sich Alles, und auf dem Sterben ruht Alles und es ist kein anderer Weg zum Leben und zum wahren innerlichen Frieden, denn der Weg des heiligen Kreuzes und täglicher Abtödtung. Gehe wohin du willst, suche was immer du willst, so findest du keinen höheren Weg oben, noch einen sichereren unten, als den Weg des heiligen Kreuzes. Bestelle und ordne Alles nach

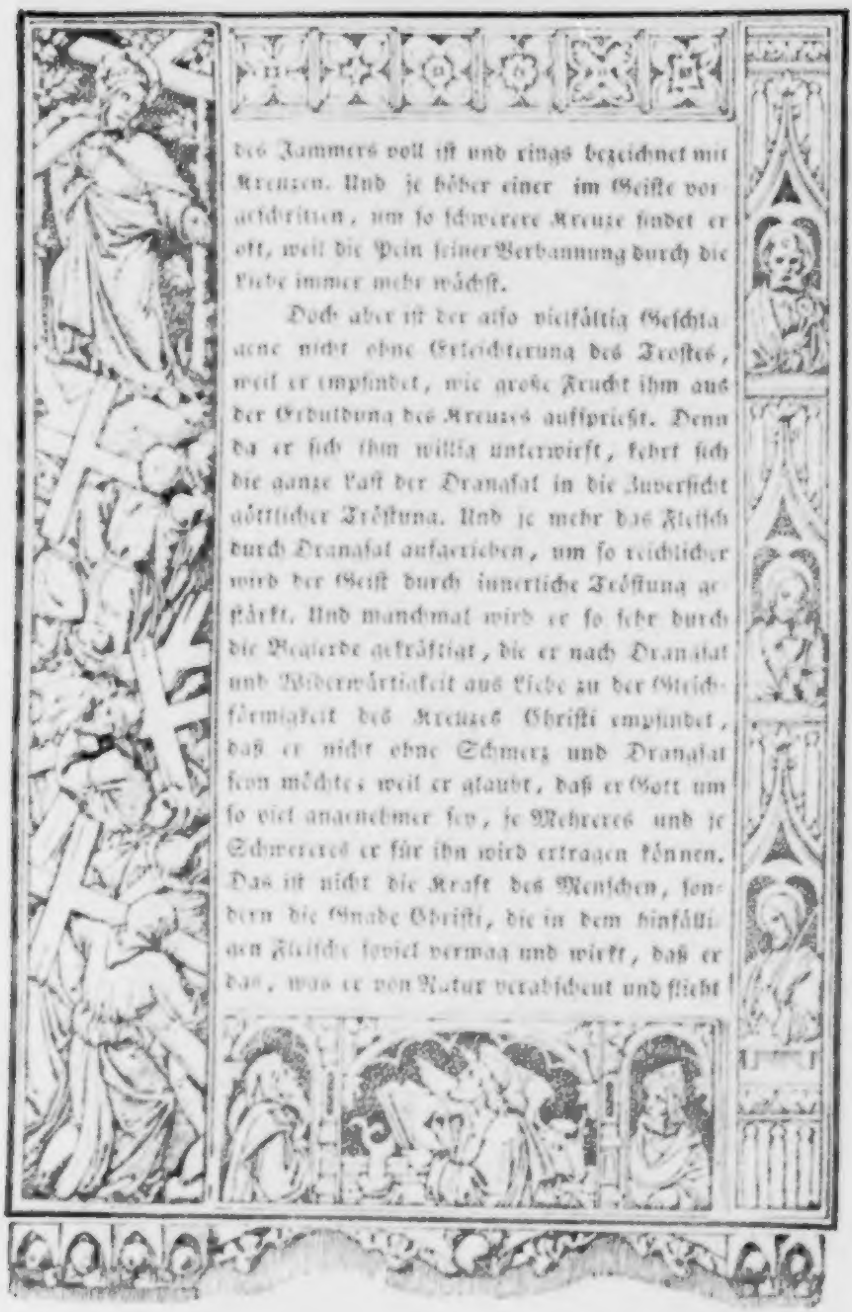
deinem Willen und deiner Einsicht: so findest du nichts, als daß immerdar etwas zu leiden ist, sey es willig oder unwillig und also findest du immer das Kreuz. Denn du wirst entweder Schmerz am Leibe empfinden oder in der Seele Bekümmerniß des Geistes erdulden.

Zuweilen wirst du von Gott verlassen, zuweilen von dem Nächsten abgemüht werden, und was mehr ist, oft wirst du dir selbst beschwerlich seyn. Und doch magst du durch keine Arznei oder Trost erledigt oder erleichtert werden, sondern du mußt ertragen, so lange Gott will. Denn Gott will, daß du Drangsal ohne Trost leiden lernest und dich ihm ganz unterwerfest und demüthiger durch die Drangsal werdest. Niemand fühlt das Leiden Christi so herzlich, als der, dem das Gleiche zu leiden begegnet. Das Kreuz ist also immer bereit und wartet dein allenthalben. Du kannst ihm nicht entfliehen, wohin du auch entrinnst: denn wo du immer hinkömmst, bringst du dich selbst mit und allzeit wirst du dich selbst finden. Kehre dich aufwärts, kehre dich abwärts, kehre dich auswärts und kehre dich einwärts, in dem allen wirst du das Kreuz finden und es thut Noth, daß du überall die Geduld

bewahrest, wenn du innerlichen Frieden haben willst und die ewige Krone verdienen.

Trägst du das Kreuz willig, so wird es dich tragen und dich geleiten zu dem gewünschten Ende, wo nähmlich das Ende des Leidens seyn wird. Trägst du es unwillig, so machst du dir eine Bürde und beschwerst dich selbst mehr, und dennoch mußt du es tragen. Wirfst du ein Kreuz ab, so wirst du zweifelsohne ein anderes finden und vielleicht ein schwereres.

Vermeinst du dem zu entrinnen, dem kein sterblicher Mensch entgehen konnte? Welcher Heilige war in der Welt ohne Kreuz und Drangsal? Ja, unser Herr Jesus Christus selbst war keine Stunde ohne den Schmerz des Leidens, so lange er lebte. Es mußte aber, spricht er, Christus leiden und auferstehen von den Todten und also eingehen in seine Glorie. Und was suchest du einen andern Weg, als diesen königlichen, der der Weg ist des heiligen Kreuzes? Das ganze Leben Christi war Kreuz und Marter und du suchst dir Ruhe und Freude? Du irrst, du irrst, suchst du etwas Anderes als Drangsal zu leiden, weil dieses ganze sterbliche Leben



des Jammers voll ist und rings bezeichnet mit Kreuzen. Und je höher einer im Geiste vorschritten, um so schwerere Kreuze findet er oft, weil die Pein seiner Verbannung durch die Liebe immer mehr wächst.

Doch aber ist der also vielfältig Geschlagene nicht ohne Erleichterung des Trostes, weil er empfindet, wie große Frucht ihm aus der Erduldung des Kreuzes aufsprießt. Denn da er sich ihm willig unterwirft, kehrt sich die ganze Last der Drangsal in die Zuversicht göttlicher Tröstung. Und je mehr das Fleisch durch Drangsal aufgerieben, um so reichlicher wird der Geist durch innerliche Tröstung gestärkt. Und manchmal wird er so sehr durch die Begierde gekräftigt, die er nach Drangsal und Widerwärtigkeit aus Liebe zu der Gleichförmigkeit des Kreuzes Christi empfindet, daß er nicht ohne Schmerz und Drangsal sein möchte, weil er glaubt, daß er Gott um so viel angenehmer sey, je Mehreres und je Schwereres er für ihn wird ertragen können. Das ist nicht die Kraft des Menschen, sondern die Gnade Christi, die in dem hinfälligen Fleische soviel vermag und wirkt, daß er das, was er von Natur verabscheut und flieht

mit des Geistes heissem Eifer angreift und liebt.

Es ist nicht nach des Menschen Natur das Kreuz zu tragen, das Kreuz zu lieben, den Leib zu züchtigen und der Knechtschaft zu unterwerfen; Ehren zu fliehen, willig Schmach zu ertragen, sich selbst zu verachten, und wünschen verachtet zu werden, alle Widerwärtigkeit mit Schaden zu leiden und keines Glückes in der Welt zu trachten. Wenn du auf dich selbst blickest, wirst du nichts hiervon aus dir vermögen. Aber wenn du auf den Herrn vertraust, so wird dir Kraft gegeben werden vom Himmel, und deiner Herrschaft wird die Welt und das Fleisch unterworfen werden; aber auch den Teufel wirst du nicht fürchten, bist du mit dem Glauben gewappnet und mit dem Kreuze Christi bezeichnet.

Darum mache dich gefaßt, als Christi getreuer und guter Knecht männlich zu tragen das Kreuz deines Herrn, der aus Liebe für dich gekreuziget worden. Bereite dich, viel Widerwärtigkeit zu leiden und mancherlei Unmach in diesem elenden Leben: denn so wird es mit dir stehen, allenthalben, wo du auch seyst, und so wirst du es finden, wo du dich

auch verbirgst. Es muß so seyn und es giebt kein Mittel dem Bedrange des Bösen und dem Schmerze zu entrinnen, als zu leiden. Den Kelch des Herrn trinke mit Begierde, wenn du sein Freund seyn und an ihm Theil haben willst. Die Tröstungen empfehle Gott, er selbst halte es damit, wie es ihm wohlgefällt. Du aber mache dich gefaßt, Drangsale zu leiden und schätze sie für die größten Tröstungen, weil die Leiden dieser Zeit nicht würdig sind, um damit die ewige Glorie, welche in uns wird offenbart werden, zu verdienen, wenn du sie auch alle allein dulden könntest.

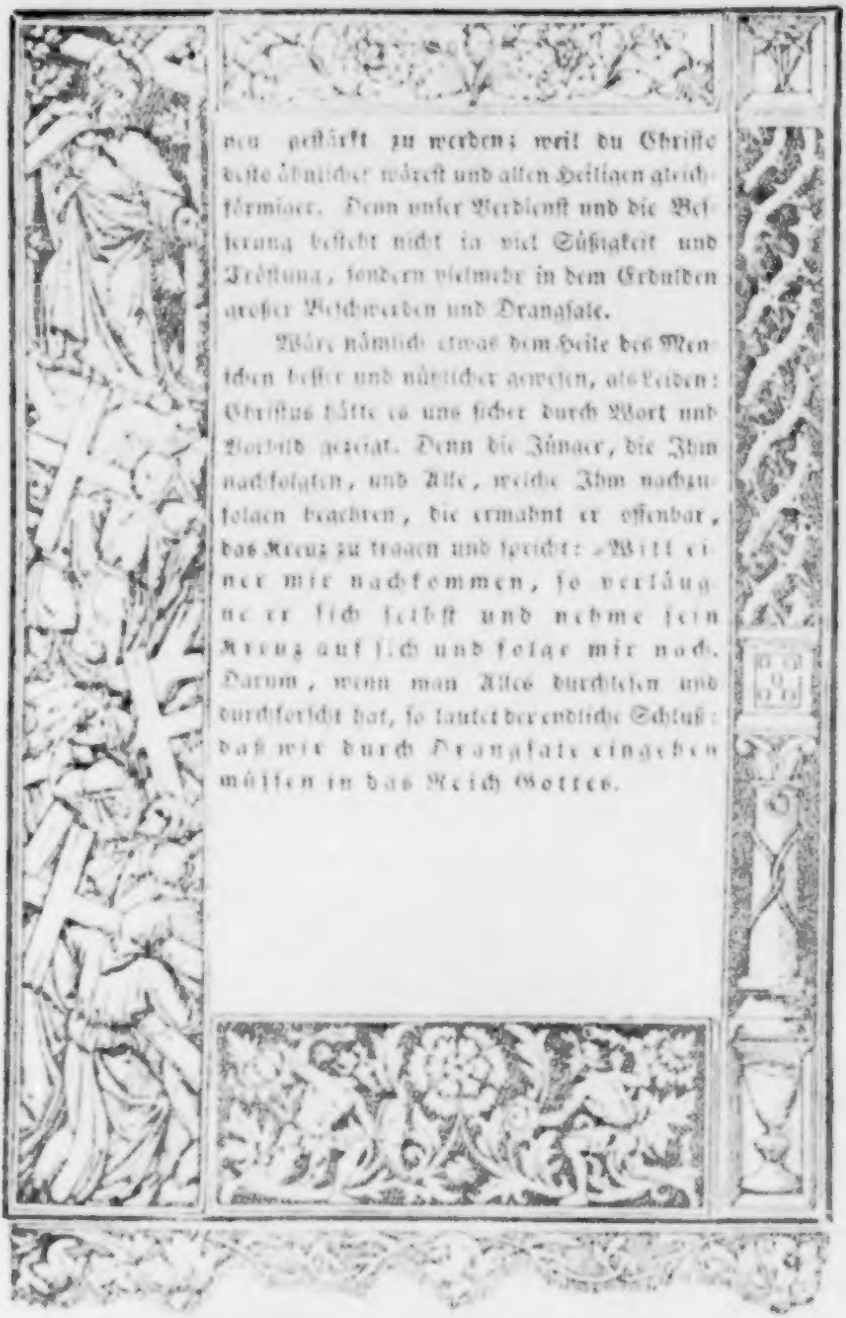
Wenn du dahingekommen, daß dir die Drangsal süß und wohlschmeckend um Christi willen seyn wird: dann glaube, daß es wohl mit dir steht, denn du hast das Paradies auf Erden gefunden. So lange dir Leiden beschwerlich ist, und du zu entfliehen suchst, so lange ist dir wehe und überall folgen dir die geflohenen Drangsale nach.

Bist du zu dem bereit, wozu du sollst, nähmlich zu leiden und abzusterben, so wird es bald besser und du wirst den Frieden finden. Und würdest du auch verzückt in den dritten

Himmel mit St. Paulus: du wärest darum nicht gesichert, daß du kein Uebel zu leiden hättest. Ich, spricht Jesus, werde ihm zeigen, wieviel er leiden muß um meinen Namen. Leiden also wartet dein, wenn du Gott lieben und Ihm ewiglich dienen willst.

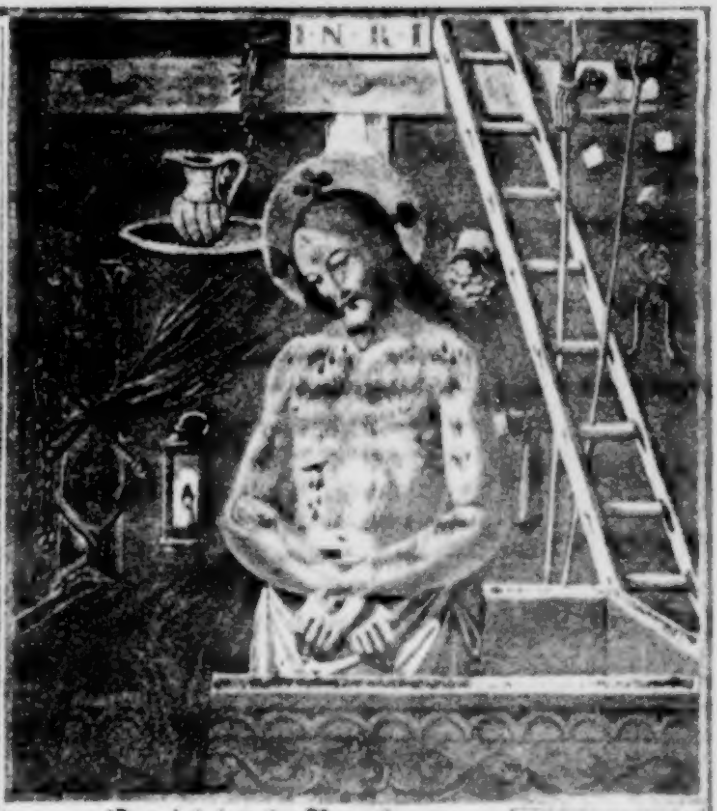
O daß du würdig wärest für den Namen Jesu etwas zu leiden: wie große Ehre wartete deiner, welcher Jubel wäre es allen Heiligen Gottes, welche Erbauung für den Nächsten! Denn Alle empfehlen die Geduld, obschon Wenige dulden wollen. Billig solltest du gern ein Mäßiges erdulden für Christus, da Viele Schwereres erdulden für die Welt.

Wisse fürwahr, daß du ein sterbendes Leben führen mußt. Und soviel ein Jeglicher sich selbst stirbt, um so viel mehr hebt er an, Gott zu leben. Niemand ist tüchtig, himmlische Dinge zu begreifen, der sich nicht herabgelassen, für Christus Widerwärtigkeit zu ertragen. Nichts ist Gott genehmer, nichts dir heilsamer in dieser Welt, als willig leiden für Christus. Und hättest du die Wahl: dann müßtest du mehr wünschen für Christus Widerwärtigkeit zu leiden, als mit vielem Troste



neu gestärkt zu werden; weil du Christo desto ähnlicher wärest und allen Heiligen gleichförmiger. Denn unser Verdienst und die Besserung besteht nicht in viel Süßigkeit und Tröstung, sondern vielmehr in dem Erdulden großer Beschwerden und Drangsale.

Wäre nämlich etwas dem Heile des Menschen besser und nützlicher gewesen, als Leiden: Christus hätte es uns sicher durch Wort und Vorbild gezeigt. Denn die Jünger, die Ihm nachfolgten, und Alle, welche Ihm nachzufolgen brachten, die ermahnt er offenbar, das Kreuz zu tragen und spricht: »Will einer mir nachkommen, so verläugne er sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Darum, wenn man Alles durchlesen und durchforscht hat, so lautet der endliche Schluß: daß wir durch Drangsale eingehen müssen in das Reich Gottes.



Drittes Buch.

Von innerlicher Tröstung.

Das erste Capitel.

Von Christo innerlichem Zuspruche an die gläubige Seele.

Ich will hören, was Gott der Herr in mir

redet. Selig die Seele, die den Herrn in sich reden hört und aus seinem Munde das Wort des Trostes empfänat. Selig die Ohren, die das Einströmen seines göttlichen Geflüsters in sich aufnehmen und auf die Zuflüsterungen der Welt nicht merken. Ganz selig die Ohren, die nicht auf die Stimme, so auswendig tönet, horchen, sondern auf die Wahrheit, die innerlich redet und lehret. Selig die Augen, die dem Äußerlichen verschlossen und auf das Innerliche gerichtet sind. Selig, die in das Innerliche eindringen und bemüht sind, mehr und mehr durch tägliche Uebungen sich vorzubereiten, die göttlichen Geheimnisse in sich aufzunehmen. Selig, die Gott abzuwarten verlangen und sich aller Hindernis der Zeitlichkeit entschlagen.

Merke hierauf, meine Seele, und schließe die Pforten deiner Sinnlichkeit, damit du hören könnest, was Gott der Herr in dir redet. Also spricht dein Geliebter: Dein Heil bin ich, dein Friede und dein Leben. Wahre dich bey mir und du wirst den Frieden finden. Laß alles Vergängliche und suche das Ewige. Was ist alles Zeitliche, als Verführung? und was helfen alle Kreaturen, wenn du vom

Schöpfer verlassen bist. Darum entsage Allem und gib dich deinem Schöpfer wohlgefällig und gläubig hin, damit du wahre Seligkeit erlangen mögest.

Das zweite Capitel.

Daß die Wahrheit innerlich ohne Wortgepränge spricht.

Rede Herr, denn dein Knecht hört. Dein Knecht bin ich, gib mir Einsicht, daß ich deine Zeugnisse verstehe. Neige mein Herz zu den Worten Deines Mundes; Deine Rede fließe wie Thau. Es sprachen einst die Kinder Israels zu Moyses: »Rede du zu uns und wir werden hören; nicht der Herr rede zu uns, damit wir nicht etwa sterben.« Nicht also, Herr! nicht also bete ich, sondern lieber mit Samuel, dem Propheten, flehe ich demüthig und sehnsüchtig: »Sprich Herr! denn dein Knecht hört.« Nicht Moyses rede zu mir, oder einer der Propheten, sondern vielmehr rede Du, Herr Gott! du

Meiſterer und Erleuchter aller Propheten, weil Du allein ohne ſie mich vollkommen unterweiſen kannſt, Jene aber ohne dich nichts fördern werden.

Sie können wohl Worte ertönen laſſen, aber den Geiſt verleihen ſie nicht. Sie ſprechen auf's Schönſte, aber, ſo du ſchweigeſt, entzünden ſie das Herz nicht. Buchſtaben überliefern ſie, Du aber öffneſt den Sinn. Geheimniſſe tragen ſie vor, aber Du ſchließeſt auf das Verſtändniß.

Die Gebote verkünden ſie, Du aber hilfſt ſie vollbringen. Den Weg zeigen ſie, Du aber ſtärkeſt zum Wandel. Jene wirken nur äußerlich, Du aber unterweiſeſt die Herzen und erleuchteſt. Jene begießen auswendig, Du aber ſchenkſt die Fruchtbarkeit. Jene rufen mit Worten, Du aber ertheilſt dem Gehör das Verſtändniß.

Nicht Moſes alſo rede zu mir, ſondern Du, Herr! mein Gott! ewige Wahrheit: daß ich nicht etwa ſterbe und ohne Frucht bleibe, ſo ich allein äußerlich ermahnt werde und nicht innerlich entzündet; damit mir nicht zum Gerichte ſey das Wort, das ich gehört und nicht vollzogen, erkannt und nicht geliebt.

geglaubt und nicht gehalten habe. Darum Herr! rede, denn dein Knecht hört, denn du haſt Worte des ewigen Lebens. Rede zu mir, meiner Seele zu einigem Troſte und zur Beſſerung meines ganzen Lebens, Dir aber zum Preiſe und zum Ruhm und zur immerwährenden Ehre.

Das dritte Kapitel.

Daſs wir die Worte Gottes demuthig hören ſollen und daſs Viele ſie nicht achten.

Höre mein Sohn! meine Worte, meine ſüſseſten Worte, erhabener, als alle Weisheit der Philoſophen und Weiſen dieſer Welt. Meine Worte ſind Geiſt und Leben und nicht mit menſchlichem Sinne abzuwägen; ſie ſollen nicht zu eitlem Ergötzen gekehrt werden: ſondern ſchweigend ſind ſie zu hören und mit aller Demuth und großer Begierde aufzunehmen. Und ich ſprach: ſelig, wen Du unterwieſen o Herr! und

über dein Gesetz belehret, damit du ihm Linderung gebest für böse Tage und er nicht trostlos werde auf Erden.

Ich habe, spricht der Herr, die Propheten gelehret vom Anbeginn an und bis jetzt höre Ich nicht auf, zu Allen zu reden; aber Viele sind gegen Meine Stimme taub und verhärtet. Manche hören die Welt lieber als Gott, folgen leichter ihres Fleisches Meister, als Gottes Wohlgefallen. Die Welt verheißt Zeitliches und Geringes und ihr wird gedient mit großer Gier. Ich verheiße das Höchste und Ewige und tau sind die Herzen der Sterblichen. Wer dienet und gehorchet Mir mit solcher Sorgfalt in Allem, wie der Welt und ihren Herren gedient wird? Erröthe, Sidon! spricht das Meer. Und fragst du nach der Ursache: höre warum. Um eine kleine Pfründe wird ein weiter Weg gelaufen, um das ewige Leben wird von Vielen kaum der Fuß einmahl von der Erde aufgehoben. Geringer Lohn wird gesucht und um einen Pfennig zuweilen schmählich gestritten, für ein eitel Ding und ein klein Versprechen fürchtet man nicht, sich Tag und Nacht abzumühen.

Aber, ach leider! für das unwandelbare

Gut, für den unschätzbaren Lohn, für die höchste Ehre und nie endende Gloria ist man zu träg, nur ein wenig sich zu mühen. Erröthe also, träger und klagsüchtiger Knecht, daß diese bereiter gefunden werden zum Verderben, denn du zum Leben: Jene freuen sich mehr an der Eitelkeit, als du an der Wahrheit. Und ihre Hoffnung wird doch manchmal vereitelt; Meine Verheißung aber täuscht Niemand, noch läßt sie den, der Mir vertraut, leer ausgehen. Was Ich verheißen, werde ich geben, was Ich gesagt, erfüllen, wenn einer getreu bis zum Ende in meiner Liebe ausgeharrt. Ich bin ein Belohner aller Guten und ein starker Prüfer aller Frommen.

Schreibe Meine Worte in dein Herz und bedenke sie ernstlich: denn sie werden dir in der Zeit der Versuchung gar nothwendig seyn. Was du nicht verstehst, wenn du es lieſest, wirst du erkennen am Tage der Heimsuchung. Zweifach pflege ich Meine Auserwählten heimzusuchen, das ist: durch Versuchung und Tröstung; und zwei Lektionen lese Ich ihnen täglich: eine, indem Ich ihre Laster rüge; die andere, indem Ich sie zum Wachsthume in den Tugenden ermahne. Wer Meine Worte

hat und sie verschmähet, der hat den, der ihn am jüngsten Tage richtet.

Gebet,

um die Gnade der Andacht.

Herr! mein Gott! Du bist all' mein Gut. Und wer bin ich, daß ich mich getraue, zu Dir zu reden! Ich bin dein ärmster Knecht und ein hinweggeworfener Wurm, viel ärmer und verächtlicher, als ich weiß und es zu sagen getraue. Gedenke doch, Herr! daß ich nichts bin, nichts vermag und nichts habe. Du bist allein gut, gerecht und heilig; Du vermagst Alles, verleihst Alles und erfüllst Alles, den Sünder allein lässest du leer. Erinnere dich Deiner Erbarmungen, Herr! und erfülle mit Deiner Gnade mein Herz, weil du nicht willst, daß Deine Werke inhaltlos seyen.

Wie mag ich mich in diesem elenden Leben gedulden, wenn mich nicht Deine Barmherzigkeit und Deine Gnade stärket? Wolle nicht Dein Angesicht abkehren von mir, wolle nicht Deine Heimsuchung verzögern, wolle nicht Deine Tröstung entziehen, damit nicht meine Seele dürre werde, gleich wie eine Erde ohne Wasser. Lehre mich, Herr! Deinen

Willen thun. Lehre mich vor Dir würdig und demüthig wandeln, weil Du meine Weisheit bist, der Du in Wahrheit mich kennst und gekannt hast, ehe dann die Welt wurde und ehe ich geboren war in der Welt.

Das vierte Capitel.

Daß wir in Wahrheit und Demuth vor Gott wandeln sollen.

ohn! wandle vor Mir in Wahrheit, und in Einfalt deines Herzens suche Mich allzeit. Wer vor Mir wandelt in Wahrheit, der wird gesichert seyn wider boshafte Anfeindungen, und die Wahrheit wird ihn von den Verführern und der Verkleinerung der Ungerechten befreien. Hat die Wahrheit dich befreit, dann wirst du wahrhaft frei seyn und dich nicht kümmern um die eiteln Reden der Menschen. Herr! es ist wahr. Wie Du sprichst, also, bitte ich, geschehe mir. Deine Wahrheit lehre mich, sie behüte mich und bewahre mich, bis zu einem

seligen Ende; sie befreie mich von aller bösen Begierde und ungeordneten Liebe und ich werde mit Dir wandeln in großer Freiheit des Herzens.

Ich werde dich lehren, spricht die Wahrheit, was recht ist und wohlgefällig vor mir. Bedenke deine Sünden mit großem Mißfallen und Traurigkeit und nie halte dich für etwas, deiner guten Werke wegen. Du bist fürwahr ein Sünder und vielen Leidenschaften dienstbar und in sie verstrickt. Von dir aus strebst du immer nach Nichts, fällst schnell, wirst schnell überwunden, schnell bestürzt, schnell leichtfertig. Du hast nichts, dessen du dich rühmen könntest, aber Vieles, um dessentwillen du dich geringschätzen solltest, weil du viel schwächer bist, als du zu begreifen vermagst.

Nichts sehe darum für groß an, von Allem, was du thust. Nichts erscheine dir erhaben, nichts köstlich und wunderbar, nichts ruhmwürdig, nichts hoch, nichts wahrhaft lobenswerth, nichts begehrungswürdig: außer das Ewige. Dir gefalle über Alles die ewige Wahrheit, dir mißfalle über Alles dein überaus großer Unwerth. Nichts fürchte, verabscheue

und fliehe so sehr, wie deine Laster und Sünden, die dir mehr mißfallen sollen, als der Verlust jeglicher Sache. —

Etliche wandeln nicht aufrichtig vor Mir, sondern von einem gewissen Fürwis und von Anmaßung geleitet, wollen sie Meine Geheimniße wissen, und Einsicht in die Tiefen Gottes gewinnen, während sie sich und ihr Heil verabsäumen. Diese fallen oft in große Versuchungen und Sünden um ihrer Prahlerei, ihrer Hoffart und ihres Fürwitzes willen, da Ich ihnen entgegen bin.

Fürchte die Gerichte Gottes und erschrik vor dem Zorne des Allmächtigen. Wolle nicht die Werke des Höchsten durchforschen, sondern deine Bosheiten durchsuche in wie Vielem du dich vergangen und wie viel Gutes du versäumt hast. Etliche tragen ihre Andacht allein in den Büchern, Etliche in Bildern, Etliche aber in äußeren Zeichen und Figuren. Etliche haben Mich im Munde, aber nur Wenige im Herzen. Es gibt aber Andere, die in dem Verstande erleuchtet und in dem Willen geläutert, nach dem Ewigen allzeit lechzen, von dem Zeitlichen ungern hören, den Bedürfnißen der Natur mit Schmerz dienen;

und ſie empfinden, was der Geiſt der Wahrheit in ihnen redet. Denn er lehret ſie Irdiſches verſchmähen, Himmliſches lieben, die Welt gehen laſſen und nach dem Himmelreiche Tag und Nacht trachten.

Das fünfte Capitel.

Von wunderbarer Wirkung göttlicher Liebe.

Ich benedeie Dich, himmliſcher Vater! Vater meines Herrn Jeſu Chriſti, der Du mich Armen gewürdigt haſt, meiner zu gedenken. O! Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Troſtes, Dir ſage ich Dank, der Du mich, aller Tröſtung unwürdigen, manchmal mit Deinem Troſte labeſt. Ich benedeie Dich immer und lobpreiſe Dich mit Deinem eingebornen Sohne und dem heiligen Geiſte, dem Tröſter in alle Ewigkeit. O ja, Herr Gott! mein heiliger Liebhaber! wann Du in mein Herz kommſt, will all mein Inneres aufjauchzen. Du biſt mein Ruhm und der Jubel meines Herzens, Du

meine Hoffnung und Zuflucht am Tage meiner Drangsal.

Aber weil ich noch schwach bin in der Liebe und unvollkommen in der Tugend: darum thut mir Noth, von Dir gestärkt und getröstet zu werden. Deßwegen suche mich öfter heim und unterweise mich in deinen heiligen Züchten. Erlöse mich von bösen, sündhaften Leidenschaften, und heile mein Herz von allen ungeordneten Begierden, damit ich innerlich geheilt und wohl gereinigt, tauglich werde zum Lieben, stark zum Leiden und standhaft zum Ausharren.

Liebe ist ein groß Ding und gewiß ein groß Gut, das einzig alles Schwere leicht macht und gleichmüthig alles Ungleiche erträgt; denn ohne Beschwer erträgt sie die Beschwerde und alles Bittere macht sie süß und wohlschmeckend. Die edle Liebe Jesu treibt an, Großes zu wirken, und nach immer Vollkommenerem zu trachten weckt sie auf. Die Liebe will aufwärts und von keinen niederen Dingen aufgehalten werden. Die Liebe will frei seyn und fremd aller weltlichen Begier, damit ihr innerer Blick nicht gehindert werde; damit sie durch kein zeitlich Ungemach

bestrickt werde, oder durch ein Ungemach unterliege. Nichts ist süßer denn die Liebe, nichts stärker, nichts höher, nichts fröhlicher, nichts reicher, nichts besser im Himmel und auf Erden; weil die Liebe aus Gott geboren ist und nicht ruhen kann, denn allein in Gott über allem Erschaffenen.

Der Liebende fliegt, läuft, ist froh, ist frei und wird nicht fest gehalten. Er gibt Alles für Alles und hat Alles in Allem, weil er über Allem in dem Einen Höchsten ruht, aus dem jedes Gut fließt und kömmt. Er sieht die Gabe nicht an, sondern kehret sich über alle Güter zu dem Geber. Die Liebe weiß oft kein Maaß, sondern über alles Maaß entbrennt sie. Die Liebe fühlt nicht die Bürde, der Mühen achtet sie nicht, erstrebt mehr denn sie vermag, schützt keine Unmöglichkeit vor, weil sie vermeint, Alles sey ihr möglich und gestattet. Darum hat sie Kraft zu Allem, und vollbringt Vieles und führt es zum Ziele, wo der Nichtliebende erliegt. Die Liebe wacht und entschlafen schläft sie nicht, und ermüdet wird sie nicht müde, eingeengt wird sie nicht beengt, vom Schrecken wird sie nicht bestürzt, sondern wie eine lebendige Flamme und

brennende Fackel bringt sie empor und geht sicher hindurch.

Wer liebt, der weiß, wie diese Stimme ruft. Ein großer Ruf in den Ohren Gottes ist die brennende Begier der Seele, die da spricht: Gott! mein Gott! du meine Liebe, du ganz mein, und ich ganz dein.

Erweitere mich in der Liebe, daß ich in dem inneren Munde meines Herzens verkoste, wie süß es sey, zu lieben und in der Liebe zu zerrinnen und zu schwimmen. Von der Liebe getragen möchte ich über mich hinausgehen vor übergroßer Glut und vor Staunen; singen möchte ich der Liebe Gesang; folgen Dir, meinem Geliebten, zur Höhe; vergehen möchte in Deinem Preise meine Seele, jubelnd aus Liebe; lieben möchte ich Dich mehr als mich, und mich nur deinetwegen, und Alle in Dir, die Dich wahrhaft lieben, wie es gebietet der Liebe Gesetz, das da leuchtet aus Dir.

Die Liebe ist schnell, lauter, milde, heiter und lieblich, stark, geduldig, getreu, klug, langmüthig, männlich und nie eigensüchtig.

Denn wo Jemand sich selbst sucht, fällt er aus der Liebe. Die Liebe ist umsichtig,

demüthig und aufrichtig, nicht weichlich, nicht leichtfertig, noch auf eitle Dinge gewandt, nüchtern, ſtandhaft, keuſch, ruhig und in allen Sinnen wohlbehütet. Die Liebe iſt unterwürfig und den Obern gehorſam, ſich ſelbſt gering und verſchmäht, Gott ergeben und willfährig, auf Ihn allzeit vertrauend und hoffend, auch wenn Er für ſie keinen Wohlgeſchmack hat: denn ohne Schmerz lebt man nicht in der Liebe.

Wer nicht bereit iſt, Alles zu leiden und ſeinem Geliebten zu Willen zu ſtehen, iſt nicht werth, ein Liebhaber genannt zu werden. Ein Liebender muß alles Harte und Bittere für den Geliebten gern umfaſſen und nicht um widriger Zufälle willen von ihm ſich abwenden laſſen.

Das sechste Capitel.

Von der Bewährung eines wahren Liebhabers.

Sohn! du bist noch kein starker und weiser Liebhaber. —

Warum, Herr? —

Weil du um einer kleinen Widerwärtigkeit willen von dem Begonnenen entmuthigt abstehst und allzu begierlich Tröstung suchst. Ein starker Liebhaber besteht in Versuchungen und glaubt nicht den listigen Zuredungen des Feindes. Wie ich ihm im Glücke gefalle, so mißfalle ich ihm nicht in Widerwärtigkeiten.

Ein weiser Liebhaber bedenkt nicht sowohl die Gabe des Liebenden, als die Liebe des Gebenden. Er merkt mehr auf die Meinung, als den Werth und setzt alles Gegebene unter den Geliebten. Ein edler Liebhaber ruhet nicht in der Gabe, sondern in Mir über jeder Gabe. Es ist nicht Alles verloren, wenn du etwan nicht also viel von Mir und Meinen

Heiligen empfindeſt, als du möchteſt. Denn die gute und ſüße Begierde, die du dazwiſchen empfindeſt, iſt die Wirkung der gegenwärtigen Gnade und ein Vorgeſchmack des himmliſchen Vaterlandes; du ſollſt dich nicht allzu ſehr auf ſie ſtützen; denn ſie geht und kömmt. Aber ſtreiten wider die einbrechenden böſen Gemüthsbewegungen und des Teufels Einreden verachten, iſt ein Ehrenzeichen der Tugend und groſſen Verdienſtes.

Darum laß dich durch fremde Einbildungen nicht irren, worüber ſie dir auch eingegeben werden. Bleibe feſt auf einem ſtarken Vorſatze und einer aufrichtigen Meinung zu Gott. Es iſt auch keine Täuſchung, wenn du zuweilen überſchwenglich verzückt wirſt und alsbald zu den gewöhnlichen Tändeleien des Herzens zurückkehreſt. Denn dieſe leideſt du mehr gegen deinen Willen, als du ſie bewirkeſt, und ſo lange ſie dir mißfallen und du widerſtehſt, iſt es ein Verdienſt und kein Verluſt.

Wiſſe, daß der alte Feind auf alle Weiſe darnach trachtet, dein Verlangen zum Guten zu hindern und dich von jeder guten Uebung abzuziehen, nämlich von der Verehrung der

Heiligen, von dem frommen Gedächtniß Meines Leidens, von der heilsamen Erinnerung der Sünden, von der Huth des eigenen Herzens und von dem festen Vorsatze, in der Tugend zu wachsen. Viele böse Gedanken gibt er dir ein, damit er dir Ueberdruß und Abscheu bereite und dich vom Gebet und heiliger Lesung abziehe. Ihm mißfällt eine demüthige Beichte, und könnte er, so würde er dich auch von der heiligen Kommunion abwendig machen. Glaube ihm nicht und achte seiner nicht, wenn er dir auch zum öfteren die Stricke der Verführung gelegt hätte. Ihm rechne es zu, wenn er dir Böses und Unreines eingibt. Sprich zu ihm: gehe, unreiner Geist! erröthe, Elender! gar unrein bist du, der du solches meinen Ohren zuträgst. Scheide von mir, bösester Verführer! du wirst keinen Theil an mir haben, sondern Jesus wird bei mir seyn, wie ein tapferer Streiter, und du in Schanden dastehen. Ich will lieber sterben und alle Pein leiden, als dir zustimmen. Schweige nur verstumme, ich will dich nicht länger hören, wie viel Beschwer du mir anthun magst. Der Herr ist meine Erleuchtung und mein Heil, wen soll

ich fürchten? Ständen wider mich Heerlager zuſammen, mein Herz wird nicht fürchten. Der Herr iſt mein Helfer und mein Erlöſer.

Streite, wie ein guter Ritter, und wenn du zuweilen aus Gebrechlichkeit fällſt, ſammle dir wieder Kräfte, ſtärker als die früheren, auf meine reichere Gnade vertrauend; und hüte dich ja vor eitelem Selbſtgefallen und vor Hoffart. Durch ſie werden viele in Irrthum geführt und fallen manchmal in eine faſt unheilbare Blindheit. Zur Warnung und beſtändigen Demuth ſey dir dieſer Sturz der Hoffärtigen, die ſich thöricht ihrer ſelbſt überheben.

Das siebente Capitel.

Wie die Gnade unter der Huth der Demuth zu verbergen sey.

Sohn! nützlicher ist dir und sicherer, die Gnade der Andacht zu verbergen und dich nicht zu überheben, noch viel davon zu reden, noch groß Gewicht darauf zu legen; sondern lieber dich selbst zu verschmähen und dich darüber zu fürchten, gleich als sey sie einem Unwürdigen verliehen. Man soll diesem Gefühl nicht zu hartnäckig nachhangen, weil es sich allzu schnell in das Gegentheil umwandelt. Gedenke, wenn du in der Gnade bist, wie elend und wie arm du ohne die Gnade zu seyn pflegst. Und nicht sowohl darin besteht des geistlichen Lebens Fortgang, daß du die Gnade der Tröstung hast, sondern daß du demüthig in Selbstverläugnung und Geduld ihre Entziehung erträgst. Also, daß du dann nicht lau wirst im Eifer des Gebetes, noch

die übrigen Werke, die dir gewöhnlich zu verrichten obliegen, gänzlich eingehen lässest; sondern sie nach deinem besten Vermögen und Wissen, soviel an dir ist, gerne verrichtest und dich nicht wegen Dürre und Aengstlichkeit des Gemüthes ganz verabsäumest.

Denn Viele gibt's, geht es ihnen nicht nach Wunsch, so werden sie zur Stunde ungeduldig oder träge. Und doch ist der Weg des Menschen nicht allzeit in seiner Gewalt; sondern Gottes ist es, zu geben und zu trösten, wann er will und wie viel er will, und wem er will, und wie es ihm gefällt und nicht weiter. Etliche Unbehutsame haben sich selbst um der Gnade der Andacht willen zerstört, weil sie mehr thun wollten, als sie konnten; das Maaß ihrer Kleinheit nicht erwägend, folgten sie lieber ihrer Herzensbegier, als dem Urtheile der Vernunft. Und weil sie sich Größeres vermaßen, als es Gott gefällig war, deßwegen verloren sie bald die Gnade, und bedürftig und gering wurden die verlassen, die ihr Nest sich in den Himmel gesetzt hatten; auf daß sie, gedemüthigt und verarmt, lernen möchten, nicht auf ihren Flügeln zu fliegen, sondern unter meinem

Gefährte zu hoffen. Neulinge und Unerfahrne im Wege des Herrn können leicht getäuscht und betrogen werden, wenn sie sich nicht nach dem Rathe derer, die Maaß zu halten wissen, richten.

Wollen sie daher ihrem eigenen Gefühle lieber folgen, als anderen Erfahrenen glauben, so wartet ihrer ein gefährlicher Ausgang, wenn sie sich anders von dem eigenen Vorsatze nicht abbringen lassen. Die sich selbst weise dünken, lassen sich selten demüthig von Anderen leiten. Besser ist ein mäßig Wissen und geringe Einsicht mit Demuth, als der Wissenschaften große Schätze mit eitlem Selbstgefallen. Besser ist dir, wenig zu besitzen, als viel, worüber du hoffärtig werden könntest. Nicht besonnen genug handelt der, welcher sich ganz der Freude hingibt, uneingedenk seiner früheren Bedürftigkeit und der keuschen Furcht des Herrn, die da fürchtet, die verliehene Gnade zu verlieren. Noch auch hat der eine genugsam männliche Weisheit, der zur Zeit der Widerwärtigkeit und jeglicher Beschwerde allzu verzagt sich gebärdet und minder vertrauensvoll, als es sich ziemt, von Mir denkt und fühlt.

Wer zur Zeit des Friedens allzu ſicher ſeyn will, wird oft zur Zeit des Krieges allzu niedergeſchlagen und kleinmüthig befunden werden. Wüßteſt du immer demüthig und gemäßigt in dir zu verbleiben und deinen Geiſt recht zu mäßigen und zu regieren, du würdeſt nicht ſo ſchnell in Gefahr und Verdruß fallen.

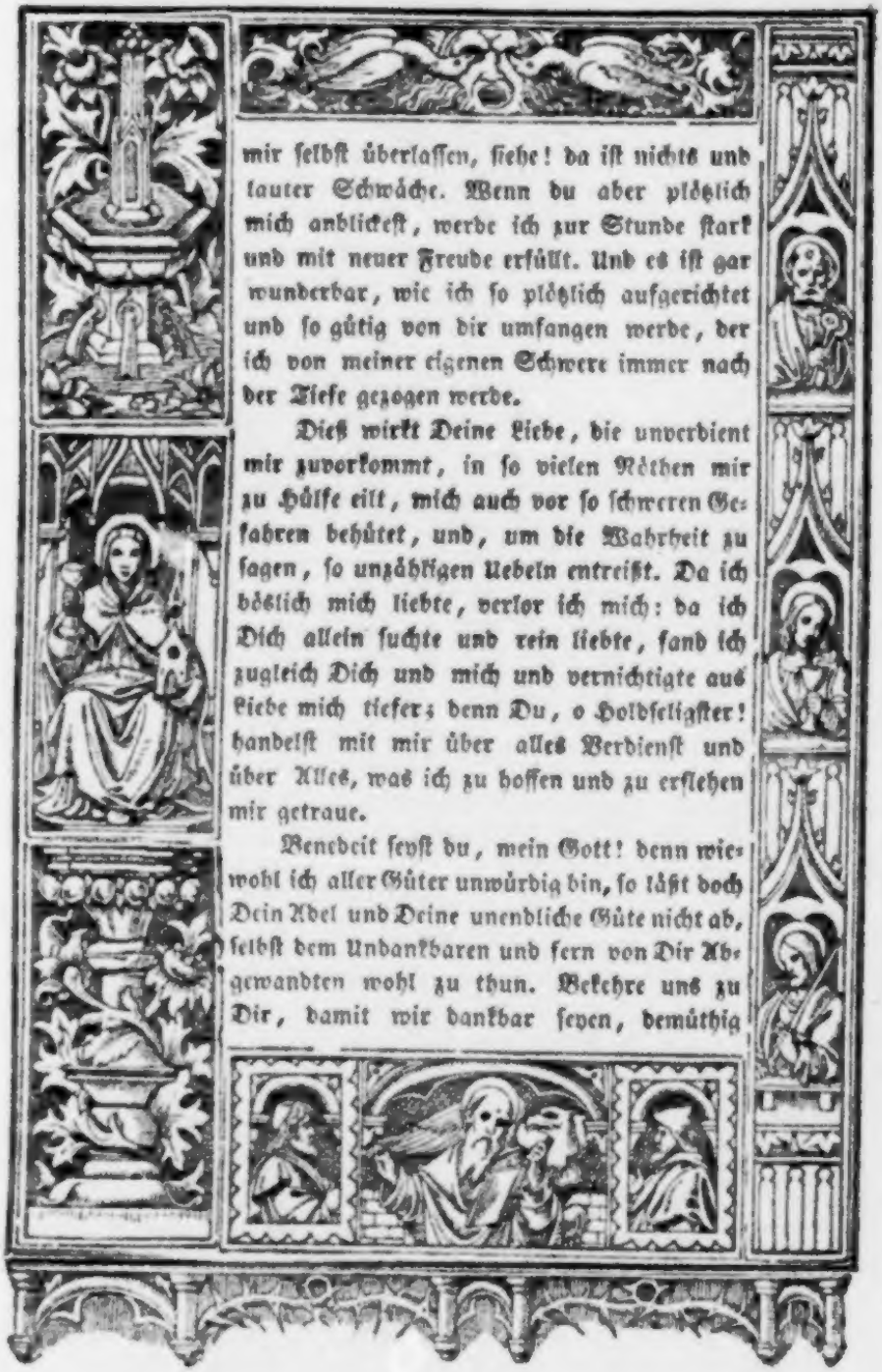
Es iſt ein guter Rath, wenn du den Geiſt inbrünſtiger Andacht empfangen, zu gedenken, was geſchehen wird, wenn das Licht ſcheidet. Iſt dieß eingetreten, ſo denke wieder, es könne das Licht abermal kehren, welches Ich dir auf einige Zeit, dir zur Warnung, Mir aber zur Ehre, entzogen.

Nützlicher iſt oft eine ſolche Prüfung, als wenn du Alles nach deinem Wunſche hätteſt. Denn das Verdienſt iſt nicht danach zu ſchätzen, ob einer mehr Geſichte und Tröſtungen habe, erfahren ſey, oder auf eine höhere Stufe geſtellt; ſondern ob er in wahrer Demuth gegründet ſey und von göttlicher Liebe erfüllt; ob er Gottes Ehre immerdar lauter und ungetheilt ſuche; ob er ſich ſelbſt für nichts achte und in Wahrheit verſchmähe, und ſich auch mehr freue, von Andern geſchmäht und erniedriget, als geehret zu werden.

Das achte Capitel.

Von der Geringſchätzung ſeiner ſelbſt in den Augen Gottes.

Ich will zu meinem Herrn reden, der ich Staub bin und Aſche! Wenn ich mich für mehr ſchätze, ſiehe! ſo ſtehſt Du wider mich und meine Bosheiten heißen Dein Zeugniß wahr, und ich kann nicht widerſprechen. Wenn ich mich aber für werthlos achte und vernichtige, und von aller Selbſtſchätzung abſtehe und mich, wie ich denn bin, zu Staub mache; dann wird mir Deine Gnade gewogen und meinem Herzen Dein Licht nahe ſeyn, und jede Selbſtſchätzung, wie gar klein ſie auch immer ſey, wird in dem Thale meiner Nichtigkeit verſinken und untergehen in Ewigkeit. Dort wirſt Du mir auch zeigen, was ich bin, was ich geweſen, und wohin ich gekommen; denn ich bin nichts und wußte es nicht. Werde ich



mir ſelbſt überlaſſen, ſiehe! da iſt nichts und lauter Schwäche. Wenn du aber plötzlich mich anblickeſt, werde ich zur Stunde ſtark und mit neuer Freude erfüllt. Und es iſt gar wunderbar, wie ich ſo plötzlich aufgerichtet und ſo gütig von dir umfangen werde, der ich von meiner eigenen Schwere immer nach der Tiefe gezogen werde.

Dieß wirkt Deine Liebe, die unverdient mir zuvorkommt, in ſo vielen Nöthen mir zu Hülfe eilt, mich auch vor ſo ſchweren Gefahren behütet, und, um die Wahrheit zu ſagen, ſo unzähligen Uebeln entreißt. Da ich böslich mich liebte, verlor ich mich: da ich Dich allein ſuchte und rein liebte, fand ich zugleich Dich und mich und vernichtigte aus Liebe mich tiefer; denn Du, o Holdſeligſter! handelſt mit mir über alles Verdienſt und über Alles, was ich zu hoffen und zu erflehen mir getraue.

Benedeit ſeyſt du, mein Gott! denn wiewohl ich aller Güter unwürdig bin, ſo läßt doch Dein Adel und Deine unendliche Güte nicht ab, ſelbſt dem Undankbaren und fern von Dir Abgewandten wohl zu thun. Bekehre uns zu Dir, damit wir dankbar ſeyen, demüthig

und andächtig: denn Du bist unser Heil, unsere Kraft und Stärke.

Das neunte Capitel.

Daß Alles auf Gott als das höchste Endziel zurückzuführen sey.

Sohn! Ich muß dein höchstes und letztes Ziel seyn, wenn du wahrhaft Verlangen trägst, selig zu werden. Durch diese Meinung wird deine Begier geläutert, die öfter zu sich selbst und den Kreaturen böslich abgezogen wird. Denn wenn du dich in irgend etwas suchst, so wirst du alsbald in dir abnehmen und abdürren.

Darum führe Alles hauptsächlich auf Mich zurück, der Ich Alles bin und Alles gegeben habe. Betrachte das Einzelne, als dem höchsten Gute entströmend. Und darum ist auf Mich, gleich als auf seinen Ursprung, Alles zurückzuführen.

Aus Mir schöpft Klein und Groß, Reich und Arm, wie aus einem lebendigen Borne

lebendiges Waſſer. Und die Mir freiwillig und gern dienen, empfangen Gnade um Dank. Wer aber ſich rühmen will außer Mir, oder ſich eines beſondern Gutes ergötzen, wird nicht gefeſtigt werden in der wahren Fröhlichkeit, noch in ſeinem Herzen erweitert, ſondern vielfach gehindert und beängſtigt. Du ſollſt dir alſo nichts Gutes zuſchreiben, noch irgend einem Menſchen Tugend beilegen, ſondern Alles eigne Gott zu, ohne welchen der Menſch nichts hat. Ich habe Alles gegeben. Ich will Alles wieder haben, und mit großer Strenge fordere Ich Dankſagung.

Dieß iſt die Wahrheit, wovor des Ruhmes Eitelkeit fliehen muß. Und iſt die himmliſche Gnade und wahre Liebe eingekehrt, dann wird weder Neid, noch Engherzigkeit, noch Eigenliebe Raum gewinnen. Denn die göttliche Liebe überwindet Alles und erweitert alle Kräfte der Seele. Haſt du rechten Verſtand, ſo wirſt du dich in Mir allein freuen, auf Mich allein hoffen: denn Niemand iſt gut, denn Gott allein, der über Alles zu preiſen und in Allem zu benedeien iſt.

Das zehnte Capitel.

Wie ſüß es ſey, wenn man die Welt verachtet hat, Gott zu dienen.

Jetzt werde ich wieder reden, Herr! und nicht ſchweigen. Sprechen werde ich zu den Ohren meines Gottes und meines Königs, der da iſt in der Höhe! O wie groß iſt die Fülle deiner Süßigkeit, Herr! welche Du denen verborgen, die Dich fürchten. Aber was biſt Du denen, die Dich lieben! was denen, die Dir mit ganzem Herzen dienen! Wahrhaft unausſprechlich iſt die Süßigkeit Deiner Anſchauung, die Du denen, die Dich lieben, verleihſt. Hierin haſt Du zumeiſt die Huld Deiner Liebe gezeigt, indem Du mich geſchaffen haſt, da ich nicht war, und da ich irrte fern von Dir, haſt Du mich zurückgeführt, daß ich Dir diente, und haſt mir geboten, Dich zu lieben.

O! Born immerwährender Liebe! was ſoll ich ſagen von Dir? wie werde ich Deiner

vergeſſen können, der Du mich gewürdiget meiner zu gedenken? Und da ich hinwelkte und verloren ging, haſt Du über alles Hoffen deinem Knechte Barmherzigkeit erwieſen und über alles Verdienſt Gnade und Freundſchaft ihm erzeugt. Womit ſoll ich Dir dieſe Gnade vergelten? Denn nicht Allen iſt es gegeben, daß ſie, auf Alles verzichtend, der Welt entſagen und einem klöſterlichen Leben ſich unterziehen. Iſt es denn wohl etwas Großes, wenn ich Dir diene, dem jede Kreatur zu dienen ſchuldig iſt? Das ſoll mir nicht groß ſcheinen, daß ich Dir diene: ſondern das vielmehr bedünkt mich groß und wunderbar, daß Du einen ſo Armen und Unwürdigen würdigſt zum Knechte anzunehmen und Deinen geliebten Knechten zuzugeſellen.

Siehe! Alles iſt Dein, was ich habe und womit ich Dir diene. Umgekehrt jedoch dieneſt Du mir viel mehr, als ich Dir. Siehe! Himmel und Erde, die Du zum Dienſte des Menſchen erſchaffen haſt, ſind gewärtig und thun täglich, was Du ihnen geboten haſt. Und das iſt noch wenig: ja ſogar die Engel haſt Du zum Dienſte des Menſchen geſchaffen und geordnet. Es übertrifft aber dieß Alles, daß

Du Dich selbst herabließest, dem Menschen zu dienen, und Dich selbst ihm zu geben verheißen.

Was soll ich Dir geben für alle diese tausend Gaben! O daß ich Dir dienen könnte all' die Tage meines Lebens! O daß ich Dir auch nur einen Tag würdigen Dienst zu leisten vermöchte! Du bist wahrlich jedes Dienstes, jeder Ehre und ewigen Preises würdig. Du bist wahrlich mein Herr, und ich Dein armer Knecht, der ich schuldig bin, aus allen Kräften Dir zu dienen und nie in Deinem Lobe darf verdrossen seyn. Das ist mein Wille, das mein Verlangen und was mir daran gebricht, wolle Du gnädig ersetzen.

Große Ehre, großer Ruhm ist's, Dir zu dienen und Alles Deinetwegen verschmähen. Denn große Gnaden werden die haben, die sich freiwillig Deiner heiligsten Dienstbarkeit unterworfen haben. Die süßeste Tröstung des heiligen Geistes werden die finden, Die um Deiner Liebe willen alle fleischliche Lust abgeworfen haben. Große Freiheit des Herzens werden die gewinnen, die um Deinen Namen den engen Pfad betreten und alle weltliche Sorge bei Seite gesetzt haben.

O angenehme und fröhliche Knechtſchaft Gottes, wodurch der Menſch wahrhaft frei und heilig wird. O heiliger Stand geiſtlichen Dienſtes, der den Menſchen den Engeln gleich, Gott wohlgefällig, den Teufeln furchtbar und allen Gläubigen ehrwürdig macht. O willkommene und allzeit erwünſchte Knechtſchaft, wodurch das höchſte Gut verdient und eine ohne Ende währende Freude erworben wird.

Das eilfte Capitel.

Daß die Herzens Begierden zu prüfen und zu mäßigen ſind.

Sohn! du muſt noch Vieles lernen, was du noch nicht gelernt haſt.

Was iſt das, Herr?

Daß du dein Verlangen gänzlich ſetzeſt in mein Wohlgefallen und nicht ein Liebhaber deiner ſelbſt ſeyeſt, ſondern ein herzlicher Liebhaber und Befolger Meines Willens. Die Begierden entzünden dich oft und treiben dich gewaltig an; bedenke aber, ob

du mehr um Meiner Ehre willen, oder deines Gewinnes wegen bewegt wirst. Bin Ich der Grund, so wirst du wohl zufrieden seyn, wie Ich es auch werde geordnet haben. Liegt aber von deinem Eigennutz etwas darin verborgen, sieh, das ist's, was dich hindert und beschwert.

Hüte dich daher allzu sehr einer vorgefaßten Begierde nachzuhangen, ohne Mich um Rath gefragt zu haben; damit es nicht vielleicht später dich reue und dir mißfalle, was dir zuvor gefallen und wofür du, wie für das Bessere, geeifert. Denn nicht jedem Gefühl, das gut scheint, darf man alsobald folgen; noch auch jedes widerwärtige Gefühl gleich Anfangs fliehen. Es ist zuweilen förderlich, selbst in guten Bestrebungen und Begierden sich im Zaume zu halten, damit du nicht durch Ungestüm in Geisteszerstörung fallest, Anderen nicht durch ein regelwidrig Betragen Aergerniß bereitest oder auch durch ihren Widerstand selbst auf einmal geirrt wirst und zum Falle kommst.

Bisweilen aber muß man Gewalt brauchen und männlich der sinnlichen Begier entgegengehen und nicht achten, was das Fleisch

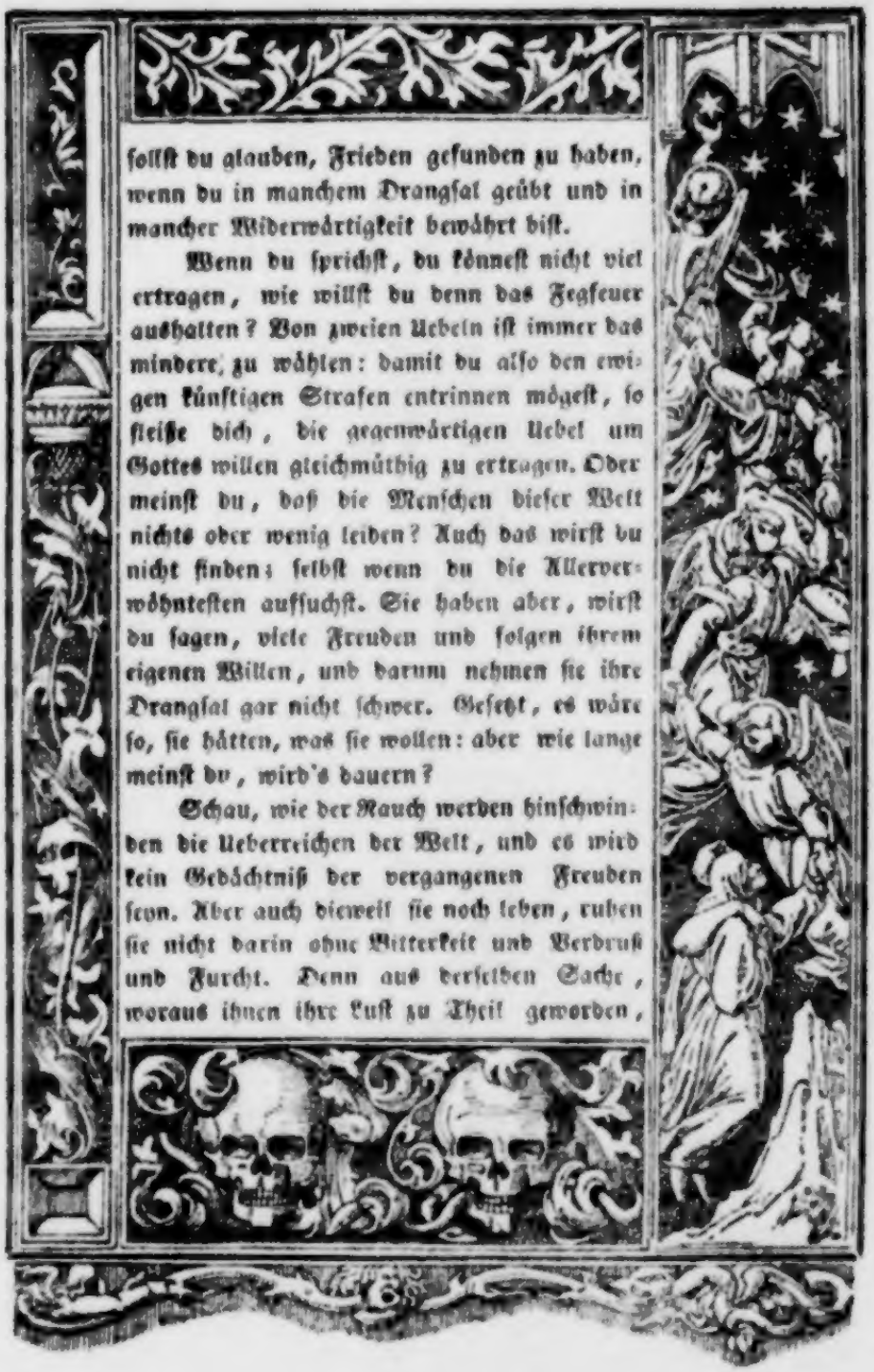
will und was es nicht will, sondern vielmehr sich darum bemühen, daß es unterthan sey auch wider Willen dem Geiste. Und so lange muß es gezüchtigt und zur Dienstbarkeit gezwungen werden, bis es zu Allem bereit ist und lernt mit Wenigem sich begnügen, an Einfachem sich ergötzen und wider kein Ungemach zu murren.

Das zwölfte Capitel.

Von der Unterweisung in der Geduld und dem Kampfe gegen die Begierlichkeiten.

Herr Gott! wie ich sehe, ist Geduld mir sehr noth. Viel Widerwärtiges trifft ja in diesem Leben ein. Denn wie ich es auch um meinen Frieden bestellt habe, ohne Schmerz und Kampf kann mein Leben nicht seyn.

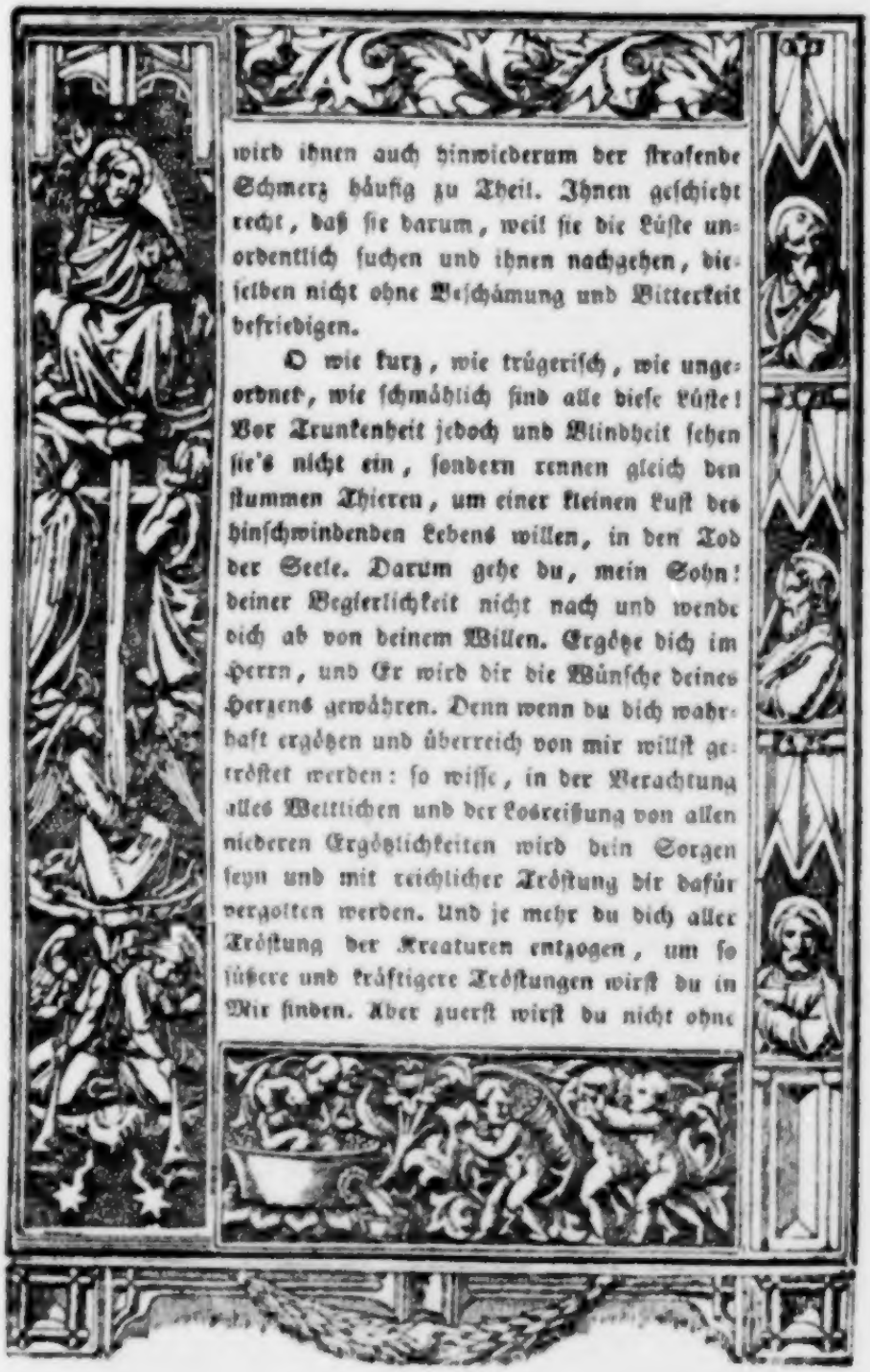
So ist's, mein Sohn! Ich will aber nicht, daß du solchen Frieden suchst, welcher der Versuchung ermangelt und keine Widerwärtigkeiten empfindet: sondern auch dann



sollst du glauben, Frieden gefunden zu haben, wenn du in manchem Drangsal geübt und in mancher Widerwärtigkeit bewährt bist.

Wenn du sprichst, du könnest nicht viel ertragen, wie willst du denn das Fegfeuer aushalten? Von zweien Uebeln ist immer das mindere zu wählen: damit du also den ewigen künftigen Strafen entrinnen mögest, so fleiße dich, die gegenwärtigen Uebel um Gottes willen gleichmüthig zu ertragen. Oder meinst du, daß die Menschen dieser Welt nichts oder wenig leiden? Auch das wirst du nicht finden; selbst wenn du die Allerverwöhntesten aufsuchst. Sie haben aber, wirst du sagen, viele Freuden und folgen ihrem eigenen Willen, und darum nehmen sie ihre Drangsal gar nicht schwer. Gesetzt, es wäre so, sie hätten, was sie wollen: aber wie lange meinst du, wird's dauern?

Schau, wie der Rauch werden hinschwinden die Ueberreichen der Welt, und es wird kein Gedächtniß der vergangenen Freuden seyn. Aber auch dieweil sie noch leben, ruhen sie nicht darin ohne Bitterkeit und Verdruß und Furcht. Denn aus derselben Sache, woraus ihnen ihre Lust zu Theil geworden,



wird ihnen auch hinwiederum der ſtrafende Schmerz häufig zu Theil. Ihnen geſchieht recht, daß ſie darum, weil ſie die Lüſte unordentlich ſuchen und ihnen nachgehen, dieſelben nicht ohne Beſchämung und Bitterkeit befriedigen.

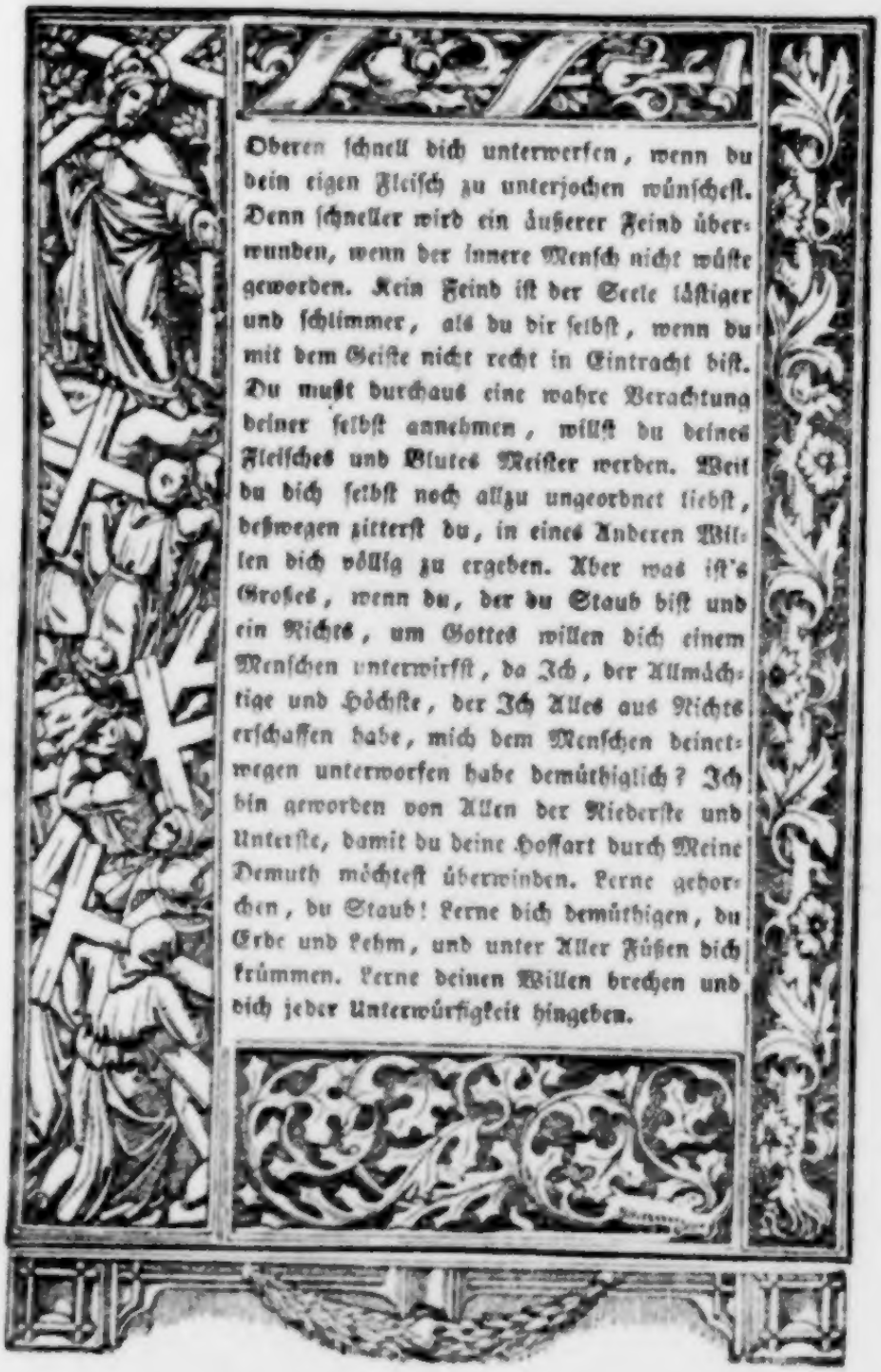
O wie kurz, wie trügeriſch, wie ungeordnet, wie ſchmählich ſind alle dieſe Lüſte! Vor Trunkenheit jedoch und Blindheit ſehen ſie's nicht ein, ſondern rennen gleich den ſtummen Thieren, um einer kleinen Luſt des hinſchwindenden Lebens willen, in den Tod der Seele. Darum gehe du, mein Sohn! deiner Begierlichkeit nicht nach und wende dich ab von deinem Willen. Ergötze dich im Herrn, und Er wird dir die Wünſche deines Herzens gewähren. Denn wenn du dich wahrhaft ergötzen und überreich von mir willſt getröſtet werden: ſo wiſſe, in der Verachtung alles Weltlichen und der Losreißung von allen niederen Ergötzlichkeiten wird dein Sorgen ſeyn und mit reichlicher Tröſtung dir dafür vergolten werden. Und je mehr du dich aller Tröſtung der Kreaturen entzogen, um ſo ſüßere und kräftigere Tröſtungen wirſt du in Mir finden. Aber zuerſt wirſt du nicht ohne

einige Traurigkeit und Mühseligkeit des Kampfes zu ihnen gelangen. Widerstreben wird die eingepflanzte Gewohnheit, aber durch die bessere überwunden werden; murren wird das Fleisch, aber durch des Geistes Eifer gezügelt werden; aufspornen und aufreizen wird dich die alte Schlange, aber vor dem Gebete fliehen müssen, und ihr überdieß der Hauptzutritt auch durch nützliche Beschäftigung versperrt werden.

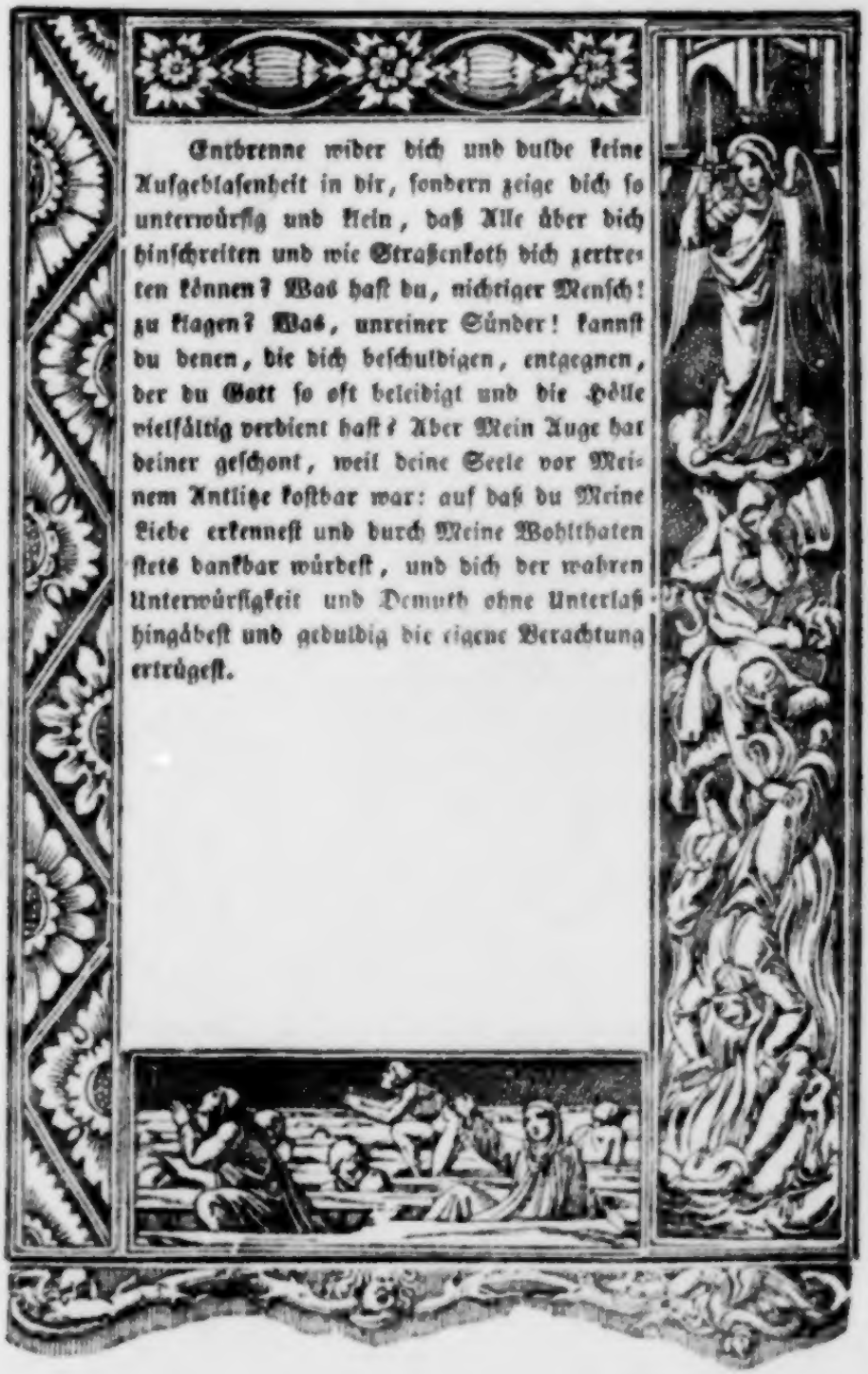
Das dreizehnte Capitel.

Von dem Gehorsam eines demüthigen Untergebenen nach dem Beispiel Jesu Christi.

Gebn! wer sich dem Gehorsam zu entziehen strebt, entzieht sich selbst der Gnade; und wer Eigenes zu besitzen sucht, verliert das Gemeinsame. Wer sich nicht gern und willig seinen Oberen unterwirft, zeigt, daß sein Fleisch ihm noch nicht vollkommen gehorcht, sondern sich noch oft auflehnt und murrt. Lerne darum deinen



Oberen ſchnell dich unterwerfen, wenn du dein eigen Fleiſch zu unterjochen wünſcheſt. Denn ſchneller wird ein äußerer Feind überwunden, wenn der innere Menſch nicht wüſte geworden. Kein Feind iſt der Seele läſtiger und ſchlimmer, als du dir ſelbſt, wenn du mit dem Geiſte nicht recht in Eintracht biſt. Du mußt durchaus eine wahre Verachtung deiner ſelbſt annehmen, willſt du deines Fleiſches und Blutes Meiſter werden. Weil du dich ſelbſt noch allzu ungeordnet liebſt, deßwegen zitterſt du, in eines Anderen Willen dich völlig zu ergeben. Aber was iſt's Großes, wenn du, der du Staub biſt und ein Nichts, um Gottes willen dich einem Menſchen unterwirfſt, da Ich, der Allmächtige und Höchſte, der Ich Alles aus Nichts erſchaffen habe, mich dem Menſchen deinetwegen unterworfen habe demüthiglich? Ich bin geworden von Allen der Niederſte und Unterſte, damit du deine Hoffart durch Meine Demuth möchteſt überwinden. Lerne gehorchen, du Staub! Lerne dich demüthigen, du Erde und Lehm, und unter Aller Füßen dich krümmen. Lerne deinen Willen brechen und dich jeder Unterwürfigkeit hingeben.



Entbrenne wider dich und dulde keine Aufgeblasenheit in dir, sondern zeige dich so unterwürfig und klein, daß Alle über dich hinschreiten und wie Straßenkoth dich zertreten können? Was hast du, nichtiger Mensch! zu klagen? Was, unreiner Sünder! kannst du denen, die dich beschuldigen, entgegnen, der du Gott so oft beleidigt und die Hölle vielfältig verdient hast? Aber Mein Auge hat deiner geschont, weil deine Seele vor Meinem Antlitze kostbar war: auf daß du Meine Liebe erkennest und durch Meine Wohlthaten stets dankbar würdest, und dich der wahren Unterwürfigkeit und Demuth ohne Unterlaß hingäbest und geduldig die eigene Verachtung ertrügest.

Das vierzehnte Capitel.

Wie wir Gottes verborgene Gerichte betrachten sollen, damit wir durch das Gute nicht übermuthig werden.

Du lößt über mich Deine Gerichte hindonnern, Herr! und mit Furcht und Zittern zerschlägst du all mein Gebein, und es erbebet meine Seele gewaltig. Ich stehe vom Donner gerührt und bedenke, daß die Himmel nicht rein sind vor deinem Antlitze. Hast du in den Engeln Bosheit gefunden und selbst ihrer nicht geschont, was wird mit mir geschehen? Sterne sind vom Himmel gefallen, und ich Staub, wessen vermesse ich mich! Solche, deren Thaten preiswürdig schienen, fielen zu unterst; und die das Brot der Engel aßen, sah ich an den Eicheln der Schweine sich ergötzen.

Keine Heiligkeit besteht darum, wenn Du Deine Hand zurückziehst, Herr! Keine Weisheit fruchtet, wenn Du von der Leitung

abſtehſt. Keine Tapferkeit hilft, wenn Du zu beſchirmen aufhörſt. Keine Keuſchheit iſt geſichert, wenn Du ſie nicht ſchützeſt. Kein Selbſtbewahren frommt, wenn Deine heilige Huth ihm nicht zur Seite. Denn verlaſſen von Dir werden wir hinabgeriſſen und gehen zu Grunde; heimgeſucht aber leben wir und werden emporgehoben. Wir ſind zu unbeſtändig, aber durch Dich werden wir gefeſtet; wir erkalten, aber durch Dich werden wir entzündet.

O wie niedrig und verächtlich muß ich von mir ſelbſt denken, und wie gar nichts zu ſchätzen iſt es, wenn ich etwas Gutes zu haben ſcheine! O wie tief muß ich mich Deinen abgründlichen Gerichten unterwerfen, Herr! da ich an mir anderes nichts finde, als Nichts und aber Nichts! O Laſt, ungemeſſen; o Meer, nicht zu durchſchwimmen; da ich nichts an mir finde, als ganz und gar Nichts. Wo hat ſich meine Herrlichkeit nun hin verborgen? Wo die Zuverſicht auf die eingebildete Tugend? Verſchlungen iſt alles eitle Rühmen in der Tiefe Deiner Gerichte über mir.

Was iſt alles Fleiſch vor Deinem Antlitz? Wird aber der Thon ſich gegen ſeinen

Bildner rühmen? Wie kann der in Ruhmredigkeit sich erheben, dessen Herz in Wahrheit Gott unterworfen ist? Nicht die ganze Welt möchte den erheben, den sich die Wahrheit unterworfen hat. Noch wird der durch den Mund aller Preisenden bewegt werden, der seine ganze Hoffnung auf Gott gefestigt hat. Denn selbst auch sie, die da reden, schau! alle sind nichts und werden schwinden mit dem Schall der Worte; die Wahrheit aber des Herrn bleibt in Ewigkeit.

Das fünfzehnte Capitel.

Wie wir bei Allem, was wir begehren, uns halten und reden sollen.

Sohn! also sprich in jeder Sache: Herr! wenn Dir dieß wohlgefallen, dann geschehe es also; Herr! wenn es zu Deiner Ehre gereicht, dann geschehe dieß in Deinem Namen; Herr! wenn Du gesehen, daß es mir förderlich ist und Du es für nützlich befunden, dann laß mich dieß

gebrauchen zu der Ehre Dein. Aber wenn Du erkannt, es werde mir schädlich seyn und dem Heile meiner Seele nicht nützen, dann nimm ein solch Verlangen von mir. Denn nicht jedes Verlangen ist vom heiligen Geiste, ob es auch den Menschen recht und gut scheint. Es ist schwer, nach der Wahrheit zu entscheiden, ob der gute oder der böse Geist dich treibe, dieß oder jenes zu verlangen, oder auch, ob du von dem eigenen Fleische bewegt werdest. Viele sind am Ende betrogen worden, die zuerst von einem guten Geiste angeleitet schienen.

Darum sollst du immer mit Gottesfurcht und Demuth des Herzens Alles, was deinem Gemüthe wünschenswerth vorkommt, wünschen und begehren, und vorzüglich mußt du mit eigener Ergebung Mir Alles anheimstellen und sprechen:

Herr! Du weißt, wie es besser ist: Thue dies oder das, wie Du willst. Gib mir, was Du willst und wie viel Du willst und wann Du willst. Thue mit mir, wie Du willst und wie es Dir wohlgefällig und zu Deiner größeren Ehre gereicht. Setze mich hin, wo Du willst und schalte frei mit mir

in Allem. In Deiner Hand bin ich, drehe und kehre mich um und um. Siehe! ich bin dein Knecht, bereit zu Allem; weil ich nicht verlange mir zu leben, sondern Dir; möchte ich doch dieß würdig und vollkommen!

Gebet,
um den Willen Gottes zu vollbringen.

Gewähre mir, gütigster Jesu! Deine Gnade, daß sie mit mir sey und wirke und bey mir bis zum Ende verharre. Gib mir, immer zu verlangen und zu wollen, was Dir am angenehmsten und liebsten ist. Dein Wille sey der meine, und mein Wille folge allzeit dem Deinen und stimme mit ihm auf's Beste überein. Laß mich Ein Wollen und Ein Nichtwollen mit Dir haben, und kein ander Ding wollen oder nicht wollen können, als was Du willst oder nicht willst.

Gib mir, daß ich Allem sterbe, was in der Welt ist, und daß mir lieb sey, Deinetwegen verachtet und ungekannt zu seyn in dieser Zeitlichkeit. Gib mir, über allem Ersehnten in Dir zu ruhen und mein Herz zu friedigen. Du wahrer Friede des Herzens,

Du die einzige Ruhe; außer Dir iſt alles hart und unruhvoll. In dieſem Frieden, in ihm ſelbſt, das iſt, in dem Einen und höchſten und ewigen Gute, möchte ich entſchlafen und ruhen. Amen.

Das ſechzehnte Capitel.

Daß wahrer Troſt in Gott allein zu ſuchen ſey.

Was immer ich verlangen und denken kann zu meinem Troſt, erwarte ich nicht hier, ſondern in Zukunft; denn hätte ich jeden Troſt dieſer Welt, und könnte ich aller Ergötzlichkeiten genieſſen, gewiß iſt, daß ſie nicht lange dauern können. Darum wirſt du, meine Seele! nicht völlig getröſtet und vollkommen erquickt werden, außer in Gott, der die Armen tröſtet und die Demüthigen aufnimmt.

Harre ein Kleines, o Seele! harre der göttlichen Verheißung, und du wirſt im Himmel aller Güter Ueberfluß haben. Wenn du

allzu unordentlich des Gegenwärtigen begehrst, wirst du das Ewige und Himmliſche verlieren. Das Zeitliche ſey dir zum Gebrauche, nach dem Ewigen gehe dein Verlangen. Du kannſt nicht durch irgend ein zeitlich Gut erſättigt werden, weil du zu ſeinem Genuſſe nicht erſchaffen biſt.

Wenn du auch alle erſchaffenen Güter hätteſt, du könnteſt nicht glücklich und ſelig ſeyn: ſondern in Gott, der Alles erſchaffen, beſteht deine ganze Seligkeit und dein Glück; nicht ein ſolches, wie es den thörichten Liebhabern der Welt erſcheint und von ihnen geprieſen wird: ſondern wie es die frommen Chriſtgläubigen erwarten, und wie es zuweilen geiſtliche und herzensreine Menſchen, deren Wohnung im Himmel iſt, im Vorgeſchmacke koſten. Eitel iſt und kurzer Dauer all menſchlicher Troſt; ſelig und wahr iſt der Troſt, den man inwendig von der Wahrheit empfängt. Ein andächtiger Menſch hat überall ſeinen Tröſter, Jeſum, bei ſich und ſpricht zu ihm: Sey bei mir, Herr Jeſu! allerorts und allzeit. Dies ſey meine Tröſtung, alles menſchlichen Troſtes gern entbehren zu wollen. Und wenn Deine Tröſtung nicht zugegen, ſo ſey

mir Dein Wille und Deine gerechte Prüfung der höchste Troſt. Denn nicht immerdar wirſt Du zürnen noch ewig drohen.

Das ſiebenzehnte Capitel.

Daß man alle Sorgen Gott anheimſtellen ſoll.

Sohn! laß Mich mit dir ſchalten, wie Ich will; Ich weiß, was dir förderlich iſt. Du denkſt wie ein Menſch, empfindeſt in Vielem, wie menſchlicher Hang dich überredet.

Herr! wahr iſt, was Du ſagſt. Größer iſt Deine Sorgfalt um mich, als alle Sorge, die ich um mich haben könnte. Denn der ſteht dem Falle allzu nahe, der nicht all ſeine Sorge auf Dich wirft. Herr! wenn nur mein Wille aufrichtig und feſt in Dir verbleibet, dann thue mit mir, wie Dir immer beliebt. Denn es kann nicht anders ſeyn als gut, was Du auch mit mir thuſt. Willſt Du, daß ich in Finſterniß ſey, ſo ſey gebenedeit;

und willſt Du, daß ich im Lichte ſey, ſo ſey abermal gebenedeit. Würdigſt Du mich Deiner Tröſtung, ſo ſey gebenedeit; und willſt Du, daß ich bedrängt werde, ſo ſey gleicherweiſe gebenedeit.

Sohn! alſo muß es mit dir ſtehen, wenn du mit Mir begehrſt zu wandeln. Du mußt ſo behende ſeyn zum Frieden wie zur Freude. So gern mußt du bedürftig und arm ſeyn, als in Fülle und Reichthum.

Herr! gern will ich für Dich leiden, was Du willſt, daß über mich komme. Ohne Unterſchied will ich aus Deiner Hand Gutes und Böſes, Süßes und Bitteres, Frohes und Trauriges annehmen, und für Alles, was mir begegnet, Dank ſagen. Behüte mich vor aller Sünde, und ich werde nicht den Tod noch die Hölle fürchten. Wenn du mich nur nicht auf ewig verwirfſt und austilgſt aus dem Buche des Lebens: ſo wird mir nicht ſchaden, was auch von Drangſal über mich kommt.

Das achtzehnte Capitel.

Daß man zeitliches Elend nach dem Vorbilde Chriſti geduldig ertragen ſoll.

Sohn! Ich bin vom Himmel geſtiegen deines Heiles wegen und habe dein Elend angenommen; nicht von der Noth, ſondern von der Liebe bewogen, damit du Geduld lernteſt und zeitliches Elend ohne Widerwillen trügeſt. Denn von der Stunde Meiner Geburt bis zum Verſcheiden am Kreuze fehlte Mir nicht Erduldung des Schmerzes; an zeitlichen Gütern hatte Ich großen Mangel; viele Klagen habe Ich zum öfteren über Mich gehört; Beſchimpfung und Schmähreden ertrug Ich ſanftmüthig, für Wohlthaten empfing Ich Undank, für Wunder Läſterungen und für Belehrung Rügen.

Herr! dieweil Du geduldig warſt in Deinem Leben, hierin zumeiſt das Gebot Deines Vaters erfüllend, ſo ziemt ſich's, daß ich armſeliger Sünder, nach Deinem Willen

mich gedulde, und ſo lange Du willſt, die Bürde des hinfälligen Lebens zu meinem Heile trage. Denn wenn auch dies gegenwärtige Leben ſchwer empfunden wird, ſo iſt es doch durch Deine Gnade gar viel leichter geworden; und durch Dein Beiſpiel und die Fußſtapfen Deiner Heiligen den Schwachen erträglicher und klarer; aber auch viel verdienſtlicher, als es im alten Teſtamente geweſen, wo die Pforte des Himmels geſchloſſen ſtund und auch dunkler der Weg zum Himmel ſchien, da ſo Wenige das Himmelreich zu ſuchen ſich mühten. Aber auch die, welche damals gerecht und zum Heile beſtimmt waren, konnten nicht vor Deinem Leiden und heiligem Sühnungstode in das himmliſche Reich eingehen.

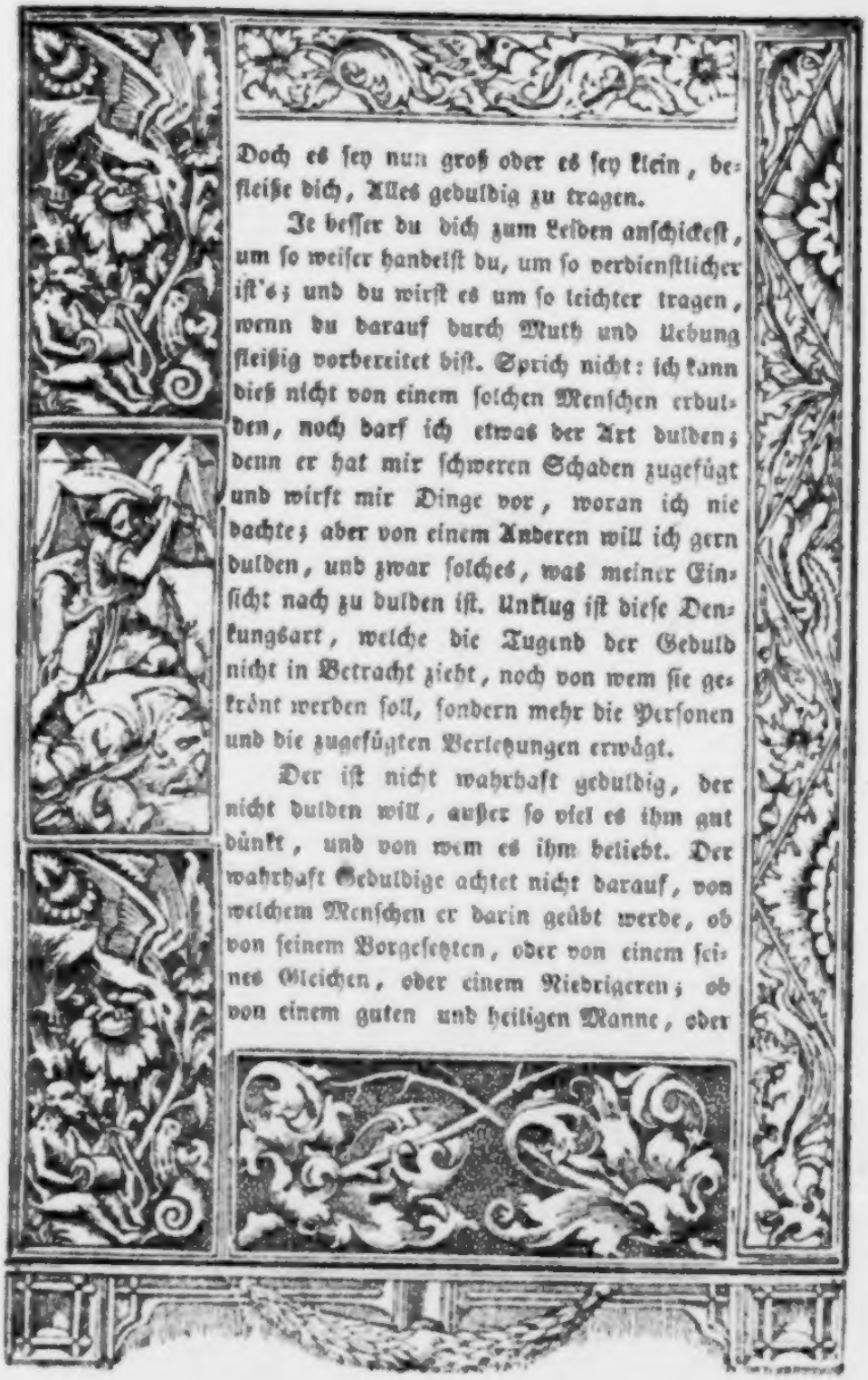
O welchen Dank bin ich Dir darzubringen ſchuldig, daß Du die Gnade gehabt, mir und allen Chriſtgläubigen den rechten und guten Weg zu Deinem ewigen Reiche zu zeigen. Denn Dein Leben iſt unſer Weg, und durch heilige Geduld wandeln wir zu Dir, Der Du unſere Krone biſt. Wäreſt Du uns nicht vorangegangen und hätteſt Du uns nicht gelehrt, wen kümmerte es, Dir nachzufolgen? Ach, wie Viele würden zurückweichen und hinten

bleiben, wenn ſie nicht auf Dein vorleuchtend Beiſpiel hinblickten! Siehe! noch immer ſind wir lau, und haben ſo viele Zeichen und Lehren gehört; was geſchähe, wenn wir ein ſolches Licht Dir nachzufolgen nicht hätten.

Das neunzehnte Capitel.

Wie Kränkungen zu erdulden, und wer ſich als wahrhaft tugendhaft bewähre.

Was iſt's, was du redeſt, o Sohn! Laß ab zu klagen, betrachte Mein und der anderen Heiligen Leiden. Du haſt noch nicht bis zum Blutvergießen geſtritten. Wenig iſt's, was du leideſt, in Vergleich zu denen, die ſo Vieles gelitten haben, ſo ſtark verſucht, ſo ſchwer bedrängt, ſo vielfach geprüft und geübt wurden. Du mußt dir darum das Schwerere der Anderen zu Gemüthe führen, damit Du das Deine, was ſo gar klein iſt, leichter erträgſt. Und wenn es dir nicht das Kleinſte ſcheint, ſieh zu! ob auch dieß nicht deine Ungeduld bewirke.



Doch es sey nun groß oder es sey klein, befleiße dich, Alles geduldig zu tragen.

Je besser du dich zum Leiden anschickest, um so weiser handelst du, um so verdienstlicher ist's; und du wirst es um so leichter tragen, wenn du darauf durch Muth und Uebung fleißig vorbereitet bist. Sprich nicht: ich kann dieß nicht von einem solchen Menschen erdulden, noch darf ich etwas der Art dulden; denn er hat mir schweren Schaden zugefügt und wirft mir Dinge vor, woran ich nie dachte; aber von einem Anderen will ich gern dulden, und zwar solches, was meiner Einsicht nach zu dulden ist. Unklug ist diese Denkungsart, welche die Tugend der Geduld nicht in Betracht zieht, noch von wem sie gekrönt werden soll, sondern mehr die Personen und die zugefügten Verletzungen erwägt.

Der ist nicht wahrhaft geduldig, der nicht dulden will, außer so viel es ihm gut dünkt, und von wem es ihm beliebt. Der wahrhaft Geduldige achtet nicht darauf, von welchem Menschen er darin geübt werde, ob von seinem Vorgesetzten, oder von einem seines Gleichen, oder einem Niedrigeren; ob von einem guten und heiligen Manne, oder

von einem Verkehrten und Unwürdigen. Sondern ohne Unterſchied, wie viel und wie oft ihm Widerwärtiges von welchem Geſchöpfe immer zuſtößt, das Alles empfängt er dankbar, als aus der Hand Gottes, und ſchätzet es für unſäglichen Gewinn, weil vor Gott nichts, ſey es auch noch ſo gering, was für Ihn erduldet worden, unbelohnt hingehen kann.

Darum ſey fertig zum Kampfe, wenn du willſt Sieg gewinnen. Ohne Kampf kannſt du nicht kommen zur Krone der Geduld; wenn du nicht dulden willſt, ſo weigerſt du dich, gekrönt zu werden. Begehrſt du aber gekrönt zu werden, ſo ſtreite männlich, ertrage geduldig. Ohne Arbeit geht man nicht zur Ruhe, noch gelangt man ohne Kampf zum Siege.

Mache mir möglich, Herr! durch die Gnade, was mir unmöglich ſchien durch die Natur. Du weißt, daß ich nur wenig erdulden kann, und daß ich ſchnell niedergeſchlagen bin, wenn ſich nur eine leichte Widerwärtigkeit erhebt. Mir werde jede Uebung der Drangſal um Deines Namens willen lieb und angenehm; denn leiden und gequält werden für Dich iſt gar heilſam meiner Seele.

Das zwanzigste Capitel.

Von dem Bekenntniß eigener Schwäche und dem Jammer dieses Lebens.

Bekennen will ich wider mich meine Ungerechtigkeit; ich will Dir bekennen, Herr! meine Schwachheit. Oft ist's ein klein Ding, was mich niederschlägt und betrübt. Ich nehme mir vor entschlossen zu handeln, aber wenn eine kleine Versuchung kommt, so wird mir sehr angst. Gar ein gering Ding ist es oft, woher mir eine große Versuchung kömmt; und wenn ich mich nur ein wenig sicher wähne, finde ich mich manchmal, ohne daß ich es merke, überwunden von einem leichten Hauche.

Blicke also, Herr! auf meine Niedrigkeit und Gebrechlichkeit, die Dir allwärts her bekannte, erbarme Dich meiner und entreiße mich dem Schlamme, daß er mich nicht festhalte und ich niedergeschlagen bleibe immerdar. Das ist es, was mich oft zurückstößt

und vor Dir beschämt, daß ich so leicht falle und so schwach bin, den Leidenschaften zu widerstehen, und daß mir ihre Verfolgung, wenn sie mich auch nicht bis zur Einwilligung bringt, doch lästig und beschwerlich ist, und es mich sehr verdrießt, so täglich im Streite zu leben. Meine Schwachheit wird mir daraus offenbar, daß abscheuliche Bilder mir stets viel leichter einfallen, als sie von dannen weichen.

O Du, stärkster Gott Israels! Eiferer der gläubigen Seelen, ach! daß Du blicktest auf die Mühe und den Schmerz deines Knechtes und ihm in Allem beistündest, worauf er sich immer wendet. Stärke mich mit himmlischer Kraft, daß nicht der alte Mensch, das elende Fleisch, so dem Geiste noch nicht recht unterthan ist, zu herrschen vermöge, wider welches wir streiten müssen, so lange wir athmen in diesem armseligsten Leben. Ach wehe! was ist dieß Leben! wo die Trübsale nicht aufhören, und der Jammer; wo Alles voll Fallstricke und Feinde ist. Denn wenn eine Prüfung oder Trübsal hingeht, kommt eine andere daher, aber auch dieweil die erste Bedrängniß noch währt, kommen viele andere dazu und das unverhofft.

Und wie mag es geliebt werden das Leben des Menſchen, das ſo viele Bitterkeiten hat, und ſo vielen Nöthen und Jammer unterworfen iſt? Wie mag es ein Leben heißen, das ſo manchen Tod und ſo manche Peſt erzeugt. Und doch wird es geliebt und ſuchen Viele in ihm ihre Luſt. — Der Welt wird vielfach vorgeworfen, daß ſie trughaft und eitel, und dennoch wird ſie nicht leicht verlaßen, da die Begierlichkeiten des Fleiſches übermächtig ſind. Aber anderes zieht zur Liebe, Anderes zur Verachtung; zur Liebe der Welt zieht Fleiſchesluſt, Luſt der Augen und Hoffart des Lebens: aber die mit Recht folgenden Strafen und das Elend gebären Haß der Welt und ihren Ueberdruß.

Aber auch leider! es überwindet böſe Luſt das der Welt hingegebene Gemüth; unter Dornen zu weilen gilt ihm für Luſt, weil es die Süßigkeit Gottes und der Tugend innerliche Lieblichkeit weder erkannt noch gekoſtet hat. Die aber, ſo die Welt vollkommen verſchmähen und unter heiliger Zucht Gott zu leben ſich befleißigen, dieſen iſt die göttliche, den wahrhaft Entſagenden verheißene Süßigkeit nicht unbekannt und wie ſchwer die Welt

iert und wie vielfältig ſie getäuſcht wird, ſehen ſie um ſo klarer.

Das ein und zwanzigſte Capitel.

Daß wir in Gott über allen Gütern und Gaben ruhen ſollen.

Ueber Allem und in Allem ſollſt du, meine Seele! in dem Herren ſtets ruhen, weil Er der Heiligen ewige Ruhe iſt. Gib mir, ſüßeſter und liebſter Jeſu! in Dir über jeder Kreatur zu ruhen, über allem Glück und aller Schönheit, über aller Glorie und Ehre, über aller Macht und Würde, über aller Wiſſenſchaft und Scharfſinnigkeit, über allen Reichthümern und Künſten, über aller Freude und Wonne, über allem Ruhm und Lob, über aller Süßigkeit und Tröſtung, über aller Hoffnung und Verheißung, über allem Verdienſt und Verlangen, über allen Gaben und Geſchenken, die du verleihen und eingießen kannſt; über aller Luſt und allem Jubel, den der Geiſt faſſen und

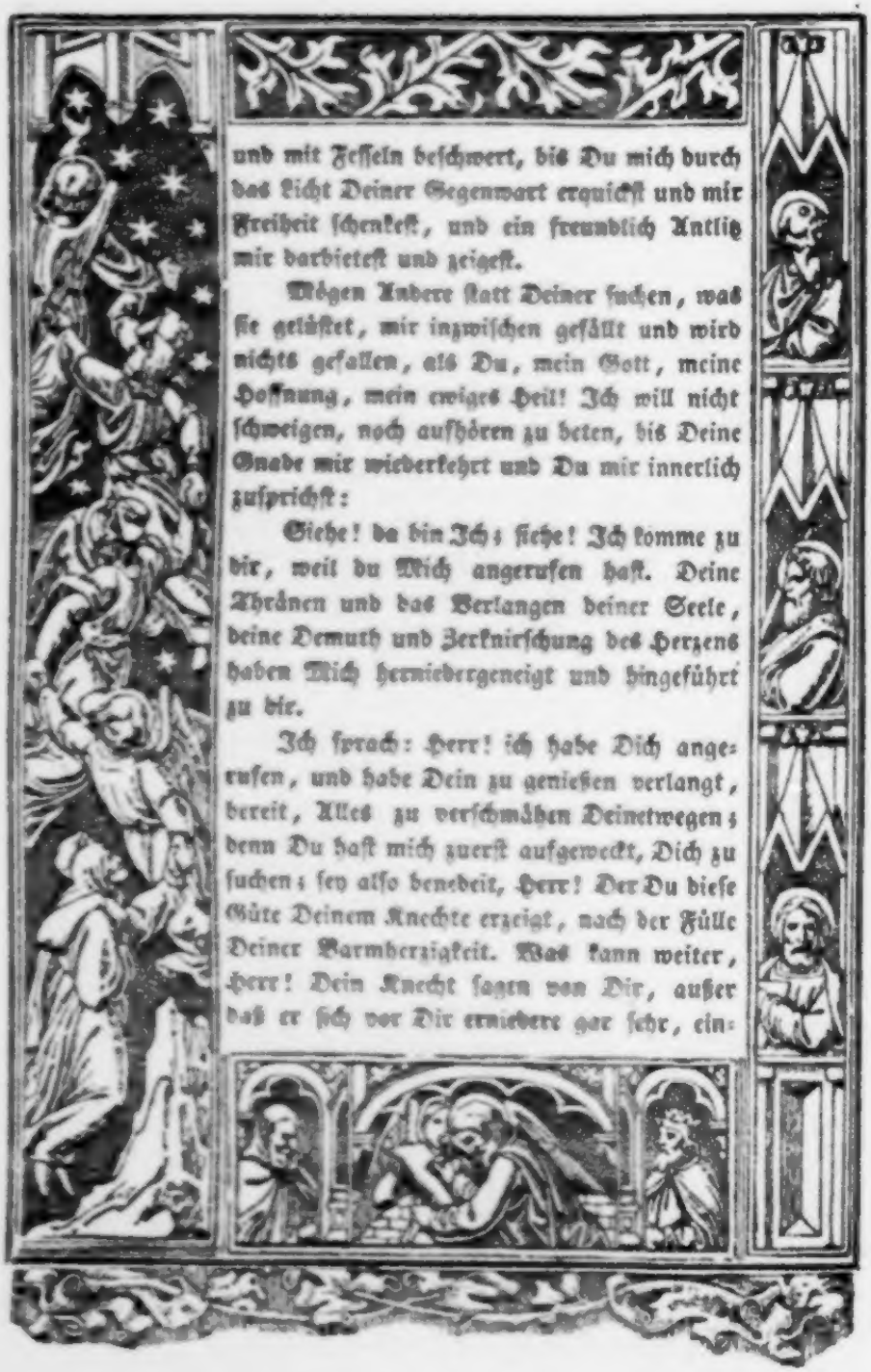
fühlen kann; endlich über allen Engeln und Erzengeln und über allem Sichtbaren und Unsichtbaren und über Allem, was Du, mein Gott! nicht bist.

Denn Du, Herr! mein Gott! bist der Beste über Alles. Du allein bist der Höchste, Du allein der Mächtigste, Du allein der Genügendste und von der reichsten Fülle, Du allein der Süßeste und der Tröstlichste, Du allein der Schönste und Lieblichste, Du allein der Edelste und Glorreichste über Alles, in dem alle Güter vollkommen und vereinigt sind, waren und seyn werden. Und darum ist das zu wenig und ungenügend, was Du, außer Dir selbst, mir schenkest und von Dir offenbarst und verheißest, wenn ich Dich nicht sehe und nicht gänzlich erlange: dieweil mein Herz nicht wahrhaft ruhen kann, noch sich völlig zufrieden stellen, außer es ruhe in Dir und steige empor über alle Gaben und jede Kreatur.

O mein lieblichster Bräutigam, Jesus Christus, reinster Liebhaber, Herrscher der gesammten Schöpfung! wer gibt mir das Gefieder wahrer Freiheit, um zu fliegen und zu ruhen in Dir! O wann wird mir zur Genüge gegeben werden, frei zu seyn und zu

ſchauen, wie ſüß Du biſt, Herr! mein Gott! Wann werde ich mich völlig in Dir ſammeln, daß ich vor Liebe zu Dir nicht mich, ſondern Dich allein fühle über allem Gefühl und Maß, auf eine nicht Allen bekannte Weiſe? Jetzt aber ſeufze ich oft und trage meine Unſeligkeit mit Schmerz, weil mir viel Uebels in dieſem Thale des Jammers zuſtößt, was mich oft irrt, betrübt und verdüſtert, zum öfteren mich hindert und zerſtreut, verlockt und verſtrickt, daß ich keinen freien Zutritt zu Dir haben, noch der frohen Umarmungen genießen mag, die immer den ſeligen Geiſtern bereit ſind. Möge Dich mein Seufzen und vielfältige Troſtloſigkeit hier auf Erden bewegen.

O Jeſu! Glanz der ewigen Glorie, Troſt der pilgernden Seele! bei Dir iſt mein Mund ohne Stimme, und mein Schweigen ſpricht zu Dir. Wie lange zögert mein Gott zu kommen? Er komme zu mir, ſeinem Armen, und mache ihn froh, biete Seine Hand und entreiße mich aller Angſt. Komm, komm, mein Herr! denn ohne Dich wird kein Tag, keine Stunde mir froh ſeyn; weil Du meine Fröhlichkeit biſt und ohne Dich leer iſt mein Tiſch. Ich bin elend und gewiſſermaßen eingekerkert



und mit Feſſeln beſchwert, bis Du mich durch das Licht Deiner Gegenwart erquickſt und mir Freiheit ſchenkeſt, und ein freundlich Antlitz mir darbieteſt und zeigeſt.

Mögen Andere ſtatt Deiner ſuchen, was ſie gelüſtet, mir inzwiſchen gefällt und wird nichts gefallen, als Du, mein Gott, meine Hoffnung, mein ewiges Heil! Ich will nicht ſchweigen, noch aufhören zu beten, bis Deine Gnade mir wiederkehrt und Du mir innerlich zuſprichſt:

Siehe! da bin Ich; ſiehe! Ich komme zu dir, weil du Mich angerufen haſt. Deine Thränen und das Verlangen deiner Seele, deine Demuth und Zerknirſchung des Herzens haben Mich herniedergeneigt und hingeführt zu dir.

Ich ſprach: Herr! ich habe Dich angerufen, und habe Dein zu genießen verlangt, bereit, Alles zu verſchmähen Deinetwegen; denn Du haſt mich zuerſt aufgeweckt, Dich zu ſuchen; ſey alſo benedeit, Herr! Der Du dieſe Güte Deinem Knechte erzeigt, nach der Fülle Deiner Barmherzigkeit. Was kann weiter, Herr! Dein Knecht ſagen von Dir, außer daß er ſich vor Dir erniedere gar ſehr, ein-

gedenk ſtets der eigenen Bosheit und Schwäche und Geringheit. Denn nicht iſt Deines Gleichen unter allen Wundern des Himmels und der Erde. Es ſind Deine Werke ſehr gut, Herr! Deine Gerichte wahr, und durch Deine Vorſehung wird das Weltall regiert. Preis darum Dir und Ehre, o Weisheit des Vaters! Dich preiſe und benedeie mein Mund, meine Seele und alles Geſchaffene mit ihnen.

Das zwey und zwanzigſte Capitel.

Wie man ſich der vielfältigen Wohlthaten Gottes erinnern ſoll.

Oeffne, Herr! mein Herz, durch Dein Geſetz und in Deinen Geboten lehre mich wandeln. Verleihe mir, Deinen Willen zu verſtehen, und mit großer Ehrerbietung und fleißiger Betrachtung eingedenk zu ſeyn Deiner Wohlthaten, ſo im Allgemeinen wie im Beſonderen; auf daß ich Dir würdigen Dank dafür darbringen möge. Aber ich weiß und bekenne, daß ich des

Dankes ſchuldiges Lob nicht für das Allergeringſte entrichten kann. Ich bin zu gering für alle mir verliehenen Güter, und wenn ich Deine Hoheit betrachte, ſo wird vor ihrer Größe mein Muth zu Nichte.

Alles, was wir an Seele und Leib haben, und was immer wir von innen oder von außen natürlich oder übernatürlich beſitzen, ſind Deine Gutthaten und preiſen Dich als den milden und gütigen Wohlthäter, von Dem wir alles Gute empfangen haben. Und wenn der Eine mehr, der Andere minder empfangen hat, ſo iſt doch Alles Dein, und ohne Dich kann Niemand das Mindeſte haben. Jener, der Größeres empfangen, kann ſich ſeines Verdienſtes wegen nicht rühmen oder über Andere erheben, noch des Geringeren ſpotten; denn der iſt der Größere und Beſſere, der ſich weniger zuſchreibt und in dem Danke demüthiger und andächtiger iſt. Und wer ſich für den Geringſten von Allen ſchätzet, iſt der Tüchtigſte, Größeres zu empfangen.

Wer aber minder empfangen, ſoll nicht traurig werden, noch es unwillig tragen, noch den Reicheren beneiden: ſondern lieber auf Dich achten und Deine Gütigkeit zumeiſt

preiſen, weil Du ſo überflüßig, ſo unverdient, ſo willig, ohne Anſehen der Perſon, Deine Gaben ſpendeſt. Alles iſt aus Dir entſprungen, und darum biſt Du in Allem zu preiſen. Du weißt, was jedem zu ſchenken förderlich ſey und warum jener minder, dieſer mehr beſitzt, darüber gebührt nicht uns, ſondern Dir zu entſcheiden, bei dem eines Jeden Verdienſte gewogen ſind.

Daher, Herr Gott! ſchätze ich es für eine große Wohlthat, wenn Einer nicht viel beſitzt, wodurch äußerlich und in den Augen der Menſchen ſein Ruhm und Ehre offenbar werde: alſo daß er durch den Anblick ſeiner Armuth und der Geringheit ſeiner Perſon nicht nur keine Beſchwerde und Traurigkeit oder Niedergeſchlagenheit empfindet, ſondern vielmehr Tröſtung und große Heiterkeit, weil Du, Gott! die Armen und Niedrigen und von der Welt Verachteten Dir erwählt haſt zu Vertrauten und Hausgenoſſen. Zeugen ſind die Apoſtel ſelbſt, die Du zu Fürſten über die ganze Erde geſetzt haſt. Doch ſind ſie in der Welt ohne Klage gewandelt, ſo niedrig als einfältig, ohne alle Bosheit und Tücke, ſo daß ſie ſich ſogar freuten, für

Deinen Namen Schmach zu leiden, und mit groſser Begier, was die Welt verabſcheut, umfingen. Nichts alſo ſoll den, der Dich liebt und Deine Wohlthaten erkennt, ſo fröhlich machen, als daß an ihm ſich erfülle Dein Wille und das Wohlgefallen Deiner ewigen Anordnung, über welche er ſo vergnügt und getröſtet ſeyn ſoll, daß er eben ſo gern der Mindeſte ſeyn will, wie ein Anderer der Gröſste ſeyn möchte, und eben ſo zufrieden und vergnügt iſt mit der letzten, wie mit der erſten Stelle; und eben ſo gern verachtet und weggeworfen und ohne Namen und Ruf ſeyn will, als vor den Uebrigen in der Welt geehrt und gröſser denn ſie. Die Liebe Deiner Ehre ſoll ihm über Alles gehen und ihn mehr tröſten, ihm mehr gefallen, als alle Wohlthaten, die ihm verliehen worden oder noch möchten verliehen werden.

Das drei und zwanzigste Capitel.

Von vier Dingen, die groſsen Frieden ſchaffen.

Sohn! jetzt werde Ich dich lehren den Weg des Friedens und wahrer Freiheit.

Thue, Herr! was Du ſagſt, weil dieß mir angenehm iſt zu hören.

Fleiße dich, mein Sohn! eines Anderen Willen lieber zu thun, als deinen. Erwähle immer, minder als mehr zu haben. Siehe immer die niedrige Stelle und unter Allen zu ſtehen. Allzeit ſey dein Wunſch und Gebet, daß der Wille Gottes vollkommen in dir geſchehe. Siehe, ein ſolcher Menſch geht ein in die Marken des Friedens und der Ruhe.

Herr! dieſe Deine kurze Rede begreift in ſich viel Vollkommenheit; ſie iſt kurz auszuſprechen, aber voll des Sinnes und reich an Frucht. Denn könnte ſie von mir getreulich bewahrt werden, ſo ſollte nicht alſo leichtlich eine Trübung in mir aufſteigen. Denn

so oft ich mich unzufrieden und beschwert fühle, finde ich, daß ich von dieser Lehre abgewichen bin. Aber Du, der Du Alles vermagst, und der Seele Gedeihen immer liebst, mehre reicher die Gnade, damit ich Dein Wort erfüllen, und mein Heil vollführen möge.

Gebet,

wider böse Gedanken.

Herr, mein Gott! entferne Dich nicht von mir; o mein Gott! blick herab, mir zu helfen, weil in mir aufgestiegen sind eitele Gedanken und große Schrecken, die meine Seele quälen. Wie werd ich unversehrt durch sie hingehen? wie sie durchbrechen?

Ich werde, spricht er, vor dir hergehen, und die Glorreichen der Erde erniedrigen; öffnen des Kerkers Thüren, und die Geheimnisse der Verborgenheit dir offenbaren.

Thue, Herr! wie Du sagst, und fliehen sollen vor Deinem Angesichte alle bösen Gedanken. Dieß ist meine Hoffnung und einziger Trost, zu Dir in jeder Drangsal zu fliehen, Dir zu vertrauen, aus dem Innersten Dich anzurufen, und geduldig Deine Tröstung zu erwarten.

Gebet,

um Erleuchtung des Gemüthes.

Verkläre mich, gütiger Jesu! mit der Klarheit des ewigen Lichtes; vertreibe aus der Wohnung meines Herzens alle Finsterniß. Halte ein die vielen umherschweifenden Gedanken, und treibe hinaus die Anfechtungen, die mir Gewalt anthun. Streite mächtig für mich und überwältige die bösen Thiere, die Begierlichkeiten, meine ich, die verführerischen, damit Friede werde in deiner Kraft und die Fülle deines Lobes wieder töne in der heiligen Halle, das ist, in dem lauteren Gewissen. Gebiete den Winden und Unwettern, sage zum Meere: weiche; sage zum Nordwind: wehe nicht; und es wird große Stille seyn.

Sende aus Dein Licht und Deine Wahrheit, daß sie leuchten über die Erde: denn ich bin eine Erde, wüste und leer, bis Du mich erleuchtest. Ergieße Deine Gnade hernieder, und durchströme mein Herz mit himmlischem Thaue, gewähre mir die Wasser der Andacht, das Antlitz der Erde zu erfrischen, damit es gute und die allerbeste Frucht bringe.

Erhebe das Gemüth des durch die Last der Sünden Gedrückten und laß all mein Sehnen dem Himmlischen nachhangen, auf daß, wenn ich die Süßigkeit der höheren Glückseligkeit verkostet, es mich verdrieße, an Irdisches zu denken.

Reiße mich hin und entreiße mich aller bestandlosen Tröstung der Kreaturen, weil kein erschaffen Ding meine Begierde vollkommen zu stillen und zu trösten vermag. Vereinige mich Dir durch das unlösbare Band der Liebe, weil Du allein dem Liebenden genügst und ohne Dich Alles nichtig ist.

Das vier und zwanzigste Capitel.

Wie wir fürwitziges Ausforschen des Lebens Anderer meiden sollen.

Sohn! wolle nicht fürwitzig seyn, noch müssige Sorgen hegen. Was geht Dies oder Jenes dich an? Folge du Mir! denn was geht's dich an, ob Jener das oder das ist; oder ob dieser so und so handelt oder spricht. Du brauchst nicht für

Andere zu antworten, ſondern für dich ſelbſt wirſt du Rechenſchaft geben; was alſo miſchest du Dich hinein? Siehe! ich kenne Jeden, und Alles, was unter der Sonne geſchieht, ſehe ich; und ich weiß, wie es um Jeglichen ſteht, was er denkt, was er will, und auf welches Ziel ſeine Abſicht gerichtet iſt. Mir iſt darum Alles zu überlaſſen, du aber wahre dich im Frieden und laß den Betriebſamen treiben, ſo viel er will. Kommen wird über ihn, was er gethan und geſagt, weil er mich mit nichten täuſchen kann.

Mache dir keine Sorge um eines großen Namens Schatten, nicht um Vertrautheit mit Vielen, noch um der Menſchen beſondere Liebe; denn dieß erzeugt Zerſtreuungen und große Verfinſterungen im Herzen. Gern wollte ich Mein Wort zu dir reden und Verborgenes offenbaren, wenn du meines Kommens fleißig warten und die Thüre des Herzens aufthun wollteſt. Sey vorſichtig und wache im Gebete und demüthige dich in Allen.

Das fünf und zwanzigste Capitel.

Worin des Herzens fester Friede und ein wahrer Fortgang besteht.

Sohn! ich habe gesprochen: den Frieden hinterlasse Ich euch, Meinen Frieden gebe Ich euch, nicht wie diese Welt gibt, gebe Ich euch. Nach Frieden verlangen Alle, aber was zu wahrem Frieden gehört, das kümmert nicht Alle. Mein Friede ist mit den Demüthigen und den Sanftmüthigen des Herzens. Dein Friede wird seyn in vieler Geduld. Wenn du Mich gehört und Meine Worte befolgst, so wirst du vielen Friedens genießen können.

Was soll ich also thun?

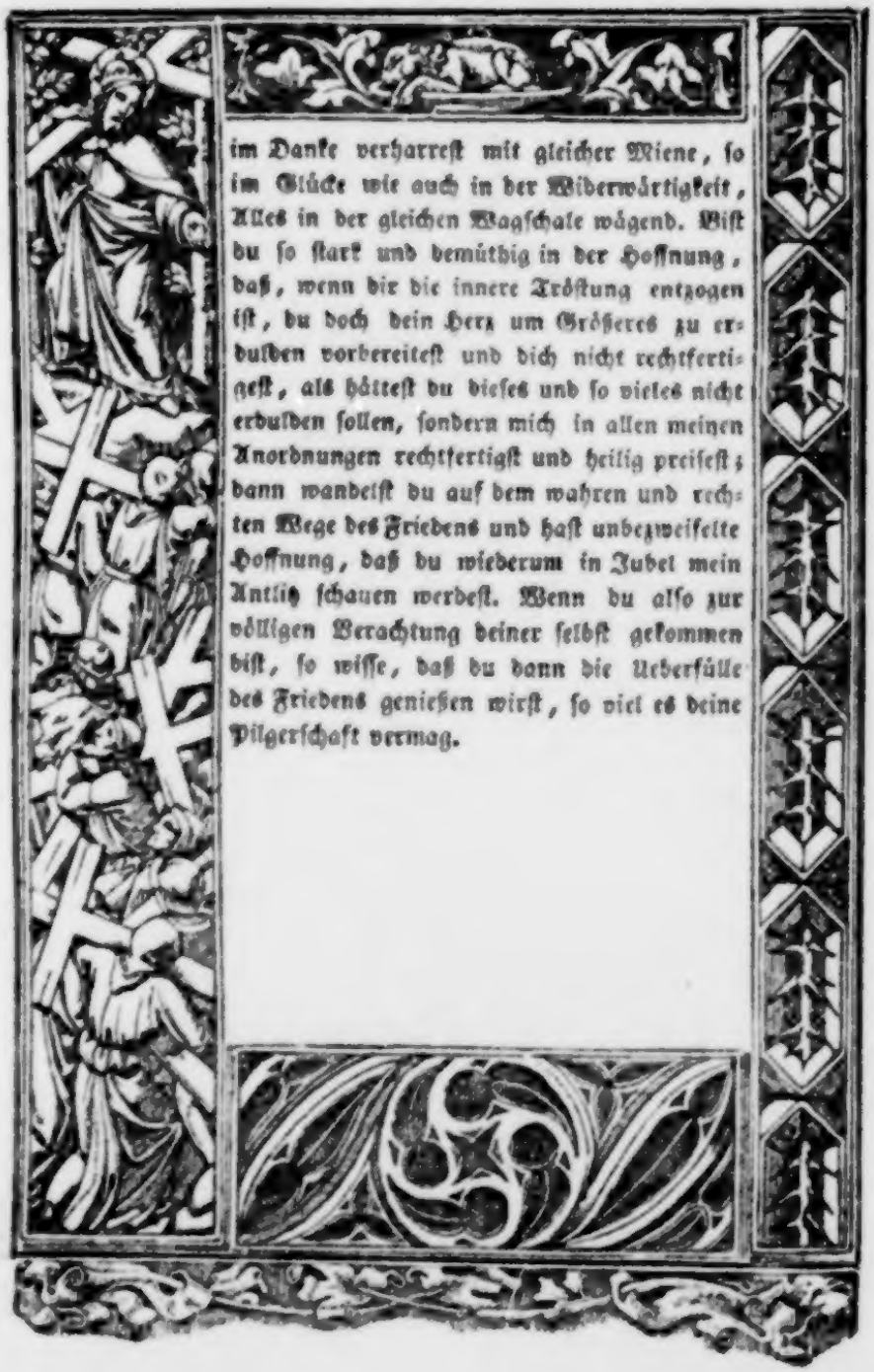
In jeder Sache merke auf dich, was du thust und was du sprichst, und all dein Absehen richte darauf, daß du Mir einzig gefällst und außer Mir nichts begehrst oder suchst. Aber auch über Anderer Worte und Werke

urtheile nicht vermeſſen, und in Dinge, die dir nicht übertragen ſind, miſche dich nicht; ſo mag es geſchehen, daß du wenig oder ſelten geirrt wirſt.

Niemals aber irgend eine Störung empfinden, keinerlei Beſchwerden des Herzens oder des Leibes erleiden, gehört nicht dieſer Zeit, ſondern dem Zuſtande der ewigen Ruhe. Vermeine darum nicht, den wahren Frieden gefunden zu haben, wenn du keine Beſchwerde empfindeſt, noch dann ſey Alles gut, wenn du keinen Widerſacher erleideſt; noch das ſey Vollkommenheit, wenn Alles dir nach deinem Sinne geht. Achte dich auch dann nicht für etwas Großes oder ſchätze dich für beſonders geliebt, wenn du in großer Andacht und Süßigkeit warſt: weil hierin nicht der wahre Liebhaber der Tugend erkannt wird, noch hierin der Fortgang und die Vollkommenheit des Menſchen beſteht.

Worin alſo, Herr?

Im Hinopfern deiner ſelbſt aus deinem ganzen Herzen an den göttlichen Willen, in dem Nichtſuchen deſſen, was dein iſt, weder im Kleinen noch im Großen, weder in der Zeit noch in der Ewigkeit; alſo daß du



im Danke verharrest mit gleicher Miene, so im Glücke wie auch in der Widerwärtigkeit, Alles in der gleichen Wagschale wägend. Bist du so stark und demüthig in der Hoffnung, daß, wenn dir die innere Tröstung entzogen ist, du doch dein Herz um Größeres zu erdulden vorbereitest und dich nicht rechtfertigest, als hättest du dieses und so vieles nicht erdulden sollen, sondern mich in allen meinen Anordnungen rechtfertigst und heilig preisest; dann wandelst du auf dem wahren und rechten Wege des Friedens und hast unbezweifelte Hoffnung, daß du wiederum in Jubel mein Antlitz schauen werdest. Wenn du also zur völligen Verachtung deiner selbst gekommen bist, so wisse, daß du dann die Ueberfülle des Friedens genießen wirst, so viel es deine Pilgerschaft vermag.

Das sechs und zwanzigste Capitel.

Von der Hoheit eines freien Gemüthes, die mehr durch demüthiges Beten, als vieles Lesen erlangt wird.

Herr! dieß ist eines vollkommenen Mannes Werk, niemalen das Gemüth ermatten zu lassen in dem Streben nach dem Himmlischen, und zwischen vielen Sorgen gleichsam sorglos hindurchzugehen; nicht in der Weise eines Trägen, sondern nach einem bestimmten Vorrechte eines freien Gemüthes, das keiner Kreatur mit ungeordneter Begier nachhängt.

Ich bitte Dich, mildester Herr! mein Gott! behüte mich vor den Sorgen dieses Lebens, damit ich nicht allzusehr darin verwikelt werde; vor vielen Bedürfnissen des Leibes, damit ich nicht von der Wollust gefangen werde; vor allen Hindernissen der Seele, damit ich nicht, durch die Beschwerden gebrochen, kleinmüthig werde. Ich sage nicht

vor den Dingen, wonach weltliche Eitelkeit mit ganzer Begier ſtrebt, ſondern vor dem Elende, welches die Seele Deines Knechtes durch den gemeinſamen Fluch der Sterblichkeit als Strafe beſchwert und hindert, daß er nicht in die Freiheit des Geiſtes, ſo oft es ihm gefällt, eingehen kann.

O mein Gott! unausſprechliche Süßigkeit! kehre mir in Bitterkeit alle fleiſchliche Tröſtung, die mich von der Liebe des Ewigen abzieht, und zu ſich, aus Rückſicht auf irgend ein ergötzliches, gegenwärtiges Gut, ſündhaft hinlokt. Möge mich nicht, o mein Gott! möge mich nicht Fleiſch und Blut überwinden, die Welt und ihr kurzer Ruhm mich nicht betrügen, der Teufel und ſeine Tücke mich nicht zu Falle bringen. Gib mir Starkmuth zum Widerſtehen, Geduld zum Ertragen, Standhaftigkeit zum Ausharren. Gib mir ſtatt aller Tröſtungen der Welt die lieblichſte Salbung Deines Geiſtes, und ſtatt der fleiſchlichen Liebe gieße mir Deines Namens Liebe ein.

Siehe! Speiſe, Trank, Kleidung und andere Nothdurft, die zu des Leibes Erhaltung gehört, ſind dem inbrünſtigen Geiſte

beſchwerlich. Verleihe mir, ſolchen Unterhalt mit Maaß zu gebrauchen, damit ich nicht mit allzu groſser Begier darin verſtrikt werde. Alles hinwegzuwerfen, iſt nicht erlaubt, weil die Natur erhalten werden muß; aber Ueberflüſſiges und was mehr zur Luſt iſt, aufzuſuchen, das verbietet das heilige Geſetz; ſonſt würde das Fleiſch übermüthig wider den Geiſt ſich erheben. Hier zwiſchen hindurch, ich bitte, Herr! leite mich Deine Hand und belehre mich, daß nichts zu viel geſchieht.

Das ſieben und zwanzigſte Capitel.

Daß die Eigenliebe am Meiſten von dem höchſten Gute zurückhält.

Sohn! dir thut Noth, daß du Alles für Alles gibſt und nichts für dich ſelbſt behälteſt. Wiſſe, daß deine Selbſtliebe dir mehr ſchadet, als irgend ein Ding dieſer Welt. Je nach der Liebe und Begierde, die du hegſt, haftet ein jeglich Ding mehr oder minder dir an. Iſt deine Liebe

lauter, einfältig und wohlgeordnet, so werden die Dinge dich nicht gefangen halten. Begehre nicht, was du nicht besitzen darfst, und wolle nicht besitzen, was dich hindern und der innerlichen Freiheit berauben kann. Zu verwundern ist's, daß du dich nicht selbst aus ganzem Grunde des Herzens Mir anbefiehlst mit Allem, was du verlangen oder haben magst.

Warum wirst du von eitlem Mißmuthe verzehrt? warum von überflüssigen Sorgen ermüdet? Halte dich nach Meinem Wohlgefallen und du wirst keinen Schaden leiden. Suchst du aber Dies oder Das, und willst du da oder dort seyn, um Behagen und eigen Wohlgefallen mehr zu haben, so wirst du nie zur Ruhe kommen, noch von Besorgniß frei werden, weil an jedem Dinge sich irgend ein Mangel finden und an jedem Orte Einer seyn wird, der dir zuwider ist.

Darum frommt nicht jeglich Ding, was du erlangst, oder äußerlich vervielfältigst, sondern das, was du verschmäht und aus dem Herzen mit der Wurzel gerissen. Dieß verstehe nicht sowohl von Geldzinsen und Reichthümern, als von der Bewerbung um

Ehre und dem Verlangen nach eitelem Lobe, was alles mit der Welt vergeht. Der Ort schirmt wenig, wenn der Geist der Inbrunst fehlt; noch wird ein Friede bestehen, der auswendig gesucht wird, wenn der Zustand des wahren Fundaments ermangelt; das ist, wenn du nicht in Mir stehst, so magst du dich wohl verändern, aber nicht verbessern. Denn wenn die Gelegenheit sich zeigt und du sie ergreifst, so findest du, was du geflohen und noch mehr.

Gebet,

um Reinigung des Herzens.

Befestige mich, Herr! durch die Gnade des heiligen Geistes; gib mir Kraft im innerlichen Menschen gestärkt zu werden, und mein Herz von jeder unnützen Sorge und Angst zu erledigen, und nicht von mancherlei Verlangen nach jeglicher geringen oder kostbaren Sache hingezogen zu werden; sondern alle Dinge anzusehen als vorübergehend und mich desgleichen als mit ihnen einst vorübergehend; weil nichts dauert unter der Sonne, wo alles Eitelkeit und Bedrängniß des Geistes ist. O wie weise, wer dieß bedenkt.

Gib mir Herr! himmliſche Weisheit, damit ich lerne, Dich über Alles ſuchen und finden, über Alles verſtehen und lieben und das Uebrige nach der Ordnung Deiner Weisheit erkennen, wie es iſt. Gib mir, klug dem Schmeichelnden auszuweichen und geduldig den zu ertragen, der mir zuwider; dieweil es groſse Weisheit iſt, nicht bewegt zu werden von jedem Winde der Worte, und ſein Ohr nicht zu bieten der böslich ſchmeichelnden Syrene; denn alſo wandelt man auf dem begonnenen Wege ſicher fort.

Das acht und zwanzigſte Capitel.

Gegen die Zungen der Verläumder.

Sohn! nimm es nicht übel, wenn Einige ſchlimm von dir denken, und das reden, was du nicht gerne höreſt. Du ſollſt ſelbſt von dir Schlimmeres denken, und glauben, Niemand ſey ſchwächer als du. Wandelſt du von innen, ſo wirſt du die Worte von auſsen nicht ſchwer nehmen.

Es iſt keine kleine Klugheit, zu ſchweigen in böſer Zeit und innerlich zu Mir ſich kehren und durch kein menſchlich Urtheil ſich irren laſſen.

Dein Friede ſey nicht im Munde der Menſchen: denn ſie mögen dein Thun gut oder bös auslegen, du biſt kein anderer Menſch. Wo iſt wahrer Friede, wo wahre Glorie? Nicht wahr, in Mir? Und wer den Menſchen nicht zu gefallen begehrt, noch ihnen zu miſsfallen fürchtet, wird vielen Frieden genieſsen. Aus ungeordneter Liebe und eitler Furcht entſpringt alle Unruhe des Herzens und Zerſtreuung der Sinne.

Das neun und zwanzigste Capitel.

Wie man bei bevorstehender Trübsal Gott anrufen und benedeyen soll.

Dein Name, Herr! sey gebenedeit in Ewigkeit, der du gewollt, daß diese Bedrängniß und Versuchung über mich komme. Ich kann ihr nicht entfliehen, sondern mir thut Noth, zu Dir zu fliehen, daß Du mir beistehest, und sie mir zum Guten kehrest. Herr! jetzt bin ich gerade in der Versuchung, und meinem Herzen ist nicht wohl; sondern gequält werde ich sehr durch das gegenwärtige Leiden. Und jetzt, geliebter Vater! was soll ich sagen? Von Aengsten bin ich erfaßt; rette mich in dieser Stunde! Aber darum kam diese Stunde über mich, damit du verklärt würdest, wenn ich gar sehr gedemüthigt und von Dir erlöst seyn werde. Es gefalle Dir, Herr! mich zu erledigen. Denn was kann ich Armer thun? und wo will ich hingehen ohne Dich? Gib Geduld,

Herr! auch dießmal. Helfe mir, mein Gott! und ich werde nichts fürchten, wie beschwert ich auch sey.

Und nun, was soll ich hierin sagen? — Herr! Dein Wille geschehe. Ich habe wohl verdient, bedrängt und beschwert zu werden: darum also muß ich aushalten, und das geduldig, bis das Unwetter vorübergeht und es besser wird. Mächtig genug aber ist, Allmächtiger! Deine Hand, auch diese Versuchung von mir zu nehmen und ihren Ungestüm zu sänftigen, damit ich nicht gänzlich unterliege; wie Du auch vor dem zum öfteren mit mir gethan, mein Gott! meine Barmherzigkeit! Und je schwerer mir, um so leichter ist Dir diese Umwandlung der rechten Hand des Allerhöchsten.

Das dreißigste Capitel.

Von der Anrufung göttlicher Hulfe und dem Vertrauen auf die Wiedererlangung der Gnade.

Sohn! ich bin der Herr, der da kräftigt am Tage der Bedrängniß. Komme zu Mir, wenn dir nicht wohl ist. Das ist's, was am meisten himmlische Tröstung hindert, daß du dich allzu säumig zum Gebete wendest. Denn bevor du Mich ernstlich bittest, suchst du inzwischen mancherlei Trost und erlabst dich an äußerlichen Dingen. Darum geschieht es, daß dir Alles wenig fruchtet, bis du merkst, daß Ich es bin, der die, so auf Mich hoffen, errettet, und daß außer Mir keine mächtige Hilfe, noch nützlicher Rath und kein dauernd Heilmittel ist. — Aber wohlan denn, bist du nach dem Sturme wieder zu Athem gekommen, so erstarke genesend in dem Lichte meiner Erbarmungen; denn Ich bin nahe, spricht der Herr

um Alles herzuſtellen, nicht nur in ſeiner Ganzheit, ſondern in Hülle und Fülle.

Iſt aber Mir etwas zu ſchwer? Oder werde Ich ſeyn wie einer, der ſpricht und nicht handelt? Wo iſt dein Glaube? Stehe feſt und beharrlich. Sey langmüthig und ein ſtarker Mann. Dir wird Tröſtung werden zu ſeiner Zeit. Harre auf Mich, harre: ich werde kommen und dich heilen. Eine Verſuchung iſt's, was dich quält, und eitle Furcht, die dich erſchreckt. Welch andern Nutzen bringt dir die Bekümmerniß um künftige Ereigniſſe, denn Trauer über Trauer? Jeder Tag hat an ſeinem Unheile genug. Eitel iſt's und unnütz ſich zu grämen und zu beglückwünſchen über Künftiges, was vielleicht niemalen eintreffen wird.

Aber es iſt menſchlich, ſich von ſolchen Einbildungen täuſchen zu laſſen und das Zeichen eines noch geringen Muthes, ſo leicht ſich hinreißen zu laſſen von der Einrede des Feindes. Denn er ſelbſt kümmert ſich nicht, ob das wahr oder falſch iſt, womit er dich betrügt und dich hintergeht, noch ob er dich durch Liebe zum Gegenwärtigen oder durch die Furcht vor dem Künftigen zum Falle bringt. Darum ſoll dein Herz ſich nicht irren

lassen, noch sich fürchten; glaube an mich, und habe auf meine Barmherzigkeit dein Vertrauen. Wenn du dich fern von Mir wähnst, bin Ich oft um so näher. Wenn du Alles verloren wähnst, dann steht dir oft zur Hand, gröſseren Gewinn zu erlangen. Es ist nicht Alles verloren, wenn die Sache in's Gegentheil ausschlägt. Du sollst nicht urtheilen nach deiner gegenwärtigen Empfindung, noch irgend einer Beschwerniß, woher sie auch komme, so nachhangen und sie so nehmen, als sey alle Hoffnung zur Rettung dahin.

Wolle dich nicht für ganz und gar verlassen halten, wenn ich dir auch zur Zeit eine Trübsal geschickt oder die erwünschte Tröstung entzogen: denn also geht man zum Reiche der Himmel. Und dieß ist ohne Zweifel dir und meinen übrigen Dienern förderlicher, daß ihr durch solches, was euch zuwider, geübt werdet, als wenn ihr Alles nach eurem Wohlgefallen hättet. — Ich kenne die verborgenen Gedanken. — Denn es fördert sehr dein Heil, daß du zuweilen ohne Wohlgeschmack gelassen werdest, damit du nicht durch guten Fortgang übermüthig wirst, und dir selbst gefallen willst in dem, was du nicht bist.

Was ich gegeben, kann ich nehmen und zurückerſtatten, wenn es mir gefällt.

Wenn ich's gegeben, ſo iſt es das Meine; wenn ich's genommen, ſo habe ich nicht das Deine genommen; denn Mein iſt jede gute Gabe und jedes vollkommene Geſchenk. Habe ich dir eine Beſchwer zugeſchickt oder was immer für eine Widerwärtigkeit, ſo werde nicht mißmuthig, noch verzagten Herzens; ſchnell kann ich aufrichten und jede Laſt in Luſt verwandeln. Jedoch aber bin ich gerecht und ſehr zu preiſen, wenn ich alſo mit dir handle.

Wenn du es recht verſtehſt und nach der Wahrheit anſiehſt, darfſt du niemal der Widerwärtigkeiten wegen ſo kleinmüthig dich härmen, ſondern vielmehr dich freuen und danken, ja es für eine einzige Freude erachten, daß ich, alſo dich mit Schmerzen ſchlagend, deiner nicht ſchone. Wie mich der Vater geliebt, ſo liebe ich euch, habe ich meinen geliebten Jüngern geſagt, die ich fürwahr nicht zu zeitlichen Luſtbarkeiten geſendet habe, ſondern zu großen Kämpfen; nicht zu Ehren, ſondern zu Schmähungen; nicht zum Müßiggange, ſondern zu Mühen; nicht zur

Ruhe, ſondern viele Frucht zu bringen in Geduld. Sey eingedenk, mein Sohn! dieſer Lehre.

Das ein und dreißigſte Capitel.

Wie man alle Geſchöpfe laſſen ſoll, um den Schöpfer zu finden.

HErr! wohl bedarf ich noch größerer Gnade, ſoll ich dahin gelangen, wo mich Niemand und keine Kreatur wird finden können. Denn ſo lange irgend eine Sache mich zurückhält, kann ich nicht frei zu Dir auffliegen. Jener begehrte freien Flug, der da ſprach: Wer wird mir Gefieder gleich der Taube geben, und ich will fliegen und ausruhen. Was iſt ruhiger, als das Auge der Einfalt, und freier, als der, ſo nichts begehrt auf Erden? Darum muß man über jede Kreatur hinanſteigen, ſich ſelbſt vollkommen verlaſſen und im Geiſte verzückt ſeyn und ſehen, wie Du, der

Schöpfer von Allen, mit der Kreatur nichts gleich hast. Und ist ein Mensch nicht ledig von allen Kreaturen, so wird er nicht auf das Göttliche gerichtet seyn können. Denn deßhalb werden der Beschaulichen so Wenige gefunden, weil Wenige nur vollkommen von dem Vergänglichen und den Kreaturen sich zu scheiden wissen.

Hierzu wird große Gnade erfordert, die die Seele erhebe und über sich selbst verzücke. Und wenn der Mensch nicht im Geiste erhoben ist und von allen Kreaturen befreit und Gott ganz geeint: was er auch wissen, was er auch besitzen mag; es ist von keinem großen Gewicht. Der wird lange klein bleiben und darniederliegen, der etwas hochschätzt, außer allein das eine, unermeßliche, ewige Gut. Und Alles, was nicht Gott ist, das ist nichts und soll für nichts geschätzt werden. — Es ist nämlich ein großer Unterschied zwischen der Weisheit eines erleuchteten und andächtigen Mannes und der Wissenschaft eines gelehrten und studirenden Geistlichen. Viel edler ist die Lehre, die von oben aus göttlicher Eingebung herabfließt, als die, welche durch menschlichen Verstand mühsam erworben wird.

Man findet Manche, die der Beschaulichkeit begehren, aber was dazu erfordert wird, bemühen sie sich nicht zu üben. Ein großes Hinderniß ist, daß man bei Zeichen und sinnlichen Dingen stehen bleibt, und wenig von vollkommener Abtödtung hält. Ich weiß nicht, wie es damit steht, und von welchem Geiste wir geführt werden, und was wir, die wir dem Ansehen nach geistliche Menschen genannt werden, vorschützen, wenn wir große Mühe und noch größere Sorge auf vergängliche und geringe Dinge wenden und über unser Inneres kaum oder selten mit völlig gesammelten Sinnen nachdenken.

Ach leider! nach einer mäßigen Sammlung, gleich stürzen wir in die Aeußerlichkeit und wägen unsere Werke nicht in strenger Prüfung ab. Wo unsere Begierden liegen, darauf merken wir nicht, und wie unlauter all das Unsere sey, beweinen wir nicht. Alles Fleisch hatte ja seinen Weg verdorben, und deßwegen folgte die große Sündfluth. Dieweil also unser inneres Gefühl sehr verderbt ist: so muß nothwendig auch die folgende Handlung, die von dem Mangel innerer Lebenskraft Zeugniß gibt, verderbt seyn. Einem

lauteren Herzen entſproßt die Frucht eines guten Lebens.

Wie viel Großes einer verrichtet, darnach wird gefragt; wie groß aber die Tugend, woraus er wirkt, wird nicht ſo eifrig erwogen. Ob er tapfer war, reich, ſchön, gewandt oder ein guter Schriftſteller, ein guter Sänger oder ein guter Arbeitsmann, darnach wird geforſcht: aber wie arm er im Geiſte ſey, wie geduldig und ſanft, wie andächtig und innerlich, darüber wird von Vielen geſchwiegen. Die Natur blickt auf das Aeußere des Menſchen, die Gnade wendet ſich zu dem Innern. Jene wird häufig getäuſcht, dieſe hofft auf Gott, damit ſie nicht betrogen werde.

Das zwey und dreißigste Capitel.

Von der Verläugnung ſeiner ſelbſt, und dem Looſagen von aller Begierde.

Sohn! du kannſt die Freiheit nicht vollkommen beſitzen, wenn du dich nicht gänzlich ſelbſt verläugneſt. Denn gefeſſelt ſind alle Eigenſüchtigen und Eigenliebigen, alle Begierlichen, Fürwitzigen, Herumſchweifenden, die allweg Weichliches ſuchen, und nicht das, was Jeſu Chriſti iſt; ſondern oft darauf dichten und ſinnen, was keinen Beſtand haben wird. Denn Alles wird untergehen, was nicht aus Gott entſprungen. Bewahre dieß kurze und in ſich vollendete Wort: Laße Alles fahren, und du wirſt Alles finden; verlaß die Begierde, und du wirſt Ruhe finden. Dieß durchdenke im Geiſte, und wenn du es erfüllt, wirſt du Alles finden.

Herr! dieß iſt nicht das Werk eines Tages, noch ein Kinderſpiel; vielmehr iſt in

diesem kurzen Worte alle Vollkommenheit geistlicher Menschen beschlossen.

Sohn! du darfst dich nicht abwendig machen lassen, noch alsbald niedergeschlagen werden, hast du von dem Wege der Vollkommenheit gehört; sondern zu Höherem dich aufgefordert fühlen, und auf's Mindeste aus Verlangen darnach seufzen. Daß es doch also mit dir stünde und du dazu gelangt wärst, daß du nicht eigenliebig wärest, sondern nach meinem und dem Winke meines Vaters, den ich dir vorgesetzt habe, dich hieltest: dann würdest du mir gar sehr gefallen und all dein Leben würde in Freude und Frieden dahingehen. Du hast noch Vieles zu verlassen; und wenn du nicht meinetwegen darauf verzichtest, so wirst du das nicht erlangen, was du begehrst. Ich rathe dir, von Mir geläutertes Gold zu kaufen, auf daß du reich werdest: himmlische Weisheit nämlich, die alles Niedere in den Staub tritt. Setze alle irdische Weisheit hintan, und alles menschliche und eigene Gefallen.

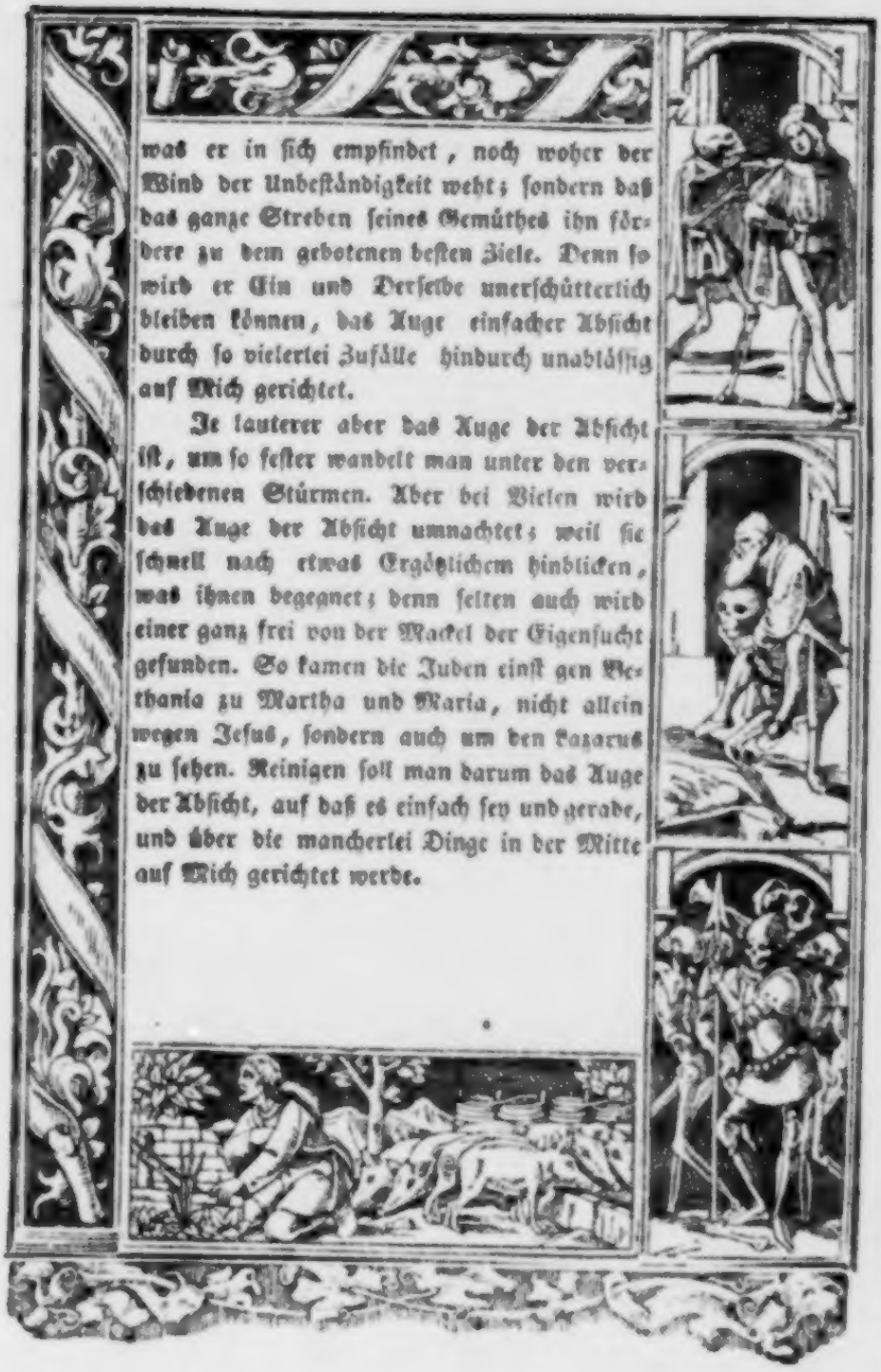
Ich habe dir gesagt: du sollst Geringeres kaufen für das, was in den Dingen der Menschen kostbar und erhaben ist; denn gar gering und klein und fast der Vergessenheit anheim

gegeben ſcheint die wahrhaft himmliſche Weisheit, die von ſich ſelbſt nicht hoch denkt, noch ihre Verherrlichung auf Erden ſucht; deren Preis Viele mit dem Munde verkünden, und weit im Leben von ihr abweichen; ſie ſelbſt jedoch iſt eine köſtliche, eine Vielen verborgene Perle.

Das drei und dreißigſte Capitel.

Von der Unſtätigkeit des Herzens, und daß man ſein Endabſehen auf Gott haben ſoll.

Sohn! glaube deiner Neigung nicht, die jetzt iſt und bald in ein Anderes gewandelt wird. Denn ſo lange du lebſt, biſt du der Wandelbarkeit auch wider Willen unterworfen; ſo daß du bald heiter, bald traurig, bald zufrieden, bald beunruhigt, jetzt andächtig, jetzt unandächtig, jetzt eifrig, jetzt überdrüßig, jetzt ernſt, jetzt leichtfertig gefunden wirſt. Ein Weiſer aber und recht im Geiſte Gelehrter ſteht über dieſem Wandelbaren, nicht darauf merkend,



was er in ſich empfindet, noch woher der Wind der Unbeſtändigkeit weht; ſondern daß das ganze Streben ſeines Gemüthes ihn fördere zu dem gebotenen beſten Ziele. Denn ſo wird er Ein und Derſelbe unerſchütterlich bleiben können, das Auge einfacher Abſicht durch ſo vielerlei Zufälle hindurch unabläſſig auf Mich gerichtet.

Je lauterer aber das Auge der Abſicht iſt, um ſo feſter wandelt man unter den verſchiedenen Stürmen. Aber bei Vielen wird das Auge der Abſicht umnachtet; weil ſie ſchnell nach etwas Ergötzlichem hinblicken, was ihnen begegnet; denn ſelten auch wird einer ganz frei von der Makel der Eigenſucht gefunden. So kamen die Juden einſt gen Bethania zu Martha und Maria, nicht allein wegen Jeſus, ſondern auch um den Lazarus zu ſehen. Reinigen ſoll man darum das Auge der Abſicht, auf daß es einfach ſey und gerade, und über die mancherlei Dinge in der Mitte auf Mich gerichtet werde.

Das vier und dreißigste Capitel.

Daß Gott dem Liebenden vor Allem und in Allem lieblich ist.

Siehe da, mein Gott und mein Alles! Was will ich weiter? Und was kann ich Seligeres verlangen? O Wort, wohlschmeckend und süß! jedoch nur für den, der das Wort, nicht die Welt liebt, noch die Dinge, die in der Welt sind. Mein Gott und mein Alles! Für den Einsichtigen ist's genug gesagt, und es oft zu wiederholen, ist für den Liebenden eine Wonne. Denn wenn du zugegen, dann ist Alles voll Wonne; bist aber du fern, dann ist mir Alles verleidet. Du machst ein ruhig Herz und großen Frieden und festliche Fröhlichkeit. Du machst, daß man gut denke von Allem und in Allem Dich preise. Und ohne Dich mag kein Ding lange gefallen; sondern soll es angenehm seyn und voll Wohlgeschmack, so muß deine Gnade

zugegen seyn, und es muß mit der Würze deiner Weisheit gewürzt werden.

Wem du voll Wohlgeschmack bist, was mag dem übel schmecken? Und wem Du nicht zusagst, was kann dem recht zur Lust seyn? Aber vor Deiner Weisheit schwinden der Welt Weisen und die, so an der Fleischlichkeit Wohlgeschmack finden; denn bei Jenen wird gar viel Eitelkeit und bei Diesen der Tod gefunden. Die aber, welche Dir in Verachtung weltlicher Dinge und Abtödtung des Fleisches nachfolgen, werden als wahrhaft Weise erkannt; weil sie von der Eitelkeit zur Wahrheit und von dem Fleische zum Geiste hinübergeleitet werden. Ihnen ist Gott voll Wohlgeschmack und was immer in den Kreaturen gefunden wird, führen sie auf das Lob des Schöpfers zurück. Doch ist ungleich und gar sehr ungleich der Geschmack des Schöpfers und des Geschöpfes, der Ewigkeit und der Zeitlichkeit, des ungeschaffenen Lichtes und des erleuchteten Lichtes.

O immerwährendes, alle geschaffene Lichter übertreffendes Licht! blitze aus der Höhe ein Wetterleuchten, das meines Herzens Innerstes durchdringe. Läutere, erheitere,

verkläre und belebe meinen Geist mit seinen Kräften, daß er Dir anhange in jubelndem Entzücken. O wann wird die selige ersehnte Stunde kommen, wo mich Deine Gegenwart sättigt, und Du mir Alles bist in Allem! So lange mir dieß nicht gegeben, wird meine Freude nicht vollkommen seyn. Noch lebt in mir, ach leider! der alte Mensch, noch ist er nicht ganz gekreuzigt, nicht vollkommen erstorben; noch hat er starke Begierlichkeiten dem Geiste entgegen, erregt innere Kämpfe, und läßt der Seele Reich nicht in Frieden ruhen.

Aber Du, der Du herrschest über des Meeres Macht und die Bewegung seiner Fluthen sänftigst: erhebe Dich, stehe mir bei. Zerstreue die Völker, die nach Krieg begehren, zermalme sie in Deiner Kraft. Zeige, ich flehe, die Wunder Deiner Allmacht und Deine Rechte werde verherrlicht; denn keine andere Hoffnung noch Zuflucht habe ich, als zu Dir, Herr! mein Gott!

Das fünf und dreißigste Capitel.

Daß es keine Sicherheit in dieſem Leben vor der Verſuchung gibt.

Sohn! du biſt nie ſicher in dieſem Leben; ſondern ſo lange du lebſt, ſind dir ſtets geiſtliche Waffen von Nöthen. Du wandelſt unter Feinden, und wirſt von der Rechten und der Linken angefochten. Wenn du darum dich nicht des Schildes der Geduld überall gebrauchſt, wirſt du nicht lange unverwundet bleiben. Wenn du überdieß dein Herz nicht feſt in Mich gründeſt mit dem aufrichtigen Willen, Alles zu erdulden Meinetwegen; ſo wirſt du dieſe Kampfesbitze nicht ertragen können, noch zur Palme der Seligen gelangen. Darum mußt du männlich durch Alles hindurchgehen und einer ſtarken Hand dich gebrauchen wider die Hinderniſſe. Denn dem Ueberwinder wird das Himmelbrot gegeben und dem Trägen viel Elendes bleiben.

Suchst du in diesem Leben Ruhe: wie wirst du dann zur ewigen Ruhe gelangen? Mache dich nicht gefaßt auf viele Ruhe, sondern auf große Geduld. Suche den wahren Frieden nicht auf Erden, sondern im Himmel; nicht bei den Menschen und den übrigen Geschöpfen, sondern in Gott allein. Um der Liebe Gottes willen sollst du Allem gern dich unterziehen: den Mühen nämlich und Schmerzen, den Versuchungen und Plagen, den Aengsten und Nöthen, den Krankheiten, Unbilden, Widersprüchen, Rügen, Demüthigungen, Beschämungen, Zurechtweisungen und jeder Verachtung. Dieß hilft zur Tugend, dieß bewährt den Kampfjünger Christi, dieß vollendet die himmlische Krone. Ich werde ihm ewigen Lohn erstatten für kurze Mühe, und unendliche Ehre für vergänglichen Schimpf.

Meinest du, daß du allzeit nach deinem Willen geistliche Tröstungen haben werdest? Meine Heiligen hatten dergleichen nicht immer; sondern viele Beschwerden und mancherlei Versuchungen und große Trostlosigkeit; aber sie hielten in Allem geduldiglich aus, und vertrauten Gott mehr als sich; wohl wissend, daß die Leiden dieser Zeit nicht würdig sind,

damit die künftige Glorie zu verdienen. Willst du sogleich haben, was Viele nach vielen Thränen und großen Arbeiten kaum erlangten? Harre des Herrn, handle männlich und erstarke, wolle nicht verzagen, nicht ablassen; sondern setze Leib und Seele standhaft daran für Gottes Ehre. Ich werde auf's Reichlichste vergelten; Ich werde mit dir seyn in jeder Bedrängniß.

Das sechs und dreißigste Capitel.

Wider die eitlen Urtheile der Menschen.

Sohn! gründe dein Herz fest in Gott und fürchte nicht menschliches Urtheil, wenn dich das Gewissen für rein und schuldlos erklärt. Gut ist's und selig, also zu leiden; und einem demüthigen Herzen, das Gott mehr als sich selbst vertraut, wird es nicht schwer seyn. Viele reden viel und darum ist ihnen wenig zu glauben. Aber auch Allen genügen, ist nicht möglich. Und wenn Paulus sich bestrebte, Allen in dem Herrn

zu gefallen und Allen Alles wurde, so achtete er es doch gar gering von dem menschlichen Tage gerichtet zu werden.

Er wirkte genug für Anderer Erbauung und Heil, so viel an ihm war und er vermochte; aber daß er von Andern nicht gerichtet und verachtet wurde, konnte er nicht hindern. Darum befahl er Alles Gott, der Alles kannte, und mit Geduld und Demuth vertheidigte er sich gegen den Mund derer, die Ungerechtes sprachen, oder Richtiges und Lügenhaftes dachten und Alles nach ihrem Belieben aufbrachten. Er antwortete jedoch zuweilen, damit den Schwachen seiner Schweigsamkeit wegen kein Aergerniß verursacht würde.

Wer bist du, daß du dich vor einem sterblichen Menschen fürchtest? Heute ist er, und Morgen erscheint er nimmer. Fürchte Gott, und du wirst vor dem Schrecken der Menschen nicht erbeben. Was vermag Einer wider dich mit Worten oder Schmähungen? Er schadet sich mehr als Dir, und wird dem Gerichte Gottes nicht entrinnen können, wer er auch sey. Du habe Gott vor Augen und wolle nicht mit mürrischen Worten streiten. Wenn du dem gemäß für den Augenblick zu unterliegen

ſcheinſt, um eine Beſchämung zu erdulden, die du nicht verdient haſt, ſo werde darüber nicht ärgerlich, noch mindere durch Ungeduld deine Krone. Sondern blicke vielmehr auf Mich zum Himmel, der ich vermag, aller Beſchimpfung und Kränkung dich zu entreißen und einem Jeden zu vergelten nach ſeinen Werken.

Das ſieben und dreißigſte Capitel.

Von der lauteren und ungetheilten Selbſtentſagung, um die Freiheit des Herzens zu erlangen.

Sohn! verlaſſe dich, und du wirſt Mich finden; ſtehe da ohne Vorliebe und alles Eigenthum, und du wirſt allweg gewinnen. Denn dir wird von Stund an größere Gnade zugetheilt werden, ſo wie du auf dich verzichtet und dich nicht wieder genommen.

Herr! wie oft ſoll ich auf mich verzichten und worinnen mich verlaſſen?

Immer und zu jeder Stunde; wie im Kleinen, so auch im Großen. Nichts nehme ich aus, sondern in Allem will ich, daß du entblößt gefunden werdest. Wie könntest du auch anders mein und ich dein seyn, würdest du nicht all deines Eigenwillens inwendig und auswendig entblößt? Je behender du das thust, um so wohler wird dir seyn; und je vollkommener und lauterer, um so mehr wirst du mir gefallen und um so reichlicheren Gewinn haben.

Einige verzichten auf sich, jedoch mit einem Vorbehalte: denn sie vertrauen nicht völlig auf Gott; darum sind sie bemüht, sich vorzusehen. Einige bringen auch zuerst das Ganze dar; aber darnach, wenn die Versuchung sie bedrängt, kehren sie zu dem Eigenen zurück; deßwegen nehmen sie durchaus nicht in der Tugend zu. Diese werden nicht zu wahrer Freiheit eines reinen Herzens und zur Gnade meiner fröhlichen Vertrautheit gelangen, haben sie nicht eine gänzliche Verzichtung und tägliche Selbstaufopferung vollbracht, ohne welche eine genußreiche Einigung weder besteht noch bestehen wird.

Ich habe dir gar oft gesagt und sage es wiederum: Verlasse dich, verzichte auf dich,

und du wirst großen innerlichen Frieden genießen. Gib Alles hin um Alles, nimm nichts aus, fordre nichts zurück, stütze dich lauter und beharrlich auf mich und du wirst mich besitzen. Du wirst frei seyn im Herzen und die Finsterniß wird dich nicht überwältigen. Hiernach ringe, hierum bete, hiernach verlange: wie du aller Eigenheit könnest entblößt werden und nakt dem nakten Jesus nachfolgen; dir sterben und Mir ewig leben. Dann werden alle nichtigen Einbildungen, böse Störungen und überflüssige Sorgen aufhören. Dann wird auch die ungemäßigte Furcht entweichen und die ungeordnete Liebe ersterben.

Das acht und dreißigste Capitel.

Wie man die äuſserlichen Dinge beherrſchen und ſeine Zuflucht zu Gott in Gefahren nehmen ſoll.

Sohn! darnach muſt du fleißig ſtreben, daß du allerorts in jeder Handlung und Beſchäftigung innerlich frei ſeyſt und deiner ſelbſt mächtig und Alles dir unterworfen und du nicht ihm; daß du ein Herr ſeyſt deiner Handlungen und ihr Lenker, nicht ihr Sclave, noch ihr Miethknecht, ſondern ein freigelaſſener und wahrer Hebräer, der eintritt in das Loos und die Freiheit der Kinder Gottes, die da über dem Gegenwärtigen ſtehen und nach dem Ewigen ſpähen; die das Vergängliche mit dem linken Auge anblicken, und mit dem rechten das Himmliſche; die das Zeitliche nicht anzieht, ihm nachzuhangen; ſondern die es ſelbſt vielmehr an ſich ziehen, auf daß es gute Dienſte leiſte, wozu es geordnet worden von Gott

und eingerichtet von dem höchſten Werkmeiſter, der nichts ungeordnet ließ in ſeiner Schöpfung.

Wenn du aber bei jedem Ereigniſſe dich nicht an die äußere Erſcheinung hältſt, noch mit dem fleiſchlichen Auge das Geſehene oder das Gehörte erforſcheſt, ſondern in jeder Sache eilend mit Moyſes in die Stiftshütte gehſt, den Herrn zu befragen: ſo wirſt du manchmal eine göttliche Antwort vernehmen, und über Gegenwärtiges und Künftiges unterrichtet zurückkehren. Denn Moyſes nahm allzeit ſeine Zuflucht zu der Stiftshütte, ſeine Zweifel und Fragen zu löſen, und floh zu des Gebetes Beiſtand, die Gefahren und Bosheiten der Menſchen abzuwenden. So ſollſt auch du in die Heimlichkeit deines Herzens fliehen und inſtändiger die göttliche Hülfe anrufen. Denn deßwegen lieſt man, wie Joſue und die Söhne Iſraels von den Gabaoniten betrogen wurden, weil ſie den Mund des Herrn vorher nicht befragt hatten, ſondern, gegen ſüße Reden allzugläubig, ſind ſie durch falſche Milde betrogen worden.

Das neun und dreißigste Capitel.

Daß der Mensch in seinen Geschäften nicht ungestüm sey.

Sohn! überlasse Mir stets deine Angelegenheit; ich werde sie wohl ausrichten zu ihrer Zeit. Harre Meiner Anordnung und du wirst davon guten Fortgang gewahren.

Herr! gern überlasse ich Dir alle Angelegenheiten, weil mein Sinnen wenig frommen mag. O daß ich nicht den künftigen Ereignissen nachhinge, sondern deinem Wohlgefallen mich unverweilt ohne Zögern aufopferte!

Mein Sohn! oft betreibt der Mensch eine Sache eifrig, wonach ihn verlangt; hat er sie aber erreicht, alsbald fängt er an, anders zu denken; denn die Neigungen hinsichtlich derselben Dinge sind nicht dauernd, sondern sie treiben von Einem zu dem Andern. Darum ist es nicht das Kleinste, auch in dem Kleinsten auf sich zu verzichten.

Des Menſchen wahrer Fortgang iſt Verläugnung ſeiner ſelbſt; und ein Menſch, der ſich verläugnet hat, iſt ſehr frei und ſicher. Aber der alte Feind, der allem Guten widerſtrebt, läßt von der Verſuchung nicht ab und Tag und Nacht bereitet er ſchwere Nachſtellungen, ob er vielleicht den Unbehüteten in die Schlinge des Betruges ſtürzen kann. Wachet und betet, ſpricht der Herr, daß ihr nicht in Verſuchung kommet.

Das vierzigſte Capitel.

Daß der Menſch nichts Gutes aus ſich hat, und ſich keines Dinges ruhmen kann.

Herr! was iſt der Menſch, daß Du ſeiner eingedenk biſt, oder des Menſchen Sohn, daß Du ihn heimſuchſt? Wodurch hat der Menſch verdient, daß Du ihm deine Gnade verleiheſt? Herr! wie kann ich klagen, wenn Du mich verläßeſt? oder was kann ich mit Recht vorwenden, wenn Du nicht thuſt, was ich begehre? Gewiß, dies kann ich in

Wahrheit denken und sagen: Herr! Nichts bin ich, nichts vermag ich, nichts Gutes habe ich aus mir; sondern in Allem bin ich mangelhaft und strebe immer nach Nichts. Und wenn Du mich nicht unterstützest und innerlich unterweisest, so werde ich ganz lau und ausgelassen.

Du aber, Herr! bist immer derselbe und bleibst es in Ewigkeit; allzeit bist Du gut und gerecht und heilig, Alles gut, gerecht und heilig vollbringend und in Weisheit ordnend. Ich aber, mehr zum Rückgange denn zum Fortgange geneigt, bin nicht immer in demselben Zustande; denn siebenmal wechseln die Zeiten über mir. Bald jedoch wird es besser, wenn es Dir gefällt und Du deine hilfreiche Hand ausstreckest, weil Du allein mir wirst ohne menschlichen Beistand helfen können und mich also befestigen, daß mein Gesicht sich fortan nicht verändert, sondern mein Herz zu Dir sich kehrt und in Dir ruht.

Verstände ich daher wohl, alle menschlichen Tröstungen zu verwerfen, sey's nun, um Andacht zu gewinnen, sey's der Noth wegen, durch die ich getrieben werde, Dich zu suchen, weil es keinen Menschen gibt, der mich tröste:

dann könnte ich wohl auf deine Gnade hoffen und über die Gabe neuer Tröstung frohlocken.

Dir sage ich Dank, von dem Alles herkommt, so oft es mir wohl ergeht. Ich aber bin Eitelkeit und gar nichts vor Dir, ein unbeständiger und schwacher Mensch. Wessen kann ich mich rühmen? Oder warum begehre ich, hochgeschätzt zu werden? Etwa der Richtigkeit wegen? und das wäre das Eitelste. Wahrlich! nichtige Ehre ist eine böse Pest, die größte Eitelkeit, weil sie abzieht von wahrer Ehre und der himmlischen Gnade beraubt. Denn während der Mensch sich selbst gefällt, mißfällt er Dir; während er lechzet nach menschlichem Lobe, wird er aller wahren Tugenden entblößt.

Das aber ist wahrhafte Ehre und heiliges Frohlocken: sich nur Deiner zu rühmen, und nicht seiner selbst; sich zu freuen in Deinem Namen, nicht in der eigenen Tugend; und sich an keiner Kreatur ergötzen, außer Deinetwegen. Gepriesen werde Dein Name, nicht der meine; verherrlicht werde Dein Werk, nicht das meine; gebenedeit Dein heiliger Name, nicht der meine; nichts aber werde mir zuertheilt von menschlichem Lobe. Du

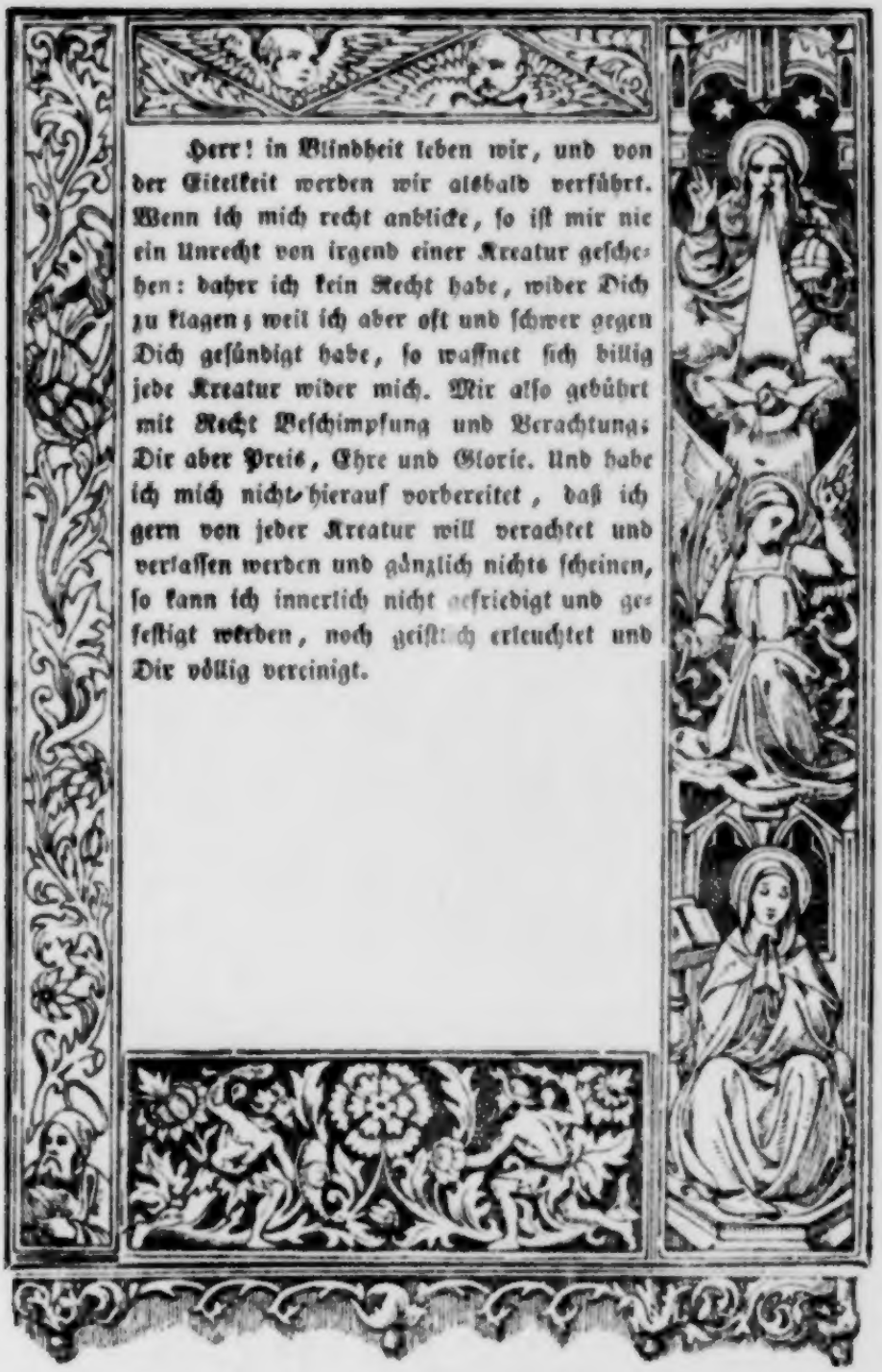
biſt meine Ehre, Du das Frohlocken meines Herzens. In Dir werde ich mich rühmen und frohlocken den ganzen Tag; nicht aber mich ſelbſt, wenn nicht in meinen Schwächen.

Es mögen die Juden die Ehre ſuchen, welche Einer dem Anderen gibt; ich will jene ſuchen, welche allein von Gott kömmt. Denn alle menſchliche Ehre, alle zeitliche Würde, alle Hoheit der Welt, iſt, mit der ewigen Ehre verglichen: Eitelkeit und Thorheit. O meine Wahrheit und meine Barmherzigkeit, mein Gott, Du ſelige Dreifaltigkeit! Dir allein ſey Lob, Kraft und Ehre und Glorie ohne Ende, in alle Ewigkeit.

Das ein und vierzigſte Capitel.

Von der Verachtung aller zeitlichen Ehre.

Sohn! laß es dir nicht nahe gehen, ſiehſt du Andere geehrt und erhoben, dich aber verachtet und gedemüthigt. Richte dein Herz zu Mir gen Himmel, und es wird die Verachtung der Menſchen auf Erden dich nicht betrüben.



Herr! in Blindheit leben wir, und von der Eitelkeit werden wir alsbald verführt. Wenn ich mich recht anblicke, so ist mir nie ein Unrecht von irgend einer Kreatur geschehen: daher ich kein Recht habe, wider Dich zu klagen; weil ich aber oft und schwer gegen Dich gesündigt habe, so waffnet sich billig jede Kreatur wider mich. Mir also gebührt mit Recht Beschimpfung und Verachtung; Dir aber Preis, Ehre und Glorie. Und habe ich mich nicht hierauf vorbereitet, daß ich gern von jeder Kreatur will verachtet und verlassen werden und gänzlich nichts scheinen, so kann ich innerlich nicht befriedigt und gefestigt werden, noch geistlich erleuchtet und Dir völlig vereinigt.

Das zwei und vierzigste Capitel.

Daß man den Frieden nicht auf die Menschen bauen soll.

Sohn! gründest du deinen Frieden auf irgend Jemand, deiner Gesinnung oder deines Zusammenlebens wegen, so wirst du unstät und verwickelt seyn. Hast du aber deine Zukehr zu der immer lebenden und dauernden Wahrheit, so wird dich kein scheidender oder sterbender Freund betrüben. In Mir muß Freundesliebe begründet seyn und Meinetwegen ist Jeder zu lieben, der dir gut scheint und sehr werth in diesem Leben. Ohne Mich ist die Freundschaft kraftlos und wird nicht dauern; noch ist auch eine wahre und reine Liebe, die Ich nicht knüpfe. Also abgestorben sollst du allen Meinungen zu geliebten Menschen seyn, daß du, soviel es dich betrifft, ohne alle menschliche Genossenschaft seyn möchtest. Um so viel näher kömmt der Mensch Gott, als er von jedem

menschlichen Troste weiter sich entfernt. Um so viel höher auch steigt er zu Gott hinan, als er tiefer in sich hinabsteigt und sich selbst geringer wird.

Wer aber sich selbst etwas Gutes zueignet, der hindert den Zugang göttlicher Gnade, weil die Gnade des heiligen Geistes allzeit ein demüthiges Herz suchet. Wüßtest du dich vollkommen zu vernichten und aller erschaffenen Liebe zu entledigen, dann müßte Ich mit großer Gnade in dich einströmen. Wenn du dein Absehen auf die Kreaturen hast, wird dir der Anblick des Schöpfers entzogen. Lerne dich in Allem, des Schöpfers wegen, überwinden, dann wirst du zur göttlichen Erkenntniß gelangen können. Wie wenig es auch sey, was unordentlich geliebt und berücksichtigt wird, es hält dich zurück vom höchsten Gute und entwürdigt.

Das drei und vierzigste Capitel.

Wider eitle und weltliche Wissenschaft.

Sohn! laß dich nicht von schönen und scharfsinnigen Reden der Menschen bewegen; denn das Reich Gottes besteht nicht in der Rede, sondern in der Tugend. Merk auf Meine Worte, welche die Herzen entzünden und die Geister erleuchten, Reue herbeiführen und mancherlei Tröstungen eingeben. Niemalen lies darum ein Wort, damit du gelehrter oder weiser scheinen könntest; sondern bemühe dich um Abtödtung der Laster, weil dies dir mehr nützen wird, als die Kenntniß vieler schwierigen Fragen.

Wenn du viel gelesen und gelernt hast, so mußt du immer zu einem einzigen Urgrunde zurückkommen. Ich bin's, der den Menschen die Wissenschaft lehrt, und ich ertheile den Kleinen klarere Einsicht, als sie

von Menſchen kann gelehrt werden. Zu wem Ich ſpreche, der wird alsbald weiſe und im Geiſte ſehr zunehmen. Wehe Jenen, die mancherlei Fürwitziges von den Menſchen erfragen, und um den Weg, wie Mir zu dienen ſey, wenig ſich kümmern. Es wird die Zeit kommen, wo erſcheinen wird der Meiſter aller Meiſter, Chriſtus, der Herr der Engel, um eines Jeden Lection zu hören, das iſt: eines Jeden Gewiſſen zu erforſchen; und dann wird Jeruſalem durchforſcht werden mit Leuchten, und offenbar wird die Verborgenheit der Finſterniß werden, und die Beweiſe der Zungen werden verſtummen.

Ich bin's, der in einem Augenblicke ein demüthig Gemüth erhöhet, daß es mehr Verſtändniß der ewigen Wahrheit empfängt, als wenn eines zehn Jahre in den Schulen ſtudirt hätte.

Ich lehre ohne Geräuſch der Worte, ohne Verwirrung der Meinungen, ohne Gepräng der Ehre, ohne Streit der Beweiſe. Ich bin's, der das Irdiſche verachten lehrt, das Gegenwärtige verſchmähen, das Ewige ſuchen, am Ewigen Geſchmack finden, die Ehren fliehen, die Aergerniſſe ertragen, alle Hoffnung auf Mich

ſehen, außer Mir nichts begehren und über Alles inbrünſtig Mich lieben.

Denn Einer, der Mich innigſt liebte, lernte dadurch göttliche Dinge und ſprach Wunderbares. Er gewann mehr, indem er Alles verließ, als hätte er tiefſinnige Dinge ſtudiert. Ich rede aber zu Einigen Allgemeines, zu Anderen Beſonderes; Einigen erſcheine ich lieblich in Zeichen und Bildern; Einigen offenbare ich Myſterien in vielem Lichte. Die Bücher haben Eine Stimme, aber dieſe unterweiſt nicht Alle auf gleiche Weiſe, weil Ich innerlich der Lehrer der Wahrheit bin, der Erforſcher der Herzen, der Erkenner der Gedanken, der Förderer der Handlungen, Jeglichem zutheilend, wie ich es für würdig halte.

Das vier und vierzigſte Capitel.

Daß man ſich die äuſſerlichen Dinge nicht zu Herzen nehmen ſoll.

Sohn! in Vielem thut dir Noth, unwiſſend zu ſeyn und dich zu halten für Einen, der gleichſam auf Erden geſtorben, und dem die ganze Welt gekreuzigt iſt. Durch Vieles auch mußt du mit taubem Ohre hindurch gehen, und deſſen vielmehr gedenken, was deinem Frieden dient. Es iſt nützlicher, die Augen von mißfälligen Dingen abzuwenden und Jedem ſeine Meinung zu laſſen, als ihn mit ſtreitſüchtigen Worten übel bedienen. Wenn du mit Gott wohl ſtehſt und auf ſein Gericht hinblickeſt, ſo wirſt du leichter ertragen, überwunden zu werden.

O Herr! wie weit ſind wir gekommen! Siehe, ein zeitlicher Verluſt wird beweint; für einen mäßigen Gewinn wird ſich abgemüht und gelaufen; und geiſtlicher Schaden kömmt in Vergeſſenheit, und kaum kehrt man ſpät

um. Was wenig oder nichts nützt, darnach wird gestrebt; und was am meisten Noth ist, wird nachlässig übergangen, weil der ganze Mensch in das Aeußerliche zerfließt, und, wenn er nicht alsbald zur Besinnung zurückkehrt, leicht in dem Aeußeren erliegt.

Das fünf und vierzigste Capitel.

Daß man nicht Jedem glauben soll, und wie leicht man in Worten zu Falle kommt.

Verleihe mir Hülfe, Herr! in der Drangsal; denn eitel ist menschliche Rettung. O wie oft habe ich da keine Treue gefunden, wo ich sie zu haben wähnte; wie oft auch habe ich sie da getroffen, wo ich sie am wenigsten vermuthete. Eitel ist daher die Hoffnung auf Menschen; das Heil der Gerechten aber ist in Dir, o Gott! gegründet. Gebenedeit seyst du, Herr, Gott! in Allem, was uns begegnet. Schwach sind wir und unbeständig, schnell werden wir betrogen und umgewandelt.

Wer iſt der Menſch, der alſo behutſam und umſichtig ſich zu bewachen vermag, daß er nicht einmal in irgend eine Täuſchung oder Verwickelung komme? Aber wer auf Dich, Herr! vertraut, und Dich mit einfältigem Herzen ſucht, wird nicht leicht fallen. Und geräth er in eine Bedrängniß, wie er auch immer darin verwickelt ſeyn mag, ſo wird er gar bald von Dir herausgeriſſen oder getröſtet, weil Du den, der auf Dich hofft, nicht verläßeſt bis zum Ende. Ein treuer Freund, der in allen Bedrängniſſen des Freundes ausharrt, iſt ſelten. Du, Herr! Du allein biſt der Getreue in Allem, und außer Dir iſt kein Anderer Dir gleich.

O wie recht weiſe war jene Seele, die da ſagte: Mein Gemüth iſt gefeſtigt und gegründet in Chriſtus Stände es ſo mit mir, dann würde mich nich ſo leicht Menſchenfurcht bekümmern, noch die Pfeile der Worte bewegen. Wer vermag Alles vorzuſehen? wer ſich vor allen künftigen Uebeln ſicher zu ſtellen? Wenn das Vorgeſehene oft verletzt, was kann das Unvorgeſehene anders als ſchwer verwunden? Aber warum habe ich, Elender! mich nicht beſſer vorgeſehen? warum

habe ich auch Anderen ſo leicht geglaubt? Aber wir ſind Menſchen und nichts anders, als gebrechlich. Menſchen ſind wir, ob wir auch von Vielen für Engel geſchätzt werden und ſo genannt. — Wem ſoll ich glauben, Herr? Wem ſoll ich glauben, als Dir! Du biſt die Wahrheit, die nicht betriegt, noch betrogen werden kann. Und wiederum iſt jeder Menſch lügenhaft, ſchwach, unbeſtändig, dem Falle ausgeſetzt, allermeiſt in Worten; ſo daß man nicht alſogleich glauben darf, was dem Anſcheine nach wahr zu lauten ſcheint.

Wie vorſichtig haſt du im voraus gewarnt, daß man vor den Menſchen ſich hüte, und daß des Menſchen Feinde die eigenen Hausgenoſſen ſind, und man nicht glauben ſoll, wenn Einer ſpricht: Schau hier, oder: ſchau dort. Ich bin gewitzigt worden durch meinen Schaden; und o, daß es mir zu gröſſerer Behutſamkeit und nicht zur Thorheit gereichte! Sey behutſam, ſagte Einer, ſey behutſam, behalte für dich, was ich dir ſage: und dieweil ich ſchweige und es geheim glaube, kann er nicht ſchweigen, was er zu verſchweigen hat; ſondern verrieth ſogleich mich und ſich und ging davon. Vor dergleichen

Schwatzereien und unbehutſamen Menſchen bewahre mich, Herr! auf daß ich nicht in ihre Hand falle und niemalen dergleichen begehe. Ein wahrhaftig und beſtändig Wort verleihe meinem Munde und eine liſtige Zunge laß fern von mir ſeyn. Was ich ſelbſt nicht erleiden will, bin ich ſchuldig, in aller Weiſe zu meiden.

O wie gut und friedenbereitend iſt es, über Andere zu ſchweigen, und nicht Alles ohne Unterſchied zu glauben, und nicht leichtſinnig weiter zu ſagen; Wenigen ſich ſelbſt offenbaren; Dich! den Durchſchauer der Herzen immer zu ſuchen und nicht von jedem Winde der Worte ſich hin und hertreiben zu laſſen, ſondern zu wünſchen, daß Alles, das Innerſte wie das Aeußerliche nach dem Wohlgefallen deines Willens vollbracht werde. Wie ſicher iſt zur Bewahrung der himmliſchen Gnade: das Aufſehen vor den Menſchen zu fliehen, und deſſen nicht zu begehren, was äußerlich Bewunderung zu gewähren ſcheint; ſondern dem mit ganzem Fleiße nachzutrachten, was des Lebens Beſſerung und inbrünſtigen Eifer verſchafft. Wie vielen hat es geſchadet, daß ihre Tugend bekannt und

vorſchnell geprieſen wurde. Und wie hat's dagegen ſo ſehr gefrommt, daß die Gnade verſchwiegen gehalten wurde in dieſem gebrechlichen Leben, von dem es heißt, daß es ganz und gar eine Verſuchung iſt und ein Kriegsdienſt.

Das ſechs und vierzigſte Capitel.

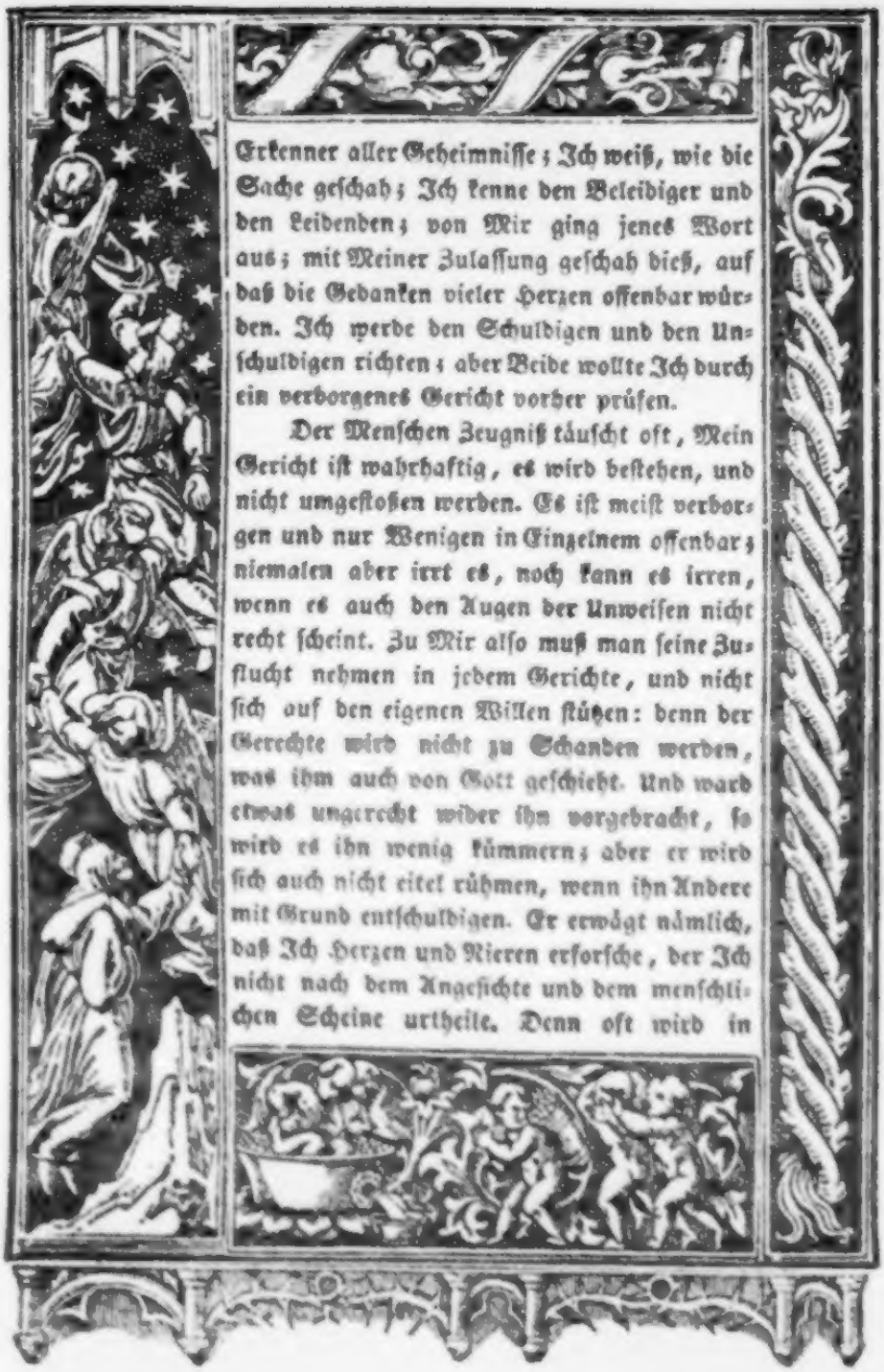
Daß man auf Gott vertrauen ſoll, wenn verletzende Reden ſich wider uns erheben.

Sohn! ſtehe feſt und hoffe auf Mich. Denn was ſind Worte, als Worte? Sie fliegen durch die Luft, verletzen aber keinen Stein. Biſt du ſchuldig, ſo denke, wie du dich gern beſſern willſt. Biſt du dir nichts bewußt, ſo ſtelle dir vor, wie du es gern für Gott ertragen willſt. Wenig genug iſt's, daß du zuweilen Worte erträgſt, der du keine harten Schläge zu ertragen vermagſt. Und warum anders gehen dir ſolche Kleinigkeiten zu Herzen, als weil du noch fleiſchlich biſt, und auf die Menſchen mehr,

als du ſollteſt, merkeſt? Denn weil du verachtet zu werden fürchteſt, willſt du nicht für deine Vergehen zurecht gewieſen werden, und ſuchſt den Deckmantel der Entſchuldigung.

Aber blicke beſſer in dich hinein, und du wirſt erkennen, daß noch in dir die Welt lebt und die eitle Liebe, den Menſchen zu gefallen. Da du dich noch ſcheu'ſt, geniedert und für deine Fehler beſchämt zu werden, ſo iſt es offenbar, daß du nicht wahrhaft demüthig biſt, noch wahrhaft der Welt geſtorben, noch die die Welt gekreuzigt. Aber höre Meine Worte, und du wirſt dich um zehntauſend Worte der Menſchen nicht kümmern. Siehe, würde Alles geſagt, was auf das Boshafteſte erdichtet werden könnte, was möchte es dir ſchaden, wenn du es gänzlich hingehen ließeſt, und nicht mehr als einen Grashalm achteteſt. Kann es dir denn etwa ein einzig Haar krümmen?

Aber wer ſein Herz nicht nach Innen gekehrt, noch Gott vor Augen hat, wird leicht durch ein Schmähwort bewegt. Wer aber auf Mich vertraut, und nicht auf ſein eigen Urtheil ſich ſteifen will, wird frei ſeyn von Menſchenfurcht; denn Ich bin ein Richter und



Erkenner aller Geheimniſſe; Ich weiß, wie die Sache geſchah; Ich kenne den Beleidiger und den Leidenden; von Mir ging jenes Wort aus; mit Meiner Zulaſſung geſchah dieß, auf daß die Gedanken vieler Herzen offenbar würden. Ich werde den Schuldigen und den Unſchuldigen richten; aber Beide wollte Ich durch ein verborgenes Gericht vorher prüfen.

Der Menſchen Zeugniß täuſcht oft, Mein Gericht iſt wahrhaftig, es wird beſtehen, und nicht umgeſtoßen werden. Es iſt meiſt verborgen und nur Wenigen in Einzelnem offenbar; niemalen aber irrt es, noch kann es irren, wenn es auch den Augen der Unweiſen nicht recht ſcheint. Zu Mir alſo muß man ſeine Zuflucht nehmen in jedem Gerichte, und nicht ſich auf den eigenen Willen ſtützen: denn der Gerechte wird nicht zu Schanden werden, was ihm auch von Gott geſchieht. Und ward etwas ungerecht wider ihn vorgebracht, ſo wird es ihn wenig kümmern; aber er wird ſich auch nicht eitel rühmen, wenn ihn Andere mit Grund entſchuldigen. Er erwägt nämlich, daß Ich Herzen und Nieren erforſche, der Ich nicht nach dem Angeſichte und dem menſchlichen Scheine urtheile. Denn oft wird in

meinen Augen etwas sträflich gefunden, was im Urtheile der Menschen für lobwürdig gilt.

Herr, Gott! Du gerechter, starker und geduldiger Richter, Der Du die Brechlichkeit und Bosheit der Menschen kennst, sey meine Stärke und all mein Vertrauen, denn mir genügt nicht mein Bewußtseyn. Du weißt, was ich nicht weiß, und deßwegen sollte ich mich bei jeder Zurechtweisung demüthigen und sie sanftmüthig ertragen. Verzeihe mir daher gnädig, so oft ich nicht also handelte, und schenke mir hinwiederum die Gnade größerer Geduld. Denn zuträglicher ist mir Deine reichliche Barmherzigkeit, um Nachsicht zu erlangen, als meine vermeintliche Gerechtigkeit, um mein verborgenes Gewissen zu vertheidigen. Und wenn ich mir nichts bewußt bin, so kann ich mich doch damit nicht rechtfertigen: denn wo Deine Barmherzigkeit fern ist, wird kein Lebender vor Deinem Angesichte gerechtfertigt.

Das sieben und vierzigste Capitel.

Daß man alle Beschwerden, um des ewigen Lebens willen, ertragen soll.

Sohn! laß die Arbeiten, die du um Meinetwillen auf dich genommen, deinen Muth nicht brechen, noch Drangsale dich irgendwo niederschlagen; sondern Meine Verheißung stärke und tröste dich bei jedem Vorfall. Ich bin mächtig genug, über alle Weise und alles Maaß zu vergelten. Nicht lange wirst du dich hier abmühen, noch immerdar von Schmerzen beschwert werden. Warte eine kurze Weile, und du wirst das schnelle Ende der Uebel sehen. Es wird eine Stunde kommen, wo alle Arbeit und Verwirrung aufhört. Klein und von kurzer Dauer ist Alles, was mit der Zeit vergeht. Thue, was du thust, arbeite treulich in meinem Weingarten, Ich werde dein Lohn seyn. Schreibe, lese, singe, seufze, schweige, bete, ertrage

männlich Widerwärtiges; dieſer Kämpfe aller und noch gröſſerer iſt das ewige Leben wohl werth. Kommen wird der Friede an Einem Tage, der dem Herrn bekannt iſt. Es wird nämlich nicht Tag oder Nacht ſeyn, wie in dieſer Zeit, ſondern immerwährendes Licht, endloſe Klarheit, feſter Friede und ſichere Ruhe. Du wirſt dann nicht ſprechen: wer wird mich von dieſem Leibe des Todes befreien? noch rufen: wehe mir, daß hier mein Wohnen ſich verzögert hat; denn der Tod wird herabgeſchleudert werden, und das Heil wird mangellos ſeyn, und keine Angſt, ſondern ſelige Wonne, ſüße und minnigliche Geſellſchaft.

O hätteſt du die ewigen Kronen der Heiligen im Himmel geſehen, und in welcher Glorie Jene jetzt frohlocken, die einſt dieſer Welt für verächtlich und gleichſam des Lebens ganz unwürdig galten; gewiß, du würdeſt dich alsbald bis zur Erde beugen und begehren, lieber Allen nachgeſetzt, als einem vorgeſetzt zu ſeyn, und dich würde nicht nach den fröhlichen Tagen dieſes Lebens gelüſten; du würdeſt dich vielmehr freuen um Gottes willen Trübſal zu leiden; und für nichts geachtet

zu werden unter den Menſchen, das würdeſt du für den gröſten Gewinn achten.

O wenn du dich verſtändeſt und es dir tief zu Herzen ginge, wie würdeſt du dich getrauen, auch nur einmal zu klagen? Sind denn nicht alle Mühen für das ewige Leben erträglich? Es iſt nichts Kleines, das Reich Gottes zu gewinnen oder zu verlieren. Erhebe daher dein Antlitz zum Himmel. Siehe! Ich und alle meine Heiligen mit Mir, die in dieſer Welt groſen Kampf ausgeſtanden, freuen ſich nun, ſind nun getröſtet, ſind nun ſicher, ruhen nun und werden ohne Ende in dem Reiche meines Vaters bei Mir bleiben.

Das acht und vierzigste Capitel.

Von dem Tage der Ewigkeit und den Bedrängnissen dieses Lebens.

O, seligste Wohnung in der hohen Stadt! O lichtester Tag der Ewigkeit! den keine Nacht verdunkelt, sondern die höchste Wahrheit allzeit durchscheinet, du immerfroher, du immersicherer und nie in das Gegentheil dich umwandelnder Tag! O daß sein Licht schon angebrochen wäre, und all dieß Zeitliche ein Ende genommen hätte! Er leuchtet zwar den Heiligen glänzend in immerwährender Klarheit, aber nur von ferne und durch einen Spiegel den Pilgern auf Erden.

Es wissen des Himmels Bürger, wie freudenreich jener ist; es seufzen, ins Elend gebannt, die Kinder Evas, daß dieser so bitter und verdrußvoll ist. Die Tage dieser Zeit sind kurz und böse, voll Schmerzen und Aengsten; da wird der Mensch mit vielen Sünden verunreinigt, von vielen Leidenschaften

umgarnt, von vieler Furcht gedrückt, von vielen Sorgen zerrissen, von mancherlei Neugier zerstreut, von vielen Eitelkeiten umstrickt, von vielen Irrthümern umringt, von vielen Arbeiten aufgerieben, von Versuchungen beschwert, von Wollüsten entkräftet, von Armuth gemartert.

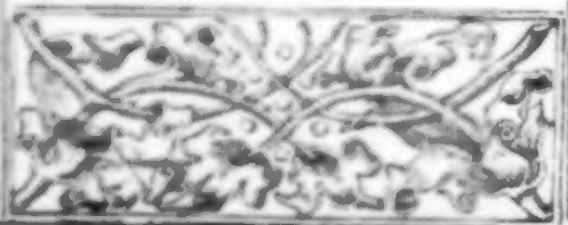
O wann wird das Ende dieser Uebel kommen! Wann werde ich befreit werden von der elenden Knechtschaft der Laster! Wann werde ich, o Herr! Deiner allein gedenken? Wann vollauf in Dir mich freuen? Wann werde ich ohne alle Hinderniſſe in wahrer Freiheit seyn, ohne alle Beschwerde der Seele und des Leibes? Wann wird stäter Friede seyn? Friede ungetrübt und sicher, Friede innen und aussen, überall fester Friede? Gütiger Jesu! wann werde ich stehen, Dich zu sehen? Wann werde ich Deines Reiches Glorie anschauen? Wann wirst Du mir alles in Allem seyn? O, wann werde ich bei Dir seyn in Deinem Reiche, welches Du deinen Geliebten bereitet hast von Ewigkeit? — Ich bin ein verlassener Armer und Verbannter in feindlichem Lande, wo tägliche Kriege und übergroſse Mißgeschicke.

Tröste meine Verbannung, mildere meinen Schmerz, weil zu Dir aufseufzet all mein Verlangen. Denn Alles ist mir eine Bürde, was immer die Welt mir zum Troste bietet. Ich verlange Dein innerlichst zu genießen, aber ich kann Dich nicht erfassen; ich wünsche dem Himmlischen anzuhangen, aber mich drücken nieder die zeitlichen Dinge und die unabgetödteten Leidenschaften; mit dem Gemüthe möchte ich über allen Dingen stehen, von dem Fleische aber werde ich gezwungen, ihnen unterthan zu seyn; so kämpfe ich, unseliger Mensch! mit mir, und bin mir selbst zur Last geworden, dieweil der Geist oben und das Fleisch unten zu seyn begehrt.

O, wie leide ich innerlich, wenn ich im Geiste mit Himmlischem verkehre, und alsobald eine Schaar fleischlicher Gedanken den Betenden befällt. Mein Gott! entferne Dich nicht von mir und wende Dich nicht ab im Zorne von Deinem Knechte. Wirf nieder Deine Wetterstrahlen und zerstreue jene; sende Deine Pfeile und alle Scheingebilde des Feindes sollen zu Schanden werden. Sammle alle meine Sinne zu Dir, mache mich aller weltlichen Dinge vergessen; verleihe mir, die

Trugbilder der Laster ſchnell von mir abzuthun und ſie zu verachten. Eile mir zu Hülfe, Du ewige Wahrheit! damit mich keine Eitelkeit verlocke. Komme, himmliſche Süßigkeit! und es fliehe alle Unlauterkeit vor Deinem Angeſichte. Verzeihe mir auch und vergib mir barmherziglich, ſo oft ich im Gebete an Anderes, als an Dich denke. Denn ich bekenne wahrhaft, daß ich mich ſehr zerſtreut zu halten pflege; indem ich gar oft dort nicht bin, wo ich leiblich ſtehe oder ſitze, ſondern vielmehr dort, wohin meine Gedanken mich tragen. Dort bin ich, wo mein Gedanke iſt; mein Gedanke pflegt da zu ſeyn, wo das iſt, was ich liebe. Das fällt mir gleich ein, was mich von Natur ergötzt und mir durch die Gewohnheit gefällt.

Daher haſt Du, o Wahrheit! offen geſagt: Wo dein Schatz iſt, da iſt auch dein Herz. Wenn ich den Himmel liebe, denke ich gern an Himmliſches. Liebe ich die Welt, ſo erfreue ich mich mit ihr ihres Glückes und trauere über ihre Mißgeſchicke. Liebe ich das Fleiſch, ſo bilde ich mir oft das ein, was fleiſchlich iſt. Liebe ich den Geiſt, dann ergötzt mich, das Geiſtlichen zu gedenken.



Denn was immer ich liebe, davon ſpreche und das höre ich gern und davon trage ich die Bilder mit mir heim. Selig aber der Menſch, der Deinetwegen, Herr! allen Kreaturen Urlaub gegeben; der der Natur Gewalt anthut und die Begierlichkeiten des Fleiſches durch des Geiſtes glühenden Eifer kreuzigt, daß er mit geläutertem Gewiſſen ein reines Gebet Dir darbringe und würdig ſey, nachdem er alles Irdiſche innerlich und äuſſerlich ausgeſchloſſen, unter den Chören der Engel zu ſtehen.

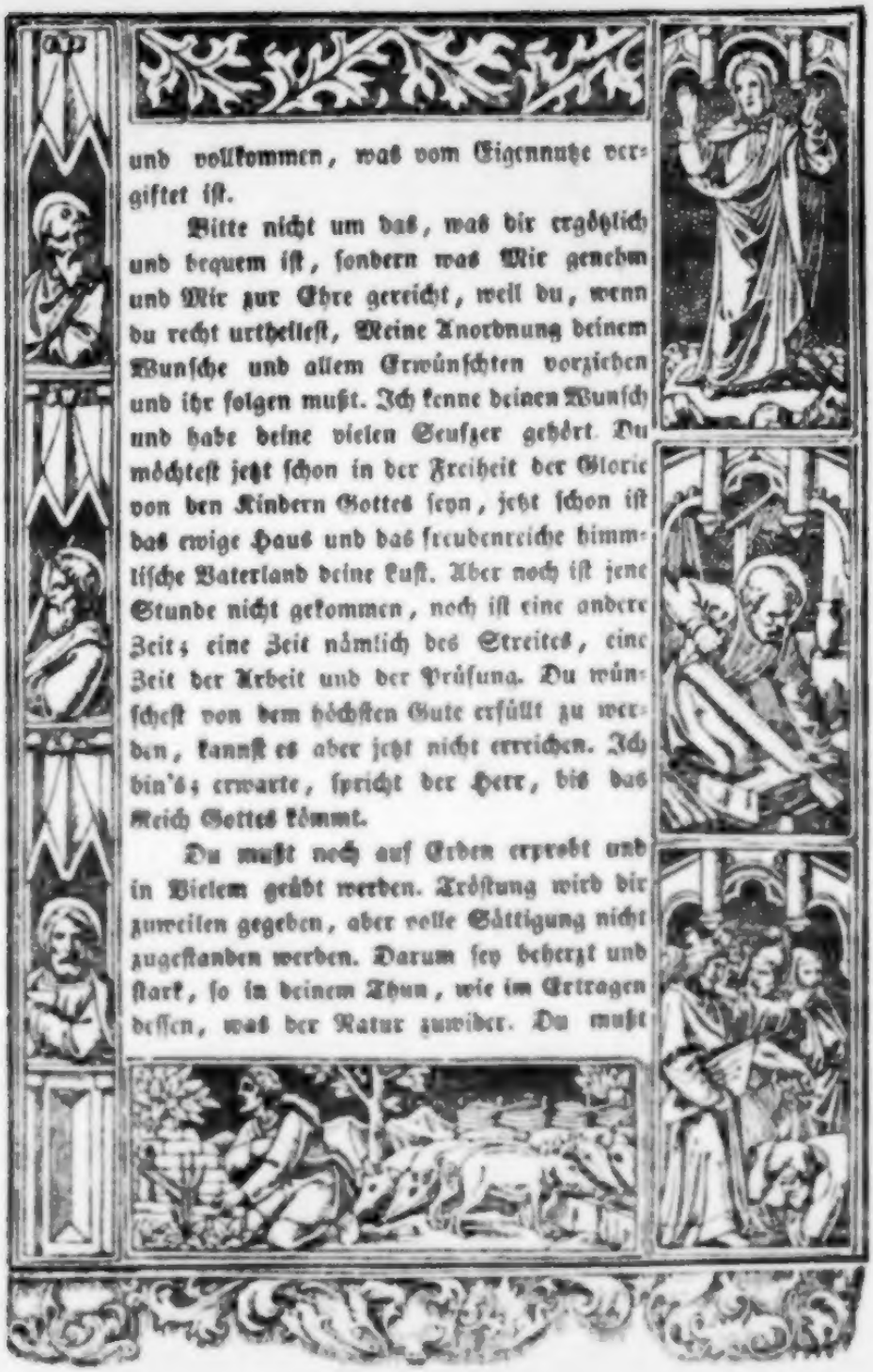
Das neun und vierzigſte Capitel.

Von der Sehnſucht nach dem ewigen Leben, und welcher Lohn den Streitenden verheiſſen ſey.

Mein Sohn! empfindeſt du, daß dir ein Verlangen von oben nach der ewigen Seligkeit eingegeben wird, und begehrſt du, aus der Hütte dieſes Lebens zu gehen, um meine Klarheit, ohne den Schatten des Wechſels, anſchauen zu können:

dann erweitere dein Herz und nimm mit aller Sehnsucht diese heilige Eingebung auf. Erstatte den reichlichsten Dank der höchsten Güte, die also huldreich mit dir verfährt, milde dich heimsucht, inbrünstig dich aufweckt, mächtig dich erhebt, auf daß du nicht durch deine eigene Schwere zum Irdischen niedersinkest. Denn du empfängst dies nicht durch dein Sinnen oder Streben, sondern allein durch die Huld der höchsten Gnade und des göttlichen Anblickes: damit du in Tugenden und in größerer Demuth zunehmest und dich auf künftige Kämpfe vorbereitest, und dich befleißest, Mir mit ganzer Begierde des Herzens anzuhangen und mit inbrünstigem Willen zu dienen.

Sohn! oft brennt das Feuer, aber ohne Rauch steigt die Flamme nicht auf. Also entbrennt auch bei Einigen das Verlangen nach dem Himmlischen, und doch sind sie nicht frei von der Versuchung fleischlicher Neigung. Darum thun sie es nicht ganz lauter für die Ehre Gottes, wenn sie so begierig Ihn bitten. — Der Art ist auch oft dein Verlangen, von dem du vorgegeben, es sey so ungestüm. Denn das ist nicht lauter



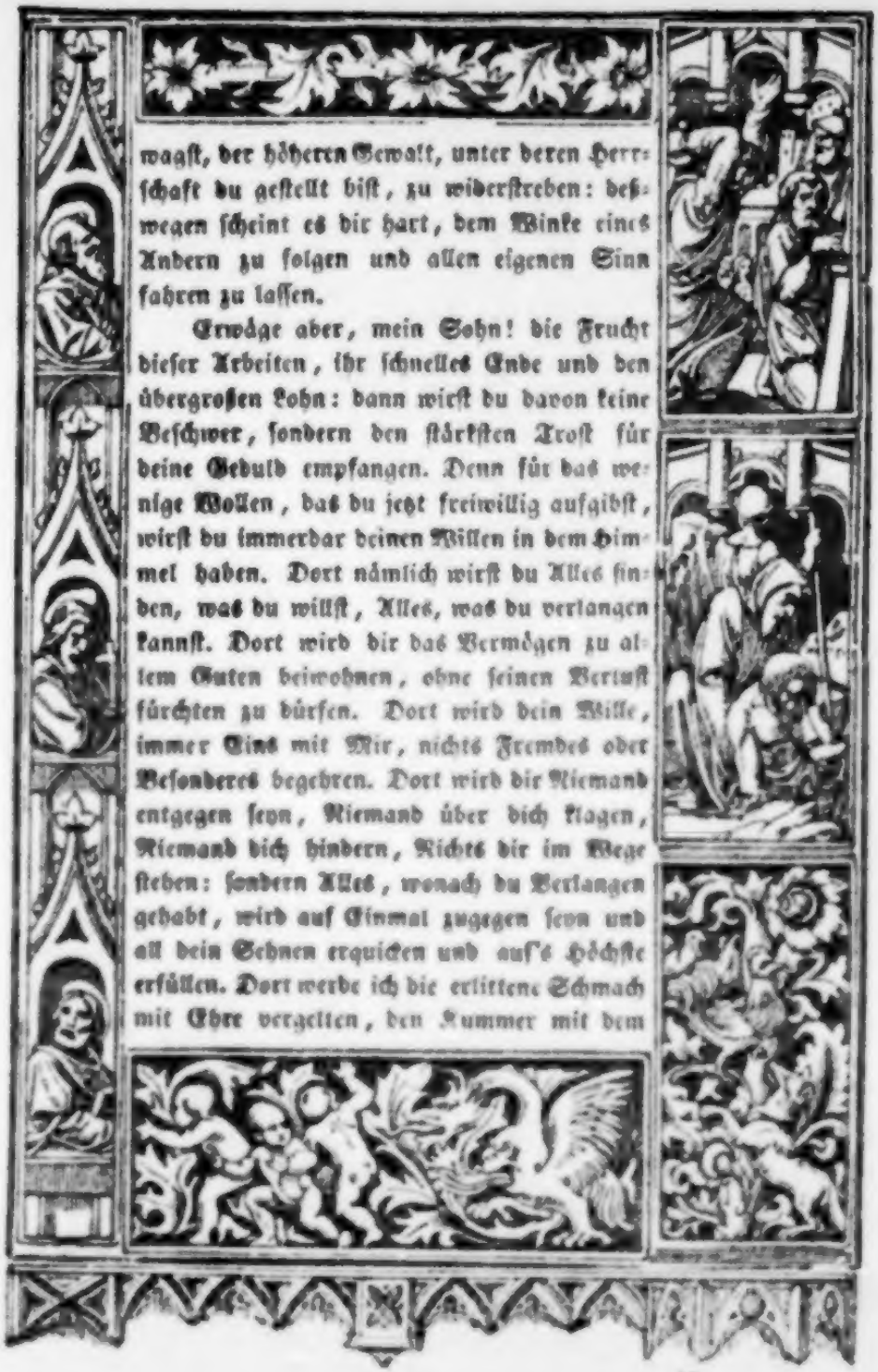
und vollkommen, was vom Eigennutze vergiftet ist.

Bitte nicht um das, was dir ergötzlich und bequem ist, sondern was Mir genehm und Mir zur Ehre gereicht, weil du, wenn du recht urtheilest, Meine Anordnung deinem Wunsche und allem Erwünschten vorziehen und ihr folgen mußt. Ich kenne deinen Wunsch und habe deine vielen Seufzer gehört. Du möchtest jetzt schon in der Freiheit der Glorie von den Kindern Gottes seyn, jetzt schon ist das ewige Haus und das freudenreiche himmlische Vaterland deine Lust. Aber noch ist jene Stunde nicht gekommen, noch ist eine andere Zeit; eine Zeit nämlich des Streites, eine Zeit der Arbeit und der Prüfung. Du wünschest von dem höchsten Gute erfüllt zu werden, kannst es aber jetzt nicht erreichen. Ich bin's; erwarte, spricht der Herr, bis das Reich Gottes kömmt.

Du mußt noch auf Erden erprobt und in Vielem geübt werden. Tröstung wird dir zuweilen gegeben, aber volle Sättigung nicht zugestanden werden. Darum sey beherzt und stark, so in deinem Thun, wie im Ertragen dessen, was der Natur zuwider. Du mußt

einen neuen Menſchen anziehen und in einen andern Mann gewandelt werden. Du mußt oft thun, was du nicht willſt, und was du willſt, mußt du laſſen. Was Anderen gefällt, wird Fortgang haben; was dir gefällt, wird nicht glücken. Was Andere ſagen, wird man hören; was du ſagſt, wird man für nichts achten. Andere werden bitten und empfangen, du wirſt bitten und nichts erhalten.

Andere werden groß ſeyn im Munde der Menſchen; von dir wird geſchwiegen werden. Anderen wird Dies oder Jenes anvertraut werden; du aber wirſt zu nichts nütze gehalten werden. Deßwegen wird zuweilen die Natur ſich betrüben; du wirſt aber, wenn du ſchweigſt, großen Gewinn davon tragen. Hierin und in vielem Aehnlichen pflegt ein getreuer Knecht des Herrn erprobt zu werden, wie er bemüht ſey, ſich ſelbſt zu verläugnen und ſeinen Willen in Allem zu brechen. Es gibt kaum etwas der Art, worin dir ſo ſehr abzuſterben Noth thut, als Dinge zu ſehen und zu erdulden, die deinem Willen zuwider ſind; am meiſten aber, wenn dir etwas Unpaſſendes und was dir unnütz ſcheint, zu thun befohlen wird. Und weil du nicht



wagſt, der höheren Gewalt, unter deren Herrſchaft du geſtellt biſt, zu widerſtreben: deßwegen ſcheint es dir hart, dem Winke eines Andern zu folgen und allen eigenen Sinn fahren zu laſſen.

Erwäge aber, mein Sohn! die Frucht dieſer Arbeiten, ihr ſchnelles Ende und den übergroßen Lohn: dann wirſt du davon keine Beſchwer, ſondern den ſtärkſten Troſt für deine Geduld empfangen. Denn für das wenige Wollen, das du jetzt freiwillig aufgibſt, wirſt du immerdar deinen Willen in dem Himmel haben. Dort nämlich wirſt du Alles finden, was du willſt, Alles, was du verlangen kannſt. Dort wird dir das Vermögen zu allem Guten beiwohnen, ohne ſeinen Verluſt fürchten zu dürfen. Dort wird dein Wille, immer Eins mit Mir, nichts Fremdes oder Beſonderes begehren. Dort wird dir Niemand entgegen ſeyn, Niemand über dich klagen, Niemand dich hindern, Nichts dir im Wege ſtehen: ſondern Alles, wonach du Verlangen gehabt, wird auf Einmal zugegen ſeyn und all dein Sehnen erquicken und auf's Höchſte erfüllen. Dort werde ich die erlittene Schmach mit Ehre vergelten, den Kummer mit dem

Mantel des Lobes, die niedrigſte Stelle mit dem Stuhle der Herrſchaft in Ewigkeit. Dort wird die Frucht des Gehorſams ſich offenbaren, die harte Arbeit der Buße wird zur Freude und die demüthige Unterwerfung glorreich gekrönt werden.

Darum beuge dich jetzt demüthig unter aller Menſchen Hände und mache dir keine Sorge, wer dieß geſagt oder befohlen: ſondern dafür ſorge mit großem Ernſte, es mag nun ein Vorgeſetzter oder ein Niederer oder einer deines Gleichen etwas von dir fordern oder befehlen, daß du das Alles gut aufnimmſt und dich mit aufrichtigem Willen bemüheſt, es zu vollziehen. Mag einer Dieß ſuchen, der Andere Das; der in Dem, und der Andere in Jenem ſich rühmen und tauſend und tauſendmal geprieſen werden: ſo freue du dich weder in Dieſem noch in Jenem, ſondern in deiner Selbſtverachtung und Meinem Wohlgefallen und Meiner Ehre allein. Dieß ſollſt du wünſchen: daß ſowohl durch dein Leben wie durch deinen Tod Gott immer in dir verherrlichet werde.

Das fünfzigſte Capitel.

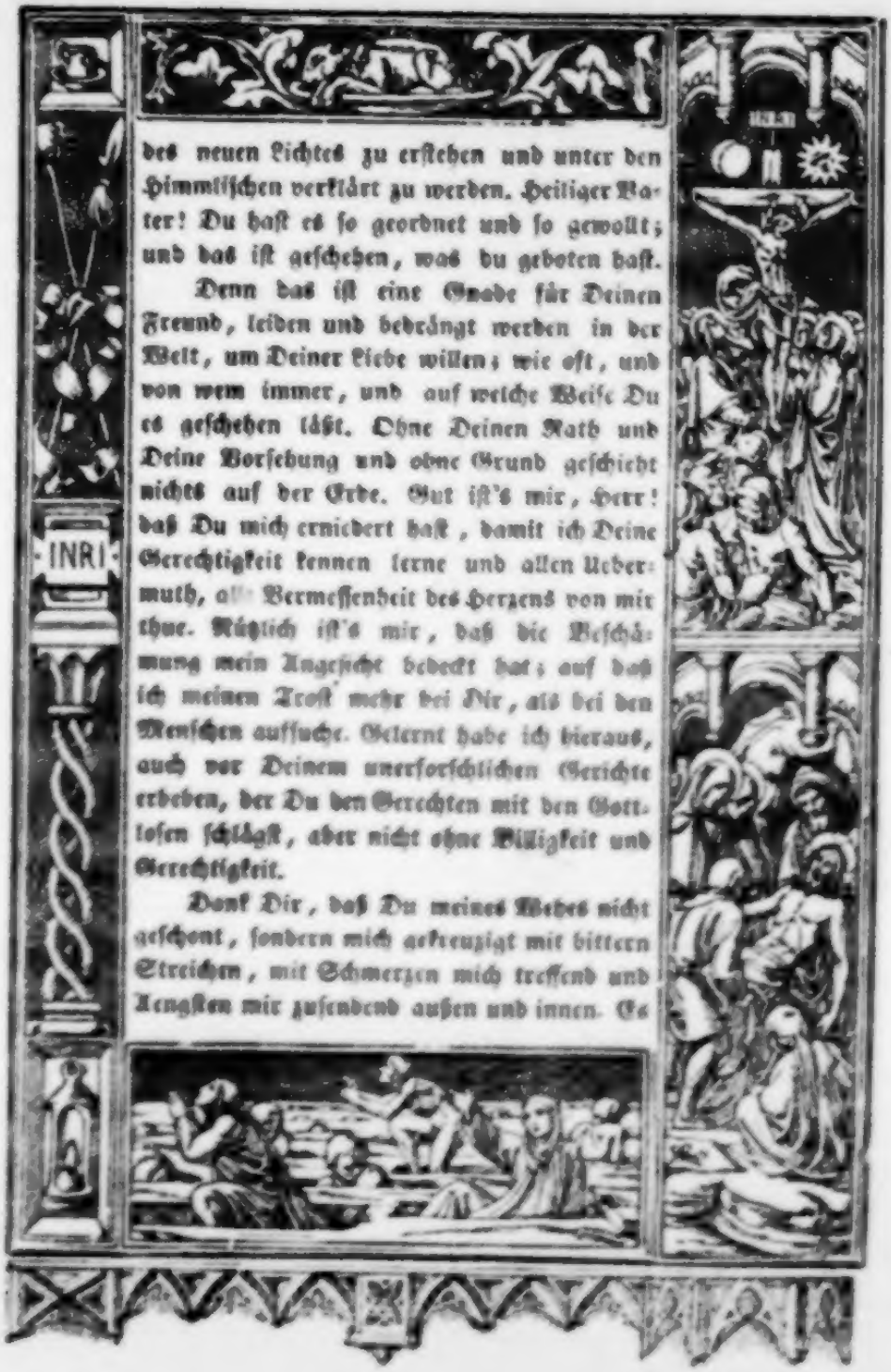
Wie ein troſtloſer Menſch ſich in die Hände Gottes empfehlen ſoll.

Herr, Gott! heiliger Vater! ſey jetzt und in Ewigkeit gebenedeit; denn wie Du willſt, iſt's vollbracht worden, und was Du vollbringſt, iſt gut. Freuen ſoll ſich Dein Knecht in Dir, nicht in ſich noch in einem Andern; Du meine Hoffnung und meine Krone, Du meine Freude und meine Ehre, o Herr! Was hat Dein Knecht, das er nicht von Dir empfangen und ohne ſein Verdienſt? Dein iſt Alles, was Du gegeben und was Du gemacht haſt. Arm bin ich und in Mühen von meiner Jugend auf, und betrübt wird zuweilen meine Seele bis zu Thränen, und manchmal auch wird ſie in ſich verwirrt, ob der hereinbrechenden Leidenſchaften.

Ich verlange nach des Friedens Luſt; um den Frieden Deiner Kinder flehe ich, die im

Lichte der Tröſtung von Dir geweidet werden. Gibſt Du Frieden, gieſſeſt Du heiliges Verlangen ein, ſo wird die Seele Deines Knechtes voll Melodie ſeyn, und andächtig in Deinem Lobe. Haſt Du dich aber entzogen, wie Du gar oft pflegeſt, ſo wird er den Pfad Deiner Gebote nicht wandeln können; ſondern er muß vielmehr ſeine Kniee beugen, um ſich an die Bruſt zu ſchlagen, weil ihm nicht iſt, wie geſtern und vorgeſtern, als Deine Leuchte leuchtete über ſeinem Haupte und er unter dem Schatten Deiner Flügel beſchirmt wurde vor den einbrechenden Verſuchungen.

Vater! gerechter und immer zu preiſender! die Stunde iſt gekommen, daß Dein Knecht erprobt werde. Geliebter Vater! es ziemt ſich, daß in dieſer Stunde Dein Knecht etwas für Dich leide. Vater, immer zu ehrender! die Stunde, deren Namen Du von Ewigkeit vorher wußteſt, iſt gekommen, daß Dein Knecht auf eine Weile äußerlich unterliege, innerlich aber allzeit bei Dir lebe; daß er ein Kleines gering geachtet, gedemüthigt, und vor den Menſchen zu Nichte werde, und von Leidenſchaften und Siechthum aufgezehrt, um hinwiederum mit Dir in der Morgenröthe



des neuen Lichtes zu erſtehen und unter den Himmliſchen verklärt zu werden. Heiliger Vater! Du haſt es ſo geordnet und ſo gewollt; und das iſt geſchehen, was du geboten haſt.

Denn das iſt eine Gnade für Deinen Freund, leiden und bedrängt werden in der Welt, um Deiner Liebe willen; wie oft, und von wem immer, und auf welche Weiſe Du es geſchehen läßt. Ohne Deinen Rath und Deine Vorſehung und ohne Grund geſchieht nichts auf der Erde. Gut iſt's mir, Herr! daß Du mich erniedert haſt, damit ich Deine Gerechtigkeit kennen lerne und allen Uebermuth, alle Vermeſſenheit des Herzens von mir thue. Nützlich iſt's mir, daß die Beſchämung mein Angeſicht bedeckt hat; auf daß ich meinen Troſt mehr bei Dir, als bei den Menſchen aufſuche. Gelernt habe ich hieraus, auch vor Deinem unerforſchlichen Gerichte erbeben, der Du den Gerechten mit den Gottloſen ſchlägſt, aber nicht ohne Billigkeit und Gerechtigkeit.

Dank Dir, daß Du meines Wehes nicht geſchont, ſondern mich gekreuzigt mit bittern Streichen, mit Schmerzen mich treffend und Aengſten mir zuſendend außen und innen. Es

ist Niemand, der mich trösten könne, von Allen, die unter dem Himmel sind, als Du! o Herr, mein Gott! Du himmlischer Seelenarzt, der Du schlägst und heilst, in die Todtenwelt hinabführst und zurückführst. Deine Zucht über mir und Deine Ruthe selbst wird mich lehren.

Siehe! geliebter Vater! ich bin in Deinen Händen; unter die Ruthe Deiner Zurechtweisung beuge ich mich; schlage meinen Rücken und meinen Nacken, damit ich meine Verdrehtheit nach Deinem Willen biege. Mache mich zu einem frommen und demüthigen Jünger, wie Du es gern zu thun pflegst, daß ich nach jedem Deiner Winke wandle. Dir zur Zurechtweisung überlasse ich mich und all das Meine; es ist besser, daß ich hier gezüchtigt werde, als künftig. Du weißt Alles und Jedes, und nichts ist Dir verborgen in dem menschlichen Gewissen. Bevor es geschieht, weißt Du das Kommende und Du hast nicht Noth, daß dich Jemand belehre oder dessen mahne, was auf der Erde geschieht. Du weißt, was zu meinem Fortschritte frommt, und wieviel die Drangsal dient, der Sünden Rost damit abzulegen.

Erfülle an mir, wie Du wünſcheſt, Dein Wohlgefallen, und verſchmähe nicht mein ſündiges Leben, das Niemanden beſſer und klärlicher bekannt iſt, als Dir allein.

Gib mir, Herr! zu wiſſen, was ich wiſſen ſoll; zu lieben, was ich lieben ſoll; das zu preiſen, was Dir zumeiſt gefällt; das zu achten, was Dir koſtbar erſcheint; das zu ſchmähen, was in Deinem Auge makelhaft iſt. Laſſe mich nicht nach dem, was die äußern Augen ſehen, urtheilen; noch nach dem, was die Ohren unerfahrner Menſchen hören, abſprechen; ſondern in wahrhaftem Urtheile über Sichtbares und Geiſtiges mich entſcheiden, und vor Allem ſtets den Willen Deines Wohlgefallens erforſchen.

Getäuſcht werden oft die Sinne der Menſchen im Urtheilen, getäuſcht werden auch die Liebhaber der Welt, indem ſie das Sichtbare nur lieben. Iſt denn der Menſch deßwegen beſſer, weil er von dem Menſchen höher geſchätzt wird. Der Schalk hintergeht den Schalk, der Eitle den Eitlen, der Blinde den Blinden, der Schwache den Schwachen, wenn er ihn erhebt; ja er beſchimpft ihn in Wahrheit vielmehr, wenn er ihn in nichtiger

Weiſe lobt. Denn wie viel ein Jeder in Deinen Augen iſt, ſoviel iſt er und nicht mehr, ſagt der demüthige Sanct Franziskus.

Das ein und fünfzigſte Capitel.

Daß man geringen Werken obliegen ſoll, wenn man zu hohe zu ſchwach iſt.

Mein Sohn! du kannſt nicht ſtets von glühendem Verlangen nach Tugenden erfüllt ſeyn, noch auf einer ſehr hohen Stufe der Beſchaulichkeit ſtehen, ſondern du mußt zuweilen der urſprünglichen Verderbniß wegen zu dem Niedrigen herabſteigen und die Bürde des hinfälligen Lebens auch gegen deinen Willen und mit Ueberdruß tragen. So lange du den ſterblichen Leib trägſt, wirſt du Ueberdruß und Beſchwerde des Herzens empfinden. Es thut dir alſo Noth, in dem Fleiſche oft über des Fleiſches Laſt zu ſeufzen, weil du nicht in geiſtlichen Uebungen und göttlichen Betrachtung unaufhörlich verharren kannſt.

Alsdann iſt es dir förderlich deine Zuflucht zu niederen und äußeren Werken zu nehmen und dich in guten Handlungen zu erquicken: mein Kommen und die Heimſuchung von oben mit feſtem Vertrauen zu erwarten; deine Verbannung und die Dürre deines Geiſtes zu ertragen: bis du wiederum von Mir heimgeſucht und von allen Aengſten befreit wirſt. Denn Ich werde dich deiner Mühen vergeſſen und innerlicher Ruhe genießen machen. Ich werde vor dir ausbreiten die Auen heiliger Schriften, auf daß du mit erweitertem Herzen den Pfad Meiner Gebote zu durchwandeln anhebſt. Und Du wirſt ſprechen: Die Leiden dieſer Zeit ſind nicht würdig der künftigen Glorie, die offenbart werden wird in uns.

Das zwei und fünfzigste Capitel.

Daß der Mensch sich nicht des Trostes würdig, sondern vielmehr der Züchtigung schuldig achten soll.

Herr! ich bin nicht würdig Deiner Tröstung, noch einiger geistigen Heimsuchung; und darum handelst Du gerecht an mir, wenn Du mich bedürftig und trostlos lässest. Denn könnte ich wie ein Meer Thränen vergießen, noch wäre ich Deiner Tröstung nicht würdig. Daher bin ich nichts Anderes würdig, als gegeißelt und gestraft zu werden, weil ich schwer und oft Dich beleidigt, und in Vielen mich schwer vergangen habe. Darum bin ich, mit rechter Vernunft erwogen, nicht der geringsten Tröstung würdig. Aber Du, Milder und Barmherziger! der Du nicht den Untergang Deiner Werke willst, um den Reichthum Deiner Güte an den Gefäßen Deiner Barmherzigkeit zu zeigen, begnadigst auch ohne alles eigene

Verdienſt Deine[illegible] Knecht mit Deinem Troſte in übermenſch[illegible]cher Weiſe; denn Deine Tröſtungen ſind nicht wie der Menſchen Beſprechungen.

Was habe ich gethan, Herr! daß Du mir irgend eine himmliſche Tröſtung zutheileſt? Ich erinnere mich nichts Guten, das ich gethan hätte; ſondern wie ich immer zu den Laſtern geneigt und zur Beſſerung träg war. Es iſt wahr, und ich kann's nicht abläugnen; ſpräche ich anders, ſo würdeſt Du gegen mich ſtehen, und es wäre Niemand, der mich vertheidigen möchte. Was habe ich verdient für meine Sünden, als die Hölle und das ewige Feuer? In Wahrheit! ich bekenne, daß ich allen Spottes und Verachtung würdig bin und mir nicht ziemt, unter Deinen Frommen zu weilen. Und obſchon ich dieß ungern höre, ſo will ich doch gegen mich ſelbſt, der Wahrheit zu Liebe, meine Sünden anklagen, damit ich um ſo leichter Deine Barmherzigkeit erlangen möge.

Was ſoll ich ſagen, ſchuldbedeckt und aller Beſchämung voll? Keinen Mund habe ich zum Reden, als dieß Wort allein: ich habe geſündigt; erbarme Dich meiner, vergib

mir. Laß mich nur ein Kleines, damit ich meinen Schmerz beweine, ehedenn ich wandle zu dem Lande voll Finsterniß und von Todesnacht bedeckt. Was forderst du so sehr von dem schuldigen und elenden Sünder, als daß er zerknirscht werde und sich demüthige für seine Vergehen. In wahrer Reue und Demüthigung des Herzens wird die Hoffnung der Verzeihung geboren, das geängstigte Gewissen beruhigt, die verlorne Gnade wieder gewonnen, der Mensch vor künftigem Zorne gesichert, und es begegnen einander in heiligem Kuße Gott und die reuige Seele.

Die demüthige Zerknirschung der Sünder ist Dir, Herr! ein genehmes Opfer, weit süßer duftend vor Deinem Angesichte, als dampfender Weihrauch. Das ist Dir die angenehme Salbe, von der Du gewollt, daß sie auf Deine heiligen Füße gegossen würde, weil Du ein zerknirschtes und gedemüthigtes Herz nie verschmäht hast. Dort ist die Zufluchtsstätte vor dem Angesichte des feindlichen Grimmes; dort wird gebessert und abgewaschen, was nur immer man sich anderswoher zugezogen hat, und was befleckt worden.

Das drei und fünfzigſte Capitel.

Von der Gnade, die mit denen nichts gemein hat, welche an dem Irdiſchen ihre Luſt finden.

Sohn! koſtbar iſt Meine Gnade; ſie duldet es nicht mit äußerlichen Dingen und irdiſchen Tröſtungen vermiſcht zu werden. Von dir abthun mußt du alſo alle Hinderniſſe der Gnade, wünſcheſt du ihre Eingießung zu empfangen. Suche dir eine geheime Stätte, wohne gern allein mit dir, ſuche mit Niemand dich zu unterhalten, ſondern ergieße dich vielmehr zu Gott in andächtigem Gebet, damit du ein reuig Gemüth und ein lauter Gewiſſen behalten mögeſt. Die ganze Welt achte für nichts; Gottes zu warten, ziehe allem Aeußerlichen vor. Denn du wirſt Meiner nicht abwarten und zugleich in Vergänglichem dich ergötzen können. Von den Bekannten und Lieben mußt du dich entfernen und allen zeitlichen Troſtes dein Gemüth entblößt halten. So beſchwört uns der heilige Apoſtel Petrus, daß die Chriſtgläubigen gleich wie Fremdlinge und Pilger in dieſer Welt ſich verhalten ſollen.

O welch Vertrauen wird ein Sterbender haben, den keines Dinges Begierde in dieser Welt zurückhält. Sein Herz aber also von Allem abgeschieden zu halten, das faßt ein krankes Gemüth noch nicht und der thierische Mensch kennt die Freiheit des innerlichen Menschen nicht. Will er aber wahrhaft ein geistlicher Mensch seyn, dann muß er so den Fremden wie den Verwandten entsagen und vor Niemand sich mehr hüten, als vor sich selbst. Hast du dich selbst vollkommen überwunden, so wirst du das Uebrige leichter unterwerfen. Denn das ist ein vollkommener Sieg: über sich selbst zu triumphiren; indem der, welcher sich selbst also in Unterwerfung hält, daß die Sinnlichkeit der Vernunft und die Vernunft Mir in Allem gehorcht, ein wahrhafter Ueberwinder seiner selbst ist und ein Herr der Welt.

Hast du Lust zu diesem Gipfel hinanzusteigen, so thut dir Noth, männlich zu beginnen und die Axt an die Wurzel zu setzen, damit du die verborgene und unordentliche Neigung zu dir selbst und allem eigenen und sinnlichen Gut ausreißest und zerstörst. An diesem Laster, daß der Mensch sich selbst allzu ungeordnet

liebt, hangt beinahe Alles, was bis zur Wurzel überwunden werden muß; ist dieß Laster überwunden und unterdrückt: so wird von Stund an großer Friede und Ruhe herschen. Dieweil aber Wenige bemüht sind, sich selbst abzusterben und vollkommen aus sich herauszugehen: darum verbleiben sie in sich verstockt und können sich nicht im Geiste über sich erheben. Wer aber frei mit Mir zu wandeln begehrt, dem ist von Nöthen, daß er alle seine schlimmen und ungeordneten Neigungen abtödte und keiner Creatur voll Begier mit Eigenliebe anhange.

Das vier und fünfzigste Capitel.

Von den verschiedenen Regungen der Natur und der Gnade.

Sohn! merke genau auf die Regungen der Natur und der Gnade, weil sie gar sehr entgegengesetzt und fein sich bewegen und kaum von einem anderen, als einem geistigen und innerlichst erleuchteten Menschen zu unterscheiden sind.

Nun begehren alle Menſchen das Gute und geben in ihren Worten und Werken etwas Gutes vor: viele werden alſo von dem Scheine des Guten betrogen.

Natur iſt liſtig und zieht Viele an, umgarnt ſie und betrügt ſie und ſetzt ſich immer als Endziel; Gnade aber wandelt einfältiglich und meidet jeden böſen Schein, ſie kehrt keine Täuſchungen vor, und Alles thut ſie rein um Gott, in dem ſie auch endlich ruht.

Natur will ungern ſterben, will nicht gedrückt und überwunden, noch unterthan ſeyn, noch freiwillig unterjocht; Gnade aber beſtrebt ſich eigener Abtödtung, widerſteht der Sinnlichkeit, ſucht unterworfen, begehrt überwunden zu werden und will ihrer eigenen Freiheit ſich nicht gebrauchen, liebt es, unter der Zucht gehalten zu werden, und begehrt über Niemanden zu herrſchen, ſondern immer unter Gott zu leben, zu ſtehen und zu ſeyn, und um Gottes willen iſt ſie bereit, vor jeder menſchlichen Kreatur demüthig ſich zu beugen.

Natur iſt für ihren Nutzen bemüht, und merkt auf, welcher Gewinn ihr von dem Andern komme; Gnade aber ſieht nicht darauf,

was ihr diene und behage, sondern vielmehr, was Vielen fromme.

Natur empfängt gern Würde und Ehrerbietung; Gnade aber eignet getreulich alle Ehre und Glorie Gott zu.

Natur fürchtet Beschämung und Verachtung; Gnade aber freut sich, für den Namen Jesu Schmach zu leiden.

Natur liebt Müßiggang und leibliche Ruhe; Gnade aber kann nicht feiern, sondern greift die Arbeit freudig an.

Natur sucht Seltenes und Schönes zu besitzen, und verabscheut das Gemeine und Grobe; Gnade aber ergötzt sich an Einfältigem und Niedrigem, vor Rauhem graut ihr nicht und sie scheut sich nicht, in alte Lumpen gekleidet zu werden.

Natur blickt auf Zeitliches, freut sich bei irdischem Gewinn, trauert über den Schaden, und wird über ein leichtes Scheltwort aufgebracht; Gnade aber ist auf das Ewige gerichtet, haftet nicht am Zeitlichen, noch wird sie durch den Verlust von Gütern geirrt, noch durch überharte Worte erbittert, weil sie ihren Schatz und ihre Lust in den Himmel gestellt hat, wo nichts verloren geht.

Natur iſt gierig und nimmt lieber, denn ſie gibt, liebt das Eigene und Beſondere; Gnade jedoch iſt milde und gemeinſamlich, meidet das Beſondere, begnügt ſich mit Wenigem und achtet für ſeliger Geben denn Nehmen.

Natur neigt ſich zu den Kreaturen, zum eigenen Fleiſche, zu Eitelkeit und Laufereien; aber Gnade zieht zu Gott und zu den Tugenden, entſagt den Kreaturen, flieht die Welt, haßt des Fleiſches Begierden, ſchränkt das Herumſchweifen ein, erröthet, öffentlich zu erſcheinen.

Natur hat gern einen äußerlichen Troſt, um ſich darin ſinnlich zu ergötzen; aber Gnade ſucht in Gott allein getröſtet zu werden und in dem höchſten Gute über allem Sichtbaren ſich zu erfreuen.

Natur thut Alles des Gewinnes und des eigenen Behagens wegen, umſonſt mag ſie nichts thun, ſondern hofft entweder Gleiches oder Beſſeres, entweder Lob oder Gunſt für ihre Wohlthaten zu erlangen, und begehrt, daß auf ihre Thaten und Geſchenke gar groſſes Gewicht gelegt werde; Gnade aber ſucht nichts Zeitliches, noch fordert ſie einen andern

Preis, als Gott allein zu ihrem Lohne, und verlangt nichts von zeitlichem Bedarfe, denn in wie weit dieser ihr zur Erlangung des Ewigen dienen könne.

Natur freut sich vieler Freunde und Verwandten, rühmt sich eines edlen Ortes und Ursprungs des Geschlechts, lächelt dem Mächtigen zu, schmeichelt den Reichen, und gibt ihres Gleichen Beifall; Gnade jedoch hat auch die Feinde lieb, überhebt sich nicht der Menge ihrer Freunde, und achtet nicht des Ortes noch des Ursprungs ihrer Geburt, außer, wenn größere Tugend dort sich findet, sie ist mehr dem Armen hold, als dem Reichen, hat mehr Mitgefühl mit dem Unschuldigen, als dem Mächtigen; erfreut sich mit dem Wahrhaftigen und nicht mit dem Betrüger, ermahnt immer die Frommen, höheren Gnaden nachzueifern, und dem Sohne Gottes durch Tugenden ähnlich zu werden.

Natur klagt alsbald über Mangel und Beschwerniß; Gnade aber erträgt standhaft die Dürftigkeit.

Natur zieht Alles auf sich zurück und streitet und schmäht für sich; die Gnade jedoch führt Alles auf Gott zurück, woher es

urſprünglich ausfließt; nichts Gutes ſchreibt ſie ſich zu, noch nimmt ſie ſich etwas anmaßend heraus, zankt nicht, zieht ihre Meinung Anderen nicht vor, ſondern in all ihrem Sinn und Verſtand unterwirft ſie ſich der ewigen Weisheit und der göttlichen Prüfung.

Natur gelüſtet, Geheimniſſe zu wiſſen und Neuigkeiten zu hören, ſie will äußerlich erſcheinen, und Vieles durch die Sinne erfahren, ſie wünſcht anerkannt zu werden, und das zu thun, woraus ihr Lob und Bewunderung erwächſt; Gnade aber kümmert ſich nicht, Neues und Seltſames zu vernehmen, weil das Alles von der alten Verderbniß herrührt, da nichts neu und dauerhaft auf der Erde iſt. Sie lehrt daher: die Sinne zu zügeln, eitle Selbſtgefälligkeit und Schautragung vermeiden, Lobenswerthes und Bewunderungswürdiges demüthig verbergen, und in jeder Sache und jeder Wiſſenſchaft nützliche Frucht und Gottes Lob und Ehre ſuchen. Sie will nicht, daß man Sie oder das Ihre preiſe; ſondern daß Gott, der aus bloßer Liebe Alles ſpendet, in ſeinen Gaben gebenedeit werde.

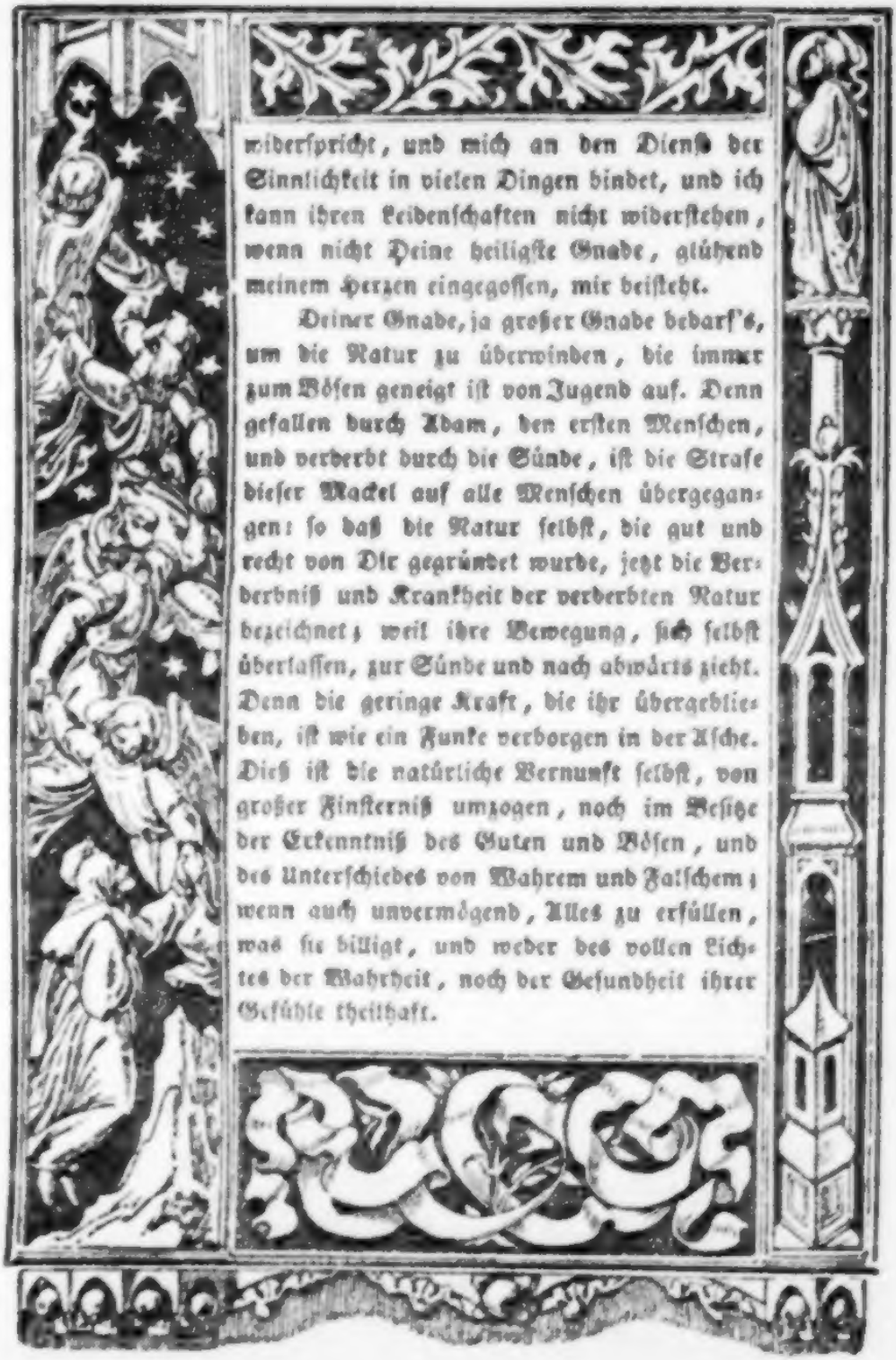
Dieſe Gnade iſt ein übernatürlich Licht und eine beſondere Gabe Gottes; und eigentlich

das Siegel der Erwählten und das Pfand des ewigen Heiles; sie erhebt den Menschen über das Irdische zur Liebe des Himmlischen, und macht aus einem fleischlichen einen geistigen Menschen. Je mehr also die Natur niedergedrückt und überwunden wird, um so größere Gnade wird eingegossen, und täglich der innerliche Mensch durch neue Heimsuchungen nach dem Bilde Gottes erneuert.

Das fünf und fünfzigste Capitel.

Von der Verderbniß der Natur und der Wirksamkeit göttlicher Gnade.

Herr, mein Gott! der Du mich erschaffen hast nach Deinem Bilde und Deinem Gleichniß, gewähre mir diese Gnade, die Du mir als so groß und so nothwendig zum Heile gezeigt hast, um meine allerböseste Natur zu überwinden, sie, die mich zu den Sünden und in's Verderben zieht. Ich empfinde ja in meinem Fleische das Gesetz der Sünde, wie es dem Gesetze meines Geistes



widerſpricht, und mich an den Dienſt der Sinnlichkeit in vielen Dingen bindet, und ich kann ihren Leidenſchaften nicht widerſtehen, wenn nicht Deine heiligſte Gnade, glühend meinem Herzen eingegoſſen, mir beiſteht.

Deiner Gnade, ja groſſer Gnade bedarf's, um die Natur zu überwinden, die immer zum Böſen geneigt iſt von Jugend auf. Denn gefallen durch Adam, den erſten Menſchen, und verderbt durch die Sünde, iſt die Strafe dieſer Makel auf alle Menſchen übergegangen: ſo daß die Natur ſelbſt, die gut und recht von Dir gegründet wurde, jetzt die Verderbniß und Krankheit der verderbten Natur bezeichnet; weil ihre Bewegung, ſich ſelbſt überlaſſen, zur Sünde und nach abwärts zieht. Denn die geringe Kraft, die ihr übergeblieben, iſt wie ein Funke verborgen in der Aſche. Dieß iſt die natürliche Vernunft ſelbſt, von groſſer Finſterniß umzogen, noch im Beſitze der Erkenntniß des Guten und Böſen, und des Unterſchiedes von Wahrem und Falſchem; wenn auch unvermögend, Alles zu erfüllen, was ſie billigt, und weder des vollen Lichtes der Wahrheit, noch der Geſundheit ihrer Gefühle theilhaft.

Daher rührt's, mein Gott! daß ich mich erfreue an Deinem Gesetze nach dem inneren Menschen, indem ich wohl weiß, Dein Gesetz sey gut, gerecht und heilig, und daß ich alles Böse und alle Sünde als verabscheuenswerth verdamme. Mit dem Fleische aber diene ich dem Gesetze der Sünde, dieweil ich mehr der Sinnlichkeit gehorche, als der Vernunft. Daher rührt's, daß das Wollen des Guten mir nahe liegt, das Vollbringen aber finde ich nicht. Daher setze ich mir oft vieles Gute vor, aber weil die Gnade zur Unterstützung meiner Schwäche fehlt, so springe ich, eines leichten Widerstandes wegen, ab, und lasse nach. Daher geschieht's, daß ich den Weg der Vollkommenheit erkenne, und wie ich handeln soll, klar genug sehe: aber niedergedrückt von dem Gewichte der eigenen Verderbniß erhebe ich mich nicht zu Vollkommnerem.

O wie überaus nothwendig ist mir Deine Gnade, Herr! etwas Gutes zu beginnen, zu fördern und zu vollenden. Denn ohne Dich vermag ich nichts zu thun. Alles aber vermag ich in Dir, so mich stärket Deine Gnade. O wahrhaft himmlische Gnade! ohne die es keine eigenen Verdienste gibt und keine Gabe

der Natur zu schätzen ist. Nichts gelten Künste, nichts Reichthümer, nichts Schönheit oder Stärke, nichts Scharfsinn oder Beredsamkeit bey Dir ohne Deine Gnade. Denn die Güter der Natur sind Guten und Bösen gemeinsam; der Auserwählten eigentliches Geschenk aber ist die Gnade oder die Liebe, mit der bezeichnet, sie des ewigen Lebens würdig geachtet werden. So hoch ragt diese Gnade empor, daß weder die Gabe der Prophezeyung noch Wunderwirken, noch Beschaulichkeit, wie hoch sie sich immer erhebe, ohne sie für etwas geschätzt wird. Aber auch nicht der Glaube, noch die Hoffnung, noch die anderen Tugenden sind Dir ohne die Liebe angenehm.

O seligste Gnade! die Du den Armen im Geiste an Tugend reich und den an vielen Gütern Reichen von Herzen demüthig machst. Komme, steige zu mir hernieder, erfülle mich in der Frühe mit Deiner Tröstung, damit meine Seele nicht von Müde und Dürre des Geistes ermatte. Ich flehe zu Dir, Herr! laß mich Gnade vor Deinen Augen finden; denn mir genügt die Gnade, habe ich auch das Uebrige nicht erlangt, was die Natur begehrt. Werde ich geplagt und versucht von

vielen Drangſalen, ſo fürchte ich kein Uebel, wenn Deine Gnade mir zur Seite iſt. Sie iſt meine Stärke, ſie bringet mir Rath und Hülfe. Sie iſt mächtiger als alle Feinde, und weiſer als die Weiſen insgeſammt.

Sie iſt eine Lehrerin der Wahrheit, eine Unterweiſerin in der Zucht, ein Licht des Herzens, ein Troſt in Bedrängniß, eine Verſcheucherin des Grames, eine Hinwegnehmerin der Furcht, eine Pflegerin der Andacht, eine Mutter der Thränen. Was bin ich ohne ſie, als ein dürres Holz und ein nutzloſer Stamm zum Hinauswerfen. Deine Gnade alſo, Herr! komme mir immer zuvor, und geleite mich, und mache mich guter Werke ſtets befliſſen, durch Jeſum Chriſtum, Deinen Sohn. Amen.

Das sechs und fünfzigste Capitel.

Daß wir uns selbst verläugnen, und Christo durch das Kreuz nachfolgen sollen.

Sohn! wie viel du aus dir herauszugehen vermagst, so viel wirst du in Mich eingehen können. So wie nichts von außen zu begehren innerlichen Frieden schafft: so vereinigt das innerliche Verlassen seiner selbst mit Gott. Ich will, daß du lernest, vollkommene Verläugnung deiner in Meinem Willen, ohne Widerspruch und Klage. Folge Mir: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Ohne Weg geht man nicht, ohne Wahrheit erkennet man nicht. Ich bin der Weg, dem du folgen sollst, die Wahrheit, der du glauben sollst, das Leben, auf das du hoffen sollst. Ich bin der unzerstörbare Weg, die unfehlbare Wahrheit, das Leben ohne Ende. Ich bin der geradeste Weg, die höchste Wahrheit, das wahre Leben, das selige Leben, das neugeschaffene Leben. Wenn du auf Meinem Wege

bleibst, wirst du die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird dich frei machen, und du wirst das ewige Leben erlangen.

Willst du zum Leben eingehen: halte die Gebote. Willst du die Wahrheit erkennen: glaube Mir. Willst du vollkommen seyn: verkaufe Alles. Willst du mein Jünger seyn: verläugne dich selbst. Willst du das ewige Leben besitzen: verachte das gegenwärtige Leben. Willst du im Himmel erhöhet werden: erniedere dich in der Welt. Willst du mit Mir herrschen: trage das Kreuz mit Mir. Denn allein des Kreuzes Knechte finden den Weg der Seligkeit und des wahren Lichtes.

Herr Jesus Christus! weil Dein Weg schmal ist und von der Welt verschmäht, so verleihe mir, Dir nachzufolgen in der Selbstverschmähung. Denn der Knecht ist nicht größer als der Herr, noch der Jünger über den Meister. Möge dein Knecht geübt werden in Deinem Leben; denn dort ist mein Heil und die wahre Heiligkeit. Was ich außer Ihm lese und höre, erquickt und ergötzt mich nicht vollkommen.

Sohn! weil du dieß Alles weißt und gelesen hast, wirst du selig seyn, wenn du es

thuſt. Wer meine Gebote hat und ſie hält, der iſt's, der Mich liebt. Und Ich werde ihn lieben und ihm Mich offenbaren und ihn ſitzen machen bei Mir im Reiche Meines Vaters. Darum, Herr Jeſu! wie Du geſprochen und verheißen haſt, ſo möge es geſchehen, daß ich es erlange. Auf mich genommen, auf mich genommen habe ich aus Deiner Hand das Kreuz: ich will es tragen bis zum Tode, wie Du es mir auferlegt haſt. Wahrhaft! das Leben eines guten Mönches iſt ein Kreuz, aber es führet zum Paradies. Der Anfang iſt gemacht, und umzukehren nicht erlaubt, noch darf man ablaſſen.

Eia! Brüder! ziehen wir mit einander voran, Jeſus wird mit uns ſeyn; um Jeſu willen nehmen wir dieß Kreuz auf uns, um Jeſu willen laßt uns beim Kreuze ausharren; Er wird unſer Helfer ſeyn, der unſer Führer und Vorgänger iſt. Siehe! unſer König ſchreitet vor uns einher, der für uns ſtreiten wird. Folgen wir Ihm männlich, keiner fürchte Schreckniſſe; laßt uns bereit ſeyn, tapfer im Streite zu ſterben und unſerer Ehre nicht die Schande anthun, von dem Kreuze zu fliehen.

Das ſieben und fünfzigſte Capitel.

Daß der Menſch nicht allzu kleinmüthig ſey, wenn er in einige Fehler verfällt.

Sohn! Mir gefällt Geduld und Demuth in Widerwärtigkeit mehr, als Tröſtung und Andacht im Glücke. Was betrübt dich ein Geringes, ſo wider dich gethan oder geſagt wurde! Wäre es noch mehr geweſen, ſo hätte es dich nicht bewegen ſollen. Jetzt aber laſſe es vorübergeh'n: es iſt nicht das Erſte noch etwas Neues, und wird auch nicht das Letzte ſeyn, wenn du lange lebſt. Du biſt gar männlich, ſo lange dir nichts Widriges begegnet; du gibſt auch guten Rath, und verſtehſt, Andere mit Worten zu ſtärken; kömmt aber vor deine Thür plötzlich eine Drangſal, ſo gebricht's dir an Rath und Stärke.

Betrachte deine große Gebrechlichkeit, welche du gar oft gewahr wirſt bei kleinen Hinderniſſen, die doch zu deinem Heile dir begegnen. Wenn Dieſes und Dergleichen

geſchieht, dann ſchlage dir es aus dem Sinne, ſo gut du kannſt, und hat auch eine Drangſal dich berührt, ſo ſoll ſie dich doch nicht kleinmüthig machen, noch lange verwickeln. Leide zum mindeſten geduldig, kannſt du nicht freudig. Auch wenn du etwas ungern hörſt und Unwillen darüber empfindeſt, ſo halte dich zurück und leide nicht, daß etwas Ungeziemendes aus deinem Munde gehe, wodurch die Kleinen möchten geärgert werden. Schnell wird der erregte Aufruhr ſich beruhigen, und der Schmerz mit der rückkehrenden Gnade ſich lindern. Noch lebe ich, ſpricht der Herr, bereit, dir beizuſtehen und dich mehr als gewöhnlich zu tröſten, wenn du auf Mich vertrauſt und Mich demüthig anrufſt. Sey gleichmüthiger, und gürte dich, Größeres zu ertragen. Es iſt nicht gar umſonſt, wenn du dich zum öfteren bedrängt und ſchwer verſucht ſiehſt. Du biſt ein Menſch und nicht Gott; du biſt Fleiſch und kein Engel. Wie könnteſt du immer in gleicher Tugend verbleiben, da dieß den Engeln im Himmel abging und den erſten Menſchen im Paradieſe, die nicht lange beſtanden ſind? Ich bin's, der die Traurigen zur Geneſung auf-

richtet, und die, welche ihre Schwäche erkennen, zu meiner Gottheit emporhebe.

Herr! gebenedeit sey Dein Wort, süßer als Honig und Honigseim meinem Munde. Was würde ich in solchen Drangsalen und Aengsten thun, wenn du mich nicht stärktest durch Deinen heiligen Zuspruch? Wenn ich nur endlich zum Hafen des Heiles komme, was kümmerts mich, was und wie viel ich gelitten habe. Gib ein gutes Ende und einen seligen Hingang aus dieser Welt. Sei meiner eingedenk, mein Gott! und weise mich auf den rechten Weg zu Deinem Reiche. Amen.

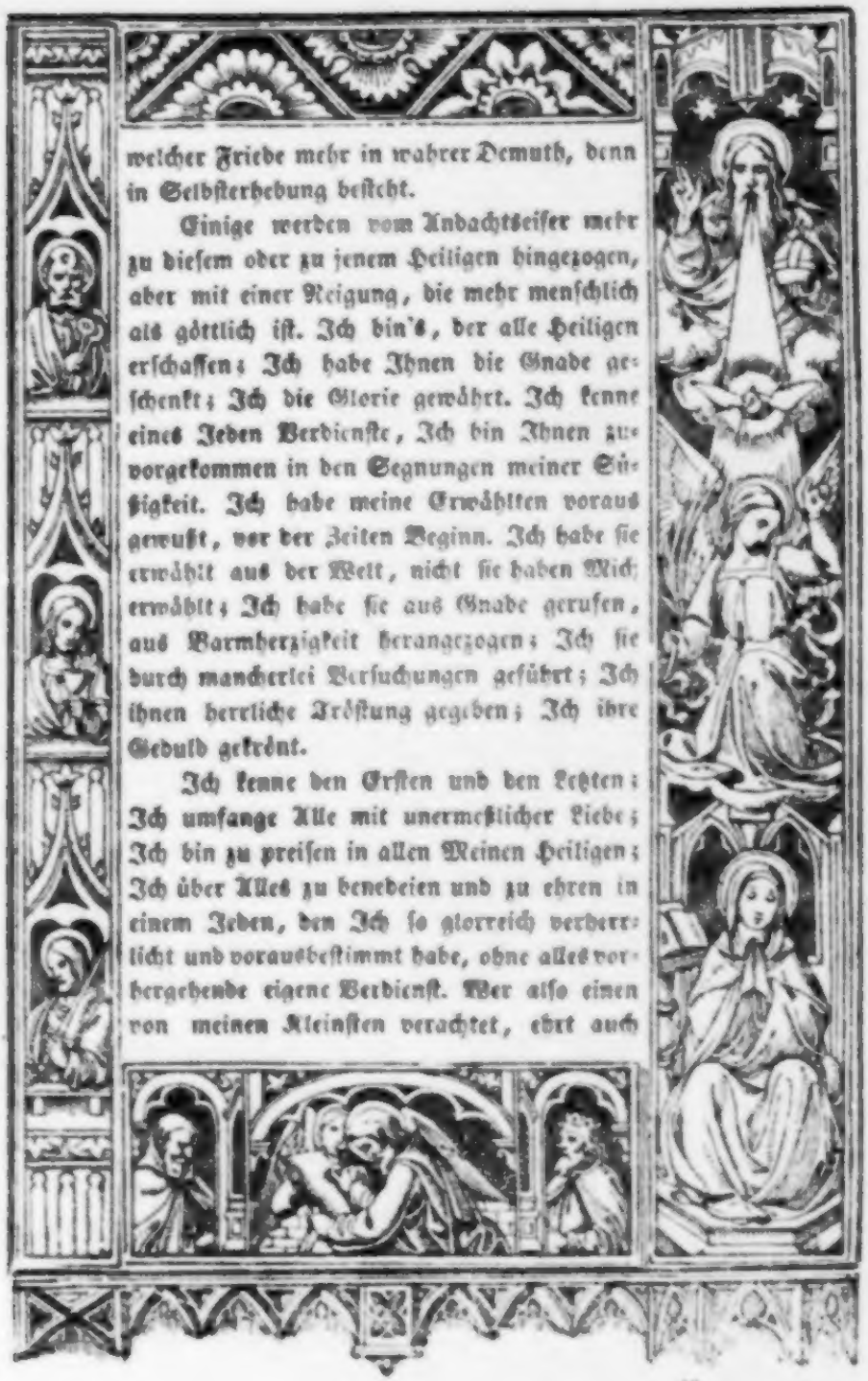
Das acht und fünfzigste Capitel.

Daß man allzu hohe Dinge und die verborgenen Gerichte Gottes nicht erforschen soll.

Siehe! bäte dich, über hohe Materien und Gottes geheime Gerichte zu disputiren; warum wird Dieser so verlassen und Jener zu solcher Gnade aufgenommen? Warum auch wird Dieser so hart geschlagen, und Jener so hoch erhoben? Dieß

überſteigt jedes menſchliche Vermögen und kein Disputiren iſt im Stande, das göttliche Gericht zu erforſchen. Wenn dir alſo der Feind dieß eingibt, oder auch, wenn einige fürwitzige Menſchen darnach forſchen, erwiedere mit jenem Worte des Propheten: »Gerecht biſt Du, Herr! und gerecht iſt Dein Gericht« und mit jenem: »Die Gerichte des Herrn ſind wahrhaftig und in ſich ſelbſt gerechtfertigt. Meine Gerichte ſind zu fürchten und nicht zu unterſuchen; weil ſie für den menſchlichen Verſtand unbegreiflich ſind.

Meide auch, den Verdienſten der Heiligen nachzugrübeln und darüber zu disputiren, welcher heiliger als der andere ſey, oder wer gröſſer im Himmelreiche. Dergleichen erzeigt oft Zänkereien und nutzloſe Streitigkeiten; es nährt oft Hoffart und eitle Ehre, woraus Neid und Mißhelligkeiten entſpringen; indem dieſer den, ein anderer einen anderen Heiligen hoffärtig zu erheben ſucht. Solches wiſſen und auskundſchaften wollen bringt keine Frucht, ſondern mißfällt vielmehr den Heiligen; weil ich nicht ein Gott der Zwietracht, ſondern des Friedens bin,



welcher Friede mehr in wahrer Demuth, denn in Selbsterhebung beſteht.

Einige werden vom Andachtseifer mehr zu dieſem oder zu jenem Heiligen hingezogen, aber mit einer Neigung, die mehr menſchlich als göttlich iſt. Ich bin's, der alle Heiligen erſchaffen; Ich habe Ihnen die Gnade geſchenkt; Ich die Glorie gewährt. Ich kenne eines Jeden Verdienſte, Ich bin Ihnen zuvorgekommen in den Segnungen meiner Süßigkeit. Ich habe meine Erwählten voraus gewußt, vor der Zeiten Beginn. Ich habe ſie erwählt aus der Welt, nicht ſie haben Mich erwählt; Ich habe ſie aus Gnade gerufen, aus Barmherzigkeit herangezogen; Ich ſie durch mancherlei Verſuchungen geführt; Ich ihnen herrliche Tröſtung gegeben; Ich ihre Geduld gekrönt.

Ich kenne den Erſten und den Letzten; Ich umfange Alle mit unermeßlicher Liebe; Ich bin zu preiſen in allen Meinen Heiligen; Ich über Alles zu benedeien und zu ehren in einem Jeden, den Ich ſo glorreich verherrlicht und vorausbeſtimmt habe, ohne alles vorhergehende eigene Verdienſt. Wer alſo einen von meinen Kleinſten verachtet, ehrt auch

den Großen nicht; weil ich den Kleinen und den Großen erschaffen habe. Wer einen der Heiligen verkleinert, verkleinert auch Mich und alle Heiligen im Himmelreiche. Alle sind eins durch der Liebe Band, fühlen dasselbe, wollen dasselbe und Alle lieben sich in Einem.

Indem aber, was viel höher ist, so lieben sie Mich mehr als sich und ihre Verdienste. Denn über sich hinan verzückt und der Eigenliebe entrückt, geben sie sich der Liebe zu Mir ganz hin, und ruhen in ihrem Genusse. Es gibt nichts, das sie abwenden oder niederdrücken könnte, dieweil sie, erfüllt von der ewigen Wahrheit, im Feuer unauslöschlicher Liebe brennen. Die fleischlichen und thierischen Menschen, die nichts zu lieben wissen, als ihre eigenen Freuden, sollen schweigen, statt hin und her zu reden über den Zustand der Heiligen. Sie nehmen davon und setzen hinzu nach eigenem Bedünken, nicht wie es der ewigen Wahrheit gefällt.

Unwissenheit ist bey Vielen, zumeist bey denen, die wenig erleuchtet, selten einen mit vollkommener geistlichen Liebe zu lieben wissen. Viele werden überdieß von natürlicher Neigung und menschlicher Freundschaft zu Diesen

oder Jenen gezogen; und wie ſie ſich im Irdiſchen halten, ſo ſtellen ſie ſich auch das Himmliſche vor. Es iſt aber ein Unterſchied ohne Gleichen zwiſchen dem, was die Unvollkommenen denken, und dem, was die Erleuchteten durch höhere Offenbarung anſchauen.

Hüte dich alſo, o Sohn! dieſe Dinge, die deine Wiſſenſchaft überſteigen, zu unterſuchen; ſondern darum bemühe dich und darauf ſey gerichtet, daß du, wenn auch nur der Kleinſte, im Reiche Gottes könneſt gefunden werden. Und wüßte auch Jemand, wer heiliger als der Andere wäre oder als größer im Himmelreiche gälte, was würde ihm dieſes zu wiſſen frommen, wenn er ſich nicht um der Erkenntniß willen vor Mir demüthigte, und zu Meines Namens größerem Preiſe erhöhe. Gott viel wohlgefälliger handelt der, welcher an die Größe ſeiner Sünden, und an die Kleinheit ſeiner Tugenden denkt und wie weit er noch von der Vollkommenheit der Heiligen entfernt iſt, als Jener, der über ihre Größe oder Kleinheit diſputirt. Es iſt beſſer, die Heiligen mit andächtigen Gebeten und Thränen zu bitten, und ihren glorreichen

Beistand mit demüthigem Herzen zu erflehen, als ihre Geheimnisse mit eitler Forschung zu ergründen.

Sie sind wohl und auf's Beste zufrieden, könnten die Menschen nur zufrieden seyn und ihre eitlen Reden lassen. Sie rühmen sich ihrer eigenen Verdienste nicht; dieweil sie sich nichts Gutes zuschreiben, sondern Alles Mir; da ich ihnen Alles aus unendlicher Liebe geschenkt habe. Sie sind von solcher Liebe zur Gottheit und so überfließender Fröhlichkeit erfüllt, daß ihnen an Ehre nichts gebricht und an Glückseligkeit nichts gebrechen kann. Alle Heiligen, je höher sie in der Glorie, um so demüthiger sind sie in sich selbst und Mir um so näher und lieber. Darum auch steht für dich geschrieben, daß sie ihre Kronen vor den Herrn legten und niederfielen auf ihr Antlitz vor dem Lamme und anbeteten den Lebendigen von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Viele fragen, wer größer sey im Reiche Gottes, und wissen nicht, ob sie würdig sind, den Kleinsten beigezählt zu werden. Ein Großes ist's, auch der Kleinste im Himmel zu seyn, wo Alle groß sind; weil Alle Kinder Gottes heißen und seyn werden. Der

Kleinſte wird zu Tauſenden werden, und der Sünder von hundert Jahren ſterben. Als nämlich die Jünger fragten, wer größer wäre im Reiche der Himmel, da hörten ſie eine ſolche Antwort: »wenn ihr euch nicht bekehret und werdet wie die Kleinen, ſo werdet ihr nicht eingehen in das Reich der Himmel. Wer immer ſich alſo erniedriget hat, wie dieſer Kleine, der iſt der Größere im Reiche der Himmel.«

Wehe denen, die mit den Kleinen ſich nicht demüthigen wollen, weil die niedere Thüre des himmliſchen Reiches ſie nicht einlaſſen wird. Wehe auch den Reichen, die ihren Troſt hier haben; dieweil ſie, wenn die Armen in das Reich Gottes eingehen, draußen ſtehen werden und weinen. Freuet euch ihr Demüthigen und frohlocket ihr Armen; denn euer iſt das Reich Gottes, jedoch wenn ihr in der Wahrheit wandelt.

Das neun und fünfzigste Capitel.

Wie alles Hoffen und Vertrauen auf Gott allein zu setzen ist.

Herr! was ist meine Zuversicht, welche ich in diesem Leben habe, oder was ist mein größter Trost unter Allem, was da erscheint unter dem Himmel? Nicht etwa Du, Herr, mein Gott! dessen Barmherzigkeit ohne Zahl? Wo war mir wohl, ohne Dich? Oder wann konnte mir wehe seyn, wenn Du mir gegenwärtig? Ich will lieber arm seyn Deinetwillen, als reich ohne Dich. Ich erwähle mir lieber, mit Dir auf der Erde zu pilgern, als ohne Dich den Himmel zu besitzen. Wo Du bist, dort ist der Himmel, und dort ist der Tod und die Hölle, wo Du nicht bist. Du wohnst meinem Verlangen ein und darum ist mir Noth, nach Dir zu seufzen, zu rufen und zu flehen. Auf Keinen endlich kann ich vollkommen vertrauen, der in den Nöthen mir zeitiger zu Hülfe komme, als auf

Dich allein, mein Gott! Du bist meine Hoffnung und mein Vertrauen und mein Tröster, und der Getreueste mir unter Allen.

Alle suchen das Ihre: Du willst nur mein Heil und meine Besserung und wendest mir Alles zum Guten. Und wenn Du mich mancherlei Versuchungen und Widerwärtigkeiten aussetzest, so ordnest Du das Alles zu meinem Nutzen, der Du auf tausend Weisen deine Geliebten zu bewähren pflegst; in welcher Bewährung du nicht minder sollst geliebt und gepriesen werden, als wenn Du mich mit himmlischer Tröstung erfüllest.

Auf Dich also, Herr, mein Gott! setze ich meine ganze Hoffnung und Zuflucht, Dir stelle ich all meine Drangsal und Angst anheim, weil ich Alles schwach und unbeständig finde, was ich außer Dir erblicke. Denn mir werden viele Freunde nicht frommen, noch werden mir mächtige Helfer beistehen können, noch kluge Rather nützlichen Rath geben, noch die Bücher der Gelehrten mich trösten, noch irgend ein kostbar Gut mich befreien, noch irgend eine geheime Stätte mich sichern, wenn Du selbst nicht beistehst, hilfst, stärkest, tröstest, unterweisest und behütest.

Denn Alles, so da scheint zum Behufe des Friedens und der Glückseligkeit dienlich, es ist nichts, wenn Du nicht zugegen bist, und bringt in Wahrheit keine Glückseligkeit. Das Ziel aller Güter und die Höhe des Lebens und die Zierde der Aussprüche bist Du, und auf Dich zu hoffen, ist der mächtigste Trost aller Deiner Diener.

Nach Dir sind meine Augen gekehrt, auf Dich vertraue ich, mein Gott, Vater der Erbarmungen! Stärke und heilige meine Seele mit himmlischem Segen, auf daß sie werde Deine heilige Wohnung und der Sitz Deiner ewigen Gnade, und daß nichts in dem Tempel Deiner Würde gefunden werde, was die Augen Deiner Majestät verletze. Nach der Fülle Deiner Erbarmungen und der Größe Deiner Güte blicke auf mich, und erhöre das Gebet Deines armen Knechtes, der fern in's Elend gekommen ist, in's Schattenland des Todes. Beschütze und bewahre die Seele Deines Knechtes unter so vielen Gefahren des hinfälligen Lebens, und unter dem Geleite Deiner Gnade führe sie auf dem Wege des Friedens zum Vaterlande immerwährender Glückseligkeit und Klarheit.

Viertes Buch.

Von dem Sakramente des Altars.

Eine andachtige Ermahnung zur heiligen Kommunion.

Stimme Christi.

Kommet Alle zu Mir, die ihr müde und

belaſtet ſeyd, und ich werde euch erquicken; ſpricht der Herr. Das Brod, das Ich geben werde, iſt mein Fleiſch für der Welt Leben. Nehmet und eſſet: dieß iſt mein Leib, der für euch wird hingegeben werden; dieß thut zu Meinem Gedächtniß. Wer Mein Fleiſch ißt, und mein Blut trinkt, bleibt in Mir und Ich in ihm. Die Worte, die Ich zu euch geſprochen, ſind Geiſt und Leben.

Das erſte Capitel.

Mit welcher Ehrfurcht Chriſtus zu empfangen ſey.

Stimme des Jüngers.

Dieß ſind Deine Worte, Chriſtus! ewige Wahrheit! wiewohl nicht zu Einer Zeit ausgeſprochen und nicht an Einer Stelle aufgeſchrieben. Weil ſie alſo Dein ſind und wahrhaftig, ſo ſind ſie alle von mir dankbar und getreulich anzunehmen. Sie ſind Dein und Du haſt ſie geſprochen, und ſie ſind auch mein, weil zu meinem Heile

Du ſie geredet. Gern nehme ich ſie auf aus Deinem Munde, damit ſie meinem Herzen inniger eingepflanzt werden. Es erwecken mich die Worte ſolcher Milde, voll Süße und Liebe; aber es ſchrecken mich die eigenen Miſſethaten; und von dem Empfange ſolcher Geheimniſſe ſtößt mich mein unlauter Gewiſſen zurück. Mich ruft die Süße Deiner Worte herbei; aber mich beſchwert die Menge meiner Laſter.

Du gebieteſt, daß ich getroſt zu Dir hintrete, ſo ich Theil an Dir haben will, und daß ich empfange die Speiſe der Unſterblichkeit, ſo ich begehre zu erlangen das ewige Leben und die Glorie. »Kommet«, ſprichſt Du, »Alle zu Mir, die ihr müde und belaſtet ſeyd, und Ich werde euch erquicken«. O ſüßes und freundliches Wort im Ohre des Sünders, durch welches Du, Herr, mein Gott! den Dürftigen und Armen einladeſt zu der Gemeinſchaft Deines heiligſten Leibes. Aber wer bin ich, Herr! daß ich mich unterſtehen darf, zu Dir hinzutreten? Siehe! die Himmel der Himmel faſſen Dich nicht, und Du ſagſt: »Kommet alle zu Mir«.

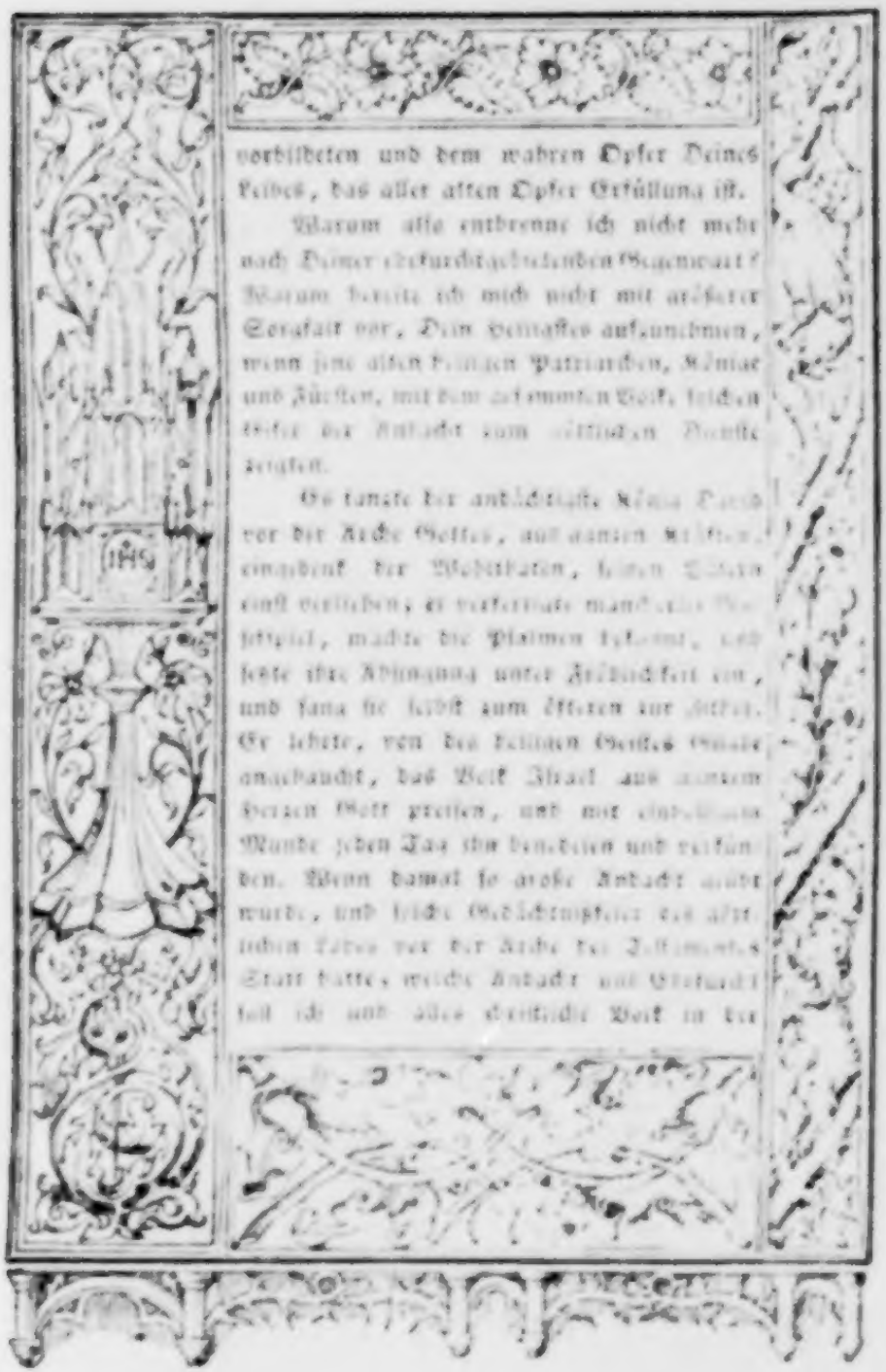
Was meint dieſe allermildeſte Huld und ſo freundliche Einladung? Wie werde ich's

wagen zu kommen, der ich mir nichts Gutes bewußt bin, daß ich mir's herausnehmen könnte? Wie werde ich Dich einführen in mein Haus, der ich zum Oefteren Dein gütigstes Antlitz beleidigt habe? Ehrerbietung hegen die Engel und Erzengel, Furcht die Heiligen und Gerechten, und du sagst: Kommet Alle zu Mir? Denn, wenn Du es nicht, Herr! sagtest, wer würde es für wahr halten? Und wenn Du es nicht geböteſt, wer wollte sich unterstehen, hinzutreten?

Siehe! ein gerechter Mann, Noe, mühte sich an dem Baue der Arche hundert Jahre, auf daß er mit Wenigen gerettet würde; und ich, wie werde ich mich in einer Stunde vorbereiten können, den Welterbauer mit Ehrfurcht zu empfangen? Mooſes, Dein Diener, Dein großer und besonderer Freund, machte die Arche aus unverweslichem Holze, das er auch mit dem reinsten Golde bekleidete, um die Tafeln des Gesetzes dort zu hinterlegen; und ich verwesliche Kreatur werde es wagen, den Gründer des Gesetzes und den Verleiher des Lebens so leichtlich aufzunehmen? Salomon, der weiseste der Könige Israels, erbaute einen herrlichen Tempel in sieben Jahren

zum Preiſe Deines Namens, und acht Tage lang feyerte er das Feſt ſeiner Weihe; tauſend Friedensopfer brachte er dar, und die Arche des Bundes ſtellte er unter Poſaunenklang und Frohlocken feyerlich an die bereitete Stelle. Und ich Unſeligſter und Aermſter der Menſchen, wie will ich Dich in mein Haus einführen, der ich kaum eine halbe Stunde andächtig hinzubringen weiß, und ach! wenn nur eine halbe würdig!

O mein Gott! wie waren jene bemüht, Vieles zu thun, um Dir zu gefallen! Ach wie wenig iſt's, was ich thue! Wie kurze Zeit bringe ich damit zu, mich zur Communion zu bereiten; ſelten bin ich ganz geſammelt, am ſeltenſten von aller Zerſtreuung frey. Und gewiß, in der heilſamen Gegenwart Deiner Gottheit ſollte mir kein ungeziemender Gedanke einfallen; auch keine Kreatur mich beſchäftigen, weil ich nicht einen Engel, ſondern den Herrn der Engel zum Gaſte aufnehmen ſoll. Groß jedoch iſt der Unterſchied zwiſchen der Arche des Bundes ſammt ihren Reliquien und Deinem reinſten Leibe mit ſeinen unausſprechlichen Tugendkräften; zwiſchen den Opfern des Geſetzes, die das Künftige



vorbildeten und dem wahren Opfer Deines Leibes, das aller alten Opfer Erfüllung ist.

Warum also entbrenne ich nicht mehr nach Deiner ehrfurchtgebietenden Gegenwart? Warum bereite ich mich nicht mit größerer Sorgfalt vor, Dein Heiligstes aufzunehmen, wenn jene alten heiligen Patriarchen, Könige und Fürsten, mit dem gesammten Volke, solchen Eifer der Andacht zum göttlichen Dienste zeigten.

Es tanzte der andächtigste König David vor der Arche Gottes, aus ganzen Kräften, eingedenk der Wohlthaten, seinen Vätern einst verliehen; er verfertigte mancherlei Musikspiel, machte die Psalmen bekannt, und setzte ihre Absingung unter Fröhlichkeit ein, und sang sie selbst zum öfteren zur Zither. Er lehrte, von des heiligen Geistes Gnade angehaucht, das Volk Israel aus ganzem Herzen Gott preisen, und mit einhelligem Munde jeden Tag ihn benedeien und verkünden. Wenn damal so große Andacht geübt wurde, und solche Gedächtnißfeier des göttlichen Lobes vor der Arche des Testamentes Statt hatte, welche Andacht und Ehrfurcht soll ich und alles christliche Volk in der

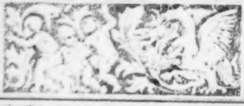
Gegenwart des Sakramentes, bei dem Empfange des hochwürdigsten Leibes Christi hegen?

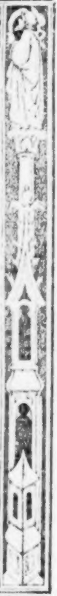
Viele laufen nach verschiedenen Orten, die Reliquien der Heiligen zu besuchen, und staunen, wenn sie ihre Thaten gehört; sie besichtigen die großen Münstergebäude, und küssen ihre, in Gold und Seide gehüllten heiligen Gebeine. Und siehe! Du bist hier gegenwärtig bei mir auf dem Altare, Du mein Gott, der Heilige der Heiligen, der Schöpfer der Menschen und der Herr der Engel. Zur Besichtigung jener Dinge bewegt die Menschen oft Fürwitz und die Neuheit des Angelegenen, und geringe Frucht wird für die Besserung daraus gewonnen, zumeist wo ein so leichtfertiges Umlaufen ohne wahre Reue statt hat. Hier aber, in dem Sakramente des Altars, bist Du ganz gegenwärtig, Gott und Mensch, Christus Jesus: da wird auch reichliche Frucht des ewigen Heiles gewonnen, so oft Du würdig und andächtig empfangen wirst. Hierzu zieht aber nicht irgend eine Leichtfertigkeit, noch Fürwitz oder Sinnlichkeit, sondern fester Glaube, andächtige Hoffnung und aufrichtige Liebe.

O unsichtbarer Schöpfer der Welt! wie handelst Du so wunderbar mit uns, wie sanft und gnädig fügst Du es mit Deinen Auserwählten, denen Du Dich selbst gibst im Sakramente zu genießen. Dieß übersteigt ja allen Verstand; dieß vorzüglich zieht die Herzen der Andächtigen an, und entzündet ihre Begierde. Denn die wahrhaft Gläubigen, die all ihr Leben zur Besserung einrichten, empfangen häufig aus diesem allerwürdigsten Sakramente große Gnade der Andacht und Liebe zur Tugend.

O wunderbare und verborgene Gnade des Sakramentes, welche nur die Gläubigen Christi kennen, die Ungläubigen aber und die Diener der Sünde nicht erfahren können. In diesem Sakramente wird geistliche Gnade übertragen, und in der Seele die verlorne Tugend hergestellt, und die Schönheit, welche die Sünde entstellt, kehrt wieder. So groß ist zuweilen diese Gnade, daß aus der verliehenen Andacht nicht nur das Gemüth, sondern auch der schwache Leib in vermehrten Kräften sich gestärkt fühlt.

Zu beklagen jedoch und sehr zum Bedauern ist unsere Lauheit und Fahrlässigkeit,





daß wir nicht mit größerer Begierde hinanzogen werden, Christum zu empfangen, in dem die ganze Hoffnung und das Verdienst unserer Erlösung besteht. Denn Er ist unsere Heiligung und Erlösung, Er der Trost der Wanderer und der Heiligen ewiger Genuß.

Zu beklagen ist es daher sehr, daß Viele so wenig auf dieß heilsame Geheimniß achten, welches den Himmel erfreut und die gesammte Welt erhält. Wehe der Blindheit und Härte des menschlichen Herzens, eine so unaussprechliche Gabe nicht mehr in Acht zu nehmen, und durch den täglichen Gebrauch sich sogar bis zur Mißachtung gehen zu lassen.

Ja, würde dieses allerheiligste Sakrament nur an einem Orte gefeiert und von einem Priester in der Welt consecrirt, von welchem Verlangen, glaubst du wohl, würden dann die Menschen nach jenem Orte und nach einem solchen Priester Gottes hinangezogen, um der Feier der göttlichen Mysterien beizuwohnen. Jetzt aber sind der Priester Viele geworden, und an vielen Orten wird Christus geopfert, auf daß die Gnade und die Liebe Gottes zu dem Menschen um so größer

erſcheine, je weiter die heilige Kommunion über den Erdkreis ausgebreitet iſt.

Dank Dir, gütiger Jeſu! ewiger Hirte! der Du uns Arme und in's Elend Gebannte gewürdigt haſt, mit Deinem koſtbaren Leibe und Blute uns zu erquicken, und zum Empfange dieſer Geheimniſſe durch den Zuſpruch Deines eigenen Mundes einzuladen, indem Du ſprichſt: Kommet alle zu Mir, die ihr müde und belaſtet ſeyd, und Ich werde euch erquicken.

Das zwente Kapitel.

Daß dem Menſchen groſſe Gute und Liebe von Gott in dem Sakramente erwieſen werde.

Stimme des Jüngers.

Auf Deine Güte und Deine groſſe Barmherzigkeit, Herr! vertrauend, trete ich hinzu, ein Kranker zu dem Heiland, ein Hungriger und Durſtiger zu dem Borne des Lebens, ein Dürftiger zu dem König des Himmels, ein Knecht zu dem

Herrn, ein Geſchöpf zu dem Schöpfer, ein Troſtloſer zu meinem milden Tröſter. Aber woher mir dieß, daß Du zu mir kommſt? Wer bin ich, daß Du Dich ſelbſt mir darbieteſt? Wie wagt der Sünder vor Dir zu erſcheinen? Und Du, wie würdigſt Du den Sünder Deines Kommens? Du kennſt Deinen Knecht, und weißt, daß er nichts Gutes in ſich hat, deſſentwillen Du ihm dieſes gewährteſt. Ich bekenne darum meinen Unwerth, ich erkenne Deine Güte, preiſe Deine Milde und ſage Deiner überaroßen Liebe Dank. Deiner ſelbſt willen thuſt Du dieß, nicht meiner Verdienſte wegen; damit mir Deine Güte mehr bekannt, reichlichere Liebe eingeflößt, und die Demuth vollkommner empfohlen werde. Dieweil Dir alſo dieß gefällt, und Du alſo zu thun geboten: ſo gefällt auch mir Deine herablaſſende Huld und o, daß meine Bosheit ihr nicht im Wege ſtünde.

O Du ſüßeſter und ſanftmüthigſter Jeſu! wie große Ehrerbietung und Dankſagung mit ewigem Preiſe ſind wir Dir ſchuldig für die Empfangung Deines Fronleichnams, deſſen Würde zu erklären, keiner der Menſchen vermögend gefunden wird. Aber was ſoll ich

denken bei dieser Communion, bei dem Hinzutritt zu meinem Herrn, den ich gebührend nicht zu ehren vermag und doch andächtig zu empfangen mich sehne? Was kann ich Besseres und Heilsameres denken, denn daß ich mich ganz und gar vor Dir erniedere, und Deine unendliche Güte über mich erhebe. Ich preise Dich, mein Gott! und erhebe Dich unendlich. Ich verschmähe mich und unterwerfe mich Dir in der Tiefe meines Unwerths.

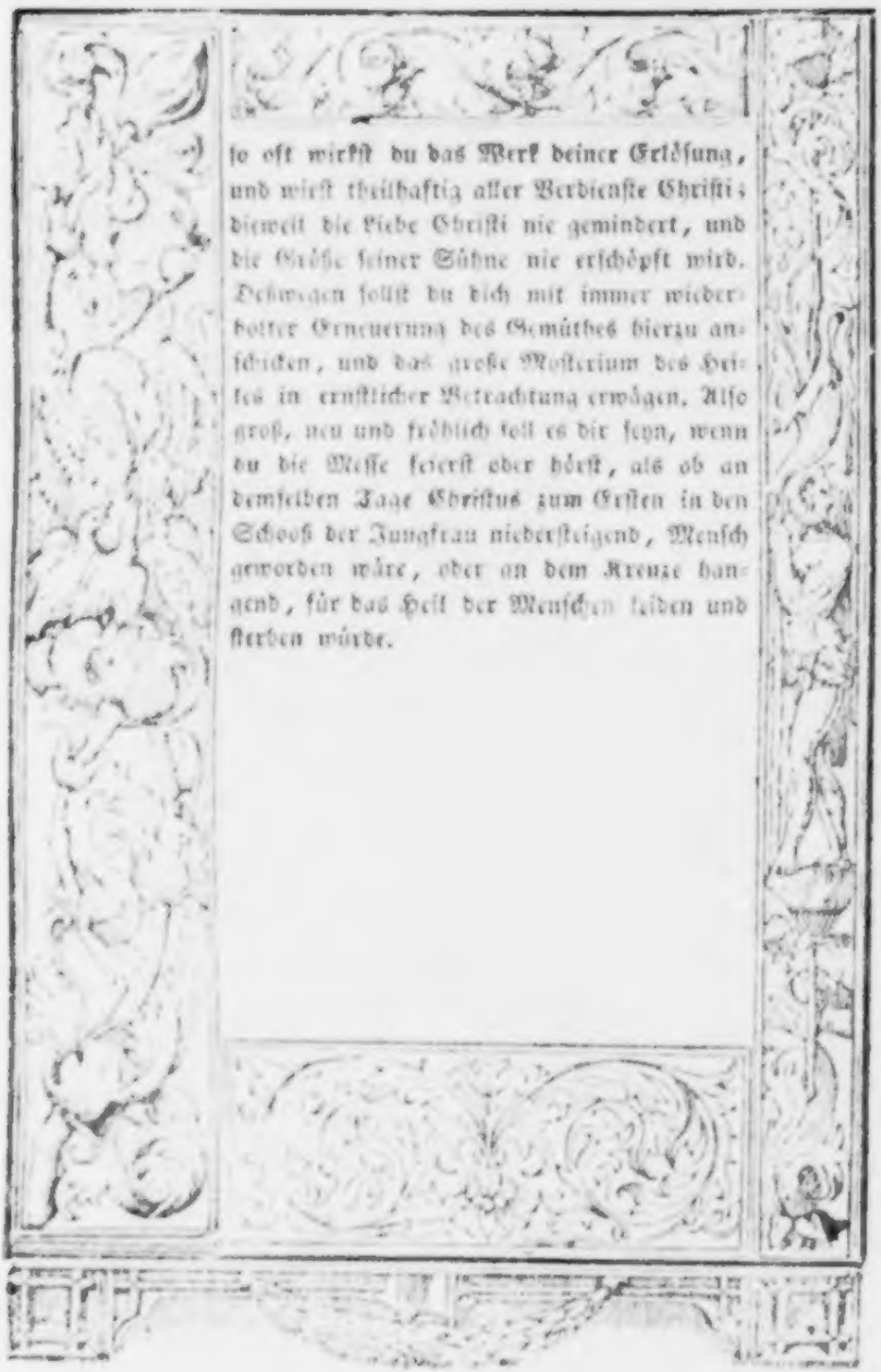
Siehe! Du, der Heiligste der Heiligen, und ich, der Auswurf der Sünder! und Du neigst Dich zu mir, der ich nicht würdig bin, zu Dir hinzublicken. Siehe! Du kömmst zu mir, Du willst bei mir seyn; Du ladest mich zu Deinem Gastmahle ein, Du willst mir Himmelsspeise geben und Brod der Engel zu essen, kein anderes wahrlich, als Dich selbst, das lebendige Brod, der Du vom Himmel niedergestiegen, und der Welt das Leben gibst.

Siehe! von wannen entspringt diese Liebe, welch' eine Huld tagt hier auf! Welcher Dank und Preis gebührt Dir dafür? O wie heilsam und nütze ist Dein Rathschluß, daß Du dieß eingesetzt hast. Wie süß und fröhlich das Mahl, darin Du Dich selbst zur Speise

geſchenkt. O wie wunderbar Dein Wirken, Herr! wie ſo mächtig Deine Kraft, wie unbetrüglich Deine Wahrheit! Denn Du haſt geſprochen, und alle Dinge ſind geworden, und das iſt geworden, was Du geboten haſt. Das iſt wunderbar, des Glaubens würdig, und menſchlichen Verſtand übertreffend, daß Du, Herr, mein Gott! wahrer Gott und Menſch! unter der geringen Geſtalt des Brotes und des Weines ganz enthalten biſt, und ohne Verzehrung von dem Nehmenden genoſſen wirſt.

Du, der Herr der Welten, der Du keines Dinges bedürftig, durch Dein Sakrament in uns wohnen gewollt, bewahre mein Herz und meinen Leib unbefleckt, daß mir möglich ſey, mit frohem und lauterem Gewiſſen zum öfteren Deine Geheimniſſe zu feiern, und ſie zu meinem immerwährenden Heile zu empfangen, die Du vorzüglich zu Deiner Ehre und ſtetem Gedächtniß geweiht und eingeſetzt haſt.

Sey fröhlich, meine Seele! und bringe Gott Dank für ein ſo edel Geſchenk und ſo einzigen Troſt, der in dieſem Thränenthale dir hinterlaſſen worden. Denn ſo oft du dieß Geheimniß bedenkſt und Chriſti Leib empfängſt,



so oft wirkst du das Werk deiner Erlösung, und wirst theilhaftig aller Verdienste Christi; dieweil die Liebe Christi nie gemindert, und die Größe seiner Sühne nie erschöpft wird. Deßwegen sollst du dich mit immer wiederholter Erneuerung des Gemüthes hierzu anschicken, und das große Mysterium des Heiles in ernstlicher Betrachtung erwägen. Also groß, neu und fröhlich soll es dir seyn, wenn du die Messe feierst oder hörst, als ob an demselben Tage Christus zum Ersten in den Schooß der Jungfrau niedersteigend, Mensch geworden wäre, oder an dem Kreuze hangend, für das Heil der Menschen leiden und sterben würde.

Das dritte Capitel.

Daß es nützlich ſey, oft zu kommuniziren.

Stimme des Jüngers.

Siehe! ich komme zu Dir, Herr! damit mir wohl ſey durch Deine Gabe, und ich froh werde bei Deinem Mahle, das Du, o Gott! in Deiner Milde bereitet haſt dem Armen. Siehe! in Dir iſt Alles beſchloſſen, was ich begehren kann und darf. Du biſt mein Heil und meine Erlöſung, meine Hoffnung und Stärke, Zierde und Glorie. Erfreue darum heute die Seele deines Knechtes. Denn ich habe zu Dir, Herr Jeſus Chriſtus! meine Seele erhoben. Ich ſehne mich, Dich jetzt andächtig und ehrerbietig zu empfangen, ich begehre, Dich in mein Haus einzuführen, auf daß ich mit Zachäus verdiene, von Dir geſegnet und unter die Söhne Abrahams gezählt zu werden. Meine Seele und mein Leib

begehren Deiner, und mein Herz verlangt, mit Dir geeint zu werden.

Gib Dich mir und ich habe Genüge: denn außer Dir hat keine Tröstung Kraft; ohne Dich kann ich nicht seyn, und ohne Deine Heimsuchung vermag ich nicht zu leben. Und darum thut mir Noth, oft zu Dir hinzugehen und Dich als Heilmittel meines Heiles zu empfangen, damit ich nicht auf dem Wege erliege, wenn ich der himmlischen Nahrung beraubt würde. Denn also hast Du einst, barmherzigster Jesu! predigend den Völkern und mancherlei Krankheiten heilend, gesprochen: *Ich will sie nicht nüchtern nach Hause entlassen, damit sie nicht auf dem Wege erliegen.* Thue darum mit mir in dieser Weise, der Du Dich zur Tröstung der Gläubigen in dem Sakramente hinterlassen hast.

Denn Du bist die süße Erquickung der Seele, und wer Dich würdig genossen, wird theilhaft und Erbe der ewigen Glorie.

Mir, der ich so oft falle und sündige, so schnell lau werde und absterbe, thut es Noth, daß ich durch häufiges Gebet und Beichte und Deines Leibes heiligen Empfang mich

erneuere, reinige und entzünde, damit nicht durch allzu lange Enthaltung mein Vorsatz zerrinne. Denn geneigt sind die Sinne des Menschen von Jugend auf zum Bösen, und wenn die göttliche Arznei nicht zu Hülfe kommt, so fällt der Mensch bald in noch Schlimmeres. So zieht also die heilige Kommunion von dem Bösen ab, und stärkt im Guten. Denn da ich jetzt so oft fahrlässig und lau bin, wo ich doch kommunizire und das Meßopfer feiere, was würde geschehen, wenn ich die Arznei nicht nähme und einen so grossen Beistand nicht suchte?

Und obschon ich nicht jeden Tag fähig und zur Feier wohl vorbereitet bin, so werde ich mir doch Mühe geben, an den gehörigen Zeiten die göttlichen Geheimnisse zu empfangen, und mich zur Theilnahme solcher Gnade darzubieten. Denn dieß ist eine vorzügliche Tröstung der gläubigen Seele, so lange sie fern von Dir in dem sterblichen Leibe pilgert, daß sie, zum öfteren ihres Gottes eingedenk, ihren Geliebten mit andächtigem Gemüthe aufnehme.

O wunderbare Begnadigung Deiner Milde gegen uns, daß Du, Herr, Gott! Schöpfer

und Beleber aller Geister, die ärmliche Seele begnadigst, zu ihr zu kommen und mit Deiner ganzen Gottheit und Menschheit ihren Hunger zu stillen. O glückliches Gemüth, o heilige Seele, der zu Theil wird, Dich, den Herrn! andächtig zu empfangen und bei Deinem Umfange mit geistlicher Freude erfüllt zu werden. O wie hat einen großen Herren empfangen sie, wie hat einen lieben Gast sie, wie einen freundlichen Genossen nimmt sie auf, welch' einen treuen Freund heißt sie willkommen, wie einen so schönen und edlen Bräutigam umarmt sie, der vor allem Geliebten und über alles Wünschenswerthe zu lieben ist! Schweigen sollen vor Deinem Antlitz, o süßester Jesus, Himmel und Erde und all ihre Herrlichkeit, dieweil, was sie an Preis und Schmuck besitzen, von der Huld Deiner Milde herrühret, und die Herrlichkeit Deines Namens nicht erreichen wird, dessen Weisheit ohne Zahl ist.

Das vierte Capitel.

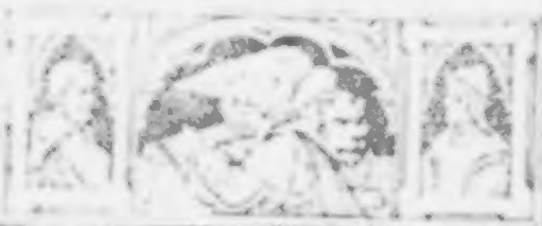
Daß viel Gutes denen gewährt wird, die andächtig kommuniziren.

Stimme des Jüngers.

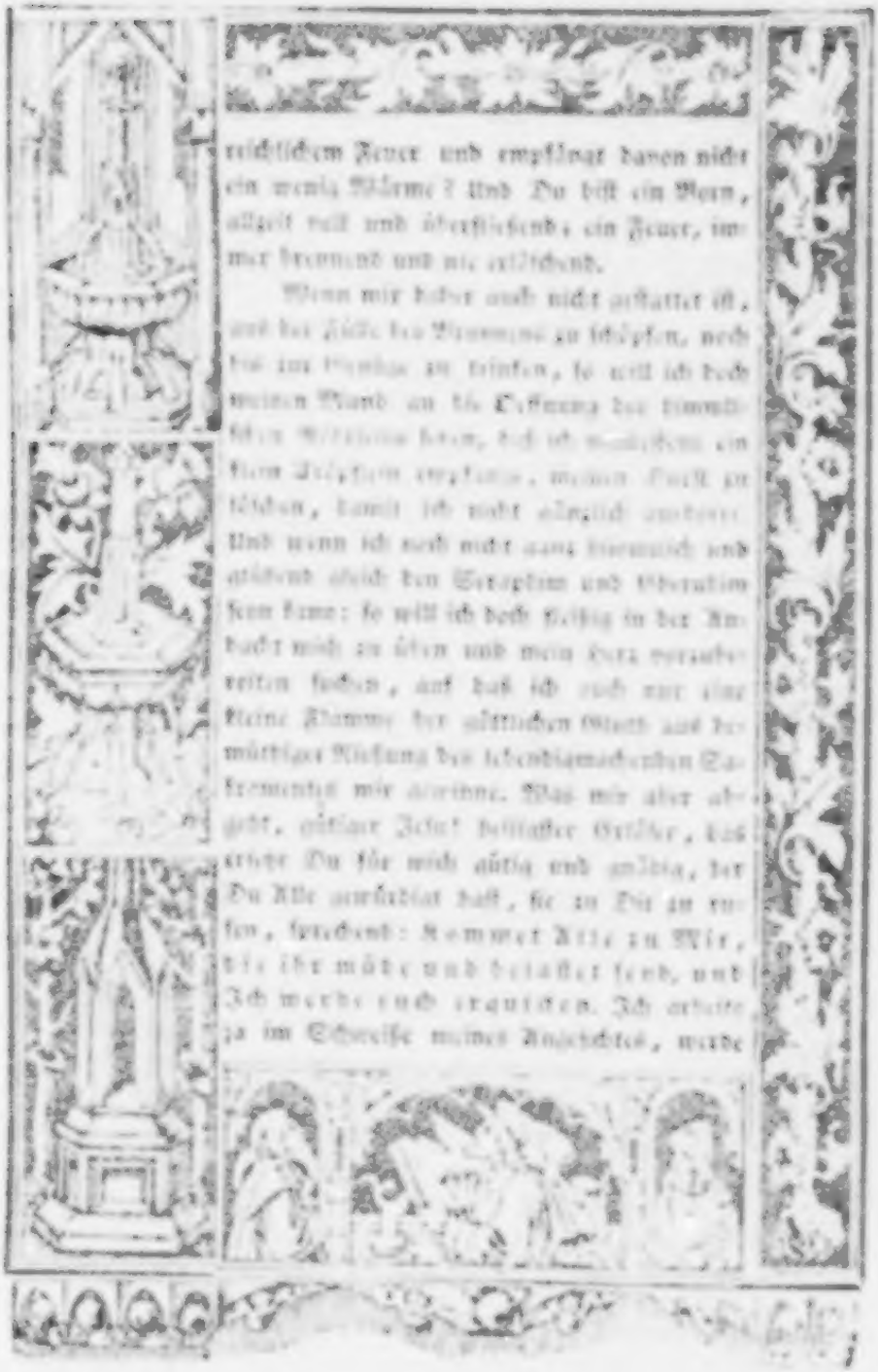
Herr! mein Gott, komme Deinem Knechte in dem Segen Deiner Milde zuvor, damit ich erlange, zu Deinem hocherhabenen Sakramente würdig und andächtig hinzuzutreten. Wecke auf mein Herz zu Dir und der schweren Erschlaffung entreiße mich. Suche mich heim in Deinem Heile, damit ich im Geiste Deine Lieblichkeit koste, die in ihrer Fülle, in diesem Sakramente, wie in einer Quelle sich birgt. Erleuchte auch meine Augen, ein solches Geheimniß anzuschauen, und stärke mich, es mit zweifellosem Glauben zu glauben. Es ist ja Dein Wirken, nicht menschliche Macht, Deine heilige Einsetzung, nicht eines Menschen Erfindung. Denn dieß zu fassen und zu verstehen wird keiner durch sich selbst tauglich

bekunden, es übersteigt selbst den Scharfsinn der Engel. Was werde also ich unwürdiger Sünder, ich Erde und Asche, von einem so hohen heiligen Geheimnisse des Sakramentes ergründen und begreifen können.

Herr! in der Einfalt des Herzens, in festem und festem Glauben und nach Deinem Gebote nahe ich Dir mit fester Hoffnung und Ehrfurcht, und ich glaube wahrhaft, daß Du zugegen bist, hier in dem Sakramente, Gott und Mensch. Du willst also, daß ich Dich empfange und mich selbst Dir in Liebe eine. Daher bitte ich Deine Milde und flehe sie an, mir hierzu eine besondere Gnade zu schenken, daß ich ganz in Dir aufgehe, und von Liebe überfließe, und mich mit keiner anderen Tröstung fortan befasse. Denn dieß erhabenste und würdigste Sakrament ist das Heil der Seele und des Leibes, eine Arznei jeder geistlichen Krankheit, in ihm werden meine Fehler geheilt, meine Leidenschaften gezähmt, meine Versuchungen überwunden und vermindert, größere Gnade eingegossen, die begonnene Tugend vermehrt, der Glaube gekräftigt, die Hoffnung befestigt und die Liebe angefacht und erweitert.



Denn manches Gut hast Du ausgespendet und spendest es noch zum öfteren in dem Sakramente Deinen Geliebten, die es andächtig empfangen, mein Gott! Du Aufnehmer meiner Seele, Du Wiederhersteller menschlicher Schwachheit und Verleiher jeglicher innern Tröstung! Denn viel Tröstung wider mancherlei Drangsal flößest Du ihnen ein, und erhebst sie aus dem Abgrund ihrer Niedergeschlagenheit zur Hoffnung Deines Schutzes, und erquickst und erleuchtest sie innerlich mit einer neuen Gnade, also daß die, welche zuerst ängstlich und vor der Kommunion ohne Rührung sich gefühlt hatten, nachher, erquickt von der himmlischen Speise und dem himmlischen Tranke, eine Verwandlung zum Besseren in sich gewahren. Welches Alles Du darum an Deinen Erwählten so milde wirkst, damit sie wahrhaft erkennen und augenscheinlich erfahren, wie sie Nichts aus sich selbst haben, und welche Güte und Gnade ihnen von Dir zu Theil wird; da sie aus sich selbst kalt, hart und andachtslos sind, von Dir aber erlangen inbrünstig, andächtig und freudig zu seyn. Denn wer tritt zum Borne der Süßigkeit und bringt nicht ein wenig Süßigkeit zurück? Oder wer steht bei



reichlichem Feuer und empfängt davon nicht ein wenig Wärme? Und Du bist ein Born, allzeit voll und überfließend, ein Feuer, immer brennend und nie erlöschend.

Wenn mir daher auch nicht gestattet ist, aus der Fülle des Brunnens zu schöpfen, noch bis zur Genüge zu trinken, so will ich doch meinen Mund an die Oeffnung des himmlischen Röhrleins setzen, daß ich wenigstens ein klein Tröpflein empfange, meinen Durst zu löschen, damit ich nicht gänzlich ausdorre. Und wenn ich noch nicht ganz himmlisch und glühend gleich den Seraphim und Cherubim seyn kann: so will ich doch fleißig in der Andacht mich zu üben und mein Herz vorzubereiten suchen, auf daß ich auch nur eine kleine Flamme der göttlichen Gluth aus demüthiger Nießung des lebendigmachenden Sakramentes mir gewinne. Was mir aber abgeht, gütiger Jesu! heiligster Erlöser, das ersetze Du für mich gütig und gnädig, der Du Alle gewürdigt hast, sie zu Dir zu rufen, sprechend: Kommet Alle zu Mir, die ihr müde und belastet seyd, und Ich werde euch erquicken. Ich arbeite ja im Schweiße meines Angesichtes, werde

vom Schmerze des Herzens gequält, von Sünden gedrückt, von Anfechtungen beunruhigt, von vielen bösen Leidenschaften verstrickt und gedrückt, und Niemand ist, der mir beistehe, Niemand der mich errette und mir Heilung verleihe, als Du, Herr Gott! mein Heiland, dem ich mich und all das Meine anbefehle, daß Du mich behütest und geleitest zum ewigen Leben. Nimm mich auf zum Preise und zur Ehre Deines Namens, der Du Deinen Leib und Blut zur Speise und zum Tranke mir bereitet hast: gewähre, Herr! Gott! mein Heil! daß mit dem häufigen Empfange Deines Geheimnisses der Eifer meiner Andacht wachse.

Das fünfte Capitel.

Von der Würde des Sakramentes und dem Stande der Priester.

Stimme des Geliebten.

Hättest du die Reinheit der Engel und St. Johannes des Täufers Heiligkeit, du wärest nicht würdig, dieß Sakrament zu empfangen und zu berühren. Denn dieß ist nicht menschlichen Verdiensten zu verdanken, daß der Mensch das Sakrament conferirt und wandelt und das Brod der Engel zur Speise nimmt. Es ist ein großes Mysterium und eine hohe Würde der Priester, denen gegeben ist, was den Engeln nicht gewährt wurde. Denn einzig die Priester, die rechtmäßig in der Kirche geweihten, haben die Gewalt, dieß Sakrament zu vollbringen, und den Leib Christi zu conferiren. Der Priester nun ist der Diener Gottes, indem er sich des Wortes gebraucht nach Gottes Gebot und Gottes Einsetzung. Gott aber ist dort

der vergöttlichste Urheber und unsichtbare Wirker, dem Alles unterthan ist, von wem er's verlangt, und Alles gehorcht, wie er gebietet.

Du sollst also mehr Gott dem Allmächtigen in diesem hochwürdigsten Sakramente glauben, als den eigenen Sinnen oder einem anderen sichtbaren Zeichen. Darum du auch mit Furcht und Ehrerbietung zu seiner Weihung hinzutreten sollst. Habe alle Acht auf dich, und nimm wahr, welch' Amt dir übergeben sey durch die Handauflegung des Bischofs. Siehe, du bist ein Priester geworden, und zur Feier des Sakramentes geweiht. Siehe jetzt zu, daß du andächtig und andächtig zur rechten Zeit Gott das Opfer darbringst, und dich selbst untadelig erweisest. Du hast deine Würde nicht verändert, sondern bist mit strafferem Maße der Zucht verbunden, und zu größerer Vervollkommnung der Heiligkeit gehalten. Ein Priester soll mit allen Tugenden geziert seyn, und Anderen das Vorbild eines guten Lebens darbieten. Sein Wandel gehe nicht die Straße der Menge und der Gewohnheit, sondern er verkehre mit den Engeln im Himmel, oder mit vollkommenen Männern auf Erden.

Der Priester, mit den heiligen Gewändern angethan, vertritt Christi Statt, daß er Gott für sich und für alles Volk flehentlich und demüthig bitte; er hat vor sich und hinter sich des Herren Kreuzeszeichen, stets eingedenk zu seyn des Leidens Christi. Vor sich trägt er das Kreuz auf der Gasola, damit er auf Christi Fußstapfen achtsam hinblicke und fleißig ihnen nachfolge. Hinter sich ist er mit dem Kreuze bezeichnet, damit er jede ihm von Anderen zugefügte Kränkung sanftmüthig um Gottes willen ertrage. Vor sich führt er das Kreuz, damit er über die eigenen Sünden traure, hinter sich, damit er auch die von Andern Begangenen aus Mitleid beweine und wisse, daß er mitten zwischen Gott und den Sünder gestellt sey, und daß er nicht ablassen soll von dem Gebete und der Darbringung des heiligen Opfers, bis ihm gelungen, Gnade und Barmherzigkeit zu erlangen. Wenn der Priester die Messe feiert, ehrt er Gott, erfreut die Engel, erbaut die Kirche, kommt den Lebendigen zu Hülfe, verschafft den Abgestorbenen Ruhe, und macht sich alles Guten theilhaftig.

Das ſechſte Capitel.

Frage, wie ein Menſch zur Communion ſich vorbereiten ſoll.

Stimme des Jüngers.

Wenn ich Deine Würde, o Herr! und meinen Unwerth bedenke: erzittere ich ſehr und werde beſchämt in mir ſelbſt. Denn gehe ich nicht hinzu, ſo fliehe ich das Leben; und dränge ich mich unwürdig hinzu, ſo ſinne ich in Deinen Zorn. Was alſo ſoll ich thun, o Gott? Du mein Helfer und Rather in Nöthen!

Lehre mich den rechten Weg, gib mir eine kurze, der heiligen Communion angemeſſene Uebung auf. Denn zuträglich iſt es zu wiſſen, wie ich Dir andächtig und ehrerbietig mein Herz vorbereiten ſoll, um Dein Sakrament heilſam zu empfangen, oder auch ein ſo großes und göttliches Opfer zu feiern.

Das siebente Capitel.

Von der Erforschung des Gewissens und dem Vorsatze der Besserung.

Stimme des Geliebten.

— — vor Allem soll der Priester Gottes in der höchsten Demuth des Herzens und liebentlicher Ehrfurcht, mit vollem Glauben und dem gottesfürchtigen Vorsatze göttlicher Ehre, zur Feier, Wandlung und Nießung dieses Sakramentes hinzutreten. Erforsche sorgsam dein Gewissen und nach deinem Vermögen reinige und läutere es durch wahre Reue und eine demüthige Beichte, so daß du nichts Schweres hast oder weißt, was an dir nage oder deinen freien Zutritt hindere. Du sollst ein Mißfallen über alle Deine Sünden insgemein, und über die täglichen Uebertretungen ganz insbesondere Schmerzen haben, und sie beseufzen. Und wenn, es die Zeit gestattet, bekenne Gott im

Geheimniß des Herzens den ganzen Jammer deiner Leiden.

Beseufze und fühle schmerzlich, daß du noch so fleischlich und weltlich bist, so wenig den Leidenschaften abgestorben: so erfüllt von den Regungen der Begierlichkeit; so unbehütet in den äußeren Sinnen; so oft mit vielen eitlen Einbildungen behaftet; so sehr zum Aeußerlichen geneigt, so nachlässig für das Innerliche; so leichtfertig zum Lachen und zur Ausgelassenheit, so hart zum Weinen und zur Zerknirschung; so bereit zur Ungebundenheit und den Annehmlichkeiten des Fleisches, so säumig zur Strenge und zum Eifer; so fürwitzig, Neues zu erhalten und zu hören, und Schönes zu sehen, aber so nachlässig, dich mit Niedrigen und Weggeworfenen zu befassen; so begierig Vieles zu haben, so karg zum Geben, so zäh zum Behalten; so unbedacht im Reden, so unenthaltsam im Schweigen; so ungeordnet in den Sitten, so ungestüm in den Handlungen; so ganz hingegeben der Speise; so taub für das Wort Gottes; so schnell zur Ruhe, so langsam zur Arbeit; so achtsam auf Mährchen, so schläfrig bei den heiligen Vigilien; so eilfertig zum Ende.

so abschweifend beim Aufmerken; so nachlässig in den Tagszeitgebeten, so lau in der Feier der Messe; so trocken bei der Kommunion; so schnell zerstreut, so selten recht gesammelt; so jählings zum Zorne aufgebracht; so leicht verdrießlich über den Nächsten; so bebende zum Richten, so strenge im Tadeln; so fröhlich im Glücke, so schwach bei Unfällen; so oft bereit viel Gutes dir vorzusetzen und so wenig vollbringend.

Nachdem du diese und andere Gebrechen mit Schmerz und großem Mißfallen über die eigene Schwachheit gebeichtet und bereint hast: fasse einen festen Vorsatz, dein Leben immer zu bessern und im Guten zuzunehmen. Hierauf bringe dich selbst mit vollkommener Ergebung und ungetheiltem Willen zur Ehre Meines Namens auf dem Altare deines Herzens zu einem immerwährenden Brandopfer dar, indem du nämlich deinen Leib und deine Seele Mir gläubig befiehlst, auf daß du also erlangest, würdig hinzugehen, um Gott das Opfer darzubringen und das Sakrament Meines Leibes heilsam zu empfangen.

Denn es gibt kein würdiger Opfer, und keine größere Genugthuung zur Tilgung der

Sünden, als ſich ſelbſt lauter und ungetheilt mit dem Opfer des Leibes Chriſti in der Meſſe und bey der Communion Gott zu opfern.

Hat der Menſch gethan, was an ihm iſt und wahrhaft bereut: ſo oft er dann auch immer der Verzeihung und der Gnade wegen zu Mir hintritt: Ich lebe, ſpricht dann der Herr, der Ich nicht will den Tod des Sünders, ſondern vielmehr daß er ſich bekehre und lebe; denn Ich will ſeiner Sünden nimmer gedenken, ſondern Alle ſollen ihm erlaſſen ſeyn.

Das achte Capitel.

Von dem Opfer Christi am Kreuze und der Selbstentsagung.

Stimme des Geliebten.

Wie Ich Mich am Kreuze mit ausgebreiteten Armen und nacktem Leibe für deine Sünden Gott dem Vater freiwillig geopfert habe, also daß nichts in Mir geblieben, das nicht ganz in das Opfer göttlicher Versöhnung aufgegangen wäre: so sollst auch du dich selbst Mir freiwillig zu einem reinen und heiligen Opfer täglich in der Messe mit allen deinen Kräften und Neigungen, so innerlich als du kannst, opfern. Was fordere Ich mehr von dir, als daß du dich befleißest, dich Mir ganz zu lassen? Was du Mir auch außer dir selbst gibst, dessen achte Ich nicht, weil Ich nicht deine Gabe, sondern dich suche.

Gleichwie dir nicht genügte, hättest du Alles außer Mir, so kann auch Mir nicht

gefallen, was du Mir immer gibst, so du dich nicht selbst zum Opfer gebracht. Opfere dich Mir und gib dich ganz für Gott und dein Opfer wird angenehm seyn. Siehe, Ich habe Mich ganz dem Vater dargebracht für dich, Ich habe auch Meinen ganzen Leib und Mein Blut zur Speise gegeben, damit Ich ganz dein sey und du Mein verbleibest. Hast du dich aber auf dich selbst gestellt und nicht freiwillig in Meinen Willen dich aufgeopfert: so ist es kein volles Opfer, noch ist die Vereinigung zwischen uns vollkommen. Deßwegen muß allen deinen Werken eine freiwillige Opferung deiner selbst in die Hände Gottes vorangehen, wenn du Freiheit und Gnade erlangen willst. Denn darum werden so Wenige erleuchtet und innerlich frei, weil sie nicht wissen, sich selbst gänzlich zu verläugnen. Es ist Mein fester Ausspruch: wenn einer nicht Allem entsagt hat, was er besitzt, so kann er Mein Jünger nicht seyn. Du also, wünschest du Mein Jünger zu seyn, dann opfere dich Mir mit allen deinen Neigungen.

Das neunte Capitel.

Daß wir uns und all das Unsere Gott opfern und für Alle beten sollen.

Stimme des Jüngers.

Herr! Alles ist Dein, was im Himmel ist und auf Erden. Ich trage Verlangen, mich selbst Dir zu einem freiwilligen Opfer zu opfern und immerdar Dein zu verbleiben. Herr! in der Einfalt meines Herzens opfere ich mich selbst Dir heute zum immerwährenden Knechte, zum Gehorsam und zum Opfer beständigen Lobes; nimm mich an mit diesem heiligen Opfer Deines kostbaren Leibes, welches ich Dir heute in Gegenwart der Engel, die unsichtbarlich zugegen, opfere, daß es mir und allem Volke zum Heile sey.

Herr! ich opfere Dir alle meine Sünden und meine Vergehen, welche ich begangen habe vor Dir und Deinen heiligen Engeln, von dem Tage an, da ich zuerst sündigen

konnte, bis zu diesem Tage, auf Deinem Sühnaltare: damit Du sie allzumal anzündest und verbrennst mit dem Feuer Deiner Liebe, und alle Makel meiner Sünden austilgst, und mein Gewissen von jedem Vergehen reinigst, und mir Deine Gnade wieder gibst, die ich durch Sündigen verloren, Alles mir vollkommen erlassend und mich zu dem Kusse Deines Friedens barmherziglich aufnehmend.

Was kann ich thun für meine Sünden, als sie demüthig beichten und beklagen, und Deiner Tröstung unablässig anflehen. Ich flehe Dich an, erhöre mich gnädig, wie ich vor Dir flehe, mein Gott! Alle meine Sünden missfallen mir gar sehr, ich will sie nimmermehr begehen, sie thun mir leid und werden mir leid thun, so lange ich lebe, und ich bin bereit, dafür zu büßen und nach meinem Vermögen genug zu thun. Erlasse mir, o Gott! erlasse mir meine Sünden Deines heiligen Namens wegen; rette meine Seele, welche Du mit Deinem kostbaren Blute erkauft hast. Siehe! ich befehle mich Deiner Barmherzigkeit. Thue mit mir nach Deiner Güte, nicht nach meiner Bosheit und Ungerechtigkeit.

Ich opfere Dir auch all mein Gutes, wie wenig und unvollkommen es immer ſey; damit Du es reinigſt und heiligſt, auf daß es Dir werth ſey und Du es Dir angenehm macheſt und immer zum Beſſeren lenkſt; und auch mich, einen trägen und nutzloſen, armſeligen Menſchen, zu einem ſeligen und löblichen Ende geleiteſt.

Ich opfere Dir auch alle Verlangen der Frommen, die Anliegen meiner Eltern, Freunde, Brüder, Schweſtern, und aller meiner Theueren und derer, die mir und Anderen um Deiner Liebe willen wohlgethan, die von mir Gebete und Verrichtung des Meßopfers für ſich und alle die Ihrigen begehrt und verlangt haben, mögen ſie nun noch im Leibe leben oder von dieſer Welt abgeſchieden ſeyn: daß ſie Alle den Beiſtand Deiner Gnade, die Hülfe Deiner Tröſtung, Schutz vor Gefahren, Rettung von Leiden ſich nahen fühlen und, von allem Uebel erlöſt, fröhlich Dir herrlichen Dank erſtatten.

Ich opfere Dir auch Gebete und Opfer der Verſöhnung für Jene vorzüglich, die in irgend etwas mich verletzt, betrübt oder geſchmäht haben oder irgend einen Schaden

oder eine Beſchwerde mir zugefügt; ſo wie auch für Alle, die ich einmal betrübt, beſchimpft, beſchwert und geärgert habe, in Wort und That, wiſſentlich oder unwiſſentlich: daß Du uns Allen gleichmäßig alle unſere Sünden, Unbilden und Kränkungen nachlaſſeſt.

Nimm hinweg, Herr! von unſern Herzen allen Argwohn, Unwillen, Zorn und Hader und was immer die Liebe verletzen und die brüderliche Eintracht mindern kann. Erbarme Dich, Herr! erbarme Dich Jener, die Deiner Barmherzigkeit begehren, gib Gnade den Bedürftigen, mache uns zu ſolchen, die Deiner Gnade zu genießen würdig ſind und die zum ewigen Leben hinanſteigen.

Das zehnte Kapitel.

Daß die heilige Communion nicht ärztlich zu unterlassen ist.

Stimme des Geliebten.

Du mußt zu dem Borne der Gnade und der göttlichen Barmherzigkeit, zum Horte der Güte und aller Reinheit, deine Zuflucht nehmen, auf daß du von deinen Leidenschaften und Fehlern gesunden könnest und wider die sämmtlichen Anfechtungen und Fallstricke des Satans größere Stärke und Wachsamkeit erlangst. Da er wohl weiß, daß die größte Frucht und das größte Heilmittel in dieser heiligen Kommunion enthalten ist: so stredt der Feind auf jede Weise und bei jeder Gelegenheit die Gläubigen und Andächtigen, so viel er vermag, von ihr abzuziehen und zu hindern. Denn Einige erleiden gerade, wenn sie sich zur Vorbereitung zur heiligen Kommunion anschicken, um so schlimmere Eingebungen

des Satans. Es kommt der böſe Geiſt ſelbſt, wie bei Hiob geſchrieben ſteht, unter die Kinder Gottes, um ſie durch ſeine gewöhnliche Bosheit zu ſtören, oder ſie allzu verzagt und rathlos zu machen, auf daß er ihre Begierde mindere, oder durch Anfechtung ihres Glaubens dieſelbe ihnen benehme: ob ſie ſo vielleicht die Kommunion entweder ganz unterließen oder lau hinzuträten. Man darf ſich aber um ſeine Ränke und Einbildungen, wie ſchmählich und ſcheußlich ſie ſeyen, nicht kümmern, ſondern all ſeine Trugbilder ſoll man auf ſein Haupt zurückwenden. Zu verachten iſt der Elende und zu belachen; und um der Anfälle und Aufregungen wegen, die er bereitet, iſt die heilige Kommunion nicht zu unterlaſſen.

Oft hindert auch eine übergroße Beſorgniß hinſichtlich der zu hegenden Andacht und eine gewiſſe Aengſtlichkeit über die abzulegende Beichte. Handle nach dem Rathe der Weiſen und lege Aengſtlichkeit und Skrupeln ab, weil ſie die Gnade Gottes hindern und die Andacht des Gemüthes vernichten. Wegen einer kleinen Sache, die dich drückt oder beſchwert, unterlaſſe die heilige Kommunion

nicht; ſondern gehe um ſo eiliger beichten und vergebe den Anderen gern alle Kränkungen. Haſt du aber Jemanden gekränkt, ſo bitte du demüthig um Vergebung und Gott wird dir gern vergeben.

Was frommt es, lange mit der Beichte zu ſäumen oder die heilige Kommunion hinaus zu ſchieben? Reinige dich auf's baldigſte, ſpeie das Gift ſchnell aus, beeile dich, die Arzenei zu empfangen und du wirſt dich beſſer fühlen, als wenn du es lange hinausgeſchoben hätteſt. Haſt du heute ſie wegen Dieſem aufgeſchoben, ſo wird Morgen vielleicht etwas Gröſſeres geſchehen und ſo könnteſt du lange von der Kommunion abgehalten, und immer unfähiger werden. So ſchnell du kannſt, ſchüttele die gegenwärtige Erlahmung und Trägheit von dir ab, weil es nichts frommt, lange ſich zu ängſtigen, lange mit bedrängtem Herzen herumzugehen und der täglichen Hinderniſſe wegen ſich von göttlichen Dingen auszuſchlieſſen. Vielmehr ſchadet es auf's Höchſte, die Kommunion lange hinauszuſchieben; denn groſſe Erſchlaffung pflegt die Folge zu ſeyn. Ach leider! iſt einigen lauen und in ſich erſchlafften Menſchen jede Verzögerung der

Beichte willkommen und sie suchen die heilige Kommunion deßwegen hinaus zu schieben, damit sie nicht zu größerer Wachsamkeit über sich selbst gehalten seyen.

Ach wie eine geringe Liebe und schwache Andacht haben die, welche die heilige Kommunion so leicht hintansetzen! Wie glücklich und Gott wohlgefällig ist Jener, der so lebt und sein Gewissen in solcher Lauterkeit behütet, daß er jeden Tag zum Empfange der Kommunion bereit wäre und die rechte Begierde dazu hätte, würde es ihm gestattet seyn und könnte er es ohne Aergerniß thun. Wenn einer zuweilen aus Demuth sich enthält oder weil ihn eine rechtmäßige Ursache verhindert, so ist er der Ehrfurcht wegen zu loben. Wenn aber Erschlaffung sich einschleicht, soll er sich selbst aufmuntern und thun, was an ihm ist; und Gott wird seinem Verlangen beistehen nach dem guten Willen, auf den er besonders sieht.

Ist er aber rechtmäßig verhindert, so soll er stets den guten Willen und die Absicht haben zu kommuniziren, und er wird der Frucht des Sakramentes nicht ermangeln. Denn es kann ein jeder Andächtige jeden Tag

und zu jeder Stunde heilsam und ohne Hinderniß zu Christi geistlicher Kommunion hingehen. Und doch soll er an bestimmten Tagen, zur festgesetzten Zeit, den Leib seines Erlösers mit inniger Ehrerbietung sakramentalisch empfangen und den Preis und die Ehre Gottes mehr im Auge haben, als seine Tröstung suchen. Denn so oft kommunizirt er mystischer Weise und wird unsichtbar erquickt, als er das Mysterium der Menschwerdung Christi und Sein Leiden bedenkt und zu Seiner Liebe entzündet wird.

Wer sich aber nicht anders bereitet, als wenn ein Fest bevorsteht oder die Gewohnheit dazu treibt, wird zum Oefteren unvorbereitet seyn. Selig, wer sich dem Herrn zum Brandopfer darbringt, so oft er die Messe feiert oder kommunizirt. Sey bei der Verrichtung des Meßopfers nicht zu langsam oder zu eilig, sondern bewahre die gemeine, gute Weise Jener, mit denen du lebst. Du sollst dem Anderen keine Beschwerden oder Verdruß erzeugen, sondern bewahre den gemeinen Weg nach der Einsetzung der Vorfahren, und diene mehr dem Nutzen Anderer, als der eigenen Andacht und Neigung.

Das eilfte Capitel.

Daß der Leib Christi und die heilige Schrift der gläubigen Seele zumeist nothwendig sind.

Stimme des Jüngers.

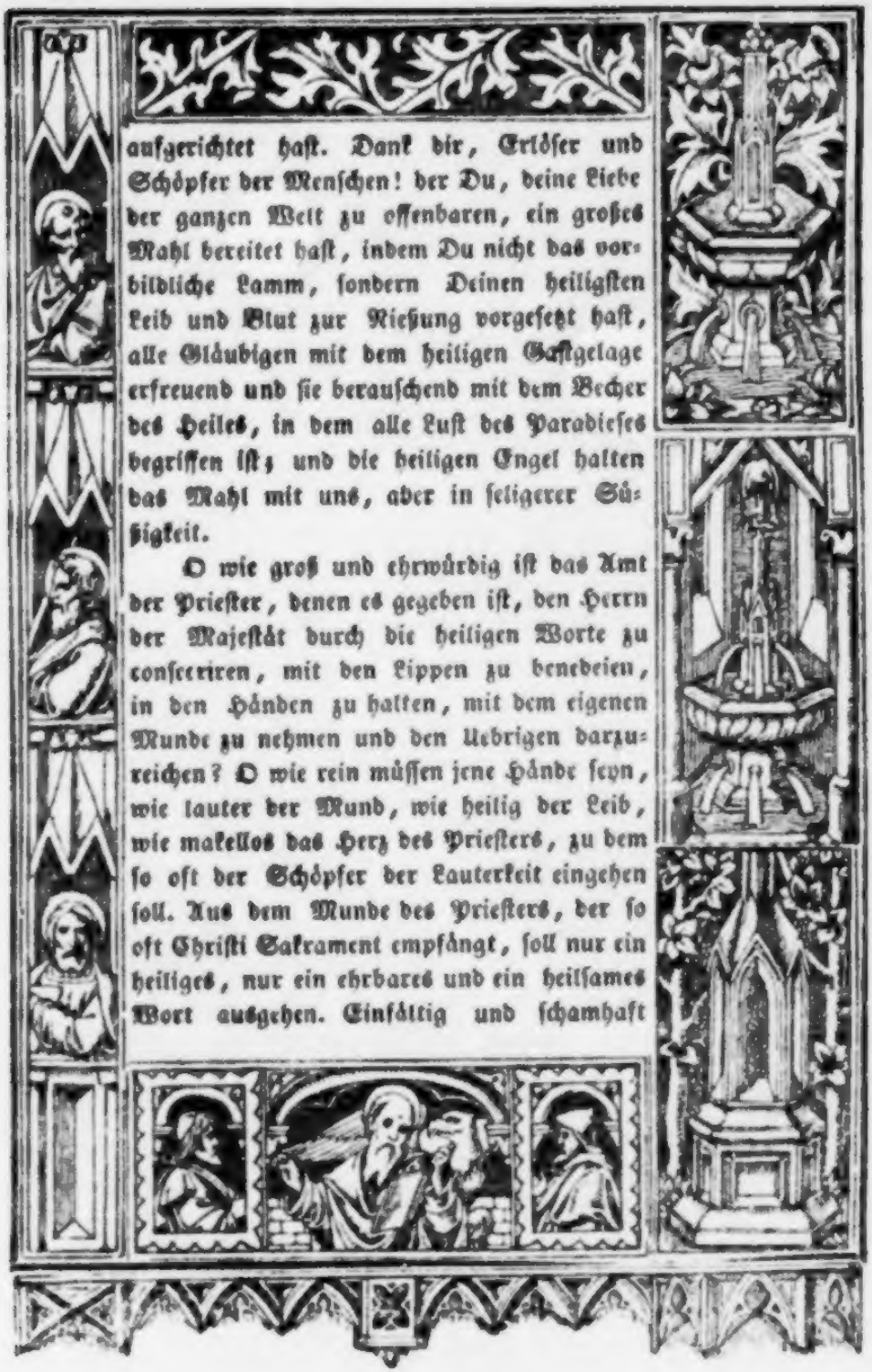
O süßester Herr Jesu! wie groß ist die Süßigkeit einer andächtigen Seele, die an Deinem Gastmahle mit Dir speiset; wo ihr zum Genusse keine andere Speise vorgesetzt wird, als Du, ihr einziger Geliebter, Du über alles Sehnen des Herzens Ersehnter. Und mir wäre süß in Deiner Gegenwart Thränen der innigsten Sehnsucht zu vergießen und mit Thränen, gleich der frommen Magdalena, Deine Füße zu netzen. Aber wo ist diese Andacht? Wo der reichliche Erguß heiliger Thränen? Wahrlich vor Deinem und Deiner Engel Angesicht sollte mein Herz erglühen und vor Freude weinen. Denn ich besitze Dich im Sakrament wahrhaft gegenwärtig, obgleich unter fremder Gestalt verborgen.

Denn in der eigenen und göttlichen Klarheit dich anzuſchauen, das können meine Augen nicht ertragen; aber auch die ganze Welt könnte nicht in dem Glanze der Glorie Deiner Majeſtät beſtehen. Hierin alſo hältſt Du meine Schwäche zu Rathe, daß Du Dich in dem Sakramente verbirgſt. Ich beſitze Den wahrhaft und bete Ihn an, Den die Engel im Himmel anbeten; ich aber einſtweilen noch im Glauben, Jene dagegen im Schauen und ohne Hülle. Ich muß mich mit dem Lichte des wahren Glaubens begnügen und darinnen wandlen, bis herannaht der Tag ewiger Klarheit und der Schatten der Bilder ſich neiget. Wenn aber eingetreten, was da vollkommen iſt, dann wird der Gebrauch der Sakramente aufhören, weil die Seligen in der himmliſchen Glorie ſakramentaliſcher Arznei nicht bedürfen. Denn ohne Ende erfreuen ſie ſich in der Gegenwart Gottes, ſchauend Seine Glorie von Angeſicht zu Angeſicht und umgewandelt von Klarheit zur Klarheit der unergründlichen Gottheit, genießen ſie das Fleiſch gewordene Wort Gottes: wie es war von Anbeginn und bleibt in Ewigkeit.

Eingedenk dieſer Wunder wird mir ſelbſt jegliche geiſtliche Tröſtung ſehr zum Ueberdruß: denn ſo lange ich meinen Herren in ſeiner Glorie nicht ſchaue, halte ich Alles für nichts, was ich in der Welt erblicke und höre. Du biſt Zeuge, mein Gott! daß keine Sache mich tröſten kann, keine Kreatur mich beruhigen, auſſer Du, mein Gott! den ich einzig anzuſchauen verlange. Aber dieß iſt nicht möglich, ſo lange ich in dieſer Sterblichkeit bleibe, und darum thut mir Noth, auf große Geduld mich zu verlegen und mich ſelbſt in jedem Verlangen Dir zu unterwerfen. Denn auch Deine Heiligen, Herr! die jezt mit Dir im Reiche der Himmel rohlocken, harrten im Glauben und in großer Geduld, da ſie lebten, der Ankunft Deiner Glorie. Was ſie geglaubt haben, glaube ich; was ſie gehofft haben, hoffe ich; wo ſie hingelangt ſind, vertraue ich durch Deine Gnade hinzugelangen. Ich werde unterdeſſen im Glauben wandeln, durch die Vorbilder der Heiligen geſtärkt. Ich habe auch die heiligen Bücher zum Troſte und zum Lebensſpiegel und über dieß Alles deinen heiligſten Leib zur beſonderen Arzenei und Erfriſchung.

Denn zwei Dinge fühlte ich mir zumeiſt nothwendig in dieſem Leben, ohne welche mir dieß elende Leben unleidlich wäre. Zurückgehalten im Kerker dieſes Leibes, bekenne ich, zweierlei zu bedürfen: das iſt, Speiſe und Licht. Du haſt daher mir, dem Kranken, Deinen Frohnleichnam zur Erquickung des Geiſtes und des Leibes gegeben und meinen Füßen zur Leuchte geſetzt Dein Wort. Ohne dieſe beiden könnte ich nicht leben: denn das Wort Gottes iſt das Licht meiner Seele und Dein Sakrament das Brod des Lebens. Sie mögen auch zwei Tiſche heißen, hier und dorthin in die Schatzkammer der heiligen Kirche aufgeſtellt. Der eine iſt der Tiſch des heiligen Altares mit dem heiligen Brode, das iſt: dem koſtbaren Leibe Chriſti; der andere iſt der des göttlichen Geſetzes, beſchließend die heilige Lehre, unterrichtend im rechten Glauben und ſicher geleitend zum Inneren des Vorhanges, darin das Allerheiligſte enthalten iſt.

Dank Dir, gütiger Jeſu! Licht des ewigen Lichtes! für den Tiſch der heiligen Lehre, den du uns durch Deine Diener, die Propheten und Apoſtel und andere Lehrer



aufgerichtet haſt. Dank dir, Erlöſer und Schöpfer der Menſchen! der Du, deine Liebe der ganzen Welt zu offenbaren, ein großes Mahl bereitet haſt, indem Du nicht das vorbildliche Lamm, ſondern Deinen heiligſten Leib und Blut zur Nießung vorgeſetzt haſt, alle Gläubigen mit dem heiligen Gaſtgelage erfreuend und ſie berauſchend mit dem Becher des Heiles, in dem alle Luſt des Paradieſes begriffen iſt; und die heiligen Engel halten das Mahl mit uns, aber in ſeligerer Süßigkeit.

O wie groß und ehrwürdig iſt das Amt der Prieſter, denen es gegeben iſt, den Herrn der Majeſtät durch die heiligen Worte zu conſecriren, mit den Lippen zu benedeien, in den Händen zu halten, mit dem eigenen Munde zu nehmen und den Uebrigen darzureichen? O wie rein müſſen jene Hände ſeyn, wie lauter der Mund, wie heilig der Leib, wie makellos das Herz des Prieſters, zu dem ſo oft der Schöpfer der Lauterkeit eingehen ſoll. Aus dem Munde des Prieſters, der ſo oft Chriſti Sakrament empfängt, ſoll nur ein heiliges, nur ein ehrbares und ein heilſames Wort ausgehen. Einfältig und ſchamhaft

ſeyen ſeine Augen, die Chriſti Leib anzublicken pflegen; rein und zum Himmel erhoben die Hände, die den Schöpfer des Himmels und der Erde zu bewähren pflegen.

Es ſtehe uns Deine Gnade bei, allmächtiger Gott! daß wir, die wir das prieſterliche Amt übernommen haben, Dir würdig und andächtig mit aller Lauterkeit und gutem Gewiſſen zu dienen vermögen. Und können wir nicht in ſolcher Unſchuld des Lebens wandeln, wie wir ſollten: ſo gewähre uns doch, würdig das Böſe zu beweinen, was wir verübt haben: auf daß wir im Geiſte der Demuth und mit dem Vorſatze eines guten Willens Dir im Uebrigen um ſo inbrünſtiger zu dienen vermögen.

Das zwölfte Capitel.

Daß, wer mit Chriſto ſich vereinigen will, ſich mit groſſem Fleiſſe vorbereiten ſoll.

Stimme des Geliebten.

Ich bin ein Liebhaber der Reinheit und der Verleiher aller Heiligkeit. Ich ſuche ein reines Herz und da iſt die Stätte meiner Ruhe. Bereite mir einen großen, gebreiteten Saal zum Mahle, und Ich werde Paſcha bei dir halten mit meinen Jüngern. Willſt du, daß Ich zu dir komme und bei dir bleibe, ſo ſäubere den alten Sauerteig und reinige die Wohnung deines Herzens. Schließe aus die ganze Welt und allen Ungeſtüm der Laſter; ſitze wie ein einſamer Sperling auf dem Dache und bedenke deine Vergehen in der Bitterkeit deines Herzens. Denn jeder Liebende bereitet ſeinem theueren Liebhaber die beſte und ſchönſte Stätte, weil hierin die Zuneigung deſſen erkannt wird, der den Geliebten aufnimmt.

Doch ſollſt du wiſſen, daß du dieſer Zubereitung nicht Genüge thun kannſt durch das Verdienſt deines Wirkens, wenn du dich auch ein ganzes Jahr ſo vorbereiteteſt, daß dir nichts Anderes im Sinne läge; ſondern bloß durch Meine Milde und Gnade wird dir geſtattet zu dem Tiſche hin zu treten: gleich wie wenn zum Mahle eines Reichen ein Bettler gerufen wird und dieſer nichts Anderes zur Vergeltung ſeiner Wohlthaten hat, als daß er ſich demüthigt und dankt. Thue alſo was an dir iſt und thue es achtſam; nicht aus Gewohnheit, ſondern mit Furcht und Ehrerbietung und Begierde empfange den Leib des geliebten Herrn, deines Gottes, der dich begnadet, zu dir zu kommen. Ich bins, der gerufen; ich habe gebeten, daß es geſchehe; Ich werde ergänzen, was dir mangelt. Komme und empfange Mich.

Wenn ich die Gnade der Andacht ertheile, danke deinem Gotte; nicht weil du deß würdig biſt, ſondern weil Ich Mich deiner erbarmt habe. Wenn du keine Andacht empfindeſt, ſondern dich vielmehr trocken fühlſt: dann bete um ſo inſtändiger, ſeufze, klopfe an und laß nicht ab, bis du dir er-

worden, einen Brodſamen oder einen Tropfen Meiner heilſamen Gnade zu empfangen. Du bedarfſt Meiner; nicht bedarf Ich deiner! und nicht du kömmſt Mich zu heiligen; ſondern Ich komme, dich zu heiligen und zu beſſern. Du kömmſt, um von Mir geheiligt und mit Mir geeint zu werden; um neue Gnade von Gott zu empfangen und von Neuem zur Beſſerung entzündet zu werden. Verſäume dieſe Gnade nicht, bereite immer dein Herz mit allem Fleiße und führe deinen Geliebten zu dir ein.

Es iſt aber nothwendig, daß du dich nicht allein zur Andacht vor der Kommunion vorbereiteſt, ſondern dich auch ſorgfältig darin bewahrſt nach des Sakramentes Empfang. Und es wird keine geringere Huth nachher erfordert, als eine andächtige Vorbereitung vorher. Denn eine gute Huth nachher iſt hinwiederum die beſte Vorbereitung, um größere Gnade zu erlangen. Wenn nämlich einer ſogleich äußerem Troſte allzu ſehr ſich hingibt, ſo wird er dadurch ſehr unfähig dazu. Hüte dich vor eitlem Schwatzen, bleibe einſam und genieße Deines Gottes. Denn du haſt Ihn, den die ganze Welt dir nicht neh-

men kann. Ich bin's, dem du dich ganz geben ſollſt, ſo daß du fortan nicht in dir, ſondern in Mir, ohne alle Sorge lebſt.

Das dreizehnte Capitel.

Daß eine fromme Seele von ganzem Herzen nach der Vereinigung mit Chriſtus im Sakramente verlangen ſoll.

Stimme des Jüngers.

Wer verleiht mir, o Herr! Dich einzig zu finden, um Dir mein ganzes Herz zu öffnen, und Deiner nach dem Verlangen meiner Seele zu genießen; und daß hinfort Niemand auf mich herabſehe, noch irgend eine Kreatur mich in Bewegung bringe oder zu mir aufſehe: ſondern daß Du allein zu mir redeſt und ich zu Dir, wie ein Geliebter pflegt zu dem Geliebten zu reden und ein Freund mit dem Freunde zu verkehren?

Das bitte ich, das begehre ich, daß ich Dir ganz geeint werde und mein Herz von

allen erſchaffenen Weſen abziehe und mehr und mehr durch die heilige Kommunion und häufige Feier des Meßopfers das Himmliſche und Ewige verſtehen lerne. Ach, Herr Gott! wann werde ich ganz mit Dir geeint und von Dir verſchlungen und meiner ganz vergeſſen ſeyn? Verleihe, daß Du in mir und ich in Dir und daß wir alſo Eins bleiben!

Wahrlich, Du biſt mein Geliebter, der Erwählte von Tauſenden, in dem meiner Seele wohlgefällt zu wohnen alle die Tage ihres Lebens. Fürwahr, Du biſt mein Friedenbringer, in dem der höchſte Friede und wahre Ruhe wohnt, außerhalb deſſen Mühe iſt und Schmerz und endloſes Elend. Fürwahr, Du biſt der verborgene Gott und Dein Rath iſt nicht mit den Sündern, ſondern mit dem Demüthigen und Einfältigen iſt Deine Rede. O wie lieblich iſt, Herr! Dein Geiſt, Der Du, um Deinen Kindern deine Süßigkeit zu zeigen, ſie mit dem ſüßeſten Brod, das vom Himmel niederſteigt, zu erquicken gewürdigt haſt. Wahrlich, kein anderes Volk iſt ſo erhaben, daß es Götter hätte, die ihm nahten, wie Du, unſer Gott! allen Gläubigen beiwohnſt, denen Du zum täglichen Troſte

und um ihr Herz zum Himmel aufzurichten, Dich zu essen und zu genießen gibst.

Welch ander Volk ist also herrlich, wie das christliche? Oder welch Geschöpf unter dem Himmel so geliebt, wie eine andächtige Seele, zu der der Herr eingeht, um sie mit seinem glorreichen Fleische zu weiden. O unaussprechliche Gnade! O wunderbare Huld! O unermeßliche Liebe, dem Menschen sonderlich verliehen! Aber wie werde ich dem Herren für diese Gnade vergelten? für diese annehmende Liebe? Es gibt nichts Anderes, was ich ihm Angenehmeres geben könnte, als daß ich mein Herz gänzlich Gott hingebe und Ihm innerlichst verbinde. Dann wird all mein Inneres frohlocken, wenn meine Seele vollkommen Gott geeint ist. Dann wird Er zu mir sprechen: Willst du bei Mir seyn, so will Ich bei dir seyn. Und ich werde Ihm erwiedern: Würdige mich, Herr! bei mir zu bleiben, ich will gern bei dir seyn. Das ist all mein Verlangen, daß mein Herz Dir geeint sey.

Das vierzehnte Kapitel.

Von dem glühenden Verlangen einiger Frommen nach dem Leibe Christi.

Stimme des Jüngers.

O wie groß ist die Fülle Deiner Süßigkeit, Herr! welche Du für die verborgen hast, die Dich fürchten. Wenn ich zurückdenke an einige Heilige, die zu deinem Sakramente, Herr! mit großer Andacht und Begier hinzutreten, dann werde ich zum öfteren in mir selbst beschämt und ich erröthe, daß ich zu deinem Altare und dem Tische der heiligen Communion so träg und kalt hinzutrete; daß ich so dürr, ohne Andacht und Begierde des Herzens bleibe und daß ich nicht ganz erglüht bin vor Dir, meinem Gotte; noch so heftig hingezogen und davon ergriffen, wie viele Andächtige es waren, die vor übergroßer Sehnsucht nach der Kommunion und vor sichtbarer Liebe des Herzens, sich des Weinens nicht enthalten konnten, son-

dern mit dem Munde des Herzens und des Leibes zugleich lechzten sie aus innerstem Grunde nach Dir, dem lebendigen Borne, unvermögend, ihren Hunger anders zu mäßigen und zu stillen, als wenn sie Deinen Leib mit aller Fröhlichkeit und geistigen Begier empfangen hätten.

O! ihr wahrhaft gläubender Glauben ist ein bewährtes Zeichen Deiner heiligen Gegenwart. Denn die erkennen ihren Gott wahrhaft in der Brechung des Brodes, deren Herz in ihrem Innern so mächtig von Jesu, dem mit ihnen Wandelnden, erglüht. Gar fern ist mir, ach leider! solcher Eifer und Andacht, eine so heftige Liebe und Gluth. Sey mir gnädig, guter Jesu, und süß und gütig; gewähre Deinem armen Bettler, daß er mindestens zuweilen ein Wenig von der herzlichen Begierde Deiner Liebe in der heiligen Kommunion empfinde, damit mein Glaube mehr erstarke, meine Hoffnung in deiner Güte wachse und meine Liebe einmal vollkommen entbrannt und des Geschmackes des himmlischen Mannas würdig, niemal abnehme.

Es vermag aber Deine Barmherzigkeit auch die ersehnte Gnade mir zu gewähren

und im Geiſte der Inbrunſt, iſt der Tag Deines Wohlgefallens gekommen, mich mildigſt heimzuſuchen. Denn wenn ich auch nicht von dem ſo großen Verlangen Jener glühe, die mit ſo beſonderer Andacht Dir ergeben ſind, ſo habe ich doch durch Deine Gnade das Verlangen nach jenem entflammten Verlangen; indem ich bitte und verlange, ein Theilnehmer aller Deiner ſo inbrünſtigen Liebhaber zu werden und daß man mich ihrer heiligen Genoſſenſchaft zuzähle.

Das fünfzehnte Capitel.

Daß die Gnade der Andacht durch Demuth und Selbſtverläugnung erlangt wird.

Die Stimme des Geliebten.

Du muſt die Gnade der Andacht beſchwerlich ſuchen, ſehnſüchtig begehren, geduldig und getroſt erwarten, dankbar annehmen, demüthig bewahren, eifrig mit ihr wirken und Gott die Zeit und Art der himmliſchen Heimſuchung, bis

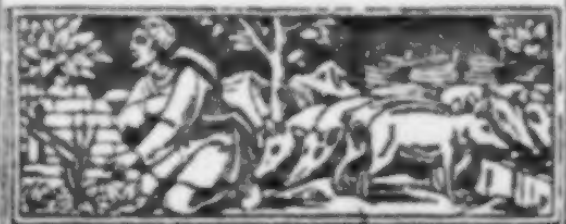
dem Empfange der heiligen Euchariſtie groſſe Gnade der göttlichen Einigung, weil ſein Abſehen nicht auf die eigene Andacht und Tröſtung, ſondern auf Gottes Ehre und Glorie geht.

Das ſechzehnte Capitel.

Daß wir unſere Anliegen Chriſto offenbaren und ſeine Gnade verlangen ſollen.

Stimme des Jüngers.

O ſüßeſter und liebreichſter Herr! den ich jetzt begehre, andächtig zu empfangen! Du kennſt meine Schwachheit und Noth, die ich leide; in wie groſſen Sünden und Laſtern ich liege; wie oft ich beſchwert, angefochten, verwirrt und befleckt werde. Um Arznei komme ich zu Dir; um Troſt und Erleichterung bitte ich Dich; zu Dir, dem Allwiſſenden, rede ich, dem mein ganzes Innere offenbar iſt und der Du allein mich vollkommen tröſten und mir helfen kannſt. Du weißt, was Gutes ich



von Allem bedarf und wie arm ich bin an Augenden.

Siehe! ich stehe vor Dir, arm und nackt, Gnade fordernd und um Barmherzigkeit flehend. Erquicke den hungrigen Bettler, erwärme meine Kälte mit dem Feuer Deiner Liebe, erleuchte meine Blindheit mit der Klarheit Deiner Gegenwart. Kehre mir alles Irdische in Bitterkeit, alles Drückende und Widrige in Geduld, alles Niedere und Erschaffene in Geringschätzung und Vergessenheit. Richte auch mein Herz zu Dir gen Himmel und lasse mich nicht schweifen über die Erde hin. Du allein seiest mir von nun an süß bis in Ewigkeit, weil Du allein meine Speise und mein Trank, meine Liebe und meine Lust, meine Süßigkeit und all mein Gut bist.

Ach! daß Du mich gänzlich durch Deine Gegenwart entzündetest, verbrenntest und mich umwandeltest in Dich; daß ich mit Dir Ein Geist würde durch die Gnade der inneren Einigung und durch die Verschmelzung glühender Liebe. Lasse mich nicht nüchtern und trocken von Dir hinweggehen, sondern handle mit mir barmherzig, wie Du zum öfteren an Deinen Heiligen wunderbar gethan. Was

Wunder, wenn ich ganz an Dir entbrennte und in mir ſelbſt erlöſchte, da Du das Feuer biſt, das allweg brennende und nimmer erlöſchende, die Liebe, die alle Herzen reinigende und den Verſtand erleuchtende.

Das ſiebenzehnte Kapitel.

Von der brennenden Liebe und dem heftigen Verlangen, Chriſtus zu empfangen.

Stimme des Jüngers.

Mit der höchſten Andacht und Liebe, mit des Herzens ganzer Begierde und Inbrunſt ſehne ich mich, Dich zu empfangen, o Herr! wie viele heilige und andächtige Menſchen bei der Kommunion nach Dir verlangten, die Dir durch die Heiligkeit des Lebens zumeiſt gefielen und die in der glühendſten Andacht waren. O mein Gott! ewige Liebe, all mein Gut, unbegrenzte Seligkeit! empfangen möchte ich Dich mit der heißeſten Sehnſucht und der würdigſten Ehrfurcht, welche je Einer der Heiligen hatte und fühlen konnte.

Und wenn ich unwürdig bin, alle jene Empfindungen der Andacht zu haben, so opfere ich Dir doch jede Neigung des Herzens, als ob ich alle jene Dir zum höchsten Wohlgefallen entflammten Begierden allein hätte. Aber was auch nur immer ein frommer Geist fassen und wünschen kann, das Alles reiche ich Dir dar und opfere es mit der tiefsten Ehrfurcht und der innigsten Inbrunst. Nichts wünsche ich mir vorzubehalten; sondern mich und all das Meine Dir freiwillig und freudigst hinzuopfern. Herr, mein Gott! mein Schöpfer und mein Erlöser! mit solcher Begierde und Ehrfurcht, Lobpreisung und Ehrerweisung, mit solcher Dankbarkeit, Würdigkeit und Liebe, mit der Hoffnung, dem Glauben und der Lauterkeit begehre ich Dich heute zu empfangen, wie Dich empfing und nach Dir sich sehnte deine heiligste Mutter, die gnadenreiche Jungfrau Maria, als sie dem Engel, der ihr die frohe Botschaft von dem Geheimniß Deiner Menschwerdung verkündete, demüthig und andächtig antwortete: siehe! ich bin die Magd des Herrn! mir geschehe nach Deinem Worte.

Und wie Dein ſeliger Vorläufer, der Herrlichſte der Heiligen, Johannes der Täufer, in Deiner Gegenwart frohlockend in der Freude des heiligen Chriſtus aufjubelte, als er noch von dem mütterlichen Leibe umſchloſſen wurde: und wie er nachher, da er Jeſus unter den Menſchen wandeln ſah, ſich ſehr demüthigend, mit andächtiger Begierde ſprach: »der Freund des Bräutigams aber, der da ſteht und ihn hört, der iſt froher Freude voll ob der Stimme des Bräutigams;« ſo wünſche auch ich von großem und heiligem Verlangen entflammt zu werden und Dir mich von ganzem Herzen zu ergeben. Das Frohlocken aller andächtigen Herzen, ihre glühenden Begierden, geiſtigen Verzuckungen und übernatürlichen Erleuchtungen und himmliſchen Geſichte opfere ich Dir darum auf und biete ſie Dir dar mit allen Zungen und allem Lobe, das Dir von jeglicher Kreatur im Himmel und auf Erden feſtlich erboten wurde oder je wird erboten werden, für mich und alle meinem Gebete Empfohlenen, auf daß Du von allen würdig mögeſt geprieſen und immerdar verherrlicht werden.

Empfange meine Gelübde, Herr! mein

Gott! und die Begierde, dich unendlich zu preiſen und unermeßlich zu benedeien, wie wir es Dir nach der Fülle Deiner unausſprechlichen Größe ſchuldig ſind. Dieß entbiete ich Dir und begehre es zu entbieten jeden Tag und Augenblick. Und alle himmliſchen Geiſter und Deine ſämmtlichen Gläubigen lade ich ein und flehe ſie mit Bitten und Wünſchen an, daß ſie mit mir Dir Lob und Dank ſagen.

Preiſen ſollen dich alle Völker, Stämme und Zungen, und Deinen heiligen honigfließenden Namen mit glühender Andacht und höchſtem Frohlocken verherrlichen. Und Alle, die da ehrerbietig und andächtig die Feier Deines hochheiligſten Sakramentes begehen und mit vollem Glauben es empfangen, mögen Gnade und Barmherzigkeit bei Dir zu finden erlangen und für mich Sünder flehentlich beten. Und ſind ſie der gewünſchten Andacht und der genußreichen Einigung theilhaft geworden und kehren ſie wohl getröſtet und wunderbar erquickt von dem heiligen, himmliſchen Tiſche zurück, mögen ſie dann mich Armen würdigen, meiner zu gedenken.

Das achtzehnte Capitel.

Daß der Menſch kein fürwitziger Grübler des Sakramentes, ſondern ein demüthiger Nachfolger Chriſti ſeyn ſoll, ſeinen Verſtand dem heiligen Glauben unterwerfend.

Stimme des Geliebten.

Du mußt dich hüten vor fürwitziger oder nutzloſer Durchgründung dieſes tiefſten Sakramentes, willſt du nicht in des Zweifels Tiefe hinabgeſtoſſen werden. Wer ein Erſpäher der Majeſtät iſt, wird von der Glorie überwältigt werden. Mehr vermag Gott zu wirken, als der Menſch begreifen kann. Leidlich iſt ein frommes und demüthiges Forſchen nach der Wahrheit, das ſtets bereit iſt, ſich belehren zu laſſen und ſich befleißt, nach den geſunden Beſchlüſſen der Väter zu wandeln.

Selig die Einfalt, die da meidet die ſchwierigen Wege der Fragen, und auf dem gebahnten und feſten Pfade der Gebote Gottes dahinwandelt. Viele haben die

Andacht verloren, da ſie Höheres erſpähen wollten. Glaube wird von dir gefordert und ein unbeſcholten Leben, nicht hoher Verſtand noch die Tiefe der Myſterien Gottes. Wenn du das nicht verſtehſt noch begreifeſt, was unter dir iſt, wie wirſt du das faſſen, was über dir iſt? Unterwerfe dich Gott und demüthige deinen Verſtand vor dem Glauben, und dir wird das Licht der Wiſſenſchaft gegeben werden, wie es dir nüz und Noth iſt.

Einige werden ſchwer angefochten über den Glauben und das Sakrament; dieß aber iſt nicht ihnen zuzurechnen, ſondern vielmehr dem Feinde. Mach dir keine Sorge und disputire nicht mit deinen Gedanken, noch auch antworte auf die vom Teufel eingegebenen Zweifel; ſondern glaube den Worten Gottes, glaube Seinen Heiligen und Propheten und fliehen wird von dir der böſe Feind. Oft frommt es ſehr, daß ein Diener Gottes dergleichen erträgt; denn die Ungläubigen und Sünder, die er ſchon ſicher beſizt, verſucht er nicht: die gläubigen Frommen aber verſucht und plagt er auf mancherlei Art.

Gehe darum hin mit einfältigem zweifelloſem Glauben und mit einfältiger

Ehrfurcht tritt zum Sakramente. Was du nicht zu verstehen vermagst, überlasse getrost Gott dem Allmächtigen. Gott betrügt dich nicht; wer allzusehr sich glaubt, wird betrogen. Gott wandelt mit den Einfältigen; offenbart sich den Demüthigen; gibt den Kleinen Verständniß; öffnet reinen Gemüthern den Sinn und verbirgt Seine Gnade den Fürwitzigen und Hoffärtigen. Menschliche Vernunft ist schwach und kann betrogen werden; wahrer Glaube aber kann nicht betrogen werden.

Alle Vernunft und natürliche Erforschung soll dem Glauben folgen, nicht ihm vorangehen, noch ihn verletzen. Denn hier leuchten Glaube und Liebe zumeist hervor und wirken auf verborgene Weise in diesem heiligsten und hehrsten Sakramente.

Gott der Ewige, Unermeßliche, dessen Macht unbegränzt ist, wirkt Großes und Unerforschbares im Himmel und auf Erden, und es gibt kein Ausforschen Seiner Wunderwerke. Wären die Worte Gottes also, daß sie leicht von menschlicher Vernunft könnten begriffen werden, so wären sie nicht wunderbar noch unerforschbar zu nennen.

Inhalt.

Erſtes Buch.

In fünf und zwanzig Capiteln.

I. Von der Nachfolge Chriſti und der Verſchmähung aller Eitelkeiten der Welt.
II. Von dem demüthigen Gefühle ſeiner ſelbſt.
III. Von der Lehre der Wahrheit.
IV. Von Vorſichtigkeit im Handeln.
V. Vom Leſen heiliger Schriften.
VI. Von ungeordneten Begierden.
VII. Wie man eitle Hoffnung und Aufgeblaſenheit fliehen ſoll.
VIII. Von der Vermeidung übergroßer Vertraulichkeit.
IX. Von dem Gehorſam und der Unterwürfigkeit.
X. Von Vermeidung überflüſſiger Worte.
XI. Wie man Friede gewinnen ſoll und von dem Eifer im Fortſchreiten.
XII. Vom Nutzen der Widerwärtigkeit.
XIII. Wie man den Verſuchungen widerſtehen ſoll.
XIV. Von der Vermeidung unnützlichen Urtheils.
XV. Von den Werken, die aus Liebe geſchehen.
XVI. Wie man fremde Gebrechen geduldig leiden ſoll.
XVII. Vom kloſterlichen Leben.
XVIII. Von den Vorbildern der heiligen Väter.
XIX. Von den Uebungen eines guten Ordensmannes.
XX. Von der Liebe zur Einſamkeit und zum Schweigen.
XXI. Von der Zerknirſchung des Herzens.
XXII. Wie wir das menſchliche Elend betrachten ſollen.
XXIII. Von der Betrachtung des Todes.
XXIV. Von dem Gerichte und den Strafen der Sünder.
XXV. Von der eifrigen Beſſerung unſers ganzen Lebens.

Zweytes Buch.

In zwölf Capiteln.

I. Ermahnungen, die nach Innen ziehen.
II. Von demüthiger Unterwerfung.
III. Von einem guten, friedfertigen Menſchen.
IV. Von dem lauteren Gemüthe und der einfachen Abſicht.
V. Von der Selbſtbetrachtung.
VI. Von der Freude eines guten Gewiſſens.
VII. Wie Jeſus über Alles zu lieben.
VIII. Von der trauten Freundſchaft mit Jeſus.
IX. Von Entbehrung allen Troſtes.
X. Von der Dankbarkeit für Gottes Gnade.
XI. Von der kleinen Zahl der Liebhaber des Kreuzes Jeſu.
XII. Von dem königlichen Wege des heiligen Kreuzes.

Drittes Buch.

In neun und fünfzig Capiteln.

I. Von Christi innerlichem Zuspruche an die gläubige Seele.

II. Daß die Wahrheit innerlich ohne Wortgeräusch spricht.

III. Daß wir die Worte Gottes hören sollen und daß Viele sie nicht achten.

Gebet um die Gnade der Andacht.

IV. Daß wir in Wahrheit und Demuth vor Gott wandeln sollen.

V. Von wunderbarer Wirkung göttlicher Liebe.

VI. Von der Bewährung eines wahren Liebhabers.

VII. Wie die Gnade unter der Hülle der Demuth zu verbergen sey.

VIII. Von der Geringschätzung seiner selbst in den Augen Gottes.

IX. Daß Alles auf Gott, als das höchste Endziel, zurückzuführen sey.

X. Wie süß es sey, wenn man die Welt verachtet hat, Gott zu dienen.

XI. Daß des Herzens Begierden zu prüfen und zu mäßigen sind.

XII. Von der Unterweisung in der Geduld und dem Kampfe gegen die Begierlichkeiten.

XIII. Von dem Gehorsam eines demuthigen Untergebenen nach dem Beispiel Jesu Christi.

XIV. Wie wir Gottes verborgene Gerichte betrachten sollen, damit wir durch das Gute nicht übermüthig werden.

XV. Wie wir bei Allem, was wir begehren, uns halten und reden sollen.

Gebet um den Willen Gottes zu vollbringen.

XVI. Daß wahrer Trost in Gott allein zu suchen sey.

XVII. Daß man alle Sorgen Gott anheimstellen soll.

XVIII. Daß man zeitliches Elend nach dem Vorbilde Christi geduldig ertragen soll.

XIX. Wie Kränkungen zu erdulden, und wer sich als wahrhaft tugendhaft bewähre.

XX. Von dem Bekenntniß eigener Schwäche und dem Jammer dieses Lebens.

XXI. Daß wir in Gott über allen Gütern und Gaben ruhen sollen.

XXII. Wie man sich der einfältigen Wohlthaten Gottes erinnern soll.

XXIII. Von vier Dingen, die großen Frieden schaffen.

Gebet wider böse Gedanken.

Gebet um Erleuchtung des Verstandes.

XXIV. Wie wir sorgfältiges Ausforschen des Lebens Anderer meiden sollen.

XXV. Worin des Herzens sicherer Friede und ein wahrer Fortgang besteht.

XXVI. Von der Heiligkeit eines freien Gemüthes, die mehr durch demüthiges Beten, als vieles Lesen erlangt wird.

XXVII. Daß die Eigenliebe am Meisten von dem höchsten Gute zurückhält.

Gebet um Reinigung des Herzens.

XXVIII. Gegen die Zungen der Verläumder.

XXIX. Wie man bei bevorstehender Trübsal Gott anrufen und benedeyen soll.

XXX. Von der Anrufung göttlicher Hülfe und dem Vertrauen auf die Wiedererlangung der Gnade.

XXXI. Wie man alle Geschöpfe lassen soll, um den Schöpfer zu finden.

XXXII. Von der Verläugnung seiner selbst, und dem Verlassen von aller Begierde.

XXXIII. Von der Unbeständigkeit des Herzens, und daß man sein Endabsehen auf Gott haben soll.

XXXIV. Daß Gott dem Liebenden vor Allem und in Allem voll Wohlgeschmack ist.
XXXV. Daß es keine Sicherheit in diesem Leben vor der Versuchung gibt.
XXXVI. Wider die eitlen Urtheile der Menschen.
XXXVII. Von der lauteren und unzertheilten Selbstentäußerung, um die Freiheit des Herzens zu erlangen.
XXXVIII. Wie man die äußerlichen Dinge beherrschen und seine Zuflucht zu Gott in Gebeten nehmen soll.
XXXIX. Daß der Mensch in seinen Geschäften nicht ungestüm sey.
XL. Daß der Mensch nichts Gutes aus sich hat, und sich keines Dinges rühmen kann.
XLI. Von der Verachtung aller zeitlichen Ehre.
XLII. Daß man den Frieden nicht auf die Menschen bauen soll.
XLIII. Wider eitle und weltliche Wissenschaft.
XLIV. Daß man sich die äußerlichen Dinge nicht zu Herzen nehmen soll.
XLV. Daß man nicht Jedem glauben soll, und wie leicht man in Worten zu Falle kommt.
XLVI. Daß man auf Gott vertrauen soll, wenn verletzende Reden sich wider uns erheben.
XLVII. Daß man alle Beschwerden, des ewigen Lebens willen, ertragen soll.
XLVIII. Von dem Tage der Ewigkeit und den Bedrängnissen dieses Lebens.
XLIX. Von der Sehnsucht nach dem ewigen Leben, und welcher Lohn den Streitenden verheißen sey.
L. Wie ein trostloser Mensch sich in die Hände Gottes empfehlen soll.
LI. Daß man geringern Werken obliegen soll, wenn man zu Höhe zu schwach ist.
LII. Daß der Mensch sich nicht des Trostes würdig, sondern vielmehr der Züchtigung schuldig achten soll.
LIII. Von der Gnade, die mit denen nichts gemein hat, welche an dem Irdischen ihre Lust finden.
LIV. Von den verschiedenen Neigungen der Natur und der Gnade.
LV. Von der Verderbniß der Natur und der Wirksamkeit göttlicher Gnade.
LVI. Daß wir uns selbst verläugnen, und Christo durch das Kreuz nachfolgen sollen.
LVII. Daß der Mensch nicht allzu kleinmüthig sey, wenn er in einige Fehler verfällt.
LVIII. Von allzu hohe Dinge und die verborgenen Gerichte Gottes nicht erforschen soll.
LIX. Wie alles Hoffen und Vertrauen auf Gott allein zu setzen ist.

Viertes Buch.

In achtzehn Capiteln.

I. Mit welcher Ehrfurcht Christus zu empfangen sey.
II. Daß dem Menschen große Güte und Liebe von Gott in dem Sakramente erwiesen werde.
III. Daß es nützlich sey, oft zu kommunizieren.
IV. Daß viel Gutes denen gewährt wird, die andächtig kommunizieren.
V. Von der Würde des Sakramentes und dem Stande der Priester.
VI. Examen, wie ein Mensch zur Communion sich vorbereiten soll.
VII. Von der Erforschung des

Gewissens und dem Vorsatze der Besserung.

VIII. Von dem Opfer Christi am Kreuze und der Selbstentsagung.

IX. Daß wir uns und all das Unsere Gott opfern und für Alle beten sollen.

X. Daß die heilige Kommunion nicht leichtlich zu unterlassen sey.

XI. Daß der Leib Christi und die heilige Schrift der gläubigen Seele zumeist nothwendig sind.

XII. Daß wer mit Christo sich vereinigen will, sich mit großem Fleiße vorbereiten soll.

XIII. Von dem glühenden Verlangen einiger Frommen nach dem Leibe Christi.

XIV. Daß eine fromme Seele von ganzem Herzen nach der Vereinigung mit Christus im Sakramente verlangen soll.

XV. Daß die Gnade der Andacht durch Demuth und Selbstverläugnung erlangt wird.

XVI. Daß wir unsere Anliegen Christo offenbaren und seine Gnade verlangen sollen.

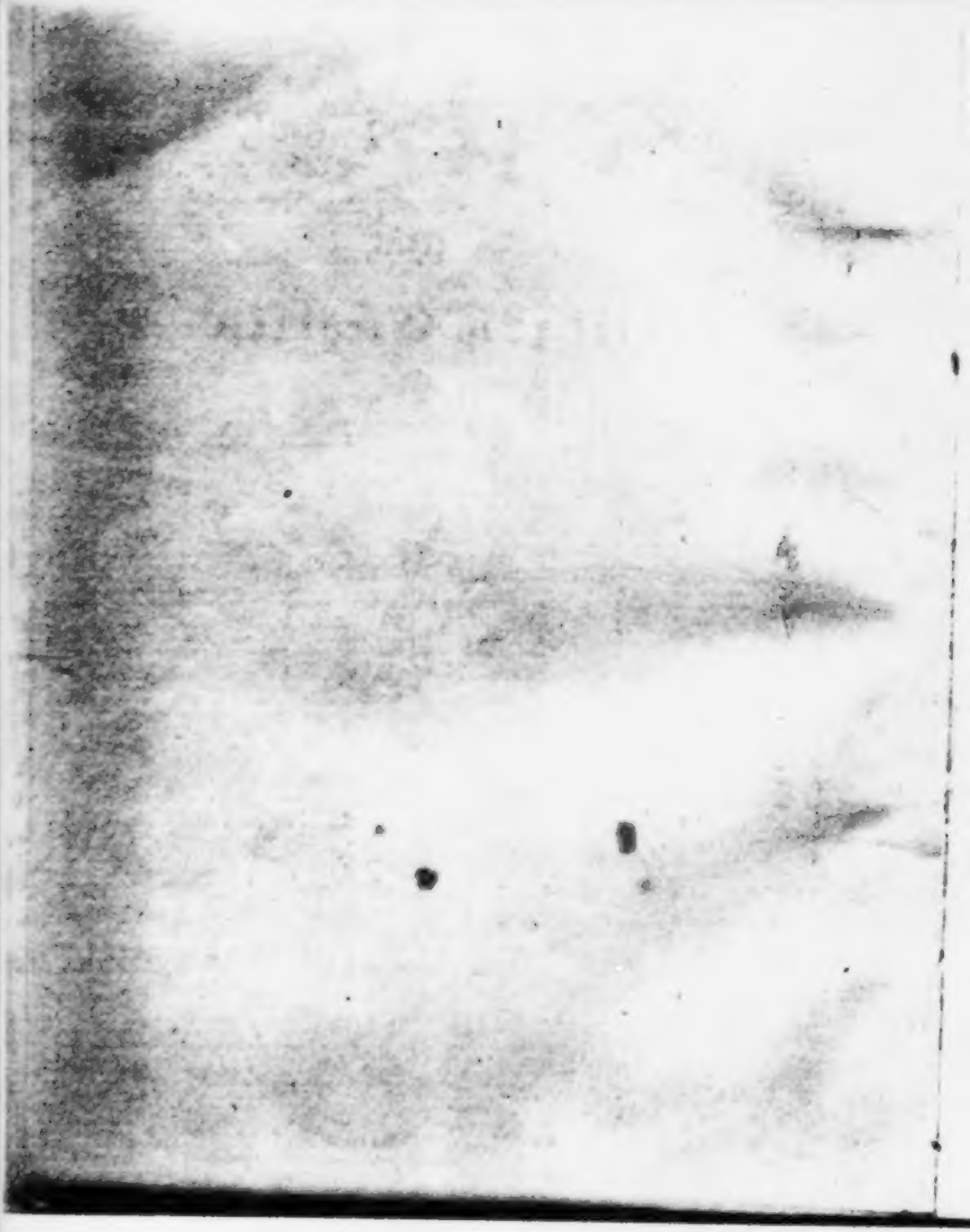
XVII. Von der kommenden Liebe und dem heftigen Verlangen, Christus zu empfangen.

XVIII. Daß der Mensch kein fürwitziger Grübler des Sakramentes, sondern ein demüthiger Nachfolger Christi seyn soll, seinen Verstand dem heiligen Glauben unterwerfend.

Bayerische Staatsbibliothek München

Wien, 1839.

Gedruckt in der Strauß'schen Congreg. Buchdruckerei.



2. Ca

Das Leben
der
heiligen Cäcilia
in
drei Gesängen
von
Guido Görres.

Gedichtet zu Albano im Juli 1842.

München.
Lentner'sche Buchhandlung.

Universitäts-
München
AD
UNIVERS.
MONAC.

Erſter Geſang.

Finſter waren, liebeleer die Herzen;
Todesnacht bedeckte rings die Welt;
Wilder Sinnenrauſch, Verzweiflungsſchmerzen,
Feigheit, Stolz zur Niedertracht geſellt,
Stritten um des Sieges Herrſcherehren
In der Heidenwelt, der gotteslecren.

Ungeheuer mit Hyänenfratzen,
Voll von Tücke, Gift und Gier und Wuth,
Tiger, Affen, Schlangen, Hunde, Katzen,
Ungezücht, des Staubs gemeine Brut,
Dieſe, von des Höchſten Zorn erleſen,
Sind der Welt Gebieter einſt geweſen.

Nicht Gebieter, nein o Schmach! o Schande!
Brandmal, du vergehst gewißlich nie,
Nicht Gebieter in dem Römerlande,
Nein, als Erdengötter herrschten sie,
Deren Hauch entweihte und befleckte,
Was die Flammengier des Herzens weckte.

Von dem Throne schwarzer Freveltaten
Herrschte angebetet die Gewalt,
Und der Götter Winke zu errathen
In den Blicken finster, streng und kalt,
Wagten kaum die Augen aufzuschlagen,
Die im Staub zu ihren Füßen lagen.

Doch ein Sonnenstrahl in dunklen Gründen,
Eine Quelle in dem Sonnenbrand,
Eine Taube, Frieden zu verkünden,
Eine Palme in der Wüste Sand:
Also hat von tiefer Nacht umwoben
Eine Jungfrau sich zu Gott erhoben.

Auf des Abgrunds glattem, schmalem Pfade,
Von Verführung lockend rings umstrickt,
Ging Cäcilia an der Hand der Gnade
Wie ein Engel, der nach oben blickt,
Dessen Herz bei Gott im Himmel weilet,
Wenn er zu der finstern Tiefe eilet.

Lautrer, denn der Himmelsthau der reine,
Der im Kelche einer Lilie glänzt,
Klarer, denn der Strahl beim Morgenscheine,
Der wie Gold der Alpen Schnee umkränzt,
War ihr Herz, ihr Sinn und all ihr Wollen,
Denn es war von Gottes Licht durchquollen.

Ihm sich weihend mit dem ganzen Herzen,
Und von seinem heil'gen Geist berauscht,
Hat sie sehnsuchtvoll in Liebesschmerzen
Auf der Gnade leisen Hauch gelauscht,
Und die Gnade stieg zu ihr hernieder,
Sie vernahm den Klang der Himmelslieder.

In die Seele iſt er ihr gedrungen,
Und die Seele ſtimmte jubelnd ein,
Und der Klang hat fort und fort geklungen,
Und der Jungfrau Leben, lilienrein,
Ward voll ſüßer Harmonie, voll Friede,
Selbſt zu einem klaren Himmelsliede.

Reich an ſilberhellen Himmelstönen
Ward ſie eine Gottesnachtigall;
Heiße Liebe zu dem ewig Schönen
Weckte ihrer Stimme ſüßer Schall;
Wer ſie hörte, ward entzückt, entflammet,
Wie die Gluth der lichten Gluth entſtammet.

Eine Sonne ſchien die Gottgeweihte
In des Heidenthumes Nacht geſtellt,
Und ein Engel ging ihr treu zur Seite,
Brüderlich der Schweſter zugeſellt,
Um der Lilie Reinheit zu bewahren
Vor der alten Schlange lockenden Gefahren.

„Durch des Vaters Willen, nicht durch meinen,
Biſt, o Jüngling! du mein Bräutigam;
Denn mein Herz es kennt allein nur Einen,
Der es ganz für ſich zu eigen nahm;
Wag es nicht den Himmelsbund zu brechen,
Fürchte Gott, ſein Engel wird mich rächen!"

„Laß mich" ſprach der Jüngling, „mich den Heiden,
O Cäcilia! den Engel ſehn;
Von den Göttern will ich dann mich ſcheiden,
Will mit dir auf Jeſu Wegen gehn,
Will mit dir ihm reine Lieder ſingen,
Meine Liebe ihm zum Opfer bringen."

„Gehe, Jüngling! zu den dunklen Hallen,
Wo die Schaar der Glaubenszeugen ruht,
Dorten weilt der Hirte von uns Allen,
Grüße ihn mit fromm ergebnem Muth;
Sein Gebet wird auf zum Himmel ſteigen,
Und er wird auch dir den Engel zeigen."

„Doch wie find ich, o Geliebte! ſage,
Zu den Katakomben nur den Weg?
Welcher Führer zeigt auf meine Frage
Mir die Pforte, mir den dunklen Steg?
Jene Grotten, die mir Abſcheu weckten,
Nie betrat ich ſie, die ſtets mich ſchreckten.“

„Zu den Armen, die die Brücke heget,
Gehe, mein Verlobter! hin und ſprich:
Um der Jungfrau willen, die euch pfleget,
Führt zum Vater in den Grüften mich;
Folge ihnen ruhig ohne Scheue,
Nicht verräth der armen Chriſten Treue.“

Zu der Brücke ging er, zu den Armen,
Und ſie zeigten ihm das dunkle Thor,
Und der Vater ſah ihn voll Erbarmen,
Hob die Hand für ihn zu Gott empor,
Und der Engel iſt auch ihm erſchienen,
Glanz und Freude in den hohen Mienen.

In der Rechten hielt der Sonnenklare
Eine Fahne drauf geschrieben stand:
„Einer ist allein der Gott, der wahre,
Eine Taufe, Eines Glaubens Band.“
Gläubig, selig, reinster Liebe trunken,
Ist der Jüngling betend hingesunken.

In der Gräber dunklem Schooß ertheilte
Ihm der Taufe Weihe Sankt Urban,
Und ein Christ entzückten Herzens eilte
Zur geliebten Braut Valerian;
Mit Cäcilien Gottes Lob zu singen,
Seiner Liebe Opfer ihm zu bringen.

Und er sah den Engel ihr zur Seite,
Duftend einen Kranz in jeder Hand,
Rosen einer, Lilien der zweite,
Schön wie nie ein sterblich Aug sie fand;
Denn von ew'gem Licht und Thau begossen,
Waren sie der Paradiesesau entsprossen.

„Dieſe Blumen, die den Himmel ſchmücken,
Immer duftend, immer friſch und rein,
Hieß mich Jeſu für euch beide pflücken:
Drum bewahrt ſie treu im Herzensſchrein,
Denn nur Jene ſehn die reinen blühen,
Die in reiner Liebe ſelber glühen.

Sieh, dein Opfer ſtieg zu Gottes Throne
Wohlgefällig ſeiner Huld hinan,
Eine Gnade wähle dir zum Lohne
Nach des Herzens Wunſch, Valerian!“
„Meinen Bruder,“ ſprach der Jüngling flehend,
„Mache Herr ihn gläubig, mach ihn ſehend.“

Noch war nicht das ſchnelle Wort verklungen,
Als er ſchon den Bruder nahen ſah:
„Saget, bin von Roſen ich umrungen!
Welch ein Wunder,“ ruft er, „ach! geſchah!
Lilien fühl ich lieblich mich umwehen,
Und ich kann doch keine Lilien ſehen

Mich umschweben süße Rosendüfte
In des Winters rosenloser Zeit,
Ach! ich athme andre Frühlingslüfte,
Ahne nie gekannte Seligkeit,
Helft! o helft! mir stillen mein Verlangen,
Sagt, wie kann die Blumen ich empfangen?"

„Wisse," spricht Cäcilia, „die Blüthen
Wand ein Engel Christi uns zum Kranz;
Die für Christus treu ihr Herz behüten,
Diesen lächelt nur ihr Himmelsglanz;
Willst du drum die Blüthen selber sehen,
Zu den Christengräbern mußt du gehen.

Mußt die falschen Heidengötter lassen,
Die dein sündig Aug mit Nacht umhüllt,
Mußt das Kreuz mit heißer Lieb umfassen
Von des Ew'gen Geiste ganz erfüllt:
Dann wird sich dein finster Aug erschließen,
Um des Himmels Anblick zu genießen."

„In die dunklen Gräber soll ich steigen,
Wenn der Kaiser mit dem Tode droht!
In den Gräbern herrscht des Todes Schweigen,
Von dem Blut der Todten sind sie roth;
Mir erweckt der Gräber Name Beben,
Sterben! nein ich möchte ewig leben."

„Ewig, sagst du Bruder, willst du leben,
Doch der Erde Leben ist nur Tod;
Lebe drum dem Ewigen ergeben,
Er verleiht dir wahres Lebensbrod,
Er ist siegreich aus dem Grab erstanden,
Uns erlösend von des Todes Banden.

Willst du stillen drum dein heiß Verlangen:
Steige in der Gräber dunklen Schooß,
Die zum ew'gen Leben eingegangen,
Die erwählt des Opfertodes Loos,
Seine Zeugen ruhen dort in Frieden,
Dorten weilt den Er als Hirt beschieden.

Dorten wird das Leben dir zum Lohne
Für der Erde kurz vergänglich Mühn;
Dorten winkt auch dir die Siegerkrone,
Deren Himmelsblüthen nie verblühn,
Dort, wo heut dein Bruder Heil empfangen,
Bei den Gräbern stille dein Verlangen."

„Himmelslaute hat mein Herz vernommen,
Wie verjüngt, Cäcilia! fühlt es sich;
Christi Liebe ist in ihm entglommen,
Nach den stillen Gräbern sehn ich mich;
Wo der Hirte, wo die Lämmer weilen,
Nach den Katakomben muß ich eilen."

„Deine Gnade sey, o Herr! gepriesen,"
Singt Cäcilia jubelvoll entzückt,
Mit den Armen will ich den umschließen,
Den du mir als Bruder so geschmückt;
Die wir Einen unsren Vater nennen,
Unsrer Liebe Band wird nie sich trennen."

Von des Bruders treuer Hand geleitet,
Geht Tiburtius zur dunklen Gruft,
Und den Engel sieht er lichtgekleidet
Mit dem Kranze voll von Himmelsduft,
Und er neiget vor Urban sich nieder,
Zu Cäcilien kehrt als Christ er wieder.

Mit Cäcilien haben dann verbunden
Treu die Brüder Gott gedient allein;
Jeden Armen, jeden Todeswunden,
Der gequält von Noth und bittrer Pein,
Labten sie nach ihres Meisters Weise
Liebevoll mit Trost und Lebensspeise.

Und wenn Mitternacht herangekommen
Und die Stadt in festem Schlummer schlief,
Wenn kein Ohr den letzten Laut vernommen,
Den der Todesschmerz zum Himmel rief:
Dann erschienen sie mit leisen Tritten,
Wo die Märtyrer den Tod gelitten.

Und ſie traten zu den blutgen Leichen,
Hoben ſtille betend ſie empor
Und ans Herz gedrückt die kalten, bleichen
Schlichen leiſe ſie zu jenem Thor,
Wo das Leben ihnen aufgegangen
Und der Taufe Gnade ſie empfangen.

Dorten wuſchen ſie das Blut der Wunden,
Trockneten den kalten Todesſchweiß,
Und die heil'gen Glieder dann umwunden
Von des Linnen fleckenloſem Weiß,
Legten ſie ins Grab, das felſenkühle,
Dort zu ruhen nach des Tages Schwüle.

Und ihr Lied begann, das ſilberhelle,
Dann Cäcilia, die Nachtigall,
Und der reinſten Andacht Wohllautwelle
Stieg empor mit wehmuthvollem Schall:
„Selig! die der Liebe Pfeile trafen,"
Sang ſie, „ſelig! die in Gott entſchlafen.

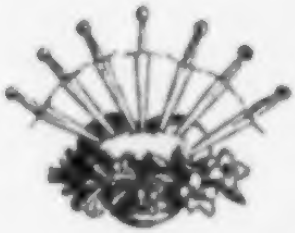
Selig! die den Pfad der Leiden gingen,
Die ihm dienten arm und nackt und bloß,
Die die Wunde in das Herz empfingen,
Gleich dem Lamme rein und makellos:
Ihrer harrt geschmückt im Himmelssaale
Froh der Bräutigam beim Hochzeitmahle.

Selig! ihr am heimischen Gestade,
Die ihr schaut die Schönheit unverhüllt,
Ach! erbittet auch für uns die Gnade,
Die mir stets das Herz mit Sehnsucht füllt:
Zu dem König in den Himmelshallen
Todesfroh den Opferpfad zu wallen.

Wenn mit purpurrothen Rosenkronen
Und mit grünen Palmen sieggeschmückt
Deine Schaar auf lichtumflossnen Thronen
Freudehymnen singet liebentzückt:
Laß uns dann den Chören dieser Reinen
Unsre Lieder auch, o Herr! vereinen.

Alſo ſang ſie bei dem Lampenſcheine
Unter Leichen, in der finſtern Gruft,
Und ihr Lied, das ſeelenvolle, reine
Stieg empor wie ſüßer Lilienduft,
Wundervollem Himmelsbalſam gleichend,
Jedes Herz erwärmend und erweichend.

Zweiter Geſang.



Nicht verhallte in den Wind ihr Flehen,
Seht, auch ihrer harrt der Hochzeittag;
Zornig heißt die Brüder Rede ſtehen,
Der des Kaiſers Recht und Würde pflag.
„Wie", ſo ſpricht Almachio, „ihr Frechen,
Wagtet ihr den Göttern Hohn zu ſprechen?

Abgefallen ſeid ihr, Ungetreue!
Von der Väter heiligem Gebrauch,
Eurem Wahnſinn folgt ihr ohne Scheue,
Ob ich warnte, ob Ich zürnte auch,
Mich verachtet habt ihr, mich vergeſſen,
Eurer ſelbſt nicht mächtig und beſeſſen."

„Wisse, Einer nur ist unsrer mächtig,
Dem allein wir unser Herz geschenkt,
Und wir sprechen, wie sein Geist allmächtig,
Unsren Geist den schwachen lenkt:
Gröſsres kannst du drum uns nicht verleihen,
Als dem Tode uns für ihn zu weihen.

„Wahnsinn! der euch heißt die Götter lassen,
Der den Armen schenkte euer Gut,
Der euch Freude heißt und Lüste hassen,
Und mit Buß und Trauer füllt den Muth;
Wahnsinn! Wahnsinn! der im frohen Herzen
Sehnen weckt nach Qual und Todesschmerzen."

„Spreche nicht von Wahnsinn ohne Kunde,
Wahnsinn ist des trägen Landmanns Thun,
Der sich in der Frühlingsmorgenstunde,
Statt zu säen, thöricht legt zu ruhn:
Statt der Erndte wird er Wind erwerben
Und verzehrt von Hunger schrecklich sterben.

Kömmt der Tod, des Herbſtes grimmer Schnitter,
Selig, wer geſät in Angſt und Noth!
Ew'gen Lohn empfängt der tapfre Ritter,
Der im Kampfe ward von Wunden roth:
Drum begehren wir jetzt Kampf und Mühen,
Daß uns einſt die Freuden ewig blühen."

„Euch, ihr Chriſten! euch ihr frechen Thoren!
Wär beſtimmt des Himmels Heil allein,
Und die Kaiſer, wären ſie verloren?
Sie, die Götter! ſelbſt verdammt zur Pein?
Ihm entgegneten die Neubekehrten:
„Sind nicht Staub, wie wir, die Gottverehrten?"

„Chriſten! euer Wille ſoll geſchehen,
Frei ſey eurem Sinn geſtellt die Wahl:
Weihrauch opfernd zum Altar zu gehen
Oder ſterben in des Martertodes Qual."
„Sterben", riefen beide, „Laßt uns ſterben,
Sterben wird das Leben uns erwerben."

„Züchtigt erst mit scharfen Ruthenstreichen
Diesen stolzen Christ Valerian,
Seinen Sinn den harten zu erweichen;
Führt zum Tempel beide dann hinan,
Weigern sie das Opfer in den Hallen:
Sollen sie als Opfer Morgen fallen.“

Wund und blutend, wankend, voll von Schmerzen
Ruft der Christ mit frohem Angesicht:
„Roma! ewig Theure meinem Herzen,
Dir verdank ich meiner Seele Licht,
Sey gesegnet mir zu tausend malen,
Denn in Freuden wandeln sich die Qualen.

Kommt ihr Söhne Romas, kommet schauen,
Wie für Gott so freudenreich der Schmerz;
Oeffnet eurem Vater mit Vertrauen
Und verschließt den Götzen euer Herz:
Eure Stadt wird er zur Braut erlesen,
Größer machen denn sie je gewesen.

Staunend hörten Seinen Ruf die Heiden,
Führten zu dem Tempel beide dann;
„Laßt uns“, sprachen jene „Alles leiden,
Was an Schmerz die Grausamkeit ersann:
Doch das Opfer soll nur Jenem brennen,
Den wir als den wahren Gott erkennen.“

Einer, der die Heldenbrüder führte,
Ward von Mitleid schmerzlich da erfaßt,
Maximus, der sanfte, tiefgerührte,
Flehte mit den Lippen furchterblaßt:
„Euer Tod, er macht mich selber beben,
Seid nicht grausam wider euer Leben.“

„Sey du selbst kein Mörder dir am Leben,
Maximus! des Herren Stimme spricht;
Der dieß Mitleid dir ins Herz gegeben,
Oeffne du es seinem Gnadenlicht;
Wisse, der nur bringt zum wahren Leben,
Der als Preis das Sterbliche gegeben.“

Univ. Bibl. München

„Sey gepriesen gnadenvolle Stunde,
Die du meines Fürchtens letzte bist;
Treue schwör auch ich dem Christenbunde,
Maximus der Heide ist ein Christ.“
Sprach es, und es neigten seine Krieger
Vor dem Lamme sich als ihrem Sieger.

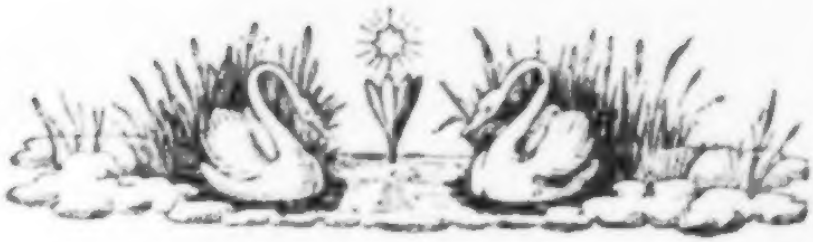
Zu dem finstern Kerker kehrte wieder
Jetzt das martertreue Brüderpaar,
Und mit ihnen kniete weinend nieder
Zum Gebet die neubekehrte Schaar,
Flehend, daß der Taufe heil'ge Weihe
Gottes Gnade ihnen auch verleihe.

Mitternacht, die Wittwe mit dem Schleier,
Hüllte Rom, die Stadt der Kaiser, ein,
Und in schweigenvoller ernster Feier
Sah der Mond herab mit mildem Schein
Allgemach erlöschten rings die Lichter,
Leise kam der Schlaf, der Träumedichter.

Schweigen herrſchte in den Tempelhallen,
Müd der Leu, der Gladiator ſchlief,
Auf dem Forum, in den Straßen allen
Herrſchte Todesſchweigen ernſt und tief,
Auf der Leiche ſchlief die Gier des Raben,
Alles ſchwieg und ſchien in Schlaf begraben.

Tritte nahen nun der Kerkerpforte,
Leiſe, mit verhülltem Lampenſchein,
In den Blicken ſüße Troſtungsworte,
Tritt Cäcilia jetzt ſchweigend ein,
Unverzagte Kämpfer in dem Streite
Gaben Prieſter betend ihr zur Seite.

Freude zitternd ſchlugen alle Herzen,
Weinten demuthvoll und dankgerührt,
Als der Balſam ihrer Sehnſuchtſchmerzen
Heilend ſie der Taufe Kreuz berührt,
Und von einem Glaubensband umwunden
Sie als Brüder liebend ſich verbunden.



Doch der Morgen mit dem goldnen Munde
Kündete der Leiden letzten Tag,
Und des Scheidens trauervolle Stunde
Nahte mit der Glocke dumpfem Schlag,
Da begann vom heil'gen Geist getrieben
Hohen Fluges sie ihr Lied den Lieben.

„Folgt dem Lamme," sang sie süß und leise,
„In den Tod mit liebgetreuem Muth;
Eurem Hunger gab es sich zur Speise,
Eurem Durste gab es hin sein Blut,
Folgt der Liebe reinstem Opferlamme,
In dem Herzen seiner Liebe Flamme.

Von der Buße Thränenquell begossen
Tragt ihr lilienweißes Festgewand;
Ist das Opferblut darauf geflossen,
Schmückt die Purpurrose seinen Rand;
Die zum Feste also festlich wallen,
Ihnen öffnen sich die Hochzeithallen.

Wo die Paradiesesströme fließen,
Wo das Licht der Geistersonne scheint,
Auf den ewig grünen Frühlingswiesen,
Werden sie in heil'ger Lieb geeint
An das Vaterherz ihm selig sinken,
Freude aus dem Quell der Liebe trinken.

Seht auf Tabor ihn im Himmelsglanze,
Seht ihn von den Heiligen umringt,
Seht, er winkt euch mit dem Siegerkranze,
Horchet, wie der Chor der Engel singt:
Geht, o geht, das Opfer darzubringen,
Kommt mit uns Hosanna ihm zu singen."

Wie die Töne glühend so entstiegen
Flammenpfeile ihrer tiefsten Brust,
Weckten heißer sie nach Kampf und Siegen
In den Brüdern sehnsuchtvolle Lust,
Und sie riefen brennend vor Verlangen:
Ach die Krone laß sie uns empfangen.

Fern dem Thore, wo vom Hain umgeben
Und von Tauben einsam stets umschwebt,
Lustig auf dem Hügel grüner Reben
Sich ein Tempel stolz dem Zeus erhebt,
Dorten vor den goldnen Marmorhallen
Ist der Brüder heilig Haupt gefallen.

„Seht ihr nicht zwei Engel niedersteigen?"
Fragt die Blutbefleckten Maximus,
„Sehet, wie sie jetzt sich niederneigen
Und nun hoch zum seligen Genuß,
Zu des Himmels freudenreichen Ehren,
Mit den Seelen dieser Reinen kehren."

Hingerissen sank er auf die Kniee,
Pries den Heiland, pries das Wunder laut,
Und der Heiden Viele, Viele, siehe!
Die erstaunt den Jubelnden geschaut,
Riefen: Christus ist auch unser Hoffen,
Dessen Gnade unser Herz getroffen.

Aus den Gräbern iſt Urban gekommen
Zu der Au von heil'gem Blut bethaut;
In die Arme hat er ſie genommen,
Hat der Kirche tauſend ſie getraut;
Hat dann Gott ein Gloria geſungen
Für die Aehren, die dem Blut entſprungen.

Von der Kunde iſt in Zornes Flammen
Wild Almachios finſter Herz entbrannt;
Seine Knechte rief er ſchnell zuſammen,
Hat zum Tempel ſie des Zeus geſandt:
„Der den Engel", rief er, dort geſehen,
Laßt auch ihn zu ſeinen Engeln gehen."

In Gebet verſunken bei den Leichen
Schreckt der Henker Schaar den Chriſten nicht,
Jubelnd unter ihren Schwertesſtreichen
Fuhr er auf zum ewig klaren Licht,
Wo er von den Brüdern froh empfangen,
In des Himmels Freuden eingegangen.

Wieder iſt es ſtille Nacht geworden,
Hüllt der Schlaf die Stadt der Heiden ein,
Auf ein Leichenfeld, befleckt von Morden,
Scheint des Mondes wehmuthvoller Schein,
Einſam naht im ernſten Wittwenſchleier
Jetzt Cäcilia zur Leichenfeier,

Bei den Leichen kniet ſie betend nieder,
Küßt ihr todenbleiches Angeſicht,
Schlingt dann weißes Linnen um die Glieder,
Trägt ſie betend in dem Mondenlicht
Zu den Katakomben tief verborgen,
Dort zu ruhen bis zum ew'gen Morgen.

Und beim ſtillen Grabe ihrer Lieben
Sang ſie wieder ſüß ihr Sehnſuchtlied:
„Ich bin ach! allein, allein geblieben,
Selig! ſelig! wer von hinnen ſchied,
Dürſtend ſchmacht' ich eine kranke Taube
In der Erde finſtrem Grabesſtaube.

Wann wird Gott mein heißes Flehen hören!
Wann ertönt auf ewig grüner Au
Meine Stimme in den Engelchören!
Wann erquickt dieß welke Herz dein Thau!
Wann erfüllst du endlich mein Verlangen,
Läßt mich gehen, wo sie hingegangen!

Dritter Gesang.

Als die Nacht, der schwarze stumme Rabe,
Vor dem Pfeil der Morgensonne floh,
Schied Cäcilia vom geliebten Grabe,
Ging nach Hause ernst und hoffnungsfroh:
Um der Milde Werken still zu leben
Und des Rufs zu harren gottergeben.

Wieder stand sie in der Armen Mitte,
Theilte liebend Trost und Speise aus;
Horch, da nahen klirrend schwere Tritte,
Und von Kriegern wird umstellt das Haus;
„Dich, o Christin! zum Gericht zu holen,
Hat Almachio uns der Herr befohlen.

Ernſt und Friede in den milden Mienen,
In den Augen frohe Zuverſicht,
Iſt ſie gottbegeiſtert dort erſchienen,
Leuchtend wie von einem höhren Licht:
Wer ſie ſah, die Zarte, Engelreine,
Stand beſchämt von ihrem Himmelsſcheine.

„Dein Gemahl" begann zu ihr der Grimme,
„Der den Dienſt der alten Götter ließ
Und ſein Bruder auch, du weißt, der Schlimme,
Starben, wie ich drohend euch verhieß;
All ihr Gut iſt dem Geſetz verfallen,
Gib es, was ſie bergen deine Hallen."

„Allzu ſpät haſt du nach mir geſendet,"
Spricht die Jungfrau froh und ungeſchreckt,
„Meine Liebe hat ſchon längſt geſpendet,
Was die Habgier deines Herzens weckt;
Alles theilt ich aus nach ihrem Willen,
Um damit der Armen Noth zu ſtillen."

„Thörin! die des Wahnsinns Fluch befallen,
Die sich Noth und Tod erwählt zum Ziel,
Führt die Christin zu den Tempelhallen,
Wo das Haupt der Brüder gestern fiel;
Weigert sie zum Opfer dort zu gehen,
Möge ihr, wie ihnen ist geschehen."

Vor dem Altar steht die Zarte, Schlanke,
Mit dem jungfräulich bewahrten Kranz,
Leuchtend wie ein göttlicher Gedanke,
In der Schönheit unbeflecktem Glanz,
Einer zarten Blüthe zu vergleichen,
Die dem schwächsten Hauche scheint zu weichen.

Alle, die so zarter Jugend Schönheit sehen
In der Stunde schreckenvoller Wahl,
Faßt ein tiefes Mitleid und sie flehen,
Schaudernd vor des Martertodes Qual:
„Beuge, schwache Jungfrau! beug dich nieder,
Schone deiner zarten jugendlichen Glieder.

Deiner Schönheit Blüthe kaum erſchloſſen
Schone ihrer, Jungfrau! ſüß und mild!
Die des Lebens Luſt noch nicht genoſſen,
Blicke auf der Zukunft Roſenbild,
Nicht den Tod, den kalten, ſtummen, blaſſen,
Nein, das Leben wolle warm umfaſſen.“

Bei dem lockend ſüßen Wort der Schwachen
Ward entflammt der Jungfrau hoher Geiſt,
Und ſie fühlt mit Uebermacht erwachen
Jene Liebe, die zu Gott ſie reißt,
Und von ihr begeiſtert und durchdrungen
Hat die Schwache laut ihr Lied geſungen:

„Nicht der dunkeln Erde gilt mein Lieben,
Ihre Roſen ſind nicht meine Luſt;
Aufwärts! aufwärts! fuhl ich mich getrieben,
Aufwärts! ſchlägt die Flamme dieſer Bruſt;
Einer nur iſt mir ins Herz geſchrieben,
Ihm geweiht mein Sehnen, ihm mein Lieben.

Leiden für den Einen, für ihn sterben,
Welche Wonne für mein liebend Herz!
Das durch Liebe Liebe muß erwerben,
Liebend stillen seiner Liebe Schmerz;
Und den Lohn den reichsten wird empfangen,
Ist es zum Geliebten heimgegangen.

Deinen Ruf hab sehnend ich vernommen,
Mir entgegen leuchtet schon dein Licht,
Laßt mich sterben, laßt zu Gott mich kommen
Habt Erbarmen, ach! und zaudert nicht;
Wie du freudig machst, die dir vertrauen,
Laß, o Herr! in meinem Tod sie schauen.

Sende deinen Geist zu mir hernieder,
Der mit Kleinem große Wunder schafft;
Gieße in die zarten schwachen Glieder
Deiner Gnade hohe Himmelskraft;
Und die Schmerzen werd ich überwinden,
Und das Leben in dem Tode finden.

O, ich fühl es glühend mich durchdringen,
Fühle ſtärker, immer ſtärker mich;
Mächtig regen ſich der Seele Schwingen,
Nach der fernen Heimat ſehnt ſie ſich;
Laßt mich endlich doch den Tod empfangen,
Sterben nicht in liebendem Verlangen."

Wer es hörte, wie mit vollem Tone
Gottes Wort aus ſchwacher Glocke klang,
Wer die Lilie ſah mit zarter Krone,
Wie der Geiſt gewaltig ſie durchdrang:
Konnte nicht dem Herren widerſtehen,
Angehaucht von ſeines Geiſtes Wehen.

Laß uns, riefen ſie ergriffen, theilen
Dieſen Glauben, der dem Zauber gleich,
Dich zum Sterben, wie zum Feſt, macht eilen
Und den Tod dir macht ſo freudenreich;
Sklaven, die wir ſeufzen in den Ketten,
Durch die Taufe wollen wir uns retten.

Ruhen konnten nicht die Neubekehrten,
Die entflammt Cäciliens Liebesgluth,
Bis Urban gewährt, was sie begehrten,
Sie gewaschen in der Sühnungsfluth,
Sie gekleidet in das Kleid der Gnade,
Sie geleitet zu dem Himmelspfade.

Vor Almachio ward mit Wuth aufs Neue
Von der Schaar Cäcilia geschleift:
„O Almachio!" rief sie kühn, „bereue,
Sieh, die Saaten sind für Gott gereift,
Rings entzünden sich des Glaubens Flammen,
Wankend bricht die Heidenwelt zusammen."

„Christin! noch gebieten die Cäsaren,
Fließt der Opfer Blut, Cäcilia!
Stehn geschmückter, reicher als sie waren,
Unerschüttert noch die Tempel da,
Und der Götter Lästerung zu strafen,
Wisse! gibts Gesetze, die nicht schlafen.

Noch ertönt Apollos helle Leier
Zu der Dichtung süßer Liebesluſt;
Noch erglüht zur frohen Venusfeier
Heiß verlangend unſer Aller Bruſt;
Noch umſchlingt ihr üppig Bild mit Kränzen
Schönheit reizend unter Wolluſttänzen.

Noch verachten wir als Schmachtszeichen
Euer Kreuz von Blut und Tod befleckt;
In die Gräber muß er noch entweichen,
Dem ihr dient, wie ſcheues Wild verſteckt;
Thoren! die zum Gotte den erkoren,
Der in einer Krippe ward geboren!

Thoren! die zum Meiſter den erwählten,
Der nur Armuth und Entſagen lehrt,
Und den Freudenarmen, Selbſtgequälten
Jede ſüße Luſt des Lebens wehrt,
Der ins Joch die Leidenſchaften kettet,
Und den Leib auf hartem Steine bettet.

Führt in ihre Kammer sie von hinnen,
Dort bereitet ihr ein glühend Bad;
Laßt die Flammen leckend sie umspinnen,
Rings umreife sie ein Feuerrad:
So vergehe siedend in den Fluthen,
Die entbrannt in ihres Glaubens Gluthen."

Wie Almachio zornentbrannt verheißen,
Ward bereitet ihr ein glühend Bad;
Rings umzingelt leckend sie der heißen
Flammen grimm auflodernd Höllenrad;
Während hoch die Fluthen um sie springen,
Fängt Cäcilia jubelnd an zu singen.

„O wie wohl thut mir die frische Kühle,
Wie erquickt mein flammend Herz dieß Bad,
Gleich dem Abendthau nach Mittags Schwüle,
Gleich dem Schatten auf dem Sonnenpfad,
Gleich der Quelle, sinkt der Wandrer nieder,
So erlabt es meine heißen Glieder.

Seid willkommen mir, ihr lieben Flammen!
Schlagt mir dichter, dichter an das Herz,
Schlagt zum Zelte über mir zusammen,
Die ihr kühlet meiner Wunden Schmerz,
Die ihr meiner Liebe Sieg verkündet,
Von dem kalten Gotteshaß gezündet.

Laßt mich schlafen hier den süßen Schlummer,
In dem Bade, in dem Flammenzelt,
Keine Schmerzen fühl ich, keinen Kummer;
Nicht gedenk ich mehr der kalten Welt;
Nein ich seh den Himmel, nein ich höre,
Süße Stimmen lichtumflossner Chöre.

Ach! mit einem Blumenbeet umweben
Mich die rothen Flammen rings im Kreis;
Seht die Rosen, die mich rings umgeben,
Seht die Lilien schlank und silberweiß,
So gebettet in dem Flammengarten
Will die Braut den Bräutigam erwarten."

Also lag sie in dem Flammenbade
Jubelnd einen Tag und eine Nacht,
Und beschützt von ihres Gottes Gnade
Diente kühlend ihr des Feuers Macht;
Doch Almachio hieß den Henker kommen,
Als dieß neue Wunder er vernommen.

Wider dieser Cyristin Zauberlieder
Ist des Feuers Zunge ohne Macht:
Schlage mit dem Schwerte drum sie nieder,
Die der Götter frevlend hohngelacht,
Gehe ihr mit fester Hand beweisen,
Wie viel stärker als ihr Gott das Eisen.

Seines Herren Willen zu vollbringen,
Gieng er zu Cäcilien kalt und hart:
In dem Bade hörte er sie singen,
Und sein Herz, seit lange schon erstarrt,
Fühlte da zum erstenmal im Leben
Ahnungsvoller Rührung leises Beben.

Doch er kennt kein Mitleid, keine Gnade;
Nie hat ihn ein Frevel noch erſchreckt:
„Bringt die Jungfrau“ rief er „aus dem Bade
Was er mir befohlen, ſey vollſtreckt,
Und mein Arm wird ihr alsbald beweiſen,
Wie viel ſtärker als ihr Gott mein Eiſen.“

In den Blicken freudiges Entzücken;
Ernſt und Milde um den ſanften Mund;
Hoheit, Klarheit, wie ſie Engel ſchmücken,
Auf der edlen Stirne zartem Rund;
Wie verklärt die jugendzarten Glieder:
Alſo kniet ſie vor dem Henker nieder.

Er, ein Meiſter in den blut'gen Werken,
Faßt mit beiden Händen feſt das Schwert,
Schwingt das ſcharfe hoch mit Macht, mit Stärke,
Daß es blitzend in den Nacken fährt;
Doch ihr heilig Haupt iſt nicht gefallen,
Und ein neues Wunder dünkt es Allen.

Wieder hat er hoch sein Schwert geschwungen,
Nichts vermag des Meisters zweiter Streich,
Auch zum drittenmal ist's nicht gelungen:
Doch da ward von Furcht er selber bleich,
Und er wirft das Schwert von sich mit Schrecken,
Fliehend in dem Wald sich zu verstecken.

Mit ihm sind die Heiden scheu verschwunden,
Zu Cäcilien eilt der Christen Schaar,
Die geschmückt den Hals mit ihren Wunden,
Gleich dem Opferlamm, gefallen war;
Alle möchten liebend sie umgeben,
Eh entschwebt dieß engelreine Leben.

Auf die Erde mit dem Haupt gelehnet,
Zum Gebet gefaltet noch die Hand,
Nun am Ziel, das lange sie ersehnet,
Liegt sie bleich im rothen Brautgewand,
Selig preisend diese heil'gen Glieder
Knieen ehrfurchtvoll die Christen nieder

XXII.

Jenes Herz, das einſt ſo heiß geſchlagen,
Ruhig ſchlägt es jetzt dem Frieden gleich,
Ihre Lippen, die in Sehnſuchtklagen
Einſt ertönt zu Gott ſo liederreich,
Froh ihn prieſen in dem frommen Reigen,
Ach! ſie ruhen jetzt in ernſtem Schweigen.

Jene Hände, die ſo ſanft, ſo milde
Ihre Gaben jeder Noth gereicht;
Ihre Augen, deren Blick die wilde
Wuth der Rache, ach! ſo oft erweicht,
Die ſo ſanft dem Kummer Troſt geſpendet,
Ruhen, denn ihr Wirken iſt vollendet!

Wo der Unſchuld zarte Schaam einſt glühte,
O ihr Wangen! fleckenlos und rein,
Wo die Anmuth, wo die Schönheit blühte,
In der Jugend zartem Purpurſchein,
Eure Roſen, ach! ſind hingeſchwunden,
Weiße Lilien ſproßten aus den Wunden.

Um das ſtille Bild voll Himmelsfrieden
Kniet der Chriſten wehmuthvoller Kreis,
Zu der Heiligen, die hingeſchieden,
Beten weinend alle Herzen leis;
Keiner möchte ihren Schlummer ſtören,
Doch da iſts, als ob ſie ſingen hören

„Meine Augen öffnen ſich dem Lichte,
Meine Seele athmet frei und leicht,
Und der kalte, ſonnenloſe, dichte
Nebel in den finſtern Abgrund weicht;
Zu den Liedern, die die Engel ſingen,
Regen ſich melodiſch meine Schwingen

Ach! ich ſehe leuchtend aufgeſchloſſen
Hoch und weit das Thor der Ewigkeit,
Welch ein Glanz kömmt mir von dort gefloſſen,
Welch ein Duft voll Himmelſeligkeit!
Welche Schönheit! welche Harmonien!
Jubeln muß ich, danken, niederknien!

Sehet, auf des Lichtes Lilienauen
Kommt das weiße Opferlamm von fern;
Sehet, es kömmt der König der Jungfrauen,
Durch die Rosen wie der Morgenstern;
Sehet, wie die Bräute ihn umringen,
Mit den Lampen lieblich ihn umsingen.

Der du mir mein ganzes Herz genommen,
Sieh, o König! mich zu Füßen hier;
Meiner Lampe Licht ist nicht verglommen;
Meine Seele glühte einzig dir;
Deine Gnade wolle sie durchscheinen,
Daß sie selig folge diesen Reinen.

Jedes Erdenleid ist jetzt verklungen,
Aufgelöst in Wohllaut jeder Schmerz;
Selig! selig! hast du mich durchdrungen;
Eine Himmelsharfe ist mein Herz,
Und zum Preise Dir dem ewig Schönen,
Wird es nun in Ewigkeit ertönen!"

Alſo hat in Wohllaut ſich ergoſſen
Vor dem Scheiden noch der Himmelsſchwan,
Und in einer Wolke lichtumfloſſen
Stieg ſie leuchtend höher himmelan;
Alle aber, die dort unten ſtunden,
Blickten weinend nach, bis ſie entſchwunden.

Doch das Lied, das immer ſie geſungen,
Von der reinſten Lieb' zu Gott erglüht,
Hat in manchem Herzen nachgeklungen
Und die Liebe iſt auch ihm erblüht,
Und auch ihm erwacht ein heiß Verlangen,
Hinzugehen, wo ſie vorgegangen.

Jungfrau! glorreich in den Himmelschören,
O Cäcilia! Gottes Nachtigall,
Unſre Bitten wolle liebend hören,
Singe uns mit deinem ſüßen Schall,
Singe uns vom reinen Opferlamme,
Schenke uns der reinſten Liebe Flamme.

Von dem Quelle aller Schönheit singe,
Singe von des Opfers Minnelohn,
Daß in unserm Leben auch erklinge
Deines Liedes göttlich reiner Ton,
Daß es auch zu einer Hymne werde,
Die dem Himmel singt die dunkle Erde.

Wenn Jerusalem am Zeitenziele
Seine Sänger hochzeitlich vereint,
Und beim Klang von Davids Saitenspiele
Festgeschmückt der Bräutigam erscheint:
Lasse unsre Lieder mit den deinen
Sich verklärt, Cäcilia! vereinen.

Druck von J. G. Weiß in München

In derselben Verlagshandlung ist erschienen:

Marien-Lieder

gedichtet

von

G. Görres.

In Musik gesetzt

für

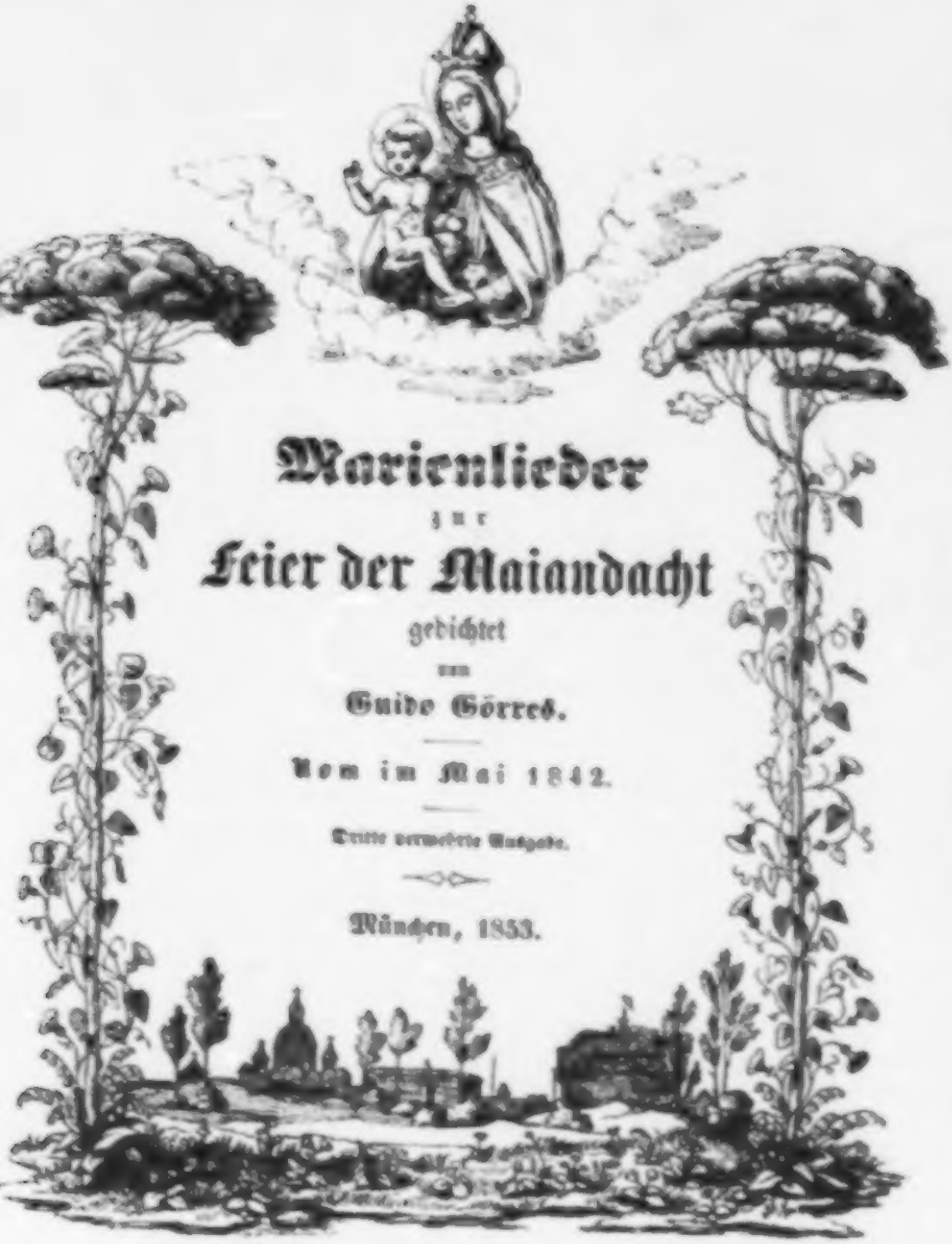
eine oder mehrere Stimmen mit Clavier- oder Orgelbegleitung

von

Kaspar Wittinger.

5 Hefte. Preis 4 fl. rh. oder 2 Thlr. 15 ngr.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.



Marienlieder

zur

Feier der Maiandacht

gedichtet

von

Guido Görres.

Rom im Mai 1842.

Dritte vermehrte Ausgabe.

München, 1853.

Universitäts-
München
Bibliothek

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Blumen

dankbarer Erinnerung

auf das Grab

meines seligen Freundes

des Dichters

Clemens Brentano.

Vita dolcissima,
Speranza mia!
Salve purissima
Vergin Maria!

Pia mater et humilis,
Memor naturae fragilis,
In hujus vitae fluctibus
Nos rege tuis precibus.

Weihelied.

Der Mai iſt gekommen,
Der Frühling erblüht,
Dir ſingen die Frommen,
Von Andacht erglüht,
Zur Feier bei heiligem Orgelklang,
O Jungfrau Maria! den Lobgeſang.

Dir haben geſungen
Propheten im Chor
Mit feurigen Zungen
Schon lange zuvor;
Dir ſingen die Engel im Himmelszelt,
Die Erde, die Sonne, die Sternenwelt.

Dir ſinget zum Preiſe
Der lilie Mund,
Die reine, die weiße,
Im ſtaubigen Grund;
Der Purpur der Roſe beſingt voll Schmerz,
O leidenverklärte! Dein Mutterherz.

O heilige Blüthe
Vom Lichte berhaut!
O Mutter der Güte!
O himmliſche Braut!
Maria! ich flehe zu Dir empor,
O laße mich ſingen im großen Chor.

Du Zuflucht der Armen!
Der Irrenden licht!
O habe Erbarmen,
Verſtoße mich nicht!
Ich rufe Maria! im Staube tief,
O Mutter! die keiner vergebens rief.

Es leuchtet die Sonne,
Es ſchwindet der Schmerz,
Und Freude und Wonne
Erfüllen mein Herz.
Mir winket voll Milde die Gottesbraut:
Nun tönet ihr Lieder im Jubellaut.

Wie leuchtende Wellen
So ſpringet hervor,
Und dringet in hellen
Geſängen empor,
Und windet der Jungfrau im Himmelsglanz
Von Hymnen und Blumen den Roſenkranz.

Die Nachtigallen.

(Erster Mai.)

Die Nachtigallen ſingen,
Der Mai iſt früh erwacht;
Drum wollen wir Dir bringen,
Was uns der Mai gebracht,
Und hier zu Deinen Füßen
Mit Blumen Dich begrüßen,
Maria, o Maria!

O Jungfrau! Dein Gebornen
Verſchmäht die Blumen nicht,
Die Dir die Hand des Armen
Zum Kranze liebend flicht;
Du hörſt den Ruf der Schmerzen,
Drum rufen wir von Herzen:
Maria, o Maria!

Wir bringen Dir die Blüthen
Für unſer Herz als Pfand,
O wolle uns behüten
Mit treuer Mutterhand,
Daß wir in Deinem Schooße
Erblühen gleich der Roſe,
Maria, o Maria!

O Du, in Gottes Garten
Als Gärtnerin beſtellt,
Beſchirm uns vor den harten
Gefahren dieſer Welt,
Daß uns der Feind nicht ſchade
Im Schatten Deiner Gnade,
Maria, o Maria!

Maria! Gnadenbronne,
Bethane unſer Herz,
Du klare Himmelsſonne
Verkläre Luſt und Schmerz,
Und laß uns, eh wir ſterben,
Den Himmelsgarten erben,
Maria, o Maria!

Und wenn auf Deinen Auen
Der Himmelsmai erblüht,
O Jungfrau der Jungfrauen,
Sei gnadenvoll bemüht,
Daß wir mit Maienzweigen
Dann singen in dem Reigen:
Maria, o Maria!

Die Marienblume.

(Zweiter Mai.)

Es blüht der Blumen eine
Auf ewig grüner Au,
Wie diese blühet keine
So weit der Himmel blau.

Wenn ein Betrübter weinet,
Getröſtet iſt ſein Schmerz:
Wenn ihm die Blume ſcheinet
Ins leidenvolle Herz.

Und wer vom Feind verwundet
Zum Tode niederſinkt,
Von ihrem Duft geſundet,
Wenn er ihn gläubig trinkt.

Die Blume, die ich meine,
Sie iſt euch wohl bekannt,
Die Fleckenloſe, Reine,
Maria wird genannt.

Maria iſt's, die ſüße,
Die Lilie auserwählt,
Die ich von Herzen grüße,
Die ſich der Geiſt vermählt.

Maria iſt's die Reine,
Die alſo lieblich blüht,
Daß in ſo lichtem Scheine
Der Roſen keine glüht.

Erfreue, ſüße Blüthe,
Der Erde finſtre Gruft,
Erblühe im Gemüthe
Mit Deinem Himmelsduft.

Und Heiligkeit und Frieden
Verleihe unſrer Bruſt,
Und nach dem Tod hienieden
Des Himmels ew'ge Luſt.

Die Maikönigin.

(Dritter Mai.)

Maria, Maienkönigin!
Dich will der Mai begrüßen,
O segne seinen Anbeginn,
Und uns zu Deinen Füßen.

Maria, Dir befehlen wir,
Was grünt und blüht auf Erden,
O laß es eine Himmelszier
In Gottes Garten werden.

Behüte uns mit treuem Fleiß,
O Königin der Frauen!
Die Herzensblüthen lilienweiß
Auf grünen Maienauen.

Vor allen ſind's der Blümlein drei,
Die laß kein Sturm entlauben:
Die Hoffnung grün und ſorgenfrei,
Die Liebe und den Glauben.

O laß die Blumen um und um
In allen Herzen ſproſſen,
Und mache ſie zum Heiligthum,
Drinn ſich der Mai erſchloſſen.

Die Seelen kalt und glaubensarm,
Die mit Verzweiflung ringen,
Die ſtummen mache liebeswarm,
Damit ſie freudig ſingen.

Damit ſie gleich der Nachtigall
Im Liede ſich erſchwingen,
Und mit der Freude hellſtem Schall
Dir Maienlieder ſingen.

O meine ſchönſte Hoffnung.

(Nach dem Ital. des hl. Alphons v. Liguori.)

(Marien-Lied.)

O meine ſchönſte Hoffnung,
O meine ſüße Liebe,
Mein Leben und mein Friede!
Maria! ſei gegrüßt.

Wenn Deiner ich gedenke
Maria! meine Sonne:
So wird von Luſt und Wonne
Mein Herz mir ganz entrückt.

Wenn ſündig ein Gedanke
Der Seele Frieden ſtöret,
So flieht er, wenn ſie höret
Den heil'gen Namen Dein.

In diesem Meer des Lebens
Bist Du der Stern, der helle,
Der sicher durch die Welle
Mein Seelenschiffelein führet.

In Deines Mantels Schirme,
Erwählte mir vor Allen,
Laß mich durchs Leben wallen,
Und sei im Tod mein Trost.

Damit wenn einst Maria!
Mein Leben hier sich endet,
In Lieb zu Dir gewendet,
Der Himmel mich empfängt.

Umschließ mein Herz mit Ketten,
Es trägt danach Verlangen;
Damit von Lieb gefangen,
Ich treu Dir immer sei.

So iſt mein Herz, Maria!
Nicht mein, es iſt das Deine;
O nimm es hin, Du Reine,
Und ſchenk es meinem Gott.

Die Muttergottes im Palmgarten.

(Fünfter Mai.)

In dem Garten fern der Welt,
Wo die Himmelspalmen ſtehn,
Und von Menſchen ungeſehn,
Heiligkeit ſich baut ihr Zelt,
Sitzt die Braut, die makelloſe,
Hält das Kindlein auf dem Schooße.

Sehet, wie ſie hoch entzückt
In das Kindlein ſich verſenkt!
Wie, von Gnade reich beſchenkt,
Sie ſich tief in Demuth bückt,
Um ihr Herz und all' ihr Leben
Ihm als Opfer hinzugeben.

Sehet, wie ſo ſtill und traut
Ihr im Schooß das Kindlein ruht;
Wie es ſchläft ſo ſanft, ſo gut,
Und ſich ihr ſo ganz vertraut,
Denkend nicht an Schmerz und Sorgen
In der Liebe Schooß geborgen.

Seht, die Engel rings im Kreis,
Wie in andachtvoller Luſt
Sie bekreuzen ihre Bruſt,
Und ihm nahen fromm und leis,
Und ihm grüne Palmen bringen,
Und ihm Himmelslieder ſingen.

Hoher Andacht Himmelsbild!
Senke tief Dich uns ins Herz,
Andre Luſt und andrer Schmerz
Weiche Deinem Frieden mild,
Daß es ſei ein Palmengarten,
Drinn des Heilands Engel warten.

Der Schiffer.

(Sechster Mai.)

Wo ſteil der Fels aus dem Meere ſich hebt,
Und kreiſchend die hungrige Möve ſchwebt,
Und brüllend die Welle zerſtiebt zu Schaum,
Und Leichen und Trümmer bedecken den Saum,
Wo treulos die Klippe im Grund ſich verſteckt,
Und wirbelnd der Strudel den Schiffer ſchreckt:
Dort ſteht in der Felſenwand nackt und wild
Ein ſtilles, ein einſames Gnadenbild.

Allnächtlich brennt ein Licht an der Wand,
Gezündet von armer, demüthiger Hand;
Wie wild der Sturm am Felſen ſich bricht,
Das Licht vor dem Bilde erloſch noch nicht,
Und wie die Welle auch ſchäumend ſpringt,
Und höher und höher im Zorne dringt:
Das Licht brennt friedlich am Gnadenbild,
Und winket vom Felſen dem Schiffer ſo mild.

Und fährt er vorüber in finſterer Nacht,
Wenn ſplitternd der Kiel an der Klippe kracht:
Dann blickt er zum Licht an der Felſenwand,
Und flehet zum Bilde mit betender Hand;
Sein Herz erhellet der ſtille Schein,
Vertrauen und Frieden kehren dort ein,
Und ruhig, wie vom Felſen das Licht,
So blickt er dem Tod ins Angeſicht.

Und was ihm verbirgt der Zukunft Schooß,
Ein heiteres oder ein ſchmerzliches Loos;
Ob Sonnenſchein folget des Sturmes Wuth,
Und heim ihn trägt die beſänftigte Fluth,
Ob wilder und wilder der Wirbel kreist,
Und ihn in die finſtere Tiefe reißt:
Der Schiffer blickt ruhig zum ſtillen Licht,
Vertrauet dem Bilde und zittert nicht.

Zum Herzen Mariä.

(Siebenter Mai.)

Maria! ſieh wir weihen
Die Herzen Dir alleine,
O ſchenke uns, Du Reine!
Wir bitten Dich, Dein Herz.

Ein Herz, das wie das Deine,
Von Himmelslicht erglühet,
Wie eine Lilie blühet
In ewig friſchem Glanz.

Das, wie die Morgenſonne,
Dem Frohen freundlich ſcheinet,
Und mit dem Armen weinet
Wie milder Abendthau.

Ein Herz, das ſelbſtvergeſſen,
Des Unrechts nicht gedenket,
Die Schuld dem Schuldner ſchenket,
Bevor er darum bat.

Ein Herz, das gottergeben,
In Noth auf Gott vertrauet,
Und wenn es Manna thauet,
Zum Himmel dankbar blickt.

Ein göttliches wie Deines,
Das feſt das Kreuz umſchlinget,
Und ſich zum Himmel ſchwinget
Am Auferſtehungstag.

Des Engels Morgengruß.

(Achter Mai.)

Horch! die Glocke ruft; du darfſt nicht länger
säumen.
Auf! o Seele! auf! entraffe dich den Träumen,
Auf! und zünde deine Lampe an, erhebe dich!
Auf! denn ſieh, dein Bräutigam erwartet dich.
Schwinge dich empor zu ihm mit ganzem Sinne;
Heilige den Tag und mit Gebet beginne.
Sieh die Jungfrau an, und ſieh, wie ihrer
Lampe Licht
Herrlich ſtrahlt und wie verklärt erglänzt ihr
Angeſicht.
Halt zu ihr die Lampe hoch empor, und bringe
Deinen Gruß ihr dar, und mit dem Engel ſinge:
Sei gegrüßt, Maria! Du ſo gnadenreich;
Freue Dich, mit Dir iſt Gott der Herr vom
Himmelreich;
Hochgebenedeit biſt Du vor allen Frauen,
Hochgebenedeit die Frucht, die Dir wird thauen.

Die Königin der Engel.

(Neunter Mai.)

Wir grüßen Dich heute mit frohem Sinn
Maria! der Engel Königin;
Dich führten die Engel im Erdenthal,
Dir dienen die Engel im Himmelsſaal;
Sei drum uns gegrüßt mit frohem Sinn,
Maria! der Engel Königin.

Maria! Dich grüßte der Engel Mund
Die ſeligſte auf dem Erdenrund;
Du reine, Du heilige Himmelsbraut,
Von göttlicher Gnade ſo reich bethaut,
O blicke auch gnädig auf uns hin,
Maria! der Engel Königin.

Dir ſangen bei Flöten- und Pfeifenklang
Die Engel den himmliſchen Lobgeſang,
Da in dem Stalle auf Deinem Schooß
Der König der Engel lag nackt und bloß,
Drum ſingen wir heut und immerhin:
Maria! der Engel Königin.

Maria! Dich führte der Engel Hand
Aus Juda in's ferne Aegypterland;
Sie haben im Schlummer mit Dir verkehrt,
Und himmliſche Weisheit Dein Herz gelehrt:
Drum leite uns Du als Führerin,
Maria! der Engel Königin.

Und als Du an Kummer und Schmerz ſo reich
Zum Grabe wandelteſt ſtill und bleich:
Da war es ein Engel im Lichtgewand,
Der leuchtend hellſtrahlend am Grabe ſtand,
O führe auch uns zum Lichte hin,
Maria! der Engel Königin.

Und als des Bräutigams Stimme Dir rief
Und milde Dein Auge im Herrn entſchlief:
Da kamen die Engel im Jubelchor
Und trugen Dich leuchtend zu Gott empor,
Und ſangen Dir wie im Anbeginn:
Maria! der Engel Königin.

Und Gaben der Engel verleihſt Du dort,
Dem engliſchen Jüngling: der Reinheit Hort
Dem Lehrer der Engel: der Weisheit Kranz,
Dem engliſchen Meiſter: der Schönheit Glanz;
Verleihe auch uns der Engel Sinn,
Maria! der Engel Königin.

Und als die Feinde bedrohten Dein Haus
Da trugen beſchirmend es Engel hinaus,
Und Engel weihten mit heiliger Hand
Dein einſames Kirchlein im Alpenland;
O gib uns den Himmel zum Gewinn,
Maria! der Engel Königin.

Maria! geſell' uns zur Engelſchaar,
Die Dich umſchwebet ſo licht und klar,
O Mutter der Gnaden, Maria Du!
Geſell' uns den leuchtenden Engeln zu,
Dann ſingen wir Dir mit frohem Sinn:
Maria! der Engel Königin.

Pilgerlied.

(Zehnter Mai.)

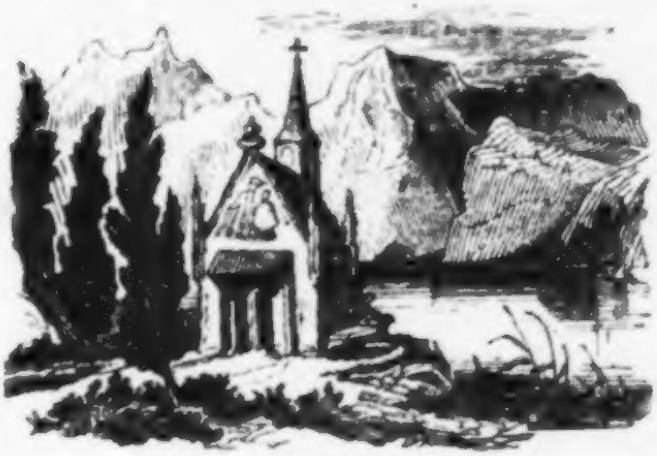
Wir ziehen zur Mutter der Gnade,
Zu ihrem hochheiligen Bild,
O lenke der Wanderer Pfade
Und ſegne, Maria! ſie mild,
Damit wir das Herz Dir erfreuen,
Uns ſelber im Geiſte erneuen.

Wo immer auf Wegen und Stegen
Auch wandelt der Pilgernden Fuß,
Da rufen wir Allen entgegen:
Maria! Maria! zum Gruß;
Und höret ihr unſere Grüße:
Dann preiſet Maria, die ſüße.

Mit Kummer und Schulden beladen,
Mit gläubig vertrauendem Sinn,
So zieh'n wir zum Bilde der Gnaden
Die Pfade der Buße dahin:
O führe Maria! die Blinden,
Damit ſie zum Himmel hin finden.

Damit ſie gebadet in Reue,
Vom himmliſchen Brode erquickt,
Empfangen den Lohn ihrer Treue,
Und einſtens mit Palmen geſchmückt,
Maria! Dir knieend zu Füßen
Dich ſelber im Himmel begrüßen.

Und was ſie erſehnten hienieden,
Erflehten an heiligem Ort,
Die Freude, den ſeligen Frieden,
Verleihe den Armen ſie dort;
Damit ſie zur Ruhe gelangen,
Die müd ſich auf Erden gegangen.



O Quelle der Wonne.

(Eilfter Mai.)

O Quelle der Wonne!
Jungfräuliche Sonne!
Maria! mein Leben!
Dich grüß ich ergeben.

Du Milde! Du Klare!
Mein Herz mir bewahre;
Die Liebe durchglüh' es,
Im Lichte erblüh' es.

Von Freude erhoben,
Dann will ich Dich loben,
Will ſelig Dich preiſen
In lieblichen Weiſen.

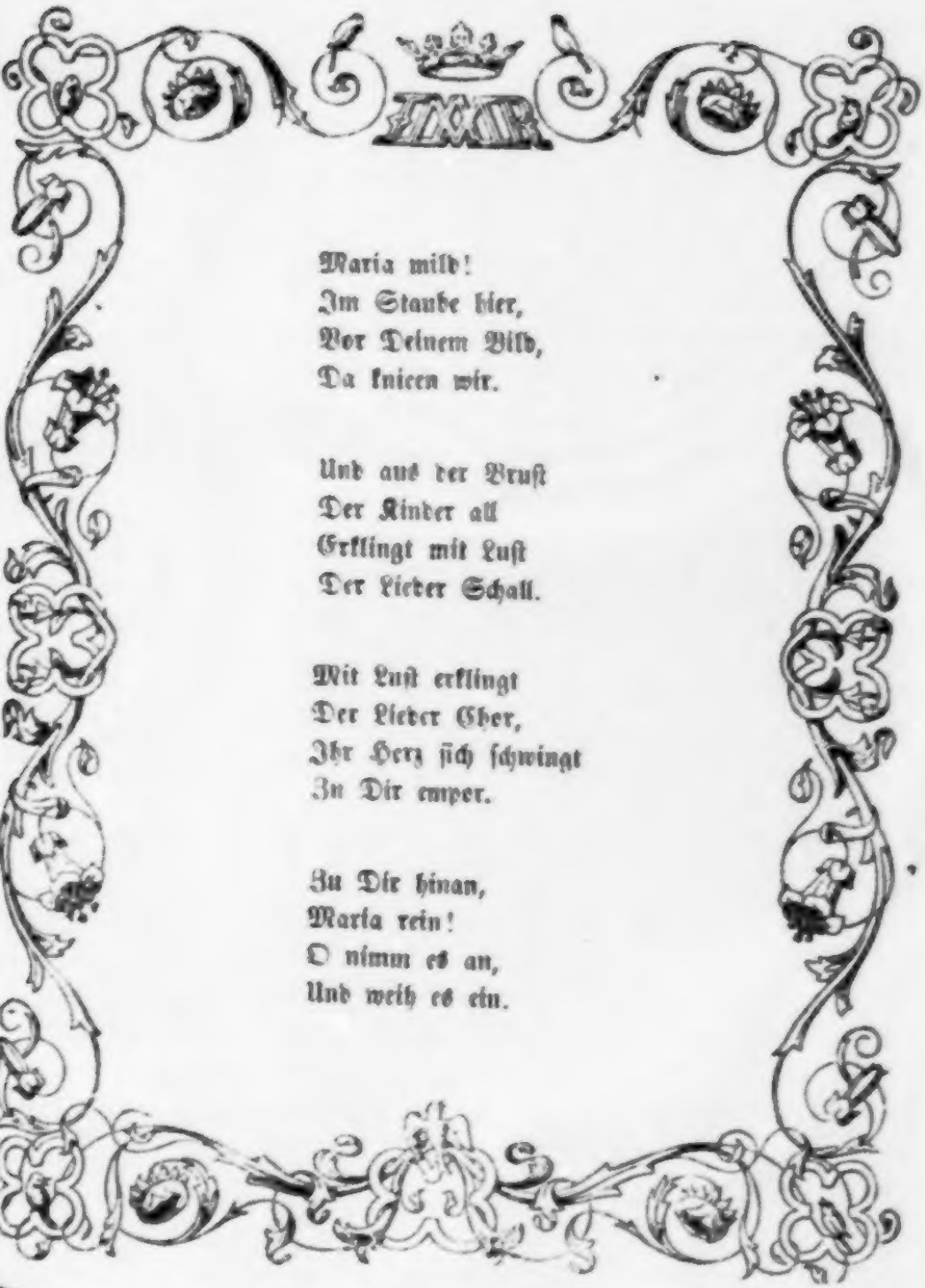
Opfergeſang.

(Zwölfter Mai.)

Wir ſchmücken Dir
Dein goldnes Haar
Mit Roſenzier,
Und Lilien klar.

Und rings die Luft
Durchwürzen wir
Mit Weihrauchduft
Maria! Dir.

Und Dir ſoll ſeyn
Ein Ehrenkranz
Mit hellem Schein
Der Kerzen Glanz.



Maria mild!
Im Staube hier,
Vor Deinem Bild,
Da knieen wir.

Und aus der Bruſt
Der Kinder all
Erklingt mit Luſt
Der Lieder Schall.

Mit Luſt erklingt
Der Lieder Chor,
Ihr Herz ſich ſchwingt
Zu Dir empor.

Zu Dir hinan,
Maria rein!
O nimm es an,
Und weih es ein.

Du lichter Stern!
O mach es klar,
Und bring's dem Herrn
Zum Opfer dar.

Die Zuflucht der Sünder.

(Dreizehnter Mai.)

Sieh uns, die wir freudenreich
Gleich des Maies Blüthen lachten,
Sieh uns welken Blumen gleich,
Wie wir dürſten, wie wir ſchmachten,
Und geſenkten Hauptes flehen,
Leidenvoll um Mitleid flehen.

Seiner Liebe Sonnenlicht
Haben Stolze wir verachtet,
Unſer leuchtend Angeſicht
Hat die Sünde kalt umnachtet,
Die die Krone ach! uns raubte,
Unſre Roſen uns entlaubte.

Seiner Gnade mildem Thau
Haben wir das Herz verſchloſſen,
Und nun wird die Blüthenau
Von der Hölle Gift begoſſen;
Ach! es dringt mit Todesſchmerzen
Tief den Blumen in die Herzen.

Oeffne Deinen Mutterarm,
O Maria, vielgetreue!
Unſren Schmerzen, unſrem Harm;
Höre Jungfrau! unſre Reue;
Flehe Mutter! zu dem Sohne,
Daß er gnädig unſrer ſchone.

Die den Heiland nie verließ,
Stets im Herzen ihn getragen,
Mutter! die ein Schwert durchſtieß,
Da ſie ihn ans Kreuz geſchlagen,
Mutter auf dem Himmelsthrone,
Bitt für uns zu Deinem Sohne.

Du der Sünder Hoffnungslicht,
Du die Krone aller Frommen,
Mutter! o verſtoß uns nicht,
Die wir klagend zu Dir kommen,
Laß uns weinen Dir am Herzen,
Dir vertrauen unſre Schmerzen.

Ach! wir haben freventlich
Liebe ihm verſagt und Ehre,
Bitte ihn, wir bitten Dich,
Daß die Gluth uns nicht verzehre:
Wenn er kömmt die Saat zu ſchneiden,
Und die Frucht und Spreu zu ſcheiden.

Nimm die Welken an Dein Herz,
Laß die Kalten dort erwarmen;
Ihrer Reue bitterer Schmerz,
Deiner Liebe ſüß Erbarmen
Wird die Todten wieder wecken,
Und mit Blüthen neu bedecken.

Wenn uns wieder lockt die Luft,
Wolle Du die neuen Blüthen
liebend an der Mutterbruſt
O Maria! treu behüten,
Daß ſie ewig blüh'n die Frohen,
Die in Deinen Schutz geflohen.

Sonne und Blume.

(Vierzehnter Mai.)

Wie eine Blume ſich kehret zum Sonnenlicht,
So kehrt ſich zu Dir mein Angeſicht;
Mein Angeſicht kehrt ſich Maria! zu Dir,
O Mutter! ach habe Erbarmen mit mir.

Habe Erbarmen, Maria! mit meiner Noth,
Die quälend Dein armes Kind betreibt;
Erbarme Dich meiner im bitteren Schmerz,
Und flehe zu Jeſu, zum göttlichen Herz!

Schickt Er mir Leiden und ſchickt Er mir Troſt
und Luſt,
Ergeben ihn preiſt des Kindes Bruſt;
Ihn preiſet die Seele, und hofft und vertraut,
Wie Jerichos Roſe zum Sonnenlicht ſchaut.

Rosa mystica.

(Funfzehnter Mai.)

Klagend in der Trauer düstrem Schooße
Sitzt die Nachtigall und singt:
Wann erblühst Du endlich meine Rose,
Die den Mai mir wieder bringt?
Wann erscheint der Frühlingstag, der große,
Wo Du blühest meiner Sehnsucht Rose!

Wann erblickst Du endlich, die verheißen
Mir der Herr gerecht und mild,
Wann erblickt mein Trost, den mir die Weisen
Schon verkündet als ein Bild,
Meine reine, meine fleckenlose,
Meine süße, goldne Gottesrose?

Wann entweichen meiner Sehnsucht Zweifel,
Die gebleicht mein Angesicht,
Wann erhellen Deine tausend Strahlen
Meiner Augen trübes Licht,
Wann beglücket mich die Nackte, Bloße,
Dein Erblühen, süße Hoffnungsrose!

Müde schwieg die Erde, bange Sorgen
Deckten Israels Gefilde:
Da erwuchs in Nazareth verborgen
Eine Blume still und mild,
Die sich gläubig hoffend barg im Moose,
Eine liebverglühte Demuthrose.

Jetzt erbebt der Tag die jungen Schwingen,
Herrlich strahlt der Morgenstern,
Und der Engel Jubelchöre singen,
Gloria sei Gott dem Herrn!
Denn vernichtet sind des Fluches Loose,
Gottentsprossen blüht die Himmelsrose.

Himmelsrose! aus der Erde Grüften
Zu dem ew'gen Licht erwacht,
Die mit Lebenslicht und Himmelsdüften
Rings erfüllt des Todes Nacht,
Schirm uns vor des Bösen hartem Stoße,
Süßer Lieb' gebenedeite Rose!

Purpurrose heil'ger Liebesschmerzen!
Rosenröthe reiner Lust!
Blühe feuerlos in unserm Herzen,
Dufte mild in unserer Brust;
Wie die alte Schlange sich erbreche,
Blühe siegreich unsre Friedensrose!

Blühe ewig auf dem Himmelsthrone,
Liebend Deinem Sohn geeint;
Flehe, daß das Feuer uns verſchone,
Wenn der Erndtetag erſcheint;
Daß Er unſre Roſen nicht verſtoße,
Flehe Du geliebte Gottesroſe!

Der Meerſtern.

(Sechszehnter Mai.)

Ich bin das Meer, das treulos immer ſchwanket,
Das immer naht und immer flieht;
Du biſt der Stern, deß Treue niemal wanket,
Der ruhig auf die Wogen ſieht.

Ich bin das Meer, deß nächtlich finſtre Welle,
Bei jedem Hauche ſteigt und ſinkt;
Du biſt der Stern, der klare, immer helle,
Der heiter in den Stürmen winkt.

Mein Morgenſtern! verſcheuche Du die Sorgen,
Erwecke Hoffnung mir und Muth,
Wenn kummervoll mein Geiſt am frühen Morgen
Erzittert vor des Tages Gluth.

Mein Abendſtern! o milder! gieße labend
In dieſes Herz Dein tröſtend Licht,
Wenn todesmüd am letzten dunklen Abend
Im Kampfe ihm die Kraft gebricht.

Von eitler Furcht und eitlem Hoffnungstraume,
Von nicht'gem Leid und flücht'ger Luſt
Im Grunde aufgewühlt, zerſtäubt zu Schaume
Dieß ſchwankend Meer in meiner Bruſt.

Es folgen ſtets erneut die neuen Wellen
Mit neuer Kraft den alten nach,
Das Ufer ſieht die neuſte dort zerſchellen,
Wo ſchäumend ſich die alte brach.

O Friedensſtern! verleih ihm Licht und Frieden,
Und laß es gleich der Lampe ſeyn,
Die einſam, von dem Lärm der Welt geſchieden
Dem Herren brennt mit ſtillem Schein.

Das Magnificat.

(Siebenzehnter Mai)

Der Herr ſei gelobet! der Herr ſei geprieſen!
O Seele frohlocke! mein Geiſt ſoll erheben
Den Herren, den Heiland, der mild ſich erwieſen,
Der Gnade der ärmſten der Mägde gegeben.

Vom Throne der Ehren, dem ewigen, hohen,
Den leuchtend die Sonnen der Geiſter umringen,
Wo feurig die Chöre der Engel, die frohen,
Harmoniſch in Liedern der Liebe erklingen.

Vom Himmel der Ewige blickte hernieder,
Und gnadenreich hat er dem Staub ſich erwieſen,
Die Magd, ſie erglänzte vom Strahlenlicht wieder,
Von allen Geſchlechtern als ſelig geprieſen.

Von mächtigem Arme, von heiligem Namen,
Und reich wie an Milde ſo reich an Erbarmen
Für Alle, die gläubig zu bitten ihn kamen,
Hat Großes vollbracht er an mir nun, der Armen.

Wie hat ſich ſein Arm ſo gewaltig erwieſen:
Der Stolz iſt im Herzen der Stolzen zerſtoben,
Vom Throne er ſtürzte die Söhne der Rieſen,
Wie hat er ſo herrlich die Demuth erhoben!

Er ſtillte voll Milde den Hunger der Armen,
Es darben des Reichthums ſtolz üppige Erben,
Des Dieners gedenkend in ſeinem Erbarmen,
Ließ Segen er Iſraels Treue erwerben.

So hat er gehalten, was mild er verheißen
Den Vätern, den alten, in früheſten Tagen:
Drum kommet den Herren jubelnd zu preiſen,
Frohlockend ihm ewigen Dank zu ſagen.

Gebet.

(Achtzehnter Mai.)

Die Hoffnung ſank wie ein Blatt vom Baum,
Das Glück zerrann wie ein Morgentraum,
Verhallt iſt die Freude wie Glockenklang,
Die Harfe trauert, die Saite ſprang,
Zu Dir erſchallt unſer Klagelaut,
O Mutter, o Jungfrau, o Gottesbraut!

O Mutter, o Jungfrau, o Gottesbraut!
O Arche von Gott uns zum Heile erbaut,
O Quelle der Freuden, der Kranken Heil,
O nimm aus der Wunde den ſcharfen Pfeil,
Du gingſt auf dem Wege der Schmerzen uns vor
Und blickteſt ergeben zum Himmel empor.

Du blickteſt zum Himmel voll Zuverſicht,
Verzagteſt durchbebret von Schmerzen nicht,
O ſchenke uns Flügel und lenke den Flug,
Wohin die Liebe Dich ſelber trug,
Vom nichtigen Staub, vom ſtürmiſchen Strand,
Zum Lichte, zum Frieden, zum Heimathland.

Schön wie die Sonne, auserwählt wie der Mond.

(Neunzehnter Mai.)

Gottgebenedeite,
Milde Himmelsbraut!
Die der hochgeweihte
König ſich getraut,
Jungfrau voll der Gnade!
Wie das Licht ſo rein,
Deiner Kinder Pfade
Mache licht Dein Schein.

Die am Himmel glänzet,
Bricht die Nacht herein,
Still und ſternumkränzet,
Wie der Mondenſchein;
Die ein Flammenbronne
Froh am Himmel lacht,
Schöner denn die Sonne,
Iſt der Tag erwacht.

Jungfrau! wenn in Schmerzen
Trüb die Seele weint,
Sei der Mond der Herzen,
Der uns mild beſcheint;
Jungfrau! ſei die Sonne,
Die uns klar durchdringt,
Wenn im Rauſch der Wonne
Sich das Herz erſchwingt.

Der Waldbruder.

(Zwanzigſter Mai.)

Zum Walde! ach zum Walde!
Zum Walde! ſehn ich mich,
Zur ſtillen grünen Halde,
Dort iſt mir heimathlich.

Ade! Ade! du wilde,
Du Welt voll Neid und Streit!
Mich zieht es zu dem Bilde
In Waldes Einſamkeit.

Das mir ſo abgeſchieden,
In tiefer Waldesnacht,
So mild und ſo voll Frieden,
So traut entgegenlacht!

Am Abend und am Morgen
Begrüß ich Dich mein Bild,
Vertraue meine Sorgen
Der Mutter ſüß und mild.

Dort an der heil'gen Stelle,
Wo manche Blume ſprießt,
Und kühl und ſilberhelle
Das Brünnlein ruhig fließt.

Und wo die Rehe graſen
So friedlich ringe im Kreis,
Und durch den grünen Raſen
Das Bächlein rinnt ſo leis.

Dort bet ich ganz verborgen,
Von Gott allein gehört,
Am Abend und am Morgen,
Mein Ave ungeſtört.

Dich Jungfrau auserkoren,
Dich preis ich dort allein,
Und lade zu den Horen
Die Kreaturen ein.

Und rings die Vögel ſingen
Mit mir in vollem Chor,
Und aus den Blumen dringen
Die Düfte ſüß empor.

Die Wolken aber malen
Im Bach ihr Bild ſo rein,
Und licht die Wellen ſtrahlen
Wie goldner Kerzenſchein.

Mich ſtören keine Sorgen
In meinem Friedenszelt,
So leb' ich dort verborgen
In meiner ſtillen Welt.

Gott grüß Dich Vöglein kleine!
Das aus dem Brünnlein trinkt,
O lob mit mir die Reine,
Die uns im Bilde winkt.

Für die armen Seelen.

(Einundzwanzigſter Mai.)

Seelen, die mit uns ſo eng verbunden,
Mitleidvoll geweint und froh gelacht,
Hingeſchieden ſind ſie, hingeſchwunden
In die dunkle, ſchweigenvolle Nacht!

Hingeſchwunden ſind ſie! hingeſchieden!
Kehren nie, ach! nie zu uns zurück,
Die geliebt uns brüderlich hienieden,
Die getheilt mit uns ihr Herz, ihr Glück.

Eingegangen in ein höher Leben
Mit beſtäubtem irdiſchen Gewand,
In der Sühnung heißem Feuer heben
Hülfe flehend ſie zu uns die Hand.

Schuldbefleckt, gequält von Sehnſuchtſchmerzen,
Blinde, weit entfern dem ew'gen Strahl,
Rufen ſie mit angſterfülltem Herzen:
Helft uns Armen aus der Sühnung Qual!

Tochter Du! und Mutter Deines Sohnes!
Jungfrau! Braut! und Magd und Königin!
Sieh uns zu den Füßen Deines Thrones,
Nimm der Kinder Bitten gnädig hin!

O Maria! die das Licht umfließet,
Der die Engel ſind zum Dienſt getraut,
Die des Himmels höchſte Luſt genießet,
Hör uns hochbeglückte Gottesbraut!

Habe Mitleid, Mutter! mit den Armen,
Oeffne ihnen mild Dein Mutterherz,
Flehe bei dem Sohne um Erbarmen,
Stille ihren heißen Sehnſuchtsſchmerz!

Der Vogel.

(Zweiundzwanzigſter Mai.)

Saß ein Vogel auf dem Baum,
Sang herab ſo ſüß! ſo klar!
Daß ich konnt vorüber kaum,
Wußt nicht wie ſo wohl mir war.

Aus dem Herzen ſang er, ach!
Mir ins Herz ſo tief! ſo tief!
Rief mir drin die Sehnſucht wach,
Die im ſtillen Grunde ſchlief.

Nimmer länger konnte ſich
Da verſchließen meine Bruſt,
Singen, ſingen mußt auch ich
Mit dem Vogel voller Luſt.

Dir Maria! ſangen wir
Unſer Lied im Walde dort,
Königin Maria, Dir!
Sing ichs heut noch immer fort.

Immer grüß ich Dich ſo gern,
Dich Maria! meine Luſt,
Meiner Augen Hoffnungsſtern,
Balſam meiner wunden Bruſt.

Blickſt ja, ach! ſo mütterlich
Auf Dein arm verlaſſen Kind,
Eh ich rufe, hörſt Du mich,
Führſt mich liebreich, bin ich blind.

Schlägt mein Herz ſo bang, ſo ſchwer,
Hüllt es ſtumme Trauer ein,
Iſt es finſtre Nacht umher:
Dann Maria! denk ich Dein.

Dann Maria! ſchwing ich mich,
Mutter! auf zu Dir empor,
Dann Maria! grüß ich Dich
In der Engel Jubelchor.

Und vergeſſen iſt mein Schmerz
Und der Erde trüber Traum,
Und es ſingt mein frohes Herz
Wie der Vogel auf dem Baum.

Wie der Vogel freudenreich
Kehrt der milde Frühling ein,
Singt mein jubelnd Herz ſogleich
Denkt es, o Maria! Dein.

Maria hilf!

Für rheinische Wallfahrer.

(Dreiundzwanzigster Mai.)

Geleite durch die Welle
Das Schifflein treu und mild
Zur heiligen Kapelle,
Zu Deinem Gnadenbild,
Und hilf ihm in den Stürmen
Wenn ſich die Wogen thürmen,
Maria! O Maria hilf!

Du gnadenvolle Taube!
O ſegne unſer Land,
Die Aehre und die Traube,
Den Fleiß und Schweiß der Hand;
Und die voll Hunger darben,
Den Armen ohne Garben,
Maria! O Maria hilf!

Und die verlaſſen klagen
Im Sturm und Froſt und Wind,
Die unterdrückt, geſchlagen,
Verwaiſt und hilflos ſind,
Wem jeder Troſt entſchwunden,
Den Kranken, Todeswunden,
Maria! O Maria hilf!

Erbitt von Gott uns Frieden,
Erbitt uns Heiligkeit;
Vereine was geſchieden,
Verſöhne was im Streit:
Daß wir zu Deinen Füßen
Als Brüder Dich begrüßen,
Maria! O Maria hilf!

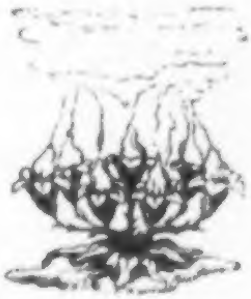
Maria! Deiner Milde
Befehlen wir den Rhein,
O wolle ihm zum Schilde,
Zum Schwert und Panzer ſeyn,
Es breche dran in Splitter
Die Lanze fremder Ritter,
Maria! O Maria hilf!

Geleit uns durch die Wellen
Zu Deinem Gnadenort,
Zum ewig sonnenhellen
Geweihten Friedenshort:
Daß dort das Schifflein lande
Am lieben Heimathſtrande,
Maria! O Maria hilf!

Von heil'gem Licht umgeben,
Wo hochgebenedeit
Die Rebe blüht der Reben
Im Thal der Seligkeit:
Daß dort wir niederſinken,
Vom Himmelsſtrome trinken,
Maria! O Maria hilf!

Maria Lichtmeß.

(Vierundzwanzigſter Mai.)



Blumen und Kerzenſchein
Schmücken, o Sion! Deinen Altar,
Tritt die Jungfräuliche ein,
Wie die Morgenſonne ſo klar.

Opfernd als Sühnungspreis
Bringt ſie weißer Täublein ein Paar:
In den Armen ſo weiß
Ruht ihr ein Kindlein wunderbar.

Glanz von ewigem Licht,
Weisheit, Liebe und Heiligkeit
Strahlet vom Angeſicht
Ihres Kindes ſo klar, ſo weit.

Siehe! da klingt ein Ton
Mächtig in des Propheten Herz,
Höret ihr! Simeon:
„Heil uns! geheilt iſt Israels Schmerz.“

Herr! nun entlaſſe mich,
Was Dein Diener erflehte ſo ſehr,
Alles erfüllte ſich,
Keine Wünſche heget er mehr.

Gott hat Gnade gethaut:
Israels Ruhm, der Heiden Licht,
Habe ich heut geſchaut,
Tod dein Stachel ſchrecket mich nicht.

Heil Dir, Maria Heil!
Dieſer bedrohet die Hölle mit Krieg,
Vielen drum wird zu Theil
Ewiger Fall und Vielen der Sieg.

Heil Dir! Maria Heil!
Gott erhörte Israels Flehn;
Siehe! ein Schwert, Dein Theil,
Dir durchs Herz wird ſchneidend gehn.

Heil Dir, Maria Heil!
Groß iſt, o Jungfrau! o Mutter! Dein Lohn;
Nimmſt an dem Opfer Theil,
Theil an ſeinem leuchtenden Thron.

Schmücket mit Kerzenſchein,
Schmücket mit Blumen reich den Altar;
Jungfrau! wir harren Dein,
Komme, o Sonne! und leuchte uns klar.

Bittgeſang.

(Funfundzwanzigſter Mai.)

Höre Süße!
Unſre Grüße,
Höre, Mutter! unſer Flehen;
Zeig Erbarmen
Uns den Armen;
Laſſe uns Dein Kindlein ſehen.

Horch, wir ſingen,
Sieh, wir bringen
Frühlingslieder, Frühlingsblüthen;
Und wir hätten,
Es zu betten
Treue Herzen, es zu hüten.

Sonnenhelle
Liebesquelle!
Sieh, wie unſre Herzen ſchlagen,
Gib, o Reine!
Uns das kleine,
Gib das Kindlein uns zu tragen.

Und wir wollen,
Wie wir ſollen,
Lilien ihm zur Krone reihen,
Und als Kerzen
Unſre Herzen
Lieberglüht dem Kindlein weihen.

Und es ſchmücken
Mit Entzücken,
Liebend in den Armen wiegen,
Und alleine
An das eine
Heißgeliebte Kind uns ſchmiegen.

Und den Riegel
Mit dem Siegel
Vor des Herzens Pforte ſchieben,
Ihm zu leben
Ganz ergeben,
Einzig nur Dein Kind zu lieben.

Virgo sapientissima.

(Sechsundzwanzigster Mai.)

O Lilie der Demuth! o zarte Du!
Wie bist Du, geweihte! so reich an Frieden,
So züchtig, verborgen und abgeschieden
Auf heiligem Berge einsam erblüht.

Auf heiligem Berge, am Quellenrand,
Von Sonne, von Mond und Sternen beschienen,
Dort blühtest Du auf, dem Herrn zu dienen,
O Lilie der Demuth! o zarte Du!

O Lilie der Demuth! o zarte Du!
Wie bist Du im schirmenden Schooße der Gnade,
Auf heiligem Berge zur Seite dem Pfade,
So einsam duftend und strahlend erblüht!

Dich ſuchte der Engel, Dich grüßt er und ſpricht:
Maria! Du gnadenvolle, geweihte,
Vor allen Blüthen Du hochbenedeite,
Der König des Himmels iſt Deine Frucht!

Maria erwiedert den Gruß und ſpricht:
Ich bin die Magd, gehorche in Stille,
An mir geſchehe des Herren Wille.
So ſprach ſie und neigte in Demuth ſich.

So ſprach ſie, die züchtige Himmelsbraut,
Maria vom heiligen Geiſte durchdrungen
Und ihrem ſterblichen Schooß iſt entſprungen
Das Leben, das Licht, der Heiland der Welt.

O Blume der Demuth! verklärte Du!
Wen hat, wie Dich, die ewige Sonne,
Wen hat der Weisheit himmliſcher Bronne
So innig durchfloſſen, ſo ganz durchſtrahlt!

Du gabſt Dich als Magd dem Lichte hin,
Dich hat es zum Himmel als Braut erhoben,
Wo ewig die Chöre der Engel Dich loben,
Der himmliſchen Weisheit Königin!

O weiſeſte Jungfrau, verleihe auch uns
Ein Herz das bereit dem Herrn zu dienen,
Das himmliſch von Gnade und Weisheit beſchienen,
Dem göttlichen Licht ſich in Demuth erſchließt.

Das ihm ſich erſchließet, der Lilie gleich,
Die ferne der Welt, in göttlichem Frieden,
So züchtig, verborgen und abgeſchieden
Auf heiligem Berge einſam erblüht.

Die Kapelle am Alpenſee.

(Siebenundzwanzigſter Mai.)

O ſtille Kapelle am Alpenſee!
Du machſt mir das Herz ſo ſehnſuchtweh!
Mir winket ſo ernſt, mir lächelt ſo mild,
O traute Kapelle! Dein friedlich Bild.

Ihr Wellen! ſo tief, ſo ruhig, ſo rein,
Ihr ſinget zum Schlummer die Seele mir ein,
Ihr Berge! ſo hoch, ſo ſteil, ſo grün,
Ihr wecket zum Fluge die Seele mir kühn.

Bald dringt ſie ins tiefe Himmelsblau,
Bald grüßt ſie die Blumen der ſonnigen Au,
Bald tauchet ſie unter im kühlen See,
Bald folgt ſie der Gemſe auf Pfaden voll Schnee.

Dann kehret ſie zur ſtillen Kapelle zurück,
Und denket an hingeſchwundenes Glück,
Zwei dunkle Cypreſſen ſieht ſie dort ſtehn,
Sie fühlet der trauernden Sehnſucht Wehn.

Zum Bilde, das tröſtend herniederſieht,
Verlaſſen die arme Seele dann flieht;
Sie leget vertrauend den Kummer, den Schmerz,
Der liebenden Mutter ans Mutterherz.

Die Mutter ſie tröſtet ſo ſüß und lind:
Da fühlt ſich die Seele wieder ein Kind,
Es ſchwindet der Schmerz, der ſie verletzt,
Sie fühlt ſich ins Paradies verſetzt.

Dort kühlet die Weiße der Morgenwind,
Dort harret der armen Dein heilig Kind;
In Roſen ruht es und Lilien rein,
Und ladet die Seele zum Spiele ein.

Und während ſie ew'ge Blumen dort bricht;
Gedenkt ſie der welken der Erde nicht;
Es ſchlummert der Schmerz, es ſchweiget das Weh,
Wie tief im Grunde der Alpenſee.

So ſpiegelt in meiner Seele ſich mild,
O Mutter, Dein heiliges Friedensbild:
Sei drum mir gegrüßt Kapelle ſo traut!
Die Stille die Andacht am See ſich erbaut.

Die Mater dolorosa.

(Schmerzhaftigster Rosenkranz.)

Töchter Sions! kommt und weinet;
Kommt zu mir zum Kreuzesstamm,
Kommt und weint mit mir vereinet:
Denn der liebe Gotteslamm,
Das die Schuld für euch getragen,
Habt ihr, ach! ans Kreuz geschlagen!

Töchter Sions! kniet nieder,
Schlaget traurig an die Brust:
Den gepriesen eure Lieder,
Euer Heil und eure Lust,
Den die Hölle nennt mit Zagen,
Habt ihr, ach! ans Kreuz geschlagen!

Töchter Sions! drücket büßend
Eure Stirne in den Staub;
Euren König, dem ihr grüßend
Einst gestreut das Maienlaub,
Den am Herzen ich getragen,
Habt ihr, ach! ans Kreuz geschlagen!

Euren Heiland, euren Hirten,
Der, die Sanftmuth selber, kam,
Der die Schäflein, die verirrten,
Liebend auf die Schulter nahm,
Weh! ich kanns vor Schmerz nicht sagen,
Habt ihr, ach! ans Kreuz geschlagen!

Der für euch zu Stand sich machte,
Der für euch den Himmel ließ,
Der an euer Heil nur dachte,
Der euch seine Brüder hieß,
Der euch diente ohne Klagen,
Habt ihr, ach! ans Kreuz geschlagen!

Der euch speiste, der euch heilte,
Der euch liebreich unterwies,
Eure Schmerzen mit euch theilte,
Und ein Tröster euch verblieb
Welchen kaum nach wenig Tagen,
Habt ihr, ach! ans Kreuz geschlagen!

Habt ihn, ach! ans Kreuz geschlagen,
Der auf meinem Schooße schlief,
Der das Kreuz für euch getragen,
Der vom Kreuz Vergebung rief:
Töchter Sions! kommt zu klagen,
Ihr habt ihn ans Kreuz geschlagen!

Die Mutter der Betrübten.

(Neunundzwanzigster Mai.)

Aus dem Vaterhaus vertrieben
Zu den Bächen Babylons,
Fern der Heimath, fern den Lieben,
Knechte fremder Siegerhohns,
Rufen weinend wir voll Klagen,
Wir, die Kinder hart geschlagen.

Tief in Schmerzen, tief in Leiden,
Seufzen unsre Herzen bang,
Bei den stillen Trauerweiden
Schweigt der Harfen freher Klang.
Ach! an Deinem Mutterherzen
Lasse ruhen unsre Schmerzen.

Höre, Mutter! Deine Kinder,
Höre ihren Klaggeſang,
Ihren Kummer mach gelinder,
Mutter! die das Schwert durchdrang;
Stille ihren Schmerz den bangen,
Mutter! die das Kreuz umfangen.

Unſres Maies Blüthen ſproſſen
Aus dem finſtern Grabesſtaub;
Hat die Knospe ſich erſchloſſen,
Wird ſie bald des Todes Raub;
Denn der Abend ſieht verblühet,
Was im Morgenlicht erglühet.

Ach, wie Viele, die hienieden
Innig liebte unſer Herz,
Sind für immer hingeſchieden,
Ließen uns der Sehnſucht Schmerz!
Tröſte ſie in jenem Leben,
Mache, Mutter! uns ergeben!

Ach, wie Viele, die wir lieben,
Haben troſtlos dieſe Nacht,
Von den Schmerzen aufgerieben,
Bitter weinend durchgewacht!
Stärke ſie in dieſem Leben,
Mache, Mutter! uns ergeben!

Einſam, von dem Sturm verſchlagen,
Irret hungernd manches Kind;
Seine Seufzer, ſeine Klagen
Uebertäubt der wilde Wind:
Führe die verirrten Armen
In die Heimath voll Erbarmen.

Laß auch uns zur Heimath wallen,
In das alte Vaterhaus;
Breite Deinen Kindern allen
Dort die Mutterarme aus:
Daß ſie nach des Lebens Mühen
Dir am Herzen ewig blühen.

Die Himmelskönigin.

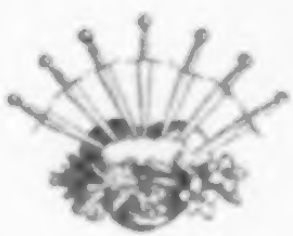
(Dreißigster Mai.)

Heil der Demuth auf dem Throne,
In des Himmels Herrlichkeit!
Heil der Jungfrau mit der Krone,
Mit dem Blick der Seligkeit!
Heil der Braut, der hochbeglückten!
In dem Reich der Gottentzückten.

Die Du einst, in Schmerz versunken,
Bei dem Kreuze heiß geweint,
Ruhst im Himmel freudetrunken,
Mutter Deinem Sohn geeint,
Thronest in den Engelchören,
Unsre Bitten zu erhören.

Schmerzen, die Du hier gelitten,
Qualen, die Dein Herz durchglüht,
Dornen, die es scharf durchschnitten:
Sind zu Rosen Dir erblüht,
Die in nimmerwelken Kränzen
Um Dein Haupt, Maria! glänzen.

Selig Alle, die Dir gleichen,
Die der Erde Leid getheilt,
Selig all' die Schmerzensreichen,
Die beim Kreuz mit Dir geweilt:
Unter Deinem Schirm mit Kronen
Werden sie im Himmel thronen.



Alleluja.

Ein Hymnus.

(Einundzwanzigster Mai.)

Alleluja! hebet zu ſingen an,
Alleluja! jubelt zum Himmel an,
Alleluja! ſinget mit frohem Schall,
Ihr Kinder! ſinget Alleluja! all:
Der Herr erhörte der Sehnſucht Schrei;
Die Knechte des Herrn ſind feſſelfrei;
Er öffnete ihnen des Himmels Thor;
Zum Throne hob er die Magd empor;
Ein Kindlein ruht an der Jungfrau Bruſt,
Der Erde Heil, des Himmels Luſt,
Alleluja! Alleluja! Alleluja!

Alleluja! hebet zu ſingen an,
Alleluja! jubelt zum Himmel an,
Alleluja! ſinget mit frohem Schall,
Ihr Blumen! ſinget Alleluja! all:
Der Frühling iſt in Sion erblüht;
Die Roſe Jerichos licht erglüht;
Die Zedern des Libanons rauſchen ſo mild;
In lieblichem Duft ſteht Sarons Gefild;
Es ruhet im Schatten von Davids Stamm
Die Lilie, die reine, das Opferlamm,
Alleluja! Alleluja! Alleluja!

Alleluja! hebet zu ſingen an,
Alleluja! jubelt zum Himmel an,
Alleluja! ſinget mit frohem Schall,
Ihr Sterne! ſinget Alleluja! all:
Der Tod erblich, die Nacht entwich,
Und purpurn röthet der Oſten ſich:
Der Stern ſo klar, ſo wunderbar,
Erſchienen iſt er nach manchem Jahr,
Und heiter lacht in die Erdennacht
Der ewigen Sonne himmliſche Pracht,
Alleluja! Alleluja! Alleluja!

Alleluja! hebet zu ſingen an,
Alleluja! jubelt zum Himmel an,
Alleluja! ſinget mit frohem Schall,
Ihr Schmerzen! ſinget Alleluja! all:
Die Tröſterin kam, die euch Troſt gebracht:
Der Heiland erſchien, der euch heil gemacht,
Der ſelber ſich bot dem giftigen Biß,
Und uns die Schlange vom Herzen riß,
Und ſiegreich im Staube ihr Haupt zertrat,
Und Balſam in unſere Wunden that,
Alleluja! Alleluja! Alleluja!

Alleluja! hebet zu ſingen an,
Alleluja! jubelt zum Himmel an,
Alleluja! ſinget mit frohem Schall,
Ihr Freuden! ſinget Alleluja! all:
Der Himmel hat gütig uns Manna gethaut:
Der Bräutigam hat die Braut geſchaut:
Der Sieger ſiegte auf Golgatha;
Die Engel ſingen Viktoria;
Hoſanna erklingt es, das Feſt iſt bereit,
Die Seligen ſingen in Ewigkeit:
Alleluja! Alleluja! Alleluja!

Zum Segen.

Heilig! heilig! ſingen wir,
Jeſu! mit der Engel Schaar;
Ihre Herzen bringen Dir,
Jeſu! Deine Kinder dar.
Chriſtus! Gott von Ewigkeit!
Weg und Ziel der Seligkeit!
Sei gelobt, gebenedeit!
Unſer Heiland alle Zeit,
Angebetet immerdar,
Sakrament ſo wunderbar!

Blumen

zur

Nachfeier.

Maria! Maria vielliebe!

(Nach dem Italieniſchen.)

Maria! Maria vielliebe!
O meine Freude, Du ſüße;
Maria! Dich rufe und grüße
Ich immer und immer fort.

Will tragen den Namen Maria,
Den Gott ſo werthen und lieben,
In meine Seele geſchrieben,
Geſchrieben mir mitten ins Herz.

Maria! Dich grüß ich am Morgen,
Wenn golden die Sonne ſich zeiget;
Dich grüß ich, wenn ſie ſich neiget,
Am Abend ins Dunkel der Nacht.

O ſüßeſte Jungfrau Maria!
Du ſteheſt als Mutter mir bei,
Dein Name, Maria! drum ſei
Mir wieder und wieder gegrüßt.

Wenn tief in Kummer und Nöthen,
Begraben die Seele mir ringet:
Dann Friede und Freude ihr bringet,
Dein Name, Maria! Maria!

Will bange in Zweifeln des Heiles
Mein Herz im Buſen erbeben,
Wird Ruhe die heitre ihm geben
Der Name der liebliche Dein.

Und will mir der Böſe der Hölle
Verſuchend die Seele beſchleichen:
Sogleich dann muß er entweichen,
Maria! begrüße ich Dich.

Maria! ſo rufe ich immer
In jeden und allen Gefahren,
O wolle Dein Kindlein bewahren:
O Mutter! Dich laſſe ich nicht.

Maria! mein tröſtlichſtes Hoffen
Im Kampfe der äußerſten Stunde,
Maria! Maria! im Munde,
So will ich empfangen den Tod.

Und rufend aufs Neue und Neue
Den Namen den lieben hienieden,
So geh ich durchs Leben zufrieden,
Zufrieden dann ſterbe ich ſo.

Das Muttergottesbild.

Wie brennt die Sonne, ach! ſo heiß!
Wie dürſtet mich ſo ſehr!
So ſeufzt und klagt ein armer Greis,
Ihn drückt die Laſt ſo ſchwer.

Er klagt und ſeufzet müd und ſchwach:
Die Felſen, ach! ſind taub,
Im Abgrund aber raſt der Bach,
Und bricht ſich ſelbſt zu Staub.

Vorüber iſt die Jugendluſt,
Vorüber Spiel und Scherz;
Das Alter ſtahl die Kraft der Bruſt,
Und gab mir Noth und Schmerz.

Wie lachte einſt voll Sang und Klang
Der Berg im Morgenſtrahl!
Wie ſauer wird mir nun der Gang!
Wie traurig ſchweigt das Thal!

Er geht den ſteilen Berg hinan,
Und oftmal ſteht er ſtill,
Es zittert, ach! der alte Mann,
Er kann nicht, wie er will.

Sein Fuß iſt wund, und wund ſein Herz,
Und hoch der Berg und ſteil;
An ſeiner Noth, an ſeinem Schmerz
Nimmt keine Seele Theil.

Der Vogel ja verſteht ihn nicht,
Der in den Zweigen ſcherzt;
Es lacht der Roſe Angeſicht,
Sie weiß nicht, was ihn ſchmerzt.

Von ſeiner Stirne rinnt der Schweiß
Auf harten, harten Grund,
Der nichts von Lieb und Mitleid weiß,
Von Herzen krank und wund.

So geht er einſam hin und klagt,
Kein Troſt, der fern ihm winkt,
Er klagt, bis ihm die Kraft verſagt,
Und ſtumm er niederſinkt.

Er blickt umher verzweiflungsvoll,
Das Herz erſtarrt von Weh;
In tiefſter Seele bittren Groll
Sagt er der Welt Ade!

O wär ich niemal aufgewacht!
O daß ich ewig ſchlief!
Verflucht die böſe Unglücksnacht,
Die mich in's Leben rief!

Doch wie er ſo im Zorne wild
Verzweiflung in ſich trinkt,
Da ſieht er ſtill ein armes Bild,
Das ihm von ferne winkt.

Ihm winkt die Mutter ſüß und mild,
Das Kindlein in dem Arm;
Es ſpricht zu ihm das Gnadenbild:
Auch ich war nackt und arm.

Auch ich ſchritt an dem Schmerzenstag
Vergan den heißen Gang,
Als meinem Ohr der Hammerſchlag
Vom Kreuz herab erklang.

Auch mir erſtarb der Klagelaut,
Da ich das Kreuz umſchlang,
Und mich, die troſtberaubte Braut,
Ein ſchneidend Schwert durchdrang.

O komm zu mir, und tröſte dich,
Mir ruht Dein Heil im Arm;
O blick es an, dann endet ſich
Dein bittrer Seelenharm.

O ſieh, mein Kindlein lächelt dir,
Es winkt dir, nackt und bloß,
O komme, Armer! komm zu mir,
Und nimm es auf den Schooß.

Und nimm es in die Arme dein,
Und drück' es an dein Herz,
Dann klagſt du nimmer ſo allein,
Mein Kind hört deinen Schmerz.

O zögre nicht, o bleib nicht fern,
Vergeſſe deinen Groll,
O komm zu deinem Gott und Herrn,
Er ruft dir gnadenvoll.

Er nahm das ſchwere Kreuz auf ſich,
Er trägt auch deine Laſt,
O komm, der Heiland heilet dich,
O komm und ſei ſein Gaſt.

Er ladet dich zur Seligkeit
Auf Tabor in das Zelt,
Dort lohnt er dir in Ewigkeit
Für Leiden dieser Welt.

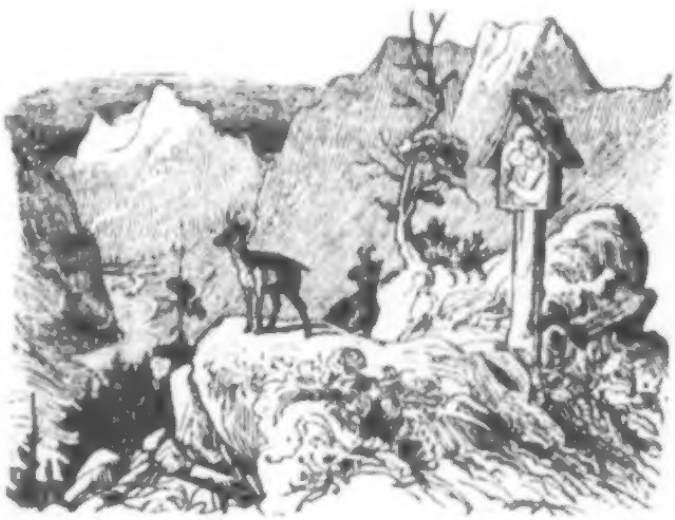
Mein Kindlein harrt voll Ungeduld,
O höre, wie es spricht:
Ich trag die Last, ich trag die Schuld,
O komm und zögre nicht!

So sprach zu ihm das arme Bild,
Gelindert war sein Schmerz,
Er weinte süß, er weinte mild,
Und Trost durchfloß sein Herz.

Er schloß es seinem Heiland auf,
Er schloß ihn drinnen ein,
Er ging mit ihm bergab bergauf,
Er ging nicht mehr allein.

Den Himmel trug er in der Bruſt,
Und wenn die Kraft erlag:
Dann dachte er in ſtiller Luſt
An den verheiß'nen Tag.

Er dachte an die Seligkeit
Auf Tabor in dem Zelt,
Er dachte an die Flüchtigkeit
Der Leiden dieſer Welt.



Ave Maria.

Maria! ſei gegrüßt!
Die Gnade Dich umfließt,
Du aller Frauen Zier!
Es iſt der Herr mit Dir;
Du biſt gebenedeit,
O Jungfrau! alle Zeit;
Gelobt ſoll Jeſu ſeyn,
Die Frucht des Leibes Dein;
O bitte für uns jetzt,
Im Tode auch zuletzt.

Das Gebet der heiligen Brigitta.

Taube mit dem Hoffnungszweige!
Braut des Herren! Königin!
Gnadenreiche Jungfrau! neige
Deine Blicke auf uns hin;
Laſſe Du den Weg die Blinden
Zu dem Herzen Jeſu finden;
Hebe ſie zu ihm empor,
Oeffne Du das Gnadenthor.

Sei gegrüßt, o Tempelhalle!
Du des Himmels goldner Thron!
Wo gethront zum Heil für Alle
Einſt der wahre Salomon,
Jener weisheitvolle hohe
Friedensfürſt, der milde, frohe,
Deſſen Ruhm erſchallt ſo weit,
Deſſen Reich die Ewigkeit.

Sei gegrüßt, o Bundeslade!
Du des Friedens heilig Pfand!
Sei gegrüßt, o Licht der Gnade!
Das erleuchtet jedes Land;
Dir am Herzen, Dir im Schooße
Ruht der weisheitvolle, große,
Ruht des ew'gen Vaters Sohn,
Ruht der wahre Salomon.

Fleckenlose, klare Sonne!
Demuthreicher Andacht voll,
Gottgeweihter Gnadenbronne!
Wo die reinste Liebe quoll:
Liebe zu dem Ewigschönen,
Liebe zu den Menschensöhnen;
Dir im Schooß hat Gott geweint,
Innigst mit dem Mensch vereint.

Sei gegrüßt, Gebenedeite!
Die das Licht zur Welt gebracht;
Sei gegrüßt, Du Hochgeweihte!
Die das Kindlein angelacht;
Sei gegrüßt, Du Makellose!
Mit dem unbefleckten Schooße,
Wo als kleines Kindlein ſchlief,
Der das All ins Leben rief.

Der Engel des Herrn.

Es dunkelt ſchon, bald naht die ſtille Nacht,
Die Lerche ſchweigt und leiſe wehn die Winde,
Doch in der Zeche wird gezecht, gelacht,
Die Krüge werden leer und voll geſchwinde.

Ein Treiben wüſter und gemeiner Art,
Ein wirr Geſchrei erfüllt die weiten Hallen,
In denen ſich die Menſchheit offenbart,
Die halbberauſcht hinab zum Thier gefallen.

Der rohen Zecher freche Rede gleicht
Dem wilden Strome, der den Damm zerbrochen,
Die Sitte und der Anſtand ſcheu entweicht,
Es wird gebrüllt, geheult, doch nicht geſprochen.

Der Eine flucht, der Nachbar hört ihn nicht,
Zwei Andre küſſen heimlich ſich daneben;
Und Einem fliegt ein Krug ins Angeſicht,
Es war ein Wink, den ihm ein Freund gegeben.

Sie raufen blutig ſich im Winkel dort
Und mancher eilt herbei als Streitesſchlichter,
Zwei Andre aber würfeln ruhig fort
Und ſchirmen vor dem Wind die ſchwanken Lichter.

Am heißen Ofen ſitzt ein ſchwacher Greis,
Ein Invalid voll Wunden und voll Klagen,
Und um ihn her ein kleiner Hörerkreis,
Dem er erzählt von Schlachten längſt geſchlagen.

Ein Metzger rechnet auf dem braunen Tiſch
Die Ochſen ruhig Stück für Stück mit Kreide,
Ein alter Fuhrmann ruft: Frau Wirthin friſch!
Noch eine Halbe Guten, eh ich ſcheide.

Ein Wilddieb, der ſchon lange ſtill gelauſcht,
Dem jungen Förſter oft den Tod geſchworen,
Er zieht das blanke Meſſer weinberauſcht,
Und ruft ihm wüthend zu: Du biſt verloren.

Doch horch! da tönt mit leiſem Feierklang
Das Glöcklein in der nahen Bergkapelle;
Sie flüſtern rings die Tiſche nun entlang,
Der Engel iſts, und ſchweigen auf der Stelle.

Den Blick gekehrt zum Kreuze an der Wand
Entblößt das Haupt ſogleich ein jeder Zecher;
Sie werden ernſt, ſie falten ihre Hand,
Das halbe Wort verſtummt im Mund der Sprecher.

Und vor dem Kruzifixe kniet ſich
Des Wirthes Töchterlein, das jüngſte, kleine,
Und mit dem Ave dann begrüßt es Dich
Und Alle beten mit ihm im Vereine.

Maria! tönt es leis und feierlich
Mit ſchwacher Stimme aus des Kindes Munde:
Vor Dir, Maria! neigen Alle ſich,
Maria! tönts in Aller Herzen Grunde.

Ein Geiſt des Friedens und der Heiligkeit,
Ein Geiſt des Himmels ſcheint herabgeſtiegen,
Vor dem die Roheit und der wilde Streit
Und alle niedern Leidenſchaften ſchwiegen.

Den Sinnenrauſch beherrſcht die Ewigkeit,
Zur ſtillen Kirche wird die wilde Schenke,
Die Zecher flehen um die Seligkeit,
Und daß ſie Gott die rechten Pfade lenke.

Seit Du zuerſt vernahmſt des Engels Wort,
Iſt Jahr um Jahr, o Jungfrau! hingezogen,
Doch heute noch wie damals tönt es fort,
Ein Himmelsruf im Sturme ird'ſcher Wogen.

Lobſinget Marien!

(Nach dem Italieniſchen.)

Marien lobſinget,
Ihr Gläubigen alle!
Mit freudigem Schalle
Zur Himmel erklinget!
Lobſinget! lobſinget! lobſinget Marien!

O Lilienkrone!
Dein keckeres Blühen
Weckt liebend Erglühen
Zu Gott Deinem Sohne:
Lobſinget! lobſinget! lobſinget Marien!

Aurora, der ſüßen,
Der göttlichen Wonne!
Der Mond und die Sonne
Dir ruhen zu Füßen:
Lobſinget! lobſinget! lobſinget Marien!

Dem Höllengezüchte,
Dem Wurm, dem verruchten,
Den Kopf, den verfluchten,
Zertratst Du zu nichte:
Lobſinget! lobſinget! lobſinget Marien!

Und Jeſu! dem Kleinen
In Nazareths Kreiſe
Lieh Zuflucht und Speiſe
Der Buſen der Reinen:
Lobſinget! lobſinget! lobſinget Marien!

Die ſeligen Schaaren
Dich Fürſtin umringen,
Die lieblich Dir ſingen
Die Hymnen, die klaren:
Lobſinget! lobſinget! lobſinget Marien!

Der Schönheit Entzücken
Der Himmel Dir leihet,
Die Sterne Dich ſchmücken
Zur Krone gereihet,
Lobſinget! lobſinget! lobſinget Marien!

O mystische Rose!
Die Gott uns geboren,
O gib nicht verloren,
Uns Arme, Hilflose:
Lobsinget! lobsinget! lobsinget Marien!

Das Gebet der gefangenen Maria Stuart.

In des Kerkers tiefer Nacht,
Einſam in der Reih,
Von den Feinden hart bewacht,
Von dem Tod betrübt,
Rang mit kummervollem Sinn
Ihre zarte Hand
Einſt die junge Königin
Von dem Schottenland.

Ob ihr Herz vor Schmerzen bricht,
Ob die Wangen bleich,
Ach! die Feindin rührt es nicht,
Die der Schlange gleich,
Ihre Ringe enger zieht,
Kalt und ohne Herz,
Und mit ſtolzer Freude ſieht
Ihres Opfers Schmerz.

Von der Erde düſterm Grund
Blickt Maria auf,
Oeffnet zum Gebet den Mund,
Seufzt zu Dir hinauf,
Die Du eine Tröſterin
Aller Marien biſt,
Dich auch ruft die Königin,
Die ſo troſtlos iſt.

Hohe Himmelskönigin!
Jungfrau ſanft und mild!
Blicke, ach! mit Mutterſinn
Auf mich Jammerbild!
Dir beicht ich Seel und Leib,
Jeden Lebenshauch,
Was ich fürchte armes Weib,
Was ich hoffe auch.

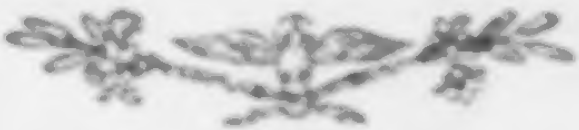
Jungfrau Du und Mutter mein!
Mach mich ſeelenſtill,
Daß ich wolle nur allein,
Was mein Heiland will;
Daß mein Leben ganz und gar
Sei der Demuth Bild,
Drinn ſich ſtrahle licht und klar
Seine Gnade mild.

Vor dem Feind im Höllengrund
Schirme gnädig mich,
Meiner Feinde finſtrer Bund
Nichtig zeig er ſich:
Bitte, daß des Herren Licht
Mild ihr Herz erhellt,
Daß auf Bosheit fürder nicht
Sei ihr Sinn geſtellt.

Wenn des Todes Wunde brennt,
Und mein Leib erliegt:
Mache, daß der Feind bekennt
Sich vom Kreuz besiegt,
Zeig es dann dem Bösen frei,
Will er sich mit nah'n,
Daß ich Deine Tochter sei,
Dir nur unterthan.

Liebend sprachs die Königin,
Und ihr Schmerz entwich,
Denn ihr lieh die Trösterin
Frieden mütterlich;
Was sie heiß erfleht von ihr,
Ward der Fürbitt Theil,
Gottes Frieden war mit ihr,
Als sie traf das Beil.

Die Königin der Heerſchaaren.



Wir grüßen Dich im Schlachtgeſang,
Vom Tode ringsh betreut,
Mit Trommelſchlag, mit Schwertesklang
Und Fahnen blutig roth;
O ſegne uns im Streite,
Maria! unſre Königin,
Du Hochgebenedeite!

Wir fürchten nicht der Hölle Macht,
Nicht Pulverdampf und Blei;
Wir ziehen freudig in die Schlacht,
Maria! ſteh uns bei;
Den Feind laß uns bezwingen,
Maria! unſre Königin,
Victoria Dir ſingen.

Du thronst in des Sieges Glanz,
Ehrist und Sieg im Streit,
Im Leben unsre Verheißung,
Im Tod die Seligkeit;
Im Donner der Kanonen,
Maria! unsre Königin,
Ehrist uns Siegeskronen.

Stabat Mater.

An dem Kreuze, Weh im Herzen,
Stand die Mutter tief in Schmerzen,
Als ihr Sohn gekreuzigt litt.
So viel Seufzen, Gram und Leiden,
Ging ein Schwert ihr durch die Seiten,
Das ihr wundes Herz durchschnitt.

O wie traurig! wie voll Leide!
War die Hochgebenedeite,
Heil'ge Mutter Gottes da;
Als sie weinte, als sie klagte,
Und ihr Herz erbebend zagte,
Da des Sohnes Schmerz sie sah.

Gibt es auf der Erde Einen,
Der da sähe ohne Weinen,
Christi Mutter in der Pein!
Der es ohne Schmerz betrachtet,
Wie mit ihrem Sohne schmachtet
Dort die fromme Mutter sein!

Für des Volkes Sündenſchulden
Sah ſie Jeſum Qual erdulden,
Den die Geiſſel ſcharf zerreißt;
Sah den Sohn, den ſie geliebet
Sterben, ach! ſo tief betrübet,
Da er aushaucht ſeinen Geiſt.

Eja Mutter, Liebesquelle!
Deinen Wunden mich geſelle,
Laß mich ſeyn mit Dir betrübt;
Laß mein Herz in Lieb' entbrennen,
Chriſtum meinen Gott erkennen,
Daß auch er mich wieder liebt.

Drücke meinem ſünd'gen Herzen
Dieſe Kreuzeswundenſchmerzen
Heil'ge Mutter mächtig ein.
Was Dein Sohn für mich gelitten,
Schmerzen, die ſein Herz durchſchnitten,
Laß ſie mein zur Hälfte ſeyn.

Laß mit Dir mich bitter weinen,
Trauren bei des Sohnes Peinen
All mein Leben immerdar.

Laß am Kreuz mich mit Dir ſtehen,
Laß mich theilen Deine Wehen,
Dieſes wünſche ich fürwahr.

Jungfrau der Jungfrauen klare!
Mich in Deiner Huld bewahre,
Laſſe trauren mich mit Dir.
Laſſe ſeinen Tod mich tragen
Und um Chriſti Leiden klagen,
Um die Wunden für und für.

In des Sohnes Schmerz verſunken,
Mache mich vom Kreuze trunken
Um der Lieb des Sohnes Dein.
Wenn mich brennen Liebesblitze
Heil'ge Jungfrau! o dann ſchütze
In dem Weltgerichte mein.

Laß das Kreuz mir ſeyn zum Schutze,
Chriſti Tod dem Feind zum Trutze,
Seine Gnad zur Labung ſüß;
Iſt mein Leib dann hingegangen,
Laß dann meine Seel' empfangen
Ew'ge Luſt im Paradies.

Das Waldvöglein.

Von einem frommen Ordensmann
Will ich ein Lied jetzt ſingen,
Der Jungfrau Dich ſo lieb gewann,
So lieb vor allen Dingen,
Daß was er redet immer, fort,
So war doch ſtets ſein erſtes Wort:
Gegrüßt ſeiſt Du Maria!

Er hat ein klein Waldvögelein,
Mit buntem Hals und Schwingen,
Das ſaß bei ihm im Kämmerlein
Und konnt ſo lieblich ſingen.
Und wie er ſpät und frühe ſprach,
So ſang das Vöglein ſtets ihm nach:
Gegrüßt ſeiſt Du Maria!

Das Vöglein in dem engen Haus,
Das ſah den Wald ergrünen,
Da flog es in den Wald hinaus,
Der ihm ſo ſchön geſchienen,
Und wie es in dem Freien war,
Da ſang das Vöglein ſilberklar:
Gegrüßt ſeiſt Du Maria!

Der Bruder ging ihm traurig nach
Und wollt das Vöglein fangen,
Es hüpfte fort durch Busch und Haag
Und schlüpfte durch die Stangen,
Und von der Erde auf es flog
Und in den Lüften sang es hoch:
Gegrüßt seist Du Maria!

Da senkte sich so schnell wie Blitz
Ein wilder Aar hernieder,
Und faßte mit den Krallen spitz
Das Vöglein beim Gefieder,
Da ward dem Vöglein gar so bang,
In größter Noth es kläglich sang:
Gegrüßt seist Du Maria!

Und vor dem Ruf erschrickt der Aar
Und öffnet schnell die Krallen,
Maria half da wunderbar,
Er ließ das Vöglein fallen,
Und zu Mariens Preis und Dank
Viel heller noch das Vöglein sang:
Gegrüßt seist Du Maria!

Der Bruder in dem Garten ſtand
Voll Trauren und Verlangen,
Das Vöglein flog auf ſeine Hand
Und ließ ſich ſelber fangen,
Da kehrt er froh ins Kämmerlein
Und ſingt mit ſeinem Vögelein:
Gegrüßt ſeiſt Du Maria!

Maria liebſte Mutter mein!
Ließt Du den Aar nicht tödten,
Das unvernünft'ge Vögelein
Das ſang in großen Nöthen:.
Dann läßt Du auch den Sünder nicht,
Der reuig und von Herzen ſpricht:
Gegrüßt ſeiſt Du Maria!

Univ. Bibl.

Wallfahrtslied zur Muttergottes in der Eiche.

O Tröſterin! zu Dir,
Zu Deinen ſtillen Eichen,
Maria! fliehen wir,
Den Schmerzen zu entweichen,
Maria! bitt für uns,
Maria! o Maria!

Es flieht vom Pfeil verletzt,
Verfolgt von wilden Hunden,
Zum Tode bang gehetzt,
Der arme Hirſch voll Wunden.
Maria! bitt für uns,
Maria! o Maria!

Er findet Schirm und Schutz
Bei Deinen heil'gen Eichen,
Du bieteſt ihnen Trutz,
Die Jäger müſſen weichen;
Maria! bitt für uns,
Maria! o Maria!

Erleichtre unſre Laſt,
O laße Dich erweichen,
Vergönn' uns Gottestraft
Im Schatten Deiner Eichen,
Maria! bitt für uns,
Maria! o Maria!

Aus Deinem Mutterblick
O laß uns Frieden trinken,
Und einen Augenblick
Ans Mutterherz Dir ſinken;
Maria! bitt für uns,
Maria! o Maria!

Für unſre Sündenſchuld
Erbitt uns Gottes Gnade
Und ſeine Vaterhuld
Zum Führer unſrer Pfade;
Maria! bitt für uns,
Maria! o Maria!

Damit der Wallfahrt Ziel
Maria! wir erreichen,
Bei Davids Saitenſpiel
Im Schatten Deiner Eichen;
Maria! bitt für uns,
Maria! o Maria!

Bittruf.

(Nach dem Italieniſchen.)

Erhöre uns gütig
Die Bitte geneiget,
Die flehend demüthig
Dem Herzen entſteiget
Zum himmliſchen Throne,
O Herr! Deiner Güte.

Dich flehet um Hulden
Marias Erbarmen,
Verzeihe die Schulden
O Vater! den Armen,
O Herr! uns verſchone,
O Herr! uns behüte.

Die Palme.

O Palme ſonnenklare!
O Myrthe zart und mild!
O Roſe wunderbare!
Auf Jerichos Gefild,
O laß den Duft den ſüßen
Maria! o Maria!
In unſre Herzen fließen.

O Blüthe Du von Jeſſe!
Platan' an Waſſers Saum!
Du Zions Bergzypreſſe!
Geweihter Friedensbaum!
Erquicke uns im Schatten
Maria! o Maria!
Wenn durſtig wir ermatten.

O Mutter, ſchmerzensreiche!
Die nicht das Kreuz verließ,
Als ſeine heil'ge Leiche
Der ſcharfe Speer durchſtieß:
O laß den Schmerz uns theilen,
Maria! o Maria!
Von Sünden uns zu heilen.

O Mutter! freudenreiche!
Die gnadenvoll belohnt,
Verklärt im Himmelreiche
Bei ihrem Gotte thront:
O laß die Luſt zu theilen,
Maria! o Maria!
Uns ewig bei Dir weilen.

Die ſieben Schmerzen der heiligen Jungfrau.

Chriſti Leiden haſt Du vorgelitten,
Als Dein lieberfülltes Mutterherz
Simeon mit ſcharfem Schwert durchſchnitten,
Dir verkündend ſeinen Todesſchmerz:
Laſſe meine Schuld mich tief beklagen,
Die ſo harte Wunden Dir geſchlagen.

Mußteſt aus der lieben Heimath fliehen,
In die Fremde, in's Aegypterland,
Mit St. Joſeph, mit dem Kindlein ziehen
Einſam durch der Wüſte heißen Sand:
Laß mich gehn, o Mutter! Dir zur Seiten,
Wolle Du durchs Leben mich geleiten.

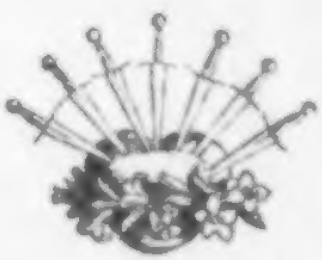
Deinen Sohn verlorſt Du ohne Schulden,
Deine Liebe ſuchte ihn ſo bang,
Mußte harren, mußte ſchmerzlich dulden,
Schmachten ohne Troſt drei Tage lang:
Sei, Maria! mir zum Stern erkoren,
Hab ich ihn durch meine Schuld verloren.

Mit der Dornenkrone, hart geſchlagen,
Sahſt Du ihn zur Leidensſtätte gehn,
Sahſt das ſchwere Kreuz ihn blutend tragen,
Und die Feinde höhniſch ihn umſtehn:
Wolle, Jungfrau! Du mein Herz erquicken,
Will die Laſt der Leiden mich erdrücken.

Schmerzensreiche! die das Kreuz umfangen,
Deren Herz der ſchärfſte Dolch durchſchnitt,
Als die Hammerſchläge dumpf erklangen,
Als ſein heilig Blut hernieder glitt:
Laß mich mit Johannes bei Dir weilen,
Laß als Sohn mich Deine Liebe theilen.

Deines Heilands, Deines Sohnes Leiche,
Wund, zerrissen, blutend, kalt und bloß,
Nahmen sie vom Kreuz, o Jammersreiche!
Du, o Jungfrau! nahmst sie auf den Schooß:
Habe meiner vor dem Tod Erbarmen,
Laß mich ihn im Sakrament umarmen.

Die getrauert, ach! so tief im Herzen,
Eine Rose von dem Sturm entlaubt,
Als das Grab die Mutter voll der Schmerzen
Ihres höchsten Gutes ach! beraubt:
Keine Sünde soll mir ihn entreißen,
Ewig will ich Dich im Himmel preisen.



An die Patrona Bavariae.

(Gedichtet am 4. Juni 1850, beim Beſuche des Calvarienberges in Fuſſen.)

O blicke mild hernieder,
Dich grüßen unſ're Lieder,
Maria Königin!
Du Tröſterin der Schmerzen,
Erfülle unſ're Herzen
Mit wahrem Chriſtenſinn!
Maria, o Maria!
Beſchirme und bewahre
Mit treuer Mutterhand,
Patronin, wunderbare!
Das theure Vaterland!

In Deiner hohen Zelle,
Wo brauſt des Lechs Welle,
Am Kreuz das Brünnlein fließt,
Die Alpen Dich umringen,
Die Vögel Dich umſingen,
Sey Jungfrau uns gegrüßt!
Maria, o Maria! ꝛc.

Wir bitten voll Vertrauen,
O ſegne unſ're Auen;
O ſegne unſer Thun!
Die Garben, die dort reifen,
Die Heerden, die dort ſchweifen,
Die Todten, die dort ruh'n!
Maria, o Maria! ꝛc.

Wo in des Lechs Rachen
St. Mang beſiegt den Drachen,
Und hoch das Kreuz erhob,
Will nun zu Deinen Füſſen
Das Städtlein auch dich grüßen
Mit ſeiner Glocken Lob!
Maria, o Maria! ꝛc.

Die ſtillen Seen winken,
Die Alpenhörner blinken,
Die Wieſen blühen Dir.
Es ſtrahlen Dir die Kerzen,
Es flammen Dir die Herzen,
O Jungfrau alle hier!
Maria, o Maria! ꝛc.

Laß uns den Feind nicht rauben
Den alten heil'gen Glauben,
Vertilge Neid und Streit!
Vereine was geſchieden,
Hilf uns zum rechten Frieden,
Hilf uns zur Seligkeit!
Maria, o Maria! ꝛc.

Zur Einweihung einer Kirche in Bayern.

(C. M. letztes Lied, gedichtet in Carlsbad im August 1851.)

Dir, der Unbefleckten, Reinen,
Dir Maria, Dir, der Einen,
Sey dies Gotteshaus geweiht!
Die noch Keinen stieß von hinnen
Ungetröstet, wohne drinnen,
Jungfrau, hochgebenedeit!

Engel streuen lichte Rosen
Dir, der Braut, der makellosen,
Dir, der Himmelskönigin!
Ave, Mutter voll Erbarmen!
Ruft zu Dir das Herz der Armen:
Schütz' dies Haus mit Mutterſinn!

Jungfrau, ſieggekrönte, milde!
Deck' es treu mit Deinem Schilde,
Wenn uns Weh und Unheil droht,
Krankheit, Hunger, Waſſer, Feuer,
Steh' im Sturme Du am Steuer,
Steh' uns bei in jeder Noth!

Laß die Andacht drinn ſich mehren,
Keine Sünde es entehren,
Halt' den Böſen von ihm fern!
Laß der Friede es umſchwebe,
Heil'ge Liebe drinnen lebe,
Bitt' für uns, o Morgenſtern!

Hilf uns leiden, kämpfen, ſiegen,
Hilf, daß wir nicht unterliegen
Heute und zu jeder Zeit;
Hilf uns beten, hilf uns ſingen,
Hilf, Maria, uns erringen
Einſt den Lohn der Ewigkeit!

Schwanengesang.

(Dies und das folgende Gedicht sind aus einem früheren Liedercyclus von G. G.)

Ach es stirbt der letzte matte Tagesschein,
Leise, leise bricht die stumme Nacht herein;
Stille ist die weite Flur dem Kirchhof gleich,
Schwarz der Wald, die Berge stehen geisterbleich.
In dem Neste sucht der Vogel seine Ruh,
Müde eilt der Wandrer seiner Herberg zu,
Zur Heimath, ach zur Heimath, möcht auch ich!
Zu ihr, zur Heimath, o geleite mich!

Lebet wohl ihr Tage, froh und glanzumſäumt,
Heitre Stunden in der Jugend Schooß verträumt,
Auen, wo der Frühling lachend einſt geweilt,
Theure Seelen, die ihr Glück mit mir getheilt.
Ihr enteiltet, ach vorbei in raſchem Flug,
Einſam fühl ich mich, die Scheideſtunde ſchlug.
Zur Heimath, ach zur Heimath möcht' auch ich!
Zu ihr, zur Heimath, o geleite mich.

Seele! meine Seele! blicke himmelan,
Sammle dich, vertraue deinem Gott dich an,
Sieh! die Finſterniß, des Staubes Feſſel bricht,
Mich umfließt ein leuchtend Meer von Himmelslicht:
Töne hör' ich meiner frühſten Kinderzeit,
Klare Harmonien reinſter Seligkeit.
Zur Heimath, ach zur Heimath möcht' auch ich!
Zu ihr, zur Heimath, o geleite mich.

Selig Bild, das tröſtend immer mich umſchwebt,
Theures, das im tiefſten Herzen mir gelebt:
Meiner Heimath grünend helles Frühlingsthal,
Schon erblick' ich deiner Sonne Freudenſtrahl,

Höher, höher hebt ſich da der Sonnenſchwan,
Sehnſuchtſterbend, tönt ſein letztes Lied hinan:
Zur Heimath, ach zur Heimath möcht' auch ich!
Zu ihr, zur Heimath, o geleite mich.

Immortellen.

Verklungen ſind des Sängers Lieder,
Die Nacht bedeckt die Erde weit,
Im Schlummer ruhn die müden Glieder,
Nur eine Blume ſank nicht nieder:
Die Blume der Unſterblichkeit.

Wenn nach des Lebens hartem Looſe
Erbleicht der Erde Herrlichkeit,
Dann ſproßt aus dunklem Grabesſchooße
Geheimnißvoll die Himmelsroſe:
Die Blume der Unſterblichkeit.

Wer ſich dem Quell des ewig Schönen
In reiner Liebe ganz geweiht,
Dem Meiſter in den Himmelstönen,
Wird einſt die heitre Stirne krönen:
Die Blume der Unſterblichkeit.

Wer kühn durchbricht des Staubes Schranken
Dem Helden in dem Geiſterſtreit,
Dem Lehrer göttlicher Gedanken,
Wird leuchtend einſt das Haupt umranken:
Die Blume der Unſterblichkeit.

Wer gottbegeiſtert all ſein Streben
Als Opfer ſeinen Brüdern leiht,
Wer ganz dem Lamm ſich hingegeben,
Dem blüht in Gott ein ſelig Leben:
Die Blume der Unſterblichkeit.

So weicht ihr düſtern Grabesſchauer!
Das Jubelfeſt iſt ja bereit;
Ein Himmel ſtrahlt, ein ewig blauer!
In Freude wandelt jede Trauer:
Die Blume der Unſterblichkeit.

R. I. P.

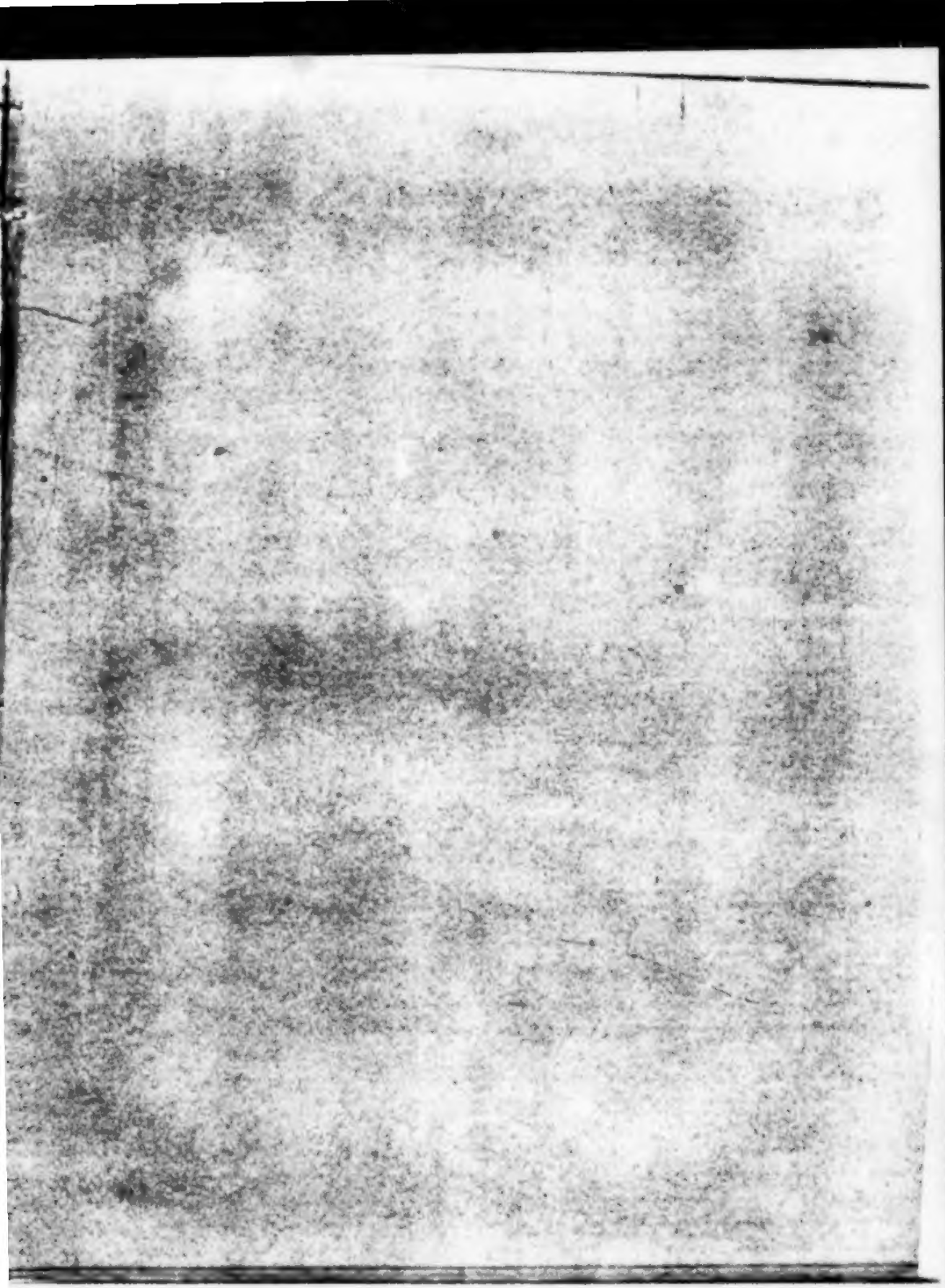
In Sankt Peters hochgeweihtem Dome,
Wo des Dichters Herz ſo fromm erglüht!
Weiht' der reinſten Jungfrau er die Lieder,
Als der ſonnenhelle Mai erblüht.

Und die Frühlingsblumen trug der Pilger
Aus der heil'gen Stadt in's Heimathland,
Legte ſie, zum lichten Kranz gewunden,
Auf des Freundes Grab mit treuer Hand.

Ach! da ward ſein eignes Herz gebrochen
Durch des Vaters Tod: vom Schmerz beſiegt!
Thränenthauend nun die Blumen duften
Wo der treuſte Sohn beim Vater liegt.

Nun ſind ſie vereint. — Der Dichter ſinget
Laut ſein Lob am Thron der Gottesbraut!
Betet ſtill für ſie ein Vaterunſer,
Die der Lieder reiner Hauch erbaut.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.



München, in Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Gedruckt bei Joh. Georg Weiß.

MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Inhalt.

	Seite
Eingang	V
Gloria in excelsis. Mit einer Abbildung der heil. Cäcilia nach C. Blaas in Rom	1
Ein altdeutsches Lied von der Güte Gottes	2
Ein Brief Alcuins, des Lehrers Karls des Großen, an König Gisfrid	2
Die Braut auf Bergeshöhe, nach dem hl. Joh. Damascenus erzählt von E. Veith. Mit einer Abbildung nach M. Schön	3
Zwei Gedichte von Walther von der Vogelweide	4
1) Morgengebet.	
2) Abendreue.	
Der erste bekannte Dombaumeister von Köln. Mit dem Bilde des Meisters nach einer alten Handschrift	5
Sonntagsfrühe. Ein Lebensbild. Mit einer Abbildung nach Kaspar Braun	6
Drei Lieder von Thomas Moore nach der Uebersetzung von Freiligrath	10
1) Den Gefallenen.	
2) Der Himmel.	
3) Die Abendglocke.	
Münchner Charaktere von L. v. Weltenrieder	10
1) Der Mann ohne Lebensart und von wenig Worten.	
2) Der Mann von vielen Worten und wenig Sinn.	
Eine kurze Antwort Heinrichs IV.	13
Religuien von Clemens August. Mit einer Abbildung nach K. Braun	13
Die Kinderprozession. Aus dem Münchner Volksbüchlein	14
Die Tauben von San Marco in Venedig	14
Overkliet. Mit einer Abbildung nach F. Overbeck	16
Nox beata. Uebersetzt von Joh. v. Geissel, Erzbischof von Köln. Abbildung nach Pocci	17
Das Christkindlein in der Rose, von Clemens Brentano. Vignette nach Knauth	17
Für die Seele der verherrlichten Gerechtigkeit	18
Keine Grillen! Mit einer Abbildung nach einem pompejanischen Wandgemälde	20
Fenelon über die wahre Frömmigkeit	20
Des Bruders Felix Fabri Pilgerfahrt von Jerusalem nach Bethlehem. Mit einer Vignette nach Knauth	21
Weihnachtslied. Mit einer Abbildung nach Pocci	25
Der Deutsche und der Franzose. Aus dem Münchner Volksbüchlein	26
Wie ein Esel einen Löwen besiegt. Mit einer pompejanischen Maske	26
Daniel O'Rourke's Irrfahrten. Aus den irischen Elfenmärchen. Mit einer Vignette nach E. Steinle	28
Die Zauberfrucht. Gedicht von Melchior Diepenbrock, Fürstbischof von Breslau	31
Die Reformatoren des neunzehnten Jahrhunderts oder das Flaschenconcil. Mit einer Zeichnung nach Pocci	32
Frühlingslied. Mit einer Zeichnung nach Pocci	33
Wo ist Gott? nach Suso	33
Im Gottesnamen anfange, von K. Simrock	35
St. Ruperts Traum, von Niklas Vogt	35
Kindergebet. Zeichnung nach Pocci	36
Laufende Bekehrung, nach Möhler	37
Vertrauliches Gespräch zwischen einem Lindenaste und einem Wassereimer. Vignette von W. Kaulbach	38
Aus dem Helden Herzog Albrecht V. in München und das Turnier in Wien unter Ferdinand I. im Jahre 1560	39
Das Kind und die Schlange. Zeichnung von W. Kaulbach	46
Von Geckeline's Erwerbung. Ein Gespenstermärlein für kleine und große Kinder. Mit einer Abbildung von W. Kaulbach	47
Englische Touristen. Zeichnung nach Pocci	50
Das Glaubensbekenntniß Karl des Großen. Eine kaiserliche Ermahnungsrede vom Jahre 802	51
Deutsches Kriegslied, von Zacharias Werner	52
An die deutschen Fürsten, von Walther von der Vogelweide	53
Die Mandarinen des Papierstaates, nach J. von Görres. Mit drei Vignetten nach Pocci	54
Ludwig XIV. und die Revolution. Eine historische Betrachtung	54
St. Christoph, mit dem Bilde des Heiligen von E. Steinle.	63
Splendor paternae gloriae. Hymnus übersetzt von Fr. Steingaß. Mit einer Zeichnung nach E. Steinle	65
Es werde Licht! und es ward Licht, nach dem hl. Augustinus	65
Kurzweil und Ernst, von meinem Vetter an mich. Aus dem Römas des Claudius, mit sieben Vignetten nach J. Geisser	67
Drei Sprüche von Fr. Schlegel	70
Der Frühling schaut zum Fenster herein. Gedicht von Eichendorff, mit einer Zeichnung von W. Kaulbach	71
Drei Monatsscheine-Abende nach Anderssen, mit einer Zeichnung nach Pocci	71
Ein Besuch in der Peterskirche zu Rom	73
Das Jahr 799 und Papst Leo III. in Deutschland. Zeichnung nach Kaspar Braun	75
Die Zusammenkunft Leo's III. und Karls des Großen in Paderborn. Alles latein. Gedicht, übersetzt von Mieus	80
Traun ihm nicht, dem Schalk! Aus den Gesta Romanorum	82
Schreckliche Abenteuer. Mit einer pompejanischen Maske	83
Kaiser Sigismund in Straßburg. Gedicht von A. Stöber	84
Ein Brief von Clemens Brentano an einen seiner kleinen Vetter	84
Die Kinder auf dem Wasser. Mit einer Zeichnung nach einer alten Handschrift	85
Italienische Charakterzüge	85
Der arme Peppel. Gründer des Waisenhauses in der Münchner Vorstadt Au. Nach L. v. Weltenrieder	87
Hans Gerstenkern. Ballade, frei nach dem Englischen des Robert Burns	88

Seite

Wie ein Geighals lebte und ſtarb. Zeichnung nach M. Kaulbach 89

Bilder aus den Hochgebirgen. Mit der Abbildung eines Bären von Brandmayr und des Kampfes auf dem Königsſee von J. Rehle 93

Der biſchöfliche Hirtenſtab. Mit der Abbildung eines Stabes aus dem 15ten Jahrhundert nach Martin Schön und einer altchriſtlichen Grabtapelle aus den römiſchen Katakomben 97

Die Verehrung der Martyrer in der Kirche, von Möhler 101

Gebet des heil. Laurentius. Mit dem Bilde des Heiligen nach Martin Schön 103

Das höchſte Gut. Gedicht von Novalis 103

Zwei altkatholiſche Hymnen, überſetzt von W. Menzel . 104

Marie oder menſchliche und göttliche Gerechtigkeit. Erzählung aus dem Franzöſiſchen, mit einem Vorwort des Herausgebers. Vignette nach Pocci 104

Mach's nach! 114

Allerlei Exempel zum Vorhergehenden 115

Zugſpitz-Beſteigung, mitgetheilt von Dr. Aug. Einſele, Landgerichtsarzt in Berchtesgaden, mit einem Vorwort des Herausgebers und ſechs Anſichten nach Kaspar Braun, deren erſte das Werdenfelſer Gebirg und den Zugſpitz, aus der Umgebung von München geſehen, darſtellt 116

Pius IX., gezeichnet von L. Gregori 126

Das Oberhaupt der katholiſchen Kirche und die weltliche Politik 126

Flämiſche Geſchichten und Sagen: Kaiſer Karl V. unter den Räubern; die Halsbrecherbrücke zu Gent; das Breitköpfchen 128

Johann Michael v. Sailer, Biſchof von Regensburg, gezeichnet von Profeſſor Schlotthauer 129

Ein Troſtſchreiben J. M. Sailers 129

Aus ſeinem Tagebuch 131

Das deutſche Vaterland. Gedicht von Profeſſor C. Michelis in Luxemburg 131

Gute deutſche Sprüche für Jung u. Alt. Vignette nach Pocci 132

Zwei Fabeln, welche mich und dich angehen, oder wie der

Seite

Uhu den Adler und der Affer den Uhu belehrt. Vignette v. M. Kaulbach 133

Wie Rudolf von Habsburg die Beste Glanzenberg gewann 135

Jungfer Zimpferlöschen 136

Ritter Greifhans Eiſenfreſſer 136

Marie oder menſchliche und göttliche Gerechtigkeit. Zweiter Theil 137

Sankt Maria in der Schnurgaſſe zu Köln, von Profeſſor Hennes in Mainz 143

Zugſpitz-Beſteigung, mitgetheilt von Dr. Auguſt Einſele, Landgerichtsarzt in Berchtesgaden. (Fortſetzung.) . . 147

Altbairiſch. Der Gambsjaga, von Fr. v. Kobell, mit hochdeutſcher Ueberſetzung 153

Mein Herz iſt im Hochland, von R. Burns 153

Des Bruders Felix Fabri Pilgerfahrt von Jeruſalem nach Bethlehem. (Fortſetzung.) 154

Briefe berühmter Künſtler:

Ein Brief Rafaels an den Grafen von Caſtiglione 156

Ein Brief Mozarts 156

Zwei Briefe Beethovens an ſeinen Bruder . . . 158

Ein Geſpräch Beethovens über den Wiener Kunſtgeſchmack 159

Ein Brief von Carl Maria von Weber 160

Der Kinder Weihnachtsfeſt von G. Görres. Mit einer Vignette von Pocci 161

Rudolf's I. Scepter und Otto's Lod. Zwei Gedichte von A. Schöppner in Mannerſtadt 161

Der Tod eines Dorfſeplans in den Tiroler Alpen von Beda Weber in Meran 162

Den einer ſchönen Weiſe das Feſt der heil. drei Könige zu feiern 163

Schwänke und Schnurren 166

Zugſpitzbeſteigung, mitgetheilt von Dr. Auguſt Einſele, Landgerichtsarzt in Berchtesgaden. (Schluß.) . . . 169

Des Bruders Felix Fabri Pilgerfahrt von Jeruſalem nach Bethlehem. (Schluß.) 175

Hans Wohlgemut. Mitgetheilt aus dem Munde des Volkes von A. Wernicke 181

Der biſchöfliche Hirtenſtab. (Schluß.) 183

Eingang.

Es war eine Zeit, die noch in der Erinnerung lebt, da die Thürmer von den Thürmen unserer alten deutschen Städte in Reimsprüchen den Preis des obersten himmlischen Wächters verkündeten und die Nachtwächter da unten, wenn sie auf den stillen Straßen und Plätzen die Stunden der Nacht ausriefen, ihr „Lobet Gott den Herrn“ nicht vergaßen. Ein harmlos heiterer Geist des Gesangs klang durch das ganze Jahr hindurch: blühte das erste Veilchen, erschien die erste Schwalbe, so wurden sie von den jubelnden Kindern mit festlichem Willkommlied begrüßt; der Wechselgesang der Jugend erschallte im Mai am Abend unter der alten Linde des Dorfes und zu Pfingsten am Brünnlein auf der Pfingstwiese; singend und betend zogen sie mit Kreuz und Fahnen durch die grünenden Saaten des Frühlings, um Gottes Segen darauf herab zu erflehen; unter Gesang brachten Schnitter und Winzer den geschmückten Erntewagen und den Segen der Weinberge ein. Stand das Jahr auf seiner Höhe, war der längste Tag gekommen, so sangen sie beim Johannisfeuer der scheidenden Sonne ein Abschiedlied; mit dem Abdürren der Wiesen, mit dem Welken der Wälder aber zog sich beim Nahen des Winters das laute fröhliche Leben allgemach in das Dorf, in die Spinnstube und zum warmen Herde zurück. Martini ist nun mit der Martinsgans gekommen, und mit dem Martinslied beim Martinsfeuer beginnt die Reihe winterlicher Vergnügungen bei der Lampe im traulichen Kreise des Hauses. Dort sang die alte Nachbarin beim Spinnen ein Lied, das sie einst in ihrer Jugend gehört; oder die Mutter erzählte eine seltsame Geschichte, die ihr die Großmutter so oft wiederholt, welche sie noch aus dem Munde eines Augenzeugen, des ältesten Mannes des Dorfes, gehört; oder der Großvater langte von dem braunen Wanddrett neben dem Ofen eines jener Bücher hervor, die nahrhaft wie das tägliche Brod jedem Magen frommen und sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbten: ein altes Passionale oder Legendenbuch mit den Holzschnitten von allen Heiligen; ein schönes lehrreiches Historienbuch voll ernster oder kurzweiliger Geschichten, ein Reisebuch eines Pilgers, der auf der Fahrt nach Rom und dem gelobten Lande Schiffbruch gelitten, unter die Heiden gerathen und viele Länder und Städte der Menschen gesehen, ehe er wieder in die Heimath gelangt; daraus liest der Großvater vor und erzählt dabei, was ihm selbst in seinem Leben begegnet und was er von andern Wallfahrern und Pilgern, Handwerksburschen und Soldaten, die bei ihm zugesprochen, vernommen. So schwinden die langen Winterabende, es kömmt die heilige Adventzeit, wo die Glocken zur Frühfeier rufen und das Rorate der Engelämter in der erleuchteten Kirche zum Himmel hinanruft; da gehen wieder die Kinder am Abend von Haus zu Haus, ein Weihnachtslied von dem Christkindlein und der Krippe und den Engeln und den Hirten zu singen. Am Feste der hl. drei Könige ziehen sie dann mit dem Stern umher. Das Licht steigt wieder, und da wird unter jubelndem Gesang und Fastnachtsscherzen, die alte Strohhexe, die Zauberin, die ihren Schneemantel über Feld und Wald ausgebreitet und das Leben der Bäume und Flüsse erstarren gemacht, in das Wasser geworfen, und der Winter unter Jauchzen zum Thor hinausgejagt. So erscheint das fröhliche Osterfest, Christus ist erstanden, Alleluja! ertönt es von dem Altare unter dem Festgeläute der Glocken, die Osterkerze wird angezündet und zu den Osterwecken und Ostermärlein und Osterlämmlein legt der Osterhaas seine bunten Ostereier mit Blumen und sinnreichen Reimsprüchen verziert; und schon freuen die Kinder sich, bald wieder die erste Schwalbe, die Botin des Frühlings, und den „Storch Storch Steinel mit den langen Beinel“ als liebe alte Gäste zu empfangen.

Allein diese Zeiten sind vorüber, die Lieder sind guten Theiles verstummt, die Geschichten und Sagen werden mit den alten Sitten und Bräuchen jener einfach genügsameren, aber gemüthlicheren, zutraulicheren und fröhlicheren Zeit vergessen; die alten Historienbücher liegen im Staube oder sind mit den

Heiligenbildern verschwunden, da die Bibel das letztemal ausgeweißt ward und das Conversationslexikon und das Gebetbuch für aufgeklärte Christen in's Haus kam.

Nicht mit Unrecht wirft man uns Deutschen vor, daß wir ein vergeßliches Volk sind; der Schreiber dieser Zeilen hörte es selbst in seiner Studentenzeit am Rhein aus dem Munde Niebuhrs, des römischen Geschichtschreibers. „Ein Deutscher," sagte er, „muß ein gutes Gedächtniß haben, will er so manches Gute und Schöne, was deutsche Schriftsteller geschaffen, kennen, weil es von der jährlichen Fluth neuer Bücher hinweggeschwemmt und in Vergessenheit begraben wird." Dieß gilt aber nicht allein von den Büchern; ist es ja doch gar nicht so lange her, daß diese unsere Selbstvergessenheit sich erst in den Tagen der äußersten Schmach und Bedrängniß nur nach und nach wieder auf das Große und Herrliche besann, was einst eine größere Vergangenheit besessen, da der deutsche Name von den äußersten Küsten Siciliens bis zu denen von Holstein und der Mark der Dänen geachtet und gefürchtet war, nachdem ein Kaiser deutschen Blutes, deutscher Sprache und deutschen Sinnes, Karl der Große, dem christlichen Mittelalter das Gepräge seines Geistes aufgedrückt hatte. In den Jahrhunderten, die ihm folgten, war es, wo die Deutschen am Webstuhle der Weltgeschichte saßen, da die römischen Kaiser deutscher Nation zu Rom in St. Peter die Weihe zur obersten weltlichen Würde von dem Nachfolger der Apostel empfingen. Sieger über das weltbeherrschende römische Heidenthum war damals das deutsche Blut und der Geist deutschen Rechtes und deutscher Freiheit neubelebend und umgestaltend in die Verfassungen der europäischen Völker, in Spanien, in Frankreich, in England, in Italien eingedrungen. Noch hatten die freien Hirten, die Städte und Herren der Schweiz die größere Eidgenossenschaft mit dem deutschen Stammlande nicht gelöst; Elsaß, Lothringen und Burgund gingen bei dem Reiche zu Lehen; deutscher Kunstfleiß und Gewerbsamkeit und freiheitsstolzer Bürgersinn schwang sich, den Britten lange voraus, in den niederländischen Städten, mit den italienischen wetteifernd, zur höchsten Blüthe empor; die Schiffe der mächtigen Hansa befuhren die Meere hoch hinauf im scandinavischen Norden und tief im romanischen Westen; deutsche Kaufherren hatten ihre mit Rechten und Freiheiten begabten Lagerhäuser in Nowogorod und London; ein deutscher Orden pflanzte das Kreuz auf den Küsten der Ostsee, wo nun deutsche Gesittung vor der Knute weicht; er stritt wider die Ungläubigen auf den Küsten des Morgenlandes und verpflegte die Pilger in Jerusalem; die deutsche Kunst jener schöpferischen Jahrhunderte gründete und schmückte am Rhein und an der Donau die Münster von Straßburg und Köln, von Ulm und Wien und so viele andere auf deutschem Boden, während deutsche Baumeister und deutscher Baugeist in Italien, in Frankreich, in Spanien und England schaffend wirkten und Hand in Hand mit ihnen deutsche Maler sich die Bewunderung italienischer Meister errangen. Auch ein neuer Geist der musikalischen Kunst erwachte in denselben blühenden deutschen Niederlanden, dessen mächtiger Zaubergewalt selbst Rom nicht widerstand und der später wieder in der Entwicklung der Zeiten jenen Reigen deutscher Tonmeister unsterblichen Ruhmes hervorrief, wie ihn kein anderes Volk besitzt; ja selbst die italienische Sprache und Poesie verlebte ihre Kindheit und empfing ihre erste feinere Ausbildung, nach Dantes eigenen Worten, an dem Hofe deutscher Fürsten in Sicilien. Und auch da noch, als jene Zeiten unserer entschwundenen Größe ihrem ursprünglichen, christlich germanischen Geiste entfremdet, dem Untergange sich zuneigten und die neueren Jahrhunderte voll innerer Zerrissenheit und Verwirrung, voll kalter Selbstsucht und zweifelsüchtigen Unglaubens, voll Schmach und Erniedrigung folgen sollten, selbst da, auf der Gränzscheide des Mittelalters und der neueren Zeit, waren es die Deutschen, von denen die beiden großen Erfindungen ausgingen, die auf die Gestaltung der Gegenwart den entscheidendsten Einfluß ausgeübt haben: das Pulver und die Druckerei.

Allein wie groß auch diese unsere Vergangenheit war, unsere Selbstvergessenheit in den jüngsten Jahrhunderten war noch größer. Unverstanden, verstümmelt und verunstaltet und in Trümmer fallend, trauerten die großen Bauwerke der Vorzeit, selbst unsere Sprache verlor ihre Kraft, ihre Reinheit, ihren Wohllaut, und ward in ein Bettelkleid aus fremden Lumpen und Flittern eingehüllt; der Sinn und das Verständniß der geistigen Schätze jener mächtigeren Vorzeit, wo die Hohenstaufen gesungen und die Sänger auf Wartburg um die Krone gerungen, ging so sehr verloren, daß ein deutscher Fürst, Friedrich II. von Preußen, dessen Siege die Welt anstaunte, sich fast schämte in unserer edlen angestammten alten Kernsprache zu schreiben und ihrem Geist so fremd geworden war, daß er die Zueignung des größten Heldenliedes des deutschen Mittelalters mit verachtender Kälte von sich wies, während er dafür einen Voltaire und die Tafelrunde französischer Frivolität mit seinen Schmeicheleien und Gunstbezeugungen überhäufte.

Trifft diese Schuld der Selbstvergessenheit die Deutschen im Allgemeinen, so trifft sie uns Katholiken noch insbesondere; da wir durch die bestandenen Kämpfe ermüdet und ermattet nur allzulange in ent-

kräftender Geistesträgheit auf der Bärenhaut gelegen und darüber unsere ruhmvolle Vergangenheit und das Große und Herrliche, was der Geist unserer Kirche im Leben der Völker, in Kunst und Wissenschaft hervorgebracht, vergessen haben, so daß wir allgemach anfingen, fast selbst zu glauben, wir seien in der That so dumm und armselig, so krüppelhaft und schmachbeladen, wie die Gegner uns glauben machen wollten, die sich der Geschichtschreibung und der Schätze der Vergangenheit bemächtigt hatten, die daraus mittheilten und vorenthielten, wie es ihnen gut schien, und auf dem obersten Richterstuhl sitzend, nach einseitigem Wohlgefallen die Krone des Verdienstes und das Mal der Schmach zuerkannten. Die nothwendige Folge dieser fast unbestrittenen Alleinherrschaft war, daß die größten der Unseren und was sie geleistet, entweder gänzlicher Vergessenheit anheimfielen oder schief und entstellt dem Andenken der Nachwelt übergeben oder mit einigen dürftigen, kärglich und kalt abgemessenen Lobsprüchen abgefertigt wurden.

Doch der Winter und der lange Winterschlaf ist vorüber, die Sonne ist wieder frühlingswarm über den Schnee- und Eisgefilden aufgegangen; ein neues zukunftreiches Leben ist erwacht; seinen Bestrebungen soll sich auch das Deutsche Hausbuch anschließen.

Es möchte an die Stelle jener anspruchslosen Bücher treten, die einst der Hausvater von dem Bücherbrett im Wohnzimmer herunterlangte und beim traulichen Winterfeuer, von seinen Söhnen und Töchtern umgeben, vorlas, während der Großvater im Sorgenstuhl ausruhte und zu seinen Füßen die Enkel spielten. Als solches soll es zunächst als eine Lehren- und Blüthenlese geistiger Erhebung eine Reihe lehrreicher und unterhaltender Lesestücke enthalten, in gebundener und ungebundener Rede, Geistliches und Weltliches, Scherzhaftes und Ernsthaftes, Beschauliches und Erbauliches, Erweckendes und Abschreckendes.

Es wird das vergessene oder zerstreute Alte, in dem ein Geist ewiger Jugend lebt, so manches Große, Schöne und Herrliche in den Thaten und Schriften der Vorzeit oder auch der jüngsten Vergangenheit sammeln und in der Erinnerung erneuern; es wird sich bemühen, auf so manches Unbeachtete aufmerksam zu machen und anderes, was nie aus seiner bescheidenen Verborgenheit sich ans Licht wagte oder von vornherein von einseitigem Vorurtheil verkannt und beseitigt wurde, zu einer gerechteren Würdigung mittheilen.

Ein vorzügliches Augenmerk wird ihm die Lebensgeschichte ausgezeichneter Männer jeden Standes seyn, die sich um Kirche und Staat, um Kunst und Wissenschaft verdient gemacht oder durch ihre werkthätige Barmherzigkeit, durch Heiligkeit, durch Weisheit und Tugend im Leben hervorgeleuchtet. Am liebsten werden Mittheilungen, die sie selbst über ihr Leben aufgezeichnet und hinterlassen, oder Briefe, in denen sich ihr Inneres offenbart, darin ihre Aufnahme finden; wo diese fehlen, werden Berichte aus dem Munde ihrer Vertrauten und Freunde an die Stelle treten.

Keineswegs jedoch einseitig nur der Vergangenheit und ihren unsterblichen Todten zugekehrt, wird es auch die Gegenwart im Auge behalten, Bilder aus ihr mittheilen, ihre Zustände schildern und ihre Fragen zu lösen suchen.

Auch dem Volksgesange und volksthümlichen Liedern, die früher so sehr zur harmlosen Erheiterung des Volkslebens beitrugen, wird es mit Vorliebe seine Theilnahme zuwenden, und Lieder und Dichtungen aufnehmen, wie sie dem Gemüthe der Jugend entsprechen.

Die neuere Zeit hat viele frühere Lustbarkeiten, Bräuche und Spiele, theilweise aus guter Absicht, abgeschafft und eingehen lassen, weil man sie der Sittlichkeit für nachtheilig hielt; allein an ihre Stelle, — da der Mensch in den Mühen und Nöthen des Lebens der Abwechslung und Erheiterung bedarf, — sind häufig Trunk und Kartenspiel, oder ein stumpfer dumpfer Trübsinn, oder schlimmere geheime Laster, die das Licht des Tages scheuen, getreten. Es ist daher die Ueberzeugung Vieler, daß die aufheiternde Unterhaltung des Volkes eine wichtige Aufgabe für die Geistlichkeit und den Lehrstand sey; wie sich denn auch bereits in Italien z. B. in manchen Städten schon eigene Verbindungen gebildet haben, um die Vergnügungen der Jugend oder der Handwerksklassen an Sonn- und Feiertagen nicht zu unterdrücken, sondern zu einem heilsamen Ziele und in gehörigen Schranken zu fördern und zu leiten. Auch hier wird das Hausbuch, die Vergangenheit und die Gegenwart gleichmäßig im Auge haltend, die eingeschlagenen Wege und die gemachten Einrichtungen und Erfahrungen seinen Lesern mittheilen suchen, um Aehnliches auch bei uns ins Leben zu rufen, oder wenigstens die Aufmerksamkeit der Freunde der Jugend und des Volkes nach dieser Seite hin zu lenken.

Obschon das Feld kritischer Recensionen oder Beurtheilungen seinem Gebiete ferner liegt, wird es doch auch mitunter, und namentlich wo es sich darum handelt, Treffliches und Ausgezeichnetes in abgeschiedeneren Kreisen bekannt zu machen, Proben aus den Schriftstellern der Gegenwart, sowohl deutscher als anderer, mittheilen, um die Aufmerksamkeit der Leser darauf hinzulenken.

Ein Hausbuch jedoch im wahren Sinne des

Wortes, wird es sich bestreben, den Jüngern nicht zu hoch und den Aeltern nicht zu niedrig zu seyn. Wird auch nicht Alles jedem Einzelnen gerecht seyn können, so hoffen wir, soll doch Keiner vergeblich darin etwas suchen, was ihm zusage.

In bester Absicht, im Dienste Gottes und alles Guten und zur Ehre des Vaterlandes unternommen, und keine Mühe und keine Opfer scheuend, wird das deutsche Hausbuch sich um das Gebell geifernder Bullenbeißer und lauernder Kläffer nicht im mindesten

kümmern; Jedem seine Weise gönnend, wird es sie ihr Wesen nach ihres Herzens Gelüsten ruhig treiben lassen, bis die feindseligen Geister ihres Knurrens und Murrens, ihres Eifers und Geifers selbst müde werden.

Eben so wenig wird es sich durch jene wohlbekannte, vornehmthuende Gleichgültigkeit, die, was ihr nicht zusagt, durch Stillschweigen und Kälte entmuthigen und verkümmern möchte, irren lassen, sondern frischen frohen Muthes auf der betretenen Bahn voranschreiten.

Wie viel oder wie wenig der vorliegende erste Jahrgang, dem der zweite unmittelbar folgen wird, dem vorgesteckten Ziele entspricht, darüber steht das Urtheil bei dem Leser, der nachsichtsvoll nicht vergessen wird, daß aller Anfang schwer ist, und daß jeder Baum sich aus unscheinbarem Keime nur allgemach zum mächtigen Stamm mit Aesten und Zweigen und Blättern entfalten muß.

München zu Weihnachten 1846.

Wie scheinbar bunt übrigens das in diesem ersten Bande Mitgetheilte sich an einander reihen mag, so wird der Leser den Faden eines Geistes, der durch Alles und Jedes hindurchgeht, nicht verkennen. Manches auch, was in diesem ersten Bande vereinzelt dasteht, wird in den folgenden mit Verwandtem sich zu Gruppen reihen, die wieder ein Ganzes bilden werden; gewiß aber wird sich nichts darin finden, was sich nicht von selbst den verschiedenen Absichten unterordnet, wie sie in dem Vorspruche auf der Stirne des Deutschen Hausbuches ausgedrückt sind:

Zu des Wissens Erweiterung,
Zu des Lebens Erheiterung,
Deutscher Jugend zur Lehre,
Deutscher Tugend zur Ehre,
Deutschem Lande zum Schutze,
Seinen Feinden zum Trutze,
Gott, dem Höchsten, zum Preise,
Mach dich frisch auf die Reise.

Guido Görres.

Deutsches Hausbuch

herausgegeben

von

Guido Görres.

Zu des Wissens Erweiterung,
Zur des Lebens Erheiterung,
Deutscher Jugend zur Lehre,
Deutscher Jugend zur Ehre.

Deutschem Lande zum Schutze,
Seinen Feinden zum Trutze,
Gott, dem Höchsten, zum Preise
Mach dich frisch auf die Reise.

1. Heft.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

München.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.
1846.

Preis des Heftes 24 kr. rhn. oder 8 Ngr.

Ankündigung.

(Das Deutsche Hausbuch von G. Görres betreffend.)

Das Deutsche Hausbuch wird in zwanglosen Heften, das Heft zu vier Bogen, von dem Monat Mai 1846 an erscheinen. Jedoch ist es vorläufig die Absicht des Herausgebers, daß auf den Jahrgang circa sechs Hefte kommen, welche zusammen einen Band bilden. Jeder solcher Jahrgang oder Band ist für sich selbst bestehend ein abgeschlossenes Ganze. Der Preis eines Heftes ist für den Buchhandel 24 fr. rhn. od. 8 Ngr. Der eines aus sechs Heften bestehenden Bandes oder Jahrganges 2 fl. 24 fr. rh. od. 1 Thlr. 18 Ngr. Sollte ein Band mehr als 6 Hefte enthalten, so wird sich der Preis verhältnißmäßig erhöhen.

In der litterarisch-artistischen Anstalt in München sind erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen:

Hieran schließt sich für den kirchlichen und häuslichen Gesang geeignet folgende musikalische Erscheinung, welche einen großen Theil der obigen Lieder umfaßt, an:

Marienlieder, in Musik gesetzt für eine oder mehrere Stimmen mit Clavier- oder Orgelbegleitung von **Kaspar Aiblinger**, k. bayr. Hofkapellmeister. Fünf Hefte. Jedes Heft 12 gGr. oder 48 fr. rhn.

Gloria in excelsis!

1.

Singet voll festlicher Andacht ein Lied
Zur Ehre des Höchsten in jubelndem Ton,
Danket anbetend mit heiligem Herzen
Der Allmacht des Vaters, der mächtig uns schuf,
Dem Heiland, der liebend uns heilte die Schmerzen,
Dem Geiste, der webet mit heiligem Ruf.
Singet voll festlicher Andacht ein Lied
Zur Ehre des Höchsten in jubelndem Ton.

2.

Hoch in den Himmeln hell strahlet sein Thron
Von Chören anbetender Engel umringt:
Aber Er neiget voll Liebe, voll Güte
Herab sich zur ärmsten der Seelen im Staub:
So bringet zum Opfer Ihm dankbar die Blüthe
Und schmücket den Altar mit Früchten und Laub.
Hoch in den Himmeln hell strahlet sein Thron
Von Chören anbetender Engel umringt.

3.

Leuchtend in feurigen Hymnen erklingt
Von Sonne zu Sonne des Ewigen Preis:
Weise, gerecht und von höchstem Erbarmen
So ruft Er uns Allen an Liebe so reich:
O kommet ihr Kranken, ihr Müden, ihr Armen,
O kommet und theilet mein göttliches Reich!
Leuchtend in feurigen Hymnen erklingt
Von Sonne zu Sonne des Ewigen Preis.

Ein altdeutsches Lied von der Güte Gottes.

Aus Dr. Gottlieb Mohnike's Hymnologischen Forschungen. Stralsund 1832. Theil II. S. 231.

Weil ich soll auf Erden leben,
Will ich Gottes Güt' erheben.
Gottes Güte ist mein Odem,
Gottes Güte ist mein Boden.
Güte ist es, die mich träget,
Güte ist es, die mich schläget;
Güte ist's, die bei mir wohnet,
Güte ist's, die mein verschonet.
Güte ist es, die mich führet,
Die mich um und um berühret;
Güte ist es, die mich kleidet,
Güte, die mich tränkt und weidet.
Güte ist es, die mich decket;
Güte, die mich wieder wecket;
Güte ist's, die alle Morgen
Anfängt auch für mich zu sorgen.
Güte tilget meine Sünden,
Güte läßt mich Gnade finden,
Güte ist es, die im Sterben
Mich errettet vom Verderben.
Diese Güt' will ich erheben,
Weil ich soll auf Erden leben;
Diese Güte will ich droben
Einst mit allen Engeln loben.
Dazu helf mir Deine Güte,
Jesu, gütig von Gemüthe;
Jesu, Deine große Güte,
Die mich ewiglich behüte!

Ein Brief Alcuins, des Lehrers Karl des Großen, an Egfried, König der Mercier.

Die lat. Urschrift steht in den: Beati Flacci Albini seu Alcuini Opera. Cura ac studio Frobenii. Tom. I. vol. I. pag. 58. Alcuin ward geboren zu York um 735, und starb zu Tours 804.

Den edelsten Jüngling Egfried grüßt Alcuin, der demüthige Priester.

Da ich wußte, Du seist ein Jüngling guten Gemüthes und höchsten Adels, so habe ich gewagt Worte der Ermahnung Dir zu senden, nicht als ob von Deinen so weisen und trefflichen Eltern es Dir an nöthiger Aufmunterung fehlte, da das Beispiel ihrer Tugend dem Volke eine Lehre des Heiles ist, sondern damit ich Dir die Treue meiner Liebe beweise, der ich Dich so gern in Gott immer vollkommener und mit allen Tugenden geschmückt sehe und allem Volke der Angeln ein Mehrer seiner Wohlfahrt. Sei eingedenk, von welchen Eltern Du stammst, mit welcher Sorgfalt Du auferzogen wurdest. Werde in Deinen Sitten nicht entartet, der Du durch die Geburt schon so hochgeadelt bist. Lerne von ihrem Beispiele: von dem Vater die Würde, von der Mutter die Frömmigkeit; von jenem Dein Volk zu regieren durch Gerechtigkeit, von dieser Mitleid zu üben gegen Unglückliche durch Barmherzigkeit; von beiden die Andacht christlichen Glaubens, den Ernst des Gebetes, Freigebigkeit der Almosen und Mäßigkeit des ganzen Lebens. Sei Du der Stab ihres Alters, demüthigen Gehorsam ihren Geboten erweisend, auf daß ihr Segen Dich immerdar geleite. Denn nach Salomo erhöht der Eltern Segen die Kinder. Ein weiser Sohn, sagt er weiter, ist der Ruhm des Vaters. Nicht dem Wohlleben, sondern Gott sei unterthan, weil der heilige Geist nur einen keuschen Leib und eine von Lastern unbefleckte Seele bewohnt. Dir ziemt keine Roheit der Sitten, noch unzüchtige Reden, der Du auf dem Königsthrone geboren bist. Mäßigkeit und sittenreiner Lebenswandel werden Dich allem Volke lieb und ehrenwerth machen. Beginne durch tugendsames Betragen es zu verdienen, daß Gott überall Dein Schirmer sei; denn von seinem Erbarmen hängt Dein Glück ab. Liebst Du ihn mit ganzem Herzen und unterwirfst Du Dich seinem Willen mit ganzer Seele: so wird er Dich in dem gegenwärtigen Reiche erhöhen und in dem zukünftigen Dir ewigen Ruhm verleihen. Gottes Gnade lasse Dich, liebster Sohn, in aller Tugendsamkeit blühen!

Die Braut auf Bergeshöhe

nach dem heil. Johannes Damascenus,

erzählt von Veith.

Die heiligen Väter von Joh. Emanuel Veith. 2 Theile. Wien. Druck und Verlag von J. P. Sollinger 1835. (Theil II. S. 225.)

Die Sage aus christlicher Vorzeit zeigt uns im Gebirge des nördlichen Hindostan einen Wandrer, der zwar ein blühender Jüngling noch, und mit Gewanden von kostbaren, goldschimmernden Stoffen geschmückt, aber im Innern tief betrübt ist, und nach einem Ziele zu suchen scheint, das er selber nicht kennt. Er hat schon einen weiten Weg auf diesen Bergpfaden zurückgelegt, und fühlte sich erschöpft von Müdigkeit und brennendem Durste, als ein melodischer Gesang, wie von einer Engelstimme, seine Schritte ermunterte. Bald stand er vor einer einsamen Hütte, die einige Palmen beschatteten; vor der Hütte sah er eine Jungfrau von überaus schöner und züchtiger Gestalt, doch einfach und ärmlich gekleidet, die bei ihrer Arbeit saß, und dazu ein gar fröhliches und frommes Lied sang.

Er bat sie um einen Trunk frischen Wassers; doch als er die Labung empfangen, schien er eben nicht Sinnes, mit freundlichem Danke fürder zu ziehen. Ich bemerke, sprach er, daß große Dürftigkeit dein Los sei, doch hörte ich schon von ferne dich singen; was macht dich wohl so freudig, und wie dankest du der Gottheit, als hättest du von ihr die reichsten Güter empfangen? Die Jungfrau fragte bescheidentlich, ob es denn etwas Geringes sei, nach Gottes Ebenbild geschaffen, der Erkenntniß Gottes fähig, seiner Huld und Liebe theilhaft zu seyn, und ob diese Wohlthaten nicht dem Dürftigen in gleich vollem Maße ertheilt werden, als dem Reichen?

Verwundert hörte der Jüngling der anmuthigen Rede zu, sein Auge thränte, sein Herz war gefesselt; und als der Vater der Jungfrau, ein Greis von ehrwürdigem Ansehen, aus der Hütte trat, bat er ihn auf's innigste, auf dieser einsamen Höhe, in ihrer Gesellschaft weilen und wohnen zu dürfen. Er sprach sich noch deutlicher aus: es war die Hand seiner Tochter, um die er stehte.

Der Greis sah ihn zweifelnd an, und musterte, nicht ohne bedenkliches Wiegen des Hauptes, seine prächtigen Gewande. Du stammest, sagte er, aus einem hohen und fürstlichen Hause; es steht dir nicht zu, dich der Tochter eines dürftigen Mannes zu vermählen. Wisse also, erwiederte der Jüngling, daß man mich zwingen wollte, im Prunke der Welt zu leben, und daß man eine überaus reiche, glänzende Braut mir bestimmte; ich aber fand in diesen Herrlichkeiten nicht meines Lebens Glück, darum erwählte ich die Flucht, und so hat die Vorsehung mich da herauf geführt. Wiederum sprach der Greis: ich kann dir meine Tochter, meine Einzige, nicht geben, daß du sie aus meinen Armen reißest und in dein Vaterhaus hinab führst; ich kann mich von ihr nicht trennen. Der Jüngling erwiederte mit Festigkeit: ich bleibe bei euch, und lebe nach eurer Weise.

Er vertauschte seine Prunkgewande mit einer ländlichen Kleidung, bequeme sich zur Arbeit und einfachen Lebensart. Sein greiser Meister prüfte ihn auf alle Weise, und setzte seine Geduld, seine Demuth und Treue auf die härtesten Proben, bis er, nach geraumer Zeit, die Ueberzeugung gewonnen, daß es seine Leidenschaft war, die den Jüngling verblendet hielt, sondern daß eine reine und ernste Gesinnung ihn beseelte. Da faßte er ihn eines Tages geheimnißvoll bei der Hand, führte ihn in eine verborgene Kammer, zeigte ihm daselbst Schätze und Kostbarkeiten aufgehäuft, mehr als der Jüngling je gesehen, und sprach zu ihm: Du magst nun wissen, daß ich mir's zum Gesetze gemacht, meine Tochter keinem solchen Freier zu geben, der von ihren Reichthümern Kenntniß hatte. Du hast mich für dürftig gehalten, und dadurch hat deine Liebe sich als aufrichtig und uneigennützig bewährt; willig gebe ich dir nun mein Kind, und alle diese Schätze dazu.

Soweit die Sage aus alter Zeit. Soll sie etwan für ein Märchen gelten aus Tausend und einer Nacht? Aber der heilige Johannes Damascenus ist es, dem wir sie verdanken. Oder soll sie einen Apolog vorstellen, eine Parabel? Immerhin; kömmt es doch hauptsächlich auf die Anwendung an, die man Moral nennt, und die Moral, die göttliche, hat ja ihre Heimath auf dem Berge Horeb (wo der Herr die Bergrede gehalten). Setzen wir an die Stelle des Jünglings, der aus seines Vaters Hause geloben, den Menschen überhaupt, so ist derselbe allerdings zu hohen Zwecken berufen; doch in seiner irdischen Heimath, im Hause seines Vaters, des alten Adam, ist eine Braut ihm zugedacht, die ihn gänzlich für sich gewinnen und fesseln möchte: ihr Name ist Sinnlichkeit oder Eitelkeit; ihre vergängliche, wechselnde Schöne glänzt im farbigen Zauberspiele der Natur, im Schimmer der Welt und der Meinung. Den Meisten ist diese Braut höchlich willkommen, sie setzen ihr Leben

an Gewinn, Genuß und Ehre, und wandern deßhalb, weil sie des Raumes viel brauchen, auf der breiten Straße. Wer jedoch soviel Licht von oben empfangen, und diesem Lichte so treu ist, daß er das tiefe, hohle Elend erkennt, so hinter der schimmernden Oberfläche sich birgt, dem behagt es nicht, sich für immer und ewig dem nichtigen, vergänglichen Schatten zu vermählen; des ewigen Vaters Liebe zieht ihn, er sucht empor zu steigen zu den einsamen Höhen des innern Lebens, der heiligen Wahrheit. Da findet er oben auf den Bergen eine einsame Jungfrau, die, obwohl von himmlischer Schöne, doch ungekannt und verachtet ist; dürftig und schlicht erscheint sie, im einfachen, schmucklosen Gewande; sie kleidet sich, wie Paulus sagt, nicht in gelehrte Reden, nicht mit den Blumen der Beredsamkeit; ihr Name ist die evangelische Weisheit. Viele geben mit vornehmer Mißachtung an ihr vorüber, sofern sie zuweilen zu ihrem Horizont herab steigt; sie suchen lieber jene prunkende, stattliche Moral, die, auf Erdem geboren, auch nicht über die Erde sich erhebt, und mit ihrem äußerlichen Glanze, ihrer innern Dürftigkeit, Niemanden je geholfen hat, weil sie keine höhere Kraft und Gnade als Mitgabe bringt. Wer aber die evangelische Weisheit kennen und lieben gelernt, den nimmt der ewige König, der selber so dürftig auf Erden gewandelt, an Sohnesstatt an, vermählt ihn mit ihr, und er öffnet erst dann ihm die unendlichen Schätze der Wissenschaft, der Freude, des Friedens, der Seligkeit. „Ich habe den Herrn angerufen, sagt der Weise, und der Geist der

Weisheit ist zu mir gekommen. Diese habe ich geliebt, und von Jugend auf nach ihr geforscht; ich suchte sie als Braut mir zu vermählen, und zog sie allen Reichthümern und Herrlichkeiten vor, und achtete gegen sie den Reichthum für nichts. Es ward mir aber, zugleich mit ihr, die Fülle aller Güter, denn sie ist dem Menschen ein unermeßlicher Schatz, und die ihr treu sind, werden der Freundschaft Gottes theilhaft." (Buch der Weish. 7.)

Zwei Gedichte von Walther von der Vogelweide.

Die altdeutsche Ueberschrift siehe in Karl Lachmanns Ausgabe der Gedichte Walthers v. d. V. Berlin 1827. 8. S. 24 und S. 25. Walther, geb. um 1170, starb ohngefähr zwanzig Jahre vor der Grundsteinlegung des Kölner Doms.

Morgengebet.

Sei mit mir, Herr! wenn ich erwacht
Und meines Heiles nimm in Acht,
Wo ich im Lande immer geh' und kehre;
Herr Christus! laß an mir werden klar
Die Güte Dein so wunderbar
Und hüt' mein wohl durch Deiner Mutter Ehre,
Wie ihr und Dir des Engels Sorgen,
Da Du im Kripplein lagst verborgen,
Jung als Mensch, als Gott so alt,
Erniedert vor dem Esel und dem Rinde;
Und doch in segendreicher Huit
Hielt dich Gabriel, der gute,
Aren in Nöthen mannigfalt:
So pflag auch mein, daß mich nimmer finde
Dein Auge schuldbefleckt und kalt.

Abend-Reue.

Du hochgelobter Gott! wie selten ich Dich preise!
Der mir verliehen Liedesgeist und Sangesweise,
Wie nur wag ich's so zu frevela unter Deinem Zuchtreise!
Nicht thu' ich gute Werk, noch trag ich rechte Minne
Zu meinem Nebenchristen, Gott mein Vater, noch zu Dir;
So gut auch bin ich keinem, wie gut ich mir:
Hilf Gott, Vater und Sohn! Dein Geist erleuchte meine Sinne;
Wie soll ich den doch minnen, der mir Uebles thut?
Mir möchte lieber seyn, der mir ist gut:
Vergib mir alle meine Schulden und stärk meinen Muth.

Der erste bekannte Dom- Baumeister von Köln.

mgr. gerard⁹

Gewiß ist der Dom von Köln eines der größten Denkmäler, welches gottbegeisterter Kunstsinn geschaffen; aber wer der Meister gewesen, der den Grundriß zu diesem größten Werke deutscher Baukunst, dessen Grundstein vor sechs Jahrhunderten, 1248, gelegt wurde, aufgezeichnet hat, das wissen wir nicht. Nur so viel wissen wir, daß im Jahre 1255 Meister Gerard von Rile der Bauhütte am hohen Dome vorstand und daß er den mächtigen Bau bis gegen das Jahr 1295 aus den Fundamenten hinaufführte und daß das Domkapitel sich ihm wegen seiner Verdienste um das gottgeweihte Werk deutscher Kunst und Gottesfurcht durch eine ehrenvolle Urkunde feierlich zu Dank verpflichtet erklärte. Er ist mithin der erste Dombaumeister, den wir unter diesem Namen kennen und dem auch wir zu Dank für dieß unser Volk ehrende Denkmal verpflichtet sind. Sein Bild findet sich, wie es hier oben steht, in der Sterbliste eines Kölnischen Klosters unter dessen Wohlthätern mit einfachen aber bestimmten Zügen hingezeichnet und H. A. Fahne hat es daraus in seiner Schrift über die Dombaumeister mitgetheilt. Wie aber immer der Schöpfer des Grundsteines geheißen haben mag, er lebt in seinem Werke fort, dessen Vollendung in unsern Tagen, sechs Jahrhunderte nach der ersten Grundsteinlegung, 1842 begonnen wurde. Gott wolle seinen Segen dazu schenken! Zu dieser Feier erschien die Schrift: „Der Dom von Köln und das Münster von Straßburg von J. v. Görres. Der Ertrag ist zum Domban bestimmt." Ihr Verfasser läßt den alten Dombaumeister alle zur zweiten Grundsteinlegung seines Baues festlich Versammelten mit folgenden Worten begrüßen, die Deutschland beherzigen möge:

„Seid mir mit Gott willkommen, erlauchte Fürsten und Herren, und ihr Alle, hochgeehrte Herren, wie ich Euch hier versammelt sehe! Sechs Jahrhunderte hab' ich Euerer schon gewartet; vom Tage an, wo die, welche Euch vorangegangen, den ersten Stein gelegt. Im überlangen Warten wollt ich bald verzagen; glücklich, daß doch endlich der Tag herbeigekommen. Meines Herren Haus, der Steinbau, er ist unterdessen eisgrau geworden; verwittert zum Theil ist seine Masse, denn die Wässer des Himmels haben sie ausgespült, seine Blitze sind einschlagend an ihr und sie durchfurchend hinabgefahren; jedes vorüberziehende Jahr hat sie in seinem Wellenschlage abgenagt; doch steht sie noch ewig jung in ihrer Schöne. Blickt hinauf, und seht die große Scharte! es ist als hätte der böse Feind mit dem Hammer sie hineingeschlagen; nun ihr wißt es ja, wer den Hammer ihm geschmidet, ich will den Tag nicht mit böser Erinnerung stören. Der lahm gewordene Kranich oben, er regt sich wieder munter; ihr kommt dem Werke einen neuen Grundstein zu unterlegen; ihr wißt es nicht, wir oben sehn's aber, daß es auch der Stein eurer Zukunft ist. Tretet darum, erlauchte Herren ein in diese Hallen! ihr werdet Euch darinnen wie zu Hause finden; denn es ist auch eins der vielen Allerteutschen Häuser. Seht die alten Steincolossen, die Pfeilerbündel, die ich hingesetzt; umsonst haben sie seit so vielen hundert Jahren die breiten Schultern dargeboten, ob jemand sich finde, die hohen Gewölbe ihnen aufzulegen, damit sie in ihnen zu einem stammhaften Säulenvolke sich verbinden mögten. Keiner hat sich dazu gefunden; Bretter hat man daher zuletzt über ihnen zusammengenagelt, und die Spriessen ihnen aufgesetzt, damit sie sich zu einem Nothdach wölben mögten, und das versammelte Volk vom Regen nicht beregnet, vom Schnee nicht beschneit, allen Winden nicht ganz zum Spiel werde. Nun es ist ein Zeichen gewesen für die künftige Wölbung, und alle Zeichen haben eine Bedeutung; wer aber blos mit Zeichen wirkt, der ist ein Pedant, ein Heuchler oder ein Pfuscher. Es wird schon anders werden; ich habe es dem harrenden, ungeschlachten Steinvolke verkündet; aber ach, erlauchte Herren! wollet es ihm nicht übel deuten; sie glauben's kaum; sie haben schon allzu lange Zeit mit Warten hingebracht; darüber ist ihr Gedächtniß blöde worden, und erinnert sich nur der Dinge aus erster Jugendzeit, nicht aber dessen, was ihnen nahe rückt. Seht links an den Fenstern die Farbenpracht und die Meisterschaft; seht die vier Gewölbe, wie sie zur Probe schwebend sich aufgestellt; seht aber den Bettel und die Armuth gleich daneben, es ist der Pallast des reichen Gröhse auf die Gant gesetzt. Weiche ihr armen, magern Kirchenmäuse;

ihr würdet eine schlechte Zierde des Festes seyn: bleibt in euern Löchern, damit ihr den Leuten nicht unter die Füße kommt! Wir sind beim Chore angelangt, der Herr hat in ihm die Zeit sich abgeschlossen; draußen ist unterdessen das wirre Treiben fortgegangen. Tretet ein und schaut, wie der Gott in der Geschichte sich wohnlich eingerichtet, in dem Hause, das die Kirche ihm aufgebaut! Alles einfach und vielbedeutsam, wie im Hause, das er in der Welt sich aufgebaut. Hier aber will viel Redens sich nicht geziemen. Schweigen wird rathsam seyn; drum tretet ein, und laßt schweigend vom dort webenden Geiste Euch durchdringen: es ist auch der Geist, in dem man Völker regiert und ordnet. Seid ihr dann des Geistes voll, dann geht hinunter und legt den Stein, und Gottes Segen wird auf ihm ruhen, denn an Gottes Segen ist Alles gelegen."

Sonntagsfrühe.

Ein Lebensbild.

Nacht und Nebel hielt Berg und Thal eingehüllt; kein Stern schien vom Himmel hernieder; keine Lampe, kein Feuer brannte im Thale zu meinen Füßen; weder ein Ruderschlag auf dem Flusse, noch ein Laut jenseits im Dorfe bewegte die Luft; allum nur Nacht, lichtlose, schwere, schweigende, öde, starre Nacht. Da schallt der Ruf eines Hornes von jenseits herüber; es ist der Wächter des Dorfes, der die letzte Stunde der Nacht ausbruft; die Thurmuhr schlägt; auch der Wächter geht zur Ruhe und wieder herrscht einsames, tiefes Schweigen; so hüllt auch unsern Lebenspfad nicht selten Nacht und Nebel ein, wir stehen in schweigender Einsamkeit rathlos da und wissen nicht, wohin wir den Fuß setzen sollen; doch fürchte dich nicht! das Auge Gottes wacht, und der längsten, der dunkelsten Nacht folgt der Morgen, der jedes Dunkel aufhellt und jeden Zweifel löst.

Müde von meiner nächtlichen Wanderung setzte ich mich auf die bemooste Wurzel einer alten vielhundertjährigen Eiche dicht am Wege und starrte hinaus in die schrankenlose Finsterniß; ich sah keinen Himmel und keine Erde, keinen Berg, keinen Fluß, kein Thal, nur das rabenschwarze, gestaltlose Dunkel dieser sternlosen Nacht; doch dieß ist keine Nacht; stehen wir ja überall in Gottes Hand, und wo Gott ist, da ist keine Nacht; es gibt aber eine andere Nacht, die allein den Namen der Nacht verdient, wenn der Mensch sich allem höheren himmlischen Lichte verschließt, wenn er ohne Glauben, ohne Liebe, ohne Hoffnung, mit verstocktem, erstarrten Herzen, in dem Kerker kalter Trostlosigkeit, seinem Tode entgegen sieht; vor dieser Nacht der Seele wolle Jeden Gott behüten!

So denkend versank ich allgemach in nebelhafte Träume, aus denen mich kein Laut aufweckte.

Während ich also halb wachte, halb träumte, wichen die Nebel vor dem Hauche des Morgenwindes; die Sterne blickten scheidend wie aus überwachten Augen mit erbleichendem Lichte träumerisch auf die schlummernde Erde hernieder; der Himmel hellte sich auf gleich einer Seele, in welcher der Funke göttlicher Liebe wieder erwacht; der Tag begann im Osten zu grauen; nun regte sich auch das erste Leben im Walde: hier schüttelte ein Vogel sein Gefieder auf dem Neste; dort und da ließ sich eine einzelne Stimme, ein abgebrochener Pfiff von einem Baume oder aus einem Busch vernehmen, wie Instrumente vor dem Beginne eines Concerts; in der Tiefe des Thales, im Dorfe und auf den zerstreuten Höfen, begannen nun auch die Herolde der Frühe, die Hahnen, einander den Morgen zuzukrähen, erst mit leiserer Stimme und immer heller und durchdringender; die Hunde wechselten mit ihnen ab: jetzt bellte nur einer, dann mehrere, dann wurde wieder Alles still.

Immer purpurglänzender wurden die leichten Wolken im Osten; der ganze Himmel wandelte sich in ein weites schattenloses Lichtmeer um; schon erglänzten, vorschauenden gotterleuchteten Propheten gleich, von den ersten Strahlen beschienen, die Gipfel der höheren Berge und die Wipfel ihrer Wälder; erwartungsvoll aber harrte noch die Erde, sich langsam den Armen des Schlummers entwindend, dem Morgen entgegen; so harrten einst die Patriarchen auf die Stunde der Erlösung: da endlich erschien sie, die Königin des Tages, die Sonne, groß und klar in herrlich strahlender Majestät, langsam am Saume des Himmels emporsteigend. Und siehe! kaum war sie sichtbar, da spiegelte sich schon ihr leuchtendes Bild in tausend und tausend Thautropfen an den Blättchen des Waldes, an den Blumenkelchen der Wiese, in jeder zitternden Welle des Flußes. Ueber Alles verbreitete sie ihren heiteren Glanz; Alles erquickte sie mit ihrer lebenweckenden Wärme; Alles streckte ihr sehnsuchtsvoll die Arme entgegen und erschloß sein Herz durstig ihrem milden Strahl.

Ein rosiger Duft übergoß bald das ganze Thal und Wiese und Wald; und aus dem Dufte stieg eine

Lerche himmelan, höher und höher, über den goldenen Gipfel des Berges hinaus, in das reine Blau des Morgenhimmels; dort schwebte sie mit blitzenden und zitternden Schwingen, wie ein singender goldener Stern, und jubilirte in den hellsten reinsten Tönen, als sei sie vom Thale gesendet, dem Schöpfer den Dank der Erde darzubringen und ihn für seine Sonne, diese Verkünderin seiner väterlichen Liebe, zu preisen.

Heiteren Sinnes hörte ich der Morgensängerin zu, als eine andere singende Stimme fern durch die Bäume ertönte; sie kam mir immer näher und klang immer deutlicher; auch sie schwang sich hellen Tones wirbelnd himmelan und schien mit der Lerche zu wetteifern.

Es war die klare Stimme eines Kindes von der zitternden eines Alten begleitet. Jetzt boten die Bäume mir Durchsicht auf den Pfad, den sie gingen; ich erkannte sie ohne von ihnen gesehen zu werden; es war der blinde Alte aus der Hütte im Mühlengrund und sein Enkel. Heute war Sonntag und der erste Sonntag im Maimonat; sie hatten ihre besten Sonntagskleider an, die von ihrem Fleiß und ihrem guten Willen, mehr aber noch von ihrer Dürftigkeit Zeugniß gaben. Der lange blaue Rock des Alten, mit den altmodischen großen Knöpfen und dem seltsamen Schnitt, war abgetragen und abgeschossen, aber gebürstet und sorgsam geflickt. In der rechten Hand trug er einen schwarzgebrannten Stock und einen Rosenkranz, mit der Linken ließ er sich von dem Enkel führen, der baarfuß und baarhaupt neben ihm her ging und einen Strauß von Maiblumen und wilden Heckenröslein in der Hand trug. Vor ihnen her sprang ein kleiner Hund, der den Vögeln nachlief. Das Kind sang von dem Vater begleitet:

Nun kömmt der liebe Tag herbei,
Dafür mein Gott gepriesen sei.
Der treu gewacht in dieser Nacht
Und uns die Sonne hell gebracht.

Unweit der alten Eiche, wo ich saß, hielt das Hündchen des Blinden vor einem offenen Waldkapellchen unter einer Linde still. Es schien zu wissen, daß sie nicht an der Kapelle vorüber gehen würden. Sie hielten auch in der That eine Weile dort an und es schien mir, als ob sie leise beteten. Dann sah ich, wie der Alte den Kleinen in die Höhe hob und wie dieser seine Maiblumen und Waldröslein dem Bilde der schmerzhaften Muttergottes an's Herz legte; er steckte sie sorgfältig zwischen das Schwert und die über der Brust gefreuzten Hände. Dann ruhten sie eine Weile aus; das Kind spielte mit dem Hündchen; der Alte aber ließ sein erblindetes Angesicht von den Strahlen der Morgensonne erwärmen.

Jetzt standen sie auf; ehe sie aber weiter gingen, suchte der Alte noch einen kleinen ledernen Beutel hervor; er war sehr dünn, und obschon es nicht schien, als ob viel darin sei, so war er doch mit einer langen rothen Schnur fest zugebunden, damit nichts heraus fallen möchte. Das Kind widelte ihn auf und nahm einen kupfernen Kreuzer heraus und ließ ihn in den Opferstock der armen Waldkapelle fallen. Nun gingen sie weiter und der Knabe sang wieder:

Mein Herz und Sinn sei Gott geweiht
Und Gott mein Führer allezeit,
Damit ich unschuldvoll und rein
Dem Höchsten diene ganz allein.

Als sie an meiner Eiche vorüberkamen, sprang der Hund des Blinden bellend auf mich zu: da sah mich der Knabe und sprach: „Gelobt sei Jesus Christus!“ ich erwiederte: „in Ewigkeit“ und der Alte fügte mit einer Stimme, die Ergebung und Friede und Zufriedenheit ausdrückte, das „Amen“ hinzu. Sie wollten weiter, ich aber stand auf und begann: Ihr seid ja früh auf dem Wege, alter Konrad! weit und breit ist noch kein Mensch zu sehen. Der Alte erwiederte: Wir wollen drüben im Dorfe in die Frühmesse und da haben wir einen weiten Weg und vorher wollten wir auch noch unsern Vetter, den guten Hans Jürgel begrüßen, dort bei der Kapelle.

Wen wolltet ihr begrüßen? ich sah ja Niemand.

Freilich habt ihr Niemand gesehen: ich wollte sagen: wir haben ein Vaterunser für den Vetter selig beten wollen, der mit manches Stück Brod in der theueren Zeit geschenkt.

Wer war denn der Vetter Hans Jürgel?

Ei, habt ihr denn nichts von ihm gehört! sonst wußte doch jeder von ihm zu erzählen, so ein guter Mensch ist er gewesen; nun werden ihrer immer weniger die es erlebt, wie die Franzosen im Lande gehaust, und die den Napoleon gesehen und die den guten Hans Jürgel, den braven Soldaten, gekannt; es ist aber auch schon lange her, daß er dort unter der Linde starb, als er aus Rußland heimkam.

Er war also unter den Soldaten, euer Vetter?

Ja freilich war er das und er ist ein rechter Soldat gewesen und er ist auch freiwillig mit den Franzosen in den Krieg gezogen und eines schönen Todes ist er auch gestorben, der gute Hans Jürgel, der mich so oft in die Sonne hinausgeführt, ehe mein Enkel auf der Welt war! ich sehe ihn noch heute, wie er dort unter der Linde lag; er sah aus wie ein braver Soldat, der einen harten Sieg glücklich erfochten und nun von seinem General ein Ehrenzeichen bekömmt, weil er die Batterie erobert.

Euer Vetter hatte also wohl Lust an dem Soldatenleben und wollte sein Glück im Kriege machen?

Das gerade nicht; denn er war von Kindesbeinen an ein friedfertiger, stiller Mensch, der die Schlägereien am Kirchweihtage und im Wirthshaus nie liebte.

Und doch ist er freiwillig mit den Franzosen gezogen?

Ja wohl! aber hört, ich will euch lieber seine ganze Geschichte erzählen, damit ihr nicht so viel zu fragen braucht! Seht, es waren ihrer fünf Brüder. Drei davon nahm der Napoleon; Gott tröste sie, sie sind nimmer heimgekehrt. Nun waren ihrer noch zwei übrig; die mußten spielen; es traf den Aeltern. Der aber führte das kleine Gut und war nach dem Tode des Vaters und der Brüder der Mutter unentbehrlich. Da sagte der Hans Jürgel: er wolle für den Bruder einstehen und er hatte keine Ruhe und ließ es sich nicht ausreden und sich nicht halten; am andern Morgen in der Früh hatte er schon seinen Bündel geschnürt und fort war er. In Italien und bei den Pyramiden in Aegypten und in dem mörderlichen Spanien ist er mit den Franzosen gewesen. Und überall hat er sich brav gehalten, wie Alle erzählten. Für seine Wunden, die er empfing, gab ihm der Kaiser auch ein Ehrenzeichen und machten sie ihn zum Unteroffizier. Seiner Mutter schickte er auch von Zeit zu Zeit von seinem Ersparten und gab ihr Nachricht, wenn ein Kamerad heimkehrte. Sie hatte es auch recht nöthig; denn der ältere Bruder starb mittlerweile und da zerfiel das kleine Gut; und dann die viele Einquartirung! das kostete ihr den letzten Kreuzer und sie mußte ihren silbernen Rosenkranz, das Einzige, was sie noch von ihrer Mutter selig hatte, verkaufen. Und da sie nichts mehr geben konnte, da steckte ihr das trunkene französische Kriegsgesindel, das voll Uebermuth war, das Haus über dem Kopf in Brand. Da mußte sie selber betteln gehen, die den Armen so viel gegeben! Zuletzt hieß es gar noch nach Rußland in den Winter hinein! der Kaiser gab nicht nach, bis sein Glück in den Flammen von Moskau in Rauch aufging; da wurde freilich rückwärts marsch getrommelt, und der Hans Jürgel mußte auch mit den Tausenden und Tausenden der alten Grenadiere den Heimweg in der tödtlichen Kälte des Winters über die großen Schneefelder und die gefrorenen Flüße durch Feindesland sich elend suchen. Was sie da ausgestanden, die armen Leute, das kann kein Mensch sagen. Erfroren an Händen und Füßen und halbverhungert kam er nach unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren glücklich ins Vaterland und zurück dort unten an den Fluß. Es war ein Samstag Abend, da sprach er drüben im Dorfe beim Fischer, seinem Pathen, zu, der ihm eine warme Suppe machte und ein Glas guten Alten vorsetzte. Es war die erste Nacht, die er seit langem wieder sorgenlos schlief.

Am andern Morgen, am Sonntag in der Frühe, es war das Palmenfest, da ging er zur Beichte und zur Communion, um mit reinem und ruhigen Herzen in das älterliche Haus nach so vielen Jahren heimzukehren. Das ganze Dorf wurde von seiner Andacht erbaut und wünschte ihm Glück wegen seiner Heimkehr und der Pfarrer schenkte ihm einen alten Holländer Dufaten für seine Mutter. Der Fischer, sein Pathe, wollte ihn nicht gleich fortlassen, weil er noch so schwach war und so bleich aussah; er hätte gern gehabt, daß er noch einen Tag ausgeruht hätte. Aber der gute Hans Jürgel ließ sich nicht halten, er sprach: meine arme Mutter erwartet mich schon so lange; sie ist alt und gebrechlich und hat mich so nöthig; sie hat schon so viel um mich geweint, als ein guter Soldat muß ich an meinen Posten. So sprach der Hans Jürgel und der Fischer mochte wollen

oder nicht, er mußte ihn über den Fluß führen. Die letzte Kraft nahm der arme Mensch zusammen und ging den Berg muthig hinan, um am Abende seiner Mutter helfen zu können und ihr den Dukaten zu bringen. Oben auf der Höhe aber brach ein wüthiger Schneesturm los, der ihm mit Macht die Flocken in's Gesicht warf und schneidend blies der Wind ihm durch den abgetragenen Soldatenmantel. Der Sturm wurde immer wilder, er aber immer matter und schwächer; die alten Wunden brachen ihm auf; er konnte nicht mehr weiter. Da setzte er sich dort auf den Stein unter der alten Linde und lehnte sich an den Baum und so schlief er ein.

Auf dem Steine saß er noch am andern Morgen mit gefalteten Händen, und so fand ihn seine alte Mutter mit dem Rosenkranz, den sie ihm als Kind geschenkt; der Friede lag auf seinem Angesicht; er hatte ja als braver Soldat seine Schuldigkeit gethan; um seiner Mutter zu helfen, war er gestorben; und so hat der Tod den braven Hans Jürgel auf seinem Posten gefunden und Gott wird ihm dafür schon seine Löhnung und ein Ehrenkreuzlein gegeben haben, gewiß ein besseres und ein ehrenreicheres und werthvolleres, als ihm alle Kaiser und Könige der Welt hätten geben können; glücklich, wer wie er gestorben!

Hier hielt der blinde Alte eine Weile ein und fuhr dann fort:

Das tröstete auch seine alte Mutter und sie ließ an der Stelle, wo sie ihn gefunden, aus Almosen, die ein Jeder gerne gab, eine Kapelle erbauen mit unserem Herrn am Kreuze zu seinen Füßen. Alle Freitag geht sie hin für die Seele ihres Sohnes und seiner Brüder zu beten; an seinem Sterbtag und an dem Tage Aller Seelen zündet sie vor dem Kreuze auch eine Lampe an und ziert es mit Laub und Blumen. Das ist die Geschichte unseres Vetters, des guten Hans Jürgel, für den wir das Vaterunser gebetet. — Aber die Sonne scheint schon warm herüber, wir müssen jetzt weiter, darum behüt' euch Gott!

Sie gingen weiter und das Kind stimmte, den Berg hinabsteigend, wieder seinen Gesang mit dem Alten an:

Wir bitten Dich, verlaß uns nicht,
Des Lebens Trost und Sonnenlicht!
Und führe Du mit Deinem Rath
Gedanke, Wort und jede That!

Das Dunkel flieht, es flieht die Nacht,
Die Sonne Deiner Gnade lacht!
Wir danken Dir zu jeder Stund,
Sei hochgelobt mit Herz und Mund!

Zu dem Gesange wirbelte die Lerche und nun begann auch das Glöcklein in der Dorfkirche mit hellem Rufe das Volk zur Frühmesse einzuladen und das Thal auf und ab wurden die Nachbarglocken laut. Das ganze Gefild schien mit da wie in sonntäglichem Festgewande sich des Klanges der Glocken zu freuen; es lag vor mir wie in anbetender Feier; ein Geist des Friedens und der Ruhe war darüber ausgebreitet; kein Geräusch frechlicher Arbeit störte diese Andachtsfeier; Alles pries und sang das Lob des Schöpfers: die Maiglöckchen, die im Thaue glänzten, die duftenden Veilchen unter den frisch begrünten Hecken, die Aeste der Eiche, die im Morgenwinde rauschten, der Fluß, der wie ein Strom blitzender Edelsteine durch das Thal sich hinschlängelte, das fleckenlose Blau des lichterfüllten Morgenhimmels mit der jungen Sonne, Alles stimmte ein in den großen Lobgesang; allein nichts rührte so sehr mein Herz und stimmte es so sehr zur Andacht, als die Stimme des Blinden, der mit gerührtem Herzen durch diese blühende Landschaft zur Kirche hinwandelte und Gott für alle die Herrlichkeit dankte, die sein Auge nicht sah!

Auch ich schloß meine Augen, um nur seine Stimme zu hören, die so friedevoll, so liebevoll mir in die Seele klang; ich dachte an eine andere Frühlingsau mit anderen schöneren Blumen, die nie welken, und einer andern lichteren Sonne, die nie untergeht, wo sich der brave Soldat von seinen Wunden und seinen Kämpfen ausruht. Als ich die Augen dann wieder öffnete und um mich blickend der [illegible] blühenden Mai gewahrte und den singenden Blinden mit seinem armen Enkel, da [illegible] ich zu mir selbst: Gott bessere uns! wie [illegible] sind und gebrechlich sind wir doch! wir, die wir Deine Herrlichkeit und die Wunder Deiner Schöpfung sehen, wir stehen kalt und stumm an ihnen vorüber, und der Blinde und der Arme singen Dir hoch! Gott bessere uns! wiederholte ich, und ging langsam hinter den Beiden her zu dem sonntäglichen Gottesdienste in der Kirche des Thales.

Erwecke aus dem Todesschlaf
Die Herzen kalt und stumm und feig;
Und wer gestritten treu und brav,
Dem schenke, Herr, den Palmenzweig!

Drei Lieder von Thomas Moore,

nach der Ueberſetzung von Freiligrath.

Den Gefallenen.

Friede den Schlummernden!
Sie liegen auf der blutgen Flur,
Sorglos und ohne Leinen!
Der Morgenthau, der Regen nur
Sind es, die auf ſie weinen.

Weh', all ihr Muth umſonſt!
Wo ſich erhob der Eiche Kraft,
Da liegen ihre Trümmer!
Doch Herzen, einmal uns entrafft,
Sie ſchieden, ach, für immer!

Fluch euch, Eroberer!
Wir wollen liegen kalt, wie ſie,
Die ſchnöd' ihr uns entriſſet,
Eh' unſer Herz der Rache, die
Sie uns vermacht, vergiſſet!

Der Himmel.

Die Welt iſt all' ein flücht'ig Scheinen;
Der Freude Lächeln, ſüß und klar,
Der ſtillen Wehmuth bittres Weinen,
O falſches Thun, o falſches Meinen —
Nichts, nur der Himmel noch, iſt wahr!

Der Ruhm mit ſeinen Sonnenblicken,
In Dunkel bald verkehrt er ſich;
Der Schönheit Glanz, der Lieb Entzücken,
Sind Blüthen, ach! das Grab zu ſchmücken
Der Himmel nur glänzt ewiglich!

Und ſo verſchlingt uns Well' um Welle;
Hin ziehn wir ohne Bahn und Spur.
Fällt oft ein Blitz auch — ſeine Helle
Beleuchtet eine düſtre Stelle; —
Der Himmel bringt die Ruhe nur!

Die Abendglocke.

Horch! wie über's Waſſer hallend,
Klar die Veſperhymne klingt!
Näher jetzt und näher ſchallend,
Jubilate, Amen!
Ferner jetzt und ferner hallend,
Bis ſie ſanft dem Ohr verklingt,
Jubilate, Amen.

Jetzt, wie Mondſcheinwellen, rollend
An das Ufer ſtirbt ſie hin;
Jetzt, wie zorn'ge Brandung, grollend
Wächſ't die Fluth des Liedes kühn.
Jubilate, Amen!
Wieder horch! wie Wellen, rollend
An das Ufer ſtirbt ſie hin;
Jubilate, Amen!

Münchner Charaktere,

geſchildert von Lorenz v. Westenrieder (geb. zu München 1754, geſt. ebendaſelbſt 1829 den 15. März).

I.

Der Mann ohne Lebensart und von wenig Worten.

Zuweilen geht ſo ein Einzelner durchs Volk, daß, wenn ihrer mehrere ſo gingen, die Thiere des Waldes wieder zahm werden, und die Vögel ihre Gebüſche verlaſſen würden, um bei den Menſchen zu wohnen; aber leider, wer von uns hat je einen Stern gehen geſehen? Sie kommen nur weiter. Und ſo ſehen wir ihn, ohne ſeiner gewahr zu werden.

Wenn er euch begegnet (er geht auf der Gaſſe den nämlichen Gang, wie in ſeinem Zimmer), ſo ſagt er: Gott ſegne euch! oder: Ich wünſch euch einen guten Tag, und die Worte: Gehorſamſter Diener, unterthänig gehorſamſter Diener, kommen nie über ſeine Lippen. Wenn ihr ein ſchönes Kleid anzieht, ſo merkt er es nicht, und wenn ihr den Handſchuh zehnmal abjiebt, ihm eure goldenen Ringe und Brillanten ſchimmern zu laſſen, ſo macht er ſich darum nicht mehr aus euch. Wenn ihr krank ausſieht, und eure Freunde eure bleiche Farbe bewundern, als käme es von vielem Denken und Nacht-

wachen, ſo redet er ſchlau von den Vortheilen der Nüchternheit, und wenn er eine Sache beſſer einſieht, als ihr, ſo gibt er euch nicht Recht. Zeigt ihm eure Gemahlin: er wird thun, als wäre es euer Weib, wird weder ihr Trippeln, noch ihr Flüſtern bemerken, und laßt ihr aus heimlichem Stolz eure Tochter auf dem Clavier ſpielen, und fordert ihn durch euer Kopfnicken und Lächeln zum Lob auf, ſo nimmt er die Sache, wie es kommt, beobachtet nichts von einer beflügelten Geſchwindigkeit ihrer kleinen Fingerchen, ſieht auch keine Grazien, fühlt keine Bezauberungen, ſondern hört wohl Claviertöne, und ſagt trocken: Hm! Wenns ſo fortgeht, kanns beſſer gehen. Er ſieht ihr in die Augen, und verliebt ſich nicht, und iſt oft allein bei ihr und verführt ſie nicht. Er iſt nie laſterbefleckt geweſen, und ſetzt ſich nicht auf die Bank, worauf, wäre es auch im geflickten Kleid, das Laſter geſeſſen. Wenn ihr euch brennt, ſo ſagt er, geht nicht hinzu, und wenn ihr fallet, ſo ſagt er, ihr hättet Acht geben ſollen. Wenn ihr den Schnupfen habt, ſo macht er ſich nichts daraus; und wenn euch heute die Naſe geblutet, ſo ſchickt er morgen nicht, ob ihr geſtern geſtorben ſeyd. Bei der Tafel hört er zu eſſen auf, weil ihn nicht mehr hungert, und wenn ihr ihn ſitzen heißt, dankt er euch nicht, ſondern ſetzt ſich, oder ſagt, er wäre nicht müde. In der Kirche betet er; und wenn ihr ihn fragt, wer um ihn, und wie dieſer und jener gekleidet geweſen, ſo kann er euch keinen Beſcheid geben. Er redet oft von der Religion, als wenn er daran glaubte, und wenn er ſich zu etwas verpflichtet, ſo macht er eine ernſthafte Miene, als wollte er ſein Wort halten. Er thut ſogar, als wenn er fromm lebte; und als jüngſt der Spaß erzählt wurde, daß der geſühlvolle Schloßheim das zärtliche Jungfräulein endlich einmal zum Fall gebracht: ſo ward er ganz nachdenkend. Wenn ihr ihn verſichert, ihr verſtündet den Horaz, oder Virgil, oder Klopſtock, ſo ſieht er euch an, als wäre es nicht in euch; und wenn ihr von eurer Menſchenliebe und ſanften Empfindung ſprecht: ſo fängt er wieder ſeine Gewohnheit zu lachen an. Er hält dafür, daß dürftige und unerzogene Leute des Beiſtandes der beſten Menſchen benöthigt wären, und wenn er mit Jemand geht, deſſen Salben in dem Haare einen Louisd'or gekoſtet, und er ſieht einen Mann, dem die Kappe fehlt: ſo ſchämt er ſich nicht, ihm eine aufzuſetzen. Auch iſt er ein großer Kunſtkenner, und hat einen eigenen Geſchmack für große Meiſterſtücke. Er iſt ſelbſt ein gar mächtiger Künſtler, und wenn er vom Rathhaus kommt, ſo macht er ſich ſein eigen Thun damit, für Leute, die ihr eines Bein verloren, bequeme Krücken zu ſchnitzen.

Seine Verſäumſe ſagen, er eſſe oft unter einem Zaun, und ſchlafe zuweilen auf herabgefallenem Laub, und ſage zur Langeweile: Willkommen. Und wenn er einen Todten begraben ſähe, ſo ſehe er immer hinab, ſo lange er etwas ſehen könnte, und ſage dann, er möchte ſeiner gedenken. So ſei ihm wohl, auch ſei er Niemand mit irgend einem Wunſche oder einer Bitte überläſtig.

Noch hat er nie eine Bittſchrift bei einem Großen eingegeben, noch ſich in die Freundſchaft eines Hofmannes, der ſich ſchmeicheln läßt, einzuſchleichen geſucht. Mit einem Wort, er iſt der Mann ohne Lebensart, und wird aus der Welt gehen, ohne daß man weiß, ob er ein brauchbarer Mann geweſen, was er für eine Leib- oder Favoritſpeiſe gehabt, ob er lieber lind, als hart gegeſſen, und ob er Faſtenſpeiſen verdauen können.

II

Der Mann von vielen Worten und wenig Sinn.

Wenn die Allee ich anlegen ließe, ſo ließ ich ſie von Lindenbäumen anlegen — unmaßgeblichſt. Es gibt zwar, will ich ihnen ſagen, andere Bäume der Menge, womit ſie ſich ebenfalls anlegen ließ; aber ich will ihnen ſagen, der Lindenbaum breitet ſich ſehr aus, und iſt er auch einer der höchſten, die man zu Alleen gebrauchen kann, wenn er gleich nicht ſo hoch iſt, wie der Thurm zu Straßburg, der einer der höchſten ſeyn ſoll, wie wohl, wenn es drum kam käme, es ſo viel nicht betragen mag, daß er höher iſt, als die dreißgen Frauenthürme, die doch auch eine ehrliche Höhe, und ein reſpect Anſehen haben: Thürme aber geben ſchon einer Stadt ein Anſehen, und wenn bei uns dergleichen auf der St. Peters Seiten mehrere wären, wenn nur noch einer wäre, ſo will ich ihnen ſagen, müßte die Stadt von weitem noch ſo vieles Anſehen kriegen, und würde man meinen, die Au und Gießing wäre beinahe ein Trumm, wie man es denn von weitem ohnehin ſchon meint, weil die Häuſer ſo eng und unordentlich untereinander ſtehen, daß man keine Gaſſen unterſcheiden kann; aber ich will ihnen ſagen, man hat anfangs nicht vermuthet, daß es eine ganze Vorſtadt werden ſollte, ſonſt hätte man ſchon ordentlicher bauen laſſen, wie dermal vor dem Neuhauſerthor nach den Sandgruben hinaus gebaut wird, wo einſt die Iſar ſoll vorbei gelaufen ſeyn; doch iſt dieß, will ich ihnen ſagen, nur eine Muthmaßung der Gelehrten: mehr darf ich ihnen nicht ſagen, um ihnen mit einem Wort zu ſagen, daß nichts daran iſt. So viel, will ich

ihnen sagen, ist indeß gewiß, daß unter Kaiser Karl dem Siebenten der Vorschlag schon gemacht war, eine Vorstadt von München bis nach Nymphenburg zu ziehen, da wo jetzt die Allee hinausgezogen ist. Morgen nach der Tafel wollen wir dahinaus spazieren gehen — unmaßgeblichst.

Eben diese Allee ist auch von Lindenbäumen, und wenn nun noch diesen Kanal hinab auch eine angelegt würde, so müßte das in die Stadt herein einen gar lieblichen Geruch geben, wiewohl einigen, die zärtliche und schwache Nerven haben, der Lindengeruch gar nicht gut thut, und denselben Kopfweh, Uebelkeiten und sogar den Schlag zuziehen kann; aber ich will ihnen sagen, daß der Gedanke, eine Allee den Kanal hinab anzulegen, einstweilen nur mein Gedanke ist, wegen der guten Lage dieses Kanals, der von gefangenen Türken gegraben worden ist, die von Neuhäusel, Gran, Ofen, Essek, Belgrad u. s. w. als bayerische Kriegssklaven heraufgeschickt worden, sammt einigen Zelten, welche noch zu sehen, und so frisch an Farben sind, daß man sich dessen nicht genugsam verwundern, aber wohl daraus abnehmen kann, was diese barbarische Nation zu leisten im Stande wäre, wenn sie sich auf Reisen zu uns herauf begeben, und zuweilen durch Arbeiten etwas lernen, und statt unser etwas aufbauen oder niederreißen, etwas einfüllen oder herausgraben wollte, wiewohl an erwähntem Kanal das nicht mehr daran ist, was er Anfangs war. Morgen nach der Tafel wollen wir hinabreiten — unmaßgeblichst.

Wie ich ihnen sagen will, wenn ich die Allee anlegen ließe, so ließ ich sie von Lindenbäumen anlegen, und wäre es auch nur, weil die Bäume hier herum sehr gerne und geschwind wachsen, woraus zwar, aus der Geschwindigkeit meine ich, an und für sich nichts folgt; denn ich will ihnen sagen, wenn aus Sachen, welche langsam wachsen, oft nicht viel wird, was wird hernach aus den geschwinden werden. Mensch und Vieh, heißt es, soll man nicht vergleichen; aber ich will ihnen sagen, daß der Mensch sechsmal so lang zum Auswachsen braucht, als Ochs und Esel oder als anderes Mindvieh, und doch oft so dumm bleibt, als (damit ich nicht wieder das alte Gleichniß brauche) ein Zaunstecken oder eine Dachrinne gegen einen Doktor Juris oder auch einen Doktor Medicinä, wiewohl dieß all eins und derjenige sehr glücklich ist, dem beide in seinem Leben nie über die Thürschwelle kommen, qua Doktores, meine ich, denn qua Christenmenschen, qua gute Freunde oder Anverwandte sind sie mir allerdings lieb und werth, und letztere mögen auch sehr ersprießlich seyn, zumal wo viel Volks beisammen ist, als z. B. eine Armada, wo bisweilen, wenn man auch keineswegs unmäßig lebt, Krankheiten, viel mehr Seuchen einreißen und die schönsten Leute dahin raffen. Ich will ihnen sagen, die Grenadiers à Cheval waren schöne, stattliche Leute. Ich habe sie einmal auf dem Gaisberg nach Haidhausen gesehen, wo auch eine Allee ist. Morgen nach der Tafel wollen wir hinausfahren — unmaßgeblichst.

Man sieht von dieser Allee nach der Nymphenburger Allee, welche anfänglich mit Waldenbäumen angelegt, nun aber ziemlich mit Lindenbäumen untermengt ist, daß nach und nach wohl noch gar eine ganze Allee von diesen Bäumen zu hoffen ist, wenn man die Sache nur seinen Weg gehen lassen und nicht gleich alle Berge eben machen will, welches leichter gedacht als gethan ist und nicht einmal schön seyn würde, wenn es auch thunlich wäre; denn die chinesischen Gärten, will ich ihnen sagen, bestehen nicht aus lauter Ebenen, welche für die schönsten der Welt gehalten werden; in der Welt möchte ich meines Theils nicht sagen; denn der Mann, der das sagen wollte, müßte die ganze Welt durchreist haben und in allen Gärten gewesen seyn, welches nicht möglich, denn die Postwagen, will ich ihnen sagen, warten nicht immer, bis es uns gelegen ist, weil sie schon ihre gesetzte Zeit haben, wo sie eintreffen müssen, wiewohl das nicht immer auf die Minute eintrifft, maßen einem Pferd ein Eisen herabfallen oder ein Strick reißen kann, das hier gleichwohl nicht so viel zu bedeuten hat, als bei Salz- oder Getreidzügen, welche den Inn oder die Donau herabkommen; denn auf der Isar sind derlei Züge nicht wohl thunlich, theils weil das Wasser nicht tief, auch nicht eingeschlossen genug, theils weil es oft zwischen Bergen verschlossen ist, besonders nach den Alpen zu, woron das jährliche Triftholz nach München fast bis an die Oefen läuft, wodurch man durchgehends mit Holz kocht und einheizet und keinen Begriff hat von Steinkohlen, Torf oder Kühmist, wie an andern Orten, wo man überdieß Mangel an gutem Trinkwasser hat. Ich will ihnen sagen, daß es bei uns ein leichtes wäre, an gebrauntem Wasser so viel zu besitzen, als dessen andere an süßem haben, wenn wir nur auf der Hälfte der Plätze, wo Bäume stehen könnten, auch Bäume pflanzen wollten; es müßten, sage ich ihnen, nicht lauter Lindenbäume seyn, es könnten auch andere, als z. B. Aepfel und Birnen oder Nußbäume seyn: darum morgen nach der Tafel wollen wir die Sache überlegen; denn ich werde unmaßgeblichst zu Hause bleiben.

Eine kurze Antwort Heinrichs IV.

Ein Abgesandter, der mit dem Anfange seiner Reden immer erschrecklich weit auszuholen pflegte und vor lauter Nebendingen und Umschweifen kein Ende zu finden wußte, begann einen seiner Vorträge an Heinrich IV. von Frankreich mit den verhängnißvollen Worten: „Sire! als der große Scipio vor Carthago ankam ———“

Der König, der den Vogel an den Federn erkannte und mit Schrecken ahnte, welche langwierige und umständliche Belagerung ihm bevorstünde, fiel dem Redner schnell in's Wort und sagte: „als der große Scipio vor Carthago ankam, hatte er schon gespeist, ich aber bin noch nüchtern.“

Reliquien von Clemens August,

Erzbischof von Köln (geb. 21. Januar 1773, † 19. Oktober 1845).

Das folgende Gedicht, das die Ueberschrift führt **Männertrutz**, ist es auch nicht von ihm gedichtet, so möge es doch an ihn erinnern:

Es soll gleich einem Eichbaum stark
Der Mann mit Stürmen ringen,
Es soll ihm trotzig Bein und Mark
Die Willenskraft durchdringen.

Und wenn der Donner eben braus't,
Der Himmel steht in Gluthen,
Die Hölle ihm um die Ohren saus't,
Das soll ihn nicht entmuthen.

Ihm muß die Welt in seiner Brust,
In seinem Leben liegen,
Er muß in Leid und muß in Lust
Sein eigen Herz bekriegen.

Und stetig ernst und stetig treu
Muß er sein Werk vollbringen,
Und muß im Leben krank und frei
Nach allem Edeln ringen.

So soll er aus dem Erdenthal
Den Weg zum Himmel wandeln,
Und soll im heil'gen Gottesstrahl
Stets recht und redlich handeln.

Das ist der ächte starke Mann,
Der so durchs Leben gehet,
Der so auf seiner Lebensbahn
Gleich einem Eichbaum stehet.

In jedem Geschöpfe den Schöpfer sehen und lieben; über die Geschöpfe wie über eine Brücke, die hinter uns einzufallen droht, schnell hinüber und zum Schöpfer hineilen; dem Schöpfer ähnlich, den Geschöpfen, den edelsten aller Geschöpfe Gutes thun, das bringt den Frieden, der von Gott kommt und über alle Vernunft ist. — (In ein Stammbuch von ihm geschrieben. Freckenhorst den 28. September 1802.)

Sein Gebet.

Mein Herr und mein Gott! mache mich nach Deinem Herzen und gib mir, daß ich Dein Kreuz umfasse, daß ich Dir folge, wohin Du gehst — Dein Weg führt über Kreuz.

Die Kinderprocession.

Am 3. Dezember 1800 Morgens haben die Bewohner in der Gegend von St. Wolfgang bei Hohenlinden nicht vermuthen können, daß es Mittags um ihre ruhigen Hütten herum so stürmisch hergehen werde zwischen den Kaiserlichen und Franzosen, und sie schicken daher, wie gewöhnlich, ihre Kinder in die Schule zum Klausner, welcher von ihren Einödhöfen zwei bis drei Stunden Wegs entfernt, im Walde wohnte. Und nach gehaltener Morgenschule saßen die Kinder Mittags ganz ruhig in der Stube und verzehrten mit gutem Appetit ihr Mittagbrod, das sie von Hause mitgenommen hatten, und dachten an nichts. Da hörte man auf einmal in der Nähe Piff, Paff! und aus der Ferne Pumm, Pumm! Und der Klausner, der gleich vermuthete, was das bedeute, ging hinaus, und sah und hörte nun zu seinem Schrecken, daß das Treffen schon nahe sei, und daß die Kinder nicht mehr in ihre Heimath zurückkehren könnten.

In der Angst seines Herzens faßte er einen Entschluß, der wohl der beste war, den er in dieser bedrängten Lage fassen konnte. Er holte das Crucifix aus dem Kirchlein, und stellte die Kinder Paar und Paar auf, und so zog er mit den Kleinen, das Zeichen des Friedens an der Spitze, über das Schlachtfeld. Panduren und Sanskülotten vorbei, und die wilden Menschen thaten den Kindlein nichts zu Leide und ließen sie fürder ziehen in Frieden. Und so kamen sie glücklich in St. Wolfgang an, wo die armen Waislein von den Einwohnern freundlich aufgenommen und verpflegt wurden, bis gegen Abend ihre Eltern kamen und sie heimführten. Und die Eltern vergaßen des Jammers, den sie hatten, daß ihre Hütten geplündert waren, ob der Freude, daß Keines von ihren Lieben verloren gegangen sei. (Ein Volksbüchlein. München. Literarisch-artistische Anstalt. 1835. Zweite Ausgabe. S. 105.)

Die Tauben von San Marco in Venedig.

Wer Venedig, die wundervolle, einst so mächtige Meeresstadt, die Herrin von Königreichen und Fürstenthümern, gesehen und in der Mittagszeit den König aller Plätze, den Marcusplatz, besucht, der wird sich gewiß der zahllosen Tauben dort erinnern. Hier, wo einst die siegreichen Dogen der gefürchteten Republick blutigen Ruhmes auf- und abgewandelt: die Tradonico, Gandiano, Orseoli, Contarini, Falier, Michieli, Morosini, Dandolo, Tiepolo, Gradenigo, Cornaro, Pisani, Venier, Mocenigo, Foscari, Barbarigo, Pesaro, Grimi und so manche andere; — verhängnißvolle Namen, auf welche die stolze Größe venetianischer Herrschaft gegründet war; — hier, wo sie sich mit den weitaussehenden Plänen ihrer Eroberungen getragen, die nun mit ihnen unter den stolzen Denkmälern prachtvoller Kirchen ruhen, fliegen und laufen noch immer, wie in den Tagen der Vergangenheit, die Tauben friedlich und furchtlos umher. Sie umschweben den ehernen Löwen San Marco's und das Bild San Isidors auf ihren hohen Säulen; sie fliegen an den goldstrahlenden Portalen der alten Marcuskirche vorüber, sie schießen um den hohen Thurm San Marco's, den Napoleon, der Zertrümmerer des entarteten und zur Entkräftigung sittenloser Fäulniß und Selbstvergessenheit hinabgesunkenen Venedigs, zu Roß hinanritt, und setzen sich auf den Stein nieder, wo Papst Alexander III. im Jahre 1177 den deutschen Kaiser Barbarossa mit dem Friedenskusse der Versöhnung empfangen; sie thuen, als gehörte der Platz ihnen zu eigen; man kann zwischen ihnen durch gehen, kaum, daß sie rechts und links zur Seite ausweichen; sie fühlen sich sicher; stehen sie ja seit unfürdenklichen Zeiten unter dem öffentlichen Schutze; Lieblinge und Vertraute von Einheimischen und Fremden, öffnet sich ihnen täglich manche milde Hand von Alt und Jung, um ihnen Futter zu streuen.

Die Venetianer selbst sehen sie, diese Schützlinge ihrer Stadt, als ein lebendiges Denkmal ihrer Geschichte an; sie gehören zu der enthronten Seekönigin eben so gut, wie der Löwe auf der Piazzetta und die bronzenen Pferde über dem Portale der Domkirche; von dem Ursprunge dieser Tauben aber, die Niemand angehören und deren eine der andern vollkommen gleicht, haben sie folgende Ueberlieferung aufbewahrt.

In jenen Tagen einer glänzenden aber blutigen

und gewaltthätigen Vorzeit, war es Sitte in Venedig, daß vom Hauptportale von San Marco herab zur Feier des Palmsonntags, wie anderwärts Semmel und Früchte und Zuckerwerk und Geldstücke u. dgl., hier lebendige Tauben unter das Volk hinabgeworfen wurden. Dieß ist nichts Ungewöhnliches. Noch jetzt läßt man in Italien bei besondern Festlichkeiten, z. B. wenn eine beliebte Sängerin zum Letztenmale sich hören läßt, in den Theatern nicht nur Sonette und Blumen und Bänder und Kränze und Sträuße herabregnen, sondern man läßt auch Kanarienvögel und Tauben von den Logen aus fliegen und wer sie fängt, dem gehören sie als Andenken an das Fest. Es ist dies keine schöne Sitte; denn Hunderte von Händen strecken sich nach den armen scheu, ängstlich und verwirrt herumflatternden Thieren empor; jeder hascht danach, wenn sie endlich vor Müdigkeit niedersinken, und sucht dem Nachbar die Beute zu entreißen; darüber werden den unglücklichen Thieren nicht selten Füße und Flügel ausgerissen. Weil die Tauben aber am Palmsonntag in Venedig in freier Luft losgelassen wurden: so waren die Füße mit kleinen Rollen von Papier beschwert, die ihnen zwar erlaubten, noch eine Weile in der Höhe zu flattern und zu zappeln, sie dann aber zum Falle niederzwangen. Die Hauptlust des Volkes hiebei war gewiß die Erwartung, wenn eine Taube in der Luft mit ihrem Stricke kämpfte, wo sie hinfallen würde. Nun aber geschah es, daß ein Paar dieser Tauben nach tapferem Ringen sich von den Banden befreite und statt in die Hände des Volkes zu fallen, Schutz suchend auf das Dach von San Marco flog. Das gefiel dem kriegerischen Volke, das sich selbst oft aus großen Nöthen mit tapferem Muthe durchgeschlagen; der Schutzpatron von Venedig wurde auch der Retter der Tauben; sie galten für unantastbar. So mehrten sie sich bald und wurden dem Volke so lieb, daß die Signoria zu ihren Gunsten eine eigene Verordnung erließ, wonach sie nicht nur geschützt, sondern auch auf Staatskosten ernährt werden sollten. Demnach strente zur Zeit der Republik täglich ein Aufseher der Kornspeicher der Stadt ihnen ihren bestimmten Antheil Futter; das währte bis zur französischen Revolution, die auch die Tauben von San Marco ihres alten Privilegiums beraubte. Als nämlich die junge Republick der Sansculotten im Heißhunger ihrer Eroberungssucht ihre greise Vorgängerin, die Braut des Meeres, verschlang, da verfuhren die französischen Herren, wie sie überall verfuhren, auch hier, d. h. es war nichts niet- und nagelfest genug, daß sie nicht mit sich fortschleppten. Alle Schätze, alle Einkünfte galten ihnen als gute Beute, ohne daß sie sich um die daran haftenden Verpflichtungen gekümmert hätten. Der Löwe von San Marco, die bronzenen Pferde, die kostbarsten Handschriften der alten Bibliothek, der heilige Schmuck ihrer Kirchen, die Meisterwerke der venetianischen Schule, die schönsten Gemälde der Bivarini, der Bellini, des Carpaccio, Giorgione, Tizian, Tintoretto, Paolo Veronese, Bassano u. s. w., Alles mußte nach Paris in die Räuberhöhle des hungrigen Löwen, der sich für den Befreier der Völker ausgab, fort zu den übrigen Schätzen des schmählich geplünderten Italiens; nur die Tauben von San Marco, diese alten Staatspensionaire der Republik, ließen sie nicht nur zurück, sondern sie mußten unter dem neuen Regiment auch hungern, indem ihnen ihr Futter eingezogen wurde. Das Mitleid der Venetianer jedoch erhielt die verlassenen Thiere, die durch ihr harmloses Umherfliegen so viel zur freundlichen Belebung des baumlosen Marcusplatzes beitragen.

So haben sie denn die Republik und die Revolution und das Kaiserreich Napoleons und die Restauration der Bourbons überlebt und sich glücklich in unsere Zeit hinübergerettet. Noch wird ihnen täglich, um zwei Uhr Nachmittags, Futter aus einem Fenster auf den Platz hinabgestreut. Und da ist es wohl seltsam zu sehen: schon wenn es drei Viertel schlägt, kommen die Tauben von allen Seiten dem Platze zugeflogen; zu mehreren Hunderten harren sie des ersehnten Zeichens; eine sieht aus wie die andere zum Beweise der gleichen Abstammung; mit dem ersten Glockenschlag von Zwei aber hört man auch einen gewaltigen Flügelschlag, alle Tauben fliegen dem bestimmten Fenster zu und haschen in hastiger Eile um die Wette das ausgestreute Futter; nur hie und da kommen noch einzelne nachgeflogen, die weit über Meer nach der Terra Ferma gewandert waren und sich verspätet hatten; auch sie möchten noch ihren Antheil an der Mahlzeit, die für die vielen Schnäbel eben nicht allzu reichlich ist. Die Freigebigkeit der Spaziergänger indessen ersetzt das Fehlende, da den Hungrigen von vielen freundlichen Händen Almosen zugeworfen werden.

Auch unsere deutsche Geschichte könnte manche Beispiele solcher gegen die Thiere geübten Milde aufzählen. Noch jüngst erzählte uns bei dem Hingange des großen Erzbischofs Clemens August, von dem wir oben einige Reliquien mitgetheilt, eine beredte Stimme an seinem Grabe einen Zug dieser Art. „Er war," so lautet der Bericht, „ein großer Freund der Natur als des Bildes seines Schöpfers und seine Liebe sprach sich in den Bildern aus, die sein Pinsel gemalt; trat aber seine Seele in den unmittelbaren Verkehr mit Gott, dann wurde seine Sprache zur

Poesie und sein Wort zum Liede; er nahm, wie David gethan, die Harfe zur Hand und sang das Lob des Herrn in der Freude des Herzens. Zart war sein Gemüth auch im vollen Mannesalter, denn das Salböl der Liebe träufelte fortwährend in alle Falten seines Herzens und Gutes thun war der Grundcharakter seines ganzen Wesens. Er verstand die hehe Sendung des Priesters auch hierin, und hielt sich vorzüglich für den Stellvertreter Gottes den Armen, den Kranken und den Verlassenen gegenüber; selbst die armen Vögelein, die man auf den Markt gebracht, fanden an ihm einen Erlöser: er kaufte sie, nahm sie nach Haus, bewirthete sie noch recht gastfreundlich, und sah dann mit kindlichem Vergnügen, wie die kleinen Gäste so lustig durch die Lüfte dahinzogen, froh ihrer Freiheit. Doch war ihm das Leben kein Spiel, und die Tage schienen ihm nicht gegeben zum Zeitvertreib." (Histor.-pol. Blätter Bd. XVI. S. 684.)

Advent-Lied.

Allum nur Nacht und Finsterniß,
Verwesung um und um,
Des Friedens heilig Band zerriß,
Der Freude Lied ward stumm,
So schmachten wir vom Fluch beladen.
O Retter, eile mild herbei!
Wir rufen mit der Sehnsucht Schrei,
O komme, Heiland, voll der Gnaden!

Kein Thau erquickt das Saatgefild,
Kein Trost, kein Sonnenstrahl,
Wir selber sind des Todes Bild,
Es trauern Berg und Thal,
Die guten Engel sind geschieden:
Wir rufen mit der Sehnsucht Schrei,
O Lamm, verleih uns Deinen Frieden!

Es wanket unsre Hoffnung nicht,
Wie grimm die Hölle tobt,
Du bist die Wahrheit, Du das Licht,
Das uns den Trost gelobt,
Wir harren Deiner voll Verlangen.
O Retter, eile mild herbei!
Wir rufen mit der Sehnsucht Schrei,
Zertritt das Höllenhaupt der Schlangen.

Die Welt ist krank und kummerbleich,
In kalte Nacht gehüllt,
Die Erde dorn- und distelreich,
Des Abgrunds Löwe brüllt,
Und uns am Herzen nagt die Schlange:
O Retter, eile mild herbei!
Wir rufen mit der Sehnsucht Schrei,
O säume, Herr, nicht also lange!

Wir harren Dein voll Ungeduld,
Wie Lämmer, die verirrt:
Zu tilgen unsrer Sünden Schuld
O komme, guter Hirt!
Zu Deinen feuerfüllten Knechten,
O Retter, eile mild herbei!
Wir rufen mit der Sehnsucht Schrei,
Ihr Himmel, thauet den Gerechten!

Nox beata.

Nach der Uebersetzung von Johannes von Geisstel, vormaligen Erzbischof von Köln, zuerst mitgetheilt in der Charitas von Eduard von Schenk. IV. Jahrgang. S. 213. Regensburg. Friedr. Pustet.

Sei uns gegrüßt, du heil'ge Nacht,
Die den Erlöser uns gebracht;
Du sel'ge Stunde, sei gegrüßt,
Da uns das Heil geboren ist!

Der Fluch, den einst durch Satans Lug
Der Eltern Sünde auf uns trug,
Der ward getilgt in dieser Nacht,
Und Rettung uns zurückgebracht.

Wir saßen all' in Nacht und Tod,
Da kam der Retter uns der Noth;
Und als die Zeit erfüllet war,
Ihn eine Jungfrau uns gebar.

Das Wort ward Fleisch, uns zu befrei'n;
Als Kind erschien es, arm und klein,
Nur eine Krippe ist sein Thron,
Doch dieses Kind ist Gottes Sohn.

Ein König ist es aller Welt,
Des Friedens Fürst, ein starker Held,
Der Völker Heil und Gnadenquell,
Sein Nam' ist Gott — Emmanuel.

Also hat Gott die Welt geliebt,
Daß er den eignen Sohn uns gibt;
Zum Heile uns auf Erden wallt
Der Gottessohn in Knechtsgestalt.

Arm kommt er, alles Schmuckes baar,
Doch kündet ihn der Engel Schaar
Mit Lobgesang und Freudenruf
Als den, der Erd' und Himmel schuf.

Glücksel'ge Sünde, die fortan
Solch einen Heiland sich gewann,
O sel'ge hochgepriesene Nacht,
Die solchen Retter uns gebracht!

Drum weih', o Christ, ihm Herz und Sinn,
Knie vor des Heilands Krippe hin,
Da fühlst du dich der Gottheit nah',
Du bist erlöst — Halleluja!

Stimm' ein in's Lied der Engelschaar:
„Dem Herrn sei Ehre immerdar,
Und Friede jeder Menschenbrust,
Die guten Willens sich bewusst!"

Bitt ihn in Demuth treugenannt:
Du armes, reiches Gotteskind,
Sei Allen uns ein Gnadenquell,
Erlös' auch uns, Emmanuel!

O tilge unsre Sündenschuld,
Laß diese Nacht, voll Gnad und Huld,
Uns eine wahre Weihnacht sein.
Weih' uns für deinen Himmel ein!

Das Christkindlein in der Rose

von

Clemens Brentano.

Dies Gedicht verfaßte der Dichter im Jahre 1834 als ein freundschaftliches Weihnachtsgeschenk und durch gütige Mittheilung erscheint es hier zum erstenmal.

Eine Rose hat geblühet
Also süß, geheimnißreich,
Daß selbst Gott für sie erglühet,
Und geworden Menschen gleich.

Keuschheit, Innigkeit und Demuth
Schmücken sie mit Farb und Duft,
Daß ihr Reiz mit frommer Wehmuth
Bis zum Throne Gottes ruft.

Also hat ihr Duft gezogen,
Daß den Stärksten sie bezwang,
Daß ihr an das Herz geflogen
Ist der Held, um den sie rang;

Daß der Erste und der Letzte,
Des allmächt'gen Gottes Sohn,
In den Schoos der Rose setzte
Aus dem Himmel seinen Thron.

Wie das Einhorn kömmt gesprungen
Gern zu reiner Jungfrau'n Schoos
Und sein Haupt, das nie bezwungen
Bezget aller Wildheit bloß.

So ihr inniges Verlangen
Zog den Helden in das Band,
Und sie band, den sie gefangen
Mit der Liebe Kräftem Band.

Lieblich hat sie ihn empfangen,
Ach, er grüßte so vertraut!
Und sie hat ihn süß umfangen,
Wie den Bräutigam die Braut.

Führt ihn ein zum Heiligthume
In des Herzens Kämmerlein,
Wo mit ihm die reine Blume
Mutterfreig war allein.

Wo sie den Geliebten legte
In ein Bettlein keusch und rein,
Und ihm, den sie lieblich pflegte,
Schenkte süßen Balsam ein;

Daß der ganz von Lieb berauschte
Schlummernd dort neun Monde lag,
Und sein eignes Herz belauschte
In des Mutter-Herzens Schlag.

Und als nun der Held erwachte,
O da war der Starke lind!
Der da Erd' und Himmel machte,
War ein kleines süßes Kind!

Den Unfaßlichen die Rose
Bindet fest in Tüchlein ein,
Wiegt ihn spielend ein im Schooße,
Legt ihn in ein Krippchein.

Und durch Demuth führt die Holde
Den Allmächt'gen nah und fern,
Hin und wieder, wo sie wollte,
Führt den Herrn die Magd des Herrn.

Bringt zum Tempel den Geliebten,
Setzt ihn auf ein Eselein,
Führt ihn fern bis in Aegypten,
Und er folgt dem Mütterlein.

Flüchtet durch die dürre Wüste
Ihren Schöpfer vor Gefahr,
Und es nähren ihre Brüste
Ihren Gott, den sie gebar:

Führet ihren Gott zurücke
An der teuren Mutterhand,
Als erlosch des Feindes Tücke,
In sein ird'sches Vaterland.

Führt zu seines Tempels Hallen
Den Allmächtigen, ein Kind,
Lehrt ihn die Gebete lallen,
Die ihm selbst gebetet sind.

Und als sie im Tempel lehrend
Den Vermißten wieder fand,
Folgt er, ihre Mahnung ehrend,
Wie ein Kind am Gängelband.

Wie geschah dem Gottessohne?
Als der edeln Rose Duft
Bis zum hohen Himmelsthrone
Aus den Erden-Dornen ruft.

Ganz in Liebe er erzählte,
Los er sich vom Vater wand,
Sprang zur wundersüßen Blüthe,
Die da in den Dornen stand.

Hat die Dornen wohl empfunden,
Ward wohl selbst ein Röslein roth,
Blutete, von Dorn umwunden,
Aus fünf Rosen sich zu todt.

Und empfangen von der Rose,
Süß nach weiblicher Natur,
Folgt allein er dem Gesetze
Ihres lieben Willens nur.

Und als ihn die Süße, Holde
Schloß im keuschen Herzen ein,
Wo sie nur ihn haben wollte,
Trank er alles süßen Wein,

Daß der Gottheit unermessen
Und der Engel lichten Pracht
Er im Mutterschooß vergessen.
Wenn die Jungfrau niederlacht;

Und mit lieblicher Geberde
Hüllt sie in ein Knechtsgewand
Den, der Himmel schuf und Erde;
Liebe zwingt zu niederm Stand;

Zwinget in dem Sklavenkleide
Ihn so manches bitt're Jahr,
Daß er thue, daß er leide,
Was er nicht gewöhnet war.

Und als nun im Todeskleide
Er ins Elend trat heraus,
Daß das Lamm in Dornen weide,
Brach es laut in Thränen aus.

Fühlte gleich die Dornen stechen
Nach des Rosenbettleins Ruh
Und es war, als wollt er sprechen:
Ach! wie komme ich dazu?

Und Maria lächelt freudig
Dem gefangnen Königssohn:
Mit der Lieb ich, mit der Leid ich,
Doch du kömmst mir nicht davon!

Gott sei Preis, daß fest gebunden
Ich durch Liebe dich, o Held!
Hat dich Liebe überwunden,
So besiegt mir nun die Welt!

Eh' dein Vater zu der Rechten
Dich, o Sohn, erhöhen soll,
Werd' erst Gnade seinen Knechten,
Denn er blieb mich Gnadenvoll!

Adam und all' seine Kinder
Mußt du erst vom Zorn befrei'n,
Dann magst du, o Trost der Sünder,
Wieder bei dem Vater sein.

Und daß dieser nicht dem Sohne,
Und der Sohn sein selber nicht
Zu der Sünder Heil verschone,
Ging die Liebe in's Gericht.

Und es gab das Kind der Rose
All' sein Blut so rosenroth,
Fiel aus seiner Mutter Schooße
In die Dornen, in den Tod.

Ach die Sünder kosten theuer,
Kosten Schmerzen ihm genug,
Bis er aus des Zornes Feuer
Sie ins Bad der Gnade trug.

Und wer nun hier in der Rose
Rein das süße Kindlein sieht,
Dank', daß aus der Jungfrau Schooße
Ihm auch ist das Heil erblüht.

Für die Seele der verstorbenen Gerechtigkeit.

Eines Abends spät kam mein Vetter zu mir, zog ein Buch aus seiner Tasche, schlug es auf, reichte es mir bar und sprach: nun lies einmal. Ich las wie folgt:

Als Francesco de Manfredi Herr von Faenza war, welches er als ein weiser und würdiger Fürst so ruhmlos beherrschte, daß er mehr ein reicher Bürger, als ein regierender Herr schien, geschah es, daß einer der angesehensten Männer der Stadt ein Landgut besaß, an welches ein Grundstück stieß, das einem armen Landwirth gehörte. Oftmals hatte er es kaufen wollen und ihm deßhalb Anträge gemacht, aber stets war ihm dies fehlgeschlagen, denn der arme Mann, der es, so gut er konnte, bestellte und so seinen Unterhalt gewann, hätte lieber sich selbst als sein Stück Land verkauft. Da nun der reiche Bürger sah, daß er in Güte nicht zu seinem Zwecke gelangen könne, gedachte er Gewalt zu gebrau-

chen, und da nur ein kaum merklicher Graben zwischen seinem Grundstück und dem des Armen die Grenze bildete, so pflügte er alle Jahre, wenn er sein Feld bestellen ließ, einige Furchen darüber hinaus, wodurch er ihm jährlich um mehr als Armslänge verkürzte. Der arme Mann, der das wohl bemerkte, wagte es doch nicht, ein Wort zu sagen, außer daß er einigen Freunden heimlich sein Leid klagte. In einigen Jahren aber rückte die Sache so weit vorwärts, daß er in kurzer Zeit sein ganzes Eigenthum allmählig eingebüßt haben würde, wenn nicht ein Kirschbaum auf seinem Felde gestanden hätte, den zu überschreiten doch allzugewagt schien, weil Jedermann wußte, der Kirschbaum stehe auf dem Felde des Armen.

Der gute Mann, der sich so beraubt sah, wollte vor Unmuth und Aerger vergehen; da er sich aber nicht beschweren, ja nicht einmal murren durfte, steckte er sich eines Tages, wie ein Verzweifelter, zwei Goldgulden in Scheidemünze in die Tasche und lief zu allen großen Kirchen in Faenza, wo er sich für Geld und gute Worte versprechen ließ, daß zu einer gewissen Stunde zwischen der Vesper und None alle Glocken geläutet werden sollten.

So geschah es wirklich, die Geistlichen nahmen das Geld an und zur bestimmten Stunde erklangen alle Glocken in hellem Geläute, so daß Alles aufhorchte und einer den andern ansah und fragte: was bedeutet das? Unterdessen lief der arme Mann wie außer sich durch die Straßen. Ein Jeder, der ihn sah, rief ihm zu: He da, was lauft ihr? Weßhalb läuten die Glocken? Er aber antwortete: Weil die Gerechtigkeit gestorben ist; und an einer andern Stelle gab er zur Antwort: Für die Seele der Gerechtigkeit, welche gestorben ist. Und so verbreitete er diese Antwort mit dem Schall der Glocken durch die ganze Stadt, so daß endlich der Fürst, als er fragte, warum die Glocken läuteten, zur Antwort erhielt: Man wisse keinen andern Grund als den, welchen ein gewisser Mann angebe, den man durch die Stadt laufen sehe. Darauf schickte der Fürst nach ihm und er gestellte sich nicht ohne große Furcht. Als der Fürst ihn erblickte, redete er ihn an: Nun sprich, was soll das heißen, was du in der ganzen Stadt ausposaunst und was bedeutet das Glockengeläute? Er antwortete: Mein Gebieter, ich will es euch sagen; zuvor aber bitte ich, laßt mich euch empfohlen seyn. Euer Bürger N. N. hat meinen Acker kaufen wollen, da ich ihn aber nicht verkaufen wollte, hat er mir alle Jahre, wenn er sein Feld bestellen ließ, bald ein, bald zwei Ellen abpflügen lassen, bis er an einen Kirschbaum gekommen ist: denn da konnte er nicht weiter gehen, wenn es nicht zu auffallend werden sollte. Gott habe ihn selig, der ihn gepflanzt hat! Wenn er nicht dagewesen wäre, so hätte mein Nachbar jetzt das ganze Land. Da mir nun von einem so reichen und mächtigen Manne mein Eigenthum genommen wurde, und ich ein armer Teufel bin, so entschloß ich mich nach langem Kummer und Leidwesen und lauter Verzweiflung jene Kirchen zu bezahlen, damit sie für die Seele der verstorbenen Gerechtigkeit läuten möchten.

Als der Fürst dies Bildwort vernahm und hörte, welchen Raub der reiche Bürger verübt hatte, ließ er diesen herbeikitolen, und als sich die Wahrheit der Beschuldigung erwies, gab er dem Manne nicht nur sein Eigenthum zurück, sondern schickte auch Felonesser dahin, welche ihm von dem Acker des reichen Mannes soviel zumessen mußten, als ihm dieser abgepflügt hatte. Ueberdieß ließ er ihm die zwei Goldgulden zurückzahlen, die er für das Läuten der Glocken ausgelegt hatte.

Nachdem ich zu Ende gelesen hatte, fragte der Vetter: „Nun, wie gefällt dir diese Geschichte des Sacchetti?“ — „Recht gut,“ sagte ich, — „Und mir auch,“ entgegnete der Vetter, „bin darum Willens Almosen einzusammeln und dann gleich dem armen Manne von Faenza alle Glocken in Deutschland läuten zu lassen.“ — Ei, das wäre! und warum denn das?“ — fuhr ich ihn erstaunt an. „Nun,“ entgegnete der Vetter, „du fragst noch warum? Ei, weil der gesunde Menschenverstand in Deutschland gestorben ist!“ — „Wie gestorben?“ — „Ja wohl gestorben! und hast du auch noch keinen Todtenzettel erhalten, so ist es doch wahr! ich will dir nur einige Proben geben: z. B. da pesaunt so ein lustiger Franzose in Paris aus, er werde künftig irgend ein schlechtes Buch schreiben, gleich kündigten zehn deutsche Buchhändler eine Uebersetzung an und zankten sich um den elenden Bissen wie die Katzen und Hunde, warum? weil sie wissen, daß bei dem Publikum der gesunde Menschenverstand gestorben ist und dasselbe Stroh und Disteln frißt. Item: weiß einer in Deutschland gar nicht mehr, was er anfangen soll, ei so ist er darüber her und macht eine nagelneue Religion; hat er das Ding gar noch nicht einmal fertig, weiß er selbst noch nicht, was daraus werden soll, und ist der einfältigste Hauptinhalt seines Glaubensbekenntnisses, daß er eben nichts glaubt, gleich sind ihrer zehn bei der Hand, dem neuen Glauben, wie sie es nennen, ein Staatspatent zu ertheilen; warum? weil der gesunde Menschenverstand gestorben ist. Item: die Einen, die das Steuer führen, wissen nicht zu befehlen und die Andern, die das Schiff bedienen sollten, wissen nicht zu gehorchen; da bleiben denn die Steuerleute auf ihren Hochthürmen am liebsten jahrelang gegen die billigsten Forderungen so lange taub, bis ihnen das Zehnfache durch Gewalt, ohne daß ihnen eine Seele Dank weiß, entrissen wird. Die aber, welche hinauf auf die goldbordirten Stühle möchten, die tanzen auf Tischen und Bänken und heulen und toben, als

hätten sie sich mit den Hexen in der Mainacht auf dem Blocksberg verlobt und zur Hochzeitfeier aus dem großen Teufelskessel in dem Weine von Anno 92 berauscht. — Das ist nur so Einiges, mein Vetter, und ich könnte dir, wäre es nicht zu spät, noch hundert andere Lieder auf dieselbe vaterländische Melodie vorsingen und darum will ich alle Glocken in Deutschland läuten lassen und Trompeter in alle Welt ausschicken, die sollen es überall

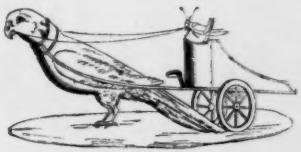
ausrufen und ausblasen, daß der gesunde Menschenverstand in Deutschland gestorben ist, wie einst die Gerechtigkeit in Faenza. — Jetzt gute Nacht, Vetter!" —

Mit diesen Worten war mein wunderlicher Vetter mit seinem Buche wieder auf und davon. Nun, dachte ich bei mir, arg ist es freilich; aber so arg, bei der Krone Karls des Großen! hab wäre doch zu arg! der Vetter wird's wohl ein wenig übertreiben; es geschieht doch auch viel des Guten, Großen und Schönen, dessen wir uns nicht zu schämen haben. Aber arg ist es auch und was der Vetter vorbrachte, darin hatte er nicht unrecht. Gott schütze das Vaterland!

Keine Grillen!

Aldermänse lieb' ich nicht,
Grillen noch viel minder,
Jagt sie, eh' die Kraft gebricht,
Gleich hinweg ihr Kinder;
Grillen sind ja böse Gäst',
Nisten sich wie Ratten ein,
Fressen sich wie Aest so fest,
Töten langsam Mark und Bein.
An die Arbeit junges Blut,
An die Arbeit frohgemuth,
Laßt die Ratten nicht in's Haus,
Mit den Grillen gleich hinaus!

Vor den Grillen hüte dich!
Schleichen gleich der Schlange,
Und dem Herzen macht ihr Stich
Weh und todesbange;
Haben Tag und Nacht nicht Ruh,
Zirpsen immer ach und o!
Nagen, fressen immer zu;
Ei, der Guckguck lebe so!
An die Arbeit junges Blut,
An die Arbeit frohgemuth,
Laßt die Ratten nicht ins Haus,
Mit den Grillen gleich hinaus!



Auch die Basen jagt davon,
Ihre Vettern alle:
Griesgram, Zank und Brummelton,
Neid und bitt're Galle,
Stille Meutscheinschwärmerei,
Seufzen, Wimmern und Gekäch,
Träger Langweil Zirpserei,
Böser Launen dumpf Gedächt.
An die Arbeit junges Blut,
An die Arbeit frohgemuth,
Laßt die Ratten nicht in's Haus,
Mit den Grillen gleich hinaus!

Fenelon über die wahre Frömmigkeit.

Wie wunderlich sind doch die Meinungen der Menschen von der Frömmigkeit! Einigen besteht sie blos in einer Menge von Gebeten, Andern in der Menge äußerlicher Werke zur Ehre Gottes oder zur Erquickung des Nächsten. Einige setzen sie in das beständige Schmachten nach seiner Seligkeit; einige Andere in strenge Abtödtungen. Alle diese Dinge sind gut; sogar sind sie bis auf einen gewissen Grad nothwendig. Aber man betrügt sich, wenn man darin den Grund und das Wesen der wahren Gottseligkeit setzt. Diese Gottseligkeit, die uns heilig macht und uns ganz und gar mit Gott vereinigt, besteht darin, daß man mit Liebe und in Freuden thut, was Er will, und daß sich diese Ergebenheit immer und in Allem, was uns behagt oder nicht behagt, was uns hart dünkt und unsern Absichten und Neigungen entgegen ist, gleich sei und bleibe.

Des Bruders Felix Fabri

Pilgerfahrt von Jerusalem nach Bethlehem.

Felix Fabri stammt von der angesehenen Zürcher Familie Schmidt, die sowohl das Bürgermeisteramt ihrer Stadt verwaltete, als sie auch dem Hause Oesterreich treu und eng verbunden sich rühmlichst auf den Schlachtfeldern auszeichnete. Felix wurde um das Jahr 1441 geboren, machte seine Studien in dem Dominikanerkloster zu Basel, legte dort die Ordensgelübde ab und wurde sodann als Lesemeister und Prediger in das Kloster in Ulm berufen, wo er am 14. März 1502 starb. Die Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande that er zweimal (1480 u. 1483) gemacht und sie ausführlich in lateinischer, kürzer in deutscher Sprache beschrieben. Der gute Bruder hatte ein frommes, treuherziges, aufrichtiges, ächtdeutsches Gemüth von der guten alten Art, einen wißbegierigen, keine Ermüdung scheuenden Sinn, der die Eindrücke des Lebens mit Wärme und Offenheit aufnahm; er besaß ausgebreitete Kenntnisse und eine lebendige natürliche Darstellungsgabe. Wenn er überdieß von Sagen und Legenden, die ihm auf seinen weiten Reisen erzählt wurden, mit arglosser Treuherzigkeit hier und da mehr glaubte, als gerade zur Seligkeit nothwendig ist: so wird ihm dieß gewiß nicht in einer Zeit zum Vorwurf gereichen, worin der eiskalte Zweifel nur zu oft schon die jugendliche Begeisterung erstarrt und die heiligsten Hoffnungen des Menschen mit giftigem Zahne benagt. Wir lassen den guten Bruder selbst sprechen, indem wir die Erzählung seiner Fahrt von Jerusalem nach Bethlehem aus seinem deutschen und lateinischen Berichte, jedoch ohne eigene Zusätze zusammenstellen, uns vorbehaltend künftig Mehreres aus dieser und andern Pilgerreisen mitzutheilen.

Am 16. Juli (des Jahres 1483) um die Vesperzeit kamen unsere Führer, die heidnischen Herren, zu Pferde und unsere Edelknechte und die Eselreiber mit den Thieren vor das Kloster auf dem Berge Sion zu Jerusalem und ließen berufen die Pilger alle aus der Herberge und dem Kloster, damit sie uns führten gen Bethlehem und uns auf der Fahrt beschirmten, sofern sie es möchten, dieweil ihnen kunt sei, daß Leute auf der Lauer wären, die uns Pilgern Schaden zufügen könnten.

Da nun Alles bereit war, sind wir mit Sorgen und Freuden auf die Esel gestiegen und den Berg Sion hinab geritten von der östlichen Seite in das Thal Siloe, zwischen den Fischteichen oder Weihern hin, die im Grunde sind, den Berg Sion hinan, einen hohen Weg, immer der Königsstraße nach, wie die heiligen drei Könige auch thaten, da sie Herodes gesendet von Jerusalem gen Bethlehem. Und da wir auf die Höhe des Sion kamen, da ritten wir zwischen gar anmuthigen Gärten hin, in denen Bäume von köstlichen Früchten unterschiedlicher Art wachsen, als da sind: Weinreben und Feigen und Mandeln; denn die von Jerusalem haben hier ihre Gärten. Und so kamen wir an einen Ort, davon ist die Volkssage, daß der heiligen drei Könige Herberg da gewesen sei, als sie mit ihren Gaben gen Bethlehem zogen.

Und so ritten wir fröhlichen Herzens die heilige Straße fürbaß, die gar lustig ist und billig die heilige heißt, denn da haben, wie wir lesen, die Patriarchen, die Altväter und Propheten gewandelt: Abraham, als er mit Sara von Chaldäa kam, und Isaak und Loth, der von jenseits der Berge kam, und Jacob und alle die Heiligen, David, Elifeus, Jeremias, Esaias, und die selige Jungfrau Maria, die gesegnete, da sie mit Joseph von Nazareth kam, ging auch hier vorüber und pilgerte oftmals diese Straße, und endlich die heiligen drei Könige und viel heiliger Pilger von alten Zeiten bis auf uns arme Sünder.

Weiter ziehend gelangten wir an einen steinigten Ort, da sagte man uns, daß Maria, die Mutter Gottes, da sie mit Joseph gesegnet des Weges wandelte, nieder gesessen sei, um Athem zu schöpfen. Ihr Ruhesitz wurde uns gezeigt und sprangen wir von den Eseln, unsere Ehrfurcht der Stätte zu bezeugen und ergriff uns hier, wie auf der ganzen Straße, ein Gefühl der Bewunderung und der Freude, so wie auch des Mitleidens mit der zarten heiligen Jungfrau, die diesen weiten Weg mehr denn 10 deutscher Meilen gewandelt.

Nachdem wir unsere Betrachtung geendet, ritten wir fürbaß und kamen zu drei Cisternen mitten im Wege, von denen die Sage geht, daß hier den drei Weisen der Stern wieder erschienen sei, den sie im Osten geschaut, und seien die drei Cisternen an der Stelle gegraben worden, wo sie stille gestanden und voll Freude zu dem

Stern hinanzublickt, der ihnen beim Eintritt in Jerusalem verschwunden war. An diesem Orte freuten wir uns mit den drei Weisen und lasen und sangen, was in dem Prozessionsbüchlein verzeichnet steht.

Weiter kamen wir zu einem Kloster der Georgiten, davon es heißt, daß der Prophet Elias hier geboren sei. In die Kirche traten wir ein und beteten Gott an und gewannen den Ablaß und erwiesen dem Propheten unsere Ehrfurcht.

Darnach kamen wir an den Acker Habakuks, den der Engel des Herrn von hier nach Babylon entführte zu Daniel in der Löwengrube, daß er ihm die Speise brächte, die er zu seinen Schnittern trug. Ein Beispiel, woraus wir ersehen, daß der Herr seine Diener nicht Hungers sterben läßt. Wie wir denn gar häufig lesen, daß Gott seinen Märtyrern, die zum Hungertode in die Kerker geworfen wurden, seine Engel sandte, die ihnen Speise vom Himmel brachten. Die Propheten hat er durch Raben gespeist und die heiligen Väter, die Einsiedler, wunderbar erhalten. Auch von unserm liebsten Vater Dominicus lesen wir, daß Gott den notbleidenden Brüdern zweimal Brod durch seine Engel gesendet. Und schickt er ihnen auch kein leiblich und sichtbar Brod, so erhält er doch seine Auserwählten durch unsichtbare Kraft, wie wir von der heiligen Katharina von Siena lesen. Auch uns hat er die Gnade verliehen, dasselbe zu unserer Zeit mit unseren eigenen Augen zu sehen. Wissen wir ja von dem Einsiedler Nicolaus (von der Flüe), der in der Bergeinsamkeit oder dem Luzerner See weilt, daß er bereits zwanzig Jahre ohne Speise und Trank gelebt hat. Was doch sehr wunderbar zu hören ist. Diesen Mann habe ich im Jahre 1475 gesehen.

In dem Acker Habakuks findet man runde weiße Steinchen, gerade wie Erbsen. Die Führer erzählten uns davon ein Kindermährlein, davon ich, wie von andern Mährlein, berichten will. Sie erzählten nämlich, wie der Herr Jesus, da er einmal hier vorüber ging und ein Bauer Erbsen säte, wie da der Herr ihn fragte: was er da säe? und wie der Bauer ihm höhnisch geantwortet: ich säe Steine. Worauf der Herr: es geschehe, wie du sprichst. Und augenblicklich waren alle Erbsen in Steinchen verwandelt mit Beibehaltung ihrer früheren Gestalt und Farbe. Von diesen Steinchen haben wir zu unserm Vergnügen aufgelesen. Mir fiel dabei ein Acker bei Gelslingen ein, wo eine zahllose Menge solcher Steinchen gefunden wird und man den Kindern dasselbe Mährlein erzählt. Bei diesem Acker ist eine Cisterne, von der ein Pilger meinte, es sei dieselbe, in welche die Brüder Joseph geworfen. (Genes. 37.) Das aber stimmt nicht zusammen mit der heil. Schrift, die sagt: die Cisterne sei in der Wüste gewesen, noch auch ist dort der Ort Sichem und Dothain. Darum zogen wir schnell fürder, hatten aber dennoch Mitleiden mit dem hl. Joseph, erwägend welch ein Laster der Neid sei, der kein Glück, und wäre es des Bruders, leiden mag. Daher Socrates mit Recht spricht: das Glück ist dem Neide immer unterworfen, nur das Elend ist seiner frei.

Weiter über den Acker und die Cisterne hinaus ist ein altes hohes Gemäuer im Wege, von dem sie sagen, es sei das Haus des Patriarchen Jacob gewesen, wo er einige Zeit gewohnt. Ich stieg aber, als ich einst dieses Weges war, die Mauer hinauf und da überzeugte ich mich, daß es die Stütze eines Kanals war, durch welchen einst das Wasser nach Jerusalem floß.

Weiter voran reitend kamen wir zu einem Orte, den Hieronymus in seiner Schrift von den Entfernungen der heiligen Stätten, Chabrata nennt, wo das Grabmal Rachels, des Weibes von Jacob dem Patriarchen, steht. Hier gebar sie, als sie mit Jacob nach Bethlehem wollte, den Benjamin und starb in den Nöthen und Jacob begrub sie hier und ließ ihr einen Stein über ihr Grab setzen, und dieß ist noch der Stein ihres Denkmals bis auf den heutigen Tag, wie es heißt, Genes. 37. Es ist das eine hohe Pyramide oder großer Bildstock aus weißen glatten Quadersteinen gebaut und bildet es heute eine schöne Kapelle von der Gestalt der neuen Kapelle auf dem Kirchhofe von Allen-Heiligen zu Ulm; nur ist das Grabmal der Rachel ganz von Stein und hat keine Bedeckung von Holz. Und nahe bei dem Grabmal setzte Jacob zwölf Steine nach der Zahl seiner zwölf Söhne. Der Kapelle zur Seite machten die Saracenen eine Art Muschel als Behältniß für das Trinkwasser. Von diesem Grabmal steht im Buche der Könige I. X., daß Samuel dem Saul ein Zeichen zum Beweis sagte, daß er bei dem Grabmal sand, zwei Männer, die über große Gruben sprangen. Das Grab haben Juden, Heiden und Christen in Ehren.

Nachdem wir also unser Gebet hier verrichtet und den Ablaß erworben, ritten wir weiter und gelangten zu einer dürren Stätte, die vor Zeit jedoch lustreich gewesen, weil Salomo dort einen seiner Gärten angepflanzt hatte, von denen ich später reden werde. Von da sahen wir Bethlehem und begrüßten es.

Hier, wo einst der Garten geblüht, bieten wir also an und erblickten zuerst Bethlehem, die Stadt Davids und Christi, aus der Ferne obngefähr einer halben deutschen Meile; die Kirche der seligsten Jungfrau Maria jedoch, wo die Stätte der Geburt ist, ragte über Alles, was wir sehen konnten, empor. Sobald wir also die gnadenreiche Stadt erblickt, sprangen wir von den Eseln

auf unsere Kniee und begrüßten voll Freude die Stadt mit folgenden und ähnlichen Ausrufungen: „Heil dir, o Ephrata! du fruchtreichstes Gefild, dessen Frucht Gott ist. Heil dir, o Bethlehem! Haus des Brodes, darin jenes Brod sich birgt, das vom Himmel kam. Von dir hat einst Micheas geweissagt, du seiest nicht die kleinste, vielmehr die größte unter den fürstlichen Städten, aus welcher der Herzog ausging, der die Welt regiert. In dir wurde von der jungfräulichen Mutter der Fürst geboren, der vor dem Morgensterne von Gott dem Vater geboren war; in dir weilte Davids Stamm bis die Jungfrau gebar. O Bethlehem! ich weiß nicht, mit welchen Lobsprüchen ich dich preisen soll, der du in kleiner Hütte den beschlossen, den die Himmel nicht fassen können. Freue dich, Bethlehem! im Morgenlande und im Abendlande bist du verherrlichet worden. Denn wie einst die Weisheit der heiligen Weisen vom Aufgange der Sonne zu dir hinströmte, so nahet dir jetzt die Andacht der Pilger vom Niedergange, deines Anblickes verlangend."

Nach vollbrachtem Gruße bestiegen wir hinwiederum die Esel und eilten mit großer Freude in Schnelligkeit gen Bethlehem. Einige von uns weinten vor Freude und Andacht, Andere sangen aus jubelndem Herzen mit lauter Stimme die Weihnachtslieder: Puer natus in Bethlehem, Andere: Gaudet Jerusalem, Andere das: Resonet in laudibus, cum jucundis plausibus; wieder Andere: In dulci jubilo nu singent und sind fro u. s. w. Den Hymnus des Engels aber: Gloria in excelsis Deo sangen wir Alle mit einander. Unsere mauritschen Führer, die Sarazenen, rührten sich bei unserem Jubel nicht, sondern hörten schweigend zu, und schienen mit vergnügter als gewöhnlich. Die Pilger aber habe ich niemal so fröhlich gesehen, wie mich bedünkt auf unserer Fahrt, als damals, da wir Bethlehem vor Augen hatten. Ich selbst bin seitdem diesen Weg gewandelt und immer mit besonderer Freude.

Die Straße vorwärts hatten wir zur linken Hand eine lange gähe Halde in ein großes tiefes Thal hinab, das zwischen uns und Bethlehem lag; doch hatten wir nicht nöthig in dieses Thal hinabzusteigen; wir konnten es umgehen, indem wir bis Bethlehem an dem Rande des Thales oben auf dem Bergrücken hinschritten, auf dessen hohem Vorsprung die Stadt liegt.

In des Thales Mitte aber wurde uns eine Stelle gezeigt, wo die Hirten in der Weihnacht ihre Schafe gehütet und ihnen die Geburt des Erlösers war verkündet worden. Die Legende der heiligen drei Könige erzählt davon, wie folgt: Als die drei Weisen mit ihrem Gefolge über diesem Thal dahin ritten gen Bethlehem und die Hirten unten im Thale den ungewohnten Stern und das Heergefolge auf Kamelen, Dromedaren und Rossen sahen, da liefen sie eilig die Halde hinan auf die Straße, um zu sehen, wer das fremde Volk wäre oder wo die Herren hinzögen und von wannen sie kämen. Und als sie vernommen, sie kämen von Orient und wollten nicht weiter denn gen Bethlehem, dort wollten sie suchen ein neugebornes Kindlein, das wollten sie mit Gaben ehren und anbeten: da das die Hirten hörten, begannen sie ihnen Alles zu erzählen, was ihnen in der Weihnacht mit den Engeln und der Klarheit und dem himmlischen Gesang begegnet und wie sie durch himmlische Botschaft belehrt worden, daß dieß Kind der Erlöser der Welt sei und zeigten ihnen das Hüttlein der Geburt. Da das die heil. drei Könige hörten, sind sie unsäglich erfreut worden, weil sie nun nicht allein Zeugniß hatten von dem Sterne, sondern auch von Leuten, die gesehen, was sie suchten und dem sie so fern waren nachgezogen. Und also haben sie ihre Börsen und Säckel hervorgezogen und die armen Hirten mit Gold, Silber und Edelgestein begabt und damit sind sie ihren Weg vorangezogen. An dieser Stelle innehaltend priesen wir die Wunder Gottes und beglückwünschten die frommen Könige, und so zogen wir mit Freuden fürder hin.

Allein in dieser Welt gibt es keine ungetrübte Freude wäre es auch eine geistliche und scheint sie uns zur Stunde rein und ungetrübt, gleich wird sie durch irgend eine Widerwärtigkeit verdüstert. Dieß wurden wir wohl inne auf unserer Fahrt. Von Jerusalem zogen wir mit Fröhlichkeit aus und je näher wir Bethlehem kamen, mit um so größerer Freude wurden wir erfüllt, wie es meine Erzählung darthut. Durch Gottes Schickung aber wurde unsere Fahrt gar schrecklich unterbrochen. Wie wir der gesegneten Stadt nämlich uns näherten, siehe! da kam ein Haufe Araber aus Bethlehem uns entgegen, es waren wohl bei vierzig reisiger Heiden, die vor uns auf der Straße hielten und unser warteten. Unsere Führer wurden über diesen Anblick erschreckt und bestürzt. Wir Pilger aber traten in einen Haufen zusammen und ließen die Sarazenen, unsere Führer, mit den Hauptleuten der Galeeren die Vorhut bilden, und also zogen wir dann mit Furcht fürbaß, den Räubern entgegen; denn zur Flucht war weder Ort noch Zeit, sonst wären wir wohl vor diesen Raubgesellen davon gerannt. Da wir nun zu ihnen kamen und die Vorderen voran wollten, verrannten sie uns den Weg, so daß Niemand vorüber konnte und also standen wir dort länger, denn eine Stunde; unsere Führer und die Hauptleute nämlich verhandelten mit ihnen wegen dem Durchzug und sie schrien und zankten sich gewaltig mit einander; doch fügte Keiner dem Andern ein Leides zu: denn die Orientalier greifen nicht eher zu den Waffen, es sei denn, daß sie Gewalt mit Gewalt ab-

treiben müssen; auch waren uns diese Araber nicht feind, sondern sie verlangten nur Geld von uns, das ihnen ihrer Behauptung nach von Rechts wegen zukomme, wie wir im Folgenden öfter sehen werden. Wären wir mit Gewalt und gegen ihren Willen fürder geritten, so hätten sie es wohl geschehen lassen, weil wir die Uebermacht waren; allein sie hätten unterdessen ihre Mitgesellen herbeigerufen und und in Bethlehem belagert und bis auf's Aeußerste eingeschlossen und vielleicht wären wir froh gewesen, wenn wir mit Gewalt durchgekommen wären, ihrer größeren Erbitterung wegen, und doch hätten wir nichts gegen sie ausrichten können, obwohl wir die mehreren waren, da sie mit Speeren, Schwertern und Bogen bewaffnet gingen, wir aber, mit Ausnahme unserer bewaffneten Geleitsmänner, unbewaffnet waren. Nach langer Verhandlung kam man überein, daß wir ihnen 24 Dukaten zahlten, wenn wir nach Bethlehem wollten, wo nicht, so sollte es uns frei stehen, nach Jerusalem zurückzukehren. Also öffneten wir insgesammt unsere Börsen und zahlten ihnen jeder für seinen Theil das Geld und ritten fürder. Die Erpresser aber blieben dort und theilten ihre Beute. Als wir nun eine gute Strecke Wegs von ihnen waren, brach aus der Stadt ein anderer Haufe Araber heraus, die ihre Mitgesellen waren und mischten sich in die Reihe der Pilger und brachen mit großem Hohn und Geschrei mitten durch uns hindurch, indem sie uns stießen und zerrten und den Pilgern die Hüte vom Kopfe rissen und mehrere davon mit ihrem rohen Muthwillen bedrängten. In diesem Getümmel geschah mir Folgendes: da ich mit Andern auf meinem Thiere ritt, kam ein Araber zu Pferde uns entgegen, der unseren Haufen durchbrechen wollte, wie seine Gesellen gethan hatten und, damit wir ihn hindurch ließen und ihm Raum machten, schwang er seine Lanze und richtete sie gerade gegen mein Gesicht, der ich ihm doch wegen dem Gedränge nicht Platz machen konnte, noch auch mich von dem Esel niederwerfen, wie ich gern gethan hätte. Und also war ich gezwungen, mit großer Furcht und Angst, den Stoß, wie er gegen mich kam, zu erwarten. Anreitend aber schwang er mir mit seinem scharfen Eisen mit gewaltigem Stoß den Hut vom Kopf und ritt lachend an mir vorüber; ich war aber froh, daß ich unverletzt davon kam und traurig stieg ich von dem Esel, meinen Hut in dem Getümmel zu suchen; ein Pilger hatte ihn aufgehoben, der ihn mir zurückgab. Wohl war ich deß zufrieden, daß dieser Araber seine Stechkunst so trefflich verstand; denn hätte er nur um eines Fingers Breite seine Lanze tiefer geschwungen, er hätte mir den Schädel durchbohrt. Die Böserichter aber waren die Knechte unserer Erpresser und sie zogen voll Freude zu ihren Herren, mit ihnen des Geldes sich freuend und uns verspottend.

Da wir nun bis auf einen Bogenschuß dem Thore der Stadt Bethlehem nahe gekommen waren, gelangten wir zu einem Orte linker Hand, da ist die Cisterne David, die darum also genannt wird, weil (nach 2. Reg. 23.) David, der König, von ihr begehrte zu trinken, da er zu Felde lag und das Heer seiner Feinde den Brunnen bei Bethlehem umschloß. Aber dennoch machten sich drei kühne Männer seines Heeres auf und brachen mit Gewalt durch der Feinde Volk zu dem Brunnen und schöpften Wasser mitten unter den Philistern bei dem Thore von Bethlehem und brachten es dem König, der nach dem Wasser gesendet hatte. Aber David, der heilige König, wollte das Wasser nicht trinken. Er nahm den Krug, opferte das Wasser Gott und schüttete es aus und sprach: das verbiete mir Gott, daß ich trinke das Blut meiner starken Ritter, die Leib und Leben gewagt haben des Wassers willen.

An dem Brunnen ritten wir vorüber; aber Niemand ritt dazu, denn er steht vielleicht eines Steines Wurf von dem Wege, und jeder eilte gen Bethlehem. Aber als die große Pilgerschaar von uns sich schied, da kam ich allein mit zweien Brüdern von Bethlehem und war etliche Tage da und da nahm ich ein Seil und einen Krug und ging über den edeln Brunnen her und schöpfte Wasser und trank in der Ehre Gottes und des heiligen Königs David. Die Cisterne ist unten groß, tief und weit und hat oben drei von einander abstehende Hälse oder Schlünde, durch die man das Wasser aus demselben Teiche schöpfet, das ich doch nie an keiner Cisterne mehr gesehen habe; und hat sie kaltes, lauteres, gesundes, süßes und reichliches Wasser. Doch so trinken jetzund die Heiden und das Volk von Bethlehem nicht daraus, sondern stehen das Wasser als ein unreines, weil eine heidnische Frau, die einige Tage früher Wasser schöpfen wollte und es unvorsichtig that, durch die Oeffnung hinabstürzte und ertrunken herausgezogen wurde.

Von dem Brunnen kamen wir an die gesegnete Burg Bethlehem; wir gingen aber nicht hinein, sondern ließen sie zu der rechten Seiten und zogen so daran hin nach der Sonnen Aufgang zu, bis wir durch viel verfallenes Mauerwerk zur Vorhalle der Kirche der Geburt Christi kamen. Also zog auch den Weg Joseph mit der gesegneten Maria, als er keine Herberge in der Burg mochte überkommen; da zog er an dem Städtlein hin, an den Ort, da die Kirche steht. Als wir nun vor die Kirche kamen, da stunden wir von den Eseln ab und gaben sie den Hütern und gingen in das heilige Münster, da fielen wir anbetend auf unser Angesicht nieder die Gnaden zu gewinnen. Und nachdem wir gebetet, stunden wir auf und wurden von Bewunderung und Staunen über die Größe und Schönheit dieser

Kirche ergriffen und hingerissen. Auch ist dabei ein großes weites Kloster, das gleichfalls die Barfüßer von Jerusalem innehaben. Mittlerweile wurde uns geboten, daß jeglicher sich eine Wachskerze kaufe und fanden wir in der Kirche dieselben Käufer, die mit uns in der Kirche des heiligen Grabes gewesen und kauften wir ihnen die Kerzen ab, weil die Sonne eben zu Gnaden gehen wollte und die Nacht vor der Thüre war. Also stellten wir uns mit den Kerzen in eine Prozession, in derselben Weise, wie wir es früher an den heiligen Stätten von Jerusalem gethan. Die Priestergewänder und Paramente hatten wir hiezu mit uns vom Berge Sion nach Bethlehem auf einem der Thiere geführt und während nun Jeder an seinen Ort sich stellte, sein angezündetes Licht in der Hand, da begannen die Vorsänger den Hymnus, so die Kirche zu Ehren eines Bekenners singt: iste confessor und mit diesem Hymnus traten wir zur Kirche hinaus, die heiligen Stätten von Bethlehem zu begehen.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachts-Lied.

1.

Nun sind wir neu geboren,
Geendet ist die Nacht,
Die Jungfrau auserkoren
Hat uns den Trost gebracht;
Sie hält in ihren Armen,
Umstrahlt vom Weihnachtsstern,
Den Heiland voll Erbarmen,
Ein Kindlein, ihren Herrn!

2.

Sei uns gegrüßt auf Erden,
Gröber sanft und mild;
Zu Kindern laß uns werden
Nach Deinem hohen Bild;
So heilig unser Leben,
So demuthvoll, so rein,
So liebevoll, ergeben,
So Gottgeweiht allein.

3.

O laß uns voll Vertrauen
Ein Krippelein warm und weich
Im Herzen Dir erbauen,
O Kind, so gnadenreich;
Dort wollen wir Dir singen
Ein Weihnachtslied so klar
Und unsere Herzen bringen
Zum Weihnachtsopfer dar.

Der Deutsche und der Franzose.

In Noth und Tod werden auch Feinde zu Freunden, wenn sie anders Menschen sind. Das zeigt folgende Geschichte.

In einem der letzten französischen Kriege, als nach der Schlacht Alles durcheinander ging bei Nebel und Wetter, fiel ein Franzose in ein tiefes Loch, eine ausgetrocknete Cisterne, aus dem er sich nicht mehr heraus helfen konnte; und bald nachher plumpte auch ein Deutscher hinein und blieb auch darin stecken. Der Franzose schrie: Kiwi! und der Deutsche: Wer da! und jeder merkte nun, wen er vor sich habe, und daß sie sich gemächlich den Säbel durch den Leib rennen könnten, als ächte Patrioten. Sie bedachten sich aber eines andern, beide, und sie gaben sich in gebrochenem Deutsch und Französisch, so gut es gehen mochte, zu erkennen, es sei besser, einer helfe dem Andern, als daß sie sich beide massakrirten. Also schrie bald der Eine, bald der Andere um Hilfe, jeder in seiner Sprache. Endlich hörten Deutsche des Deutschen Ruf und machten sich sogleich daran, den Kameraden zu retten. Als der Deutsche ans Licht gekommen war, sagte er ganz trocken: Es fleckt noch einer drunten, ein guter Kamerad. Der wurde also auch herauf gezogen. Wie sie nun sahen, daß es ein Franzose sei, wollten sie ihn niederhauen. Das litt aber der Deutsche nicht, sondern er sagte: Wir haben einander versprochen, daß einer den andern rette; er hätte es auch gethan, wenn mich die Spitzbuben, die Franzosen, bekommen hätten. Diesen Vertrag, welchen die Freunde geschlossen, respectirten die Feinde; und er wurde zwar als Gefangener von Kriegsrechtswegen fortgeführt, aber wie ein Kamerad gehalten. (Gin Volksbuch. II. 116.)

Wie ein Esel einen Löwen besiegt.

Die Esel werden von den Löwen aufgefressen, das ist ein altes unfürdenkliches Herkommen in der Welt. Warum? — Weil die Löwen stark und muthig sind und die Eselsbraten sehr lieben; die Esel aber keine sonderlichen Waffen haben und diese aus Furcht und trägem Ungeschick gewöhnlich nicht zu führen wissen. Allein manchmal erhebt sich auch in ihren Reihen ein Achill, der den Heldenruhm seines Geschlechtes rettet. Ein solcher Heros von einem Esel, eigentlich ein Maulesel, wurde in Florenz vor einiger Zeit geboren, der eine That vollbrachte, die ihm bei der Nachwelt für immer eine Stelle in dem Erinnerungstempel der größten und tapfersten Esel sichern wird. Wer noch nichts davon vernommen hat, der merke auf, damit er es ihm gelegentlich nachmache. So viel ist wenigstens gewiß: hätten die Deutschen in dem jüngst verflossenen Jahrhundert ihrer Geschichte den Bären im Osten und den hungrigen Wolf im Westen nur halb so gut bedient, wie dieser florentinische Maulesel seinen Feind, man würde ihnen nicht so viele Braten aus dem Rücken geschnitten haben und sie würden mächtiger und glorreicher und geachteter dastehen. Merk also auf:

Einer der ehemaligen Großherzoge von Toskana hielt eine Menge wilder Thiere von allen Gattungen in seinem Gehege, unter denen sich Löwen, Tiger und Pantherthiere befanden. Oft machte er dem Volk das Vergnügen, diese Thiere mit einander, oder auch mit den Haus- und zahmen Thieren fechten zu lassen, die ihnen wenigstens auf einige Zeit Widerstand leisteten.

Einstmals brachte man einen Maulesel, den ein florentinischer Herr den wilden Thieren Preis geben wollte, weil man ihn zu nichts gebrauchen konnte, indem er sich gegen die Bedienten und Stallknechte auflehnte und alle die, die ihm zu nahe kamen, biß oder schlug. Als man ihn in das Amphitheater des Großherzogs geführt hatte, ließ man einen Löwen auf ihn los, der durch sein Gebrüll, das er beim Herausgehen aus seinem Behältniß machte, jedes andere Thier sogleich in Schrecken gesetzt haben würde: allein der Maulesel suchte, ohne beunruhigt zu scheinen, weislich eine Ecke des Platzes zu gewinnen, und verschanzte sich, so zu sagen, hier auf eine Art, daß er nicht anders als von hinten angegriffen werden konnte, wo er am stärksten ist. In dieser Stellung erwartete er ganz ruhig den Löwen, schielte von der Seite nach ihm hin und kehrte ihm, so wie sich derselbe bewegte, immer den Hintern zu. Es schien auch, als ob der Löwe die Schwierigkeit, seine Beute zu erhaschen, merke: denn er lief von einer Mauer zur andern, um den Maulesel irre zu machen und sich ihm mit wenigerer Gefahr oder mit mehrerem Vortheil nähern zu können. Die verschiedenen Stellungen dieser beiden Thiere unterhielten die Gesellschaft auf eine angenehme Art und belustigten sie sehr. Das währte so eine Weile; dem Löwen wurde die Zeit lang und es schien, als sage der Esel ihm, wolle er wissen, welche Stunde es geschlagen: so dürfe er nur nach dem Zifferplatte auf seinen Hinterfüßen sehen. Der Löwe aber, den es bedünkte, es sei Essenszeit, ließ

ſich nicht warnen, bis endlich der Mauleſel eine günſtige Gelegenheit abpaßte, ſchnell zwei Schritte zurück trat und ſeinem Feind einen ſo entſetzlichen und ſtarken Schlag aufs Maul verſetzte, daß er ihm acht bis zehn Zähne zerſchlug, wovon man die Splitter herumfliegen ſah.

Merks! wenn die Gefahr und der Tod mit ihrem grauenvollen Geſichte dich anſtarren, dann fange nicht zu zittern und zu beben an und drücke nicht die Augen zu und ſperre nicht den Mund zu nutzloſem Angſtgeſchrei auf: ſondern mach's wie der Eſel in Florenz, laß die Löwen brüllen und ſpringen und ſetze dich mit deiner Wehr in Poſitur; oft iſt es auch gar nicht einmal ein Löwe, der nach dir ſchnappt,

ſondern es iſt blos eine hohle Maske, und du haſt den Schimpf der Feigheit noch obenein auf dir, wenn du vor Schrecken ſtirbſt. Darum noch ein Beiſpiel, woraus du erſehen kannſt, welch ein gutes Ding es iſt, wenn man in der Gefahr ſeinen Kopf nicht verliert und wie es für jedes Schwert auch einen Schild gibt.

Der Engländer Hardy erzählt in ſeinen Reiſen durch Mexiko folgendes Abenteuer. Der Fels Piedra Negada, welcher unweit von Loretto liegt, ſtand in dem Rufe, daß eine große Menge von Perlenmuſcheln ihn umgeben; eine Vermuthung, die dadurch eine gewiſſe Beſtättigung erhielt, daß es äußerſt ſchwer war, dieſen verſunkenen Felſen aufzufinden. Don Pablo war indeſſen ſo glücklich ihn zu ergründen und ließ ſich bis zu einer Tiefe von elf Klaftern hinab, um Proben von den älteſten und größten Muſcheln zu ſuchen.

Der Fels hat nicht über 150 oder 200 Ruthen im Umfang und der unternehmende Taucher ſchwamm rund umher, unterſuchte ihn nach allen Richtungen, ohne daß er jedoch etwas Günſtiges zur Verlängerung ſeines Aufenthaltes entdeckt hätte. Nachdem er ſich alſo hinlänglich verſichert, daß hier keine Auſtern zu finden ſeien, dachte er wieder zur Oberfläche des Waſſers hinaufzuſteigen; indeſſen warf er zuerſt einen Blick nach oben, wie es alle Taucher thun müſſen, wollen ſie den Rachen der hungrigen Ungeheuer entgehen. Iſt die Küſte frei, ſo können ſie ohne Gefahr in die Höhe ſteigen.

Mit einem flüchtigen Blick jedoch gewahrte Don Pablo ſogleich, daß ein Krokodil zwei oder drei Ruthen unmittelbar ober ihm Poſten gefaßt und ohne Zweifel, ſo lange er unter Waſſer geweſen, dort auf ihn gelauert hatte. Ein Stock mit einer Spitze iſt eine nutzloſe Waffe gegen ein Krokodil, deſſen Rachen ſo weit iſt, daß es Mann und Stock zugleich ganz bequem verſchlingen kann. Dem armen Taucher war darum nicht ſonderlich wohl zu Muthe, denn er ſah ſich ſeinen Rückzug völlig abgeſchnitten. Unter Waſſer iſt die Zeit jedoch ein zu koſtbares Gut, um ſie mit Nachdenken zu verlieren; er ſchwamm daher rundum an eine andere Seite des Felſens, in der Hoffnung durch dieſen Kunſtgriff der Wachſamkeit ſeines Verfolgers zu entwiſchen. Welches war jedoch ſein Schrecken, als er hinanblickend ihn immer noch oben lauern ſah; wie ein Falke einem Vogel auflauert. Er beſchrieb das Thier mit ſeinen weiten runden und glühenden Augen, die vor Grimm und Wuth aus ihren Höhlen ſpringen wollten und mit einem Rachen, deſſen Erinnerung ihn ſchaudern machte und den das Ungeheuer auf und zuſperrte, als ob es ſchon in der Einbildung ſein Opfer verſchlänge.

Zwei Gedanken erfüllten jetzt Don Pablo: ſollte er ſeinen Tod im Waſſer finden oder ſich von der Beſtie freſſen laſſen. Er war ſchon ſo lange unter Waſſer, daß er unmöglich ſeinen Athem länger anhalten konnte; was wollte er thun? — er mußte ſich, ſo gut er eben konnte, in ſein Schickſal ergeben. Doch wie ſehr hängt der Menſch am Leben! und ſelten fehlt es ſeinem erfinderiſchen Geiſt in der Stunde der höchſten Gefahr an einem Mittel ſich zu retten. Plötzlich kam ihm der Gedanke, daß er auf der einen Seite des Felſens eine ſandige Stelle bemerkt hatte und hierhin ſchwamm er in aller möglichen Eile. Sein wachſamer Freund hatte indeſſen auf jede ſeiner Bewegungen Acht und hielt immer gleichen Schritt mit ihm. Sobald er die Stelle erreicht hatte, begann er den Grund mit ſeinem ſpitzen Stock aufzuwühlen, ſo daß der feine Sand aufſtieg und das Waſſer trüb und ſchmutzig wurde und weder er die Beſtie noch die Beſtie ihn ſehen konnte. Mit Hilfe dieſer Wolke, die ihn und das Krokodil umhüllte, ſchwamm er nun quer durch weit fort von dieſer Stelle und erreichte unverletzt, wenn auch gänzlich erſchöpft, die Oberfläche. Zum Glück tauchte er nahe bei einem der Boote auf; die Leute des Bootes, als ſie ihn in einem ſolchen Zuſtande ſahen und daran merkten, daß ihn gewiß ein Feind verfolgt habe, dem er durch eine Liſt entwiſcht ſei, ſprangen über Bord, wie es in ſolchen Fällen ihr gewöhnlicher Brauch iſt, um das Ungeheuer durch das Aufſchlagen des Waſſers fortzuſchrecken, und ſo wurde denn Don Pablo, wenn auch mehr todt als lebendig, glücklich in das Boot aufgenommen, und das Krokodil, das ihn ſchon in Gedanken verſchlungen, mußte ſich mit dem Nachſehen begnügen.

Daniel O'Rourke's Irrfahrten.

Aus Fairy legends and traditions of the South of Ireland. London 1825 übersetzt von den Brüdern Grimm unter dem Titel Irische Elfenmärchen. Leipzig. Brockh. Fleischer 1826. Seite 199.

Jedermann hat von den berüchtigten Abenteuern des Daniel O'Rourke gehört, doch wie wenige wissen die Ursache aller dieseits und jenseits erlebten Gefahren, und doch war sie keine andere, als daß er unter den Mauern der (verbotten) Phuka-Burg eingeschlafen war. Ich kenne den Mann recht gut, er wohnt in dem Thal von Hungry-Hill, rechter Hand an der Landstraße, die nach Bantry führt. Er war zur Zeit, wo er mir das letztemal die Geschichte erzählte, ein alter Mann mit grauem Haar und rother Nase und es war den 25. Juni 1813, als ich sie von seinen eigenen Lippen hörte. Er saß eben und rauchte seine Pfeife unter einem alten Parrelbaum einen so prächtigen Abend, als noch einer am Himmel gestanden hat. Ich hatte die Höhlen auf der Insel Dursey gesehen und den Morgen zu Glengariff zugebracht.

Ich bin schon oft angegangen worden, Herr, es zu erzählen und es ist daher nicht das erstemal. Seht, der Sohn unsers Herrn war auf Reisen gewesen, jenseits in Frankreich und Spanien, wie es bei den jungen Herrn Sitte ist, ehe man noch etwas von Bonaparte oder seines Gleichen gehört hatte, und war nun zurückgekommen. Bei der Gelegenheit ward der ganzen Umgegend ein Fest gegeben und vornehm und gering, hoch und niedrig, arm und reich eingeladen. Es waren lauter Ehrenmänner von altem Korn und Schrot, mit eurer Erlaubniß sei es gesagt. Es ist wohl einem ein böses Wort herausgefahren oder dann und wann ein Peitschenstreich ausgetheilt worden, freilich, doch wir hatten am Ende keinen Schaden davon und sie waren so leutselig und artig, alles lief auf und ab und jeder war tausendmal willkommen; da nagte keiner wegen des Miethginses und der geringen Mittel, da war kaum ein Pachter, der nicht von der Milde seines Herrn mehr als einmal im Jahre Beweise erhielt. Jetzt ists freilich anders, doch ich will davon schweigen und Euch lieber meine Geschichte erzählen.

Also, wir hatten alles aufs Beste und vollauf; wir aßen und tranken, wir tanzten und der junge Herr tanzte bei der Gelegenheit mit Gretchen Barry: damals ein schönes Paar, doch jetzt ists auch vorbei. Um mich kurz zu fassen, ich bekam bei der Gelegenheit, wie man zu sagen pflegt, einen kleinen Hieb, denn ich erinnere mich nicht recht, wie es kam, daß ich den Ort verließ, und doch verließ ich ihn, das ist gewiß. Ich dachte bei mir: du willst dich aufmachen zu der Marie Gronahan, der weisen Frau, und ein Wort mit ihr über das junge Kühchen reden, das nothwendig behext seyn muß. Und als ich so auf den Schrittsteinen quer durch die Furt von Ballyashenegh dahin ging, und zu den Sternen aufblickte, und mich segnete, warum? es war unserer Frauen Tag, so glitt mir der Fuß aus und platsch! fiel ich ins Wasser. Donner und Hagel, dachte ich, jetzt bist du verloren! Indessen hub ich an zu schwimmen und zu schwimmen immer zu, was ich nur konnte, bis ich endlich auf irgend eine Art, denn wie es zugegangen ist, weiß kein Mensch, an einer einsamen Insel landete.

Ich wanderte da auf und ab, ohne zu wissen, wohin ich wanderte, bis ich zuletzt in einen großen Sumpf gerieth. Der Mond schien so hell, als der Tag oder die Augen eurer schönen Frau, verzeiht, Herr, daß ich mir das zu sagen erlaube, und ich sah mich um nach Osten und Westen, nach Norden und Süden, nach allen Seiten, aber ich sah nichts als Sumpf und abermals Sumpf. Ich konnte nicht ausfindig machen, wie ich hinein gekommen war und mein Herz ward kalt vor Angst, denn gewiß und wahrhaftig, das mußte mein Todtenhof werden. Ich saß da auf einem Stein, welcher zu gutem Glück sich da neben mir fand, riß mich in den Haaren und blies Trübsal nach Noten, als auf einmal der Mond dunkel ward. Ich blickte auf und konnte deutlich etwas sehen, das sich greifchen mir und dem Mond bewegte, aber ich konnte nicht sagen, was es war. Doch es kam herab mit einer Kralle und schaute mir gerade ins Gesicht und was war es anders als ein Adler? so gut, als je einer durch das Land Kerry geflogen ist. Er schaute mir gerade in's Gesicht und sprach: „Daniel O'Rourke, wie gehts Euch?" „Gut, Herr, ich danke Euch" antwortete ich, „ich will hoffen, Ihr befindet Euch wohl;" während ich mich nicht genug verwundern konnte, daß so ein Adler sprach, wie ein Christanmensch. „Was bringt Euch hieher, Daniel?" sprach er weiter. „Gar nichts, Herr, ich wünsche nichts, als daß ich wohlbehalten wieder zu Haus wäre." „Ihr möchtet also gerne wieder von der Insel fort, Daniel?" „Freilich, Herr," sagte ich, und erzählte

ihm, ich hätte wohl einen Tropfen zu viel getrunken, und wäre ins Waſſer gefallen, auf die Inſel geſchwommen und endlich in dieſen Sumpf gerathen und jetzt wüßte ich nicht, wie ich wieder heraus ſollte. „Daniel," ſprach er, nach einem Augenblick Nachdenken, „es war von Euch ſehr unſchicklich, an unſerer Frauen Tag Euch zu berauſchen, doch da Ihr ſonſt ein ehrbarer, mäßiger Mann ſeid, der ordentlich in die Meſſe geht und nach mir und den Meinigen nicht mit Steinen wirft oder uns im Felde nachſchreit, ſo ſetzt Euch auf meinen Rücken und haltet Euch feſt, damit ihr nicht herabfallt, ich will Euch aus dieſem Sumpf tragen." „Lieber Herr", ſagte ich, „ich fürchte nur, Ihr treibt Euren Scherz mit mir! wer hat je gehört, daß ſich einer ſittlings auf eines Adlers Rücken geſetzt hätte?" „Auf mein Ehrenwort," erwiderte er, „es iſt mein völliger Ernſt, und nun nehmt mein Erbieten an, oder kommt um in dieſem Sumpfe. Indem ſehe ich, daß Eure Schwere den Stein ſinken macht."

Es war leider wahr, was er ſagte, denn ich fand, daß der Stein jeden Augenblick unter mir ſank. Ich hatte keine Wahl und dachte bei mir: wer wagt, gewinnt! und das machte mir Muth. „Ich danke, Ew. Gnaden," ſagte ich, „für die erzeigte Höflichkeit und will Euer gütiges Erbieten annehmen." Ich beſtieg alſo den Rücken des Adlers und hielt mich feſt an ſeinen Hals. Er erhob ſich in die Luft, als wär' er eine Lerche. Ich wußte nichts von dem Streich, den er mir ſpielen wollte. Er flog immer höher auf, Gott weiß, wie weit. „Aber, Herr," ſagte ich zu ihm, weil ich dachte, der gerade Weg nach Haus wäre ihm unbekannt, doch überaus artig ſagte ich es zu ihm, denn ich war gänzlich in ſeiner Gewalt, „möge es Ew. Gnaden gefallen, und indem ich es Eurem beſſern Urtheil unterhänig anheim gebe, wenn Ihr ein weniges herunterfliegen wolltet, ſo kämen wir gerade über mein kleines Haus und ich könnte da abſitzen und mich bei Ew. Herrlichkeit tauſendmal bedanken."

„Zum Henker, Daniel," ſagte er, „meinſt du, ich wäre ein Narr? Schau herab auf das nächſte Feld, ſiehſt du nicht zwei Männer mit Flinten? Wahrhaftig, das wäre ein ſchöner Spaß, wenn ich mich ſollte todtſchießen laſſen, einem betrunkenen Lump zu gefallen, den ich in einem Sumpf von einem Steine aufgepickt habe!" „Willſt du mich hudeln!" dachte ich bei mir, ſagte es aber nicht heraus, denn was hätte mir das genützt? Gut, er flieg in die Höhe, immer zu, und ich bat ihn jeden Augenblick herab zu fliegen, aber alles war vergeblich. „Wo in aller Welt, Herr, geht die Reiſe hin?" ſprach ich zu ihm. „Halt dein Maul, Daniel," antwortete er, „beſorge deine eigenen Geſchäfte und miſche dich nicht in die Angelegenheiten anderer Leute." „Aber ich ſollte meinen, das wäre meine eigene Angelegenheit." rief ich. „Beruhige dich ruhig, Daniel" ſprach er, und ich ſagte nichts mehr.

Endlich langten wir an, aber auf dem Monde ſelbſt. Nun, Ihr könnts von hier aus nicht ſehen, aber dort iſt, oder dort war zu meiner Zeit, an der Seite des Monds, eine Sichel, feſt, in folgender Geſtalt!" dabei machte Daniel mit der Spitze ſeines Stocks in der Erde einen Kreis und rechter Hand einen ſichelförmigen Hacken daran.

„Daniel," ſagte der Adler, „von dem langen Flug bin ich müde, ich habe keinen Begriff davon gehabt, daß es ſo weit wäre." „Aber, was in aller Welt, hat Ew. Herrlichkeit bewogen, einen ſo weiten Weg zu machen? ich gewiß nicht. Habe ich nicht erſucht, gebeten und gefleht, nur ein halbes Stündchen zurückzuhufen?" „Unnützes Geſchwätz, Daniel," ſagte er, „ich bin ſchrecklich abgemattet, du mußt abſteigen und ſo lange dich auf den Mond niederlaſſen, bis ich mich erholt habe." „Ich ſoll mich auf den Mond ſetzen, auf das kleine, runde Ding da? nichts gewiſſer, als daß ich im erſten Augenblick herunterfalle und verloren bin, und todt und in Stücke zerſchmettert: Ihr ſeid ein ſchändlicher Betrüger, ja das ſeid Ihr!" „Nicht ganz und gar, Daniel," ſagte er, „du kannſt die Sichel ergreifen, die an der Seite des Mondes herausragt und dich daran feſt halten." „Ich will aber nicht," ſagte ich. „Es geht nicht anders" ſagte er ganz gelaſſen, „willſt du aber nicht, lieber Mann, ſo gebe ich dir einen Schub und einen Klaps mit meinen Flügeln dazu, und ſchicke dich hinab auf den Boden, wo jeder Knochen von dir in ſo kleine Stücke ſoll zerſchmettert werden, als frühmorgens ein Thautropfen, der von einem Kohlblatt fällt." „Nun," ſagte ich zu mir, „ſo weit hat nichts gebracht, daß ich mich mit euresgleichen eingelaſſen habe" und eine harte Verwünſchung ihm zurufend, damit er wüßte, was ich geſagt hätte, ſprang ich mit ſchwerem Herzen von ſeinem Rücken, faßte die Sichel und ſaß nun oben auf dem Mond und es war ein verwünſcht kalter Sitz, das kann ich Euch ſagen.

Als er mich ſo hübſch abgeſetzt hatte, wendete er ſich zu mir und ſagte: „Guten Morgen, Daniel O' Rourke, ich denke, ich habe dich artig erwiſcht! Du haſt mir voriges Jahr mein Neſt beraubt (daran hatte er wahrhaftig Recht, aber wie er das herausgebracht hat, iſt ſchwer zu ſagen) und zur Vergeltung mußt du es dir gefallen laſſen, deine Fußſohlen abzukühlen, wenn du auf dem Mond herumſchwankſt, wie ein Hahn der aufgehängt iſt, um darnach zu ſchlagen."

„Iſt das alles und willſt du mich auf dieſe Art verlaſſen, du Beſtie du?" rief ich „du unnatürliches Scheuſal, iſt das das Ende von deiner Dienſtfertigkeit?

daß du verschimmeln möchtest, krummnasiger Lump! du und deine ganze Brut!" Was half alles! er spreitete seine großen mächtigen Schwingen von einander, brach in lautes Gelächter aus und flog mit Blitzesschnelligkeit dahin. Ich schrie ihm nach, er möchte anhalten, doch ich hätte in alle Ewigkeit rufen und schreien können, er würde mich nicht gehört haben. Er flog fort und ich habe ihn nicht wieder gesehen, bis auf diesen Tag. Mögen ihn zehn Donnerkeile erschlagen! Ihr seht ein, ich war in einer verzweifelten Lage, ich blieb zurück laut schreiend in so großer Bedrängniß, als auf einmal mitten im Mond eine Thüre sich öffnete, die in ihren Angeln krachte, als wenn sie seit Monaten nicht wäre aufgemacht worden. Ich glaube, sie haben noch niemals daran gedacht, sie ein wenig einzuschmieren. Wer kam heraus? ihr wißt es schon, der Mann im Mond. Ich erkannte ihn an seinem Bündel.

„Guten Morgen, Daniel O'Rourke," sagte er „wie gehts Euch." „Gut, ich danke Euch, ich hoffe, Ihr befindet Euch wohl." „Was bringt Euch hieher, Daniel?" sagte er. Ich erzählte ihm, daß ich mich auf dem Fest des jungen Herrn ein wenig übernommen hätte und auf eine einsame Insel wäre geworfen worden und dort in einen Sumpf mich verloren hätte und daß ein Schurke von Adler versprochen, mich herauszutragen, statt dessen aber mich auf den Mond heraufgeschleppt hätte.

Als ich mit meiner Erzählung zu Ende war, nahm der Mann eine Prise Tabak und sagte: „Daniel, hier dürft Ihr nicht stehen." „Freilich, Herr, es ist ganz gegen meinen Willen, daß ich hier bin, aber wie soll ich wieder zurückkommen?" „Das ist eure Sache, Daniel," sagte er, „meine ist es, Euch anzukündigen, daß Ihr hier nicht stehen dürft, also macht Euch fort und das in weniger als gar keiner Zeit." „Ich thue Euch keinen Schaden, und halte mich nur an die Sichel fest, damit ich nicht herabfalle." „Gerade das ist's, was Ihr nicht thun sollt, Daniel," sagte er. „Verzeiht, Herr," sagte ich, „darf ich fragen, wie stark Eure Familie ist, weil Ihr einen armen Reisenden nicht herbergen wollt? Ich weiß gewiß, Ihr werdet nicht allzuoft durch Fremde belästigt, die Euch gerne sehen wollen, da es ein weiter Weg ist." „Ich lebe für mich allein, Daniel," antwortete er, „doch Ihr thätet besser, wenn Ihr von der Sichel los ließet." „Mit Eurer Erlaubniß, ich lasse den Griff nicht los, darauf könnt Ihr rechnen." „Ihr thätet besser, Daniel" wiederholte er. „Gi, kleiner Croate," sagte ich, indem ich die ganze Gestalt mit den Augen von Kopf bis zu Füßen maß, „zu einem Handel gehören zwei, und ich will nicht von hier weg, aber Euch stehts frei, wenn es Euch gefällig ist." „Wir wollen sehen, wie sich's einrichten läßt," sagte er und ging ab, indem er die Thüre so hinter sich zuschlug, denn er war offenbar ärgerlich, daß ich dachte, der Mond mit allem Zubehör würde herabfallen.

Ich bereitete mich vor, Gewalt bei ihm zu brauchen, als er wieder zurückkam mit einem Küchenmesser in der Hand; ohne ein Wort zu sagen, schlug er zweimal auf den Griff der Sichel und ratsch! entzwei war sie. „Guten Morgen, Daniel!" rief der kleine boshafte Racker, als er mich mit einem Stückchen von dem Griff in der Hand ganz säuberlich hinabfallen sah, „ich danke für Euren Besuch und wünsche Euch gutes Wetter zur Reise." Ich hatte keine Zeit, ihm zu antworten, denn ich stürzte und wälzte mich um und um, wie es bei einer Fuchsjagd hergeht. „Gott stehe mir bei!" rief ich, „aber es muß ein erbaulicher Spaß seyn, einen rechtschaffenen Mann zur Nachtzeit in solcher Hetze zu sehen! ich bin schön abgefahren!" Das Wort war mir kaum aus dem Munde, husch! da rauschte etwas ganz nah an meinem Ohr vorüber und was konnte das anders seyn, als ein Flug wilder Gänse? Und der alte Gänserich, der Anführer war, drehte den Kopf nach mir und rief: „bist du es, Daniel?" Ich erstaunte nicht im geringsten über das, was er sagte, denn ich war dazumal an alle Arten von Teufeleien gewohnt und außerdem, ich kannte ihn aus alter Zeit. „Guten Morgen, Daniel O'Rourke," sagte er, „wie stehts mit der Gesundheit?" „Gut, Herr, ich danke Euch schönstens," sagte ich, nach Athem schnappend, denn ich konnte kaum dazu kommen, „ich hoffe ein Gleiches von Euch." „Mich dünkt, du bist eben beschäftigt herabzufallen, Daniel?" „Wie es Euch beliebt zu sagen, Herr," antwortete ich. „Und wohin so eilig?" fragte der Alte. Ich erzählte ihm, daß ich ein Trölpchen zu viel getrunken hätte und auf eine Insel gekommen wäre, wo ich mich in einen Sumpf verloren hätte und wie ein Teufel von Adler mich auf den Mond getragen und der Mann im Mond mich wieder fortgejagt hätte. „Daniel," sagte er, „ich will dich retten, strecke die Hand aus und packe mein Bein, so will ich dich nach Haus bringen." „Mein Augentrost!" sagte ich, „Eure Worte sind Honigseim," doch ich dachte dabei: „sonderlich darf ich dir nicht trauen," aber da war sonst keine Rettung. Ich packte den Gänserich beim Bein und wir flogen hinter ihm her, ich und die andern Gänse, so schnell als sprängen wir im Tanz.

Wir flogen und flogen, bis wir über das weite Meer kamen. Ich wußte es wohl, denn ich sah rechter Hand das Cap Clear, wie es aus dem Wasser hervorspringt. „Ach, gnädiger Herr," sagte ich zu dem Anführer der Gänse, denn mir schien es das Klügste, wenn ich es an artigen Worten nicht fehlen ließe, „fliegt

doch landeinwärts, wenn es Euch gefällig iſt.“ „Das geht jetzt unmöglich, Herr Daniel,“ antwortete er, „wir ſind auf dem Weg nach Arabien.“ „Nach Arabien!“ rief ich „das iſt gewiß ein Ort in der Fremde, weit von hier.“ „Stille, ſtill, du Narr,“ antwortete er, „laß dein Geſchwätz, ich ſage dir, Arabien iſt ein prächtiger Ort und Weſt-Carbery ſo ähnlich als ein Ei dem andern, nur ein bischen mehr Sand iſt dort.“

Indem wir ſo ſprachen, ward ein Schiff ſichtbar, das im Wind ſtolz daher ſchoß. „Ach! Herr,“ ſagte ich, „wenn es Euch gefällig wäre, mich in das Schiff hinabfallen zu laſſen.“ „Wir ſind nicht gerade über dem Schiff,“ antwortete er, „Wir ſind es,“ ſagte ich. „Wir ſind es nicht,“ antwortete er, „wenn ich dich jetzt fallen laſſe, ſo platſchteſt du ins Waſſer.“ „Ach nein, ſagte ich, ich verſtehe das beſſer, es iſt gerade unter uns; laßt mich nur herunterfallen.“ „Wenn du muß,“ ſagte er, „ſo gehe deiner Wege.“ Er ließ mich los und wahrhaftig, er hatte recht, denn ich plumpte richtig in die Tiefe des ſalzigen Meeres. Ja, ich plumpte in die Tiefe und gab mich auf immer verloren, als ein Wallfiſch auf mich los kam, der ſich nach ſeinem nächtlichen Schlaf die Augen auftrieb und mich gerade in's Geſicht anglotzte, ohne ein Sterbenswörtchen zu reden.

Doch hob er ſeinen Schwanz in die Höhe und plätſcherte damit, daß ich über und über mit ſalzigem, kaltem Waſſer begoſſen ward, ſo lange bis kein trockner Faden am ganzen Leibe war. Da hörte ich jemand ſagen, und es war eine Stimme, die ich wohl kannte: „ſteh auf, du Trunkenbold, fort von hier!“ indem wachte ich auf und da ſtand Judy mit einem Zuber voll Waſſer, den ſie über mich ausſchüttete. Gott habe ſie ſelig! aber ſie war eine gute Frau, die es nicht übers Herz bringen konnte, mich trunken zu ſehen und die über ihr Eigenthum mit kräftiger Hand waltete. „Steh auf!“ ſagte ſie, gabs keinen andern Platz im Kirchſprengel, wo du deiner Neigung folgen und dich niederlegen konnteſt, als dieſer, unter den alten Mauern von Carrigaphuka? ich wette, du haſt einen erbärmlichen Schlaf gehabt.“ Und wahrhaftig, das hatte ich, denn meine Seele war nicht ſchlecht gequält worden, von Adlern, Männern im Monde, fliegenden Gänſen, und Wallfiſchen, die mich durch Sümpfe, hinauf in den Mond und herab in den Grund des grünen Meeres jagten. Und wenn ich zehnmal mehr getrunken hätte, es könnte doch einer lange darauf warten, bis ich mich wieder an jener verherten Stelle niederlegte; ich kenne das!

Die Zauberfrucht.

Von **W. Diepenbrock**, d. Z. Fürſtbiſchof von Breslau. (Charitas 1838. S. 277.)

Auf einer Reiſe über Land
Kehrt Doctor Fauſt, der Negromant,
Einſt ein in Freunden Hauſe,
Der, eh dem feltnen Gaſt erfreut,
Viel luſt'ge Brüder ſchnell entbeut
Zu einem Ehrenſchmauſe.

Als die beſammen ſaßen dann,
Ging's, wie man leicht ſich denken kann,
Wohl an ein luſt'ges Zechen;
Denn Alle freuten ſich gar ſehr,
Hans Fauſt, den großen Zauberer,
Zu ſehen und zu ſprechen.

Da ward denn mancher Humpen auch
Nach vaterländiſchem Gebrauch
Auf Fauſtens Wohl gehoben;
Der Doctor, voll Verbindlichkeit,
That jedem Gaſte ſo Beſcheid,
Daß er den Kopf hielt oben.

Bald drangen, keck gemacht vom Wein,
Die Andern auf den Doctor ein
Mit Bitten nur mit Flehen,
Daß er von ſeiner Zauberkunſt
Der luſt'gen Kompanie zu Gunſt
Ein Pröbchen laſſe ſehen.

Und er, der anfangs zwar ſich ſpreizt
Und ſie nur mehr zum Trinken reizt,
Läßt endlich doch ſich bengen,
Und ſtellet ihnen frei die Wahl;
Was ſie begehren, will im Saal
Alsbald er ihnen zeigen.

Und weil's denn tiefer Winter iſt,
Verlangen ſie mit trunkner Liſt,
Daß eine volle Rebe,
Die um den Speiſetiſch zunächſt
Fruchttragend auf der Erde wächſt,
Er gleich zum Beſten gebe.

„Es gilt!“ ſpricht Fauſt, „doch ſei's geſagt,
„Daß keiner ſich zu rühren wagt;
„Und bis ich rufe: Jeſus!
„Ja keiner eine Traube ſchneid',
„Sonſt that er ſich ein ernſtes Leid.“
Drauf macht er Hokuspokus.

Und kaum geſagt, umrankt auch ſchon
Den Tiſch, wie einen Bacchusthron,
Die dichteſte Rebenlaube,
Und jeglichem der Gäſte hängt
Mit Beeren, ſonnig gelb gefengt,
Vor'm Maul die ſchönſte Traube.

Verwundert und noch mehr entzückt
Ein jeder nach der Traube blickt,
Der Mund wird Allen näſſer;
Der ſchnuppert und der Andere leckt,
Und jeder nach der Traube ſtreckt
Die Hand und nach dem Meſſer.

So harr'n ſie auf des Doctors Laut;
„Jeſus!“ ruft er und „Aufgeſchaut!“
Fort iſt der ganze Zauber,
Und ſtatt der Traub' hält jeder Gaſt
Die eig'ne Naſe angefaßt
Und's Meſſer dran ganz ſauber.

Welch lange Naſen die gemacht,
Und wie der Fauſt ſie ausgelacht,
Verſteht ihr ohne Rübe.
Man ſagt, von dieſem Schwanke rühret
Der Brauch, daß wer ward angeführet,
Sich bei der Naſe ziehe.

Mein deutſches Volk! ein andrer Fauſt,
Als der in deinen Mährchen hauſt,
Geht jetzo vielgeſtaltig
In deinen Gau'n und Städten um,
Und macht die Leute toll und dumm,
Und renommirt gewaltig.

Er will, wenn er dich erst berauscht,
Und Trug für Wahrheit ausgetauscht,
Vergebend, zu beglücken,
Hohnlachend über deutsche Treu',
Gesetz und Recht als Sklaverei, —
Verderblich dich bedrücken.

Er gaukelt dir, — nicht Trauben zwar,
Die bringt ja längst dein Land dir dar, —
Er gaukelt goldne Früchte,
Die nur die freie Erde bringt,
Wenn erst „Tyrannenblut" sie düngt,
Dir vor im Zauberlichte.

Und trauest du dem Gaukelspiel,
Und greifest nach des Messers Stiel,
Die Scheinfrucht abzuschneiden,
Es gälte nicht die Nase bloß,
Das Messer wühlt' im eig'nen Schooß,
In Deutschlands Eingeweiden.

Und wenn du meinem Wort nicht traust
Schau westwärts, wo demselben Faust
Der Grimspuk schon gelangen:
Die Frucht, die er dort aufgepflückt,
Dran haben sich zu Tod gekeift
Millionen blut'ge Zungen.

Und als ergreift die saubre Frucht,
Ein Sodomsapfel war's, verflucht,
Gefüllt mit Blut und Asche.
Wem solche Höllenfrucht gefällt,
Der gehe aus der deutschen Welt,
Geh westwärts hin und rasche!

Die Reformatoren des neunzehnten Jahrhunderts
oder
das Flaschenconcil.

Niemal sind die Reformatoren, das heißt, die Welt- und Kirchenverbesserer so wohlfeil gewesen, als in unserer gegenwärtigen Zeit; schießen sie ja wie Pilze aus jeder Pfütze und jedem Moore auf. „Sie sind aber auch danach," pflegt alsdann mein Nachbar, der alte Grobschmid, zu sagen, „seht sie nur an: ein Herz flach und kalt wie die Lüneburger Haide, ein Geist dürr und unfruchtbar wie eine holländische Sanddüne und ein Charakter abgegriffen wie der Einband eines Moderomans, aus einer Leihbibliothek; damit stolziren diese Steckenreiter und Schublakenritter und Lohnlakaien des Zeitgeistes und baronisirten Speculanten einher und bilden sich ein, sie könnten bei Champagner und Trüffelpasteten, während sie ihres Bauches pflegen und von den dicken Bäuchen müßiger Mönche schwadroniren und sich als die unsterblichen Löwen des Tages rühmen und beräuchern, ein Stück Weltgeschichte machen. Ja, könnte man mit Zweckessen und Trinksprüchen die Welt aus ihren Angeln heben: längst würde kein Stein mehr auf dem andern stehen und die Champagnerhelden von Frankfurt, von Mannheim, von Heidelberg und Leipzig würden auf den Trümmern des alten Roms ihre menschenbeglückenden Zechgelage feiern. So aber käme es auf dasselbe heraus, wenn statt der Zecher die Flaschen ihre Concile und Conferenzen abhielten und dort sich mit einander berietben, wie die Wunden der Zeit zu heilen, der unterdrückten Menschheit aufzuhelfen sei; die Reformatoren des neunzehnten Jahrhunderts würden sich wenigstens den Katzenjammer ersparen, wenn sie am folgenden Morgen zu ihrem Verdruße inne werden, daß der Rhein noch seine alte Bahn fließt und der Geist, der aus einer Champagnerflasche aufsteigt, nicht der ist, wodurch gesunkene Nationen verjüngt, die Leiden der Zeit geheilt und leere Köpfe in große Männer umgewandelt werden."

In der literarisch-artistischen Anstalt in München sind erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz zu beziehen:

Die Tageszeiten.

Ein Liederkranz,

gedichtet von **Guido Görres,**

in Musik gesetzt von **Maria Görres,**

für eine Singstimme mit Clavierbegleitung.

Mit einem Titelblatt gezeichnet von Wilhelm Kaulbach.

Preis 1 fl. 12 kr. rhn. oder 22½ Ngr.

Als Probe, in welchem Geiste in diesen Liedern die Tageszeiten aufgefaßt sind, mögen hier zwei derselben eine Stelle finden:

Des Schwanen Abendlied.

Ach! es stirbt der letzte matte Tagesschein,
Leise, leise bricht die stumme Nacht herein;
Stille ist die weite Flur dem Kirchhof gleich;
Schwarz der Wald, die Berge geisterbleich;
In dem Neste sucht der Vogel seine Ruh,
Müde eilt der Wandrer seiner Herberg zu:
Zur Heimath, ach! zur Heimath möcht' auch ich,
Zu ihr, zur Heimath, o geleite mich.

Lebt wohl, ihr Tage froh und glanzumsäumt,
Heitre Stunden in der Jugend Schooß verträumt,
Auen, wo der Frühling einst geweilt,
Theure Seelen, die mein Glück getheilt.
Ihr enteilet, ach! vorbei in raschem Flug;
Einsam fühl' ich mich, die Scheidestunde schlug:
Zur Heimath, ach! zur Heimath möcht' auch ich,
Zu ihr, zur Heimath, o geleite mich.

Seele! meine Seele, blicke himmelan!
Sammle dich, vertraue deinem Gott dich an;
Sieh, die Finsterniß, des Staubes Fessel bricht;
Mich umfließt ein leuchtend Meer von Himmelslicht;
Töne hör' ich meiner früh'sten Kinderzeit,
Klare Harmonien reinster Seligkeit:
Zur Heimath, ach! zur Heimath möcht' auch ich,
Zu ihr, zur Heimath, o geleite mich.

Die Immortellen.

Verklungen sind der Vögel Lieder,
Und Nacht bedeckt die Erde weit,
Im Schlummer ruh'n die müden Glieder,
Nur eine Blume sank nicht nieder,
Die Blume der Unsterblichkeit.

Wenn nach des Lebens bittrem Loose
Erbleicht der Erde Herrlichkeit,
Dann sprießt aus dunklem Gräberschooße
Geheimnißvoll die Himmelsrose,
Die Blume der Unsterblichkeit.

Wer sich dem Quell des ew'ig Schönen
In reiner Liebe ganz geweiht,
Dem Meister in des Himmels Tönen,
Wird einst die hellre Sterne krönen
Die Blume der Unsterblichkeit.

Wer kühn durchbricht des Staubes Schranken,
Dem Helden in dem Geisterstreit,
Dem Lehrer göttlicher Gedanken,
Wird leuchtend einst das Haupt umranken,
Die Blume der Unsterblichkeit.

Wer Gott begeistert all' sein Streben
Als Opfer seinen Brüdern leiht,
Wer ganz dem Lamm sich hingegeben,
Dem blüht in Gott ein selig Leben
Die Blume der Unsterblichkeit.

So weicht ihr düstern Grabesschauer,
Das Jubelfest ist ja bereit,
Ein Himmel strahlt, ein ew'g blauer,
In Freude wandelt jede Trauer
Die Blume der Unsterblichkeit.

Inhalt des ersten Heftes.

1846.

Gloria in excelsis. Mit einer Abbildung der heil. Cäcilia nach C. Blaas in Rom 1
Ein altdeutsches Lied von der Güte Gottes 2
Ein Brief Alcuins, des Lehrers Karls des Großen, an König Egfried 2
Die Braut auf Bergeshöhe, nach dem heil. Joh. Damascenus erzählt von E. Veith. Mit einer Abbildung nach Martin Schön 3
Zwei Gedichte von Walther von der Vogelweide 4
1) Morgengebet.
2) Abendreue.
Der erste bekannte Dombaumeister von Köln. Mit dem Bilde des Meisters nach einer alten Handschrift 5
Sonntagsfrühe. Ein Lebensbild. Mit einer Abbildung nach Kaspar Braun 8
Drei Lieder von Thomas Moore nach der Uebersetzung von Freiligrath 10
1) Den Gefallenen.
2) Der Himmel.
3) Die Abendglocke.
Münchner Charaktere von L. v. Westenrieder 10
1) Der Mann ohne Lebensart und von wenig Worten.
2) Der Mann von vielen Worten und wenig Sinn.
Eine kurze Antwort Heinrichs IV. 13
Reliquien von Clemens August. Mit einer Abbildung nach K. Braun. 13
Die Kinderprozession. Aus dem Münchner Volksbüchlein 14
Die Tauben von St. Marco in Venedig 14
Adventlied. Mit einer Abbildung nach F. Overbeck 16
Nox beata. Uebersetzt von Joh. v. Geissel, Erzbischof von Köln. Abbildung nach Pocci. 17
Das Christkindlein in der Rose, von Clemens Brentano. Vignette nach Knauth 17
Für die Seele der verstorbenen Gerechtigkeit 18
Keine Grillen! Mit einer Abbildung nach einem pompejanischen Wandgemälde 20
Fenelon über die wahre Frömmigkeit 20
Des Bruders Felix Fabri Pilgerfahrt von Jerusalem nach Bethlehem. Mit einer Vignette nach Knauth 21
Weihnachtlied. Mit einer Abbildung nach Pocci 25
Der Deutsche und der Franzose. Aus dem Münchner Volksbüchlein 26
Wie ein Esel einen Löwen besiegt. Mit einer pompejanischen Maske 26
Daniel O'Rourke's Irrfahrten. Aus den irischen Elfenmärchen. Mit einer Vignette nach E. Steinle. 28
Die Zauberfrucht. Gedicht von Melchior Diepenbrock, Fürstbischof von Breslau 31
Die Reformatoren des neunzehnten Jahrhunderts oder das Flaschenconcil. Mit einer Zeichnung nach Pocci. 32

Bemerkung für die Hrn. Buchbinder.

Da dieser gelbe Umschlag der einzelnen Hefte zum öfteren Abdrücke der besten Holzschnitte enthalten wird, so ist er als zu dem Werke gehörig anzusehen; er darf also nicht abgerissen werden, sondern wird, jedes Heft umschließend, mit eingebunden. Mit dem letzten Hefte eines jeden Bandes erscheint das allgemeine Titelblatt, welches beim Binden dem Umschlag des ersten Heftes vorgebunden wird.

Deutsches Hausbuch

herausgegeben
von
Guido Görres

Zu des Wissens Erweiterung,
Zu des Lebens Erheiterung,
Deutscher Jugend zur Lehre,
Deutscher Jugend zur Ehre,

Deutschem Lande zum Schutze,
Seinen Feinden zum Trutze,
Gott, dem Höchsten, zum Preise
Mach dich frisch auf die Reise.

W. Kaulbach inv.

Der französische Junker, Monsieur Loup-garou, zu Deutsch-Herr Wärwolf, versichert dem gefühlvollen deutschen Fräulein Thusnelda von Geisenheim seine unaussprechliche Liebe und wie er keinen sehnlicheren Wunsch hege, als dasselbe [illegible] an sein empfindsames Herz zu drücken. Mittlerweile entspinnt sich zwischen der gesunden Vernunft und Herrn Dupin folgendes Gespräch:

Die gesunde Vernunft: Sagen Sie mir doch, bester Monsieur Dupin, warum geschehen so wenig Unglücksfälle auf den deutschen Eisenbahnen? —

Herr Dupin: Warum, ei einfach deswegen, weil die Deutschen so dumm sind und ihnen so wenig einfällt.

Die gesunde Vernunft: Also deswegen! und warum geschehen denn umgekehrt so viele Unglücksfälle auf den französischen Eisenbahnen?

Herr Dupin: Wie seltsam Sie doch fragen! weil die Franzosen so gescheidt sind und ihnen so viel einfällt.

Die gesunde Vernunft: Ei! ei! wer hätte das denken sollen! Seltsam! Seltsam! Herr Dupin! Herr Dupin! — Sie geht ab und läßt Herrn Dupin allein.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

II. Heft.

München.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.
1846.

Preis des Heftes 24 kr. rhn. oder 8 Ngr.

Zur Erklärung des Titelblattes.

Der Wolf und das Geislein.

(Eine alte Fabel.)

Frau Geiß ging einst um Futter aus,
Ihr junges Kitzlein blieb zu Haus,
Sie sprach: mein liebes Kind sei weise,
Sonst kriegst du von dem Besenreise;
Die Thüre halt mir ja recht zu,
So lang ich außen, höreſt du!
Ein Wolf vernahms und schlich herbei
Und rief mit Geißenstimm' und Schmeichelei:

Geliebtes Mäschen! laß mich ein.
Das Geislein sah durchs Fensterlein
Den Wolf und seinen grimmen Rachen;
Ei, ei, du Lügner! sprachs mit Lachen,
Und rümpfte hörtisch ihm das Näschen,
Herr Wolf, hier iſt kein Mäschen,
Die Stimme will zum Mund nicht stehen,
Ein Glück, wer dich bei Zeit gesehen.

Wem es übrigens besser gefällt, der denke sich, der Wolf sei der gewandte französische Junker, der dem deutschen Geislein aus lauter Zärtlichkeit schon manches Stück aus dem Felle gerissen und der, was den Hunger betrifft, es ganz gut mit dem alten mythischen Hyperboreer, dem Mastigophorus Nimmersatt, König aller Wölfe und Gläubiger in dem schneereichen Scythenlande aufnehmen kann.

Ein Ritterspiel Kaiser Maximilians I.

(Aus Joh. Jac. Fuggers Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich. Nürnberg 1668. Band III. S. 1378.)

Kaiser Maximilian war nicht allein ein trefflicher Kriegsfürst, sondern auch ein unvergleichlicher Kriegsheld und theurer Ritter, der allen Ritterleuten seiner Zeit in Tapferkeit vorleuchtete. Er war so muthig, daß er niemals Jemanden, der ihm Schimpf oder Scherz anbot, einen Kampf oder Ritt versagte. Es hieß wohl bei ihm: das Glück hält es mit dem Kühnen. Er durfte einsmals nur mit zwanzig Reitern und zwei Fähnlein Knechten 2000 Franzosen angreifen, die er gleichwohl zertrennt und in die Flucht geschlagen. Es hatte auch die Natur seine Starkmüthigkeit mit einer unüberwindlichen Leibesstärke verschwistert, welches unter andern aus dieser Geschichte abzunehmen. Er wollte einsmals zu Gustsheim im Elsaß etliche Schriften aus einer eisernen Truhe langen, die mit einem großen Markschloß geschlossen war. Als man aber den Schlüssel nicht finden konnte, machte er sich darüber, dasselbe aufzureißen. Seine Räthe vermahnten ihn, sich damit nicht zu bemühen, weil es doch unmöglich wäre, so ein starkes Schloß zu erbrechen. Aber er faßte dasselbe in beide Hände, drehte es im Grimm ab, und sagte zu ihnen: „So meint ihr, daß Gott und die Natur nicht auch den Kaisern und Königen starke Fäuste gegeben habe.“ Diese seine Stärke erwies er auch in Turnieren und Ritterspielen, deren er so viele mit Ruhm und Sieg verrichtet, daß die alten Rittergeschichten für Purpurwerk dagegen zu achten und kaum von ihm, was Andere von Andern gefabelt, in der That und Wahrheit geschrieben werden. Dannenhero war auch sein Hof, wie einst vor Zeiten die Tafelrunde in England eine rechte Ritterschule und ein Sammelplatz aller Fürsten, Grafen, Herren und Edlen, die in der Ritterschaft einen Ruhm suchten.

Den vornehmsten und einen ernstlichen Kampf hielt er 1. J. 1495 zu Worms auf seinem ersten Reichstag mit Claudio von Batie, einem gefürchteten Ritter, welchen der König von Frankreich dahin gesandt hatte. Dieser kam nach Worms, hing seinen Schild unter das Fenster an seiner Herberg und ließ durch einen mit sich gebrachten Herold ausrufen: dafern ein Deutscher auf Leib und Leben, auf Gefängniß oder auf eine Ritterzehr, mit ihm zu kämpfen Lust hätte, wollte er den Kampf auf alle Weis annehmen und bestehen. Als Jedermann vor

Frühlings-Lied.

Nun treiben wir den Winter aus,
Den alten kalten Kräheger.
Wir jagen ihn zum Land hinaus.
Den Griesgram, Brummbär, Zechger.
Und laden uns den Frühling ein
Mit Blumen und mit Sonnenschein.
Juchhe! juchhe!
O komm herbei,
O Mai! o Mai!

Das faule Stroh, das dürre Reis
Und Alles, was verwohrt,
Das geben wir dem Feuer Preis,
Daß hoch die Flamme lohert
Und laden uns den Frühling ein
Mit Blumen und mit Sonnenschein.
Juchhe! juchhe!
O komm herbei,
O Mai! o Mai!

Philister und Philisterei,
Die müssen auch von hinnen.
Und Alle, die im frohen Mai
Am Ofen Trübsinn sinnen.
Wir laden uns den Frühling ein
Mit Blumen und mit Sonnenschein.
Juchhe! juchhe!
O komm herbei,
O Mai! o Mai!

Das Lied ist aus, Viktoria!
Der Winter ist vergangen.
Wir sagen froh ein Gloria
Dem Lenz, der angefangen,
Und laden uns den Frühling ein
Mit Blumen und mit Sonnenschein.
Juchhe! juchhe!
O komm herbei,
O Mai! o Mai!

Wo ist Gott?

nach Suso.

Heinrich Suso, genannt Amandus, ein Zeit- und Geistesgenosse des tiefsinnigen Predigers göttlicher Liebe, des Johannes Tauler, stammte aus dem schwäbischen Hegau; geboren um 1300, studirte er in der blühenden Schule von Köln, trat zu Konstanz in den Dominikaner Orden, wurde ein weitberühmter Prediger seiner Zeit, lebte lange in dem Kloster von Ulm und starb dort um 1365 in dem Rufe eines gottergebenen, heiligen Mannes. Seine Schriften wurden gleich nach ihrem Erscheinen mit großer Begierde gelesen, sie drangen tief in das Herz der Völker und wurden in Frankreich und Italien übersetzt; Felix Fabri, sein Ordensbruder im Kloster von Ulm, von dem unser Hausbuch S. 21 gesprochen, war schon beschäftigt, sie zu sammeln und zu ordnen; in unseren Tagen, wo auch die Selbstbesprechung des geistbegeisterten Dieners der ewigen Weisheit erfolgte, sind sie unter dem Titel: „Heinrich

Suso's, genannt Amandus. Leben und Schriften, herausgegeben von Melchior Diepenbrock. Mit einer Einleitung von J. Görres. Regensburg, Pustet." neu erschienen. Um von Anderem zu schweigen, war er, wie so viele seiner Geistesgenossen, lange vor Luther ein hoher Meister unserer edeln deutschen Sprache, die bei ihm voll warmer zutraulicher Treuherzigkeit, kräftigem Ernst und lieblicher Anmuth erscheint.

In dem Leben Heinrich Suso's, das seine geistliche Tochter Elsbet Stäglin geschrieben und das mit den Worten anfängt: „Es war ein Prediger in teutschem Lande, von Geburt ein Schwabe, dessen Name geschrieben sei im Buche der Lebenden," richtet die Tochter an ihren Meister die Frage: Saget mir, wo ist Gott? da erwiedert er ihr:

„Schau über dich und um dich in die vier Enden der Welt, wie weit, wie hoch der schöne Himmel ist in seinem schnellen Lauf, und wie adelig ihn sein Meister gezieret hat mit den sieben Planeten, deren ein jeglicher, ohne den Mond, viel größer ist, denn alles Erdreich; und wie er geschmücket ist mit der unzähligen Menge des lichten Gestirns. Ach, so die schöne Sonne ungewölkt und heiter aufbricht in der sommerlichen Zeit, was sie dann auserleslich Frucht und Gutes dem Erdreich gibt; wie Laub und Gras auferingen, die schönen Blumen lachen; Wald und Haide und Auen von der Nachtigall und der kleinen Vöglein süßem Gesang wiederhallen; alle Thierlein, die von dem argen Winter verschlossen waren, sich hervor machen, und sich freuen, und sich weisen; wie in der Menschheit Jung und Alt von wonniglicher Freude sich fröhlich geberden! Ach, zarter Gott, bist Du in Deiner Kreatur also minniglich, wie bist Du dann in Dir selbst so gar schön und wonniglich! Schau fürbaß, ich bitte Dich und schaue die vier Elemente, Erdreich, Wasser, Luft und Feuer, und alles das Wunder, das darin ist von mancherlei Unzeichrei, von Menschen, von Thieren, von Vögeln und Fischen und Meerwundern: das rufet und schreiet allesammt: Lob und Ehre der grundlosen Ungemessenheit, die in Dir ist! Herr! wer erhält dieß Alles? Wer speiset es? Du berathest es Alles, ein jegliches in seiner Weise, groß und klein, reich und arm: Du, Gott, Du thust es! Du, Gott, wahrlich Gott bist!"

„Nun hast du deinen Gott gefunden, den dein Herz lange gesucht hat. Nun sieh aufwärts, mit spielenden Augen, mit lichtem Antlitz, mit aufspringendem Herzen, und sieh ihn an und umfahe ihn mit den endlos ausgestreckten Armen deiner Seele und deines Gemüthes, und sage ihm Dank und Lob, dem edlen Fürsten aller Kreatur!"

In dem Büchlein von der ewigen Weisheit (S. 366) ergießt sich alsdann seine Seele in vollem Jubel und ruft:

„O Gott, wer gibt meinem vollen Herzen, daß es vor meinem Tode meine Begierde erfülle in Deinem Lobe! Wer gibt mir, daß ich in meinen Tagen würdiglich lobe den geliebten Herrn, den meine Seele da minnet! Ach, zarter Herr, ging doch so manch schönes Getön von meinem Herzen, als manch fremdes, süßes Saitenspiel je ward, und als manch Laub und Gras ist, und die alle aufgerichtet wären hin vor Dich in den himmlischen Hof, daß von meinem Herzen anderänge ein so wonniglicheß unerhörtes Lob, daß es den Augen meines Herrn gefällig wäre und allem himmlischen Heere freudenreich! Ach, minniglicher Herr, bin ich gleich Deines Lobes nicht würdig, so begehret doch meine Seele, daß der Himmel Dich lobe, so er in seiner wonniglichsten Schönheit mit der Sonne Glanz und mit der lichten Sterne unzähliger Menge in seiner hohen Klarheit wiederleuchtet; und die schöne, lustreiche Haide, so sie in sommerlicher Wonne, in mannigfaltiger, geblümter Zierde nach ihrem natürlichen Adel in heiterer Schönheit wiederglänzet; und alle die süßen Gedanken und inbrünstigen Begierden, die je ein reines minnendes Herz nach Dir gewann, so es in fröhlicher Sommerwonne Deines einleuchtenden Geistes umgeben war."

„Herr, so ich allein an Dein hohes Lob gedenke, so möchte mein Herz in meinem Leibe zerfließen; mir vergehen die Gedanken, mir gebricht das Wort, und alle Weise entgehet mir. Es leuchtet etwas in dem Herzen, dem Niemand Worte leihen kann, so ich Dich, das unbeschreibliche Gut loben will; denn, gehe ich in die allerschönsten Kreaturen, in die höchsten Geister, in die lautersten Wesen — das überseligest Du Alles unsäglich: gehe ich in den tiefen Abgrund Deines eigenen Gutes, Herr, da verschwindet alles Lob von Kleinheit. Herr, so ich hübsche, lebende Bilder, holde und leutselige Kreaturen anblicke, so sprechen sie zu meinem Herzen: Oha, schau, wie recht holdselig der ist, von dem wir geflossen sind, von dem alle Schönheit gekommen ist! — Ich durchgehe Himmelreich und Erdreich, die Welt und den Abgrund, Wald und Haide, Berg und Thal: die schreien allesammt in meine Ohren ein reichlich Getön Deines grundlosen Lobes. So ich dann sehe, wie grundlos schön und ordentlich Du alle Dinge ernest, beide, Uebel und Gut, so werde ich stumm und wortlos. Herr, wenn ich aber gedenke, daß Du das lebendige Gut bist, den meine Seele auserwählt und ihr selber allein auserkoren hat zu einem einigen geminnten Lieb, so möchte mein Herz von Lob in mir selber zerspringen und kraftlos werden. Oha, zarter Herr, nun stehe an die große innige Begierde meines Herzens und meiner Seele, und lehre mich Dich loben; lehre mich, wie ich Dich würdig lobe und Dir angenehm diene, ehe denn ich von hinnen scheide; denn darnach dürstet meine Seele in meinem Leibe."

E Gottsnamen agfange.

Sitten und Sprüche der Heimath. Herausgegeben von Karl Steiger. St. Gallen. Verlag von C. P. Scheitlein. 1839. S. 1.

Der liebe Gott hat allerlei Glocken, womit er die schlafenden Menschen weckt, die Irrenden zu sich ruft.

Siehe da, Blumenglöcklein! die leicht beschwingten Engel, die unsichtbar durch die lachenden Fluren wallen, ziehen sie an.

Was läuten sie? Zum frohen Brautaltar? Es ist Alles so geschmückt. Kränze ringsum. Läutet's in's Grab? Die schwanken Gräser lassen das Haupt sinken, verwelken, — Morgen kennst du ihre Stätte nicht mehr.

Ich weiß ein anderes Glöcklein. Neben meinem Hause wohnte ein Schmid, rührig und arbeitsam. Der kräftige Schlag seines Hammers auf dem Ambos, während seine Kindlein noch schliefen, ermunterte mich früh am Tage zu gleichem Fleiße und hielt des Abends spät die weichenden Kräfte zusammen. Aber nicht Meßner nur war mir der ehrliche Nachbar, sondern ein Prediger auch und Liturg ohne Falschheit und von Dünkel frei; denn damit begann er seine Geschäfte, daß er, frei von dem knöchernen Egoismus, der auf die eigene Faust vertraut, feierlich im Kreise der frischen Gesellen sprach: In Gottes Namen angefangen. Den Anführer, welcher Gott liebt, müssen auch die Untergebenen lieben. Und Liebe ist, wie der beste Scepter, so der höchste Tribut.

Die Kunst des Schmides ist wohl eine grobe Kunst, aber zeigt recht deutlich, wie Einsicht und Fleiß die Elemente beherrscht, und erinnert recht helle, wie im sauern Schweiße der Mensch anringt gegen jenes: „Im Schweiße des Angesichtes sollst du dein Brod essen.“ O Ringen, o Sehnen! — Mit unserer Kraft ist nichts gethan; — und immer heller wird's, der Morgen hat alle Läden aufgeschlagen, es ist rege geworden in den friedlichen Hütten meiner Nachbarschaft. „E Gottsnamen agfange,“ sagt die Hausmutter, wenn ein größerer Kreis eine Arbeit beginnt und die Gewalt dieses Stoßseufzers zeigt sich alsbald. Eintracht und Liebe dringt er unter die Zusammenwirkenden. Leichtsinn und Zerstreuung und hindernde Scherze sind verbannt und machen Platz dem besonnenen Ernst, dem frohen und sichern Muth. Verdrossenheit und Ermüdung können nicht naben, wo so nahe ist der Geist des Herrn.

Der nahe alte Rhein begleitet mit seiner ernsten Stimme die Lieder eines jungen Geschlechts, das unter schattigen Bäumen singend am Stickrahmen sitzt. Es ist wohl ein ärmlicher Verdienst; aber Gottseligkeit mit Vergnüglichkeit ist ein großer Gewinn, größer als Weltseligkeit und Vergnügungslust. 2160 Stiche haben einen Kreuzer. — Das möget ihr wissen, edle Damen, die ihr bisweilen nur zum Vergnügen das gleiche Geschäft treibet und meinet, was gethan sei; oder euch schmücket mit der Arbeit, die müde Hände vollendet und auf die mancher heiße Tropfen gefallen.

St. Ruperts Traum.

Aus den Rheinischen Geschichten und Sagen von Niklas Vogt. 4 Bände. Frankfurt am Main. Band III. S. 105.

Der junge Rupert, der Sohn der Fürstin Bertha, wollte nur der Wohlthäter armer Kinder seyn. Wenn er einen Haufen solcher leidenden Knaben zusammengebracht hatte, führte er sie vor Bertha und sagte: „siehe Mutter, deine Kinder.“ Diese antwortete: „Ja, mein Sohn, es sind auch deine Brüder.“ So sehr er sich nun durch diese guten Werke die Liebe der Armen und des frommen Volkes erworben hatte, so verächtlich wurde er dadurch dem Adel und den fürstlichen Leuten des Landes. Die jungen Edelknaben, welche ihn häufig besuchten, wollten fast nicht mehr mit ihm umgehen. Sie gaben ihm zu verstehen: „daß es seinem hohen Stande angemessener wäre, sich mit ihnen in Ritterspielen zu üben, als sich durch den Umgang mit solchen Bettelbuben zu entehren.“ Allein alle diese Sportreden der Edelknaben konnten den jungen Fürsten nicht abhalten, seine bisherige Lebensart fortzusetzen und den armen Kindern seine Wohlthaten angedeihen zu lassen. Nur von himmlischen Seligkeiten und Kronen entzückt, wandte er seine Blicke von dem irdischen Glanze seiner fürstlichen Hoheit und richtete sie nach dem Himmel.

Unter so frommen Gedanken schlief er eines Abends auf einem bemoosten Felsen am Ufer des Rheines ein, und ihm erschien im Traume folgendes Gesicht. Er sah an dem Ufer einen ehrwürdigen Greis, aber mit einem gar freundlich schönen Angesichte stehen, und um ihn

der sprangen viel muntere Knaben in das helle Wasser des Rheins. Der Alte wusch einen jeden ganz rein und so kam er in einer schönern Gestalt aus den Fluten hervor. Als Rupert eine Zeitlang dieser Handlung zugesehen hatte, erhob sich aus dem Flusse eine gar reizende Aue. Sie war mit den schönsten Blumen und Kräutern besetzt und aus ihnen duftete ein köstlicher Wohlgeruch, welcher die ganze Gegend umher erfüllte. Am Rande war die Aue mit mancherlei Bäumen und Gebüschen umgeben, und an denselben prangten die köstlichsten Früchte. Auf den Aesten, mit weißer und röthlicher Blüthe geschmückt, flatterten muntere Vögel herum, mit den schönsten Farben glänzend, und in dem Gebüsche sangen andere, süßer als die Lerchen und Nachtigallen.

Als nun der Alte die Knaben alle gewaschen hatte, führte er sie über den Rhein auf das schöne Eiland, bekleidete sie mit weißen Gewändern und wies ihnen die Blumen und Früchte zum Genusse an. Rupert, von dem schönen Schauspiele hingerissen, wandte sich bittend zu dem Greise und sagte: „O laß mich doch auch mit den Kindern auf dieser schönen Aue weilen.“ Dieser aber antwortete: „Hier ist deine Bleibensstatt nicht; du hast dir durch deine guten Werke eine Brücke zum Himmel gebauet, wo du unter Engeln wohnen wirst. Das Brod, welches du bisher den Armen gegeben, wird dir dort ein Himmelsbrod, und die Kleidung, womit du sie bedeckt hast, ein Kleid der Unschuld werden.“ Unter diesen Worten des Alten sahe der heilige Rupert aus den blühenden Bäumen der Insel einen glänzenden vielfarbigen Regenbogen von einer Seite bis zur andern sich zum Himmel wölben. Auf ihm schwebten tausend und tausend schöne, liebliche Engelchen mit goldenen Fittigen auf und ab. Ganz oben saß in einer Lichtwolke, mit Strahlen umgeben, das Christkindlein und vor ihm kniete ehrerbietig der kleine Johannes, ihm ein zartes, reines Lämmlein vorführend, womit sie spielten. Hierauf kamen zwei Engel geflogen und brachten dem kleinen Christ das Kleid, was kurz zuvor der heilige Rupert einem armen Knaben geschenkt hatte. Er ließ sich damit von den Engeln bekleiden, und als er es ganz angezogen hatte, sagte er: „Sehet, dies ist das Kleid, welches mir der kleine Rupert geschenkt hat; dafür will ich ihn dereinst mit dem Glanze der Herrlichkeit umgeben.“ Im höchsten Gefühle der Andacht und Wonne wollte der heilige Knabe seine Hände nach dem Christkindlein ausstrecken; allein die Erscheinung verschwand, er erwachte, und vor ihm kniete der arme Knabe, um ihm für das geschenkte Kleid zu danken.

Kinder-Gebet.

Mein Herz ist erwacht
Und dankbar es lacht,
Weil du mich, o Jesu!
So liebreich bewacht.

Ich sage Dir Dank
Für Speise und Trank
Und flehe für Alle,
Die hungrig und krank.

Lieb Christkindlein klein!
Mein Herzchen halt rein,
Laß Niemand drein wohnen
Als Christkind allein.

Jetzt geh' ich zur Ruh',
Mein Wächter sei Du,
O drücke mir, Jesu!
Die Aeugelein zu.

Lanfranks Bekehrung

nach J. A. Möhler in seinen gesammelten Schriften und Aufsätzen, herausgegeben von Joh. Jos. Ign. Döllinger. Regensburg 1839. Verlag von Manz. II. Bände. Siehe I. Band. S. 37.

In außerordentlichen, stürmischen Zeiten sind begreiflich auch die Schicksale vieler einzelner Menschen außerordentlich; der Charakter des Ganzen kann sich im Einzelnen nicht verleugnen. Unsere Tage sind von jener Zeit so verschieden, daß wir uns in einer Welt voll Dichtungen zu befinden glauben, sobald wir in Einzelnheiten hinabsteigen. Das begegnet uns, wenn wir uns erkundigen, in welche Hände denn Anselm (geb. zu Aosta in Piemont 1034, † 1109 als Erzbischof von Canterbury) gefallen, welchen Männern seine fernere Erziehung anvertraut wurde. An dem Hofe der mächtigen Herzoge von der Normandie lebte ein Ritter, von väterlicher Seite verwandt mit den genannten Herzogen, von mütterlicher abstammend von den Herzogen von Flandern, Helluin genannt, ein tapferer Krieger, ein gewandter Hofmann und beliebt wegen seiner gefälligen Sitten von der großen Welt. Plötzlich erschien er wie umgewandelt, finstern Aussehens ging er einher, nachlässig in Sitten und Kleidung, stets in sich gekehrt: er hatte die Freude an den Genüssen der Welt verloren, eine höhere Sehnsucht war in ihm aufgegangen. Lange sinnend und forschend, was er thun solle zur Befriedigung seines innern Dranges, und abgeschreckt von den rohen Sitten jener Klosterbewohner, denen er sich anfänglich zugesellen wollte, entschloß er sich, ein eigenes Kloster zu gründen. Er verband sich mit Mehreren, entschlossen, Benedicts Regel in ihrer ganzen Strenge zu beobachten. Er baute selbst an der Kirche mit: nach dem Morgengebete ging er mit seinen Genossen auf das Feld, ackerte, säete, trug den Dünger und reutete die Dornen aus. Bald fand sich auch des Abtes Helluin Mutter ein, damit die Mönche jemand haben möchten, der ihnen die Kleider wasche. Das war der Ursprung des berühmten Klosters Bec.

Aber an Einem fehlte es, an einem sehr wichtigen Stücke, an wissenschaftlicher Bildung. Denn Helluin hatte nach damaliger ritterlicher Weise nicht einmal lesen gelernt: in der heil. Schrift lernte er es als Abt: bei Tage arbeitete er im Felde, des Nachts studirte er im Evangelium. Da fügte es Gott, daß auf eine wunderliche Weise auch ein Gelehrter ins Kloster kam. Zu Pavia wurde aus einem edlen longobardischen Geschlechte Lanfrank geboren: ein Mann von ausgezeichneten Talenten, die durch fleißiges Studium gebildet waren. Die lateinische Sprache hatte er besser erlernt, als irgend Jemand seiner Zeit, auch mit der griechischen war er nicht unbekannt, und in der Dialectik wurde er besonders bewundert: was immer seine Zeit an Wissenschaft besaß, hatte er aufgenommen. Zu Avranches erntete er erst als Lehrer großen Ruhm. Da sich aber in der Normandie seit der Eroberung dieses Landes durch die Normannen die Rohheit kaum gemindert hatte, da daselbst Kunst und Wissenschaft am dürftigsten bestellt waren, glaubte er auch hier, da Niemand auch nur von Ferne ihm gleich kam, am meisten bewundert zu werden. Er brach also mit einigen Schülern nach der Normandie auf. Als er mit einem derselben auf dem Wege nach Rouen begriffen war, wurde er in einem Walde von Räubern überfallen, die ihm Alles nahmen, nur sein Kleid nicht. In diesem Zustande erinnerte er sich, daß Gregor I. erzählte, wie ein frommer Mann einst zu Pferde wandernd von Longobarden bei ihrem Einfalle in Italien seines Pferdes beraubt worden sei, den Räubern aber auch, Christi Wort gemäß, die Peitsche noch dazu gegeben habe, damit sie das Thier sollten lenken können, wie aber die Longobarden, gerührt von der Geduld dieses Mannes, ihm auch das Pferd wieder gegeben hätten. Hieran also sich erinnernd, bot er, in der Hoffnung Alles wieder zu bekommen, den Räubern auch sein Kleid noch an. Er täuschte sich sehr. Die Räuber ergrimmten, sein Benehmen für verachtenden Trotz haltend, nahmen sein Kleid, und banden ihn, vom Wege entfernt, an einem Baume an, und seinen Schüler an einem andern. Es war Nacht. Das Erste nun war, daß er darüber nachdachte, wie es doch wohl komme, daß ihm so ganz Anderes begegnet sei, als jenem Manne, dessen Handlungsweise er sich zum Muster gewählt hatte. Er meinte, daß der Grund darin liege, daß es diesem mit seiner Geduld ernst, er aber nur aus Schlauheit geduldig und großmüthig gewesen sei. Auch erinnerte er sich am Baume, daß andere Leute in der Noth beten: so wollte er denn auch beten, allein es kam nichts Rechtes zu Stande, am allerwenigsten wollte es ihm mit einem Hymnus gelingen, den er singen wollte. Wahrscheinlich hatte er auch irgendwo gelesen oder gehört, daß es Männer, so erhaben über das Schicksal, gegeben habe, daß sie mitten im Elend Gott gepriesen hätten. Dieser sein Zustand ging ihm aber sehr zu Herzen: er fühlte, wie nichtig er, obgleich schon Priester, bisher gelebt, und wie traurig es sei, daß er mit aller Gelehrsamkeit nicht einmal beten könne. Er gelobte, wenn er befreit würde, in einem Kloster sein Leben Gott zu weihen. Des andern Tages hörte er Wanderer vor-

übergeben, rief um Hilfe und wurde losgebunden. Er fragte nach dem ärmsten Kloster: man nannte ihm Bec.

Helluin, den Lanfrank gerade mit dem Baue eines Backofens beschäftigt antraf, war sehr erfreut, einen gelehrten Mönch zu haben. Er selbst war unterdessen mit der heil. Schrift sehr vertraut geworden; überhaupt hatte er große Erfahrungen über das innere Leben gemacht, und konnte dem Lanfrank Aufschlüsse geben, über welche sich dessen Gelehrsamkeit sehr verwunderte. Der Abt aber ehrte den Lanfrank wegen seiner Gelehrsamkeit, und beide theilten sich in die Geschäfte des Klosters: jener wählte diesen zum Prior. Drei Jahre brachte Lanfrank in tiefer Zurückgezogenheit mit höhern Studien zu. Hierauf wurde aber wieder bekannt, wo der berühmte Mann sich aufhalte: von allen Seiten strömten Schüler nach Bec, Geistliche sogar und Lehrer an gelehrten Schulen, Ritter und Söhne von Fürsten; unentgeltlich konnte Jedermann Unterricht in Bec genießen.

Vertrauliches Gespräch zwischen einem Tintenfasse und einem Wassereimer.

Ein altes gelehrtes Tintenfaß stand einst in einem Hofe, um gescheuert zu werden, da sprach ein neuer, blanker Wassereimer zu ihm und machte einen tiefen Diener: „Ach! wie bist du zu beneiden, gelehrtes Tintenfaß! während die größten Geister aus dir ihre unsterblichen Werke schreiben, kommen nur die Gänse, die Pferde, die Schweine, die Hunde und die Katzen, um aus mir zu saufen.“ — „Laß dich das nicht bekümmern,“ erwiderte das Tintenfaß mit verdrießlicher Miene, „wäre dir mein Schicksal näher bekannt, du würdest dich glücklich preisen und mich nicht beneiden.“ — „Wie!“ entgegnete verwundert der Eimer, „sind es nicht die Dichter, die Philosophen, die Maler, die Musiker, die sich deiner bei ihren göttlichen Schöpfungen bedienen und wozu diene ich!“ — „O! du bist in großem Irrthum, du thörichter Eimer,“ schalt das schwarze Tintenfaß, „überst du sie nur, wie ich, in ihren unbewachten Stunden, so sind sie oft ärger, als die unvernünftigen Thiere. Höre nur: erst neulich warf so ein göttlicher Dichter, da er gerade die Sanftmuth besang, seinem armen Diener ein Glas an den Kopf, weil er so unverschämt war, ihn an seinen Lohn zu erinnern. Da hätte ich lieber den Gänsen als seinen zornigen Reden zugehört. Und nun gar die Musiker; ach! das ist ein kriegerisches Volk! wenn sie in den süßesten Harmonien dahin zu schmelzen scheinen: dann verfolgen sie einander und beißen und kratzen sich ärger als Katzen und Hunde.“ „Aber,“ fiel hier der Eimer ein, „aber die Philosophen.“ „Ja,“ fuhr das Tintenfaß in seinem Zorne fort, „die Philosophen sind mir eben die rechten; du glaubst es nicht, während sie sich in die tiefsten Geheimnisse der Gottheit zu versenken scheinen, was das für kleinliche, eigennützige, kalte Menschen sind, und wie sie die Pferde an Eigensinn übertreffen.“ „Doch,“ versetzte gutmüthig der Eimer, „von den Malern wirst du doch nichts Schlimmes wissen.“ „Die Maler,“ entgegnete das Tintenfaß, „sind nicht besser, wie die andern; während sie die heiligsten Bilder auf das Papier dahinzeichnen, führen sie das unheiligste Leben und wühlen mit den Schweinen um die Wette in den Kleien. — Ach! Sähest du das Alles, wie ich es sehe, du würdest mich nicht beneiden. Wie gerne wollte ich dir meine Stelle abtreten.“ — Wer weiß, wie lange das gelehrte alte Tintenfaß noch seinem Unmuth Luft gemacht hätte; aber die Magd kam nun und wusch es mit rauhen Händen in dem Eimer wieder rein und trug es dann hinauf in das Studierzimmer ihres Herrn; der Eimer aber dachte bei sich: „Das ist, meiner Treu! so ein alter eingereisteter, staubbedeckter Stubenhocker und Tintenklekser, den die Sonne nie bescheint und der die ganze Welt so schwarz wie sich selbst ansieht. Gott verzeih ihm die böse Rede! nun hat er mich selber mit seiner schwarzen Galle angeschwärzt.“

Aus dem Hofleben Herzog Albert V. in München

und

das Turnier in Wien, unter Ferdinand I. i. J. 1560.

Die folgenden Blätter aus dem Tagebuch des Lautenschlägers Wolf Wolfrath führen uns in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, in die Zeit Ferdinands I. und an den Hof Albert V. in München. Die deutsche Geschichte jener Zeit bietet uns einen traurigen Anblick; es nahm in Folge der unseligen Glaubenstheilung die Erbitterung der Gemüther von Tag zu Tag zu, bis endlich der während eines Jahrhunderts genährte und großgezogene Haß mit den höllischen Furien des dreißigjährigen Krieges über das unglückliche Vaterland losbrach und das Land in eine rauchende Trümmerstätte, das Volk in eine von den Wölfen des Bruderkrieges zerfleischte und zerrissene Heerde verwandelte, über welche die eiserne Hand fremder herbeigerufener Eroberer übermüthig das Loos warf. In dem Jahrhundert, welches die Waffen zu diesem mörderischen Kampfe schliff und das Gift rasenden Hasses in den Becher mischte, erscheint Albert V., auch der Großmüthige, von seiner hochherzigen Milde gegen besiegte Feinde und Verschwörer genannt, im schönsten Lichte eines großen, wahrhaft deutschen Fürsten, der es sich angelegen seyn ließ, den Zwiespalt nicht durch die Waffen zu erweitern, sondern durch Belehrung und innere Besserung auszusöhnen. Ihn nennt darum mit Recht Westenrieder, in dessen Brust ein wahrhaft bayerisches Herz schlug, einen der vortrefflichsten Fürsten seiner Zeit, und sagt: „Nachdem er einige Jahre (von 1537 — 1544) zu Ingolstadt studirt, und dann auf seinen Reisen durch das, damals sehr gelehrte und geschmackvolle Italien mit den schönsten und nützlichsten Kenntnissen sich bereichert hatte, trat er im zwei und zwanzigsten Jahre seines Alters die Regierung an, führte sie neun und zwanzig Jahre unter unaufhörlichen Reichs- und Landessorgen, und blieb, mitten in der großen Welt, unter den niederdrückendsten Vorfällen, bei welchen der Geist gewöhnlicher Menschen ermüdet und erschöpft wird, der wärmste Freund der Gelehrsamkeit und der schönen Künste; wie er denn im sogenannten alten Hof eine Bibliothek gründete, welche er mit den seltensten Büchern und Handschriften bereicherte, selbe auch fast täglich am Abende zu seiner Erholung besuchte (man sah noch vor einem Menschenalter die hölzernen Pulte, auf welchen er sich aus Büchern Auszüge schrieb) und dort die geschicktesten Leute seiner Nation, die sich durch Talente und Fleiß auszeichneten, kennen lernte. Er sammelte auch einen Vorrath von Münzen, alten Statuen und Brustbildern altrömischer Kaiser, ihrer Gemahlinnen und berühmter Römer, und legte einen vorzüglichen Grund zum nachmaligen berühmten Antiquarium, ferner zur Bilder- und Kunstkammer. Er hielt das, damals glänzendste Orchester in Deutschland, und ermunterte die bayerischen Künstler, Maler, Bildhauer, deren Namen in Deutschland berühmt sind, auf das Großmüthigste."

Während die gewöhnlichen Geschichten uns meist nur von Schlachten und Kämpfen erzählen, führt uns Wolf Wolfrath in die innern Gemächer dieses kunstsinnigen Hofes, in den vertrautesten Kreis des häuslichen Lebens. Wir hören den Herzog und die Herzogin sprechen, der Hofnarr macht uns seine Schalkheiten vor und die Kammermägde treiben ihren Scherz. Zugleich erscheint auch Orlando di Lasso an der Spitze jener berühmten Hofkapelle, die aus 90 Personen bestand und die der Herzog aus Deutschland, den Niederlanden, Frankreich, Italien, Spanien, ja selbst aus Griechenland berufen. Es war dieß der große Tonmeister, schon das Wunder seiner Zeit, dessen Werke noch nach drei Jahrhunderten in unsterblicher Kraft in unseren Kirchen ertönen und unter der Leitung eines Adlingers in der Hofkapelle, eines Etts in der Hofkirche von St. Michael, besonders in der Fastenzeit die Gemüther zur Andacht bewegen. Thibaut, dessen gediegenes Urtheil in musikalischen Fragen anerkannt ist, drückte dieß in seiner Schrift über die Reinheit der Tonkunst schon vor Jahren als einen Wunsch seiner Begeisterung für den alten Meister aus; seine Worte gleich ehrenvoll für Orlando wie für Herzog Albert V. Seite 156 lauten: „Noch unverzeihlicher ist es aber, daß man einige Versuche in München abzurechnet, für Orlando di Lasso, dem das Verwandeln seines flamändischen Namens (Roland Laß) in einen welch Italienischen die deutsche Kraft nicht genommen hat, so ganz und gar nichts thut. Denn er galt zu seiner Zeit (geb. 1520, † 1594) fast wie ein Wunder der Welt, in Deutschland wie im Auslande. Nach München berufen stand er dort einer Singkapelle vor, wie sie Deutschland nie sah und schwerlich wieder sehen wird. Seine vielstimmigen Compositionen waren, größtentheils gedruckt, durch ganz Europa verbreitet und überall hochgeehrt. Ich besitze durch die Güte eines päpstlichen Sängers eine vierstimmige Messe von ihm, auf deren Titel die alten Abschreiber zu Rom gesetzt

haben. Hic est Lassus, qui lassum recreat orbem, d. h. dieß ist der Lassus (der Müde), der die müde Welt erquickt. Carl IX., um nach der Bluthochzeit Seelenruhe zu bekommen, ließ sich von ihm die Bußpsalmen in Musik bringen. Dieses riesenhafte Werk liegt noch mit Gold, Edelsteinen und den Bildnissen der damaligen Tonheros geziert auf der Münchner Bibliothek. Aber welcher junge Tonkünstler ist wohl nach München gereist, um dieß Werk, und andere dort befindliche Werke des unvergleichlichen Meisters zu studiren?" So weit Ubbani; wenn er übrigens hiermit meinte, jene herrliche Handschrift sei für Carl IX. von Frankreich geschrieben worden, so irrte er sich, da man sehr gut weiß, daß dieß Prachtwerk ein Denkmal ist, welches Herzog Albert sich und seiner Hofkapelle setzen wollte, wie es auch noch das bayerische Wappen darauf beweist.

Weiter führt uns der junge Lautenschläger an den kaiserlichen Hof nach Wien. Maximilian, der spätere Kaiser Max II., gab hier zu Wohlgefallen seines Vaters, Kaisers Ferdinand I., und zur Feier der Ankunft seines Schwagers, Albert V., ein Turnier und ritterliche Hof- und Volksfeste. Die Gemahlin Herzog Alberts, die ihn auf dieser Fahrt begleitete, Erzherzogin Anna, war eine Tochter Ferdinands I.; sie war es, die durch ihren Ehevertrag dem bayerischen Hause jene Ansprüche auf die gesammte österreichische Erbfolge gab, die daselbst in den späteren Erbfolge-Krieg vergeblich geltend zu machen suchte. Ihre Tochter Maria wurde mit Erzherzog Carl von Oesterreich, einem Bruder Max II., der auch auf jenem Turniere zugegen war und seinen Dank gewann, 1571 vermählt; sie wurde die Mutter von fünfzehn Kindern, und darunter war Kaiser Ferdinand II. (geb. 1578), der den männlichen Habsburger Stamm allein fortsetzte, bis derselbe i. J. 1750 mit Carl VI. erlosch.

Carls V. Bruder, Kaiser Ferdinand I., dessen Leben F. v. Buchholz nach den Urkunden der Zeit in 9 Bänden beschrieben, war nicht minder wie Herzog Albert ein Mann, der den Werth der Wissenschaften zu schätzen wußte und sich mit Gelehrten umgab; als ihm darum sein Oberjägermeister, der die Hunde und das Wild mehr liebte als die Musen, öfter Vorwürfe machte, daß er Männer der Wissenschaft Leuten seines Adels und seines Sinnes vorziehe, schickte Ferdinand ihm einmal eine Menge wichtiger Papiere und forderte in wenigen Stunden darüber ein Gutachten von ihm. Der Jägermeister, der sich auf diese Jagd schlecht verstand, zerbrach sich den Kopf und wußte die Papiere unerledigt zurückschicken. „Wohl," sprach Ferdinand, „so laß auch mir in Zukunft die Gelehrten in Frieden, denn du siehst, wenn ich die Ungelehrten regieren ließe, so würde es noch schlimmer gehen." — Von ihm wird gleichfalls jenes wahrhaft fürstliche Wort an die Böhmen berichtet. Als nämlich die wichtigsten Freiheitsbriefe ihres ständischen Archives ein Raub der Flammen geworden und sie besorgten, der Kaiser möchte diese Gelegenheit zur Unterschlagung der unbequemen Freiheiten benützen, erwiderte er den scheu sich Anfragenden: „Eure Freiheitsbriefe sind ein Raub der Flammen geworden, aber Treu und Glauben und mein königliches Wort sind nicht verbrannt. Alle und jede Freiheiten, um die euch nur dieser Zufall gebracht hat, will ich euch erneuern und im Zweifel lieber mehr geben, denn weniger." Soleyman, den er selbst gegen seine treulosen Unterthanen, die dem Kaiser die Festungen während des Waffenstillstandes ausliefern wollten, gewarnt, sprach darum bei seinem Tode (1564): „Da ist fürwahr ein gerechter und redlicher Fürst gestorben." (Siehe Hormayer öfter. Plutarch.)

Das sind die Fürsten, welche in dieser Erzählung erscheinen; das Turnier selbst aber fand ohne Zweifel im Jahre 1560 — und nicht wie es wohl durch eine irrige Lesart heißt 1565 — statt. Denn 1565 war Kaiser Ferdinand I. schon ein Jahr todt; 1560 aber begaben sich nach v. Aretin (Maximilian I. S. 180) der Herzog und die Herzogin von Bayern nach Wien zu einem Familiencongreße, der mit Turnieren, Bällen und Festlichkeiten begangen wurde. Der ungarische Ehrenherold, Hans von Francolin, ein gebornr Burgunder, hat von diesem Turniere und den Festen eine eigene sehr ausführliche Beschreibung mit vielen Holzschnitten, Frankfurt 1566, herausgegeben, die gar Manches viel umständlicher erzählt und zur Vergleichung dienen kann. Auch das Münchener Archiv besitzt einen Akt über die Feste und was sich Tag für Tag begeben.

Die Blätter aber aus dem Tagebuche des Wolf Wolfraths selbst anlangend, so erschienen diese zuerst in den von Vulpius zu Weimar herausgegebenen Curiositäten 1811 I. Band S. 24. Leider ist die Handschrift selbst unbekannt geblieben; wenigstens besitzt unsere Münchner Bibliothek keine Abschrift davon; der Herausgeber hat seine Mittheilung nur mit der folgenden kurzen Anmerkung eingeleitet: „Nach dem Originale, aus der Sammlung alter Urkunden und Schriften eines Liebhabers der Vorzeit mitgetheilt, mit nur wenigen Abänderungen in der Sprache und nach unserer jetzigen Rechtschreibung, um daran so wenig wie möglich zu verwischen, und dennoch den Lesern nichts unverständlich zu lassen." — Wie weit diese Veränderungen gehen, und das Mitgetheilte ohne einigen Hinzuthun der Urschrift entspricht, müssen wir dahingestellt seyn lassen; die Leser mögen nun die Worte des jungen Sängers selbst hören, er hebe also an:

Ich war sechzehn und ein halbes Jahr alt, als mein gestr. Herr Jost von Neydeck zu meiner Mutter sprach:

Frau Elsbeth, es ist euer Sohn nun herangewachsen und hat mancherlei Dinge gelernt, die ihn wohl in der Welt fortbringen werden. Er kann leidlich schreiben, ein wenig Latein, kann singen und die Harfe spielen, und ich meine daher, es sei wohlgethan ihn an einen Hof zu bringen. Denn was soll er länger hier thun? Auch werde ich älter, und weiß nicht, wie's meine Nachkommen mit ihm halten wollen.

Sprach meine Mutter: Ihnt edler Herr! was euch wohl dünkt. Sein Vater ist auch früh in die Welt kommen, und hat ihm das nicht geschadet.

Es war aber gewesen mein Vater Wappner und Rüstmeister meines gestr. Herrn von Reydeck, und war gestorben, da ich kaum sechs Jahr alt war und mein Schwesterlein, deren drei. Da hatte sich unser Herr Reydeck unserer erbarmt und uns bei sich behalten auf seinem Schlosse. Als ich aber zehn Jahre alt war, kam ich zu dem Abte zu St. Luthart, der im Kloster mich unterweisen ließ im Schreiben und Rechnen, im Singen und Saitenspiel und in der lateinischen Sprache, dieweil ich nicht Stärke genug und keine Lust hatte, die Waffen zu tragen und zu lernen, was mein Vater gelernt hatte.

Da sprach der Herr von Reydeck: Ich bin gesonnen auf Kerzwolbe (Lichtmeß) gen Ingolstadt zu reisen, und will Wolfen mit mir nehmen und zusehen, ob er vielleicht Dienste finden kann am Hofe meines Herrn, des Herzogs Albrecht von Bayern, der die Musika gar sehr liebt und schätzt; wie er denn auch selbst ein guter Musikus ist, und bei sich hat den berühmten Musikmeister Lassus (Orlando di Lasso), dessen wunderschöne Weisen so bekannt sind.

Meine Mutter sprach: Wie es euch gefällt. Ihr seid des Buben Wohlthäter und Herr.

Zu mir aber sprach meine Mutter: Wenn du hinaus kömmst in die Fremde, so halte dich nur allzeit redlich und ehrlich, und es wird dir nicht fehlen; vertraue Gott und handle recht und nichts kann dir Schaden bringen.

Meine Schwester aber weinte und schenkte mir zum Andenken ein Tüchlein mit fein genähten Zipfeln und Trotteln dran, was sie selbst gemacht hatte.

Es kamen aber allerlei Hindernisse darein, daß wir nicht konnten reisen, bis zum schwarzen Sonntage (Passionssonntag), aber da wollte mein Herr nicht gehen, und feierten wir erst daheim das Osterfest. Da kam eine Antwort auf den Brief, den mein Herr von Reydeck gesandt hatte an Herzog Albrechten, des Inhalts, er solle nur kommen und mich mitbringen. Aber wir wurden beschieden nach München.

Da rüsteten wir uns zu, zu der Reise, und ging es daheim an ein großes Weinen von Mutter und Schwester, das kaum zu sagen ist. Gott tröstete uns aber endlich alle, und meine Mutter gab mir ihren Segen und einen goldnen Fingerreif (Ring) von meinem Vater, dem Gott eine fröhliche Urstand (Auferstehung) verleihen wolle, wie uns Allen nach unserm Tode!

Also an des Herrn Urfahrtstage des Jahres 1565 machten wir uns auf den Weg, und kamen in der Pfingstzeit zu München an, wo eben Herzog Albrecht Hoflager hielt.

Da kam zu uns des Herzogs Ehrenhold, klopfte auf meine Achsel ganz freundlich und sagte: Willkommen Gesell in München! Du bist deines Vaters leibliches Ebenbild. Der war mein guter Freund und ich der seinige.

Das freute mich gar sehr und ich gab ihm die Hand, doch etwas ängstlich und furchtsam. Und er sprach: Sei gutes Muthes. Es geht bei uns gar fröhlich her, und wird dir wohl gefallen.

Danach ließ mir mein Herr von Reydeck einen Becher geben mit Wein, den ich frisch leerte, damit ich Muth bekäm, mich dem Herzoge zu zeigen, was auch geschah. Und da neigte ich mich tief, als ich eintrat in den Saal. Da saßen an einem Tische der Herzog und sein Gemahl (war Kaiser Ferdinands Tochter), sein Ohm der Bischof, sein Truchseß, zwei fremde Edelleute und mein Herr von Reydeck, die speis'ten; und standen schöne Kannen und Becher zwischen den Schüsseln. Ich aber hatt' mein Barettlein unter'm Arme, und meine Harfe in der linken Hand, wie mir das gelehrt war. Und da kam des Herzogs Narr mit seinem Schellengeklapper auf mich zu, sah mir in's Gesicht und rief aus: Federn, eitel Federn! Sprach der Herzog: Schweig Narr! da setzte der Narr sich bei ihm nieder auf den Boden und trieb lächerliches Gespiel und Zeug.

Des Herzogs Gemahl wendete sich freundlich zu mir und sagte: Wohlan, junger Spielmann, singe uns etwas. Da ließ ich mein Barettlein fallen und griff rasch in die Saiten. Aber es trat ein Diener herbei und brachte mir ein Bänklein, darauf setzt ich mich. Es kam auch ein Mann in den Saal, der trat entfernt, hatte ein schwarzes Wams an und einen kurzen Mantel um. Er trug eine goldene Kette und war, wie ich nachher erfuhr, Meister Wohlgemuth, des Herzogs Hofsänger.

Da rief der Herzog aus: Sei ohne Aengstlichkeit, lieber Wolf! und laß uns hören, was du kannst. Der Narr aber sprach: Ihr werdet auch hören, was er nicht kann. Der Herzog sprach: Schweig Narr! Singe, mein Sohn! Und ich ermannte mich, spielte und sang:

Wohl kömmt der Mai
Mit mancherlei
Der Blümlein zart,
Nach ihrer Art.

Erquicket das
Verderben was
Je durch Winters Gewalt;
Das erfreut sich mannigfalt.

Alles was lebt,
Jetzt sich erhebt,
Der Vöglein Gesang
Welcher vor lang
Geschwiegen was.
Auch Laub und Gras.
Ja, es grünet wohl schon;
Derhalben ich nicht trauren kann.

Ganz fenderlich
Erfreu' ich mich
Heimlichen des,
Ich weiß wohl weß.
Dauen nicht viel
Ich sagen will,
Ja auch nicht soll,
Will mir Gott wohl,
So geht mir's wohl.

Ja, wem Gott wohl will, dem geht's immer wohl! sagte der Bischof gar fromm, und der Herzog sprach: Narr! wie hat der Sänger gesungen? Da sprach der Narr: Besser als mein Gisel. Das verdroß mich schier, daß ich ganz roth wurde. Der Herzog aber lachte und sprach: Wolf hat's gut gemacht; er soll uns noch ein Liedlein singen. Mir war's gar nicht recht, ich mußte aber doch singen.

Ohn' allen Falsch will ich stets seyn,
Bis an mein's Lebens Ende,
Gegen die Allerliebste mein,
Von der ich mich nicht wende.
Mit Seufzen klag'
Ich Nacht und Tag;
Mein Herz sich nach ihr kränket,
Doch, wohl ich weß,
Sie werd' mich noch
In ihr Herz liedlich senken.

Der Narr schrie: Poz hinkende Gans! der Bub' ist verliebt wie ein Spatz. Alle lachten laut auf. Ich aber sprach: Es ist nur so ein Lied, das ich gelernt habe. Da fragte der eine Ritter: Du bist also nicht verliebt? Wohl dir! Die Herzogin drohte ihm mit dem Finger und sprach kein Wort dazu. Der Herzog aber wurde gewahr Meister Wohlgemuth, den Hofsänger, winkte ihn zu sich und sprach, ich weiß nicht was, mit ihm. Da nickte er freundlich und ging zu meinem Herrn von Neydeck und sprach auch mit ihm. Darauf wurde das Gratias gesprochen, und sie stiegen Alle von der Tafel auf. Ich stieg auch auf von meinem Bänklein, und nahm mein Barettlein wieder unter den Arm. Der Herzog gab seinem Gemal die Hand und ging an mir vorbei. Da sprach er: Ich nehme dich in meinen Dienst, und verließ den Saal. Die Andern folgten ihm. Der Narr aber gab mir einen Schlag mit seiner ledernen Kolbe und sagte: Da hast du Handgeld. Da kam der Musikmeister, trat freundlich zu mir und sagte: Der Herzog hat befohlen, du sollst zu dem alten Ehrenbold Marler ziehen, der deinen Vater gekannt hat, und bei mir sollst du dich im Singen üben. Du hast eine feine Stimme; Gott wird dir beistehen, etwas zu lernen, wenn du fleißig bist und dich wohlhalten willst. Das will ich, sagte ich, und gab ihm die Hand. Er aber führte mich über zwei Säle in ein Stüblein; da saßen drei feine Jungfrauen, die waren Kammer-Mägde der Herzogin und speis'ten. Da sprach Meister Wohlgemuth: da ist ein Gast, der auch gern etwas hätte, unser neues Sängerlein. Sie aber lachten, rückten zusammen und sprachen: Setzet euch her. Er aber sprach: ich muß zum Herzog, und ließ mich bei den Jungfren. Da wurde mir angst und bange, und ich wußte nicht, was ich thun sollte. Sie aber hießen mich niedersezen und gaben mir Speise und Trank. Dieweil ich so ängstlich war, konnte ich nicht viel essen; doch that ich dreimal Besched in Wasser und Weine, denn mir war gar warm und heiß. Und die Jungfrauen fragten allerlei, und ich antwortete darauf, so gut ich konnte.

Und da sprach die eine, die der Fürstin Gürtel-Magd war, gar lächelnd zu mir: Bist du auch verliebt? — noch nicht; es wird aber wohl werden. Da lachten sie alle drei und sprachen: der wird schon einschlagen. Ich hörte das mit an, wußte aber nicht, wo ich einschlagen sollte, wie's wär, und war auch kein Bergmann. Da dachte ich, das wirst du wohl noch erfahren.

Wie wir nun so sprachen, kam der Narr herein, was mir gar verdrüßlich war, und schrie: Poz hinkende Gans! da sizt der Gimpel bei den Sperbern. Da sprangen die Jungfrauen auf und schlugen auf den Narren zu. Die Gürtel-Magd aber ergriff ein Beslein, rieb's ihm unter die Nase und sprach: Riech, Narr! da schrie der Narr, wie einer, der da niest, und sprach: Euere Blume riecht gar zu stark! da schrieen alle drei: Kopfweh, Kopfweh, für dich! Mir war bei dem Lärmen gar sonderbar zu Muthe und blieb ich sitzen, erwischte ein Kännlein mit Wein und zog es aus.

Aber der Narr bat ihn bleiben zu lassen, er wolle fromm seyn und sei nur gekommen, mich zu examiniren, ob ich im Latein gut beschlagen sei. Da bekam ich Muth (ich meine das Kännlein hatt's gemacht), und sagte: stultus appage! Hey! sagte der Narr, der Bub' ist so gelehrt wie der Kaplan, aber hübscher; nicht wahr? Ihr werdet den Vogel schon fliegen lernen. Die Jungfrauen aber stießen den Narren hinaus und verschlossen die Thür.

Drauf sprachen sie mir zu: Singe uns etwas, du

Sängerlein. Ich ließ mich nicht lange bitten, nahm die Harfe, spielte und sang:

Werther Mund!
Wen dir ist wund
Mein's Herzens Grund.
Sollt' ich und kund (könnt' ich)
Wünschen die Stund
Die mir Glück gunnt,
Daß ich Gnad fund',
Bei dir, so wärd' mein Herz gesund.

Darum bitt' ich
Gar herzlich,
Zu dir, und sprich:
Verlaß nicht mich,
Denn ich begehr
Auf Erd nicht mehr.
Mein Herz ist schwer,
Ich bitt', o kehre zu mir her!

Die Jungfrauen lobten mich und meine Stimme und sagten: Es wird dir wohl gefallen an unserm Hofe, und wird dir wohl gehen. Nur nimm dein Herz in Acht, denn es gibt da gar große Liebesgefahr, wenn man gar zu jung ist und liebt. Indem legte die eine so ihre Hand auf die meine, als sie das sagte, da war's, als legte eine Kohle brennend heiß sich drauf. Ich sagte aber nichts, und die Hand blieb auch nicht lange liegen. Als wir nun gegessen hatten, ging ich in unsere Herberge zurück.

Ich kann nicht sagen, was Jammer ich ausstand, als nun mein Herr von Neydeck von mir schied. Ich küßte ihm wohl hundertmal die Hand und weinte gar sehr, als er davon ritt. Meister Wohlgemuth und Marler trösteten mich und ich zog zu diesem in's Haus.

Da war gekommen zu des Herzogs Hand ein offener Brief und Ausschreiben von Wien, von dem Erzherzoge Maximilian, König von Böhmen, der da halten wollte zu Wohlgefallen seinem Herrn Vater, dem Kaiser Ferdinand, Herzog Albrecht's und seiner geliebten Brüder und Schwestern, ein ritterliches Ehrenspiel zu Roß und zu Fuß. Diese Einladung nahm der Herzog an und rüstete sich zu, mit großer Pracht nach Wien abzuziehen und dort zu erscheinen.

Da sprach zu mir mein Herr Marler, der Ehrenhold: Wolf! du sollst auch mitziehen nach Wien zum Turnier, und will ich dich machen zu meinem Perfevanten. Da fragt' ich: Was ist das? Er sprach: Du wirst's erfahren.

Nun mußte ich lernen die Bilder und Figuren erkennen auf den Wappenschildern, und unterscheiden die Tinkturen, Gold, Silber, Veh (Pelzwerk) und allerlei Farben, wie sie vorkamen. Auch lernte ich den Stab führen, ausrufen, Stillschweigen gebieten, und thun, was die Perfevanten und Lehrlinge der Ehrenholde thun müssen. Und ich begriff das Alles sehr wohl. Da freute sich mein Lehrer darüber, führte mich zum Herzog, und machte meine Aufnahme kund. Das geschah nach dem Gebrauche an einem Sonntage. Da trat der Ehrenhold vor den Herzog und die fürstliche Versammlung in den Saal, angethan mit dem Ehrenkleide, führte mit seiner linken Hand mich an meiner rechten, und trug in der Rechten zwei Schaalen, gefüllt mit Wasser die eine, mit Wein die andere. Dann fragte er den Herzog, ob er seine Erlaubniß gebe, mich anzunehmen zu seinem Perfevanten? Da nun der Herzog Ja sprach, begoß der Meister meinen Kopf mit Wein und Wasser, und legte mir dann mein neues Perfevantenkleid an, fast wie das seinige, nur nicht so reich gestickt und verbrämt, und ließ sich von mir den Eid der Treue schwören. So war Alles gut. Es sprach aber der Narr: Ich sähe aus wie eine Gans, der die Flügel gebunden wären. Da war ich muthig und sprach: So sehe ich doch besser aus, als ein Narr. Der Naar nahm seine Kappe ab und reichte mir seine Kolbe, ich aber sprach: Ich mache nicht gern arme Leute. Nähm ich dir die Kolbe, so wärst du gar nichts. Alle lachten und mein Herr sagte: Nun, Kunz! hast du genug Kraut auf die Schüssel? Der Narr sprach: Das Fleisch fehlt. Da sagte ich: Stecke dich hinein, da gibt's Gewürzwildpret drinne. Die Herzogin freute sich darüber und sagte: Kunz hat seinen Mann gefunden. Nein! seinen Jungen, sagte der Narr. Ich aber sprach: Es ist ein junger Kukuk, die alte Grasmücke kömmt um ihren Kopf. Da sagte der Herzog: Höre, Wolf! du sollst zuweilen dem Narren etwas abgeben, damit er klug wird. Da sprach ich: Gnädiger Herr! laßt ihn lieber einen Narren bleiben, so verhungert er nicht. Dich füttern die Kammer-Mägde, drum bist du so witzig geworden, sagte der Narr, und schrie laut: Wer kauft? wer kauft? Holla! wer kauft meine Kappe? Wir aber gingen davon. Und da mir der Fürstin Gürtel-Magd begegnete, sagte sie: Lieber! komm diesen Abend zu uns, bringe deine Harfe mit und singe und etwas vor. Und ich versprach's, und kam und sang. Als ich nun von dannen ging, sah es der Narr, lief auf mich zu und fragte: Welche Zeit ist es? Ich sprach: Es ist die Zeit, wo man den Narren aus dem Wege geht. Er aber gab mir einen Schlag und sagte: Es schlägt Eins auf einmal. Ich sprach: Laß das sein! Er sagte: Was machst du bei den Mägden? und wollte mich wieder schlagen. Ich aber nahm ihm die Kolbe, schlug ihn zu Boden, ging davon und sprach: Narren muß man mit Kolben lausen. Da ließ er mich nachher geben und schlug mich nicht mehr, wenn er mich auch neckte.

Nun aber traten wir die Reise an, und fuhr der Narr auf einem Kärnlein in einem Gezitter, saß wie

in einem Vogel-Käfich, hinter dem Wagen des Herzogs her. Viele Ritter und Reisige begleiteten den Herzog und sein Gemahl, und des Hofgesindes war fast gar viel dabei. Wir aber gingen bald zu Wasser weiter, und fuhren in schönen gemalten Schiffen die Donau hinab. In dem unsern hatten wir bei uns zwei Jofen und eine Gürtel-Magd der Herzogin, wie auch die Trompeter, Pfeifer und Schallmeier des Herzogs, die gar wacker aufbliesen. Da waren wir ganz lustig, sangen und tanzten im Schifflein gar munter.

Und als wir nach Wien kamen, sahen wir des angekommenen Volks so viel, daß wir schier erstaunten. Es ist auch nicht zu sagen und zu beschreiben, mit welcher Pracht und Herrlichkeit die Fürsten und Herren da erschienen, und wie schön die Jungfrauen sich zugerüstet und ausgeschmückt hatten, mit Edelgesteinen, Ketten, Blumen und Bändern, daß man gar nicht wußte, wohin man die Augen wenden sollte. Ich durchlief nur die Straßen, um zu hören und zu sehen, was vorging. Da hörte ich Sang- und Saitenspiel gar lieblich und fein, und wär schier nicht in die Herberge gekommen, hätte ich dem Ehrenholde nicht als Persevant beistehen müssen.

Als nun das Turniers-Cartel angeschlagen war, wurden die Dänke bekannt gemacht, die da gegeben werden sollten nach Erkenntniß der Richter, der Frauen und Jungfrauen.

Da kamen nach und nach die Gäste alle herbei, und war des Volkes fast zu viel in Wien, daß kein Unterkommen war. Wir aber wohnten in den Häusern des Grafen von Salm, des Herrn Ehinger und des von Harrach, von welchen Gänge eingebrochen waren, eins in das andere Haus, dieselben bequemlich zu bewohnen.

Als nun mein Herr, der Herzog, bei Kaiserl. Maj. gespeiset hatte, ging er mit allen Herrschaften am 12. Junius d. J. 1565 zur Jagd. Den folgenden Tag aber hub das Fußturnier an, und sind zu demselben elf Partheien aufgezogen in großem Schmucke, die hatten bei sich Trommeln, Pfeifen und Trommeten. Darunter war auch Herzog Ernst von Oesterreich, des Kaisers Sohn, erst zwölf Jahre alt, der mit Herzog Karln von Oesterreich zwei Spieße im Rennen gebrochen und fünf Streiche mit dem Schwerte gar zierlich gethan.

Wie nun in der Ordnung wiederum aus den Schranken abgeschieden wurde, ist erschienen ein kurzweiliger Marcolfus (Schalksnarr), mit Hahnenfedern geschmückt, der saß auf einem ungesattelten Esel, rücklings, und hielt den Schwanz als seinen Zaum in der Hand. Den wollte unser Narr Kunz necken und hielt ihm einen Spiegel vor; der Marcolfus aber ließ — — — da lachten Alle.

Den 13. war der Tag Corporis Christi, da man den Fronleichnam in einer goldenen Monstranz umher trug. Und ging die ganze Bürgerschaft in Prozession, nach ihren Handwerkern, denen jeder Zunft zwei große Kerzen vorgetragen wurden, die waren von Holz, gemalt und übergoldet, in die 18 Ellen hoch, daß ihrer gar Viele daran zu tragen hatten. Sie hatten ihre Fähnlein und Federbüsche auf den Hüten, ihre Spielleute vor sich und trugen auch schöne geschnitzte Bilder. Die Kerzen aber waren fast so hoch wie die Häuser, mit brennenden Wachslichtern umwunden. Auch zogen mit, der Kaiser und alle Herrschaften und ihre Dienerschaften. Dann wurde auf dem Schlosse gespeiset; waren der Weibsbilder dabei 154 und Abends war Hoftanz. Da ging ich auch hin und befand mich neben einem Mägdlein, die war gekommen mit ihrer Herrschaft aus Franken, und war gar redselig, kannte auch der Herrschaften viele und nannte sie mir. Und sie hielt sich gar nahe zu mir. Wir hielten einander bei dem Arme, daß wir uns nicht verlieren und von einander kommen möchten.

Mitten in dem Tanze ließ der spanische Abgesandte, Graf Luna, ein Turnier zu Rosse ausrufen, im Namen der Göttin der Liebe, und sollte der gefangene Cupido erledigt werden, von wegen Untreu und Falschheit schöner Frauen im Kerker. Da war Alles froh und folgte ein schöner Mummenschanz (Maskerade) darauf. Ich ging aber endlich davon, und ging das Mägdlein mit mir, die nicht weit von uns ab wohnte, wohin ich sie führte. Und sie schenkte mir zwei Aepfel, die aber in zwei Tagen schwarz wurden, weßhalb ich sie nicht aß, auch mit dem Mägdlein nicht mehr freundlich seyn mochte, von wegen des eingethanen Liebesmittels in die Aepfel. Sie aber sagte, ich sei ein Narr. Dabei blieb's.

Als aber nun das Liebes-Turnier gehalten wurde, da erhielt meines vorigen Herrn Sohn, Graf Neydeck, den ersten Dank; das war ein goldener Spieß. Den zweiten Dank, ein goldenes Schwert, erhielt der junge Graf von Plauen, den dritten Freiherr von Zeltungen, den vierten, ein goldenes Kränzlein, Erzherzog Ferdinand. Herr Jacob Zeich, des Erzherzogs Carl Kämmerer, der am schönsten geschmückt zur Bahn gekommen war, erhielt von den Jungfrauen den Zierdank, auch ein goldenes Kränzlein.

Am 17. Junius aber wurde wieder gar mächtig turniert, und ritten da allein 48 Fürsten und Grafen mit zur Bahn in vierzehn Partheien. Und kam nach der zehnten Parthei ein großer Fels, mit kleinen Blümlein besteckt, auf welchem ein Thurm stand. Als man mit dem Stabe an den Fels schlug, that sich derselbe von einander, und es ritt heraus in völliger Rüstung, Herr Casper von Fels, Freiherr von Schenkenberg. Es war auch ein Galgen aufgerichtet, daran der Cu-

pido sollte gehenkt werden, mitten in der Bahn, aber die edlen Frauen und Jungfrauen baten ihn los. Da wurde er denselben übergeben und zu eigen geschenkt, und in's königliche Frauenzimmer geführt. Alsobald aber ging das Thürmlein neben dem Galgen mit großem Krachen und Platzen an, und flogen umher mehr als 1000 Raketlein.

Dann aber wurde Tanz gehalten und die Dänke wurden vertheilt. Den ersten Dank, ein goldenes Kränzlein, bekam Don Castello Barcho, von der Jungfrau Lasso de Castilia, die er herzte und zum Tanz führte. Goldene Ringe bekamen: Hans Kinsky, der Freiherr von Ulting und ein Herr von Vernstein.

Darauf, am Tage Johannis des Täufers, hielt der Herr Graf Luna abermals ein Turnier, vor Wien, im freien Felde, jenseits der Schlagbrücke. Da waren die Schranken errichtet, und schön verziert mit Laub- und Blumenkränzen, zwischen hohen Tannenbäumen, je sechs Schritte weit einer von dem andern. Und an dem ersten Baume hing des Grafen Luna Wappen, zwischen den Bildsäulen des Mars und der Venus. Die waren acht Schuhe hoch und standen auf Säulen, zwischen Lorbeerbäumen, die Schwibbögleln mit grünen Sträuchlein umwunden. Die Bühnen aber, auf welchen der Kaiser standen und die edlen Frauen, waren schön verziert und geschmückt und mit Teppichen behangen. Aber auf einer kleineren Bühne, etwas unter der größeren, saß eine schöne niederländische Jungfrau, gekleidet in weißen Sammet und Silber. Vor ihr herab hing eine rothe Sammtdecke, daran war geschrieben auf Spanisch:

Diese ist die Schönste in der Welt. Leget nieder euere Waffen, denn durch ihre Liebe und Gunst habe ich gesiegt.

Unter der Bühne stand die Bildsäule der Göttin Diana, umhängt mit den vier Wappen der Manteutoren (Plagthalter). In dem Wappen des Grafen von Luna sah man einen mit Wasser umgebenen Felsen, an dem zu kurze Leitern lagen, auf welchen ein Gewappneter die Spitze erklimmen wollte, mit dem Spruche: Dahin kein Weg ist, stehet meine Lust. Der Sohn des Grafen Luna führte fast eben dieses Wappen, darüber aber eine Hand, die nach einer schwarzen und einer weißen Kugel griff; dabei stand: Ich hab' den besten Theil erwischet. Das dritte Wappen des Herrn Proskowsky hatte den Spruch: Sie 8 mein 3 für 0. Sollte heißen: Sie achten meine Treu für nichts. Das vierte Wappen des Don Acrima zeigte einen Berg mit einer Perle. Dabei stand: Preciosa.

Als nun aber der junge Graf von Luna, Don de Juiones genannt, einritt in die Bahn, warf er geschriebene Zettel um sich, darauf stand:

Da ich mich an euch ergab
Sprecht ihr auch mein Urtheil ab,
Dennoch werd' ich standhaft seyn,
Und euch lieben nur allein.

Hierauf ritten nun die Partheien ein, gar trefflich und zierlich geschmückt; und es gefiel mir besonders wohl der Herzog von Münsterberg. Dieser erschien in einem mit Stroh verbrämten Kleide und führte in seinem Schilde die Worte:

Es liegt mir eben nichts daran,
Doch muß ich meine Ursach han,
In solcher Farbe zu erscheinen.
Das wissen die Edlen und Gemeinen.

Das that er deßwegen, weil er im ersten Turniere keinen Dank erhalten hatte, ob er ihn gleich verdient zu haben glaubte.

Der Freiherr von Pannewitz erschien ganz schwarz, und hatte den Spruch: Ich weiß, warum ich traure. Freiherr von Zeltung führte den Reim:

Des Glücks ich wart
Nach meiner Art.

Aber dann kamen viele vermummt in Weiberkleidern, welche mit Larven, spitzigen Hüten, waren spanisch gekleidet, und hatten den Reim.

Spitzig Nasen, helle Stimmen,
Wehnet der Teufel darinnen.

Es wurde tapfer gerennt und gestochen, bekam auch Mancher einen Gedenkzettel, und Einige mußten von der Bahn getragen werden. Aber den ersten Dank erhielt Erzherzog Carl, einen goldenen Ring, durch eine ungarische Jungfrau, schön von Gestalt.

So auch erhielten Ringe als Dänke des Turniers, Herr Andreas Teufel und Hr. Raminger. Den vierten Dank erhielt Herr Popel, der am zierlichsten auf der Bahn erschien; Graf Luna erhielt den Dank der besten Invention, und sein Sohn den Dank der besten Livrei und sinnigsten Sprüche, ein Kränzlein von einem Lorbeerbaume.

Nun wurde, nach einigen Tagen, noch ein dazu erbautes Städtlein erobert, was ich aber nicht sah, denn ich mußte an diesem Tage helfen einpacken, und hatte nichts dabei zu thun. Auch ging unser Schifflein voraus, und war in demselben Meister Wohlgemuth, mein Meister, der Ehrenbold, ich und alle Hofmägde, bis auf die Gürtelmagd und die Jungfrau Barbara, ihre Zofe, die einen langen Bart hatte, von Natur wie ein Mann, die bei der Herzogin blieb. Und waren wir sehr lustig und munter: doch ging's nicht so schnell hinauf, als hinab, und stiegen wir bald aus, und gingen mit Wägelein zu Lande weiter. Ich nahm meine Harfe und sang, und wanderte fröhlich darauf zu, kam

auch mit dem Zuge zu München an. Hatte das Wesen gedauert, zu Wien, vom 11. Junius bis zum 30. August, ungerechnet die Tage unserer Reise.

Als wir nun Alle wieder daheim waren, sprach der Herzog: Es macht wohl viele und große Freude so zu leben in der frohen Welt, aber das Trauern kömmt hinten nach. Wie stille mag es jetzt seyn zu Wien, und wie laut war's vorher! Sprach der Kaplan: Edler Herr! ihr sollt wissen, daß aller Welt Herrlichkeit gar kurz ist. Was heute war, ist morgen nicht mehr. Faltete der Herzog die Hände und sprach: „Gott wird's wohl machen!"

Das Kind und die Schlange.

Ein kleines Mädchen saß im grünen Gras bei einem alten Gemäuer und hatte seine Schüssel mit Milchsuppe vor sich: da kam eine Schlange, die hatte noch nichts gefrühstückt und war hungrig; das Kind ließ sie mitessen und so aßen sie eine Weile vertraulich mit einander, als ob sie zusammen gehörten; denn das Kind dachte bei sich, wer weiß, ein andermal habe ich gerade nichts und die Schlange verzehrt ihr Morgenbrod und dann wird sie mich auch mithalten lassen. Nach einer Weile aber merkte das Kind, wie die Schlange die Nascherin machte und nur die Milch schlürfte, da hob es ungeduldig den Löffel in die Höhe und gab ihr einen feinen Backenstreich und sprach: Holla! du! ist auch Brocken! — So hat mir schon meine Amme die Geschichte erzählt, daß sie aber wirklich und zwar in Bayern geschehen sei, das habe ich erst später aus dem Tagebuch des Abraham Kern von Wasserburg (in Westenrieders Beiträgen Band I. S. 172) ersehen, denn dieser hat es beim Jahr 1626 mit folgenden Worten angemerkt: „Den 27. Dezember hat der Johann Menginger, Pfarrer allhier bei dem heil. Geiste oder Spital zu Wasserburg mir im Gespräch vermeldet, daß die Historie mit dem Kinde und einer Natter, so mit dem Kind eine Suppe oder Milch, darin Brod gebrockt gewest, aus einer Schüssel gegessen und das Kind die Natter, als selbe aus dem Geschirr geleckt, auf den Kopf geschlagen, sprechend: ist Brocken auch, wahr und zu Obelkaimb bei Ebersberg geschehen sei."

Wenn das Kind hier in seiner Unschuld die Gefahr nicht ahnend die Natter ruhig mitessen ließ, so erzählt uns Petrarka in seiner lateinischen Schrift von denkwürdigen Dingen eine ähnliche Begebenheit, wo ein junger Kriegsheld seiner Zeit gleiche Furchtlosigkeit gegen eine Schlange zeigte. Die Worte des großen italienischen Dichters, der auf dem römischen Kapitol mit dem Lorbeer gekrönt ward, lauten also: „Als ich auf der hohen Schule von Bologna studirte, da hörte ich Folgendes: Der Viscomite Azo, der später die Herrschaft von Mailand erhielt, zog mit dem Heere auf Befehl seines Vaters aus und überschritt den Apennin. Bei dem Hochpasse besiegte er die Feinde entgegenkommend, welche ein gewisser Castruccio anführte. Dieser lieh ihm nun seinen trefflichen Beistand und so wandte er sich denn, die Bolognesen mit gleichem Ungestüm und Glück zu besiegen. Auf diesem Feldzug geschah es aber, da er einmal von dem Pferde stieg und ausruhte, daß eine ungeheure Viper, von seinem seiner Begleiter bemerkt, in seinen Helm neben ihm hineinkroch. Als er diesen nun bald darauf aufsetzte, ereignete sich der merkwürdige und schreckliche Zufall, daß die Schlange an den edeln Wangen des unerschrockenen Feldherrn hinabglitt. Der muthige Jüngling gestattete jedoch nicht, daß ihr von irgend Jemanden ein Leides geschähe, sondern nahm dieß als eine glückliche Vorbedeutung eines neuen Sieges, weil er eine Viper im Wappen führte." So weit Petrarka.

Das Kloster Reichenau in Böhmen hat das Andenken an eine minder gefährliche Mahlzeit aufbewahrt, welche ein gutherziger armer Krämer, nicht mit einer Viper oder Natter, sondern mit einem hungrigen Mäuslein hielt. Wenzel berichtet uns diese denkwürdige Abenteuer in seinen dramatischen Erzählungen, wie folgt:

„Vor langen Jahren ging ein armer Krämer durch den Böhmerwald gen Reichenau. Er war müd geworden und setzte sich, ein Stückchen Brod zu verzehren;

das Einzige, was er für den Hunger hatte. Während er aß, sah er zu seinen Füßen ein Mäuschen herumkriechen, das sich endlich vor ihn hinsetzte und aufschaute, als erwartete es etwas. Gutmüthig warf er ihm einige Bröcklein von seinem Brode hin, so noth es ihm selber that, die es auch gleich wegnagte. Dann gab er ihm, so lang er noch etwas hatte, immer sein kleines Theil, so daß sie ordentlich zusammen Mahlzeit hielten. Nun stand der Krämer auf, einen Trunk Wasser an einer nahen Quelle zu thun; als er wieder zurückkam, siehe, da lag ein Goldstück auf der Erde und eben kam die Maus mit einem zweiten, legte es dabei und lief fort, das dritte zu holen. Der Krämer ging nach und sah, wie sie in ein Loch lief und daraus das Gold hervorbrachte. Da nahm er seinen Stock, öffnete den Boden und fand einen großen Schatz von lauter alten Goldstücken. Er hob ihn heraus und sah sich dann nach dem Mäuslein um, aber das war verschwunden. Nun trug er voll Freude das Gold nach Reichenau, theilte es halb unter die Armen und ließ von der andern Hälfte eine Kirche daselbst bauen. Diese Geschichte ward zum ewigen Andenken in Stein gehauen und ist noch am heutigen Tage in der Dreieinigkeitskirche in Böhmen zu sehen.

Don Gockelino's Ermordung.

Ein Gespenstermährlein für kleine und große Kinder.

Unweit der Stadt Koblenz, fast der Burg Stolzenfels gegenüber, da wo die Lahn in den Rhein fließt, steht eine uralte Kirche, die Johanniskirche. Mit ihren alten Thürmen aus einem reichen Baumgarten, im Angesichte hoher Burgen, grüner Rebgelände und lachender Dörfer emporblickend, ist sie eine Zierde der ganzen Gegend und zugleich ein ehrwürdiges Denkmal der rheinischen Geschichte; schon Barbarossa gedenkt ihrer urkundlich vor Mailand 1161. Allein sie fällt in Trümmer, ein Thurm ist schon eingestürzt, das Schiff auch, und der zweite bricht vielleicht über Nacht zusammen. Die Nassauer haben die geistlichen Güter und Zehnten zur Krone gezogen, aber von der Erhaltung eines so alten Heiligthums wollten sie nichts wissen. Wär's ein Ballsaal oder ein Bau, der großen Gewinn seinen Unternehmern versprächte, dann würden sich vielleicht die Mittel eher finden; so aber trägt das alte Gotteshaus nichts ein, und da ließ und läßt man eben fallen, was fallen will. Doch nicht von dieser Kirche und ihrem traurigen Schicksale wollte ich eigentlich reden, sondern von einem Bauernhofe, der unweit derselben stand oder noch steht, wenn er nicht wie die Kirche eingefallen ist, und damit hatte es folgende Bewandtniß.

Es lebte auf diesem Hofe ein Bauer, der hieß Michel Bückenrück und er hatte einen Knecht, Hans Machmirsrecht. Aber Hans machte es seinem Herrn nicht recht; denn er flammte von den Siebenschläfern und war faul und blieb gern lange im Bette liegen. Nun war auf dem Hofe, wo Hans diente, ein Hahn, genannt Don Gockelino, der krähte schon in der ersten Frühe mit heller Stimme den Tag an. Don Gockelino war ein Enkel der gefürsteten Gräfin Gallina von Henenjau und des wohledlen gestrengen Ritters Gockel Hahn Hahn von Hanau und Henneberg, weiland obersten Wappenherolden ihrer allerchristlichsten Majestät, des Königs von Frankreich und Navarra. Umstände und Verhältnisse hatten den Junker Gockelino genöthigt, das kleine Aermchen auf dem Bauernhofe incognito zu versehen; die Weltverbesserer hatten nämlich auf der linken Rheinseite alle Wappen zerbrochen und die Wappenherolde aus dem Lande gejagt und da hatte denn auch Don Gockelino den angestammten Erbsitz seiner Väter verlassen müssen. Er war aber ein munteres ritterliches Blut von aufgeweckterm Muthe und darum krähte er vor Sonnenaufgang schon seinen Morgengruß allum in die Runde. Hörte der Bauer nun seine Stimme, dann rief er: Hans! steh auf, der Hahn hat gekräht. Der faule Hans faßte darum einen großen Zorn wider den wackeren Junker Don Gockelino und mehr als einmal sprach er zu sich selber: wenn dem hergelaufenen Unruhstifter doch nur einmal ein Gerstenkorn im Hals stecken blieb, daß er daran erstickte. Allein sein Wunsch ging nicht in Erfüllung. Gockelino ließ sich das Futter des Bauern wohl schmecken und wurde immer stattlicher und munterer und somit gewann auch seine Stimme täglich an hellem durchdringenden Klange, so daß der faule Hans alle Morgen früh bei der Arbeit seyn mußte. Seine Faulheit erholte sich nun bei der Bosheit Raths und er schwur dem armen Hahn den Untergang.

Es war eine mondhelle Nacht: Alles schlief auf dem Bauernhof, auch der Hahn und sein Herr, der Bauer; nur Hans, der faule Knecht, konnte nicht schlafen, denn er hatte am Abend zuviel gegessen. Da fiel ihm wieder der Hahn ein; er nahm ein Messer und schlich sich hinab

in den Hof zur Hühnerſteige; dort ſaß der arme Junker Don Gockelino und, nichts Schlimmes ahnend, träumte er von ſeinem berühmten Großvater, dem alten Ritter Gockel, wie er ſo meiſterlich bei Turnieren und Feſten des Reiches Heroldenamt verſehen und wie es ihm ſelbſt nun ſo kümmerlich auf dem Bauernhofe ergehe. Er hatte ſeinen Kopf zwiſchen den Flügeln verſteckt und, Hans, das Meſſer in der Rechten, erſah ſich eben eine Gelegenheit, wie er ihn mit der Linken am beſten greifen könnte! Da hörte er draußen eine klägliche Stimme; er fuhr erſchrocken zurück, weil er glaubte, es möge Jemand aufgeſtanzen ſeyn und ihn über ſeiner böſen That entdecken; er zog ſich in den Schatten der Stallwand zurück und horchte auf; da er ſich aber alsbald verſicherte, daß es nur eine Nachtigall ſei, die draußen in den blühenden Roſenbüſchen ſinge, da ſprach er mißmuthig in ſich hinein: die weiß auch nichts beſſeres zu thun, als die Menſchen in ihrer Nachtesruhe mit ihrem Singſang zu ſtören, hätte ich ſie nur, ich wollte ihr die Zunge noch beſſer löſen. Damit ging er wieder auf ſein ſchlafendes Schlachtopfer los; abermal fuhr er jedoch zurück, denn es war ihm, als habe er draußen eine dumpfe drohende Stimme vernommen; er horchte wieder auf, und ſiehe! es war die Thurmuhr, die Mitternacht ſchlug; unzufrieden über ſeine eigene Furchtſamkeit, ſchlich er wieder näher heran; da pfiff etwas an ſeinen Ohren vorbei und berührte ihn wie mit kalter Hand an der Stirne und es fiel herab wie ein Tropfen eines feurigen Regens; es krachte und donnerte und die Erde ſchien zu beben. Erſchrocken ſah er in die Höhe, die ſchwarze Geſtalt verfolgend; es war, wie er nun erkannte, eine Fledermaus, und als er auf den Boden ſah, lag ein kleines Johanniskäferlein zu ſeinen Füßen, welches der Vogel hatte fallen laſſen; aber das Krachen? — das war ein Gewölb der alten Johanniskirche, welches die Raſſauer zu ſtützen vergeſſen, das eben einſtürzte. Zum viertenmal ließ er ſich jedoch nicht zurückhalten, er faßte den Schlafenden und ſchnitt ihm mit ſolcher Wuth und Haſt den Kopf ab, daß der Unglückliche nicht einmal einen Hilferuf ausſtoßen konnte. Don Gockelino ſeufzte nur noch einmal aus tiefſter Bruſt, verdrehte im Mondlichte die Augen und der wachſamſte aller Hahnen war nicht mehr. Der liſtige Hans ſtreute nun einige ſeiner ſchönen Schwungfedern im Hofe herum, um ſeinen Herrn glauben zu machen, der Habicht oder ein Fuchs habe den Ermordeten geraubt, verſteckte die Leiche in dem Heuſchober und legte ſich wieder auf's Ohr.

Aber was geſchah? — Die böſe That ſollte ſchwer an dem Verbrecher gerochen werden, wie du ſogleich hören wirſt.

Am nächſten Morgen herrſchte Todtenſtille auf dem Hofe, der Hahn krähte nicht, der Bauer erwachte nicht, Hans ſtand nicht auf, die Arbeit wurde nicht gethan, das Feuer nicht angezündet, die Morgenſuppe nicht gekocht und ſo ging es den ganzen Tag; nichts geſchah zu ſeiner Zeit: da wurde der Bauer Bäckenrück ſo recht zornig und ſchalt ſeinen Knecht Nachmittdrecht mit ſcharfen Worten. Am zweiten Tag ging es ganz ebenſo, nur wurde der Bauer noch zorniger und drohte dem Hans, ihn vom Hof zu jagen, wenn er ſich nicht beſſere. Allein was geſchah erſt in der dritten Nacht? — Wieder ſchien der Mond hell, wie in jener unglücklichen Stunde: da war es auf einmal dem Hans, als höre er deutlich den Hahn, Don Gockelino, krähen; erſchrocken ſprang er vom Bette auf; denn er meinte, es dämmere der Tag und lief ſeinen Herrn zu wecken. Da dieſer aber auf die Uhr ſah, da war es eben erſt Mitternacht, worüber natürlich der Herr ſich aufs neue erzürnte, weil ihn ſein fauler Knecht Nachmittdrecht im beſten Schlafe geſtört hatte. Er gab ihm alſo eine Ohrfeige und Hans ging wieder in ſein Bett; allein es währte nicht lange, er hatte kaum die Augen zugeſchloſſen: da hörte er nicht nur den Junker Don Gockelino in herzzerreißendem Tone, wie er es in ſeinem Leben nie gethan, krähen; nein! als er die Augen aufſchlug, da ſtand der unſchuldig Ermordete von Flammen umgeben, mit glühenden Augen, offenem Schnabel, das Meſſer in der Bruſt, ganz wie er gelebt und gelebt, vor ihm; die ſchwarze Geſtalt ſchüttelte die dunkeln Flügel, das Blut aus der Wunde ſtürzte gegen den Mörder, gegen ihn waren die Krallen gekehrt, ſeine Ohren durchdrang die Stimme des Ermordeten. Da konnte es Hans nicht länger aushalten, er ſprang, wie er war, auf und lief, ohne Schuhe und Strümpfe, von dem blutigen Geiſte verfolgt, in die weite Welt hinaus. Und obſchon ſein Bild in allen Zeitungen und Wochenblättern bekannt gemacht wurde, ſo hat doch bis auf die heutige Stunde keine Seele irgend eine Nachricht von ihm geben können. Nur den Zipfel ſeiner Schlafmütze fand am andern Morgen ein Hirtenbube, der auf den Felſen der Lurlei Geiſen hütete, in einer Dornhecke auf einer überhangenden Felſenwand, nahe beim Ufer des Rheines.

Man meinte daher, er ſei in der andern Nacht in den Rhein geſtürzt. Einige Wochen ſpäter aber grub eine alte Frau, die Cichorien-Wurzeln ſuchte, daſſelbe Meſſer, womit er den Gockelino getödtet, aus dem Schutte des Thurmes der Johanniskirche; ſo daß wieder andere und namentlich der Rheiniſche Antiquarius in Koblenz meinten, der einſtürzende Thurm der alten Kirche habe ihn in einem Nachſturze begraben.

Das iſt die traurige Geſchichte des armen Gockelino's von dem Bauernhofe unweit der alten Johanniskirche und du wirſt dabei denken, daß dem faulen Hans für ſeine Bosheit Recht geſchehen ſei. Aber hüte dich, daß

du nicht selber so ein fauler Knecht seist, der seinen Gockelino ermordet hat und zwar nicht einmal, sondern buntertmal. Du fragst mich gewiß erstaunt: wie so? Nun, das will ich dir sagen; merk auf. Gesetzt also, du bist ein Fürst und hast einen Rathgeber, einen von der rauhen alten Art, der sagt dir: Durchlaucht oder Majestät, das ist wider Ehre und Gewissen, das kann ich nicht verantworten, oder er sagt dir: Versprechen macht Schulden, Schwüre und Gelöbnisse sind heilig, oder wer falsche Münze prägt, der stiehlt; oder wer Schulden macht, muß sie auch zahlen. Und was thust du? statt ihm eine Antwort zu geben, schickst du ihn fort und nimmst dir einen andern, der glatt wie ein Aal jedes Unrecht so schön zu schminken weiß, daß es fast wie Recht aussieht, und schmiegsam und biegsam, wie die Schlange im Paradies, deinen Gelüsten jeden Apfel aus fremden Gärten darreicht. Hast du dann nicht auch deinen Gockelino ermordet? Wehe dir! die Stunde wird kommen, wo dich sein strafender Ruf aus deinem Schlafe aufschrecken wird! Gesetzt aber, du bist kein Fürst und hast keine Minister, du hast aber einen Freund, der dir all dein Thun und Lassen beim rechten Namen nennt und keine drei gerade seyn läßt, oder du hast einen Beichtvater, der nicht zu dir spricht, fahre fort auf dieser tugendreichen Bahn, sondern mit flammendem Schwerte deinen geheimen Leidenschaften in den Weg tritt und du erstickst die Stimme deines Gewissens und schaffst den Freund und Beichtvater ab und nimmst dir, wie der Fürst, Minister ohne Gewissen und ohne Ehre und ohne Charakter, die zu allen deinen Begierlichkeiten ja sagen: dann hast auch du dich an dem Morde des armen Gockelino, an deinem Gewissen, schuldig gemacht. Wüßt du noch mehr wissen? Gesetzt also, du . . . . doch was soll ich dir noch viele Beispiele aufführen, du wirst es dir selber am besten sagen, wo dich der Nagel im Schuh drückt. Merk's also und mach's nicht wie der böse Knecht und halt mir den Gockelino in Ehren, wenn er dir auch manchmal unbequem ist und dich in deiner faulen Ruhe stört.

Englische Touristen.

Kaum waren inzwischen die öffentlichen Blätter, welche die Ermordung Gockelinos entbielten, in England angelangt, als eine merkliche Flaue in den Stocks eintrat; diese Gelegenheit benutzte die Familie eines reichen englischen Rentenbesitzers, eines indischen Nabobs; sie betrachtete ihren großen Reisewagen, und fuhr mit Dampfschiff und Eisenbahn Tag und Nacht in aller Eile an den Rhein, um — — — den Zipfel der Schlafmütze des faulen Knechtes Machmirsrecht in Augenschein zu nehmen und, wo möglich, das blutige Messer, welchem Gockelino erlegen, von der Alten in Unterlahnstein käuflich an sich zu bringen. Diese Absicht erfuhr jedoch auf ihrer Durchreise ein speculirender Kölner Kaufherr, einer von der Häuserbau-Compagnie oder von denen, die sich ein Farina-Kind aus Italien geholt, welches auf den Namen Jean Maria getauft war, um unter seiner Firma ächtes kölnisches Jean-Maria-Farina-Wasser zu fabriziren; er beschloß sogleich eine eigene Messerschmiede an der Lahn anzulegen von ächten Gockelino-Messern zum Besten durchreisender Engländer. Zu dieser Messerschmiede könnten ihm wohl die Steine der ohnehin einstürzenden Johanniskirche überlassen werden, damit sie in einem Zeitalter der Industrie doch eine nützliche und würdige Bestimmung erhalten.

Das Glaubensbekenntniß Karls des Großen.

Eine kaiserliche Ermahnungsrede vom Jahre 802.

Nachdem Karl der Große von seinem Zuge aus Italien, wo er im Jahre 800 am Weihnachtsfest zum Kaiser gekrönt wurde, zurückgekehrt war, hielt er im März des Jahres 802 in seiner Kaiserstadt Aachen seinen ersten Reichstag; hier ließ er sich von den versammelten Großen und dem Volke auf's Neue als Kaiser den Huldigungseid leisten und sandte seine Boten in alle seine Reiche dort den Eid für ihn einzufordern und Gerechtigkeit zu pflegen. Die Verordnungen, welche er auf diesem Tage mit den Großen des Reiches abfaßte, sind nur bruchstückweise auf uns gekommen; eine Handschrift, welche diese Bruchstücke enthält, fügt ihnen die folgende Rede bei, welche nach dem Urtheil von G. H. Pertz, einem der gelehrtesten und verdienstvollsten Erforscher, Sammler und Herausgeber unserer Geschichtsquellen, eben die Rede ist, womit er seine Großen an diesem Tage verabschiedete. Sie enthält als Antrittsrede das Glaubensbekenntniß des Stifters des deutschen Kaiserthums und die auf dem christlichen streng kirchlichen Glauben ruhenden Grundsätze seiner Staatsweisheit. Möchte sie daher auch jetzt als ein ehrwürdiges Vermächtniß eines unserer größten Kaiser von den Nachkommen, an deren Väter sie gerichtet war, wohl beherzigt werden. Die lateinische Urschrift steht in dem großen von dem Minister Stein, einem Ritter des alten kaiserlichen Reiches gestifteten und unsere Nation ehrenden Geschichtswerke: Monumenta Germaniae historica, edidit G. H. Pertz. Tomus III, legum tom. I. pag. 101; sie folgt hier ohne Hinzuthun und ohne Auslassung in wortgetreuer Uebersetzung.

Vernehmet, meine lieben Brüder, eures Heiles willen sind wir hieher gestellt worden, damit wir euch gemahnen, auf daß ihr vor den Augen Gottes recht und gerecht wandelt und in den Dingen der Welt Gerechtigkeit und Barmherzigkeit übet. Des Ersten ermahne ich euch, daß ihr an Einen Gott, den allmächtigen Vater, den Sohn und den heiligen Geist glaubet. Er ist der Eine und wahre Gott; vollkommene Dreiheit und wahre Einheit; Gott der Schöpfer alles Sichtbaren und Unsichtbaren; in ihm ruhet unser Heil und er ist der Urquell aller unserer Güter. Glaubet an Gottes Sohn, der für das Heil der Welt Mensch geworden, geboren von dem heiligen Geist aus Maria, der Jungfrau. Glaubet, daß er für unser Heil den Tod gelitten und am dritten Tage von den Todten auferstand, gen Himmel auffuhr und sitzet zur Rechten Gottes. Glaubet, daß er kommen wird, zu richten die Lebendigen und Abgestorbenen und daß er alsdann einem Jeden nach seinen Werken vergelten wird.

Glaubet an Eine Kirche, das heißt, an die Vereinigung der guten Menschen über dem ganzen Erdkreise; und wisset, daß nur diese zur Seligkeit gelangen können und nur sie dem Reiche Gottes angehören, die in dem Glauben, in der Gemeinschaft und der Liebe dieser Kirche bis zum Ende verharren; die aber, welche wegen ihrer Sünden von dieser Kirche excommunizirt werden und nicht zu ihr durch die Buße zurückkehren, können Gott in dieser Welt nichts Wohlgefälliges thun.

Vertraut darauf, daß ihr in der Taufe Nachlassung aller Sünden gewonnen. Hoffet zur Barmherzigkeit Gottes, daß unsere täglichen Sünden durch die Beichte und Buße gesühnt werden. Glaubet an die Auferstehung aller Hingeschiedenen, an das ewige Leben, an die ewige Strafe der Gottlosen.

Dieß ist unser Glauben, durch den ihr selig werdet, wenn ihr ihn festiglich bewahret und durch gute Werke erfüllet; weil der Glaube ohne die Werke todt ist und die Werke ohne den Glauben, auch wenn sie gut sind, Gott nicht gefallen können.

Zum Ersten liebet darum Gott den Allmächtigen von ganzem Herzen und aus allen euern Kräften und was ihr Gott Wohlgefälliges wißt, das thuet immer, so viel ihr es vermöget mit Gottes Beistand; die aber, so Gott hassen, die fliehet; denn wer da sagt, er liebe Gott und hält seine Gebote nicht, der ist ein Lügner.

Liebet euere Nächsten wie euch selbst und reichet den Armen Almosen nach euern Kräften. Die Wanderer und Pilger nehmet in eure Häuser auf; besuchet die Kranken; übet eure Barmherzigkeit an denen, so in den Kerkern liegen; Niemand fügt, so weit es euch nur möglich ist, ein Leides zu, und stimmet denen, die es thun, nicht bei; denn nicht nur die, welche es vollbringen, sondern auch die, welche einstimmen, sind schuldig. Vergebet euch wechselseitig euere Schulden, wie ihr wollet, daß Gott euch die eueren vergebe. Kaufet die Gefangenen los; stehet den vom Unrecht Unterdrückten bei; vertheidiget die Wittwen und Waisen; seid gerechte Richter; stimmt dem Unrecht nicht bei; traget keinen nachhaltigen Groll; fliehet die Trunkenheit und Völlerei. Seid demüthig und liebreich unter einander; dienet getreulich unserm Herrn; haltet euch frei von Diebstahl und Meineid und stimmet denen nicht bei, die dessen sich schuldig machen. Haß und Neid trennen uns vom Reiche Gottes. Versöhnet euch gern zum gegenseitigen Frie-

den, denn Fehlen ist menschlich, die Besserung macht und den Engeln, das Verharren in der Sünde aber den Teufeln gleich.

Beschirmet die Kirche Gottes und stehet ihrer Sache bei, damit die Priester Gottes für euch beten können.

Was ihr Gott in der Taufe gelobt habet, dessen seid eingedenk; ihr habt dem Teufel und seinen Werken abgesagt; hütet euch darum vor Rückfall; verharret vielmehr in dem Willen Gottes, wie ihr gelobt habt und liebet den, der euch erschaffen und von dem ihr alles Gute erhaltet.

Jeder von euch diene Gott auf der Stelle, worauf er steht, getreulich.

Die Frauen seien ihren Männern unterthan in Zucht und Ehrbarkeit, hüten mögen sie sich vor Unzucht, Giftmischerei und den Werken des Geizes; denn wer dieß thut, ist Gott zuwider. Ihre Kinder mögen sie in der Furcht Gottes erziehen und Almosen spenden, so weit des Herzens Freude und ihr guter Wille reicht.

Die Männer sollen ihre Frauen lieben und kein unehrbar Wort zu ihnen reden, des Hauses Regiment führen und häufig in gutem Eifer zur Kirche gehen. Was sie den Menschen schulden, sollen sie ohne Murren erfüllen und mit frohem Herzen Gott, was sie Gott schulden.

Der Söhne Pflicht ist es, ihre Eltern zu lieben und sie zu ehren. Ungehorsam sei ihnen fern und Diebstahl, Mord und Unzucht; und sind sie zum gehörigen Alter gelangt, dann mögen sie sich eine Ehefrau suchen, wenn sie es nicht vorziehen in des Herrn heil. Dienst zu treten.

Die Priester und Weltgeistlichen sollen den Geboten ihrer Bischöfe bereitwillig gehorchen; nicht von Ort zu Ort fahren, nicht sich in weltliche Geschäfte verwickeln. In Keuschheit sollen sie verharren, häufig der Mahnung Gottes in Lesung der heiligen Schriften obliegen, ihres geistlichen Amtes mit Eifer walten.

Den Mönchen geziemt es, zu halten, was sie Gott gelobt: nichts gegen den Willen ihres Abtes zu thun, keinen schmutzigen Erwerb zu treiben; ihre Regel im Gedächtniß zu tragen und getreulich zu erfüllen, eingedenk des Spruches, daß es für Viele besser ist, kein Gelübde abzulegen, als dem abgelegten nicht zu entsprechen.

Ihr Herzoge, Grafen und Richter! gewähret den Völkern Gerechtigkeit, Barmherzigkeit den Armen; beuget das Recht nicht um Geld; verurtheilet nicht aus Haß die Unschuld; behaltet den Spruch des Apostels im Herzen, der da lautet: Wir Alle müssen vor dem Richterstuhle Christi erscheinen, damit jedweder nach seinem Thun, sei es gut oder bös, empfange. Sagt ja der Herr gleichfalls selbst: nach dem Maaße wie ihr richtet, also werdet ihr gerichtet werden; das heißt: über Barmherzigkeit, damit euch Barmherzigkeit von Gott zu Theil werde. Nichts ist verborgen, was nicht kund wird und nichts bedeckt, was nicht enthüllt wird. Und für jedes müßige Wort müssen wir am Tage des Gerichtes Rechenschaft geben. Darum seien wir mit seinem Beistande darauf bedacht, daß wir in allen unsern Werken das Wohlgefallen Gottes erlangen und die ewige Seligkeit mit den Heiligen Gottes verdienen.

Kurz ist dieß Leben und ungewiß die Stunde des Todes; was können wir darum Anderes thun, als uns immer bereit halten. Bedenken wir, wie schrecklich es ist in die Hand Gottes zu fallen. Die Beichte, die Buße und das Almosen bewegen Gott zur Barmherzigkeit und Milde; wenn er sieht, daß wir uns aus ganzem Herzen bekehren, erbarmt er sich alsbald unserer, damit wir seine Barmherzigkeit genießen und dann verleiht er uns Heil in diesem Leben und in dem zukünftigen mit seinen Heiligen in Ewigkeit. — Gott behüte euch, meine liebsten Brüder!

Deutsches Kriegslied

von

Zacharias Werner (gedichtet 1813).

(Werners sämmtliche Werke. Grimma. II. Band. S. 91.)

Wie lieblich klang das Heergebet,
Die hohen Fahnen wallen!
Wir lassen laut in Schlacht und Tod
Das Feldgeschrei erschallen:
Mit uns ist Gott in diesem Krieg,
Er sendet Segen, sendet Sieg.

Zerbrochen ist ein ernes Joch
Des Fremdlings schnöde Ketten;
Doch, ach, wie tragen and're noch,
Wer mag uns davon retten?
Wir dienen gerne Gottes Herr,
Und Sünden liegen auf uns schwer.

Wir sehen wohl am Sternensaal
Die goldne Ordnung glänzen,
Ihr Engel Gottes allzumal
Mit grünen Palmenkränzen,
Die ihr die Menschen schützt und liebt,
O werdet nie von uns betrübt.

O blickt herab auf unser Heer,
Vom Haus der ew'gen Freude,
Ihr Heiligen, ihr Märtyrer
Im blutbesprengten Kleide.
Hier ist das Leben, hier das Blut,
O schenket Glauben, schenket Muth!

Was schaust du so hehr und mild
Uns an von unsern Fahnen,
Du theures Muttergottesbild,
Dein Antlitz muß uns mahnen
An Demuth, Freundlichkeit und Zucht,
Des heil'gen Geistes werthe Frucht.

Du theurer Heiland zuch voran
Und heilige die Deinen,
Gieß müssen Alle, Mann für Mann,
Vor Deinem Thron erscheinen:
Ach, wären Alle doch bereit
Für Grab, Gericht und Ewigkeit!

Der uns die reine Freiheit gab,
Will auch die schön're schenken,
Du unser Stecken, unser Stab,
Laß Deiner stets uns denken:
In Deinem Namen zieh'n wir aus,
Dem ew'gen Feinde gilt der Strauß.

Wir schützen uns in jeder Noth
Mit Deines Kreuzes Zeichen,
Davor muß Sünde, Höll' und Tod,
Ja selbst der Teufel weichen!
Vom Kreuze kommt allein uns Kraft,
Zu üben Deine Ritterschaft.

An die deutschen Fürsten

von

Walther von der Vogelweide.

(Nach K. Simrocks Uebersetzung.)

I

Ihr Fürsten, adelt euer Herz durch reine Güte,
Seid gegen Freunde sanft, vor Feinden traget Hochgemüthe,
Stärkt das Recht und danket Gott der großen Ehren,
Daß Gut und Blut so Mancher muß zu euern Diensten kehren;
Seid mild, friedfertig, laßt euch stets in Würde schauen,
So loben euch die reinen süßen Frauen;
Scham, Treue, Milde, Zucht sollt ihr mit Freuden tragen,
Minnet Gott und schaffet Recht, wenn Arme klagen,
Glaubt nicht, was euch die Lügenbolde sagen,
Folgt gutem Rath, so dürft ihr auf das Himmelreich vertrauen.

II

Vernehmet meine Worte gern.
Die Fürsten lehr ich und die Herrn,
Wie jeden Rath sie mögen wohl erkennen.
Der guten Räthe gibt es drei;
Drei andre böse stehn dabei
Zur linken Hand; laßt euch die sechse nennen:
Gottes Huld und was euch frommet, was euch ehret,
Das sind die guten. Heil ihm, der sie lehret!
Der ziemt wohl einem Kaiser selbst in seinen höchsten Nath.
Die andern heißen: Schande, Schaden, Sünde;
Nun sliehe sie, wer sonst es nicht verstünde;
Man kennt wohl an der Rede Frucht des Herzens böse Saat:
Der Anfang taugt schon selten viel, der böses Ende hat.

Die Mandarinen des Papierstaates.

(Nach J. v. Görres.)

er Beamtenstand, nämlich der von rationalistischer Färbung, hat auch für seinen Theil darauf gesonnen, wie der Ungewißheit aller öffentlichen Verhältnisse einige Sicherheit zu geben, und das Fluthen und Treiben in ihnen einigermaßen zu hemmen und zu befestigen seyn möge und hat nach seiner Weise Hand an das Werk gelegt. Da haben sie es denn politisch als eine chinesische Mandarinenwirthschaft verstanden; jedoch ohne Zopf und Bambusrohr, die beide vor etwas mehr als einem Menschenalter noch bei ihnen zärtliche Liebhaber fanden, jetzt aber freilich in der Verlassenheit sitzen. Ueber sich möchten sie einen Regenten sehen, primus inter pares, Fleisch von ihrem Fleische, Bein von ihrem Beine; als Großpensionarius mit einem anständigen Gehalte ausgestattet; aller Schreiber Oberschreiber, aller Kanzleien Großkanzler, Oberbrunnenmeister beim großen finanziellen und fiscalischen Pumpwerke, Obervogt aller Polizei, Oberprofoß aller Gerichtsbehörden; als großer Beschützer der Industrie alljährlich auf den Eisenbahnen feierlich das Reich durchfahrend und beim Ackerfeste mit eigener Hand auf dem Staatsacker seine Furche ziehend. Der Aberglaube, daß er ein Sohn des Himmels sei, wäre jedoch nach ihrer Meinung zu beseitigen, und von den Evangelien als veraltet Abstehen zu nehmen; statt ihrer aber, da das unmündige Volk etwas von dergleichen haben muß, eine Art von Staatsreligion aus dem Besten aller Schulen und Secten nach Art des Schuking durch irgend einen Staatsdenker zu entwerfen, durch die Kalendercommission einzuführen, und den Predigern eidliche Verpflichtung darauf abzunehmen. Die regierende Mandarinenklasse, schon inamovibel gemacht, wäre, größerer Stabilität wegen, durch die Erklärung der Erblichkeit ihrer Würden und Aemter zu befestigen; und dann könnte in einiger Nachgiebigkeit gegen den Geist der Zeit, und nach der Exemplification anderer Staaten, im Antagonism der Kräfte, eine Art Repräsentativverfassung ohne Gefahr einzurichten seyn: so jedoch, daß Beamte hier und Beamte dort, schwarz und weiß, einander gegenüber ständen, und durch ihre lebhafte Aktion einige Veränderung in die Monotonie des gewöhnlichen Lebens brächten.

Ludwig XIV. und die Revolution.

Eine historische Betrachtung.

Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts saß Ludwig XIV., von dem Zauberglanze unumschränkter Herrschaft umgeben, auf dem Throne des Heiligen Ludwigs; seine mehr als fünfzigjährige Regierung, so verhängnißvoll für die Nachkommen, trieb die königliche Allgewalt auf die höchste Spitze über alle Rechte und Gesetze hinaus; nicht nur in zeitlichen, sondern auch in göttlichen Dingen.

Dem allgemeinen Oberhaupte der katholischen Christenheit stellte er seine gallikanische Staatskirche gegenüber, als eine Bedienstete des Staates, der selbst wieder in seiner Person aufging; die höchsten Würden der Kirche wurden nicht minder, wie die Marschallstäbe der Armee und die Feldherrenstellen, der Preis von Hofcabalen und abhängig von der Gunst der Favoritinnen; die Protestanten, die weder von den Dragonern mit Gewalt, noch von den Missionären in Güte sich zu dieser Staatsreli-

gion bekehren wollten, mußten das Land räumen. der Adel, an den Hof gezogen und dem Volke entfremdet, wurde nicht minder ein Kammerdieneradel, der von der Sonne königlicher Gnaden lebte. Hab und Gut des Bürgerstandes wurde als unumschränktes Erbe des einzigen Herrn und Besitzers angesehen, der aus seinen willkürlichen Steuern die unermeßlichen Summen schöpfte, um die Verschwendungen eines üppigen Hofes, die Forderungen der Günstlinge und die Ausgaben der endlosen Kriege zu befriedigen, die seine Eitelkeit und Raubgier entzündeten.

Für diesen Verlust der Freiheit und des Rechtes sollte der Glanz und der Prunk dieses Thrones das französische Volk entschädigen; hiefür wurde Alles aufgeopfert, hiefür Alles aufgeboten; nicht nur Siege und Eroberungen, sondern auch Künste und Wissenschaften, die in Sold genommen wurden, um als dienstbeflissene kriechende Höflinge dem Mächtigen zu huldigen, auf dessen Wink, wie durch Zauber, in der Einöde blühende Gärten und prachtvolle von Gold strahlende Schlösser emporstiegen und der jedes Volk, das den frechen Uebermuth seiner Gesandten nicht duldete, mit zahllosen Heeren überzog, die sein Fuß aus der Erde stampfte und die, wüthig ihres Herren, sengend und brennend seinen Zorn rächten und als Genugthuung ihm die Länder eroberten, wonach es seinem Stolze gelüstete.

Das Glück war eine Weile den Fahnen des Uebermüthigen günstig und wie er von der Eitelkeit seines Volkes bewundert und angestaunt wurde und von den Lobrednern in Prosa und Versen vergöttert, so wurde hinwiederum sein Volk von dem geblendeten Europa, von Fürsten und Völkern, nicht nur bewundert, sondern auch nachgeahmt. Französische Sprache und Literatur, französische Galanterie, französische Liederlichkeit und Leichtfertigkeit, französische Baukunst, französische Perücken, französischer Geschmack in Kleidung, im Haustrath, in der Etikette, im Tanz, in jeder Bewegung des Geistes und des Körpers wurde Mode an den Höfen und verbreitete sich von hier in die Städte und Schlösser und von den Schlössern in die Länder, — bis in die fernsten Winkel, so daß selbst die Bäume eines abgelegenen Gartens nach den steifen Mustern von Versailles und Trianon zugeschnitten wurden und zwischen ihnen wandelte ihr Herr, ein französisches Buch in der Hand und eine französische Perücke auf dem Kopfe. So feierte Ludwig XIV. seinen höchsten Triumph; denn er war es, der in Mitte dieser allgemeinen Bewunderung als der große Abgott der Zeit, von Lobrednern und Nachäffern berauchert, auf dem unnahbaren Sitze unumschränkter Gewalt ein neuer vergötterter Imperator thronte.

Als die Feuerwirbel in der Pfalz hoch zum Himmel loderten, als Städte und Dörfer in Trümmer sanken und das Schwert der Mordbrenner erbarmungslos würgte; als von Frankenthal, Worms, Speier und Heidelberg das Wehegeschrei der Unglücklichen zum Himmel rief, sagte Henault, des harten Louvois Nachfolger, kaltblütig: „Der König habe die Pfalz verbrennen lassen, um durch eine Wüste die Grenze seines Reiches zu decken.“ Versammelte Heere bis zu 300,000 Mann, eine Flotte von 100 Kriegsschiffen hielten sich bereit, auf den Wink seiner Augenbraunen überall hin die Schrecken des Krieges zu verbreiten und ihm die gewünschte Siegesbeute zu erjagen. Marschälle, Feldherren, Kriegsmänner wie Turenne, Conde, Luxemburg, Catinat, Villars, Vauban, Feuquieres legten die gewonnenen Lorbeeren ihres Ruhmes zu den Füßen seines Thrones; Colberts Finanzgenie leitete zu ihm die Goldströme aus allen Adern Frankreichs; selbst die Sterne im Reiche der Geister leuchteten wie durch seinen Wink an den Himmel Frankreichs gezaubert und Pascal, Boileau, Corneille, Racine, Moliere, Lafontaine, der hohe Ruhm der französischen Kirche, Bossuet, Fenelon, Massillon, Bourdaloue schienen nur berufen, den Glanz seines Thrones zu erhöhen. Da wurde er als der erste König der Erde von den Chören seiner Lobredner gepriesen; seine Gesandten machten Ansprüche auf den Vorrang vor allen übrigen; seine Heere gaben diesen Ansprüchen Nachdruck; eine bourbonische Universalmonarchie lächelte, wie die schöne Hoffnung einer nahen Zukunft; und Cäsar und Alexander, die gleich den Göttern Griechenlands und Roms auf der Bühne in seinem Hofcostüme erschienen, waren von Ludwig dem Großen verdunkelt.

Aber was war dieses glorreiche Königthum am Ende desselben Jahrhunderts? — Kaum waren zwei Menschenalter vorüber, seit Ludwig XIV. 1715 den Schauplatz seines übermüthigen Prunkes und Glanzes verlassen, als das Volk, das im Staube zu den Füßen des Stolzen gekniet, nun in wilden berauschtet Haufen mit gewaffneter Hand vor den Schlössern, die er erbaut, und wo er die glänzenden Feste seiner Eitelkeit gegeben, erschien, sie unter Heulen und Brüllen erstürmte und seinem Nachfolger, dem unschuldigen Sühner ererbter Schulden, Ludwig XVI. die Krone vom Haupte riß, ihm unter Flüchen und Verwünschungen, unter Spott, Hohn und Drohung die blutige Jakobinermütze aufsetzte und ihn dann aller Ehren und aller Macht entkleidet, unter Vorantragung der blutigen Köpfe seiner treuen Vertheidiger, im Triumphzuge in's Gefängniß führte. Auf diesem Gefängniß wird der Entthronte, auf dem die verhängnißvolle Erbschaft seiner Vorgänger lastete, vor das Gericht seiner empörten Unterthanen geschleppt; da ist es ein Fleischer, Legendre, der den Vorschlag macht,

daß die Gallerien und die Mitglieder des Conventes, statt aller Gerichtshandlung, über den eintretenden König herfallen und ihn in Stücke zerreißen sollen. Er wird verurtheilt; die Guillotine wird sein Thron und sein Blut der Purpur, der die Brust des Erben Ludwigs XIV. röthet. Statt des unumschränkten Königs aber ist es fortan der Abschaum alles Verworfenen, was die französische Sittenverderbniß geboren, der als Meister der Guillotine in schnellem Wechsel unumschränkt über Frankreich herrscht; die Mörder von heute sind morgen die Gemordeten und haben übermorgen ihre Mörder zu Nachfolgern. So feiern auf den Trümmern des Königthums und alles dessen, was sich an dasselbe anlehnte, die Furien der Revolution das grausenvolle Siegesfest ihrer Rache, und beim Scheine von brennenden Kirchen und Schlössern führen sie auf der blutrauchenden Stätte des Schreckens ihre rasenden Freiheitstänze auf unter dem Gröchel von tausenden und aber tausenden schuldlos Gemordeter jeden Standes, jeden Alters, jeden Geschlechtes.

Der Regierung des bon plaisir eines Einzigen, diesem unumschränkten Königthum, ist die unumschränkte Herrschaft der Masse und ihrer Führer, der Demagogen, gefolgt, und die losgelassene Bestie rast so lange, bis Napoleon sie wieder in die eisernen Bande seines militärischen Despotismus schmiedet und den Hunger der Riesenschlange mit dem Raube von Europa stillt.

Das war die schreckliche Veränderung, welche die französische Krone und ihre rechtmäßigen Erben in weniger als einem Jahrhundert erfuhren! — Und was lag zwischen dem glänzenden Throne Ludwigs XIV. und der Guillotine Ludwigs XVI.? — Nur die kurze Regentschaft Herzog Philipps II. von Orleans, der in acht Jahren (1715—1723), voll Schandthaten und Ausschweifungen die giftige Saat der Sittenlosigkeit in dem Pariser Pfuhl legte und pflegte, und nach ihm die einundvierzigjährige Regierung Ludwigs XV. (1723—1774), der, in allen Lüsten und Lastern sich wälzend, und Ehre und Schätze vergeudend, der Welt zeigte, welch ein Fluch unumschränkte Macht in verruchten Händen sei. So gab er für seinen Theil den Thron seiner Ahnen, der längst den Zauber der Furcht und des Glanzes verloren hatte und den eine täglich entweihte Religion nicht mehr mit heiliger Scheue umgeben konnte, dem Haß und der Verachtung preis. „In ekelhafte Verweisung," sagt darum mit Recht ein neuerer Geschichtsforscher (Bamberger Fürstenbuch S. 555), „war der Staatskörper übergegangen, ähnlich dem Leibe des zerfreten Wüstlings, welcher moderte, ehe er noch starb, und Dieses, nicht die angehäufte Schuldenlast, so ungeheuer sie auch war, lieferte den Gährungsstoff zur Erschütterung des französischen und aller Reiche."

Die Literatur, die als geistige Blüthe den verpesteten Gefilden dieser Zeit entsproß, was konnte sie anders seyn, als ein treues Bild derselben Verderbniß, die sie ihrerseits wieder steigerte und in allen Klassen der Gesellschaft, zündend und auflösend, weiter verbreitete. Verläugnung alles Göttlichen in der Geschichte, in der Natur und im Geiste, Bekämpfung jedes Höheren göttlichen oder menschlichen Ansehens, Verspottung der Sitte und Sittlichkeit, Verhöhnung des Gehorsams und der Selbstverläugnung, Vergötterung der Eigensucht, der süchtigen Genußgier, des Stolzes, der Alles nach seinem eigenen Gutdünken und für seinen eigenen Vortheil thut, ein Witz tiefsten Ingrimmes ruchloser Gottlosigkeit, ein spielender Spott sittenloser Leichtfertigkeit, das war der Geist dieser Literatur, welche den Schriftstellern des goldenen Zeitalters Ludwigs XIV. gefolgt ist. Allein Voltaire, Diderot, Rousseau, Alembert, Helvetius und die übrigen Propheten und Evangelisten der Revolution waren nicht minder die Kinder als die Väter ihrer Zeit und ihre vergifteten Waffen schlugen um so tiefere Wunden, weil sie dabei nicht nur die schlechten Leidenschaften der Verworfenen, sondern auch den Unwillen und die Entrüstung der Edelsten zu Bundesgenossen hatten, die sich durch den vieljährigen schmählichen Mißbrauch der Gewalt im Innersten empört fühlten und in jugendlicher wohlgemeinter Begeisterung nach dem Umsturze des Alten ein neues goldenes Zeitalter von dem gesunden Sinne des wieder zu seiner ursprünglichen Freiheit gelangten Volkes träumten. Sie vergaßen, daß dieß Volk die Verderbniß seines Hofes und der Höflinge getheilt und darum der Spielball der verworfensten Verführer werden mußte, die seine wahren Freunde der Hand des Henkers übergaben.

Ungerecht wäre es, Ludwig XV. und die Regentschaft allein als die Schuldigen anzuklagen, sie traten ja ihrerseits die Erbschaft der langjährigen Regierung Ludwigs XIV. an und zu ihm hinauf läuft eine Hauptwurzel der Revolution, wie er selbst wieder mit seiner Unwissenheit und verwahrlosten, von Schmeichlern verderbten Erziehung ein Zögling und ein Opfer der Politik Mazarins war; denn das ist die Verkettung von Schuld und Strafe, wie sie von Geschlecht zu Geschlecht geht.

Alles, was in der Revolution aus seiner Verborgenheit mit schamloser Frechheit sich an's Licht des Tages drängte und der Zügel bemeisterte und dann sich austobte, davon finden wir schon die Keime in der Regierung Ludwigs XIV.

Welche Achtung konnte auch ein Fürst von seinen Unterthanen für die Religion erwarten, wenn er sie selbst seinem Stolze und seinem Gewinn opferte: den heiligen Stuhl bedrohte er mit Krieg und Gebietsraub, wenn er seinem Hochmuth keine Genugthuung leiste; in seinem

eigenen Lande dagegen waren die Mittel seines Bekehrungseifers so gewaltthätiger Art, daß Papst Innocenz dagegen Einspruch thuend erklärte: dieser Bekehrungsweise habe sich Christus nicht bedient, man müsse die Menschen in die Tempel führen, nicht hinein schleifen. Ja der Papst ließ durch seinen Nuntius d'Adda bei König Jacob II. den Antrag stellen, er möge sich bei Ludwig XIV. für schonendere Behandlung der Protestanten verwenden, da seine Vorstellungen nichts fruchteten. Diese Unterdrückung erweckte ihm den blutigen Rachekrieg der Camisarden in den Cevennen. In dem Vertrage von Ryswick (30. Oct. 1697) verlangten seine Gesandten, als er schon ins Reine geschrieben werden sollte, kurz vor Mitternacht — es war das Letzte, woran sie gedacht hatten — die Aufnahme der bekannten Clausel, daß an allen dem Reiche zurückgegebenen Orten die katholische Religion in derselben günstigen Lage verbleiben solle, worin sie sein frommer Bekehrungseifer gesetzt hatte. In den Fällen aber, wo die Religion und das Recht seinem Ehrgeize oder seinem vermeintlichen Vortheile in den Weg traten, da machte er sich kein Gewissen daraus, sie nach der Weise Richilieus seiner Politik aufzuopfern. Weder ein protestantischer noch ein katholischer Fürst sah sich mitten im Frieden durch die Heiligkeit der Verträge vor seiner ländergierigen Raubsucht gesichert. Hatte Richilieu die Empörung Englands gegen seinen König geschürt, so benutzte Ludwig XIV. auch hier alle Partheien; er gewann einerseits Karl II. von England durch große Summen (1674) für seine politischen Plane, während er in geheime Umtriebe mit dem Rest der Parthei Cromwells, mit Minister, Lord und Opposition, sich einließ, um ihm Unruhen in London anregen zu können. Gegen Holland, das dieselbe gewissenlose Politik zuerst in seiner Empörung gegen das katholische Spanien unterstützt hatte, verband sie sich unter Ludwig XIV. mit dem beutegierigen Geier des Norden, mit dem protestantischen Schweden, das unter Richilieu schon einmal das Herzblut des katholischen Deutschlands getrunken. Gegen Oesterreich verschmähte er nicht in Ungarn das Feuer religiös-politischer Unzufriedenheit anzuschüren, ja er, der im Hochgefühl der Macht dem Papst 100,000 Mann einst zu einem Kreuzzuge angeboten hatte, wird nicht ohne Grund beschuldigt, daß er aus Ehrgeiz den Erbfeind der Christenheit in Constantinopel aufgeregt habe, so daß der Halbmond 1683 mit seinen verheerenden Schaaren drohend vor Wien erschien, um das Kreuz von St. Stephan zu stürzen. Ludwigs Gesandte wurden in Warschau und Wien über ihren Umtrieben mit den ungarischen Aufrührern ertappt und zur Strafe ein französischer Gesandtschaftssecretair von Wien geschlossen auf dem Schub*) an die Grenze gebracht. Als im Jahre 1688 seine mordbrennerischen Heere über die zehn Jahre früher schon einmal verwüstete unglückliche Rheinpfalz*) aufs Neue losbrachen, um den schmählichen Raub seiner Reunionskammern sich vertragsmäßig zu sichern, klagte ihn das Manifest des Kaisers des Bruches des Waffenstillstandes, der Verletzung des Völkerrechtes bei Eröffnung der Feindseligkeiten an, es hielt ihm vor, wie er nach so vielfacher Verletzung des Nymweger Friedens, nach der Losreißung mehrerer Provinzen des Reiches, die er mitten im Frieden unter heuchlerischen Rechtsformen besetzt, nun treulos und heimtückisch über die deutschen Länder mit Raub und Mord, ohne Grund und Vorwand herfalle, hinzufügend: „Welche Erfolge aber auch der Herr der Heerschaaren den Waffen der Feinde verleihen mag, so wird der Kaiser stets die Wege der Vorsehung verehren, welche sich zuweilen der Geißel des Attila bedient, um in ihrer Barmherzigkeit die zu züch-

*) Siehe Geschichte Frankreichs besonders der dortigen Geistesentwicklung von der Einwanderung der Griechen bis zum Tode Ludwigs XV. Leipzig, Brockhaus, 1829. S. 716.

*) In einen Theil der Exemplare des Handbuches hat sich oben Seite 55 in Betreff Henaults und der Verbrennung der Pfalz durch ein Mißverständniß, welches ich zu spät entdeckte, ein Irrthum eingeschlichen. Henault, von dem hier die Rede ist, war nicht Louvois Nachfolger; die Verbrennung geschah noch unter Louvois und die angeführten Worte gehören dem Präsidenten Henault (geb. 1685. † 1770) an; sie stehen in seinem **Abregé chronologique de l'histoire de France** unter dem Jahre 1689. Henault kommt bei dem Tode Louvois (16. Juli 1691) noch einmal auf diese Barbarei und zwar tadelnd zurück, indem er als Grund, warum Louvois gegen das Ende seines Lebens minder in der Gnade des Königs gestanden habe, so daß er nach der Meinung Einiger aus Gram gestorben sei, unter Anderem anführt: „Die Verwüstung der Pfalz und endlich die Bombardirung von Lüttich hatte, wie man versicherte, den König, der von Natur gerecht und mild war, gegen ihn eingenommen." — Wenn es in denselben Exemplaren ferner heißt, die höchsten Würden der Kirche seien von der Gunst der Favoritinnen abhängig geworden, so ist bezüglich hierauf zu bemerken: daß ein solcher Einfluß der Frauen auf die Staatsangelegenheiten allerdings den Grundsätzen des Königs von Selbstherrschaft ganz und gar widerstritt und daher im Allgemeinen nicht statt fand; allein in schwachen Stunden war er selbst nicht Herr über die Bewilligungen seiner Gunst. Die Kirche betreffend, so wieß er in seiner frühern Regierungszeit Offizieren und Laien Pensionen auf geistliche Beneficien an, später als er religiöser und gewissenhafter wurde, geschah dieß zwar nicht mehr, die Verleihung ging ihren geregelten Weg, allein man hatte sich nur zu sehr daran gewöhnt, in Frankreich wie in Deutschland und anderwärts, bei der Auswahl der geistlichen Würdeträger die Reichthümer der Kirche als eine Aussteuer und ein Nothbehelf für den Adel anzusehen; bürgerliche Bischöfe erschienen in Frankreich als große Seltenheit; im Ganzen waren jedoch die Sitten auch der hohen Geistlichkeit, wenn gerade nicht die von Heiligen, doch geregelt und tadellos: sie waren dieß auch noch großentheils vor der französischen Revolution, wie ihr fast durchgängig heldenmüthiges Betragen bewiesen hat. Nichts kann daher auch so ungerecht seyn, als das Urtheil, welches Dahlmann in seiner Geschichte der französischen Revolution S. 8 darüber fällt, worauf ich ein anderes Mal zurückkommen werde.

tigen, welche sie sich hat." Das mißhandelte deutsche Reich, durch die wiederholten Verletzungen des Hochmüthigen endlich aus seinem trägen Schlummer aufgerüttelt, erklärte ihn gleichfalls zu einem Reichsfeind (14. Febr. 1689) und der kaiserliche Hof zu Wien bestätigte den Kriegsbeschluß des Regensburger Reichstages gegen den allerchristlichsten König mit dem Beisatze: daß die Krone Frankreichs nicht bloß als Feind des Reiches, sondern der ganzen Christenheit, ja nicht anders denn der wahre Türke selbst zu betrachten sei. So verfuhr er, der immer Ehre und Großmuth im Munde führte, der mit puritanischer Strenge die Sonntagsfeier hielt und gewiß das Fastengebot nicht verletzte, während er mitten im Frieden ganze Provinzen verschluckte.

Diesen Thatsachen ließen sich noch unendlich viele verwandter Art aus seiner langen Regierung anreihen. Der Grundton aber, der durch alle diese Einzelnheiten mehr oder minder grell und schneidend hindurchgeht, ist ein ungemessener Ehrgeiz, eine unersättliche Begier sich zu vergrößern, alle Macht im eigenen Reiche und den Vorrang vor allen Königen der Erde zu gewinnen und so als der Größte und Mächtigste zu glänzen, zu blenden, Furcht und Bewunderung zu erregen und Alles zum Spiegel seiner Selbstgefälligkeit zu machen. Die Wurzel dieser Bestrebungen war nichts anderes, als eine brennende Selbstsucht, die Alles auf sich bezieht, Alles, was fern und nahe in ihren Bereich kömmt, an sich reißen möchte.

Die Leidenschaften Ludwigs XIV. sind daher auch keine anderen, als die, zu welchen der französische Nationalcharakter von jeher nur zu sehr hinneigt. Die Nation hatte in ihm einen König erhalten, in dem sie sich selbst in vielen Beziehungen wieder erkannte, beide kamen sich daher bereitwillig entgegen; der König schmeichelte den Leidenschaften und Begierlichkeiten der Nation und die Nation bot sich ihm zum willigen Werkzeug seiner ehrgeizigen Pläne dar. Nach Auszeichnungen begierig berauschte sie sich in seinem Ruhm, nahm sie Theil an seinen Siegesfesten, theilte sie sich mit ihm in die Beute, ließ sie sich von seinem Prunke blenden und vergaß darüber sowohl der eigenen Freiheit als des schmählich gekränkten Rechtes der andern Nationen; sie folgte ihm vielmehr willig in allen seinen Verirrungen, bis Elend und Noth in vollen Fluthen Land und Volk überschwemmten und es in den Abgrund von Zerrüttung und Verderbniß zu begraben drohten.

Was die Geschichte uns so oft zeigt, daß die Verirrungen der Fürsten die wohlverdienten Strafen für die Sünden der Nationen sind, die sich selbst in solchen von der allgemeinen Verderbniß angesteckten Fürsten ihre Zuchtruthen binden, gilt wahrlich auch von Ludwig XIV. In mancher Beziehung hatte die Regierung Franz I. schon als Vorbild gedient; in unserer Zeit hat nicht minder Napoleon diesem selbstsüchtigen Zuge des französischen Nationalcharakters so ganz entsprochen und die unglaublichsten Erfolge dadurch errungen: auch hier der gleiche immer weiter und weiter greifende unersättliche Ehrgeiz, die gleiche nie ruhende Eroberungslust, die gleiche Sucht als der Erste zu glänzen und Alles durch seinen Glanz zu blenden, sowie die gleiche Verachtung des Rechtes und der Freiheit von Seiten des Anführers und die gleiche leichtsinnige Willfährigkeit von Seite der Nation, die dem Besieger der Fürsten, dem Unterjocher der Völker auf alle Schlachtfelder bis zu den glühenden Sandwüsten Aegyptens und den kalten Schneesteppen Rußlands folgt und in dem Rausche befriedigter Eitelkeit weder der eigenen noch der fremden Leiden dabei achtet. So erhält jeder glückliche Eroberer, der mit freigebiger Hand Ruhm, Ehre und Gold seinen Kampfgenossen austheilt, von den Franzosen die Freiheit wohlfeilen Kaufes. Die Gerechtigkeit der Geschichte wird daher die Schuld zwischen den Fürsten und dem Volke wohl zu vertheilen wissen.

Eine andere Rücksicht, welche nicht minder geeignet ist, unser Urtheil über Ludwig XIV. zu mildern, bilden die unglücklichen Verwicklungen, unter deren Eindruck der junge König aufwuchs. In seiner vernachlässigten Erziehung war es der Bürgerkrieg, der nach dem Tode seines Vaters die Stelle des Lehrmeisters vertrat. In den Parteikämpfen der Fronde, in welchen Volk, Parlament, Adel und Prinzen in wilder Verwirrung einander bekämpften, wo der Zwiespalt selbst das königliche Haus zerriß, war ihm der Gedanke sehr natürlich, daß er sich ein unermeßliches Verdienst um das Glück und die Wohlfahrt Frankreichs im Innern und um seine Sicherheit und Ehre nach Außen erwerbe, wenn er die königliche Gewalt kräftige und stärke, die stolzen Unruhstifter entwaffne und niederhalte, in die Entgegnung Einheit, in die Verwirrung Ordnung bringe und die Gesetzlosen zum Gehorsame und zum Dienste des Vaterlandes zwinge. Sein Bestreben, vor Allem die Glaubenseinheit seines Reiches wieder herzustellen, ging gewiß ursprünglich von dem gleichen Gesichtspunkte aus und hinsichtlich der Mittel der Gewalt und der Verführung, welche er dabei anwandte, mochte er sich mit dem Verfahren der protestantischen Fürsten seiner Zeit entschuldigen, die ihre katholischen Unterthanen nur zu oft nicht schonender behandelten. Ja, wie seltsam es Einigen klingen mag, Ludwig mußte die Publizisten für sein Staatsrecht von dem allmächtigen Polizeistaat den deutschen Protestanten entlehnen; Demontes nennt als solche, die sich ohne Unterbrechung in dem französischen Kabinete folgten: Obrecht, Waldner, Spon, Linck, Bischoff, Henneberg und die drei Generationen der Familie Pfeffel. Kein Zweifel, daß er in diesem seinem Bestreben nach Stärkung und Einigung der Macht mit

unermüdlicher Thätigkeit bei nicht gewöhnlichen Talenten glänzende Erfolge errang und Ansprüche auf die Dankbarkeit seines Volkes sich erwarb. Kein Zweig der Verwaltung, den er nicht umschuf: er brachte Ordnung in den Dienst, er verlieh der Administration schnellkräftigen Nachdruck, weckte neue Kräfte, öffnete neue Hilfsmittel und wußte überall seinen Anordnungen Gehorsam zu verschaffen. Frankreich, das früher in selbstmörderischem Kampfe seine Kräfte gegeneinander aufgerieben, lernte gehorchen und sein König gebot über die in seiner Hand vereinigten Kräfte. Häfen und Kanäle wurden gebaut, die Industrie geschaffen und gezegelt, eine französische Marine erstand, das Militair wurde uniformirt und neu organisirt, das Finanzwesen umgeschaffen, den Kolonien Aufmerksamkeit geschenkt, kurz, Frankreich erhielt zum Staunen Europas ein ganz neues Ansehen.

Allein zum Unheile des Königs und Frankreichs war es Mazarin, der ihm in seiner frühesten Jugend als Vormund zur Seite gestanden, und das Vorbild dieses Ministers mußte in seinem Gemüth jenen Stolz der Herrschaft erwecken, der sich nicht begnügt, die Macht nur in soweit zu mehren, als es die Handhabung des Friedens und der Gerechtigkeit im Innern und die Sicherheit nach Außen fordere, sondern der nicht eher ruht, als bis er im Innern Alle in dem Staube rechtloser Knechtschaft vor sich knieen sieht und sie in willenlose Werkzeuge verwandelt hat, um nach Außen die blutigen Eroberungen seines Ehrgeizes zu verfolgen, während er noch immer sein Gewissen damit beruhigt, Alles geschehe ja zu größerer Verherrlichung, zum Ruhme und zum Glücke Frankreichs, das in seinem siegreichen, gefürchteten, glänzenden König sich groß und glücklich fühlen müße.

Statt der Furcht vor Gott und seinen Geboten, statt der Heiligthaltung der Rechte der Menschen, statt der Achtung der Freiheit und der selbstständigen Entwicklung und Würde eines Jeden innerhalb seines Kreises, statt der schonenden, großmüthigen, sich hingebenden Barmherzigkeit mit den Leiden der Menschen, statt dem Verlangen durch väterliche Wohlthaten und Theilnahme ihre Liebe und Anhänglichkeit zu gewinnen, hatte der selbstsüchtige Minister, der gewaltiger als ein König herrschte, dem königlichen Jüngling nur die machiavellistischen Künste und Begierden unumschränkter Despotie, wie sie sich in der italienischen Verderbniß ausgebildet hatten, eingeprägt und war ihm hierin mit lebendigem Beispiel vorangegangen. Nicht die Liebe, sondern Furcht und Bewunderung sollten die Unterthanen zu blindem Gehorsam zwingen. Unter Mazarin geschah es daher, daß der sechzehnjährige Herrscher ganz in jener eitlen hochfahrenden Weise mit der Reitpeitsche in dem ersten Gerichtshofe des Reiches, in dem Parlament, erschien und dasselbe wie einen knurrenden Hund zum Schweigen brachte. Solche Beispiele waren Funken, die in dem empfänglichen Geist des Königs zündeten; auch später als das Parlament den Mund öffnen wollte, gebot er ihm in herrischem Tone seinen Willen einzutragen und nachher zu protestiren. Das Parlament gehorchte; es schwieg in stummer Unterwürfigkeit die ganze lange Regierungszeit. Allein welches waren die Folgen dieser Lehren? — Als Mazarin stark, wurde ihm vorgeworfen, er, ursprünglich ein Fremdling, habe ein Vermögen von nicht weniger denn fünfzig Millionen zurückgelassen; als aber Ludwig XIV. in Trauer und Bekümmerniß, von seinen Günstlingen verlassen und verkauft, die Augen schloß: da verhöhnte der Pöbel seinen Leichenzug und was er seinen Nachfolgern hinterließ, war nach Fenelons, des Erzbischofs von Cambrai, Ausdruck eine überschuldete bankerotte Despotie und ein ruinirtes Land; das erste aber, was jenes stumme Parlament that, war, daß es das Testament umstieß und das Schicksal Frankreichs gegen seinen Willen in die Hand des unmündigen Regenten Philipp von Orleans legte. Das waren die bitteren Früchte, die er um ein so theuertes Lehrgeld von dem Italiener, dem Erben und Nachfolger Richelieus, dem Landsmanne Machiavellis, erkauft hatte.

An Einsicht in die Aufgabe seines Amtes als König fehlte es ihm übrigens nicht. Unser deutscher Kurfürst Maximilian I. von Bayern, der sehr verschieden von ihm, taub gegen alle Versprechungen und Verlockungen jener treulosen französischen Politik, unter den größten Opfern, treu an dem alten Glauben und dem deutschen Reiche festhielt, hat bekanntlich väterliche Ermahnungen für seinen Sohn niedergeschrieben, um ihn über das Amt eines Fürsten zu belehren und ihm den Schatz seiner Erfahrungen als väterliches Erbe mitzutheilen. Seinem Vorgange ist Ludwig XIV. gefolgt, auch er schrieb seine Regierungsgrundsätze für seinen Sohn 1671 nieder. Viele der in dieser Schrift enthaltenen Lehren über Religiösität, Gerechtigkeit, Milde, Friedfertigkeit, Sparsamkeit sind die schönsten und trefflichsten und man dürfte einem Volke nur Glück wünschen, dessen Fürst sie befolgte. Wie verschieden Maximilian I. und Ludwig XIV. auch in ihrem Leben waren, sehr viele der Ermahnungen des ersteren finden sich auch in den Unterweisungen des letzteren. Und daß es ihm hiemit Ernst war, das bewies er dadurch am besten, daß er seinem Sohne einen Positeut und seinem Enkel einen Fenelon zum Lehrer gab; Männer, denen Maximilian gewiß auch die Erziehung seines Sohnes anvertraut hätte. Zum Unglück für Ludwig XIV. aber hat er einerseits die meisten dieser seiner trefflichsten Lehren durch seine Regierungshandlungen auf die schreiendste und übermüthigste Weise verletzt, während andererseits jener falsche Begriff von unumschränkter Despotie, wodurch er sich zum Gegenstande eines politischen Götzendienstes machte, in diesen Ermahnungen und in andern zerstreuten Aus-

sprüchen sich nicht verläugnet. Auch er gebt gleich unserm deutschen Kurfürsten von Gott aus, durch den die Fürsten regieren, von dem sie ihre Gewalt als Leben empfangen, dem sie zu Dank für jeden Erfolg verpflichtet sind und dem sie einst für jede ihrer Handlungen Rechenschaft geben müssen. Von Gottes Gnaden mithin gesetzt, ist der König seinen Unterthanen gegenüber ein Stellvertreter Gottes. Das ist die eine Seite, die er in ihrer vollsten Ausdehnung sehr wohl geltend zu machen wußte; die andere Seite aber: daß auch der König Gott gegenüber nur ein armer, gebrechlicher, sündiger Mensch ist, ein Bruder des niedrigsten seiner Unterthanen, dessen Gut und dessen Rechte ihm heilig und unantastbar seyn sollen, wie er es von den eigenen verlangt, daß er darum vor Allem, je größer die Versuchungen sind, um so mehr der Selbstverläugnung und der Selbstbeherrschung bedarf, daher auch voll weiser Mäßigung die Dämme nicht niederreißen, sondern schützen und stärken wird, die bestimmt sind seiner Willkür und seinen Leidenschaften einen Zügel anzulegen, — dieß waren unangenehme Schlußfolgerungen des Evangeliums, die sein Hochmuth sich fern zu halten wußte. Die Demuth fehlte ihm, und auch in spätern Jahren, als er die Nichtigkeit aller irdischen Größe und Macht durch bittere Erfahrungen und harte Demüthigungen kennen gelernt, hatte Frau von Maintenon die größte Mühe seinen herrschsüchtigen Geiste einen Begriff von dieser Tugend beizubringen, die ihm in der stolzen Zeit seiner glücklichen Jugend wohl nur als eine Schwäche erschien, unwürdig eines mächtigen Selbstbeherrschers. Einzig erfüllt von seiner hohen göttlichen Würde und seinen Vorrechten als eines Stellvertreters Gottes, eines unumschränkten Herrn seines Landes und Volkes, der keinem sterblichen Menschen irgend eine Rechenschaft schuldig sei, von dem alle Macht, jedes Recht und jeder Besitz ausfließe, ließ er sich in den Tagen des Glückes von seinen Schmeichlern in die Rauchwolken ihrer knechtischen Anbetung einhüllen. Eine Stelle der Macht auf diese Weise einnehmend und eine Last sich aufbürdend, welcher der Mensch in seiner Gebrechlichkeit nicht gewachsen ist, mißbrauchte er diese Allmacht im Dienste seiner Leidenschaften, die den unumschränkten Herrscher alsbald zu ihrem Sklaven machten; das Wohlgefallen des Volkes aber tief unten im Staube zu den Füßen des Thrones hörte er nicht vor dem rauschenden Schalle seiner Siegsposaunen, und treulose, eigensüchtige Rathgeber und Höflinge hatten Sorge, daß es nicht zu ihm hinauf drang. Hören wir in dieser Beziehung einige Worte seines Glaubensbekenntnisses; Worte, die man in den Lehren Maximilians vergeblich suchen würde. Er sagt: „Der, welcher den Menschen die Könige gegeben, wollte, daß man sie wie seine Statthalter verehre, indem er sich allein das Recht vorbehielt, ihr Thun und Lassen zu prüfen. Es ist sein Wille, daß der, welcher als Unterthan geboren wurde, ohne zu prüfen gehorche." (Oeuvres de Louis XIV. edit. de 1806. Tom. II. page 336.) — „Alles, was sich in dem Umfange unserer Staaten befindet, welcher Art es immer sei, gehört uns durch den nämlichen Rechtstitel. Die Gelder, welche sich in unserer Kasse befinden, die, welche in den Händen der Schatzmeister verbleiben, die, welche wir in dem Handel unserer Völker lassen, müssen von uns gleichmäßig wohl zu Rathe gehalten werden." (Tom. II. page 93.) — „Du darfst darum überzeugt seyn, daß die Könige unumschränkte Herren sind und daß ihnen die freie und volle Verfügung über alle Güter, die sowohl von den Dienern der Kirche als den Weltlichen besessen werden, zuletzt, um sie jederzeit als weise Haushalter zu benützen." (Tom. II. page 121.) — Hinsichtlich des Lebens seiner Unterthanen gilt ihm das Gleiche: „Da das Leben der Unterthanen dem König gehört," sagt er, „so muß der König um so größere Sorge tragen, es zu schonen." (Idem p. 301.) — „Der erste Grund meiner Reformen war, meinen Willen zum gänzlich unumschränkten zu machen" (T. I. p. 18.) — „Jene Unterwerfung, die den Fürsten in die Nothwendigkeit versetzt, das Gesetz von seinen Völkern zu empfangen, ist das tiefste Unglück, in welches ein Mensch unseres Ranges stürzen kann." (T. II. p. 26.) — „Indem wir hier auf Erden eine wahrhaft göttliche Amtswürde (une fonction toute divine) zu verwalten haben, müssen wir suchen jener Bewegungen (Leidenschaften) unfähig zu scheinen, welche dieselbe trüben könnten." (T. II. p. 35.) — Und an einer anderen Stelle: „Kein Zweifel, es gibt Amtsverrichtungen, bei deren Ausübung wir, indem wir die Stelle Gottes so zu sagen einnehmen, eben sowohl seiner Weisheit, wie seiner Gewalt theilhaftig scheinen, dahin gehört zum Beispiel: die Unterscheidung der Geister, die Austheilung der Aemter, die Spendung der Gnaden." (Oeuvr. T. II. p. 283.) —

Allein der König, der auf diese Weise die Stelle Gottes einnehmen sollte, war nicht minder ein gebrechlicher Mensch, dessen unbewegliche Ruhe und göttliche Infallibilität dem Sturm sehr menschlicher Leidenschaften und Irrthümer ausgesetzt blieb. Ludwig erfuhr dieß selbst zunächst dadurch, indem jene unumschränkte Allgewalt, die er in seinem eigenen Lande einnahm, seinen Hochmuth verführte, die gleiche Suprematie gegen fremde Fürsten und Völker in Anspruch zu nehmen. Dieß verwickelte ihn in jene unseligen endlosen Kriege, welche ihn wieder in die Nothwendigkeit versetzten, seine militairische Despotie im Innern noch höher zu spannen, um seinen Unterthanen den letzten Blutstropfen und den letzten Kreuzer zu erpressen, damit er immer neue verwüstende Heere seinen immer zahlreicheren Feinden entgegenstellen

könne. So wurde er, von Natur aus sanft und wohlwollend und billig, aus einem milden Vater seiner Unterthanen, aus einem göttlichen Beglücker und Wohlthäter, wie er geträumt, ihr schrecklichster Erpresser und Unterdrücker, der in immer tiefer Entblößung sank und immer schmählichere und ruinösere Zwangsmaßregeln und Finanzkünste anwenden mußte. Wie er aber so nach innen seine Gewalt höher und höher trieb und auf das Aeußerste in eiserner Concentration spannte, so wurde er durch die gleiche unselige Nothwendigkeit gezwungen, nach außen mit allen Mitteln einer machiavellistischen Politik unter seinen zahlreichen Feinden umgekehrt Zwiespalt und Verwirrung zu stiften und jede Empörung, jeden Bürgerkrieg in den Nachbarländern zu schüren und allen Unzufriedenen Europas die Reihen seiner Armee zu öffnen; denn indem seine egoistische Raubsucht alle Fürsten und Völker nach und nach gegen sich unter die Waffen rief, so gewöhnte er sich daran, auch die schlechtesten Mittel nicht zu verschmähen, wodurch er die öffentliche Treue und den Rechtsboden, auf dem sein eigner Thron stand, untergrub.

Auch hierüber sind uns manche bedeutungsvolle Aussprüche von ihm erhalten. „Sein Vergrößern," schreibt er dem Marquis von Pisani unterm 8. Jan. 1688, „ist die würdigste und die angenehmste Beschäftigung der Fürsten." Viele Jahre eröffnete er mit dem ganzen Prunke seines Hofes die Feldzüge in den Niederlanden in Person, um nach dem ersten glänzenden Schlage in festlichem Triumphe heimkehren zu können. Er schmeichelte sich dabei, wie er sich anderwärts ausdrückt, sein bloßes Erscheinen bringe die Feinde in Verwirrung, und wie er dadurch der Menschheit beweise, daß es auf der Welt noch einen König gebe; „es scheint mir," so lautet ein anderes seiner Worte, „daß man meinem Ruhme etwas entziehe, wenn man einigen ohne mich gewinnen kann." (Oeuv. T. II. 429). Da ihn jedoch diese angenehme Beschäftigung des sich Vergrößerens nicht selten in sehr bedenkliche Widersprüche mit der Heiligkeit seiner Eide und den Friedensverträgen brachte, so wußte er auch hierüber sein Gewissen zu beschwichtigen. Er sagt darüber seinem Sohne und Thronerben in seiner Unterweisung über das Amt eines Königs: „Indem man sich davon losspricht, die Verträge in ihrer Strenge zu erfüllen, bricht man sie nicht; denn man hat diese Verträge nicht nach dem Buchstaben ihres Wortlautes angenommen, obwohl man nur diesen dabei anwenden kann, wie es in der Welt mit den Complimenten ebenso der Fall ist, die zum Verkehre durchaus nothwendig sind und eine Bedeutung haben weit unter ihrem Wortlaute." (Oeuv. T. I. p. 66). In gleichem Sinne sagt er weiter: „Je ungewöhnlicher, je wiederholter, je vorsichtiger die Clauseln waren, durch welche die Spanier mir es untersagten, Portugal Beistand zu leisten, um so deutlicher sprachen sie aus, daß man nicht geglaubt hatte, daß ich mich dessen enthalten solle." (Idem T. I. p. 66). — Auf diese Weise fand nicht leicht in Europa seit Richelieu eine Empörung statt, wobei die französische Diplomatie nicht mit conspirirte. Gleich einem Spieler, den die ersten Erfolge berauschten, entbrannten Ludwigs Leidenschaften immer heißer, und je größer beim Eintreten des Unglücks die Verluste waren, um so mehr reizten sie ihn nur zu größeren neuen Einsätzen, zu größeren Opfern, die er seinen Unterthanen zum wachsenden Ruine seines Landes auferlegte, so daß es ihm schwer ward, einen Finanzminister zu finden, der das Elend ansehen konnte. Um aber das Maaß des Unglückes voll zu machen, verleitete ihn jene Ansicht, daß das Königthum die Majestät Gottes repräsentire und sich daher mit einem die Sterblichen blendenden Glanze umgeben müsse, auch in seinem eigenen Haushalte, neben seinen endlosen Kriegen, zu den größten Verschwendungen. So begann er schon zur Zeit großer Noth im Jahre 1682 mit den glänzendsten Festen: so arbeitete an seinen Bauten in Versailles und der Umgegend eine Armee von 36,000 Menschen; so hatte der jüngste seiner natürlichen Söhne, 1712, zu einer Zeit, als das Land in der äußersten Erschöpfung unter dem Drucke der Kriege darniederlag, in seinen Ställen 250 Pferde; und in diesem Sinne antwortete er einmal der Frau von Maintenon auf ihre Bitte um Unterstützung Hilfsbedürftiger: „Der Aufwand eines Königs ist sein Almosen." Der gleiche Stolz bewog ihn auch mit seinem prunkenden Hofe im Kriegslager zu erscheinen, was natürlich die Ausgaben verdoppelte.

Aus diesen einzelnen Zügen springt in die Augen, daß der Begriff, welchen er sich von seiner göttlichen Würde machte, so ziemlich mit dem übereinkam, welchen die Imperatoren des heidnischen Roms geltend gemacht: so fürchteten seine Höflinge sich auch mehr vor seinem Zorne, wenn sie durch einen Spott seiner göttlichen Majestät zu nahe getreten, als wenn sie Gottes Majestät selbst durch eine Blasphemie entweiht hätten; ja es wird sogar erzählt, daß in Versailles unter anderm mythologischen der alten Götterwelt entlehnten Schmucke, vor seiner Bildsäule eine Flamme brannte; diese Stiftung des politischen Götzendienstes rührte von der Familie La Feuillade her, und sie soll drei Jahre gewährt haben, als ihm Gewissensbisse aufstiegen und er den Stiftern die Summe zurückstellen ließ.

Manches Andere seiner Anschauungsweise erinnert auch an die Zeiten byzantinischer Knechtschaft und an den Despotismus des Orientes. So wird berichtet, wie seine Minister den berühmten Reisenden Bernier kom-

men ließen, und ihn über die Verhältnisse des Eigenthumes in Aegypten, Persien und der Mongolei befragten, wo jeder Besitz thatsächlich dem Oberherrn gehört. Die abschreckende Antwort Berniers war jedoch, daß eine so despotische Verfassung, wie sie im Orient bestehe, nichts hervor bringe, als Hungersnoth und Wüsteneien. Der König selbst, wird uns ferner erzählt, richtete einmal, als er eben mit Wohlgefallen von den Vortheilen einer unumschränkten Gewalt gesprochen, die Frage an einen seiner Hofleute, der lange Zeit eine Stelle bei der hohen Pforte bekleidet hatte, ob die Regierungsweise der türkischen Kaiser nicht in der That eine vortreffliche sei. Der alte Minister hatte indessen Muth genug, ihm mit Würde zu antworten: Allerdings, Majestät, vortrefflich, nur habe ich es erlebt, wie ihrer drei strangulirt wurden.

Zu seinem und zu Frankreichs Unglück aber war die Zahl so aufrichtiger warnender Rathgeber nur allzu gering; vielmehr wurde seine Regierung, insbesondere in den ersten glänzenden Zeiten seiner siegreichen Erfolge, von den Franzosen als eine Musterregierung allen Völkern überschwenglich angepriesen. Auch später verherrlichte Voltaire, der Kirchenvater der Revolution und Lobredner jedes Maitressen-Ministeriums den Ruhm Ludwigs des Großen und seines goldenen Zeitalters. Er selbst wurde durch dieß Lob und Räuchern so verwöhnt, daß er die Stimme der Wahrheit sich ferne hielt, und als sich die unheilvollen Folgen immer empfindlicher zeigten, die Augen verschloß, und Männer, wie Mezeray, Racine, Fenelon, die der Wahrheit huldigten oder dem Elende ihre freimüthige Stimme liehen, durch seine Ungnade zum Schweigen brachte. So kam es denn, daß er von der schreckenvollen Zukunft, die über Frankreich hereinbrechen sollte und die er selbst in seiner Verblendung mit allen Kräften vorbereitet, wohl kaum eine Ahnung hatte; das Netz der Polizei, womit er Frankreich überspannen, alle seine Spionen, alle seine Bestechungen, womit er die Diener fremder Fürsten zum Verrathe der Geheimnisse ihrer Herren verführt, das Erbrechen der Briefe, wodurch er das öffentliche Vertrauen zerstörte, das Alles half ihm nichts zum Verständnisse der Zukunft. In der Zeit seines Glückes (1671) hatte er im Gefühle seiner Allgewalt die Worte an seinen Sohn gerichtet: „In dem Staate, den du nach mir zu regieren bestimmt bist, wird dir keine Autorität begegnen, die sich nicht eine Ehre daraus machte, ihren Ursprung und ihren Charakter von dir erhalten zu haben; keine gesellschaftliche Verbindung, die sich nicht verpflichtet fühlte, ihre einzige Sicherheit in der tiefsten Unterwürfigkeit gegen dich zu suchen.“ Auch später schritt er auf der einmal vorgezeichneten Bahn, wenn auch gemäßigter, voran.

Während der harte selbstsüchtige Kriegsminister Louvois († 1691) den Schwächen und Leidenschaften des ehrgeizigen Königs schmeichelte, um seinen Einfluß in immer neuen Kriegen zu behaupten und zu steigern, beklagte schon Colbert († 1683) der immer neue Summen dazu schaffen mußte, den Druck des Landes und sprach: die Enkel werden über die Anlehen seufzen, die wir machen; und als er mit reinen Händen auf dem Sterbebette lag und auf seine Laufbahn zurückblickte, war sein letzter Seufzer: hätte ich für Gott gethan, was ich für den König gethan, meine Seele wäre zehnmal erlöst. Den Minister Pomponne, der in den Unterhandlungen mit dem Auslande sich schonender und billiger zeigte, entließ Ludwig, indem er darüber seinem Sohne sagt: „ich war genöthigt zu bestellen, daß Herr von Pomponne sich zurückzöge, weil Alles, was durch seine Hände ging, jenen Charakter von Größe und Macht verlor, den man behaupten muß, wenn man die Befehle eines Königs von Frankreich vollstreckt, der nicht unglücklich ist.“ Dieß Glück seiner Jugend blieb dem Uebermüthigen aber im Alter nicht treu, und mit der schrecklichsten Klarheit sahen Männer, wie Fenelon, den Abgrund voraus, dem das Schicksal Frankreichs unter dieser Regierung entgegen ging. Ludwig XIV. ließ sich jedoch nicht irre machen; er wollte nicht einsehen, daß sein Reich, welches ihm in seiner Person aufgegangen war, nun auch die Schwäche und Hinfälligkeit dieser Person nothwendig theilen würde. Die Voraussagungen Fenelons gingen jedoch auf eine schreckliche Weise in Erfüllung, indem gerade hundert Jahre, nachdem das mordbrennerische Heer des Königs die Asche der Kurfürsten in Heidelberg und die der deutschen Kaiser in den Gräbern des Speierer Domes in die Winde gestreut, jenes furchtbare Wetter an dem Himmel Frankreichs sich erhob, das die rasenden Haufen von Königsmördern in die Gräber von St. Denis hinaufführte, wo sie nun auch seine Gebeine in die Lüfte streuten.

Damals, als dieser verheerende Sturm losbrach, waren alle Dämme niedergerissen, die ihn hätten aufhalten können, alle Widerstandskräfte vernichtet oder gelähmt; und das wilde Feuer konnte ungehindert um sich fressen; welchen Antheil jene Reformen Ludwigs XIV. daran hatten, durch die er seinen Willen zum unumschränkten gemacht, in der That aber den Boden selbst untergraben, auf welchem sein Thron ruhte und somit der Revolution Thor und Thüre geöffnet hatte, dieß behalte ich mir als ein lehrreiches Beispiel für eine folgende Betrachtung vor. Leidet ja auch unsere Zeit noch immer an den Wunden, die ihr durch Ludwig XIV. und seine Nachahmer mit jener Alles bevormundenden und Alles lähmenden Vielregierrei einerseits, so wie andererseits durch die Revolution und ihren jedem Glauben, jedem Gesetze, jeder Sitte und Zucht feindlichen Radicalism geschlagen worden sind.

St. Christoph.

Ein Heide schritt durch Kanaan
Und rief mit stolzem Mund:
Wer ist der Stärkste, fraget an,
Auf diesem Erdenrund?
Mein Speer gibt hellen Klang u. Schein
Mein Herr soll nur der Stärkste seyn.

Der Heide schritt das Schloß hinauf,
Trat vor des Königs Thron;
Der König nahm ihn freudig auf
Und bot ihm reichen Lohn;
In Eitelkeit und Lust und Pracht
Hat er dort manchen Tag verbracht.

Der König saß voll Stolz beim Mahl,
Bei frohem Becherklang:
Da trat ein Harfner in den Saal,
Der ernst und traurig sang:
O König! König! habe Acht;
Denn schrecklich ist des Satans Macht.

Ei König, sprich! warum so bleich?
Was zitterst du so sehr?
Ist mächtiger des Satans Reich,
Dann dien ich dir nicht mehr;
Will nicht des Dieners Diener seyn,
Dem Stärksten dien ich ganz allein.

Und weiter zog er alsogleich
Wohl über Land und Meer;
Wo ist der Satan? wo sein Reich?
Ich such ihn all umher;
Weil ihm an Stärke Niemand gleicht,
Vor dem der König selbst erbleicht.

In öder, wilder Waldesnacht
Fand er ein wildes Heer;
Der Satan ritt in stolzer Pracht
Auf schwarzem Roß einher;
Sein Aug dem rothen Feuer gleich,
Sein Antlitz wie die Sünde bleich.

Bist du der Herr der Herren, sprich,
Der keinem Größern weicht?
Zum Herren dann erwähl ich dich,
Der sich vor Keinem neigt;
Die Furcht die machte nie mich blaß,
Drum reit voran, Herr Satanas.

Mit Hörnerschall und wildem Ruf
Fegt er dem Heer so laut,
Der schwarzen Rosse Feuertuf
Versengte rings das Kraut,
Und vor dem gift'gen Athemzug
Erstarb der Vogel hoch im Flug.

Und größer schwoll des Satans Zug
Und rascher ritt er vor,
Ihm schien der Weg nicht breit genug,
Er blickte stolz empor:
Da sah er im Vorübergehn
Von Holz ein kleines Kreuzlein stehn.

Ei sprich, Herr Satan! was ist das?
Am Kreuze lebst du um?
So fahre hin, Herr Satanas!
Du reitest mir zu krumm;
Die krummen Wege lieb ich nicht,
Gelöst ist meines Dienstes Pflicht.

Und wieder zog der Heide fort
Die Straße ganz allein,
Und fragte viel an manchem Ort,
Wer doch der Herr möcht seyn:
Sein Zeichen ist ein Kreuz von Holz,
Es bebt davor des Satans Stolz.

Da hört er in der Einsamkeit
Einst eines Klausners Ruf:
Das ist der Herr der Ewigkeit,
Der alle Ding erschuf;
Drum bet und sing zu seinem Preis
Und fast' und wache stets mit Fleiß.

Hab Dank, hab Dank für deinen Rath;
Ich will sein Diener seyn:
Doch fasten, beten früh und spat,
Das geht mir noch nicht ein;
Auf andre Weise dient ich gern'
Mit meiner Kraft dem neuen Herrn.

So dien ihm in Barmherzigkeit,
So viel dein Arm vermag;
O sieh das Wasser wild und breit,
Das Brück und Steg zerbrach:
Dort trag hindurch, du starker Mann,
Den Pilger, der nicht weiter kann.

Dem Pilger half er Tag und Nacht,
Am Wasser wild und tief:
Da war's ihm einst in stiller Nacht,
Als ob ein Kindlein rief;
Und auf sprang er mit treuem Fleiß,
Doch Alles schwieg in weitem Kreis.

Und wieder lag er müd in Ruh,
Das Kind rief abermal,
Und wieder lief er froh herzu,
Und suchte rings im Thal:
Doch dunkel ward, er sah kein Kind,
Es heulte nur im Wald der Wind.

Zum dritten Mal im Schlaf geweckt
Lief wieder er geschwind;
Wie freudig ward er da erschreckt:
Er fand ein leuchtend Kind,
Das hob er auf mit frommem Muth
Und trat bedachtsam in die Fluth.

Da brauste mächtig Strom und Wind,
Die Fluth schwoll mehr und mehr,
Und schwerer, schwerer ward das Kind;
Es drückte ihn so sehr:
Mir ist's, als läg die Welt auf mir,
Mein Kind! mein Kind! was ist mit dir?

Ich bin der Herr der Ewigkeit,
Der Erd' und Himmel schuf;
Und weil du voll Barmherzigkeit,
Gehört des Kindes Ruf:
Sind alle Sünden dir verziehn,
Soll heut dein dürrer Stab erblühn.

Ich taufe dich mit meiner Hand
In diesen Fluthen rein,
Christophorus sortan genannt,
Soll groß dein Name seyn.
So sprach das Kindlein und verschwand,
Als staunend noch St. Christoph stand.

Da nicht die Nacht, da schwieg der Wind,
Die Sonne hell erschien,
Die Wasser ruhten still und lind,
St. Christophs Stab ward grün;
Er neigte tief in Andacht sich
Und pries den Herren innerlich.

Sein Herz ist mit dem Stab erblüht
Zu einem Himmelsstamm,
Er starb in heilger Lieb erglüht,
Den Marterod als Lamm;
Da ward sein Stab ein Palmenzweig,
Der ewig blüht im Himmelreich.

diesem Waghalse sich fürchtete und keiner ihn bestehen wollte, achtete Kaiser Maximilian Solches dieser großen Versammlung allzu schimpflich, wenn der Ausforderer unbekämpft wieder abziehen sollte. Demnach des Reiches und Teutscher Nation Ehre zu retten, schickte er seinen Ehrenhold und ließ seinen Schild mit dem Wappen von Oesterreich und Burgund neben des Ritters seinem aufhängen. Hierauf wurde beiderseits abgeredet; daß der Kampf um eine ritterliche Gefängniß innerhalb neun Tagen sollte gehalten werden. Am neunten Tag kamen beide Helden wohlgerüstet und neben der Lanze mit einem langen Kürisschwert bewehrt in die Schranken. Keiner redete ein Wort mit dem Andern, und als die Trompeter zum dritten Mal aufbliesen, legten sie beiderseits ein und trafen wohl auf einander eine gute Weile um die Köpfe. Unter Andern führte der fremde Ritter auf Kaiser Maximilianum einen harten Stoß, womit er ihm den Panzer zerrennt und ihn ein wenig verwundet. Als er Solches empfunden, nach er erst muthig und begunnte, als ob er seither nur mit ihm gespielt hätte, mit starken Stößen und Streichen seinem Widerpart so heftig zuzusetzen, daß selbiger dieselben nicht alle versetzen und ausnehmen konnte. Endlich begunnte Kaiser Maximilian mit einem Stoß ihm zum Herzen zu raumen: da dann der fremde Ritter sich ergab und zusagte, daß er an des Ueberwinders Hof sich gefangen stellen wollte. Also ward wieder aufgeblasen und Kaiser Maximilian mit Jedermanns Frohlocken in sein Gezelt begleitet, welcher diesfalls zu Ehren Teutscher Nation und zwar als das Haupt derselben eine That begangen, dergleichen in allen Weltgeschichten wenig gelesen werden. Es hatte auch der Ritter seinen Ruhm nicht geringert, sondern vielmehr erweitert, indem er durch seine Ausforderung die Ehre erworben, von dem höchsten Potentaten der Christenheit bestegt zu werden.

Die Welt-, Kirchen- und Himmelsstürmer der Jetztzeit.

Ihr Feldpater, der Hanswurst, singt nach der Melodie:
Es war ein Riese Goliath,
Ein gar gefährlich Mann u. s. w.

Die feindlichen Brüder
oder
der Zeitgeist
von Fr. Schlegel gedichtet 1820.

(S. Friedrich Schlegels sämmtliche Werke. Wien 1823. 9. Band S. 70.)

Es wohnen zwei Brüder im Lande,
Die hausen weit und breit;
Sie haben viele Verwandte,
Zahllose in dieser Zeit.
Sie sind sich mehrentheils Feinde,
Ein jeder will haben die Welt:
Mitunter auch einmal Freunde,
So lange die Welt noch hält.
Sie reißen sie auf und nieder,
Daß Hören und Sehn ihr vergeht;
Sie schleppen sie hin und wieder,
Weil Keiner den Andern versteht.
Der Aelteste schlendert im Rechten,
So wie er das Rechte versteht;
Der Jüngste schludert im Schlechten,
Was er als das Rechte verredet.
Sie führen Reden unzählig,
Und hören sich selber so gern;
Sie sprechen sich selber gefällig,
Doch ist in den Worten kein Kern.
Das sind die feindlichen Brüder,
Der Alte heißt Schlendrian;
Und genialisch bellt wieder
Der Kleine Schludrian.
Der Alte bricht sich die Steine
Vom Grunde der Mauer heraus;
Zu flicken und stücken das Seine,
So Schornstein als Speisehaus.
Der Junge würfelt in Freude
Die Steine mit wechselnder Hand;
Er mauert sich seine Gebäude
In luftigen, fliegenden Sand.
Das sind die bauenden Leute,
Die flicken und bauen die Welt;
Sie flicken und bauen für heute.
Auf morgen ist Niemand gestellt.

Inhalt des zweiten Heftes.
1846.

	Seite
Frühlingslied. Mit einer Zeichnung nach Pocci	33
Wo ist Gott? nach Suso	33
E Gottsnamen agfange, von K. Steiger	35
St. Ruperts Traum, von Niklas Vogt	35
Kindergebet. Zeichnung nach Pocci	36
Laufranks Bekehrung, nach Möhler	37
Vertrauliches Gespräch zwischen einem Tintenfasse und einem Wassereimer. Vignette von W. Kaulbach	38
Aus dem Hofleben Herzog Alberts V. in München und das Turnier in Wien unter Ferdinand I. im Jahre 1560	39
Das Kind und die Schlange. Zeichnung von W. Kaulbach	46
Don Gockelino's Ermordung. Ein Gespenstermährlein für kleine und große Kinder. Mit einer Abbildung von W. Kaulbach	47
Englische Touristen. Zeichnung nach Pocci	50
Das Glaubensbekenntniß Karl des Großen. Eine kaiserliche Ermahnungsrede vom Jahre 802	51
Deutsches Kriegslied, von Zacharias Werner	52
An die deutschen Fürsten, von Walther von der Vogelweide	53
Die Mandarinen des Papierstaates, nach J. von Görres. Mit drei Vignetten nach Pocci	54
Ludwig XIV. und die Revolution. Eine historische Betrachtung	54
St. Christoph mit dem Bilde des Heiligen von E. Steinle	63

Ankündigung.
(Das Deutsche Hausbuch von G. Görres betreffend.)

Das Deutsche Hausbuch wird in zwanglosen Heften, das Heft zu vier Bogen, von dem Monat Mai 1846 an erscheinen. Vorläufig ist es die Absicht des Herausgebers, daß auf den Jahrgang circa sechs Hefte kommen, welche zusammen einen Band bilden. Jeder solcher Jahrgang oder Band ist für sich selbst bestehend ein abgeschlossenes Ganze. Der Preis eines Heftes ist für den Buchhandel 24 kr. rhn. od. 8 Ngr. Der eines aus sechs Heften bestehenden Bandes oder Jahrganges 2 fl. 24 kr. rh. od. 1 Thlr. 18 Ngr. Sollte ein Band mehr als 6 Hefte enthalten, so wird sich der Preis verhältnißmäßig erhöhen.

Deutsches Hausbuch

herausgegeben
von
Guido Görres

Das kleine Michelchen läuft in größter Angst vor dem Bielkaß, dem Schrecken aller Haasen, und läßt seine Schulbücher im Stich; der Alte lacht und spricht: „Lauf nicht so, mein Söhnchen! der Bär hat sein Leben: er ist ja nur von Schnee und Eis."

III. Heft.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

München, in Commission der literarisch-artistischen Anstalt. 1846.

Aus den Reiseabenteuern des Grafen Schelmufsky.

Einer oder der Andere könnte vielleicht auf den Gedanken kommen, der Galgen und der Bär mit dem großen Rachen, dem Spieß und Fuchswappen erinnere an einen andern Freier der Ibuinelda von Geisenheim, einen kaltblütigern Nebenbuhler des Junkers von Frankreich, der ihr hier eine gebratene Taube als großmüthiges Liebespfand darbiete. An Freiern hat es der Ibuinelda nun freilich seit den Römerzeiten niemal gefehlt. Und denkt einer bei diesem Bären an irgend einen Nimrod, einen Attila, einen Timurtamerlan, oder sonst einen Nimmersatt alter oder neuerer Zeit, der Alles unter seine Bärentatze tritt und Alles mit seinem Bärenrachen auffressen möchte und auf seinem Schilde die Worte führt: **Laßt mir das Meine und gebt mir das Eure**, und der mit Ludwig XIV. es als die würdigste und angenehmste Beschäftigung eines Fürsten ansieht, seine Macht nur immer zu vergrößern; denkt einer, sage ich, an einen solchen Vielfraß, dem jede Schüssel zu klein ist und dessen Augen noch zehnmal mehr verschlingen als sein Magen fassen kann: so steht ihm das frei, ich kann es nicht hindern; denn die Gedanken sind bekanntlich die einzige Waare, die keinen Zoll zahlen, wenn sie sich nämlich stille halten und nicht so unverschämt sind, Eintritt in die Welt zu verlangen. Es könnte auch ein Anderen darauf gerathen, der Bär stelle den Radicalismus vor, der einen Rachen und einen Hunger hat, trotz dem eroberungssüchtigsten Despotismus. Auch dagegen kann ich nichts haben. Wer aber wissen will, wie es in Wahrheit sich damit verhält, der höre.

Wie jedem bekannt oder nicht bekannt seyn wird, so machte der berühmte Graf Schelmufsky unter anderen auch eine Reise nach den weitläuftigen Landschaften des Reiches Großbarbaria, welches die Wölfe und Bären ihr Vaterland nennen. Vierzehn Tage und Nächte marschirte er, der Tebel hole mir, trotz einem Napoleon ununterbrochen bis an die Nasenspitze in Schnee und Eis. Nur wer in einem ähnlichen Falle war, wird wissen, was das heißen will. Am meisten verwunderte er sich jedoch darüber, daß er Alles in diesen Herrschaften so schön uniformirt antraf. Alle Vögel pfiffen, alle Hunde bellten, alle Wölfe heulten, alle Hasen nisteten nach der Melodie der großen konstantinopolitanischen Staatsdudelsackpfeife; Sonne und Mond trugen die Reichscocarde und alle Blumen blühten in den Reichsfarben; das Uebrige war mit Lichter Glanzschwärze überdeckt und der tiefsinnige Geist unverbrüchlichen Stillschweigens hielt darüber seine mächtigen Fittige weit ausgebreitet. Was aber den Bruder Grafen in das höchste Erstaunen versetzte, war, zu sehen, wie hier die Bären auf eine so geschickte Weise gezähmt und abgerichtet werden, daß sie in den vornehmsten Häusern als Livrebediente aufwarten und jeden Dienst mit einer Gewandtheit und Grazie wie französische Tanzmeister versehen. Sapperment! wie riß er die Ohren auf, als ihm einst bei einer Mittagsmahlzeit ein solcher aufwartender Bär eine Schüssel anbot und dazu mit einer fast lieblichen Stimme, im sanftesten Brummeltone und feinsten Pariser Accent, die Worte zubrummelte: Plait il, monsieur le comte Schelmoufsky?

Sein Erstaunen hierüber wuchs mit jedem Tag und wer weiß, wo es aufgehört hätte, wäre nicht ein recht unangenehmer Zwischenfall eingetreten, der ihn nöthigte, seine Rückreise wider Willen zu beschleunigen. Der Herr Graf waren bereits durch die Mongolei, die Gebiete der Fürsten Gog und Magog und die Staaten des Dalai Lama bis zur chinesischen Mauer vorgedrungen; sie saßen eben oben auf dieser Mauer und schauten ganz ruhig hinab auf die vielen Landschaften des himmlischen Reiches: als ein Oberst-Hofmeister von Kisseltz ihn beim Haarzopf faßte und erklärte, daß der Herr Graf par ordre di Monkti-amerzyndi sogleich zum Galgen geführt werden, weil sie einen Schwarzbart trügen, der ganz gegen vorschriftsmäßige Form verstoße. Der Herr Bruder Graf wurden wirklich gehangen; was sie aber dabei am meisten verdroß, war, daß derselbe höfliche Bär, vor dem Hinaufsteigen der Leiter, sie dazu mit der gleichen Höflichkeit einlud, sprechend: Plait il, monsieur le comte Schelmoufsky? Es wäre wirklich hier um den unglücklichen Grafen geschehen gewesen; zum Glück aber erinnerte er sich, als er so einsam und verzagensvoll da hing, an sein ächt englisches Patentrasirmesser, womit er auch glücklich den Strick durchschnitt. Allein erst jetzt bemerkte er, daß ihm der höfliche Bär seine Stiefel vom Galgen herunter gestohlen und sammt den Schuhnägeln in der Zerstreuung gefressen hatte und mußte er sich denn auf den Sträumpfen und dem Lande Großbarbaria heimschleichen. Das erste aber, was er jenseits der Grenze that, war, daß er eine Beschreibung von diesen wohl dressirten Haus-, Hof-, Kammer- und Gishören für Kinder und Kindskinder in sein Tagebuch niederschrieb.

Dieß Tagebuch fiel nun nach seinem Tode dem alten Schulmeister, Siegfried Schneyermann von Kaufbeuren, in die Hände. Was thut er? An einem schönen Winterabende, da eben frischer Schnee gefallen war, macht er einen solchen wohl dressirten Bären aus Schnee und setzt ihm einen Zobelhut auf und gibt ihm einen Spieß und die Schüssel in die Hand. Als nun am Morgen sein Söhnchen, von seiner großen Schlafmütze das deutsche Michelchen genannt, an dem Bären vorübergeht, läßt

Splendor paternae gloriae.

Alter lateiniſcher Hymnus aus dem fünften oder ſechsten Jahrhundert überſetzt von Fr. Steingaß.

O Du, des Vaters Wiederſtrahl,
O Licht, des Lichtes Niederſtrahl,
O Lichtes Licht, Lichtquell zumal,
Tag, der des Tags Aufgang befahl.

Du wahrer, klarer Sonnenſchein
Leucht hell in unſer Herz hinein,
Erfülle mit dem Glanz allein
Des Geiſtes unſrer Sinne Schrein.

Mit frommer Andacht Ungeduld
Fleh'n wir zum Vater der Geduld,
Zum Vater aller Macht und Huld:
Daß er uns löſe von der Schuld;

Uns ſtärke auf der Kampfesbahn,
Ablenke jeden Neiderzahn,
Verſeh' für das, was wir verſah'n,
Daß unſer Thun ſei wohlgethan.

Dem Geiſt erhalt er alle Zeit
Des keuſchen Leibs Ergebenheit;
Der Glaube, glühend ihm geweiht,
Verzehr' das Gift der Trüglichkeit.

Und unſer Brod ſoll Chriſtus ſeyn
Und treuer Glaube unſer Wein:
Daß an des Geiſtes Quell ſo rein
Untrunknen Rauſches wir uns freu'n.

Froh möge enden dieſer Tag,
Wie Frührоth ſei der Wangen Schaam,
Des Glaubens Gluth wie Mittagſtrahl,
Kein Abend darf den Geiſt umfah'n.

Gleich Gos leuchtenden Gespanns,
Als Morgenröthe nah er ganz,
Im Vater ganz des Sohnes Glanz
Und in dem Wort der Vater ganz.

Es werde Licht! und es ward Licht.

(Aus den Bekenntniſſen des heiligen Auguſtinus. Cap. 33 u. 34.)

Selbſt unter den Göttlichen wer gleiche Dir, o Herr? Wer gleicht Dir? ſo herrlich in Heiligkeit, ſo preiswürdig und ſchrecklich und Wunder wirkend biſt Du! Spät habe ich Dich erkannt, Du wahres Licht, ſpät habe ich Dich erkannt. Eine große, eine finſtere Wolke aber ſchwebte vor den Augen meiner

Eitelkeit, so daß ich die Sonne der Gerechtigkeit, das Licht der Wahrheit nicht sehen konnte. — Ein Sohn der Finsterniß ward ich in Finsterniß gebildet, liebte ich meine Finsterniß; weil ich das Licht nicht erkannte. Blind war ich und liebte die Blindheit und durch Finsternisse wandelte ich in Finsternissen. — Wer hat mich vordem hinausgeführt, wo ich war, ich ein blinder Mensch, sitzend in den Finsternissen und im Schatten des Todes? Wer faßte meine Hand, damit er mich von dannen führte? Wer ist dieser mein Erleuchter? —

Ich suchte ihn nicht, Er hat mich gesucht; ich rief Ihn nicht, Er hat mich gerufen. Wer ist's? —

Du bist es, Herr, mein Gott, barmherzig und erbarmend, ein Vater der Erbarmungen und aller Tröstes, Du, der heilige Herr, Du mein Gott, den ich bekenne mit meinem ganzen Herzen, Dank Deinem Namen sagend. Ich suchte Dich nicht, Du hast mich gesucht; ich rief Dich nicht, Du hast mich gerufen. Denn Du riefst mich mit Deinem Namen; von oben erscholl mächtig Dein Ruf in das Ohr meines Herzens: Es werde Licht! und es ward Licht und die große Wolke schwand und die finstere Woike, die meine Augen bedeckte, zerfloß und ich sah Dein Licht und erkannte Deine Stimme und sprach: Wahrlich Herr, Du bist mein Gott, der Du mich aus den Finsternissen geführt und aus dem Schatten des Todes und mich gerufen zu Deinem wundervollen Lichte und siehe da: ich sehe! Dank Dir, mein Erleuchter.

Und ich habe mich umgewandt und die Finsternisse angeblickt, in denen ich gewesen und den nächtlichen Abgrund, in dem ich gelegen; da erzitterte ich und erbebte und sprach: Wehe! Wehe! über die Finsternisse, in denen ich lag. Wehe! Wehe! über jene Blindheit, in der ich das Licht des Himmels nicht sehen konnte! Wehe! Wehe! über meine frühere Unwissenheit, da ich Dich nicht erkannte, o Herr! Dank sage ich Dir, meinem Erleuchter und Befreier; denn Du hast mich erleuchtet und ich habe Dich erkannt.

Spät habe ich Dich erkannt, uralte Wahrheit; spät habe ich Dich erkannt, ewige Wahrheit! Du warst in dem Lichte und ich in den Finsternissen und ich erkannte Dich nicht, weil ich nicht ohne Dich erleuchtet werden konnte und kein Licht außer Dir ist.

Der Heiligen heiliger Gott, von unermeßlicher Majestät, Gott der Götter und Herr der Herren, wunderbarer, unaussprechlicher, unerfaßlicher, vor dem in dem Himmel die Mächte der Engel erzittern, den alle die Herrschaften und Throne anbeten, vor dessen Anblick alle Gewalten erbeben, dessen Macht und Weisheit ohne Grenzen ist; der Du die Welt auf Nichts gegründet und das Meer in der Luft gesammelt wie in einem Schlauch, allmächtigster, heiligster, stärkster, Du Gott der Geister des gesammten Fleisches, vor dessen Anblick Himmel und Erde fliehen; dessen Wink alle Elemente sich neigen, o möchten Dich anbeten und verherrlichen alle die erschaffenen Wesen!

Und ich, der Sohn Deiner Magd, beuge gläubig den Nacken meines Herzens unter die Füße Deiner Majestät, Dir Dank sagend, weil Du Dich herabgelassen aus Barmherzigkeit mich zu erleuchten, Du wahres Licht, heiliges Licht, wonnereiches Licht, preiswürdigstes Licht, wunderbares Licht, das jeden Menschen, der in diese Welt kömmt und nicht minder auch die Augen der Engel erleuchtet. Siehe, ich sehe! Dir sei Dank. Siehe, ich sehe das Licht des Himmels; von dem Antlitze Deines Lichtes strahlt den Augen meines Geistes ein Strahl hernieder und erfreut alle meine Gebeine. O würde er in mir vollendet! Mehre, ich flehe, Schöpfer des Lichtes, mehre, ich flehe, was mich durchstrahlt; aus Dir erweitere es, o Gott, ich flehe, erweitere es. — Was ist's, was ich empfinde? Welch ein Feuer ist's, das mein Herz durchglüht? Welch ein Licht, das mein Herz durchscheint? O Feuer, das immer brennt und nie erlischt, entflamme mich! O Licht, das immer leuchtet und nie sich verfinstert, erleuchte mich! O daß ich von Dir erglühte! Heiliges Feuer, wie süß brennst Du! wie heimlich leuchtest Du! wie sehnsuchtsvoll machst Du entbrennen!

Wehe! über jene, die nicht von Dir erleuchtet werden, o wahrhaftiges Licht, das alle Welt erleuchtet, dessen Strahl die Welt erfüllt. Wehe! über die blinden Augen, die Dich nicht sehen, o Sonne, die Himmel und Erde erleuchtet. Wehe! über die nachtbedeckten Augen, die Dich nicht sehen können. Wehe! über die Augen, die sich abwenden, damit sie die Wahrheit nicht sehen. Wehe über die, welche sie nicht abwenden, damit sie die Eitelkeit sehen; denn Augen, die an die Finsterniß gewöhnt sind, vermögen nicht die Strahlen der höchsten Wahrheit anzuschauen; die, so in den Finsternissen wohnen, wissen das Licht nicht zu schätzen. Sie sehen die Finsterniß, lieben die Finsterniß, preisen die Finsterniß; von Finsterniß zu Finsterniß wandelnd, wissen sie nicht, wo sie hinstürzen. Unglückselige, die nicht wissen, was sie verlieren, noch unglückseligere jene, die wissen, was sie verlieren, und mit offenen Augen fallen und schnell in den Abgrund der Hölle steigen.

O Du seligstes Licht, das nur von den lautersten Augen angeschaut werden kann! Selig, die lauteren Herzens sind, denn sie werden Gott schauen; läutere mich, lautere Tugend; heile meine Augen, damit ich Dich, den nur gesunde Augen erblicken, mit gesun-

den Augen anschaue. Nimm hinweg, ich flehe, die Flecken alter Finsterniß mit dem Strahl Deiner Erleuchtung, unnahbarer Glanz; damit ich Dich mit unverwandten Blicken anschaue und in Deinem Lichte das Licht sehe. Dank sei Dir, mein Licht; siehe, ich sehe! Erweitere, o Gott, aus Dir, ich flehe, mein Sehen. Enthülle meine Augen, damit ich die Wunder Deines Gesetzes betrachte! Du so wunderbar in Deinen Heiligen. Dank sei Dir, mein Lichtquell. Siehe, ich sehe! aber noch durch den Spiegel im Bilde; wann aber von Angesicht zu Angesicht? Wann wird der Tag der Freude und des Jubels kommen, da ich eingehen werde zur Stätte Deines wundervollen Zeltes, zum Hause Gottes, daß ich den Sehenden sehe von Angesicht zu Angesicht und mein Sehnen gestillt werde.

Kurzweil und Ernst,

von meinem Vetter an mich.

(Aus Claudius: **Asmus omnia sua secum portans**, oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten. IV. Theil S. 87.)

Ich habe Euch in meiner Antwort unterm 22. ultimi von den „**schönen Künsten und Wissenschaften**“ allbereits gründlichen Bericht gethan, wie ihr Euch noch gütigst besinnen werdet, und, wenn Ihr's etwa vergessen habt, an besagtem Ort nachsehen könnet; will aber gerne ferner dienen, und, wenns wie Ihr sagt die Nothdurft erfordert, weitern Bericht thun.

Der Inhalt oder der Sinn meines Vorigen lief darauf hinaus: daß z. B. eine Glucktenne, die mit ihren Küchlein in ihrer Einfalt auf dem Hofe herumgeht, wenn der Habicht daher geschnellt kommt, ohne alle Anweisung und ohne die Absicht sich hören zu lassen, allemahl unfehlbar den rechten Schrei thue.

Nun gab es aber unter den Hühnern des Hofes einige ästhetische Kannengießer, die bemerkt haben wollten: daß in solchem Fall eine Henne aus C moll schreie; wenn sie ihre Küchlein unter sich sammeln will, aus A dur; und wenn sie 'n Ei gelegt hat aus D dur u. s. w.

Diesen schlauen Bemerkungen zu Folge operirten sie nun weiter, und setzten gewisse Tonarten und Modulationes fest, wie es lauten müsse, wenn's so lassen sollte und die andern Hühner glauben sollten: der Habicht komme, oder eine Henne wolle ihre Küchlein unter sich sammeln, oder es sei 'n Ei gelegt worden u. s. w. und das nannten sie die „schönen Künste und Wissenschaften.“

Die Sache fand Beifall und der ganze Hühnerhof studirte die schönen Künste und Wissenschaften, und lernte die Modulationes.

Da ereignete sich nämlich der Casus vielfältig, daß eine Henne aus C moll intonirte ohne den Habicht zu sehen. Und die Cayaunen und Pularden schrieen und cauterten den ganzen Tag aus A dur und aus D dur. Und das gab viel Verwirrung und ein närrisches Gequick und Wesen.

Du hast Recht, es wird in diesen Jahren mit Empfindungen und Rührungen ein Unfug getrieben, daß sich ein ehrlicher Kerl fast schämen muß gerühret zu seyn; indeß wirst du doch Spaß verstehen und den Respect für deinen Landesherrn nicht verlieren, weil es auch Pic- und Treff-Könige gibt.

Wahre Empfindungen sind eine Gabe Gottes und ein großer Reichthum, Geld und Ehre sind nichts gegen sie; und darum kann's einem Leid thun, wenn die Leute sich und andern was weiß machen, dem Spinngewebe der Empfindelei nachlaufen und dadurch aller wahren Empfindung den Hals zuschnüren und Thür und Thor verriegeln.

Will dir also über diese ästhetische Saalbaderei, und überhaupt über Ernst und Empfindung und seine Geberde, einigen nähern Bericht und Weisung geben, vermuthlich zur Beförderung der ästhetischen Ehrlichkeit, und daß du auch den Vogel besser kennen mögest? denn so doch auch die schönen Künste und Wissenschaften getrieben sind, so haben doch Ernst und Kurzweil jedweder seine eigne Federn.

Meine Weisung ist kurz die: daß Ernst Ernst sei und nicht Kurzweil, und Kurzweil Kurzweil sei und nicht Ernst. Die Sache wird sich aber besser in Exempeln abthun lassen; und zwar will ich die Exempel an dir statuiren, da du doch ohne dein Verschulden bei Vielen in dem Verdacht der Poeterei stehest, und sie dich für einen erzempfindsamen Balg halten sollen.

Zum Exempel also, du führest mit Extrapost durch 'n Dorf oder Flecken und der Postillon fiele unter die Pferde und bräch's Bein, wie wir ja auf unsern Reisen den Fall gehabt haben. Nun, so sitz nicht auf den Wagen und wimmere wie 'n Elendsthier, kriege keine Convulsions, und reiß dir auch die Haare nicht aus; sondern steige flugs aber vorsichtig herunter, bringe den Schwager unter den Pferden heraus und siehe, ob das Bein wirklich ab ist. Und wenn es damit seine Richtigkeit hat, so suche den Feldscheer im Ort auf, zahl ihm wenn du willst und kannst die Taxe für'n Beinbruch und noch etwas darüber, daß er's fein säuberlich mache; und komme dann ohne alles Weitere zu deinem Schwager zurück, und blase ihm eins auf seinem Horn vor bis der Feldscheer nachkommt.

Eine andere Auflösung.
Scene: Ein Hügel in Schlaraffenland.

Du stehst da hier auf dem Hügel mit offenem Munde, und es will dir eine gebratene Taube hineinfliegen, und du willst das nicht haben.

In solchen Umständen könntest du nun freilich die Sturmglocke in Schlaraffenland anziehen, daß alle Leute mit Leitern und Ofengabeln kämen, und gegen die gebratene Taube aufmarschirten. Du kannst aber viel kürzer dazu kommen. Mach's Maul zu: so kann sie nicht hinein.

Die alten Lateiner pflegten die Sache so auszudrücken:

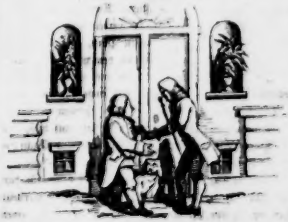
Quod fieri potest per pauca.
Non debet fieri per plura.

Drittes Exempel.
Scene: Der 65ste Grad nördlicher Breite.

Die See ist sehr stürmisch, wie du siehst, und das Schiff leidet große Noth und will sinken. Du bist mit auf dem andern Schiffe und siehst die armen Nachbaren die Hände ausstrecken und um Hilfe schreien. Bist du nun ein ästhetischer Seifensieder, so setz' dich hin und mache: eine Elegie auf den Untergang des andern Schiffs, sammt wie die Leute geschrieen und was dein Herz für Mitleid gefühlt habe u. s. w. Ist's dir aber Ernst mit dem Mitleid, so gehe und bitte den Schiffer, daß er das Boot daran wage. Hängt den Poeten am Mast, daß er Euch nicht im Wege sei, wenn Ihr's Boot aussetzt, und steige flugs und fröhlich mit einigen Matrosen hinein, die armen Leute zu holen.

Der dir den Muth dazu gab, wird dir auch glücklich durch Sturm und Wellen hin und her helfen.

Viertes Exempel.



Stellt das Haus eines berühmten Gelehrten vor, und der bist du wieder, versteht sich, und die beiden Herren vor der Thür wollen gern die Ehre haben dir aufzuwarten.

Unter und gesagt, 's ist eine Schwachheit von den beiden Herren, daß sie den berühmten Gelehrten sehen wollen; denn was ist an so einem armen Sünder zu sehen? Indeß sie wollen dich sehen, und du mußt heraus.

Nun supponire ich: Du bist demüthig oder willst es doch gerne seyn. Denn wenn du ein vorzüglich eitler aufgeblasener Mensch bist: so kannst du für dich bleiben, und ich werde wohl meine Exempel mit dir nicht verderben. Also du hast Demuth lieb, und es ist die Frage, wie du dich zu comportiren habest, wenn's kein Ernst ist.

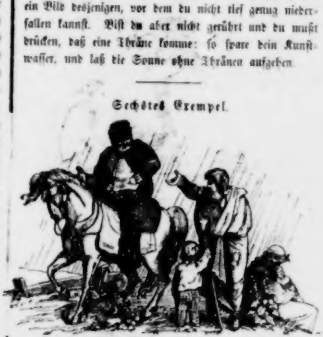
So viel begreift du vorläufig, daß du nicht immer stehen und dir den Bart frischen kannst. Uebrigens kommt es mir lustig vor, daß ich dir vorschreiben soll, wie du aussehen mußt, wenn die beiden Herren hereinkommen; und will ich lieber einen Ausfall thun nach einer andern Seite hin. Sieh, man kann eine Tugend haben und sie auf gewisse Weise auch haben; aber sie ist noch nicht feuerfest. Unter den und jenen Umständen wankt sie und bröckelt ab, und der Feind guckt durch die Bresche in die Festung. So kannst du nach unserm Exempel zwischen deinen vier Wänden und in deinem Lehnstuhl Demuth haben; du kannst wirklich überzeugt seyn: daß dies und das nichtsbedeutende Dinge sind, wovon die Menschen viel Aufhebens machen: daß nur Eins sei, das wahrhaftig lobenswerth ist, und daß gerade dabei Menschenlob am leichtesten entdeckt werden kann u. s. w. Du kannst, sage ich, davon in deinem Lehnstuhl überzeugt seyn, und mit Ehren herauskommen. Wenn dir aber die beiden Herren mit tiefen Verbeugungen erzählen: wie der Schweif deines Ruhms sich von Zenith bis Nadir erstrecke; wenn sie eine Hand voll Rauchwerk nach der andern vor dir abbrennen: so kann dir von dem langen Schweif und dem vielen Rauch der Kopf schwindlicht werden. In solchem Fall pflegt man nun den ersten den besten Strohhalm von der Erde aufzuheben, um dem Feind eine Diversion zu machen. Wenn du also merkst, daß dir dein Concept verrückt werden will: so erzähle ihnen geschwind von dem großen Horn, das in der Unstruth gefunden worden, oder von dem großen Banquerot in Bassora und daß die Banquerots gewöhnlich daher kommen, daß mehr ausgegeben als eingenommen wird u. s. w. Du mußt aber, damit keine Schelmerei daraus werde, sobald die beiden Herren weg sind, mit doppeltem Grimm daran gehen, durch neue Verhaue und Pallisaden ähnlichen Unglücksfällen vorzubauen.

Hast du das Alles nicht nöthig: desto besser für dich, und auch für die zwei Herren. Denn wahre unverstellte Demuth ist sehr lieblich, und wenn sie dir je in deinem Leben vorgekommen ist, mußt du ihre Geberde noch in frischem Andenken haben.

Fünftes Exempel.

Ponamus, der da auf der Anhöhe im Morgendämmer bist du und siehst hinaus ins Meer, und nun steigt die Sonne aus dem Wasser hervor! — Und das rührte dein Herz, und du könntest nicht umhin auf dein Angesicht niederzufallen; . . . so falle hin, mit oder ohne Thränen, und kehre dich an Niemand, und schäme dich nicht. Denn sie ist ein Wunderwerk des Höchsten, und ein Bild desjenigen, vor dem du nicht tief genug niederfallen kannst. Bist du aber nicht gerührt und du mußt drücken, daß eine Thräne komme: so spare dein Kunstwasser, und laß die Sonne ohne Thränen aufgehen.

Sechstes Exempel.



Der Kerl da mit der spitzen Nase war vor Jahren dein Nachbar, bat dir ohne deine Schuld alles gebrannte Herzeleid angethan, und hat durch Lügen und Trügen dich um Haus und Hof gebracht. Du hast 'n Haus wieder, er hat aber kein's, wie es auch zu gehen pflegt — und nun trifft du ihn hier in Schnee und Regen auf der Landstraße bettelnd, und sein Weib und seine Kinder liegen halb nackend am Graben.

Kannst du ihm nicht verzeihen und vergessen: nun so trete vorbei und sieh nicht hin. Denkst du aber in

und bei dir selbst, daß der Beleidiger immer am übelsten daran ist, und daß du willfährig seyn sollst deinem Widersacher, ehemit du bei ihm auf dem Wege bist: denkst du, wie viel und Gott vergeben muß, und du siehst seine Sonne über dir und ihm am Himmel stehen, und dir fährt's durch's Herz: nun so sag'le auch nicht und machs ihm nicht sauer. Geh auf ihn zu, gib ihm die Hand und erkundige dich, wie ihm könne geholfen werden. — Und wenn du weggehst, decke das Weib und die Kinder mit deinem Mantel zu.

Nun, Vetter, Gott bewahre dich für einen Nachbar, der dir so viel Böses thue und dir so viel Verdruß mache. Aber glaube mir, wenn du so ohne Mantel weiter reitest: es ist Alles reichlich bezahlt, und mancher würde dich beneiden, wenn er's wüßte, und sich wundern, was in der Großmuth stecke. Und doch hat er vielleicht 'n ganzes Alphabet in Prosa und in Versen von der Großmuth und Feindesliebe ans Licht gestellt.

Leichtfertige Schriften und die 'n Verderb der Welt sind, gerathen gewöhnlich am besten, weil ihre Verfasser diese Empfindungen haben, und mit sogenannter Begeisterung schreiben. Wenn sie aber Empfindungen andrer Art schreiben wollen: so wills nicht fort, und sie müssen sich hineinsetzen, wie das genannt wird. Verdirb du dir deine Zeit nicht mit dem Hineinsetzen. Wenn ein großer edler Character was Liebenswürdiges und Schönes ist: so laß dir's sauer um ihn werden. Es ist 'n ander Ding: einen zu haben: als: einen aufs Papier und auf den Theater hinzuflicken, und wenn du noch so gut und con amore liefen kannst.

Quae professio, sagt ein Kirchenvater, multo melior, utilior, gloriosior putanda est, quam illa *oratoria*, in qua diu versati non ad virtutem, sed plane ad argutam maliliam juvenes eruditebamus.

Ich könnte dir der Exempel leicht mehr machen, aber Holzschnitte kosten Geld, und du kannst sie dir eben so leicht selbst machen.

Uebrigens wirst du an diesen Ernst- und Kurzweil-Exempeln bemerket haben: Erstlich daß Ernst natürlich sei.

Und so ist es auch. Die wahrsten Empfindungen sind immer die allernatürlichsten, auch in der Religion. Denn es gibt auch in der Religion Kurzweil und Ernst.

Zweitens wirst du bemerkt haben: daß wahre Empfindung an und in sich selbst genug habe, und die Thür ihres Kämmerleins hinter sich zuschließe: daß Kurzweil hingegen nach aussen handthiere, und Thür und Fenster öffne.

Und so verhält es sich in Wahrheit auch mit den höhern Empfindungen. Und wo so nach Menschenbeifall gangelt wird, da ists nicht recht rein und richtig.

Drei Sprüche von Fr. Schlegel.

Geistes Licht.

Geistlich wird umsonst genannt,
Wer nicht Geistes Licht erkannt:
Wissen ist des Glaubens Stern,
Andacht alles Wissens Kern.
Lehr' und lerne Wissenschaft,
Fehlt dir des Gefühles Kraft
Und des Herzens frommer Sinn,
Fällt es bald zum Strudel hin.
Schöner doch wird nichts gesch'n,
Als wenn die beisammen geh'n:
Hoher Weisheit Sonnenlicht,
Und der Kirche stille Pflicht.

Adels Sitte.

Mit dem Schwerdte sei dem Feind gewehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt,
Frei im Walde grüne seine Lust,
Schlichte Ehre wohn' in treuer Brust,
Das Geschwätz der Städte soll er flieh'n,
Ohne Noth von seinem Herd nicht ziehn,
So gedeiht sein wachsendes Geschlecht;
Das ist Adels alte Sitt' und Recht.

Gesinnung des Königs.

Mannes Herz in starker Brust,
Fern von weib'scher Sitt' und Lust,
So wie edle Krieger sind,
Sei der König und gesinnt;
Immer für das Recht bemüht,
Alte Satzung treu behüt't,
Gott vor allen stets gedient,
Dessen Lorbeer ewig grünt.

Der Frühling ſchaut zum Fenſter herein.

(Gedichte von Joſeph Freiherrn von Eichendorff. Berlin 1837. Bei Duncker und Humblot. S. 116.)

Ich ſaß am Schreibtiſch bleich und krumm,
Es war mir in meinem Kopf ganz dumm
Vor Dichten, wie ich alle die Sachen
Sollte auf's allerbeſte machen.
Da guckt am Fenſter im Morgenlicht
Durch's Weinlaub ein wunderſchönes Geſicht,
Guckt und lacht, kommt ganz herein
Und kramt mir unter den Blättern mein.
Ich, ganz verwundert: Ich ſollt' dich kennen." —
Sie aber, ſtatt ihren Namen zu nennen:
„Pfui in dem Schlafrock, ſteht ja aus
Wie ein verfallenes Schilderhaus!
Willſt du denn hier in der Tinte ſitzen,
Schau, wie die Felder da draußen blitzen!"
So drängt ſie mich fort unter Lachen und Streit,
Mir that's um die ſchöne Zeit nur Leid.
Drunten aber unter den Bäumen
Stand ein Roß mit funkelnden Zäumen.
Sie ſchwang ſich luſtig mit mir hinauf,
Die Sonne draußen ging eben auf,
Und eh' ich mich konnte bedenken und faſſen,
Ritten wir raſch durch die ſtillen Gaſſen,
Und als wir kamen vor die Stadt,
Das Roß auf einmal zwei Flügel hatt',
Mir ſchauerte es recht durch alle Glieder:
„Mein Gott, iſt's denn ſchon Frühling wieder?" —
Sie aber wies mir, wie wir ſo zogen,
Die Länder, die unten vorüberflogen,
Und doch über dem allerſchönſten Wald
Machte ſie lächelnd auf einmal Halt.
Da ſah ich erſchrocken zwiſchen den Bäumen
Meine Heimath unten wie in Träumen,
Das Schloß, den Garten und die ſtille Luft,
Die blauen Berge dahinter im Duft
Und alle die ſchöne alte Zeit
In der wunderſamen Einſamkeit.
Und als ich mich wandte, war ich allein,
Das Roß nur wiehert' in den Morgen hinein.
Mir aber war's als wär ich wieder jung,
Und wußte der Lieder genung!

Drei Mondſchein-Abende

aus Andersens Bilderbuch ohne Bilder. Aus dem Däniſchen übertragen von J. M. Jenſen. Berlin, bei Wilhelm Beſſer.

Erſter Abend.

Hört, was der Mond zunächſt erzählte. „Wohl ſah ich's oft ſchon, wie Kakteen Offiziere geworden waren, und zuerſt in ihrer prächtigſten Kriegestracht prangten: junge Mädchen ſah ich in ihrem Ballſtaat: des Fürſten junge Braut in ihrem Feſtſchmuck beglückt: aber Nie-

manns Glückseligkeit läßt sich vergleichen mit der, die ich gestern Abend an einem Kinde wahrnahm, einem kleinen vierjährigen Mädchen. Man hatte ihr ein neues blaues Kleid geschenkt, einen neuen rosefarbenen Hut; der Schmuck war bereits angelegt, und nun rief Alles nach Licht, denn die durch's Fenster leuchtenden Mondstrahlen waren viel zu geringe. Alles mußte noch anderweitig beleuchtet werden. Da stand das kleine Mädchen, steif, wie ein Töckchen. Die Aermchen ängstlich weit vom Kleidchen abgesperrt, die Fingerchen weit von einander ausgespannt, und o! wie ihre Augen, wie alle Züge ihres Antlitzes strahlten von Beglückung! „Morgen sollst du ausgehen!" sagte die Mutter, und die Kleine blickte nach ihrem Hut empor, blickte nach ihrem Kleidchen nieder, und lächelte glückselig. „Mutter," sagte sie, „was werden die Hunde denken, wenn sie mich in alle dem Schmuck sehn!" —

Zweiter Abend.

„Ich sah auf ein großes Theater nieder," sagte der Mond. „Das ganze Haus war mit Zuschauern gefüllt, denn ein neuer Schauspieler debütirte. Mein Strahl glitt an einem kleinen Wandfenster hin. Ein zeichnichtes Antlitz drückte die Stirn gegen die Scheiben. Es war der Held dieses Abends. Der ritterliche Bart kräuselte sich um das Kinn, aber in den Mannes Augen standen Thränen, denn er war ausgezischt, und zwar mit Grund. Armer Bursch! Aber das Aermliche findet nun einmal keine Duldung im Reiche der Kunst. Er hatte tiefes Gefühl, und liebte die Kunst mit Begeisterung. Aber die Kunst liebte nicht ihn. — Abermals gellte die Glocke des Regisseurs. — In der Rolle stand: „Keck und muthig tritt der Held hervor." Hervortreten sollte er vor ein Publikum, dem er zum Gelächter galt. — Als das Stück beendet war, sah ich einen Mann, in einen Mantel gehüllt, sich die Treppe hinunterschleichen. Er war es, der zermalmte Ritter dieses Abends; die Maschinenleute flüsterten untereinander. Ich folgte dem armen Sünder in die Kammer seiner Behausung hinauf. Sich hängen, ist ein unsichrer Tod, und Gift hat man nicht allzeit zur Hand. Ich weiß, er dachte an beide Wege. Ich sah, er spiegelte sein bleiches Antlitz, und blinzelte durch halbgeschlossene Augen, ob er sich als Leiche gut ausnehmen werde. Ein Mensch kann höchst unglücklich seyn, und doch zu selbiger Zeit höchst affektirt. Er dachte an Tod, an Selbstmord, ich meine, er bewunderte sich selbst. Er weinte bitterlich, und wenn man sich erst recht ausgeweint hat, ermordet man sich nicht. Ein ganzes Jahr seither ist vergangen. Wiederum galt es ein Schauspiel, aber auf einer kleinen Bühne. Eine ärmlich umrissene Truppe war's. Wiederum sah ich das bekannte Antlitz, die zeichnichten Wangen, den gekräuselten Bart. Abermal blickte er nach mir herauf, lächelte, — und dennoch war er aufs Neue ausgezischt, vor kaum nur erst einer Minute ausgezischt, ausgezischt auf einer ruppigen Bühne, von einem ruppigen Publikum! — Selbigen Abends fuhr ein ärmlicher Leichenwagen aus dem Stadtthor, kein andrer Wagen folgte. Ein Selbstmörder war es; nämlich unser zeichnichter, ausgezischter Held. Der Kutscher auf dem Bock war der einzige Geleitsmann. Niemand folgte, Niemand, als nur der Mond. In einem Winkel an der Kirchhofmauer haben sie den Selbstmörder verscharrt. Dort werden bald Nesseln aufschießen, dort wird der Todtengräber Dornen und Unkraut hinschleudern, ausgerissen von den Gräbern der Andern."

Dritter Abend.

„Aus Rom komm' ich," sagte der Mond. „Dort, mitten in der Stadt, auf einem der sieben Hügel, liegen die Ruinen der Kaiserburg. Wilde Feigenbäume wachsen in drei Mauergalerien, und bergen das nackte Gemäuer mit ihren breiten, graugrünen Blättern. Zwischen Schuttbaufen treten Efeu auf grüne Lorbergeflechte, und erquicken sich an der fruchtleeren Distel. Hier, von wo einst Roma's Adler hinausflogen über die Welt, kamen, sahen und siegten, — hier sieht man der Eingang durch ein kleines ärmliches Haus, aus Lehm zwischen zwei gebrochne Marmorsäulen eingeklebt. Weinranken hängen, gleich Trauergewinden, über das verschobene Fensterlein herab. Eine alte Frau, nebst ihren Armen Enkeltochter wohnt darin. Die Beiden bewachen jetzt die Kaiserburg, und zeigen hier dem Fremden die gefunkene Stätte. Von dem reichen Thronsaal ist nur noch eine nackte Wand übrig, und eine dunkle Cypresse zeigt mit ihrem langen Schatten dorthin, wo einmals der Thron gestanden hat. Erde liegt ellenhoch über dem zerbrochnen Fußboden. Dorten sitzt das kleine Mädchen, jetzt Tochter der Kaiserburg, oftmals auf ihrem Schemel, wann die Abendglocke läutet. Das Schlüsselloch in einer Thür dicht daneben heißt sie ihren Balken, weil sie dahindurchsehen das halbe Rom, köstlichen kann, und über der Peterskirche mächtige Kuppel. Still, wie immer, war es dortem auch an diesem Abend, und in meinem vollsten Licht kam von oben herauf das kleine Mädchen. Auf ihrem Haupte trug sie einen antik geformten Lehmkrug mit Wasser; sie ging barfuß. Das Röckchen und die Hemdärmelchen waren zerrissen. Ich küßte das Kindlein seine runde Schultern, die schwarzen Augen und das dunkle, leuchtende Haar. Sie stieg die steile Treppe des Hauses hinan, gefolgt von Marmorbrocken und einem zertrümmerten Kapitäl. Die kurzfaltigen Röckchen sah-

ren ſchon an ihren Füßchen vorüber, aber es erſchreckte ſie nicht. Schon hob ſie die Hand, um an der Thüre zu ſchellen. Dort hing ein Haſenfuß an einem Bindfaden, jetzt bildend den Klingelzug zur Kaiſerburg. Sie ſtand einen Augenblick; — woran mochte ſie denken? Mag ſeyn an das ſchöne Jeſuskind, gekleidet in Silber und Gold, dort unlich in der Kapelle, wo die Silberlampen ſtrahlten, wo ihre Freundinnen den Geſang anſtimmten, auch ihr ſich und wohlbekannt. Ich weiß es nicht. Aber ſie bewegte ſich abermal und wankte. Der Lebenskrug fiel von ihrem Haupt, und zerbrach auf dem gereiften Marmelgeſtein. Sie brach in Thränen aus. Der Kaiſerburg liebliche Tochter weinte über den ärmlichen, zertrümmerten Lebenskrug. Barfüßig ſtand ſie und weinte, und wagte nicht an dem Bindfaden zu ziehen, dem Glockenſtrang zur Kaiſerburg."

Ein Beſuch in der Peterskirche zu Rom.

Wer zu Rom die zwei und zwanzig Stufen der hohen Treppe vor der Kirche St. Peters hinanſteigt und dort einem Augenblick zurückblickt, der überſieht den weiten Peterspläz, wie ihn rechts und links ſeine hohen Säulenhallen einfaſſen. In der Mitte des Platzes aber, zwiſchen zwei herrlichen, reichſtrömenden, kriſtallhellen Springbrunnen, erhebt ſich aus einem einzigen Steine rothen Granits geſchnitten, ernſt und bedeutſam Himmel anſtrebend und mit dem Kreuze geſchmückt, der mächtige ägyptiſche Obelisk, den im hohen Alterthum ein Pharaone in der Sonnenſtadt am Nil ſeinen Göttern beſtimmt, den das weltenbeherrſchende Rom als Siegeszeichen über die Meere herbeigeführt, den Caligula der göttlichen Majeſtät eines Auguſtus und Tiberius geweiht, wie es noch ſeine alte Inſchrift bezeugt, und der dann mit dem Circus des Nero und den Theatern, Tempeln, Bädern, Triumphpforten und der ganzen Pracht des heidniſchen Roms unter der ſtrafenden Hand Gottes in tiefen Schutt ſank und lange begraben lag, bis ihn erſt Jahrhunderte ſpäter ein Nachfolger St. Peters, ein Statthalter Chriſti, Sixtus V., an derſelben Stelle, wo die Chriſten einſt von wilden Thieren zerriſſen dem ſchauluſtigen Volke zur blutigen Augenweide gedient, als eine Triumphſäule des ſiegreichen Kreuzes aufrichtete und Chriſtus dem Erlöſer und ewigen Herrſcher weihte.

Schreitet der Pilger aber voran, zwiſchen den hohen Säulen der Stirnſeite St. Peters hindurch; tritt er, den fünf Thoren, welche in das Innere der Kirche führen, näher in die mächtige Vorhalle ein: ſo gewahrt er hier zu ſeiner Rechten und Linken, tief im äußerſten Hintergrunde, zwei gewaltige Reiterbilder von Stein. Das Bild zur Rechten ſtellt den Kaiſer Konſtantin dar, wie ihm das Siegeszeichen des Kreuzes in der Schlacht erſcheint, ein Werk Berninis; das zur Linken iſt Karl der Große, von dem Bildhauer Cornacchini.

Bedeutungsvoll ſind ſo Konſtantin und Karl der Große als Hüter an den Eingang des Grabes St. Peters, als gewappnete Schildhalter an das Thor der erſten katholiſchen Kirche geſtellt, an deren Hochaltar nur der Papſt die heilige Feier begeht. Der eine, Konſtantin, war der erſte aller Imperatoren Roms und Conſtantinopels, der ſein kaiſerliches Haupt vor dem Kreuze beugte und es mit dem heiligen Waſſer der Taufe ſühnen ließ; der andere, Karl der Große, der ſiegreiche Fürſt kriegeriſcher Germanen, war umgekehrt der erſte, der nach Ablauf der reinigenden Fluthen der Völkerwanderung, als Gründer des neuen Kaiſerthumes der abendländiſchen Chriſtenheit, von den weihenden Händen des Statthalters Chriſti die kreuzgeſchmückte Krone eines chriſtlichen Kaiſers aufgeſetzt erhielt.

Den Ersteren pries die alte St. Peterskirche als ihren Gründer; eine ihrer Inschriften sagte:

Quod duce te mundus surrexit in astra triumphans,
Hanc Constantinus victor tibi condidit aulam.

Das heißt: Weil unter deiner Führung die Welt triumphirend zu den Sternen sich aufschwang, hat dir Constantinus der Sieger diese Halle gegründet.

Des Anderen Kaiserweihe geschah eben hier in der alten Basilika und wenn ich nicht irre, so wird auch noch ein Stein gezeigt, der die Stelle bezeichnet, wo Karl niedergekniet sei; ja neben dem Hauptgange ist noch gegenwärtig eine Inschrift in latein. Versen zu lesen, die das Lob Papst Hadrians I. enthält nämlich und welche sich als die von Kaiser Karl selbst zu Ehren des ihm befreundeten Kirchenfürsten abgefaßte Grabschrift ausgibt.*)

Und in der That bestätigt eine Nachricht in dem Chronicon Moissiacense diese Aussage; dasselbe enthält nämlich unter dem Jahre 795, nachdem es den Todestag Hadrians angemerkt, die Worte: Karl ließ ihm in Francia einen Grabstein mit goldenen Buchstaben machen, damit er ihn zum Grabe des Papstes nach Rom sende.

Wohl war die Grabstätte St. Peters eine würdige Geburts- und Weihestätte für das deutsche Kaiserthum, wie es nicht leicht eine zweite auf Erden gibt. Denn wie viele welthistorische Erinnerungen aus den verschiedensten Jahrhunderten umschweben nicht diesen Ort, über dem in der hohen Kuppel die bedeutsame Inschrift in riesengroßen Buchstaben steht: Tu es Petrus, super hanc petram aedificabo ecclesiam meam; wie viele Gräber haben sich nicht um das Grab des Fischers von Galilea gereiht und wecken in der Seele des Beschauers ernste Betrachtungen über den Wechsel menschlicher Geschicke, Jeden, den Höchsten wie den Niedrigsten, an das Unvergängliche, das Ewige, das Göttliche gemahnend. Und wie mannigfaltig und die verschiedenen Länder und Geschlechter verbindend sind nicht diese Erinnerungen in ihrer Großartigkeit!

Um nur Eines anzuführen, gleich beim Eintritt stellt der bronzene Bildschmuck der mittleren großen Hauptthüre unter Anderem die Krönung unseres deutschen Kaiser Sigismund dar, des vorletzten, der die kaiserliche Weihe in Rom empfing; sie zeigt uns ferner den Gebieter des christlichen Morgenlandes, den Paleologen, wie er das Concil von Florenz besucht, um die griechische Kirche des Orients mit der katholischen zu vereinigen und endlich den Einzug abyssinischer Gesandten, die unter die Gewalt des katholischen Oberhirtens zurückkehren und die heiligen Orte in Rom besuchen; — es sind dieß drei Erinnerungen aus dem einzigen Pontificate Eugens IV., der diese Thüre gießen ließ.

In die Kirche selbst aber eintretend stehen zur Rechten und Linken an den Pfeilern der beiden Seitenschiffe neben so vielen andern zunächst wieder zwei bedeutsame Grabmäler: das eine, unweit der Stätte, welche die Asche der toscanischen Mathilde, jener treuen Anhängerin der Kirche und reichen Begaberin des heiligen Stuhles beschließt, gehört der Tochter Gustav Adolfs an, die freiwillig der Krone Schwedens entsagte, um in den Schooß derselben Kirche zurückzukehren, welche ihr Vater ein langes Leben hindurch bekämpfte; es ist das Grab jener Christine († in Rom 1689), deren unabhängiger Geist unbefriedigt von dem Zauber königlicher Macht nach einer anderen Krone in Künsten und Wissenschaften rang und die von den europäischen Gelehrten ihres Zeitalters bewundert, selbst in der italienischen Literatur ein nicht unrühmliches Andenken hinterlassen hat. Das andere Grab diesem gegenüber zur Linken ist dagegen einem Geschlechte geweiht, dem die Krone in den Umwälzungen der jüngsten Jahrhunderte mit Gewalt vom Haupte gerissen ward und das nach vergeblichen Versuchen zu ihrer Wiedergewinnung, von der Heimath verstoßen, auf den Gräbern der Prieſterstadt ausruhte; es ist der Geist der Stuarte, der hier an der Grabesstätte St. Peters die Unsicherheit und Vergänglichkeit irdischer Kronen den Mächtigen, welche die heiligen Hallen betreten, verkündet; ein Marmorstein, durch Canova's Hand von der englischen Regierung gesetzt, erinnert an Jacob III. († 1766 in Rom) an Karl III. († 1788 in Florenz) und Heinrich IX., Kardinal von York († 1807 in Frascati). Auch die Gemahlin Jacobs III., Maria Clementina Sobiesky, dem Geschlechte König Johannes III. von Polen entsprossen, hat hier ihr prachtvolles Grabmal.

Findet so in der Peterskirche der Schwede die Tochter Gustav Adolfs, findet der Engländer die letzten Sprößlinge seiner älteren Herrscherfamilie aus der katholischen Zeit, wird der Pole an den ruhmreichen Namen Sobieski's, eines der Befreier Wiens erinnert: so finden auch die andern Nationen gewiß manchen ihnen angehörenden Stein und was die Deutschen zunächst betrifft, so hat ja eine hiezu eigens von unsern frommen Vorfahren gestiftete deutsche Bruderschaft ihren Gottesacker mit heiliger Erde von Jerusalem in dem geweihten Bereiche St. Peters an seine Mauern anstoßend; in der unterirdischen Kirche

*) **Roma nell'anno MDCCCXXXVIII descritta da Antonio Nibby. Parte prima moderna P. 697.**

aber, in den ſogenannten Grotten St. Peters, ruht Kaiſer Otto II. († 983); die große Porphyr-Schaale jedoch, welche früher die Urne mit ſeiner Aſche einſchloß oder überdeckte, dient nun als Taufſtein in dem neuen Baptiſterium der Kirche.

Doch wie viele Erinnerungen St. Peter auch an unſere Vorzeit bewahren mag, keine iſt wohl bedeutſamer, als jene an die hier vollzogene Weihe des erſten Kaiſers aus deutſchem Stamme. Sanft Peter ſelbſt bewahrt noch als einen ſeiner werthvollſten Schätze die uralte Dalmatica, welche die Römer nach St. Leo III. benennen und deren ſich die alten Päpſte bedienten, wenn ſie die Kaiſer krönten. Der Liebe Karls des Großen ſollen daher einige ſpätere Blätter gewidmet ſeyn, ſie ſollen nach Möglichkeit dieß Bild einer mehr als tauſendjährigen Vergangenheit mit den Worten der Zeitgenoſſen und ihrer nächſten Nachfolger vergegenwärtigen.

Leider aber haben die Geſchichtſchreiber, welche in den Kämpfen und Bedrängniſſen dieſer ſturmerfüllten Tage, unter den Trümmern einer untergegangenen Welt und auf den Schlachtfeldern einer werdenden, die ſchwachen Keime höherer Bildung pflegten, oft nur mit wenigen abgebrochenen Worten die größten Ereigniſſe zur Erinnerung der Nachwelt aufbewahrt, der näheren Umſtände kaum mit einigen allgemeinen Zügen gedenkend. Was ſie uns daher über die Weihnachtsfeier des Jahres 800 in der Peterskirche berichten, das wollen wir zu einem größeren Bilde zuſammenreihen mit ihren eigenen Worten und in dem Geiſte, womit ſie dieß Ereigniß aufnahmen.

Das Jahr 799 und Papſt Leo III. in Deutſchland.

Schon das Jahr 799 war ein glückliches für Karl, den mächtigen König der Franken und Longobarden und Patricius oder Schirmvogt der Römer. Er hatte einen Reichstag mit ſeinem verſammelten Volke im rheiniſchen Lande bei Lippeha gehalten; dort war er über den Strom gegangen und mit ſeinem geſammten Heere in den ſächſiſchen Krieg nach Paderborn gezogen. Hier, im Herzen Deutſchlands, in ſeinem Kriegslager, erwartete er die Ankunft Papſt Leo's III. (795—816), den eine Meuterei, an deren Spitze Paſchalis und Campulus ſtanden, aus Rom getrieben hatte. Es war das Erſtemal, daß die kaum zum Chriſtenthum bekehrten Länder des inneren Germaniens das heilige Oberhaupt ihrer Kirche begrüßen ſollten; der Gang der Ereigniſſe war folgender geweſen.

Schon mit Hadrian I., dem Vorgänger Leo's, der während einer Reihe von drei und zwanzig Jahren zum Segen der Kirche und der Völker den Stuhl St. Peters innegehabt, hatte Karl in ſo vertrauter Freundſchaft gelebt und war ihm mit ſo herzlicher Liebe ergeben, daß uns Einhard berichtet, als der König die Botſchaft ſeines Todes († 25. Dez. 795) erhalten, habe er geweint, als ob ihm ein Sohn oder Bruder geſtorben. Er ließ im ganzen Reiche Gebete für ihn halten, reiche Almoſen für das Seelenheil des Verſtorbenen hinausſenden. In jener Grabſchrift vor der Peterskirche, worin er ihn als ſeinen beſten Vater beweint:

Post patrem lacrymans Carolus haec carmina scripsi:
Tu mihi dulcis amor: Te modo plango Pater.

rühmt er ihn zugleich noch, wie er der Vater der Kirche, eine Zierde, ein Lehrer, ein Verberrlicher und Wohlthäter Roms, des Hauptes der Erde, geweſen, der die Kirchen mit Geſchenken begabt, die Völker in der heiligen Lehre unterrichtet, die Armen mit Almoſen getröſtet, und durch Frömmigkeit und Gebet vorleuchtend, Allen den Weg zum Himmel gezeigt habe; ein Mann, deſſen Leben Gott, deſſen Geſetz Gottesfurcht und deſſen Ruhm Chriſtus geweſen, der geliebt von Prieſtern und Volk, edel von Geburt, aber durch heilige Verdienſte ungleich höheren Adel ſich gewonnen.

Mit der Nachricht von dem Tode Hadrians war Karl zugleich auch Kunde von der Wahl Leo's gekommen. Denn dieſen hatte die allgemeine Stimme Roms ſchon am folgenden Tage auf den heiligen Stuhl erhoben. Auch dieſen rühmt der Aufzeichner ſeines Lebens als einen Prieſter reinen Wandels und glaubenseifrigen Sinnes, der ſcharfen Geiſtes, aber mild und barmherzig, ein Pfleger und Tröſter der Armen und Kranken, ſchwer zu erzürnen, leicht zu verſöhnen, und gegen Alle gerecht und darum auch von Allen geliebt, Rom mit ſeinen Wohlthaten überhäuft habe, indem er Spitäler erbaut und die Kirchen und heiligen Stätten nicht nur hergeſtellt, ſondern mit der höchſten Freigebigkeit ausgeſchmückt und

mit den Schätzen sinnreicher Kunst begabt und so die Feier des Gottesdienstes erhöht habe.

Leo hatte sogleich die Stadt Rom in Karls Schutz befohlen und dessen zum Zeichen ihre Fahne und St. Peters Schlüssel, eine Art Reliquie, aus Gold und Eisenstaub von den Ketten des Apostels, ihm mit Geschenken übersendet. Er hatte ihn zugleich ersucht, als Patricius der Römer einen seiner Großen nach Rom zu senden, der in seinem Namen den Eid der Huldе von dem römischen Volke empfange. Karl bestimmte hiezu seinen geliebten Abt Angilbert von St. Richarius. Die schmerzliche Kunde von dem Tode Hadrians aber hatte ihn gerade überrascht (796), als sein siegreicher Feldherr Heirichius (Ericus), Herzog von Friaul, die avarische Königsburg genommen und dort die unermeßlichen Schätze erbeutet, welche dieses räuberische Volk unter der Anführung seiner kriegerischen Könige seit vielen Jahrhunderten vielen Völkern und Kirchen abgeplündert hatte. Sie waren jetzt nach Achen gebracht worden, wo er sein Münster, seinen Pallast und viele andere große Werke gründete. Karl, der ohne Zweifel schon beschlossen hatte, mit einem Theil dieser überreichen Siegesbeute, als Zeichen seiner Liebe und Dankbarkeit, seinen väterlichen Freund Hadrian zu erfreuen, übergab nun Angilbert einen großen Theil dieses unermeßlichen hunnischen Schatzes, um ihn an den heiligen Schwellen der Apostеln als Weihegeschenk niederzulegen. Das Uebrige vertheilte er mit freigebiger Hand unter die Kirchen, die Bischöfe, die Großen des Reiches, seine Getreuen und übrigen Dienstleute. Die Franken, so berichten uns die Geschichtschreiber, die früher arm gewesen, haben sich hiedurch unverhofft bereichert. Leo seinerseits verwendete das unermeßlich reiche Weihgeschenk des Königs zum Besten der Armen und zur Erbauung, Herstellung und Ausschmückung der Kirchen Roms.

Allein die sonnenhellen Tage des Glückes und des Friedens hatten für ihn nur kurzen Bestand. Der Ehrgeiz der Neffen Hadrians, die vielleicht für sich auf Nachfolge in der Würde ihres Oheims gehofft, erweckte ihm den Sturm einer wüthigen Empörung. Eine Rotte bewaffneter Meuterer hatte dem Papst, als er am Feste St. Georgs sich eben vom Lateran nach der Kirche St. Lorenzo in Lucina zur Feier des Gottesdienstes begeben wollte, bei dem Kloster St. Stephano und Sylvesters, in einem Hinterhalte aufgelauert; sie waren über den Wehrlosen hergefallen, hatten ihn schwer verwundet und gefangen gesetzt. Sein treuer Kammerdiener jedoch verhalf ihm nächtlicher Weile zur Flucht; die Boten des Kaisers, Abt Wirundus und Winigis, der Herzog von Spolet mit seinem Heergefolge, empfingen den Befreiten vor der Stadt bei der Peterskirche seiner Würde gemäß; sie geleiteten ihn nach Spoleto und jetzt erwartete ihn der König mit seinen Völkern jenseits der Alpen im Lager zu Paderborn, wohin er sich Hilfe suchend begab.

Auf die erste Nachricht seines Kommens schon hatte der König ihm sogleich seinen Erzbischof und Capellan seiner Hofkapelle Gildevald (Hildebald von Köln) und den Grafen Aschatins entgegen gesendet; hierauf hieß er seinen Sohn, König Pippin, mit einem Gefolge von Grafen ebenfalls ihn bewillkommnen. Seinen andern Sohn Karl sandte er unterdessen von Paderborn mit einer Heeresabtheilung nach der Elbe zu dem Bardengawi, um dort mit slavischen Stämmen, mit Wilzen und Obodriten, ein Abkommen zu treffen und deutsche Stammgenossen, die unter ihnen wohnten, sogenannte sächsische Nordlindi, welche sich ihm ergeben wollten, von ihnen zurückzuhalten.

Jetzt nahte der Papst, begleitet von seinen römischen Räthen, von Bischöfen, Presbytern und weltlichen Großen und Gläubigen aus Rom und den verschiedenen Staaten, die sich überall an ihn angeschlossen hatten: da zog der König dem heiligen Vater von seinem Lager aus mit vielen Tausenden seiner Völker entgegen und empfing ihn als den Statthalter St. Peters, des Apostels, ehrerbietig und ehrenvoll unter dem Gesange von Hymnen und geistlichen Liedern. Mit Thränen der Rührung umarmten sie einander; Leo stimmte das Gloria in excelsis an, der gesammte Klerus fiel ein; dann flehte der Oberhirte im Gebete den Segen Gottes über alles Volk herab, während der König Gott für seine Rettung dankte. Mehrere Tage blieben sie bei einander, ohne Zweifel sich über die Geschicke der Kirche und der christlichen Völker besprechend: Leo, der geistliche Vater und Hüter aller Gläubigen der katholischen Kirche, und Karl, der siegreiche mächtigste Herrscher in den Abendländern, der sein Schwert zum Schirme des Kreuzes wider den Einbruch des Islams im Süden, wider hunnisch-avarisches, slavisches und germanisches Heidenthum im Osten, Westen und Norden unerschütterlichen Muthes geführt hatte.

Seinem alten Lehrer und Vertrauten, dem Abte Alcuin in Tours, hatte Karl schon früher die Schmach, welche Leo in Rom geschehen, brieflich mitgetheilt; er hatte ihn um seinen Rath ersucht, ja ihn gebeten, mit nach der aufrührerischen Stadt zu ziehen und dort zur Herstellung der Ordnung behilflich zu seyn. Alcuin, der weise, gemäßigte Priester, hatte seinem königlichen Herrn und Freunde empfohlen, die Hoffnungen des trauernden, hülfsbedürftigen Papstes nicht zu vereiteln; sondern mit be-

freiwilliger Hand seine Bitte zu erfüllen, damit er getröstet und froh und ihre Dankbarkeit singend heimkehre; in der Unterdrückung des Aufstandes jedoch und bei Bestrafung der Aufrührer in einem so schwierigen Lande möge er seines eigenen Heiles willen mit zurückhaltender Mäßigung und schonender Vorsicht zu Werk gehen, um das Uebel nicht zu verschlimmern und mit hinein greifen zu werden. Hinsichtlich der Begleitung aber entschuldigte er sich mit seiner Kränklichkeit und Altersschwäche; er wolle lieber zu Tours mit seinem Gebete Gottes Gnade für die Wohlfahrt der Kirche und des Königs erflehen. Karl warf ihm in der Antwort scherzend vor: daß er die rauchigen Hütten von Tours den vergoldeten Schlöſſern Roms vorziehe. In der gleichen scherzhaften Weise aber antwortete ihm Alcuin im folgenden Jahre (800): er liebe den Frieden in seiner Zurückgezogenheit dem Hader und Zank der Oeffentlichkeit vor und halte den Rauch seinen Augen minder schädlich, als das Eisen; Rom sei bei seiner Gründung schon durch den Zwist der Brüder eingeweiht worden; dieß alte verzehrende Gift brenne noch immer in seinen Eingeweiden fort; werde ja gerade deshalb jetzt wieder die Macht seiner verehrten königlichen Würde genöthigt, daß sie aus den gelehrten heimischen Sitzen Deutschlands hinüber eile, diese verderbliche Pest zu unterdrücken.

Karl erfüllte die Rathschläge seines treuen Lehrers. Großmüthig und freigebig überhäufte er seinen Gast mit Ehren und Geschenken, ohne auf die Stimme seiner Verläumder zu achten. Und hier bei dieser Zusammenkunft gelobt es wohl auch, daß der Papst den König, seinen Beschirmer, einlud, wie man sich damals ausdrückte, nach den heiligen Schwellen der Apostel als Schirmvogt und Friedensstifter so bald als möglich zu ziehen und dort sein Gast zu seyn.

Einer Ueberlieferung zur Folge, welche sich in der Translation des heiligen Liborius erhalten hat, knüpft sich auch an diese Zusammenkunft Leo's und Karls des Großen die bestätigte Stiftung des Bisthums und einer Weihe der Kirche von Paderborn. Gewiß ist, daß das Chronicon Moissiacense eben unter diesem Jahr (799) berichtet: wie Karl zu Paderborn eine Kirche von wunderbarer Größe erbaut habe und einweihen lassen und dann nach Achen zurückgekehrt sei. Dieß bestätigend sagt nun die Ueberlieferung in der angeführten Geschichte St. Liborii bei Surius wörtlich: „Was Karls religiöser und heilsamer Eifer den christlichen Glauben zu verbreiten begonnen hatte, das bekräftigte Leo der Papst mit seinem apostolischen Ansehen; er weihte in der dort neu gegründeten Kirche einen Altar und setzte auf denselben zur Verehrung die Reliquien des ersten Blutzeugen Stephanus, die er von Rom mitgebracht hatte, indem er dem Fürsten vertrauungsvoll verhieß, daß jenes Gotteshaus unter dem Schutze eines solchen Märtyrers keine solche Unbill mehr erfahren würde, wie er aus seiner Erzählung vernommen hatte, daß es nämlich durch die Bosheit der Bewohner und ihren Haß gegen den christlichen Glauben öfter dem Feuer preisgegeben werde. Und vorzüglich aus diesem Grunde setzte er auf Bitten des Kaisers die Reliquien dort bei und zwar nicht ohne Erfolg seines Vertrauens und Versprechens, da es ja gewiß ist, daß kein solcher Frevel mehr begangen ward. Auf diese Weise also wurde der bischöfliche Sitz der Paderborner Kirche durch die Sanction des Kaisers und kraft der apostolischen Benediction urſprünglich aufgerichtet und aus einer früher erwähnten Ursache eine Zeitlang der Aufsicht der Hirten der ostfränkischen Kirche, der Würzburger nämlich, übergeben." Hiemit stimmt der Verfasser der Lebensgeschichte des heiligen Meinwerk überein, dem zufolge auch der Altarstein der Kirche von Titemelle oder Detmold von Leo geweiht wurde; ein Gleiches rühmt die Ueberlieferung der Kirche von Sidinghausen. Aber auch das von Karl dem Großen auf Eresburg gegründete Gotteshaus möchte ein Privilegium geltend machen, welches ihm angeblich Leo am Tage der Einweihung der Kapelle auf Eresburg selbst ausgestellt habe. Nicht minder rühmt sich bei Surius auch die Kirche St. Severin in Köln, daß der Papst auf seiner Durchreise in ihr eingekehrt sei und bei dem Grabe des Heiligen, seine schützende Macht preisend, gebetet habe. Und daher sei es in Köln Brauch geworden, fügt sie bei, daß die Bürger einen Tag in der Woche zu seinem Grabe kämen, dort ihr demüthiges Gebet zu verrichten, damit sie seiner kräftigen Fürbitte die übrige Woche hindurch genießen möchten. Daß Leo übrigens Köln, schon damals eine der ersten deutschen Städte, deren Erzbischof ihn geleitete, besucht habe, ist wohl mehr als wahrscheinlich. Wie tief jedoch den sächsischen Stämmen die Erinnerung an den Eindruck dieser Zusammenkunft des Papstes und des Kaisers zu Paderborn eingeprägt war, davon geben auch zum öfteren die Verordnungen der Behme Zeugniß; so sagen sie z. B. wer dieß begangen, soll ausgestoßen seyn aus dem Rechte, welches Kaiser Karl und Papst Leo gesetzt haben; denn beide galten ihnen mit Reich und Kirche gleichbedeutend, und waren darum die Quellen ihres Rechtes, mochte es auch viel älter seyn. — Doch kehren wir zur Geschichte zurück.

Die Anwesenheit des Oberhauptes der Kirche jenseits der Alpen, tief im deutschen Norden, war ein

so seltenes Ereigniß, daß von fern und nah die Erzbischöfe und Bischöfe und viele Priester herbei eilten, ihm ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Karl erwählte aus ihrer Mitte und aus den Großen der Franken ein ehrenvolles Geleit als seine Legaten und Bevollmächtigten ihn zurückzuführen. Dann entließ er ihn feierlich in Frieden unter großen Ehren. Ueberall schlossen sich Viele dem festlichen Zuge des Zurückkehrenden an und in jeder Stadt wurde er wie der Apostel selbst empfangen. So nahte er begleitet von den Erzbischöfen von Köln und Salzburg, den Bischöfen von Worms, Freisingen, Amiens und zwei andern, sowie den Grafen des Königs der ewigen Stadt. Jubelvoll zog ihm Rom entgegen: die Geistlichkeit, der Adel, der Senat, das Kriegsvolk und das gesammte römische Volk, ja selbst die Jungfrauen der Klöster und die Frauen der Stadt, zusammt den Schulen der fremden Nationen, der Franken, Friesen, Sachsen, Longobarden, alle zogen sie mit Kreuz und Fahnen und heilige Lieder singend ihrem rückkehrenden Oberhirten bis zur milvischen Brücke (Ponte Molle) entgegen und führten ihn am Vorabend von St. Andreas, dem Apostel, im Feierzuge in die Peterskirche, wo er die Feier des Messopfers beging und Alle das Abendmahl empfingen. Am folgenden Tage, an dem Feste der Geburt St. Andreas, hielt er seinen Einzug in die Stadt selbst und ins Lateran. Und so nahm er unter dem Schutze der Sendboten Karls, der Erzbischöfe, Bischöfe und Grafen wieder Besitz von dem heiligen Stuhl; die Aufrührer aber, die sich so schwer an ihm vergriffen, wurden von ihnen als Richtern vorgefordert zur Untersuchung der von ihnen erhobenen Klagen und des von ihnen begangenen Frevels.

König Karl seinerseits blieb noch einige Tage in Paderborn. Er verabschiedete hier noch Gesandte des Patriciers Michael von Sizilien. Nach einer Nachricht hätte ihm auch die Kaiserin Irene von Konstantinopel hierhin ihre Boten nachgesendet. Ist dieß richtig, so waren damals in dem Lager von Paderborn die Vertreter der drei obersten Mächte der Christenheit vereinigt, nämlich: der heilige Stuhl, das griechische Kaiserthum und der gewaltige Frankenfürst, der künftige Kaiser des Abendlandes. Es mußte dieses wohl ein Gefühl hohen Stolzes in der Brust seines Volkes erwecken; schrieb ihm, dem großen Fürsten, der vom Ebro bis zur Raab, von Benevent bis zur Mark der Dänen herrschte, ja selbst Alcuin: Christus habe ihn zu einem Lenker des christlichen Volkes bestellt und seine Würde also erhöht, daß sie durch Macht, durch Weisheit und Ansehen über die beiden anderen Mächten (die von inneren Kämpfen bedrängt waren), hoch hinausrage; denn wurde Leo durch den Beistand Karls seinem Sitze zurückgegeben, so wurde Irene bald darauf ebenfalls vertrieben, ohne daß ihr ein Retter erschienen wäre; eine Vermählung der griechischen Kaiserin mit dem mächtigen Beherrscher des Abendlandes, an die man in Konstantinopel gedacht, war nicht zur Ausführung gekommen.

Während dem Glücklichen Alles nach Wunsch zu gehen schien, kamen ihm jedoch zwei traurige Botschaften; die Avaren, ein hunnischer Stamm in den Donaugegenden, in Pannonien und Liburnien, dessen Bezwingung ihn schon so viele Feldzüge gekostet hatte, waren in diesem Jahre wieder abgefallen und Ericus, der Herzog der Mark von Friaul, der so viele Schlachten geschlagen, so viele Siege gewonnen, hatte in einem Treffen bei Tarsaticum, einer Stadt Liburniens, seinen Untergang gefunden. Die Bürger hatten dem Helden einen Hinterhalt gelegt, ihn von den Seinen abgeschnitten und niedergemacht. Ein gleich unglückliches Schicksal hatte auch Gerold, der Graf und Landeshauptmann von Bayern, in einem Treffen mit diesen hunnischen Avaren.

Karl ließ sich unterdessen die Ordnung der Angelegenheiten Sachsens angelegen seyn, das ihm einen so langen verzweifelten Widerstand entgegengesetzt hatte. Um sich den Gehorsam des noch so vielen Kämpfen immer noch nicht ganz bezwungenen Landes zu sichern und zur Vorbeugung künftiger Empörungen die Kräfte des Volkes zu theilen und ein neues in den mildern Lehren des Christenthums erwachsenes friedlicheres Geschlecht heranzubilden, mußten ihm viele Sachsen mit Frauen und Kindern folgen, denen er neue Wohnsitze tiefer im Inneren seines Reiches anwies. Ihr Land dagegen theilte er unter seine Getreuen, geistlichen und weltlichen Standes, aus, damit die Kriegsleute es mit ihren Waffen schirmten und die Priester das Evangelium in den eroberten Gebieten anpflanzten. Er selbst mit seinem schöpferischen Geiste, nicht nur ein kriegerischer Zerstörer, sondern ein Lebenswecker und Stifter und Gründer, ließ sich den Kirchenbau angelegen seyn. Hierauf kehrte er nach Achen zurück.

Hier, an der Grenze von Germanien und Gallien, in der ersten Stadt seines Reiches, die wildreiche Wälder umgaben, der die warmen heilkräftigen Quellen entsprudelten, die er mit seinen Bauten, seinem Palast und seinem Dome ausschmückte, und wo er am liebsten weilte, hier brachte er den Winter zu; und hier erschien Wido vor ihm, der Graf und Landeshauptmann der bretagnischen Marke, ein willkommener Bote neuen Erfolges. Er hatte auf seines Amts-

genossen, den übrigen Grafen, die ganze Provinz der Bretonen durchzogen und brachte nun dem König nach Achen die Waffen der einzelnen Herzoge mit ihrem Namen. Sie ergaben sich und ihr Land, das nun zum Erstenmal unter fränkische Herrschaft kam. Die Unterwerfung war jedoch von keiner Dauer; die letzten Erben der alten Gallier, konnten sie sobald nicht der alten Freiheit ihrer Väter vergessen und erhoben sich aufs Neue zu ihrer Wiedergewinnung. Der tief gewurzelte Geist der Unabhängigkeit, der in diesem Volksstamme lebt und seine Liebe zu den angestammten Sitten hat ihm ja selbst bis auf den heutigen Tag, mitten in Frankreich, dem Französischen allen Trotz, seine alte Sprache, die bretagnische oder bretonische, bewahrt.

Aber aus noch ferneren Gegenden kamen ihm frohe Siegesbotschaften; es waren Feldzeichen, den gefallenen maurischen Räubern auf der Insel Majorka entrissen. Im verhergehenden Jahre nämlich waren die balearischen Inseln von Sarazenen und Mauren geplündert worden. Sie hatten sich in ihrer Bedrängniß um Hilfe gegen die Korsaren an den König gewendet. Allen gerne gewährt hatte er sie ihnen gewährt und nicht vergeblich. Auch der Hauptmann von Osca, Aban, sandte die Schlüssel seiner Stadt mit dem Versprechen, bei einer schicklichen Gelegenheit ihm dieselbe zu übergeben.

Doch nicht nur im europäischen Abendlande wurde sein siegreiches Schwerdt von hilfsbedürftigen Freunden angerufen, von kriegerischen Feinden gefürchtet; seines Namens Klang und der Ruhm seiner Herrschaft war auch längst über die Meere bis zum Morgenlande hingedrungen; auch hier richteten die bedrängten Christen ihre Blicke zu ihm, als ihrem Beschützer. Und so kam ihm in diesem Winter nach seinem Kaiserpalast Achen ein Mönch von Jerusalem und überbrachte ihm den Segen des Patriarchen sammt Reliquien von der Stätte der Auferstehung. Karl bewies auch hier wieder seine freigebige Dankbarkeit. Als der Mönch nach der heiligen Stadt zurückkehren wollte, gab er ihm einen Presbyter seiner Hofkapelle, Namens Zacharias, zum Begleiter mit und übersandte durch diesen große Geschenke für die heiligen Stätten und die Männer, die dort ein kümmerliches Leben führen und die Leiden der Welt im Namen Christi erdulden. Auch in seinem Reiche ließ er für diesen milden Zweck unter den Gläubigen Almosen sammeln.

Es ist wohl kaum daran zu zweifeln, daß ein Theil jener Reliquien, welche seit unfürdenklichen Zeiten den Ruhm des Achner Münsters ausmachen und deren feierliche Verehrung in diesem Jahre begangen wird, damals dem König durch jenen Mönch unmittelbar von der Stätte der Auferstehung zukam. Einhard ist der vollgültigste Zeuge, der uns in seinen Annalen dieß verbürgt. War übrigens Jemand im Stande sich die hochverehrtesten Reliquien zu verschaffen, so war es gewiß Karl; ihm hatte Leo bereits die Schlüssel St. Peters übersendet und ihm übersendete im folgenden Jahr der Patriarch von Jerusalem ihn segnend auch die Schlüssel des heiligen Grabes; ja der mächtigste Herrscher des Orients, der Kalipha Aaron, ließ ihm mit den prachtvollsten Geschenken durch seine Gesandten die heilige Stätte selbst übergeben. Hatte aber Karl sich die äußere Ausschmückung seines Münsters so ernstlich angelegen seyn lassen, hatte er nach Einhards Zeugniß, die Marmorsäulen aus Rom und Ravenna herbeiführen lassen, schwere Quadersteine von den geschleiften Stadtmauern von Verdun genommen und es reich mit Gold und Silber und mit Gittern und Thüren von gediegenem Erz ausgeschmückt, während er zugleich für die Erhöhung der Feier des Gottesdienstes bemüht, die Verbesserung des Kirchengesanges sich angelegen seyn ließ und darauf bedacht war, daß Papst Leo III. selbst, im Jahr 804, seine geliebte Kirche von Achen einweihte: so wäre es im höchsten Grade thöricht zu glauben, er habe nicht minder Alles, was in seiner Macht stand, aufgeboten, sie auch innerlich mit den köstbarsten Reliquien zu begaben. Denn daß er selbst dem katholischen Glauben gemäß in den Reliquien Gottes Wunder wirkende und Gnaden spendende Allmacht verehrte und anrief, das wissen wir durch die ausdrücklichsten Zeugnisse der Zeitgenossen, die uns von seinen Wallfahrten nach den Gräbern und zu den Reliquien der Heiligen und Märtyrer berichten. Daß er sich ferner auch die Erforschung ihrer Aechtheit nicht minder angelegen seyn ließ, auch dafür können wir das Zeugniß Einhards anführen, der uns unter dem Jahre 804 berichtet, wie der Kaiser im vorhergegangenen Jahre die Nachricht erhalten habe, daß man von dem Blute Christi in Mantua gefunden. Der Kaiser habe, um zu erfahren, welche Bewandtniß es um diese Nachricht habe, eigens zum Papste gesandt; dieser habe sich darauf in die Lombardei begeben und sei dann zum zweiten Male aus Liebe zu dem Kaiser und um sich mit ihm über die Angelegenheiten der Kirche zu besprechen, die des kaiserlichen Schutzes bedurften, nach Deutschland gekommen. Auch dießmal ließ ihn Karl von Achen, wo er seinen Münster eingeweiht, reich beschenkt nach Ravenna zurückgeleiten, da er über Bayern heimkehren wollte. Zum Andenken an diese Weihe bewahrt die Kirche von Achen noch die Chorkappe, welche der Ueberlieferung nach Leo III. bei dieser Feier getragen.

Allein in dem Jahre 799 war das Münster, dessen Bau Karl 796 begonnen, noch nicht vollendet. Die Gewölbe aber, mit ihren fremden Marmorsäulen und ihrem reichen Kunstschmuck, die bis auf den heutigen Tag das Andenken an einen der größten Fürsten deutschen Stammes bewahren, stiegen vor seinen Augen empor und mit fröhlichem und Gott dankendem Herzen konnte er das Weihnachtfest in seinem Palatium zu Achen begehen.

Mit diesem Feste begann nach damaliger Zeitrechnung ein neues Jahr. Als aber die Sänger seiner Hofkapelle in der heiligen Nacht das neu geborne Kindlein in der Krippe begrüßten, da ahnte er wohl nicht, daß bei der folgenden Feier dieses Festes, womit sich acht Jahrhunderte seit der Geburt des Erlösers abschlossen, Christi irdischer Statthalter, Leo III., seinem königlichen Haupte an dem Grabe St. Peters die höchste Krone der abendländischen Christenheit aufsetzen würde.

Die Zusammenkunft Leo's III. und Karls des Großen in Paderborn.

Nach einem alten lateinischen Gedichte.

Karl, ein Freund seiner heimischen deutschen Sprache und deutscher Lieder, war auch ein von den Sängern viel gefeierter Held. Wir dürfen darum nicht zweifeln, daß die Sänger seiner Zeit auch jene Zusammenkunft des Jahres 799 in Paderborn besungen hatten, etwa in der Weise des Liedes von Hildebrand und Hadebrand oder des späteren Siegesgesanges auf den Sieg Königs Ludwigs III. bei Saucourt 881. Nicht minder wurde gewiß in andern dieser Lieder jene goldstrahlende Eresburg gefeiert, das große kriegerische Heiligthum der heidnischen Sachsen, wo ihre hochverehrte Irmensäule (ein Bild des Weltbaues) stand, wenn sie sangen, wie Karl gekommen, den alten Götzenhof zu zerstören, wie sein Heer in der Dürre brennenden Durst gelitten, wie durch Christi Gnade eine kühlende Quelle erquickenden Wassers hervorgeströmt sei; wie er dann auf den Trümmern der heidnischen Opferstätte ein Gotteshaus in Christi Ehren gegründet und wie nun auf dem fernsten Süden der hohe Priester des neuen Bundes, nach Gottes heiligem Willen, von Roma, der hehren Burg, von den heiligen Gräbern der Apostein, ein wunderbar geretteter Flüchtling, genaht sei, um mit seinem Segen den neuen Altar christlicher Liebe einzu-

weihen. Dieses und Aehnliches aus andern Ländern besangen ohne Zweifel deutsche Lieder dieser Zeit, an die heimischen Heldenlieder von den Fürsten und Herzogen der Vorzeit in Form und Ausdruck mannigfach anknüpfend; allein sie sind mit den Eichen der alten Urwälder, mit ihrem Wilde und ihren Blumen untergegangen. Doch haben sich noch sehr viele Nachklänge davon in den späteren Liedern des Mittelalters erhalten und in der reichen Entwicklung, welche die Sage und Legende Karls des Großen und Heiligen durchlaufen, dem hierin kein anderer deutscher Fürst sich an die Seite stellen kann, gleich gefeiert bei Germanen wie bei Romanen.

Indessen besitzen wir noch ein altes lateinisches Gedicht, welches jene Zusammenkunft von Paderborn feiert. Gehört es auch wohl kaum, wie Canisius meint, dem berühmten Alcuin an, so möchte seine Abfassung doch in's neunte Jahrhundert fallen. Jedenfalls weht darin, trotz der ungünstigen lateinischen Einkleidung und Versform, immer noch der alte Waldgeruch und ein Hauch germanischen Heldengeistes. Die hochragende Gestalt kriegerischer Franken schreitet hier an unseren Blicken lebendig vorüber und aus ihm können wir wohl die Weise des deutschen Liedes ahnen. Es möge darum als ein werthvolles Denkmal unserer Geschichte hier seine Stelle finden. Zu seinem Verständniß diene noch Folgendes: Die Geschichtschreiber weichen sehr unter einander ab über das Schicksal, welches Leo unter den Händen der römischen Empörer erfahren. Nach den Einen hätten sie ihm die Augen wirklich geblendet und die Zunge ausgeschnitten, Gott ihn aber wunderbar geheilt; nach den Andern hätten sie dagegen in ihrer grimmigen Wuth dieß wiederholt versucht, Gott aber durch ein Wunder ihre bösen Hände mit Ohnmacht geschlagen; wieder nach einer anderen Erzählungsweise wurde er arg mißhandelt und verwundet, aber doch nicht also verstümmelt. Der lateinische Dichter folgt dem ersten Berichte von seiner wunderbaren Heilung. Auch Alcuin spielt in seinem Schreiben an Karl den Großen offenbar hierauf an, wenn er sagt: er ziehe die rauchigen Hütten von Tours den goldenen Schlössern Roms vor, weil der Rauch den Augen minder schade, als das Eisen. Da wir unsern eigenen Bericht von der Zusammenkunft genau nach den Worten der Geschichtschreiber abgefaßt haben, so können die Leser nun damit die Darstellung des Dichters in den Einzelnheiten vergleichen. Dabei können wir aber den Wunsch nicht unterdrücken, es möchte ein ausgezeichneter Künstler von Rheinland oder Westphalen diese Zusammenkunft zum Gegenstand einer größeren Composition wählen: sie würde ein würdiges Gegenstück zu der Krönung des Kaisers in Rom bilden, deren Vorspiel sie in der That ist, da der Kaiser dort den Dank für den der Kirche verliehenen Schutz empfing. Die lateinische Urschrift des Gedichtes machte zuerst Canisius in seinen Lectiones bekannt, von hier ging sie in Fürstenbergs Monumenta Paderbornensia über: wir geben sie nach einer deutschen Uebersetzung dieses Werkes, die den Titel führt: Denkmale des Landes Paderborn von Ferdinand, Freiherrn von Fürstenberg, Fürstbischof von Paderborn und Münster. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit einer Biographie des Verfassers versehen von Franz Joseph Micus, Gymnasial-Oberlehrer, Mitglied des Vereines für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens. Mit sechs Stahlstichen und einer Karte. Paderborn, Junfermannsche Buchhandlung und Buchdruckerei. 1844.

Da ist ein herrlicher Ort, wo Patra und Lippe sich mischen.
Hoch klingt er, weit ist seinen Gefild, und rings von gebirgiger
Raum umgeben, und weit von erhabenem Hügel erschaut man
All' die Kriegslegion; hier steht man sämmtliche Heerschaar,
Grafen- und Herzogslager und schimmernde Massen der Männer.
Hieher kommt von Schaaren der Krieger umgeben der Held Karl;
Endlich frommt es, dem Schutze des Dachs sich hier zu vertrauen.
Zu dem Pallast des Königs eilt der Gesandte des Papstes,
Und verkündet dem Herrscher, daß nahe der höchste der Priester,
Leo, so schmählich vertrieben vom Sitze der ewigen Roma
Durch die eigenen Bürger; er nennt ihm alle die Leiden:
Wie man schlug ihn, ermißhandelt, beraubte des Lichtes der Augen;
Sagt, wie riß und lästerlos Kehle der Feind ihm die Zunge.
Doch der Allmächtige hob' ihn wieder gebeilt, auch von allen
Jenen verderblichen Greifern; darob staunet die Herrschaar,
Da sie's höret, und Karolus denkt zurück an die Träume,
In der Erzählung die Spuren des einstigen Gesichtes erkennend.
Nun ist's klar ihm, warum im Traum' er Thränen der Trauer
Gab schon längst denseligen höchsten der Priester vergießen.
Und er gebeut, daß sofort Pipin dem erhabenen Hirten
Gilt' entgegen, und Heil und freundlichen Gruß ihm entbiete.

In dem Empfang bereitet alsbald sich Pipin auf des Vaters
Wort, jog freudig dann aus mit hundert und tausend Genossen.
Karl, der gerechteste König, er sitzt auf erhabenem Throne,
Gibt den Landen Gesetz' und kräftiget die Bündnisse im Reiche.
Da nun schaute der heilige Hirt im weiten Gefilde
Vor sich errichten die Zelte den hocherhabnen Pipinus
Mit den hundert tausend, und hebt zum Himmel die Hände,
Für das Volk aus dem Herzen ergießend in Fülle Gebete.
Dreimal kniet vor dem höchsten der Priester die sämmtliche
Heerschaar.
Und dreimal zum Staube gebückt, verehret das Volk ihn.
Flugs hebt Leo, der Papst, vom Boden gar gütig Pipin auf;
Und um den Hals schlingt er ihm die heiligen Arme.
Hält ihn lang umschlungen, und spendet ihm freundliche Küsse.
Ueberragend sie All' um einen Kopf, als Begleiter
Schreitet zur Seit' er dem Papst; sie mischen verschied'ne Gespräche.
Beid', erörtern, mündlich verkehrend, gar mancherlei Fragen.
Aber der treffliche König indeß erhebt auf den Thron sich.
Karl, ehrwürdiger Held, und spricht zur lauschenden Volksschaar:
Auf, legt an, ihr Greisen, die Waffen, mit wilden gerüstet,
Ihr in den Krieg euch begeht, verstachend im Kampfe den rauhen

Mars, und ſeh vertrauend dem niederſchmetternden Zauſtich;
Klingt entgegen nun wollen wir eilen dem herrlichen Hirten.
Kaum ſprach Dieſes der Held: ringt Karrer Beifall die Mannſchaar,
Greift zu den Spießen alsbald und dreifach gerüſteten Panzern,
Und zu den mächtigen Schilden und Helmen und Speerern; die erz'nen
Pelten ertönen; auf dieſer und jener Seite ſchon tummeln
Reiter die Roſſ', und Wolken von Staub verdunkeln den Himmel.
Und die Poſaune mit ernſterem Klang von der Mitte des
Damm's ſchallt.
Und die Trometen ertönen; es füllen ſich räumige Ebnen,
Und mit dem Helmbuſch glänzt geſchmückt die ſämmtliche Kriegsſchaar.
Schwerter erſchimmern zugleich, erhabene Fahnen erſtrahlen;
Prangens in Rüſtung ſchreiten die Männer, und immerlind die Roſſe
Brüllet die Jugend ſich froh; es durchglüht ihr Jun'res ein neuer
Eifer zur That; Karl ſtrahlet inmitten den Zügen in Wonne.
Goldener Helmbuſch wehet die Stirn, erhaben in Rüſtung
Glänzt er hervor, auf gewaltigem Roß zahlt herrlich der Führer.
Ferner voraus der Geiſtlichen Schaar; in dreifachen Chören
Sieh'n ſie getheilt, in langen Gewändern, den göttlichen Kreuzes
Heilige Fahnen erhebend; es harret der ſämmtliche Klerus,
Auch die ſchwerere Schaar, des nahenden Vaters der Kirche.
Karl, der Vater, nun ſchaut im offenen Gefilde die Herre,
Daß der erhabene Hirt und Pipin dort lagern, erfreut,
Und er gebietet dem Volk, im Kreiſe geordnet zu harren;
Dann getheilt er das Heer in der Weiſe geordneter Cohrte;
Aber er ſelbſt ragt mitten im Kreiſ' in ſeliger Freude,
Harrend des nahenden Papſtes, um Kopfesklänge erhaben
Ueber die Zahl der Genoſſen, und hoch her ſchaut auf das
Ball er.
Jetzt naht Leo, der Papſt, und miſcht in die äußerſte Schaar ſich.
Wie ſo verſchieden die Klänge der Sprachen, die Kleidung, die
Waffen.
Staunet der Hirt bei den Völkern aus tauſend Theilen des
Erdballs.
Karl eilt gleich zu ihm hin, und begrüßt ihn tiefe Verehrung.
Den erhabenſten Prieſter umarmt er, freundlich ihn küſſend;
Und einander die Hand darreichend, nun ſchreiten vereint ſie.
Und ſie wechſeln in Fülle von Gunſt die freundlichen Worte.
Dreimal weiht vor dem hochſten der Prieſter ſich nieder die
Heerſchaar.
Dreimal in Demuth kürzet das Volk hin, tief ihn verehrend.
Dreimal flieht für das Volk aus Herzens Tiefe der Bittbet.
Guter Europens der König, der Welt erhabenſter Biſchof
Leo geben vereint, ſich ergießend in vielfacher Rede.
Karl erforſchet die Biedtsfälle', und höret der Leiden
Viel', und ſtaunt ob des frevelnden Volks erſchrecklichen Thaten;
Staunt, daß der Hirt, ſchon längſt des Lichtes der Augen beraubt.
Jetzt mit geheiltem Antlitz des Lichtſtrahls wieder ſich freut;
Staunt, daß rede die Zunge, von Zungen ſchmählich verſtummelt.
Siehe! es hängt des Einen Aug' an dem Auge des Andern.
Gleichen Schrittes dann ſtreben ſie hin zu erhabenſtem Wohnſitz;
Vor dem Thore des heiligen Tempels ſtehen die Prieſter.
Mit abwechſelndem Sange die Lieder des Lobes ertönend,
Und ſie feiern mit Dank und Lobpreiſung den Schöpfer.
Der von Neuem das Licht dem ehrlen Prieſter zurück gab,
Und die Sprach', an der man verzweifelt, begrüßet im Feuer;
Laut erſönt Geſchrei, und der Schall bringt hoch zum Olymp auf.
Leo, der Papſt, nun tritt in den Tempel, und Führer iſt Karl ihm;
Karl, entzückt ob des Gaſtes, der feiert, nach öblicher Weiſe,
Mit der Frömmigkeit Liebe das heilige Opfer der Meſſe.
Als vollbracht der göttliche Dienſt nach Pflicht und Gebühr war,
Und der König den Papſt in ſeinen erhab'nen Palaſt ein.
Hell in dem Innern ſtrahlt von Tapeten der prächtige Saal rings;
Hier und dort erglänzen die Sitz' in Gold und in Purpur.
Fröhlich dann ſitzen ſie nieder, der Wonne genießend in Fülle.
In des Palaſtes Mitte das Gaſtmahl heiter begehend.
Denn mit Falerner trebenzt, ſteh'n gold'ne Pokal' auf den Tiſchen.
Karl, der König, zugleich und der herrliche Biſchof der Orte,
Leo, die ſpeiſten und tranken die perlenden Wein' aus den Schalen.
Nach erfriſchendem Mahl und ſüßem Genuſſe des Beches.
Reicht der hehre Karl Geſchenk' in Menge dem Papſte.
Dann begibt ſich der König in's ſtille Gemach des Pallaſtes.
Auch der erhabene Hirt kehrt weiter zum Lager der Seinen.
So ward Leo von Karl empfangen mit Ehrenbezeigung.
Fröhlich vor Romern, aus heimiſchen Land ſo ſchmählich vertrieben.

Trau ihm nicht, dem Schalk!

Die altdeutſche Urſchrift ſteht: Gesta Romanorum, das iſt der Römer Tat, herausgegeben von Adalbert Keller
Cap. 49. Quedlinburg und Leipzig. Baſſe. 1841.

Es waren einmal drei Geſellen; da die mit einander gingen, da geſchah es eines Tages, daß ſie nicht fanden Speiſe und waren ganz hungrig. Da ſprachen ſie zu einander: wir haben Ein Brod und theilen wir das in drei Stücke, ſo genügte kein nicht unſer Einem an dem Stücke zur Sättigung, darum gehen wir zu Rath über das Brod. Da ſprach einer unter ihnen: legen wir uns hier auf den Weg ſchlafen und wem der beſte Traum träumt, der habe das Brod ganz. Da antworteten ſie: das iſt ein guter Rath, und legten ſich ſchlafen.

Nun der Geſell, der den Rath gegeben, der ſtand unter den Schlafenden auf und aß das Brod ganz und gar und ließ ſeinen Geſellen auch nicht ein Mündgen. Nach dem weckte er ſie und ſprach zu ihnen: Gacht auf bald, Jeder ſage ſeinen Traum.

Da ſprach der Erſte: Ihr lieben Geſellen, ich habe

einen wunderlichen Traum gesehen. Ich sah eine goldene Leiter, die war lang bis in den Himmel und die Engel fuhren da auf und ab und nahmen meine Seel und meinen Leib und führten mich gen Himmel. Da sah ich so viel Freuden, als kein Aug nie gesah, noch Herz nie betrachtet, noch Ohr nie gehört; sehet, das ist mein Traum. Ich sah auch den Vater und den Sohn und den heiligen Geist.

Da sprach der Andere: so hab ich gesehen gar einen schrecklichen Traum; ich sah, wie die Teufel mit feurigen eisernen Zangen meine Seele mir zogen aus dem Leibe und führten sie gen die Hölle und hießen mich rasten an einer Statt, die voller scharfer Messer war gesteckt, und sprachen zu mir: so lange Gott herrschet im Himmel, also lange bleibest du hier an der Statt. Und das ist mein Traum, den ich gesehen habe.

Da antwortete der Dritte, der den Rath gegeben hatte: Nun hört meinen Traum auch, den ich gesehen habe. Es kam zu mir ein Engel und sprach zu mir: Lieber! willst du sehen, wo deine Gesellen sind? — Da antwortete ich ihm: Ja, lieber und heiliger Engel, denn wir haben unter uns Ein Brod zu theilen und fürchte ich, sie sind mit dem Brod dahin. Da sprach der Engel: ihm ist nicht also; das Brod liegt bei dir, darum folg mir nach. Da führt er mich zu der Himmelthür und da ich kam vor eine Zelle, da sah ich Einen, das bist du gewesen; denn du wardst in den Himmel verzückt und du saßest in einem goldnen Sessel und war viel Essens vor dir auf einem Tisch. Und sprach zu mir der Engel: Nimm wahr, dein Gesell hat überflüssig zu essen und an weltlicher Wollust und Freude, Trinkens und Essens, und er bleibt da ewiglich. Nun komm her zu mir, so zeig ich dir deinen andern Gesellen. Und da ich ihm nachgefolgt war, da führt er mich zu der Thür der Hölle; daselben sah ich, wie du selber gesagt hast, eine Statt voll scharfer Messer stecken und dich darin liegen und sprach zu dir: O lieber Gesell, mir mißfällt gar sehr, daß du an solcher Statt sitzest. Da sagtest du mir: so lang als Gott im Himmel ist und dorten wohnt ewiglich, so lange muß ich da seyn. Darum steh gleich auf und iß dein Brod und genieß es ganz und gar, das sprachst du zu mir, denn du siehst mich und meinen Gesellen nimmer mehr. Und da ich die Rede also von dir vernahm, da stund ich auf und aß das Brod ganz und gar, wie du mich geheißen.

Schreckliche Abentheuer.

Ich ging im Wald spazieren
Ganz mutterseel allein,
Da hört' ich was sich rühren
Ganz leis im Mondenschein;
Nun schweigts und pfeifts und schleichts
Und durch die Blätter streichts;
Ei rathe, rathe, rath' einmal,
Was sah ich da, was sah ich da?
Nun horch, ich sag es frisch heraus —
Es war die allergrößte Maus.

Ich stand einmal am Spiegel,
Als zwölf die Thurmuhr schlug;
Da springt von selbst ein Riegel,
Ich hör' der Eule Flug,
Vom Spiegel gellt ein Schrei,
Er fällt und bricht entzwei;
Nun rathe, rathe, rath' einmal,
Was drauf geschah, was drauf geschah?
Ich sag es dir, o fasse Muth —
Ich schlief die ganze Nacht recht gut.

Ich sah am Unkenteiche
Um Mitternacht ein Licht,
Gestalten grausenreiche,
Ein feurig Angesicht,
Und schwarz ein Bild erscheint,
Das stöhnt und seufzt und weint;
Nun rathe, rathe, rath' einmal,
Was hört' ich da, was hört' ich da?
Nur Muth, ich sag dir's leis ins Ohr —
Mein alter Kater sprang hervor.

Ich irrte in den Bäumen,
Beim Wilddieb kehrt' ich ein,
Da sah ich in den Träumen
Ein blutig Messerlein,
Das fuhr mir tief in's Herz,
Ich wachte auf vor Schmerz;
Nun rathe, rathe, rath' einmal,
Was fand ich da, was fand ich da?
Nur Muth, ich sag dir's gleich, oho —
Mich stach ein langer Hüpfimstroh.

Kaiser Sigismund in Straßburg.

(Gedichte von Adolf Stöber. Hannover. Hahn'sche Hofbuchhandlung. 1843. Seite 228.)

Der ritterlich gestritten
Auf manchem heißen Feld,
Aus Welschland kommt geritten
Herr Sigismund, der Held;
Zu Felde nicht, zum Throne,
Gen Aachen zieht er heut,
Wo seine Kaiserkrone
Das deutsche Reich ihm beut.

Und als er nun gekommen
Nach Straßburg an den Rhein,
Welch Jubeln und Willkommen
Die Straßen aus und ein!
Aus allen Fenstern Grüße,
Die Wege bunt bestreut,
Musik und Freudenschüsse,
Vom Münster Festgeläut.

Den Kaiser zu empfangen,
Stand reich gedeckt der Tisch,
Trompet' und Pauken klangen
Und Kränze blühten frisch;
Doch schöner war zu schauen
Als diese Blumenpracht,
Der Kranz holdsel'ger Frauen
In ihrer schmucken Tracht.

Und als in später Stunde
Der Kaiser brach empor,
Trat aus der Frauen Runde
Die allerschönste vor:
„Ruhe aus von aller Mühe,
Herr Kaiser, ruhet ganz,
Daß ihr uns morgen frühe
Recht munter seid zum Tanz."

Kaum hat der Hahn gerufen,
Schon sind die Frauen wach,
Und harren auf den Stufen
Vor ihres Herrn Gemach;
Er hört's, nicht lange weilt er,
Vom Lager auf im Flug,
Baarfuß, im Nachtrock eilt er
Und folgt dem holden Zug.

Zurück, den Tag zu weihen,
Ins Münster zieht die Schaar,
Wo schon in dichten Reihen
Das Volk versammelt war.
Die Frühmett ist zu Ende,
Die Seelen sind erquickt,
Nun hat der Zug behende
Zum Fest sich angeschickt.

Gleich strömt in hellen Haufen
Der nächsten Bude zu,
Die Bürgerfrauen kaufen
Dem Kaiser ein Paar Schuh;
Und lustig weit dermaßen
Der edle Herr umringt,
Daß flink er durch die Straßen
Im Ringeltanze springt.

So ziehen sie im Tanze
Zum Hohensitz hinauf,
Da nimmt in lichtem Glanze
Der Herberg Saal sie auf;
Gleich spielen auf die Geigen
Und Hörner schallen drein,
Der Kaiser schwingt den Reigen
Manch Bürgertöchterlein.

In Freud und Festen eilen
Ihm sieben Tage hin,
Nicht länger darf er weilen,
Zur Krönung muß er zieh'n;
Doch ch' er ist geschieden,
Da ließ er goldenblank
Dreihundert Ringlein schmieden,
Den Frau'n zu Lieb und Dank.

„Zum Abschied nehme's, ihr Holden,
Und achtet's nicht gering;
Wir ewen Finger golden
Umfaßt jetweder Ring,
Soll ewre Söhn' umwinden
Der Treue festes Band
Und soll sie ewig binden
An's deutsche Vaterland!"

Ein Brief von Clemens Brentano an einen seiner kleinen Pathen.

Mein viel lieber Pathe!

Du hast mir schon mehrmals geschrieben, ohne daß ich antworten konnte, weil ich keine Zeit hatte; aber ich habe Dich immer lieb gehabt und es hat mich immer gefreut, wenn ich Gutes von Dir gehört habe, und wenn ich erst einmal Gutes von Dir sehe, soll es mich noch mehr freuen.

Jetzt ist es sehr kalt, viele arme Kinder frieren sehr, arme Leute haben kein Wasser, weil die Brunnen vertrocknet sind und die Teiche gefroren, da können sie die

Kühe nicht tränken, da können diese keine Milch geben, da müssen auch Kinder und Eltern noch hungern zu der Kälte. Was ist aber da anzufangen? wir wollen das Christkind fragen, es sagt: Was ihr dem ärmsten geringsten Kinde oder Menschen gebt, das habt ihr mir gegeben. Sieh, mein lieber Pathe, wie gut das Christkind ist: es will selbst nichts; was die Armen kriegen, das kriegt das Christkind. Wenn die Armen frieren, friert das Christkind aus Liebe mit, und wenn die Armen bedeckt und gewärmt sind, ist das Christkind so wohl und warm, daß es uns Alles tausendfach wiedergibt.

Wer aber nichts zu geben hat, wie alle kleine Jungen, und wie Du, der muß beten für die Armen, daß Gott seine Engel schickt, welche ihnen Kleider und Holz bringen, und welche machen, daß wieder Wasser genug kömmt für die Kühe, daß es wieder Milch gibt, und sie was zu essen haben. Dieses, mein lieber Pathe, ist das Neuste und Nöthigste, was ich weiß. Gott segne Dich! Ich danke Dir, daß Du mir ein Kreuz gemacht, ich will es auf meine Schulter nehmen und dem lieben Jesus nachtragen, damit er nicht so allein trägt, er kann es schon schwer machen, wenn es mir gut ist! Adieu!

Die Kinder auf dem Wasser.

Es wogen die Wellen,
Es säuselt der Wind,
Sie wiegen und Kinder
Im Nachen gelind;
Wir gleiten hinunter
Die Ufer entlang
Und singen dem Frühling
Den Morgengesang.

Der Himmel ist heiter,
Die Fluthen sind hell;
Es springen die Lämmer,
Es sprudelt der Quell;
Wir hören die Vögel
Im sonnigen Grün,
Wo duftend die Blumen
Zu tausenden blühn.

Wir folgen den Wellen,
Mit lachendem Sinn,
Die Fröhlichen wissen
Am besten wohin;
Noch strahlt uns der Morgen
Mit rosigem Licht,
Wir kennen die Sorgen
Des Lebens noch nicht.

O Frühling! o Jugend!
Wie eilst du vorbei,
Gleich singenden Kindern
Im blühenden Mai,
Wie spielende Lüfte,
Wie Wellen im Thal,
Wie Blüthe und Düfte
Enteilet dein Strahl.

Und wachsen die Schatten,
Und nahet die Nacht,
In ernster, in stiller
Erhabener Pracht:
Dann fahren wir wieder
Dem Vaterhaus zu,
Dann schweigen die Lieder
Wir kehren zur Ruh'.

Italienische Charakterzüge.

Ein Todesurtheil.

Der Florentiner Matteo Villani, ein Zeitgenosse des Dante und Petrarka, setzte die florentinische Geschichte seines Bruders Giovanni von 1348 bis 1363 fort, in welchem Jahre er an der Pest starb, die Fortsetzung seinem Sohne Filippo überlassend. In seinen Geschichtsbüchern gedenkt Matteo eines erschütternden Urtheilsspruches seiner Zeit, der gewiß auch jetzt unsere Theilnahme verdient. Wir wollen den alten Chronisten selbst reden lassen:

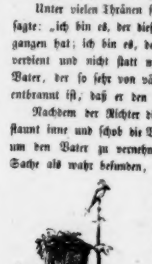
„Man könnte mir," so erzählt er wörtlich, „mit Recht einen Vorwurf machen, wenn ich ein Ereigniß, welches in jener Zeit geschah, der Vergessenheit überließe; denn es zeigt uns, wenn es auch nur Leute von geringer Herkunft betrifft, doch ein Beispiel von der außerordentlichen Liebe eines Vaters zu seinem Sohne und umgekehrt. In dem Gebiete von Florenz, in der Gemeinde Scarperia, auf dem Hofe von Santa Agata, geschah es, daß ein junger Bursche unvorhergesehener Weise einen von seinen Kameraden tödtete. Nachdem es geschehen war, entdeckte er es dem Vater, der ihm in der Verwirrung rieth, daß er sich sogleich aus dem Staube machen und an einem sichern Orte bergen solle. Das

that er. Das Verbrechen kam nun an die Obrigkeit und beschuldigt und festgenommen wurde der Vater des Jungen. Auf der Folter bekannte dieser, um sein Kind nicht zu verrathen, sich selbst dem Richter von Scarperia als den Thäter; er wurde also vor das Gericht nach Florenz gebracht zum Oberrichter, wo er dasselbe Geständniß ablegte und bekräftigte und zum Tode verurtheilt wurde.

Der Sohn, der sich heimlich nach Florenz begeben hatte, um zu beobachten, welch Ende es nehmen würde, da er sah, daß sein unschuldiger Vater für seinen Fehltritt zum Tode gehen sollte, wurde von der höchsten kindlichen Liebe bewegt und beschloß zu sterben, damit der Vater gerettet würde, — den er nun freiwillig zum Tode gehen sah, um ihn zu retten.

Unter vielen Thränen stellte er sich der Obrigkeit und sagte: „ich bin es, der dieß Verbrechen in Wahrheit begangen hat; ich bin es, der die Strafe dafür zu leiden verdient und nicht statt meiner dieser mein unschuldiger Vater, der so sehr von väterlicher Liebe mich zu retten entbrannt ist, daß er den Tod für mich leiden würde."

Nachdem der Richter dieß vernommen, hielt er erstaunt inne und schob die Vollstreckung des Urtheils auf, um den Vater zu vernehmen. Nachdem er nun die Sache als wahr befunden, wurde der Vater freigegeben



und der Sohn gemäß der Nothwendigkeit, in welcher sich der Gerichtshof befand, am 6. März unter den mitleidvollen Thränen Aller, die es hörten und sahen, enthauptet. Und wahrlich, wäre das Verbrechen ohne böse Absicht, sondern zufällig begangen worden, so hätte wohl, wie zu glauben ist, vor einem gütigen Herren eine solche Handlung der Liebe zum wenigsten Schonung des Lebens verdient."

Soweit der alte Florentiner Villani. Allein auch die Stadt Bologna hat uns eine Ueberlieferung bewahrt, die sich würdig dieser hochherzigen Liebe an die Seite reiht und wo der Verbrecher mildere Richter fand. C. Veith erzählt dieselbe in seinem lehrreichen Büchlein, welches den Titel führt: Das Friedensopfer in einer Folgenreihe katholischer Darstellungen. Wien 1828. S. 183 mit folgenden Worten:

„Jahrhunderte hindurch wurde eine Straße in Bologna die Gasse der Frömmigkeit (la strada pia) genannt, weil in selber der Sage nach, ein Werk der höchsten christlichen Frömmigkeit geschehen ist. Dort wohnte eine adelliche und reiche Wittwe, die Mutter eines einzigen Sohnes, der die Freude ihres Lebens war. Als dieser Sohn, ein Knabe noch, spielend auf der Gasse sich aufhielt, und gegen einen Fremden, der im Vorübergehen ihn gestört hatte, sich entrüstete, ward dieser gleich von solchem Jähzorn entflammt, daß er seinen Degen zog, und dem Knaben den Todesstoß versetzte. Kaum war die unsinnige That geschehen, als der Mörder von Angst und Entsetzen überfallen ward; mit der Klinge in der Hand, die noch vom Blute rauchte, sprang er in das nächste Haus, dessen Pforte eben offen stand, eilte die Stiege hinauf, fand die Frau des Hauses, warf sich ihr zu Füßen und beschwor sie um die Liebe Gottes, ihm einen Zufluchtsort zu gönnen, wo er sich verbergen könnte. Obwohl von Entsetzen durchschauert, gewährte sie seine Bitte; aber während sie einen solchen Ort ihm zeigte, waren auch die Gerichtsdiener, dem Thäter nachspürend, ins Haus gekommen. Die Matrone, da sie durch ihr Versprechen gebunden zu seyn meinte, beantwortete ihre Frage nicht, sie überreichte ihnen alle Schlüssel und sprach: es steht euch frei zu suchen, sehet selber. Da sie aber, nach vergeblichem Suchen, wieder das Haus verließen, rief Einer von ihnen: Diese gute Dame scheint nicht zu wissen, daß es ihr eigener Sohn ist, welcher ermordet worden. „Sonst wäre sie die Erste gewesen, die den Mörder uns ausgeliefert hätte, statt ihn zu bergen! Die unglückliche Mutter hörte das, der Leichnam ihres Sohnes ward ihr endlich auch gezeigt, ihr Blut erstarrte, der Schauer des Entsetzens rüttelte ihre Glieder. Sie verschloß sich in ein einsames Zimmer, da warf sie sich auf ihre Knie, ihr Auge fing an, zu Gott zu thränen; bald wieder durch die Gnade, die in reichem Maße ihr gegeben war, gestärkt, brachte sie die herbe Kränkung dem Herrn als ein Opfer dar, und gelobte zur Ehre des göttlichen Gesetzes und des Evangeliums, nicht allein, dem Mörder gänzlich zu verzeihen, sondern auch, zum Zeichen dieser herzlichen Verzeihung, ihn, statt des Getödteten, zum Sohne anzunehmen. Und sie verwendete für ihn so viele Bitten, und brachte so nahmhafte Opfer für das gemeine Beste, daß die Richter um ihretwillen dem Verbrecher die Freiheit beliefen, an welchem sie auch, was sie gelobt, ins Werk gesetzt hat."

Der arme Poppel, Gründer des Waisenhauses in der Au bei München.

(Nach L. v. Westenrieders Beiträgen zur vaterländischen Historie, Geographie, Statistik ꝛc. 6. Band. S. 353.)

Unter die öffentlichen Anstalten in der Au gehört auch das heutige Waisenhaus zu St. Andrä, dessen Entstehungsgeschichte zu denkwürdig ist, als daß ich derselben nicht erwähnen sollte. Während des, nach dem Hintritt Kaiser Karl VI. i. J. 1740, erfolgten bayerischen Erbschaftskrieges wurden in der Au eine Menge Kinder zu Waisen und liefen als solche ohne Obdach herum. Dieses Elend bemerkte nicht bloß, sondern beherzigte ein Faßbindersohn in der Au, Johann Michael Poppel; er hatte einige Schulen studirt, war in den Waisenhäusern zu Freising und Erding als Gehülf gestanden und nährte sich, beim Ausbruch des besagten Krieges, in der Au vom Privatlehren. Poppel kannte weder reiche, noch sonst viel vermögende Freunde, hatte nicht die geringste, wahrscheinliche Aussicht auf irgend eine hinlängliche Unterstützung, als er sich vornahm, der Unterstützer und Vater der unbescheidenlich unglücklichen, aber von tausenden seiner Zeitgenossen nicht geachteten Kinder zu werden. Der damalige Gerichtsherr, Freiherr Franz Carl von Widnmann, gab ihm die Erlaubniß, mit seinem Vorhaben einen Versuch zu machen, und sein damaliger Hausherr, Christoph Nußbaum, Gerichtsdiener in der Au, räumte ihm um einen sehr geringen Zins eine große Stube ein. Sogleich setzte Poppel, so zu sagen, alle Elemente in Bewegung, um seinen Zweck sobald als möglich zu erreichen und mit Hilfe seiner natürlichen Beredsamkeit, seiner Geschicklichkeit, jedem gehörig zu begegnen, und mit seiner unbesiegbaren Geduld (in manchen Häusern wurde er Anfangs mit Ungestüm, ja mit nicht bloß harten, sondern recht unanständigen Begegnungen abgewiesen, was aber den Poppel nicht hinderte, wieder zu kommen) brachte er so vieles Geld zusammen, daß er mit einigen Zöglingen einen Anfang machen konnte. Er sammelte demnach eines Tages, am Tag des heiligen Andrä den 30. November 1742 bei dreißig Knaben und Mädchen, führte sie erst in die Kirche zu Maria Hilf und dann in seine Stube, wo er mit einem unausgesetzten, unbeschreiblichen Kampf wider ein Heer von Bedürfnissen, welche wenigst im Wesentlichen befriedigt seyn wollten, sieben volle Jahre stritt, aber gleichwohl die Kinder erhielt. Im Jahre 1749 wurde im Sommerviertel ein in der Nähe von der Maria Hilfkirche gestandenes Haus verkauft. Da nun zur nämlichen Zeit in allen Kirchen der Stadt und der Au für die, durch den damals grenzigten Krieg entstandenen Armen, Preßhaften und Waisen gesammelt wurde und ein über alle Erwartung reicher Beitrag erfolgte, erhielt auch Poppel einen beträchtlichen Theil, welcher ihm so vielen Muth machte, daß er das feil gestandene Haus an sich brachte. Gleichwie nun Poppel Alles, was er zur Ausführung seines Zweckes dienlich und nützlich fand, auch für möglich hielt, und ohne sich lange in Bedenklichkeiten wegen der Ausführung einzulassen, immer sogleich unternahm: so fing er auch unverzüglich an, das gekaufte Haus zu bauen. Wenn der Bau aus Mangel an Geld ins Stocken gerieth, was mehr als Einmal der Fall war: so bestürmte Poppel die Ohren der Reichen mit einem so zuversichtlichen und flehenden Ungestüm, bei welchem jeder, der nach seiner Meinung geben sollte, zuletzt dann doch immer gab. Gleichwohl wurde dem Poppel diese Unternehmung auf das äußerste erschwert; er wurde der Fabrläßigkeit, der Eigennützigkeit, ja sogar der Unterschleifs beschuldigt und sehr hart mitgenommen; aber dem klugen, in sich selbst gerechtfertigten Poppel entfuhr nie ein unbescheidenes Wort; er litt Schmach und Unbild mit einer, seine Gegner entwaffnenden, Geduld, und antwortete nie etwas anderß, als daß die Zeit ihn rechtfertigen würde. Dieß traf auch auf das pünktlichste ein. Der Hausbau kam nach dreien Jahren zu Stand und von dem Augenblick nahm sowohl die Stadt München, als die Au, von dem seltsamen, vielmehr seltnen Mann Poppel und seinen noch seltnern Unternehmungen eine nähere Einsicht. Der Gerichtsherr ertheilte ihm den 22. August 1751 ein förmliches Sammlungspatent und Poppel brachte in kurzer Zeit 72 Gutthäter auf, welche die von dem Hausbau noch vorhandenen Schulden zahlten und zugleich für die innere Einrichtung und die nöthigsten Geräthschaften des Hauses sorgten. Und nun wischte sich Poppel das Erstemal den Schweiß von seinem Angesicht und blickte mit einer Freude, mit welcher nur ein Mann seiner Art bekannt und erquickt wird, nach seinem Tagwerk auf; er schöpfte ihm den Namen des Waisenhauses zu St. Andrä and hefstete ihm die nachstehende, in weißem Marmor eingegrabene Inschrift, welche auf der Gartenseite noch vorhanden ist, auf:

Orphano Trophium

Auf Gott vertraut
Hat mich erbaut.
Durch Almosen und Milte Gab
Den Ursprung ich genommen hab
Und bin erhebt von Staub herauß
Zu Ehrn meinen Waisenhauß.

S. M. D.
Anno Domini MDCCLI

Die Sammlungen betrugen so viel, daß nach Abzug der fortlaufenden Unterhaltskosten noch von den Resten ein Kapital von 4822 fl. 30 kr., worin das eigene Wesen des Waisenhauses besteht, erspart wurde. Als zwischen den Jahren 1755—60 eine bessere Einrichtung des Armenwesens überhaupt erfolgte, erhielt das Waisenhaus, nach dem Maaß der vorhandenen Bedürfnisse, erst unbestimmte Summen und endlich einen beständigen Beitrag von monatlich 80 fl. Poppel verbesserte jetzt die Hausordnung, theilte die Kinder in Klassen und gab seiner Waisenpflege, bei welcher ihm damals auch ein Gehilfe oder Instruktor bewilligt wurde, nach den Zeitumständen eine recht gute Verfassung; dann starb er i. J. 1763 mit dem Verdienst und dem Trost, eine der wohlthätigsten Anstalten unternommen und ausgeführt zu haben.

Hans Gerstenkorn.

Ballade, frei nach dem Englischen des Robert Burns.

(Von M. D. Charitas. Festgabe für 1835 von Eduard v. Schenk. S. 409.)

Drei Bauern in dem Donaugrund,
Besitzer reicher Erben,
Die schworen einen kräft'gen Bund:
Hans Gerstenkorn soll sterben.

Mit einer Pflugschaar brachten sie
Ihn um und in die Erde,
Und schwören, daß er sicher nie,
Nie mehr erstehen werde.

Da kam sein treuer Freund, der März,
Und weint' auf seine Leiche,
Das drang Hans Gerstenkorn an's Herz,
Er hob sein Haupt, das bleiche.

Bald stand er frisch und munter da,
Und that sich rüstig strecken,
Und wer Hans Gerstenkorn nun sah,
Der staunte an den Recken.

Der Sommer kam und nähet' ihn gut,
Und füllt' ihm seinen Ranzen,
Da setzt' er auf den Stachelhut
Und schwang kühn seine Lanzen.

Allein mit seinem Feind im Bund
Ließ ihn der Herbst nun darben,
Da lechzt des Armen dürrer Mund,
Es bleichen seine Farben.

Sein welkes Aug hernieder sinkt
Und seine Knie' erschlaffen.
Die Feinde, da der Sieg nun winkt,
Ergreifen kühn die Waffen.

Mit Schwertern breit und scharf sie ziehn
Ins Feld, ihn zu bekriegen,
Und hau'n so grimmig ein auf ihn,
Daß er wohl muß erliegen.

Ein Hieb hat ihm den Fuß gekürzt,
Da sinkt der Kämpe nieder;
Ein Troßbub schnell sich auf ihn stürzt,
Und knebelt ihm die Glieder.

Auf einem Wagen führet man,
Trotz seinen vielen Wunden,
Hinweg den wackern Rittersmann,
Gleich einem Dieb gebunden.

Längst bauten sie für ihn allein
Ein eigenes Gefängniß,
Da sperren sie ihn jubelnd ein
Zu größerer Bedrängniß.

Auf harter Erde hingestreckt,
Muß ihre Wuth er fühlen,
Mit Schlägen wird er zugedeckt,
Bis sie ihr Müthlein kühlen.

Drauf wird er an die Luft gelegt,
Die schaurig ihn durchwehet,
Hans Gerstenkorn bleibt unbewegt,
Und nicht um Schonung flehet.

Ein großes Faß wird nun gefüllt,
Doch nicht für ihn zum Trinken,
Er selber wird hineingeknüllt,
Mag schwimmen oder sinken.

Dann legen sie ihn auf die Flur,
Von neuem ihn zu quälen,
Und lassen, zuckt er leise nur,
Es nicht an Stößen fehlen.

Sie dörren gar mit Feuersgluth
Das Mark ihm aus den Beinen;
Am weh'sten ihm ein Müller thut,
Zermalmt ihn zwischen Steinen.

Und als sie all sein Herzblut so
Bis auf den letzten Tropfen
Ihm grausam abgezapft und roh,
Da würzen sie's mit Hopfen.

Und setzen in die Runde sich,
Die siegesfrohen Zecher,
Von Mund zu Mund kreist emsiglich
Der volle schäum'ge Becher.

Und wie er oft und öfter kreist,
Wird ihre Freude lauter,
Es neckt sie des Erschlag'nen Geist
Und aus dem Becher schaut er.

Im Tod noch zeigt er seine Macht,
Im Blut weht noch sein Odem,
Denn, wer zu kühn sich an ihn wagt,
Den wirft er straks zu Boden.

Hans Gerstenkorn war wohl ein Held
Recht ohne Furcht und Tadel;
Der, dem sein Blut die Adern schwellt,
Fühlt Heldenmuth und Adel.

Er nährt in deutschen Volkes Brust
Gefühl für Recht und Treue,
Macht, daß des Franzmanns Aufruhrlust
Die deutschen Fäuste scheue.

Er stählt des Mannes Nerv und Arm,
Verscheucht den Gram, den bleichen,
Und macht das Herz in Freuden warm
Dem Armen wie dem Reichen.

Drum lasset uns Hans Gerstenkorn
Mit vollen Bechern feiern,
Und sein Geschlecht mit Speer und Sporn
Nie fehle es in Bayern!

Wie ein Geizhals lebte und ſtarb.

Der große Florentiner Dichter Dante, der von der Begeiſterung heiliger Poeſie geleitet, ein Seher, die Pforten der überirdiſchen Welten durchſchritten, ſchildert uns in ſeinen Geſichten die Habgier und den Geiz als eine klappernde Furie, magere Weiber, den Leib ſchwer angefüllt mit allen hungrigen Gieren, ſo grimm und bös geſinnt, daß ſie nimmer ihre verzehrende Gier ſtille und nach dem Fraße von größerem Hunger entbrenne, denn vorher; eine verfluchte Beſtie, die ſich leicht mit allen Laſtern vermähle, deren ſchreckenvoller Blick das Herz mit Furcht und Angſt erfülle, die des Volkes ſoviel in ein jammervolles Leben geſtürzt und mit ihrem unerſättlichen Heißhunger mehr Raub der Hölle zugeſchleppt, als alle anderen Thiere.

Hinabſteigend in die Schattenthäler des hölliſchen Abgrundes findet Dante im vierten Kreiſe die Geizigen und Verſchwender, die Opfer der entgegengeſetzten Sünden, die im Behalten und im Hingeben der irdiſchen Güter nicht Maaß zu halten gewußt; in ewigem Kreislauf wälzen ſie ungeheure Laſten gegen einander; die Geizigen, unkenntlich durch den Schmutz, womit ſie ſich befleckt, möchten ihre Laſten ſtöhnend zurückhalten, die Verſchwender dagegen ſtoßen die ihrigen mit athemloſer Bruſt vorwärts; ſo rennen ſie fluchend weiter einander und kehren in der Mitte auf einander prallend um, damit jeder von ſeinem Halbkreiſe aus die mühſelige Arbeit auf's Neue beginne. Und der Lehrer ſpricht warnend zu ihm: alles Gold unter dem Monde, was da iſt und jemals war, könnte keiner einzigen dieſer müden Seelen Ruhe verleihen. Haben die Helden hundert Götzen gedient, ſo iſt der Geiz nicht minder eine Götzendienerei, wenn er auch nur einem Götzen dient.

Weiter die Höhen der Reinigung hinanſteigend findet der Dichter die Büßer, welche in ihrem Leben der verfluchten Wölfin gefrönt, trotzige Sünder, die ihr Auge nicht zur Höhe, zum Ewigen, gerichtet, ſondern es auf irdiſche Dinge ſündhaft geheftet, alſo daß in ihnen die Liebe zu Gott und zum Guten von der Habſucht unterdrückt ward; ſie werden dafür jetzt von der ſtrafenden Gerechtigkeit Gottes, im Herzen die Sehnſucht zur Höhe, ſchmerzlich niederhalten. An Hand und Fuß von jenen Feſſeln gebunden, die ſie ſich ſelbſt angelegt, weinen dieſe Niedergedrückten, unter tiefen Seufzern, mit kaum vernehmbarer Stimme: dem Staube klebte unſere Seele an!

Dieſe Bilder des Dichters können wir leider täglich an unſeren Blicken im Leben vorüberziehen ſehen. Wir können davon Zeugen ſeyn, wie Habgier und Geiz des Menſchen Herz zuſammen ziehen, wie ſie es dem Metalle gleich erſtarren und erkalten, das geſchmolzen zu Boden drücken, es jeden erhebenden Gefühles, jeder Freude berauben, daß es vom Neide verzehrt nicht aufathmen kann, jede fremde Freude ſich zur Qual macht und in kalter Grauſamkeit, weder ſich noch Andern einen Genuß gönnend, mit abgemagerten Fingern und blutigen Nägeln nur immer zuſammenſcharren möchte, während die ſieren Augen voll unerſättlicher Gier und argwöhniſcher Angſt auf das Erraffte geheftet ſind, das ſie verſchlingen möchten — bis denn zuletzt, nach einem elenden Leben, der Tod kömmt, um die Seele gewaltſam von ihren Schätzen loszureißen, die noch in ihren letzten Augenblicken keine höhere Wolluſt kennt, als den Klang des verfluchten Goldes zu hören, dem ſie ſich hingegeben.

Ich habe irgendwo von einem Schiffe geleſen: es kam von dem goldreichen Amerika und führte eine koſtbare Ladung und darunter viele Tonnen mit blanken harten Piaſtern. Allein ein Sturm ſchleuderte es fern von der Küſte mit Macht an ein Felſenriff, es bekam einen klaffenden Riß, der mit aller Anſtrengung der Mannſchaft nicht zu füllen war. Das Waſſer drang ein und ſtieg höher und höher, kein Pumpen half, das

Schiff sank mit jeder Minute und war unrettbar verloren: noch wenige Augenblicke und es mußte um dasselbe geschehen sein. Der Hauptmann, nachdem er redlich Alles zur Rettung gethan, ließ endlich das Boot nieder und hieß die Mannschaft hineinsteigen, um den Letzten mit traurigem Herzen zu folgen. Alle gehorchten, nur ein einziger Matrose blieb auf dem sinkenden Schiffe zurück. Kein Zureden, kein Befehlen fruchtete: er konnte sich nicht von den Tonnen mit den Tausenden und Tausenden von Piastern trennen, die um ihn her standen. Der Gedanke war ihm unerträglich, daß all dieß Gold vor seinen Augen in die Tiefe des Meeres sinken sollte. Laut zogen jeden Ruf blieb er auf den Goldtonnen sitzen. Das Boot hielt ab und war noch nicht fern, da sahen sie den Unglücklichen sammt seinen Schätzen, denen er nicht zu entreißen konnte, ein Opfer seiner Habgier in den Abgrund sinken und für immer verschwinden.

Ist dieß schrecklich, so war es doch nur ein schrecklicher Augenblick, in welchem er der Versuchung erlag; unendlich schrecklicher aber ist es zu sehen, wie so Mancher ein ganzes langes Leben hindurch von glühendem Golddurst verzehrt, an seine Tonnen gefesselt, ein Bild des höchsten Jammers, auf dem sinkenden Schiffe des Lebens in Hunger und Kummer dahin schmachtet, bis er gleich dem Matrosen in den dunkeln Abgrund hinabgerissen wird. Als Beispiel wollen wir hier die abscheuende Geschichte eines solchen Geizhalses mittheilen, wir dieselbe im Pegasus unseres Jahrhunderts von öffentlichen Blättern*) berichtet wurde. Er war ein Sohn jenes Englands, wo der Gott der Reichthümer neben der entsetzlichsten Armuth seinen stolzesten Thron aufgeschlagen hat und wo man vielfach den Werth der Menschen nach dem Gewichte der Goldtonnen, auf denen sie sitzen, abschätzt. Hören wir nun seine Geschichte.

Daniel Dancer war der älteste Sohn unter vier Kindern, drei Söhnen und einer Tochter, und im Jahre 1715 geboren. Sein Vater lebte zu Pinner, unweit Harrow, und hatte ein beträchtliches Vermögen, welches der Sohn durch außerordentliche Sparsamkeit und Knickerei auf 3000 Pfund jährlicher Einkünfte vermehrte.

Miß Dancer, die bei ihrem Bruder die Stelle der Magd vertrat, war eben so geizig und knickerig als dieser. Aus einem Gemengsel von Lumpen männlicher und weiblicher Kleidungsstücke setzte sie ihren Anzug zusammen und band ihn mit einem Gewirre von Hanf um sich herum. Äußerst selten verließ sie ihre elende Wohnung, außer wenn sie der Lärm der Jäger und Hunde hervorlockte, wo sie mit einer Mistgabel oder einem Besenstiele bewaffnet, einen Anfall machte, um die Zudringlichen von ihres Bruders Grund und Boden zu verjagen, und wo sie die größte Aehnlichkeit mit einem Bündel alter Lumpen oder einer Vogelscheuche hatte.

Die Wohnung dieses gleichgesinnten Geschwisterpaares war eben so ärmlich, als sie selbst; sämmtliche Aufseher; denn sie hatte schon so viele Ausbesserungen erhalten und bedurfte deren auch noch immer so viele, daß selbst der größeste Alterthumskenner Mühe gehabt haben würde, die Flickerei von dem eigentlichen Gebäude zu unterscheiden. Was die Lebensweise dieses ärmlichen Paares anbetraf, so beschränkte es sich blos darauf, Geld zu ersparen und seinen Reichthum immer mehr anzuhäufen. Drei Pfund aufgehangenes Rindfleisch und vierzehn harte Klöße machten ihren ganzen Unterhalt für eine ganze Woche aus; ein halber Rindskopf und gelegentlich einige alte Schöpsenfüße gaben ihnen wöchentlich die Suppe, und bisweilen machte Herr Dancer dieses leckere Mahl noch durch eine Zuthat von abgenagten Knochen schmackhafter, die er auf seinen Spaziergängen den Hunden abgejagt hatte. Man erzählt sogar, daß er einen Tages ein todtes Schaf gefunden habe, welches wahrscheinlich an einer Krankheit gestorben war; dieses schleppte er im Triumphe auf der Schulter nach Hause, wo es sogleich abgezogen und zertheilt wurde, und wo alsdann die erfindungsreiche Miß Dancer eine erbauliche Menge von Hammelfleisch-Pasteten davon machte, die sie mit einer eigenen Würze zurichtete und sich mit ihrem Herrn Bruder mehrere Wochen lang damit beköstigte.

Jetzt näherte sich das Ende der Miß Dancer: ihre Umstände machten die Hülfe eines Arztes äußerst nothwendig, allein ihr Bruder bemerkte sehr schlau, daß dieß viel Geld kosten würde, und behauptete, daß, wenn seine Schwester einmal sterben müsse, sie auch nichts in der Welt retten könne, warum sollte er also Geld wegwerfen und fruchtlos und gottloser Weise versuchen, sich den Fügungen Gottes zu widersetzen, da es doch ausgemacht sei, daß sie jetzt eben so gut als ein andermal sterben könnte. —

Nach dieser Aeußerung brachte er seiner Schwester in den letzten Augenblicken ihres Lebens nichts, als die gewöhnliche Portion von dem aufgehangenen Rindfleische und den kalten harten Klößen. Seine wenige Sorgfalt für die Patientin wurde aber durch die Lady Tempest, die Wittwe des Baronet Henry Tempest, zur Genüge ersetzt, indem diese mit aller Liebe und erforderlichen Aufmerksamkeit für Miß Dancer sorgte. Zur Vergeltung war die Letztere Willens, ihrer Pflegerin ihr Vermögen zu hinterlassen, allein unglücklicherweise verschied sie, ehe sie ihren letzten Willen zu Gunsten der Lady Tempest

*) E. Museum des Wunderbaren oder Magazin des Außerordentlichen in der Natur, der Kunst und im Menschenleben. Herausgegeben von J. A. Bergk und J. G. Baumgärtner. Erstes Bandes erstes Heft. Leipzig 1801. Baumgärtner'sche Buchhandlung. S. 1.

aufsetzen konnte. Da auf diese Art Miß Dancer ohne Testament starb und ihr Vermögen der Entscheidung der Gesetze unterworfen blieb, so wünschten ihre beiden andern Brüder, es mit Herrn Dancer gleichmäßig zu theilen; jedoch protestirte dieser dagegen. Es entstand daher ein Prozeß zwischen beiden Theilen und Herr Dancer erhielt von dem hinterlassenen Vermögen seiner Schwester 1040 Pfund als eine gerechte Vergütung für dreißigjährige Wohnung und Kost, das Jahr zu 30 Pfund gerechnet, und für die beiden letztern Jahre 100 Pfund, weil sie während dieser Zeit nichts gethan, als gegessen und im Bette gelegen hätte. Nach diesem Abzuge wurde das übrige Vermögen der Verstorbenen zwischen Herrn Dancer und seinen beiden Brüdern in gleiche Theile getheilt, und hier verdient bemerkt zu werden, daß die beiden Brüder des Herrn Dancer eben so knickerig als dieser waren, obgleich der Letztere der Hauptpreis eines Geizbaumes war, an dem jeder Pfropfreis dem andern glich.

Da Herr Dancer nach dem Tode seiner Schwester sich so ganz einsam sah, so miethete er einen Bedienten zu seinem Gesellschafter, der ein würdiges Seitenstück zu ihm war. Dieser Bediente, Namens Griffiths, hatte es durch strenge Sparsamkeit dahin gebracht, daß er von seinem Lohne, der sich nie über 10 Pfund belaufen, 500 Pfund hatte sammeln können. Als er sich an Herrn Dancer vermiethete, war er 60 Jahre alt und sein Lohn betrug wöchentlich 18 Pence; er half seinem Herrn Knochen und dergleichen aufsuchen und deshalb nahmen sie bei ihren Ausgängen immer verschiedene Wege. Da jedoch Griffiths einigen Hang zum Doppelbiere hatte, so pflegte er immer ein wenig zu zechen, welches dann öfters des Abends, wenn er mit seinem Herrn zusammen kam, Veranlassung zum Zanke gab; denn Herr Dancer, anstatt einen Penny auszugeben, nahm seine Zuflucht häufig zu dem Bierkruge in Lady Tempest's Küche, wo er sich so voll soff, daß er sich auf der Erde nach seinem Nachtlager wälzen mußte.

Meistentheils hatte Herr Dancer, um seine zerlumpten Kleidungsstücke zusammen zu halten, den Leib mit einem Heubunde umgürtet und die Strümpfe, die er gewöhnlich trug, waren so oft geflickt und befleckt worden, daß kaum noch etwas von dem Urstoffe zu sehen war. Bei kaltem und schmutzigem Wetter wurden sie aber dick mit Heuseilen umwunden, welches zugleich auch die Stelle der Stiefeln vertrat. Sein ganzer Anzug glich vollkommen dem eines elenden Bettlers; er hatte ein Pferd, das aber nur an den Vorderfüßen Hufeisen tragen durfte, weil er das Beschlagen der Hinterfüße für einen unnöthigen Aufwand hielt. Er schnupfte nie Tabak, weil er sich einbildete, daß ein solcher Aufwand Verschwendung sei, aber gleichwohl führte er eine Schnupftabaksdose bei sich, die er gemeiniglich binnen einem Monate durch die von Andern erhaltenen Prisen zu füllen pflegte. Wenn auf diese Art die Dose wieder voll war, so tauschte er den Tabak gegen ein Pfennigslicht in einem benachbarten Lichthändlerladen um, und dieses Lichtchen benützte er so lange, bis die Dose wieder voll war, weil er sich zu Hause nie eines Lichtes bediente, außer wenn er zu Bette ging. Selten wusch er sich Gesicht und Hände, aber wenn die Sonne schien, dann ging er öfters zu einem benachbarten Teiche, wo er statt der Seife Sand nahm und sich alsdann nackend auf den Rücken legte, um sich von den Sonnenstrahlen wieder abtrocknen zu lassen; denn er bediente sich nie eines Handtuchs, weil dieses sich abnütze und weil das Waschen desselben, wenn es schmutzig sei, vielen Aufwand verursache.

Als er sich eines Tages in London befand, um 2000 Pfund in den Fonds niederzulegen, beobachtete ihn an der königlichen Börse ein Herr, der ihn für einen elenden Bettler hielt und ihm gutmüthigerweise einen Penny in die Hand drückte. Hierüber erstaunte zwar der reiche Geizhals einigermaßen, dennoch aber besann er sich sogleich wieder, daß jede Kleinigkeit mitzunehmen sei, und steckte den Schimpf und den Penny ein und ging fort.

Dieser knickerige Mann hatte nie mehr als ein einziges Hemde auf einmal, daß er jedesmal in einer Trödelbude kaufte, und das nie über einen halben Laubthaler kosten durfte: dieses wurde nun weder gewaschen noch ausgebessert, so lange er es besaß, sondern war zu einer immerwährenden Sklaverei bestimmt, bis es ihm in dem eigentlichsten Sinne des Wortes stückweise vom Leibe fiel. Daher war es ganz natürlich, daß Herr Dancer, so wenig er auch mit seinen Nachbarn einige Gesellschaft unterhielt, jedesmal eine andere sehr zahlreiche Gesellschaft hatte, deren persönliche Anhänglichkeit Andere gegen ihn außerordentlich bedutsam machte. Einst glaubte er, daß ihn ein altes Weib bei dem Einkaufe eines Hemdes um 3 Pence betrogen habe; hierüber fing er sogleich einen Prozeß vor Gericht an, wo er aber ab- und zur Ruhe verwiesen wurde und sich noch obendrein dazu bequemen mußte, die Unkosten von beinahe 5 Schillingen zu bezahlen, und zu seinem noch größern Unglücke hatte er auf dem Wege von Pinner nach London und von da wieder zurück 3 halbe Pence ausgegeben.

Lady Tempest war die einzige Person, welche auf diesen unglücklichen Geizhals noch einigen Einfluß hatte, und ob sie gleich wußte, daß sie einst seinen Nachlaß mit ihrem Bruder, dem Kapitän Holms, theilen würde, so bemühte sie sich dennoch, ihn zu überreden, die Bequemlichkeiten dieses Lebens zu genießen, aber all ihr Zureden blieb fruchtlos. Sie brachte es zwar durch viele Mühe dahin, daß er sich an die Stelle seines alten Hutes, den er schon dreizehn Jahre lang getragen hatte, von einem Juden einen andern alten Hut für 7 Groschen

taufte; allein als sie ihn an dem folgenden Tage besuchte, sah sie mit vielem Erstaunen, daß er seinen alten Hut wieder aufgesetzt hatte, und als sie nach der Ursache fragte, erfuhr sie, daß er seinem Bedienten Griffiths den gekauften Hut für den erhöhten Preis von 10 Sr. wieder abgelassen habe, wobei er seine deutliche Freude über seine Geschicklichkeit äußerte, daß er bei dem Handel prositirt hatte.

Eines Tages schickte ihm Lady Tempest eine in Claret gesottene Forelle, welche er außerordentlich gerne aß: da es aber stark fror und er die Mahlzeit die Nacht hindurch aufhob, so war sie beinahe ganz zu Eis gefroren. Weil er nun viel an Zahnschmerzen litt, so konnte er die Mahlzeit so kalt nicht genießen, und gleichwohl hielt er es für zu kostspielig, ein Feuer anzumachen. Da er nun die ganze Zeit über bei kalter Witterung im Bette lag, um sich warm zu halten, so ließ er den Fisch nebst der Sauce zwischen zwei zinnerne Teller legen, auf welche er sich so lange setzte, bis der Schmand leidlich warm geworden war.

Von Advokaten und Aerzten hatte er eine sehr ungünstige Meinung. Von den Ersteren sagte er, daß er lieber mit dem Teufel selbst etwas zu thun haben, als einem Advokaten in die Hände fallen wolle, und in Ansehung der Letztern äußerte er, um hier seine eigenen Worte zu gebrauchen: die Herren Doktoren wären medizinische Kesselflicker, welche, während sie versuchten einen Fehler des menschlichen Körpers zuzuflicken, nicht ermangelten, zehn andere wieder zu verursachen. So hielt er die Leichenbeerger, die Blasebalgmacher, die Koffermacher und andere ähnliche Arbeiter für sehr verschwenderische Leute, weil sie so erstaunend viele Nägel brauchten, und er diese Verschwendung für höchst unnütz ansah.

Der Ruf von seinem Reichthume und die Vermuthung, daß er diesen Reichthum in seinem Hause verborgen hielte, lockte einst eine Bande Diebe herbei, die zwar ohne viele Mühe bei ihm eindringen konnte, aber äußerst wenig Geld fand: denn Herr Dancer verbarg seinen Mammon an Orten, wo ihn Niemand so leicht vermuthen konnte. Banknoten lagen gewöhnlich bei den Spinnen unter ihrem Gespinnste in dem Kuhstalle, die Guineen waren in dem Schornsteine in Löchern auf dem Heerde herum versteckt und mit Asche und Ruß bedeckt. Bald nach dem Einbruche bei ihm wurden die Diebe eingefangen, und weil Herr Dancer's Gegenwart bei ihrem Verhöre nöthig war, so bat ihn Lady Tempest, daß er doch wenigstens ein reines Hemd von ihr annehmen möchte, damit er einigermaßen mit Anstand erscheinen könne; aber er schlug dieses freigebige Anerbieten hartnäckig aus, indem er ihr versicherte, daß er mit einem neuen Hemde bekleidet sei, das er nur erst vor drei Wochen gekauft habe, wo es wirklich ganz rein gewesen wäre.

Ungeachtet er sich selbst täglich ein Pfennigbrod versagte, so gab er dennoch seinem Hunde, den er so sehr liebte, daß er ihn Kind Robert nannte, täglich ein halbes Maaß Milch; da er jedoch erfuhr, daß sein Kind Robert einst einige von seines Nachbard Schafen wacker zerzauset hatte, so führte er den Hund sogleich zu einem Hufschmide und ließ ihm alle Zähne abfeilen, weil er befürchtete, Kind Robert möchte noch mehr Unheil stiften und ihn in Unkosten bringen.

Herr Dancer erreichte sein 87. Jahr, ehe er einige ernsthafte Folgen von seiner Lebensart spürte; und als ihn in der Folge Lady Tempest bei seiner Krankheit besuchte, fand sie ihn bis an den Hals völlig in einem Sacke liegen. Da sie ihm nun über das Unschickliche einer solchen Lage Vorstellungen machte, so erwiderte er, daß er ohne Hemd in die Welt gekommen sei und nun auch so wieder hinaus gehen wolle. Hierauf bat sie ihn, wenigstens ein Kopfkissen zu nehmen, um den Kopf etwas höher zu legen, und sogleich befahl er seinem Diener Griffiths, ihm ein Bündel Heu an dessen Stelle zu bringen. Endlich starb dieser originelle Mann im Oktober 1794.

Sein Haus fiel nach seinem Tode an den Kapitän Holms. Es war das erbärmlichste Gebäude, das man je gesehen hatte, indem es seit einem halben Jahrhunderte nicht mehr war ausgebessert worden; allein so armselig es auch von außen her aussah, so reich war es von innen. Von Zeit zu Zeit fand Kapitän Holms große Krüge mit Guineen gefüllt und ganze Bündel Banknoten, die unter die Ueberzüge alter Stühle gestopft waren; und in dem Stalle entdeckte man große Krüge voll Thaler und Groschen. Man wußte zwar, daß der Verstorbene in der Nacht vor seinem Tode in den Stall geschlichen war, aber die Ursache konnte Niemand errathen; jetzt zeigte es sich indessen, daß er das Geld aus dem einen Kruge in einen andern geschüttet habe, den man nach seinem Tode in der Küche vergraben fand. Es wurden mehrere Wochen dazu erfordert, um den verborgenen Mammon seiner Wohnung zu erforschen. Einer seiner reichsten Schatzkasten war der Mistkasten im Kuhstalle, der beinahe 2500 Pfund enthielt, und in einer alten sorgfältig zusammen gebundenen Jacke, die fest an die Krippe angenagelt war, fand man 500 Pfund in Gold und Banknoten. In dem Schornsteine waren ungefähr 200 Pfund und in einem alten Theetopfe befanden sich Banknoten im Werthe von 600 Pfund; auf demselben lag ein Papier, mit der sonderbaren Aufschrift: „nicht zu hastig übersehen." Sein sämmtliches Vermögen, welches er der Lady Tempest und ihrem Bruder, dem Kapitän Holms, hinterließ, betrug jährlich 3000 Pfund Renten.

Lady Tempest genoß jedoch diese ansehnliche Ver-

mehrung ihres Vermögens durch den Nachlaß dieſes Knickers nur ſehr kurze Zeit; denn noch während ſie dem Herrn Dancer in ſeinen letzten Stunden wartete, fiel ſie in eine Krankheit, die in wenigen Monaten ihr Leben endigte, und zwar im Jahre 1795.

Ungeachtet ſeines großen Geizes beſaß Herr Dancer doch einige ſehr liebenswürdige Eigenſchaften; er beobachtete bei jeder Verhandlung die ſtrengſte Rechtſchaffenheit und war nie abgeneigt dazu, denjenigen, zu welchen er einmal eine gute Meinung gefaßt hatte und die ſich hin und wieder in Verlegenheit befanden und Hilfe brauchten, beizuſtehen; aber nie lieh er Geld aus, ohne ſich dafür die gewöhnlichen Zinſen aufzubedingen. Sein Bedienter Griffiths lebte um vieles beſſer und bequemer als er ſelbſt, indem derſelbe ohne Widerrede alles, was er wollte, zu eſſen und zu trinken bekam, auch ein gutes und bequemes Bett zum Schlafen hatte, welches Herr Dancer ſich ſelbſt verſagte, weil er es für einen unnöthigen Luxus erklärte; jedoch eben dieſer Umſtand, daß er ſeinem Bedienten verſtattete, was er ſich zur Bequemlichkeit des Lebens ſo ſtrenge verweigerte, macht ſeinen Character nur noch auffallender und ſonderbarer.

Bilder aus den Hochgebirgen.

Wer in dem milden, geſchützten Thale, in der zahmen fruchtbaren Ebene wohnt, der hat oft kaum eine Ahnung von den Schrecken, welche die wilde Welt des Hochgebirges in ſich birgt. Dort unten, wo der Rhein gemeſſenen Schrittes zwiſchen grünen ſonnigen Rebhügeln und ſchattigen Obſtgärten dahin zieht, wo Städte und Dörfer und prunkende Gaſthöfe, hohe Dome und epheuumrankte Burgen und alte Klöſter in ſeinen ruhigen Wellen ſich ſpiegeln; wo von früh bis ſpät die Dämpfer ſchnaubend und ächzend mit vernehmlichen Stößen an den Segelſchiffen vorüberſchießen und die Fremden aller Nationen den Fluß auf und ab tragen; dort, wo in der Stille der Nacht, wenn die Geiſter und die Sagen vergangener Tage erwachen, die Nachtigallen ſingen und die Roſen duften: was wiſſen ſie da von jenen ſchauervollen Bildern, an denen der junge Strom in den wilden Hochthälern der Alpen, kaum den Felſenkammern ewigen Eiſes entſprungen, ſchäumenden Laufes vorüberſtürzt; da erinnert ſie nichts an ſeine Felſenwiege tief in der Alpenwelt, wo ihn rings die himmelhohen, Kälte ausſtrahlenden Gletſcher umſtarren, wo in froſtkalter Erde keine Pflanze wurzelt und in der dünnen Luft kein Thier athmet, wo ein grimmiger, faſt ewiger Winter herrſcht und die Stürme im Donner der Lawinen zerſtörend in die tieferen Thäler hinabfahren. Mancher, der nie den grünen ſonnigen Boden des Thales verlaſſen, würde der Rhein ihm von den Gemälden ſeines Urſprunges erzählen, er würde gewiß glauben, eine Sage aus der alten Rieſenzeit zu hören. Und doch hat der Menſch nicht fern von dieſen Regionen des Todes und der Verwüſtung ſeine gebrechliche Hütte, allen Stürmen und Lawinen zum Trotze, aufgeſchlagen; ja er treibt in den höchſten Sommertagen ſeine Heerden dicht an den Saum des ewigen Eiſes hinan, damit die Thiere dort am Rande des tiefſten Abgrundes die ſpärlichen Alpenkräuter abnagen. Die wilden Geiſter der Zerſtörung, die hier hauſen, ſchrecken ihn nicht: unerſchütterlichen, Gott vertrauenden Muthes kämpft und ringt er mit den übermächtigen, um ihnen ſeinen dürftigen Lebensunterhalt, unter ſteten Gefahren und Mühſeligkeiten, abzugewinnen. Daher gibt es hier manche Stelle, wo ein Kreuz oder ein Stein die Erinnerung an einen ſchreckenvollen Augenblick bewahrt: an einen heldenmüthig beſtandenen Kampf oder an den unvorhergeſehenen Tod eines Unglücklichen, für deſſen Seele zu beten der Vorübergehende, dem ja das gleiche Geſchick begegnen könnte, angeſprochen wird. So iſt z. B. hoch oben in einem dieſer abgeſchiedenen Rheinthäler, im Zavetſch bei Sedrun, unſern von dem Urſprunge des Vorderrheines, eine Stelle, die unvergeßlich in der Erinnerung lebt. Als nämlich im ſiebzehnten Jahrhundert

eine peſtartige Seuche, in dem dortigen Romaniſchen Las Buergnas, die Beulen genannt, ausbrach, da floh eine Frau aus der einſt angeſehenen, nun aber erloſchenen Familie von Medel mit ihren Zwillingen auf die hohe Bergmatte Cuniziori über Sedrun. Allein die unglückliche Mutter erlag der Erſchöpfung; ſie wurde todt gefunden, die zwei Knaben an ihren Brüſten trinkend. Die Kinder wurden gerettet und erwachſen zu angeſehenen Männern des Landes heran. Der eine, Conradin, war 1665 Landammann und 1678 Landrichter. Der andere bekleidete unter dem Namen Adalbert II. von 1655 bis 1695 die Fürſtabtwürde in Diſſentis, dem höchſten aller rheiniſchen Klöſter, und er wird als ein kenntnißreicher Mann ſelbſt von Proteſtanten gerühmt.

Zwiſchen Hinterrhein und Bernhardin an der Grenzſcheide von Deutſchland und Wälſchland, wo die Straße aus dem Waſſergebiete des Rheines hinüber nach dem Val Miſocco und hinab zum Orangen umduftenten Lago Maggiore führt, lag auf dieſer Straße 1824 Ende Mai der Schnee noch dreißig Fuß hoch; ſo unwirthbar und allem Leben feind ſind dieſe winterlichen Gebiete des Hochgebirges; während man von ihren ſturmlauten Gipfeln auf die immergrünen Gärten Italiens herniederblickt!

Hier iſt es daher auch, wo jene reißenden Thiere der Wildniß, die mit der Lichtung der Wälder, dem Austrocknen der Sümpfe und dem fortſchreitenden Anbau des Landes überall ſich verdrängt ſahen, ihre letzte einſame Zuflucht gefunden. Hier weidet die Gemſe, hier kreiſen Adler und Lämmergeier und von hier ſteigt auch der Wolf und der Bär in die tiefern Thäler hernieder, um bei nächtlicher Weile die zerſtreut weidenden Thiere zu überfallen. Das Rathhaus von Davos im rheiniſchen Bündnerland war früher mit dreißig aufgenagelten Wolfsköpfen verziert. Einer alten Sitte gemäß erhält gewöhnlich im Bündner Oberlande der Landammann eine Taxe des erlegten Bären zur Verehrung von dem Schützen. Noch lebt im Engadin die Erinnerung an einen ſolchen glücklichen Bärenjäger, der ihrer viele erſchlagen, indem er ihnen die linke Fauſt mit eiſernem Handſchuh in den Rachen ſtieß, während die Rechte mit dem Beil den tödtlichen Streich führte.

Ja ſelbſt der Menſch von dieſer ſchreckenvollen Barbarei und ihren wilden zerſtörenden Kräften umgeben und von der übrigen Welt abgeſchieden. Läuft Gefahr zu verödſtern und zu verwildern, wenn die Religion nicht ſein Gemüth beſänftigt und ihm tröſtend und beruhigend und aufrichtend zur Seite ſteht und ſeinen durch ſteten Kampf geweckten Grimm in edlen todverachtenden Freiheitsſinn und bekennmüthige aufopfernde Treue verwandelt. So aber, auf die gütige Vorſehung eines Mächtigeren vertrauend, wandelt er leichten Herzens auf den ſchmalen Vorſprüngen an den finſtern Schluchten und den ſchauerlichſten Abgründen vorüber und pflanzt das Kreuz des Erlöſers auf die ſteilſte höchſte Spitze ſeiner Berge und ſingt von dort froben Muthes ſeine Lieder mit hell jubelnder Stimme in die tiefen Thäler zu ſeinen Füßen hinab.

Wie die Blume oft dicht neben der gräßlichſten Einödnei aus einem Felsſpalt aufſproßt, ſo hallt auch der Ton des Liedes oft von den wildeſten Felswänden zurück und der Geiſt der Dichtung umſchwebt den Gemsjäger und den Hirten in der tiefſten Einſamkeit auf ihren pfadloſen Wanderungen. Bald iſt es die Trauer um ein Opfer, welches die Bergzeiſter hinabgeriſſen, die den Mund des Bergſohnes zum Geſange öffnet, bald wieder die Freude über eine kühn auf dem höchſten Felſen gepflückte Blume oder über ein heldenmüthig erlegtes Wild, die ihn aufjubeln macht. Die Lieder gehen dann eine Weile von Mund zu Mund, kaum daß die Erſten den Dichter kennen, bis ſie von anderen verdrängt wieder ſpurlos verſchwinden.

Unſere Leſer ſollen hier Beiſpiels halber einen ſolchen Siegesgeſang über einen erſchlagenen Bären erhalten. An der Stelle, wo die gefahrvolle That 1675 vollbracht worden, in dem einſamen Jägerhauſe an den Ufern des Berchtesgadner See's, St. Bartholme genannt, unweit der Eiskapelle, wird noch heute die Tafel aufbewahrt, worauf dieſer Kampf mit den folgenden Reimen zum ewigen Gedächtniß aufgezeichnet ſteht, wo ich ſie ſelbſt geſehen. Ich habe nichts an dem einfachen unbeholfenen Tone dieſer bäuriſchen Dichtung, weder durch Zuthun noch Weglaſſen, ändern wollen und gebe ſie genau nach der Abſchrift, welche ich der freundſchaftlichen Güte des Hrn Kaspar Braun verdanke.

Merkt und hört zu dieſer Zeit
Des Fiſchmeiſters zu St. Barthelme gehabten Streit,
Was ſich mit einem wilden Bären begeben.
Nun hört zu und merket eben,
Wie es ihm und ſeinen Knechten ergangen,
Als ſich der Streit hett angefangen.
Der Bär zog über den Waxmann herein
Und wollte beim Barthelme-See gar gern ſeyn,
Er zog herab wohl durch die Rinn,
Ueber'n See zu ſchwimmen war ſein Sinn.
Er ging an mit Gewalt den See,
Vermeint zu kommen deſto eh!
Als er nun thät im Waſſer ſchwimmen,
Ward es der Fiſchmeiſter alsbald innen,

Ruft zuſammen ſeinen Knechten,
Sprach: Wir müſſen mit den Bären fechten.
Der Sicht Mächt floh davon,
Die andern thäten bei ihm ſtohn,
Hatten alle gleich ſo viel Weil
Zu nehmen Hacken, Büchſen und Griesbeil,
Zu laufen hin wohl an die Zillen (Kahn).
Nun ſo ſei es mit Gottes Willen!
Als ſie nun auf das Waſſer kommen,
Hat es der Bär ſtark vernommen.
Zu Stund hebt er an zu ſtieben,
Dem Lande mit Gewalt zuzuziehen;
Macht Wellen, als wär's ein Wind;
Der Bär ſieht den Fiſchmeiſter und ſein Geſind
Herzieh'n vom Lande noch ziemlich weit;
Gedacht: jetzt muß ich haben Streit!
Hätt ich ſie in einem Wald,
Dieſen Streit hätt ich gewonnen bald!
Oder die Zillen umkehren mit einer Prenten (Tatze).
Ich wollt euch gewiß das Leben enden
Und alsbald das Schiff umreißen,
Euch erdrücken und zerbeißen.
Der Fiſchmeiſter wollt ihm zu nahe kommen,
Der Bär fing an zu raffen und zu krommen (krallen).
Indem der Fiſchmeiſter ſehr eilt,
Des Bären erſter Schuß feilt (fehlt).
Der Bär fängt an zu khörren und grünen, (heulen)
Daß es thät in den Bergen klingen;
Der Fiſchmeiſter ſchießt hinwieder mit weit,
Traf den Bären, da hebt ſich der Streit,
Als derſelbe ward hart verwundt,
Auch nicht erreichen möcht' den Grund:
Da wollt er ihnen die Zillen nehmen,
Das thäten die Schiffer hart erkennen;
Sie reichten einander zu mit Gewalt:
„Schlagt geſchwind mit der Hacken bald“
Hans Fürſtmüller und Hans Haſenknopf
Zerſchlugen dem Bären Haut und Kopf,
Ihm mit Gewalt auf den Helm
Die Streich her wiederhellin (wiederhallen).
Sie ſtachen mit den Griesbeilen drein,
Zwei Kinder ſahen zu mit Weinen und Schrei'n,
Dem Bären gingen die Därme heraus,
Dennoch war der Streit noch nit aus.
Grit ging ihnen zu Herzen der Graus,
Wünſchend, ach Gott! wären wir bei Haus,
Der Bär von uns wohl tauſend Meil!
So hart und lang war ihnen die Weil,
Hätten ſich auch gänzlich ergeben,
Mochten dem Bären nicht nehmen das Leben.
So ſehr tracht er nach der Zillen,
Daß er ſie thät bald mit Waſſer füllen;
Hätt' es noch gewährt eine halbe Stund,
So wär geſunken Alles zu Grund.
Denn er ließ ihnen nit ſo viel Weil,
Das Schiff auszuwaſſern in Eil,
Gab ihnen zu ſchaffen mit großer Macht,
Daß ſie ihn unter das Waſſer gebracht.
Darunter bielten den Bären ſtreng,
Mit Hacken und Griesbeil eine gute Läng.
Als ſie vermeinten nach ihren Gedunken,
Es ſei der Bär nunmehr ertrunken,
Ließen ſie ihn auf neben der Zillen,
Da hebt er an zu reißen und zu brüllen
Mit rinnendem Waſſer zu beiden Seiten.
O Gott! müſſen wir dann noch länger ſtreiten.
Der Bär war wund und aller naß
Und wild und zornig ohne Maaß,
Der Fiſchmeiſter ſprach: thut euch nit geben,
Der Bär ſonſt alle uns bringt um's Leben,
Schlagt und fecht nach ihm ernſtlich und frei!
Ich glaub', daß er der Teufel ſelbſt ſei;
Wären wir blieben bei Haus
Und das Ungeziffer laſſen ſchwimmen aus!
Sowohl er wund war bis in den Tod,
Fing er erſt an aus grimmiger Noth,
Als wollt er ſie ſammt der Zillen umreißen,
Was er erweicht, Alles zerbeißen;
Ergreift ein Ruder an der Zillen
Unverhofft, ohne ihren Willen,
Das Ruder, das zerriß er alld,
Stießen ihms noch beſſer in Hals.
Mit dem nahm ſein Leben ein End',
Die Fiſcher reckten zu Gott die Händ'
Und danken Gott von Herzens Grund,
Daß ſie noch blieben lebendig und geſund.

* * *

Urban Fürſtmüller iſt genannt,
Hat gefället 25 Bären mit ſeiner Hand,
Geſchoſſen und in der Falle gefangen,
Mit den allen nit ſo gräulich ergangen
Als mit dieſem verruchten Bären,
Der ihnen gar zu ſtark wollt weren.
Kommt auf den See wieder ein Bär,
Wollen ſie ihn angreifen nit mehr,
Sondern zuſchießen wohl von weiten,
Zu Waſſer mit keinem mehr ſtreiten,
Als ſie mit dieſem Bären getban,
Wollten aufhören und laſſen davon.

* * *

Ferner hat Fiſchmeiſter unverdroſſen
In einer Stund ſechs Gamſen geſchoſſen,
Von freier Hand und wohl bedacht
Vom höchſten Gebirg zum fürſtlichen Stift gebracht.

So ist er Allem weis nach gegangen,
In seinem Leben zehn Füchs gefangen,
Drei und vierzig Gambsgeier eben
Mit seinem Schießen bracht um's Leben.
Der Scharmvogel im See gar viel schaden kann,
Hat auch etlich gebracht dervon.
Drei Reiger hat er mit Verlangen
So wohl auch drei Auerhahnen gefangen,
Zeben Schildhähne aus freier Macht
Und auch eine wilde Gans umbracht.
So haben auch seine beide Söhn
Ein und dreißig Gambsgeier da hin
Am Hochgebirg geschossen, fleißiger Acht,
Und zum fürstlichen Stift Gotteshaus gebracht.

* * *

Diese Reimb seint durch ein Bauer gemacht,
Namens Georg Khrener, hat's wohl bedacht
Aus dieser Geschicht und wahrer That
Sich Jedermann zu wundern hat.
Der wenigerst Zahl im 75ten Jahr
So dieß geschehen, glaubt fürwahr.
Fischmeister starb auch aus der Welt,
Wurd nun unter die Gläubige zählt,
Im tausend siebenhundert und vierten Jahr.
Gott helf uns allen zur Engelschaar.

* * *

Viel Schaden der Gambsgeier thuet,
Drumb man ihm auch nachstellet;
Der'n hundert sieben und zwanzig guet
Hans Durner hat gefället.

es vor Schreck alle seine Schulbücher fallen, hält sich Augen und Ohren zu und gibt sich an ein Laufen, was es nur laufen kann. Der Alte sieht es von fern kommen und ruft ihm lachend entgegen: „mein Michelchen! lauf nicht so sehr! es könnte dir schaden, mein Söhnchen! schau doch nur recht zu; der Bär, so schrecklich er auch aussieht, wird dich nicht beißen; er hat ja kein Leben; er ist nur von Schnee und Eis und steigt die Sonne hinan, dann wird er schmelzen und die junge Frühlingssaat mit dem Schneewasser tränken." So sprach der alte Schneevermann; ob das junge Michelchen aber mit seiner großen Schlafmütze und seinem noch größeren Respect vor dem Bären etwas davon gehört hat, das weiß ich nicht. Jetzt aber wird jeder wissen, warum der Galgen hier neben dem Bären steht.

Verwandlungen des deutschen Michels.

Der deutsche Michel verwandelt sich in einen Lichtfreund, nimmt die Stalllaterne in die Hand und begibt sich auf die Wanderpredigerschaft, um überall in allen deutschen Landen die 6000jährige Finsterniß durch den neuen Lichtglauben zu vertreiben, dessen Kern darin besteht, daß jeder Fuchs und jeder Luchs, jeder Simpel und jeder Gimpel, jeder Gans und jeder Gänserich, jeder Zopf und jeder Trutz nichts anders zu glauben hat, als was seiner Vernunft vollkommen einleuchtet und seinem Geschmacke zusagt und worauf er bei allen Vieren nach Wohlgefallen herumtrampeln kann. Zu diesem Zwecke bezieht er sich zunächst nach Frankfurt am Main, wo die Actien dieser weiblichen Weisheit sehr gesucht sind.

Dabei fällt mir eine alte Fabel von drei Geißen ein, deren ganzes Sinnen und Trachten auf der Welt Lust und Genuß stand und die zu einem Meister gingen, daß er sie in der Weisheit und Gottesfurcht unterweise. Der alte sinnreiche Bruder Johannes Pauli, Barfüßer Ordens, erzählt dieselbe in seinem Buche, genannt Schimpf und Ernst, und da lautet sie also: Drei Geißen gingen mit einander zur Schule: ein Mann, ein Wolf und ein Fuchs, und wollten studiren und fingen das Paternoster an zu lernen, denn das ABC wußten sie schon. Da sprach der Meister zu dem geißigen Mann: „sag uns, was kannst du?" Der Geißige sprach: „pa – pa – ter – ter Gold und Gut — das möcht ich!" — Der Meister sprach: „lern es besser" und wandte sich zum Wolf: „sag du her!" Der Wolf spricht: „pa – pa – ter – ter Kälber und Schaaf — die fräß ich gern." Der Meister kehrte sich zum Fuchs: „sag an!" Der Fuchs gehorchte und sprach: „pa – pa – ter – ter Hühner und Gänse — ach! hätt ich sie!" So konnten sie nichts sagen, als was ihnen im Kopf und im Herzen lag. Demnach schließt Bruder Johannes sein Gleichniß mit den Worten: „Also sein vil menschen, die nit können ordentlich beten, wann sie anders inn dem kopff haben stecken."

Das Ende des Liedes von den deutschen Brüdern Schlendrian und Schludrian.

Es pfeift sein Lied so weiter
Der munt're Schludrian;
Voll Angst steht auf der Leiter
Der alte Schlendrian.

Es heißt, wenn ich nicht irre,
Ihr Vater Schlechtrian;
Der in der Zeiten Gewirre
Das Rechte nicht finden kann.

Er kann aus dem Schlamm sich nicht winden,
Noch ändern seinen Sinn;
Er kann das Ziel nicht finden,
Und tappt im Dunkeln hin.

Er hat es all' vergessen,
Und hält die Ohren sich zu;
Die Söhne zanken vermessen,
Und lassen ihm keine Ruh.

Das sind die Brüder im Lande,
Die schreien so weit und so breit;
Es lärmen all ihre Verwandte
Und machen den Geist der Zeit.

Inhalt des dritten Heftes.

1846.

	Seite
Splendor paternae gloriae. Hymnus übersetzt von Fr. Steingaß. Mit einer Zeichnung nach E. Steinle	65
Es werde Licht! und es ward Licht, nach dem heil. Augustinus	65
Kurzweil und Ernst, von meinem Vetter an mich. Aus dem Asmus des Claudius, mit sieben Vignetten nach J. Geisser	67
Der Frühling schaut zum Fenster herein. Gedicht von Eichendorff, mit einer Zeichnung von W. Kaulbach	71
Drei Mondschein-Abende nach Andersen, mit einer Zeichnung nach Pocci	71
Ein Besuch in der Peterskirche zu Rom	73
Das Jahr 799 und Papst Leo III. in Deutschland. Zeichnung nach Kaspar Braun	75
Die Zusammenkunft Leo's III. und Karls des Großen in Paderborn. Altes latein. Gedicht, übersetzt von Micus	80
Trau ihm nicht, dem Schalk! Aus den Gesta Romanorum	82
Schreckliche Abentheuer. Mit einer pompejanischen Maske	83
Kaiser Sigismund in Straßburg. Gedicht von A. Stöber	84
Die Kinder auf dem Wasser. Mit einer Zeichnung nach einer alten Handschrift	86
Italienische Charakterzüge	86
Der arme Poppel, Gründer des Waisenhauses in der Münchner Vorstadt Au. Nach L. v. Westenrieder	87
Hans Gerstenkorn. Ballade, frei nach dem Englischen des Robert Burns	88
Wie ein Geizhals lebte und starb. Zeichnung nach W. Kaulbach	89
Bilder aus den Hochgebirgen. Mit der Abbildung eines Bären von Brandmayr und des Kampfes auf dem Königssee von J. Rehle	93

Ankündigung.

(Das Deutsche Hausbuch von G. Görres betreffend.)

Das Deutsche Hausbuch wird in zwanglosen Heften, das Heft zu vier Bogen, von dem Monat Mai 1846 an erscheinen. Vorläufig ist es die Absicht des Herausgebers, daß auf den Jahrgang circa sechs Hefte kommen, welche zusammen einen Band bilden. Jeder solcher Jahrgang oder Band ist für sich selbst bestehend ein abgeschlossenes Ganze. Der Preis eines Heftes ist für den Buchhandel 24 kr. rhn. od. 8 Ngr. Der eines aus sechs Heften bestehenden Bandes oder Jahrganges 2 fl. 24 kr. rh. od. 1 Thlr. 18 Ngr. Sollte ein Band mehr als 6 Hefte enthalten, so wird sich der Preis verhältnißmäßig erhöhen.

Deutsches Hausbuch

herausgegeben

von

Guido Görres

Zu des Wissens Erweiterung,
Zu des Lebens Erheiterung,
Deutscher Jugend zur Lehre,
Deutscher Tugend zur Ehre,

Deutschem Lande zum Schutz,
Seinen Feinden zum Trutz,
Gott, dem Höchsten, zum Preise
Nach dich frisch auf die Reise.

Milord Fox, Mitglied der Akademie der Menschenbeglücker und des Thierquälervereins, sind eben von einer weitläuftigen Reise um die Welt zurückgekehrt: sie haben auf derselben die Chinesen großmüthigst mit Opium, einige andere Völkerschaften mit Pulver und Blei und Branntwein versehen, den Indiern einige Götzenbilder eigenen Fabrikats zu höchst billigen Preisen mit eigenem Verlust abgelassen, auch Frieden unter ihnen mit größter Anstrengung gestiftet und dafür als gebührenden Dank einige kleine Königreiche und einige Tabatieren in die Lestentasche geflickt; gegenwärtig auf der Heimreise begriffen, geben seine Lordschaft mit gewohnter Herablassung den Mitgliedern des deutschen Zollvereines ein Flötenconcert, worin sie ihnen ein Stückchen von Handelsfreiheit vorblasen und sie bei allen Heiligen beschwören, doch ja in Betreff Schleswig-Holsteins keine eroberungssüchtigen Gedanken zu hegen, sondern dem Beispiele Großbrittaniens zu folgen, das dem Geiste des Evangeliums getreu, sein ganzes Glück in demüthiger Selbstgenügsamkeit und friedfertiger Abtödtung finde und sich den Spruch als Lebensregel erwählt habe: bleibe im Lande und nähre dich redlich. Deutschland ganz Ohr, wird wohl nicht ermangeln zum Dank dem edelmüthigen, uneigennützigen Friedensprediger ein Monument aus Beefsteak und Plumpudding, mit einer Inschrift zu Ehren der Bombardierung Kopenhagens, zu errichten, und die Schlüsseln der Ost- und Nordsee seiner Lordschaft in Verwahr zu geben mit der dringenden Bitte, um gnädige Protection einer deutschen Flagge und Marine.

IV. Heft.

München.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

1846.

Preis des Heftes 24 kr. rhn. oder 8 Ngr.

John Bull's Stunden der Andacht.

Die Times, das große englische Zeitblatt, theilte gegen Ende des verwichenen Jahres ein Ereigniß mit, welches für die Gemüthsstimmung und die Denkweise der reichen Engländer, zu deren Lohnlakaien so viele Deutsche sich herabwürdigen, bezeichnender ist, als sich mit vielen Worten beschreiben ließe. Nach der Uebersetzung der Augsb. Allg. Zeitung lautete diese Selbstanklage, wie folgt:

„Vor einigen Wochen warf das Dampfboot „Eclair" auf der Rhede von Funchal Anker. Die schreckenerregende gelbe Flagge wehte von seinem Hauptmaste herab. Eine unbekannte tödtliche Krankheit hatte zwei Drittel seiner Offiziere und Bemannung hinweggerafft. Sein Kapitän und seine beiden Wundärzte waren gestorben. Die todtbleichen, erschöpften Ueberlebenden suchten bei den Einwohnern Madeira's Hilfe. Der Gouverneur dieses Eilandes hielt es für seine, wenn auch peinliche Pflicht, jeglichen Verkehr zwischen dem Pestschiffe und der Küste zu verhindern, und ertheilte demselben strengen Befehl seinen Anker zu lichten und abzusegeln. Die knappe Mannschaft des Dampfboots, die schon ungenügend war, um den Schiffsdienst zu versehen, ward täglich unter den Angriffen des Fiebers noch gelichteter in ihren Reihen. Die Tage- und Nachtgleiche stand vor der Thür. In diesem sammervollen Zustande, ohne ärztliche Hilfe, stand ihnen bevor auf die hohe See verwiesen zu werden, um in der Bay von Biscaya zu kreuzen. Aber sie hatten das Glück, daß Sidney Bernard, ein englischer Wundarzt, in Madeira war. Er und sieben Seelente, Freiwillige von englischen Kauffahrern, traten auf und boten ihre Dienste zur Heimführung des Eclair an. Keines Aufwandes von Worten bedarf es, um dieses edle Benehmen zu preisen; wir erinnern uns kaum einer ausgezeichneteren Handlung so besonnener uneigennütziger Aufopferung. Der Eclair erreichte die Mutterbank bei Plymouth; zwischen seinen Verdecken wüthete das Fieber fort. Mehr als ein Mann war während der Ueberfahrt von Madeira her gestorben. Todt war der Pilot, der das Schiff in den Canal gesteuert, todt war auch der heldenmüthige Sidney Bernard, aber er hatte die Humanitätsaufgabe, die er sich gestellt, ganz erfüllt. — Nun das Gegenbild! Ein Kaufmann aus York speculirte kühn und erfolgreich in Eisenbahnaktien. Er kaufte ein, so wohlfeil er konnte und verkaufte, so theuer als ihm möglich war, und wenn er ein Kapital hinterdrein in einer Bahn anlegte, so sorgte er, so gut es nur in seinen Kräften stand, dafür, daß das Geschäft, worin er seine Gelder betheiligt, wohl verwaltet wurde. Er war ein Mann von hellem Verstand und energischem Wesen. Sein Gewinn war ein ungeheurer. Jetzt ist er Parlamentsmitglied, Besitzer großer Landgüter, und was seinen Besitz in Eisenbahnaktien betrifft, so kann deren Betrag nur von ihm und den Einkommensteuerkommissären angegeben werden. Sein Name ist George Hudson. Viele Leute hatten seine Geschäfte im Eisenbahnmarkte genau beobachtet und ahmten ihm nach. Viele Leute suchten seinen Rath nach und befolgten denselben, und die so gethan hatten, machten viel Geld und hoffen auf denselben Wege dessen noch mehr zu machen. Um nun für erhaltene und noch zu erwartende Gunstbezeugungen seine Dankbarkeit zu beweisen, hat das brittische Publikum eine Subscription eröffnet zu dem Zwecke, dem glücklichsten Speculanten unserer Zeit eine Ehrenbezeugung zu geben. Auf der Liste sind zu sehen die Namen der edelgebornsten, der weisesten, der trefflichsten Männer dieses Landes, alle ohne Scham als Anbeter des Mammon sich bekennend. Schon sind 20,000 Pf. St. für die Hudson'sche Ehrenbezeugung eingegangen und immer noch läuft neues Geld ein. Weh dir, Sidney Bernard! und euch, ihr edlen Freiwilligen vom Eclair! weh ihren Waisen und ihren Wittwen: keine Ehrenbezeugung wird vorgeschlagen, um ihre unerschrockene Menschlichkeit im Angedenken zu bewahren; keine Subscription wird eröffnet, um für die Familien der Verstorbenen zu sorgen und den uneigennützigen Muth der Ueberlebenden zu belohnen. Unser hoher wie niederer Adel drängt sich herbei zu Hunderten, um mit ihrem Gelde und ihren Personen dem Eisenbahnkönig zu huldigen; aber auch nicht Ein Mensch hat Lust bezeugt auch nur zu erwähnen, geschweige denn zu belohnen die hohen Verdienste und das traurige Geschick Sidney Bernards und seiger Gefährten in Gefahren und Tod. Wahrlich, wahrlich, wir sind ein Krämervolk."

So weit die Times.

Wer wollte diesem Ausspruche des ersten Blattes der Welt in Sachen der Selbsterkenntniß widersprechen? Ja wohl! die Britten sind das reichste und das mächtigste Volk der Erde; sie sind die vom Glück begünstigten Argonauten, die sich des goldenen Vließes bemeistert haben. Allein, wie das obige, von der Times selbst erzählte Beispiel, dies Bild aus dem englischen Leben, zeigt: so hat das Gold auch seine

Der biſchöfliche Hirtenſtab.

Der Stab in der Hand eines Bischofs, der Scepter in der Hand eines Fürsten erinnern uns an die verklungenen Tage der frühesten Vorzeit, da die Stammväter der Geschlechter, die Patriarchen, den Hirtenstab über ihre Kinder und die Kinder ihrer Kinder, sowie über ihre Heerden führten. Waren die frühesten Führer und Fürsten der Israeliten stabtragende Hirtenfürsten[1]), wurde noch David von der Heerde zum Thron berufen, so nennt auch Homer die heerdenreichen Fürsten der hellenischen Stämme **Hirten der Völker**.

Im Frieden war es der Stab des Richters, mit dem sie das Recht wiesen, bei dem der Eid abgelegt wurde, mit dem sie über Leben und Tod erkannten; es war zugleich aber auch der Stab des Priesters, der ihnen beim Opfer und jeder gottesdienstlichen Handlung als das Zeichen der von Gott verliehenen höheren Gewalt erschien; im Kriege dagegen verwandelte sich der gekrümmte Hirtenstab des Richters und des Priesters in den geraden, mit ehrner Spitze bewehrten Speer des Herzogs. Beide: Hirtenstab und Speer, sind so zum friedlichen Krummstab und zum Scepter der Könige und Marschallstab ihrer Feldherren geworden, so wie wir sie nicht minder in den Händen aller derer sehen, die als Abgesandte, Stellvertreter oder Verkünder der Machthaber auftreten und ihnen dieß Zeichen ihrer Würde vorauszutragen: so die Gerichtsboten, die Herolde u. s. w. Wie daher z. B. bei Homer die Herolde mit ihren Stäben durch das Lager vor Troja schreiten, ebenso tragen auch bei den Franken die Boten der Könige gewisse Stäbe oder Ruthen, welche ihnen eine unverletzliche Würde verleihen.[2])

In der That konnte es auch nicht leicht ein einfacheres und angemesseneres Zeichen der Würde und Gewalt geben, was ihre verschiedenen Gerechtsame und Pflichten anschaulicher ausgedrückt hätte. Den Wanderer stützt und schützt der Stab, in der Hand des Hirten führt der Stab die Heerde, er weist die irrenden Thiere zurecht, treibt die säumigen an, hält die voreilenden zurück, während er, wie der Speer im Kriege, die Wölfe und Räuber bekämpft. In der Versammlung der Aeltesten oder der Gemeinde macht er seinen Träger über Alle emporragen und dient am besten zur Kundgebung seines Willens, so wie er gegen den Widerstrebenden Zurechtweisung und Strafe auf der Stelle erkennt und ertheilt; während er hinwiederum als Speer im Krieg den Friedensbrecher und Gesetzbrecher, den Feind Gottes und der Menschen mit dem Tode trifft. So sehen wir bei Homer, wie die Fürsten in der Volksversammlung sich des Scepters noch in seiner ersten ursprünglichen Bedeutung bedienen zur Handhabung ihrer Würde auf dem Rücken der Säumigen und Widerstrebenden. Ebenso galten auch dem Römer die Bündel mit Stäben und das Beil, seine Fasces, die den Consulen der Republik vorangetragen wurden, als Zeichen seiner obersten Gewalt, so wie auch vor dem Tribunal seines Prätors ein Speer aufgepflanzt wurde: jene Stäbe oder Ruthen dienten zur körperlichen Züchtigung, das Beil verkündete die Macht über Leben und Tod, und ebenso drückte der Speer des Prätors die bewehrte Gewalt aus, die ihren Urtheilen im Namen der Gemeinde die Vollstreckung gegen feindliche, den geheiligten Frieden des Rechtes störende Gewalt sichern werde.

Blicken wir und nun in den vorbildlichen Zeiten des alten Bundes um, so begegnen wir hier am Morgenhimmel der Geschichte zweien seiner hervorragendsten Gestalten, die als Vorbilder des christlichen Priesterthumes den Stab höherer, göttlicher Macht in ihrer Hand führen, es sind: Moses und Aaron.

„Moses sprach: sie werden mir nicht glauben und meine Stimme nicht hören, sondern werden sagen: der Herr ist ihm nicht erschienen. Da sprach der Herr zu ihm: Was ist das, was du in der Hand hast? und er antwortete: ein Stab. Und der Herr sprach: Wirf ihn auf die Erde. Und er warf ihn hin: da ward er zur Schlange, also daß Moses floh. Und der Herr sprach: strecke deine Hand aus und fasse sie beim Schweife! Und er streckte seine Hand aus und faßte sie; da ward sie wieder zum Stabe; damit sie glauben, daß dir der Herr erschienen, der Gott ihrer Väter, der Gott Abrahams, der Gott Isaacs und der Gott Jacobs.“[3]) Also kehrte Moses mit dem Stabe Gottes aus Madian zu seinen Brüdern nach Aegypten zurück und der Stab bewies sich in seiner Hand als der wunderwirkende Scepter, der in der Kraft des allmächtigen Gottes, zur Erfüllung seines Willens an dem auserwählten Volke, über alle Gesetze der Natur gebietet, die Feinde züchtigt und mit dem Tode bestraft, die Geweihten aus der Gefangenschaft befreit, sie in der Wüste erhält und den Marken des gelobten Landes, wo Milch und Honig fließt, zuführt.

Moses erhebt den Stab und alle Elemente: Luft, Erde und Wasser erheben sich gegen den Pharaonen; mit dem Stabe theilt er die Meereswogen, die den Feind verschlingen und seinem Volke den Durchgang bereiten; von dem geweihten Stabe berührt wird der harte dürre Felsen zur Quelle, die Schmachtenden zu erquicken und zur Vollendung ihrer Pilgerreise zu stärken.

An den blühenden Stab knüpft sich endlich auch für die künftigen Zeiten die priesterliche Würde der Enkel Aarons aus dem Stamme Levi. Denn die heilige Urkunde meldet weiter: „Und der Herr redete zu Moses und sprach: rede zu den Söhnen Israels und nimm von ihnen je einen Stab nach ihren Geschlechtern von allen Fürsten der Stämme zwölf Stäbe und schreib eines jeglichen Namen auf seinen Stab und du sollst sie legen in das Zelt des Bundes vor das Zeugniß, da ich mit dir rede. — Da legte sie Moses vor dem Herrn in's Zelt

des Zeugnisses und als er des andern Tages wieder hinging, fand er grünen den Stab Aarons, des Hauses Levi, wie wenn vollen Knospen Blumen entblühten, welche die Blätter ausbreitend zu Mandeln sich gestalteten. — Und der Herr sagte zu Moses: Trage den Stab Aarons wieder in's Zelt des Zeugnisses hinein, daß er da aufbewahrt werde zum Zeichen gegen die widerspenstigen Söhne Israels, auf daß ihre Klagen vor mir schweigen und sie nicht sterben" [8]).

So sehen wir hier jeden Stamm Israels durch seinen Stab vertreten, es ist der Scepter des Stammvaters, der in dem Zelte des Zeugnisses niedergelegt wird zur Entscheidung Gottes; der blühende Stab Aarons ist der von Gott zu seinem Dienste erwählte und bestätigte.

Auch von dieser Bedeutung des Stabes als eines Sinnbildes des Volksstammes gehen Anklänge durch die religiösen Anschauungen und die Sprachen vieler Völker und haben sich vielfach noch bis auf unsere Zeit erhalten. Galt ja im frühesten Alterthume nicht einem, sondern sehr vielen Völkern, den Baum in seinem lebendigen Wachsthume, wie er in der dunkeln Tiefe wurzelt und mit seinem Gezweige zu den lichten Gestirnen des Himmels hinanstrebt, eben sowohl als Bild des Weltalls, [9]) wie auch als Bild des Menschen und zwar nicht nur des einzelnen Menschen, sondern auch eines Volkes; ja zuletzt der gesammten Menschheit. Theilt sich doch der Hauptstamm in einzelne Stämme und die Stämme in Aeste und die Aeste in Zweige und diese wieder in Blätter. Manche Völker des Alterthums hatten daher auch eigene heilig gehaltene lebendige Bäume, in denen sie sich sinnbildlich dargestellt glaubten, an deren Grünen und Wellen sie ihr Schicksal geknüpft wähnten, so Athen, so Rom, und so pflegten die Heiden auch bei der Geburt eines Kindes einen Baum, seinen Lebensbaum, zu pflanzen. Und auch noch heutigen Tages sprechen wir von unseren Stammbäumen, ganz so wie jene zwölf Stäbe, als einzelne Zweige des gesammten Volksbaumes, den Stammbaum Israels bildeten.

Gott ließ den Stab Aarons blühen, er, der Allmächtige, der Schöpfer, von dem alle Macht im Himmel und auf Erden ausfließt, er weihte hiedurch den Scepter Aarons als solchen, auf dem die Kraft seines Segens ruhe und der seinem Dienste unter dem auserwählten Volke vorstehe.

Eine Erinnerung an diese Wahrheit daß alle Macht von Gott komme, der den höchsten Scepter über die gesammte Schöpfung führe, und daß Priester und Fürsten ihren priesterlichen Hirtenstab und ihren siegreichen richterlichen Scepter nur als ein Leben des Königs von Ewigkeit tragen, hat sich nicht minder gar vielfach unter den Heiden erhalten. So bekennt auch Homer, daß alle Ehre, alle Gewalt von dem Götterkönig Zeus herrühre, der den Königen ihren von Vater auf Sohn weiter vererbten Scepter ursprünglich verliehen. Auf den Waldhöhen der Berge war dieser Scepter seiner Fürsten mit Blättern und Blüthen zuerst gewachsen, das Eisen hatte ihn dort geschnitten und Laub und Rinde hinreggeschält [9]); der schmiedekundige, Feuer bewältigende Geist des Hefästos war es, der ihn dann mit goldenen Nägeln geschmückt und also dem Zeus dargereicht hatte. Mit dem hohen Königsscepter, auf dessen Spitze ein Adler thronte, hatte daher Phidias seinen berühmten olympischen Zeus aus Gold und Elfenbein gebildet. Zeus aber gab ihn dem Götterboten Hermes, der ihn zur Erde niedertrug und dem Stammvater des Königsgeschlechtes Pelops überreichte, von dem er von Geschlecht zu Geschlecht bis auf Agamemnon sich vererbte. Homers Worte lauten:

Da erhub sich der Held Agamemnon,
Haltend den Herrscherstab, den mit Kunst Hefästos gebildet.
Diesen gab Hefästos dem waltenden Zeus Kronion;
Hierauf gab ihn Zeus dem beileitenden Argosmörder;
Hermes gab ihn, der Herrscher, dem Reisebändiger Pelops;
Wieder gab ihn Pelops dem völkerbändigen Atreus:
Dann ließ Atreus ihn sterbend dem kümmerreichen Thyestes;
Aber ihn ließ Thyestes dem Held Agamemnon zutragen,
Viele Eilande damit und Argos Reich zu beherrschen. [1])

Und dieses göttlichen Rechtes eingedenk spricht Odysseus zu den Entmuthigten und Hadernden der Achaier, sie weckend und mahnend und strafend:

Furchtbar ist der Eifer des gottbefestigten Königs;
Seine Ehre ist von Zeus und ihn schirmt Zeus waltende Vorsicht [2]).
Nicht wir alle zugleich sind Könige hier, wir Achaier!
Niemals frommt Vielherrschaft im Volk, nur Einer sei Herrscher,
Einer König allein, dem der Sohn des verderglenen Kronos [3])
Zepter gab und Gesetze, daß ihm die Obergewalt sei.

Auch unsere heidnischen Vorfahren in den Urwäldern Germaniens hatten an demselben Glauben festgehalten, daß das Recht und namentlich die Strafgewalt ursprünglich von Gott herrühre und auf seinen Befehl ausgeübt werde. Dieß beweist das Zeugniß des Tacitus an der berühmten Stelle [10]), wo er sagt: „Ihrer Könige Gewalt ist nicht unumschränkt oder frei; ihre Herzoge sind minder durch Gewalt ihre Anführer als durch Beispiel, durch Bewunderung, wenn sie rathsammth und ausgezeichnet Thaten unter den Vorkämpfern verrichten. Uebrigens aber," fährt er wörtlich fort, „ist es Niemanden gestattet, weder die Todesstrafe zu verhängen, noch zu fesseln, nicht einmal Ruthenstreiche zu ertheilen, außer den Priestern und dieß nicht wie zur Strafe und auf Befehl des Feldherrn, sondern wie auf das Gebot des Gottes, an dessen Gegenwart im Kampfe sie glauben." Während er und von den Semnonen ausdrücklich meldet, daß sie nur gebunden ihren heiligen Hain betreten, als Zeichen ihrer Unterwürfigkeit gegen die Gottheit, der die oberste Gewalt über sie zustehe. [11]) Hienach dürfen wir nicht zweifeln, daß die Richter oder die Priester, deren beiderseitige Würde in innigster Verbindung

stand, auch in ihren Augen, wie in den Gesängen Homers, den Stab, den sie führten, als Bevollmächtigte Gottes trugen, von dem sie ihn ursprünglich als dem Ausflusse allen Rechtes und aller Gewalt empfangen hatten. Von dieser Führung des richterlichen Stabes geben noch viele Urkunden des Mittelalters Zeugniß, indem sie mit den Worten anheben: Da ich mit gewaltigem Stabe zu Gericht saß [13]); ja das Wort Stab galt gleichbedeutend mit Gericht selbst, so war z. B. das salzburgische Pflegegericht Werfen in fünf Stäbe (Schrannen) eingetheilt. Diesen Stab des Richters oder Fürsten berührten Bittende und Flehende und bei ihm wurde in unserem Vaterlande, wie im alten Griechenlande, der Eid abgelegt oder wie unsere Väter es nannten, der Eid wurde gestabt. Nicht minder stellte aber auch bei ihnen, wie bei den Israeliten, der Stab des Fürsten den ganzen ihm angehörigen Stamm vor und die Uebergabe der Herrschaft geschah daher auch durch Uebergabe des Stabes. So wird nach einem alten Ausdruck Joseph von Pharao an die Herrschaft gestabt, und in dieser Weise berichten uns die Geschichtschreiber ebenfalls, daß, als Thassilo seine Herrschaft über Bayern an Karl den Großen verloren, die Uebergabe seines Volkes also geschah, daß er dem mächtigen Frankenfürsten, nebst dem Sohn Theodo als Geisel, seinen Stab hingab, auf dessen Spitze das Bild eines Menschen stand. Damit war der Scepter freier Herrschaft von ihm genommen; er war, wie es ausdrücklich heißt, ein Vasall geworden [14]). Auch viele andere Beispiele, wo Landschaften, Güter, Kirchen, Kapellen durch einen Stab, oder kleinere Aecker durch einen Zweig übergeben werden, sind uns in den Urkunden des Mittelalters erhalten. Ja, in abgelegenen Berggegenden, wie z. B. in Tyrol, wo alte Bräuche und Sitten unveränderlicher hasten, geschieht wohl auch noch heute die Belehnung mit einer Wiese oder einer Alpe nach unfürdenklichem Herkommen durch den Stab. In gleichem Sinne, wie mit der Hinwegnahme des Stabes die freie Herrschaft an einen Andern übergeht, der nun das Zeichen der obersten Gewalt führt, wird auch noch heutigen Tages dem Verbrecher, der das Leben verwirkt hat, der Stab über dem Haupte zerbrochen und vor die Füße geworfen. Es ist dann um ihn geschehen, der Stab seines Lebens ist zerbrochen, das Gericht geschlossen, er hat von den Menschen nichts mehr zu hoffen.

Kehren wir noch dieser Umschau zur Stiftshütte des alten Bundes zurück. Dort wurde der blühende Stab Aarons in dem Allerheiligsten bis zu der Zeiten Erfüllung aufbewahrt, bis die Wurzel Jesse sich zur Blüthe erschlossen und auf Golgatha der Baum des Kreuzes, der ehernen Schlange des alten Propheten gegenüber, seine weltbeschattenden Aeste zum Himmel erhob, während das Schwert der römischen Wölfin in der Hand des Ahnherrn den alten Tempel mit seinen sinnbildlichen Heiligthümern den Flammen preis gab und das verblendete Volk unter die Völker der Erde zerstreute. Da hatte Israel einen neuen Moses gewonnen, der die Gläubigen durch die Sturmfluthen des Meeres und den heißen Sand der Wüste den Marken des ewigen Vaterlandes aus fremder Dienstbarkeit zuführte. Mit dem Hirtenstab als guter Hirt war der Heiland, den die Hirten zuerst angebetet, erschienen, um die Verirrten auf die Weide des Heiles zurückzuführen. „Ich bin der gute Hirt," spricht er, „und kenne meine Schaafe und meine Schaafe kennen mich. — Meine Schaafe hören meine Stimme; ich kenne sie und sie folgen mir." Und hinwiederum: „Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schaafe." Ehe er aber dieß sein Leben als Schlachtopfer hingegeben, hatte er zu seinem stellvertretenden Jünger gesprochen: „Weide meine Schaafe, weide meine Lämmer." Mit diesen Worten hatte er ihn mit seinem Hirtenstabe und mit der Fortführung seines Hirtenamtes auf Erden bis zu jenem Tage belehnt, da er selbst zur Rechten des Vaters als Weltrichter auf dem Throne der Himmel wieder erscheinen wird. Die Welt ihrerseits aber hatte ihn, den König von Ewigkeit, nicht anerkannt; der Scepter, welchen sie ihm dargereicht, war ein Rohr, womit sie ihn gegeißelt, und die Krone, womit sie ihn geschmückt, war eine schmerzenreiche von Dornen, indem sie ihn zum Vorbilde seiner auf Erden verfolgten Kirche machte, die nun voll Vertrauen zum Kreuze hinaufblickt, wo er mit weit ausgebreiteten Armen hängt, ein lebendiges Bild des für die Seinen liebevoll duldenden und sterbenden guten Hirten.

Die älteste christliche Kunst, deren ehrwürdige Reste uns in den römischen Katakomben, in den ältesten Basiliken, in ihren Wandgemälden, ihren Mosaikbildern, ihren Särgen und Grabsteinen aufbewahrt sind, hat daher auch diese Bedeutung des Heilandes als des guten Hirten, der den obersten Hirtenstab führt, wohl aufgefaßt und viel-

fach wieder gezogen. Christus erscheint uns in diesen ältesten Bildwerken in seiner Gestalt häufiger, denn als guter Hirt, wie er das verlorne Schaaf auf dem Rücken, über die Schulter geschlagen, mit der einen Hand trägt, während die andere den Hirtenstab hält und zu seinen Füßen, um ihn her, die Lämmer weiden. Zu gleicher Zeit liebt dieselbe älteste christliche Kunst nichts mehr, als ihn, den Moses des neuen Bundes, mit seinem Hirtenstab, dem Moses des alten Bundes mit seinem wunderwirkenden Stabe gegenüber zu stellen. Wir sehen daher auf diesen Särgen der frühesten christlichen Vorzeit und auf ihren Grabgemälden gar häufig auf der einen Seite des Bildes den Moses, wie er mit dem Stab den Felsen berührt und der Strom des erquickenden Wassers hervorquillt, und ihm gegenüber, auf der andern Seite, Christus, wie er mit dem Stabe das Grab berührt und Lazarus wieder zum Leben erweckt. Theilt dort Moses die Fluthen mit seinem Stabe, so erscheint hier hinwiederum Christus, wie er mit dem Stabe das Wasser auf der Hochzeit berührt, das sich in Wein verwandelt, und die Brode und die Fische, die sich vervielfältigen, und den Blinden, der das Licht der Augen wieder gewinnt.

So steht er überall in Mitte der Seinen mit dem Hirtenstab als ihr Hirte, ihr Meister, ihr Lehrer, ihr Schützer, ihr Richter, ihr König. Sein Stab ist aber nicht allein der Scepter, der über die Menschen und die sichtbare Welt gebietet, es ist auch das Zeichen der Macht, der die Engel und die Himmel gehorchen. Dieselbe Kunst stellt und darum auch Christus dar, wie die Engel vor seinem Stabe ihre Stäbe zur Erde neigen; denn wie das Alterthum seinen Boten und Herolden, so gibt auch sie den Engeln, als den Boten und Herolden Gottes Stäbe in die Hand. Das ist die Bedeutung des Stabes in der Hand Christi, wie er so vielfach in den Katakomben erscheint: seitdem aber ist dieser sein Hirtenstab das bedeutungsvolle Zeichen der Bischöfe als der Oberhirten geworden und das Kreuz, das heilige Zeichen seiner Erlösung, hat die Spitze ihres Stabes, sowie den Scepter der Fürsten und den Reichsapfel verziert.

(Schluß folgt.)

Beweisstellen.

1) Genes. 32, 10 — 38, 18. Numer 21, 18. 2) Gregor. Turon. Hist. Franc. L. VII. c. 32. 3) Exod. 4, 1 — 5, 17. 4) Numer 17, 10. 5) Siehe über den Weltbaum der germanischen Mythologie und die Esche, aus welcher der Mensch entsprang, das Lexikon zur großen Ausgabe der Edda Havniae 1828. Pars III. S. 830 unter **Yggdrasill** und über den Wald- und Baumcultus im heidnischen Deutschland Grimms Mythologie. I. Ausg. S. 40 — 50 und S. 371 — 375. 6) Ilias I, 234. 7) Ilias II. 101. 8) Ilias II. 186. 9) Ilias II. 203 et IX. 98. 10) Tacit. Germ. c. 7. 11) Ibid. c. 39. 12) Schmeller bayerisches Wörterbuch. Band III. S. 601 unter Stab und Grimm Rechtsalterth. 134. 13) Grafs Diutiska III. 100. 14) Annal. Quelferb. et Nazar. ad a. 787. Pertz I. 43.

Die Verehrung der Martyrer in der Kirche.

Nach Mützner aus seinen Vorlesungen über Kirchengeschichte.

Die Kirche war den Martyrern, wie wir sehen, Vieles schuldig; es war eine Lebenspflicht für sie, wie sich die Martyrer verhielten; auch hatten diese mit ihrem Leben das Zeugniß abgelegt, wie sie Christum liebten und wie lebendig verkettet sie mit der Kirche seien. Solche Verdienste und ein solches innerliches lebendiges Band mit der Kirche konnte durch den leiblichen Tod nicht zerrissen werden. Daher finden wir denn auch von den frühesten Zeiten der Kirche an die Martyrer selber auf das Innigste verehrt und die Martyrerfeste auf das Feierlichste begangen. Die Todestage der Martyrer wurden auf's Genauste aufgezeichnet; man nannte diese Tage aber nicht Todestage, sondern Geburtstage, natalitia Martyrum, weil sie an demselben für ein höheres, ewig seliges Leben geboren wurden. Bei der Wiederkehr eines solchen Geburtstages des Martyrers im andern Jahre wurde derselbe auf das Festlichste gefeiert. Die Christen versammelten sich an den Gräbern der Martyrer, wenn sie nicht hierin äußerlich gehindert waren; sie verkündeten da die Thaten der Martyrer, sie feierten auf ihren Gräbern das heiligste Opfer, sie erneuerten die Gemeinschaft mit ihnen und baten sie zugleich um ihre Fürsprache bei Gott für die noch streitenden Brüder und Schwestern. Dieses Hoffen auf die Fürsprache der Martyrer spricht sich in der mannigfachsten Weise aus. So sehen wir in den Martyrakten, daß die noch lebenden Christen zu den Martyrern, wenn sie gerade im Begriffe waren, hingerichtet zu werden, hinzugingen und sie baten, sie möchten auch, wenn sie verklärt seyn würden, ihrer einzedenk seyn und für sie bitten; oder die Martyrer sagten von freien Stücken zu den umstehenden Christen: „Seid ruhig, nehmet kein Aergerniß an unserm Leiden, haltet standhaft aus, wir werden für euch bitten, wenn wir im Himmel seyn werden." So finden wir denn die Martyrer in der Kirche geehrt, wie sie denn auch allerdings für große Stützen derselben gehalten werden mußten. Auch finden

wir schon in den ältesten Zeiten Vergleichungen zwischen diesen heiligen Festen der Kirche und zwischen politischen Festen, die wir bei Griechen und Römern zur Verherrlichung ihrer Helden antreffen. Griechen und Römer, heißt es, und andere Völker verehrten auch nach dem Tode noch Diejenigen, die für das Vaterland gestritten und für die irdischen Güter gekämpft hatten. Warum sollten nicht auch die Christen Die verehren, welche für weit höhere Güter ihr Leben eingesetzt haben? Die Wendung der Zeit aber drückt sich in den verschiedenen Ursachen sehr gut aus, welche dort und hier gewirkt haben, um eine solche Verehrung hervorzubringen; dort sehen wir das bloß Sinnliche und Irdische als thätig wirkend, hier das Geistige und Himmlische die Motive darbieten, um derartige Feste zu veranlassen. Die Christen führten dieses selbst in den Martyrerakten zuweilen näher aus. So heißt es z. B. in denen der heiligen Alexander und Epimachus gleich am Eingange: Wenn die Heldenthaten tapferer Männer, um die Nachkommen zur Nachfolge anzuspornen, von der Geschichte aufbewahrt werden, die Heldenthaten von Männern, die nur im Kampfe für irdische Güter oder das Vaterland gefallen sind: mit welchem Lobe ist der Tod der Martyrer zu verkünden, welche Vorbilder des Glaubens und der Frömmigkeit auf der Erde zurückgelassen und höheres Leben durch ihren Tod verbreiteten? denn nicht für Menschen, sondern für Gott vergossen sie ihr Blut; nicht für ein Vaterland, welches gewonnen und verloren wird, sondern für das himmlische Vaterland, das ewige Jerusalem, das aus den Verdiensten der Heiligen erkannt ist, dessen Bürger den Tod nicht kennen, dessen Freiheit unsterbliche Herrlichkeit und Seligkeit gewährt. — Dieß waren zugleich einige Gründe, welche man Denjenigen entgegensetzte, die damals diese heilige Verehrung bestritten, und man kann sich leicht vorstellen, welche diese gewesen seien, nämlich gerade jene Secten, welche nicht im Stande waren, Martyrer hervorzubringen. Indeß war es nicht bloß die Verehrung des Geistes der Martyrer, als solcher, auch der Leib der Martyrer und die Reliquien, die man von denselben noch erhalten konnte, wurden in großen Ehren gehalten. Die Heiden thaten dieß nicht. Die Berührung eines Leichnams oder eines Ueberbleibsels desselben war ihnen eine Befleckung; anders im Christenthum, in welchem durch die Heiligung des Christus auch der Leib geheiligt wird, und welches lehrt, daß mit dem Geiste auch der Leib dermal einst verklärt auferstehen werde. Wir finden daher schon gleich bei den ersten Martyrern, die die christliche Geschichte uns nennt, z. B. in den Martyrerakten des heiligen Bischofs Ignatius, daß die Christen die Ueberbleibsel seines Körpers fleißig sammelten und aufbewahrten; ebenso war das der Fall mit dem heiligen Polykarp, dem Bischofe von Smyrna, von dem uns Eusebius Martyrerakten hinterlassen hat; die Christen von Smyrna sammelten die kleinsten Ueberbleibsel desselben und sie sagen, daß diese ihre Kleinodien seien, die sie eben darum zum Andenken aufbewahren. Auch die übrigen Martyrerakten bieten uns hiervon sehr viele Beispiele dar, so daß es unmöglich wäre, sie einzeln anzuführen. Durch die Verehrung der Martyrer, deren Sterbetag, wie gesagt, genau aufgezeichnet wurde, bildete sich auch der christliche Kalender. Eine jede Kirche zeichnete zunächst ihre Martyrer auf, durch Mittheilungen erhielten sie auch die Namen der Martyrer anderer Kirchen, und so füllten sich nach und nach alle Tage mit den Martyrer-Namen. Jeder Tag gewährt auf diese Weise eine heilige Erinnerung der Martyrer, heilige Erinnerungen, durch deren Erwägung der Geist selbst auch den Geist Derjenigen in sich erneuern sollte, die da gestritten hatten für das Christenthum, und im Glauben und in der Liebe zu Christus und in der Hoffnung auf Ihn geworben waren. Ja, um sich diese Zeit noch mehr zu vergegenwärtigen, nahmen spätethin die Christen die Namen der Christen aus jenen Zeiten an, so daß ein Jeder durch den Namen, den er trug, auch ein erhabenes Vorbild des Glaubens, der Liebe und der allüberwindenden Hoffnung haben möge und dessen Bedeutung er auch in seinem Leben auszuprägen hat. So geht denn diese Zeit der Verfolgung und ihr Andenken nie unter; sie geht durch alle Jahrhunderte hindurch, und auf jeden einzelnen Christen in mannigfaltigen Beziehungen über, und wahrhaftig, wenn wir jemals so undankbar werden könnten, Diejenigen zu vergessen, die in dieser Zeit gestritten haben, wir wären würdig, selbst auch vergessen zu werden von Christus dem Erlöser. Bei der Betrachtung der Martyrer und ihrer Geschichte habe ich wenigstens gelernt, die Gefühlen anzuwenden. Ich bin oft weinend vor ihren Altären gestanden, mitfühlend ihre Leiden, bewundernd ihre Thaten, ergriffen von ihren Größe. Ich glaube, daß es wohl den Meisten so ergehen werde, die sich die Mühe nicht reuen lassen, diese herrlichen Denkmale der christlichen Vorzeit gleichfalls zu lesen.

Gebet des hl. Laurenzius.

Von der Gluth umkreist,
Auf dem heißen Rost,
Betet froh Dein Geist:
Christus ist mein Trost,
Christi Liebe kühlt
Dieses Feuers Schmerz,
Liebe einzig fühlt
Liebentbrannt mein Herz.

Send auf Rom dein Licht!
Bau in Rom dein Zelt!
Ach! es kennt dich nicht
Rom, das Haupt der Welt,
Liegt berauscht von Blut
In der Lüste Schlamm:
Zähm' der Wölfin Wuth!
Mache sie zum Lamm!

Willkomm mir, o Qual!
Willkomm mir, o Rost!
Meines Gottes Strahl
Schenkt mir reichen Trost;
Ob mein Aug auch bricht,
Seht! es sieht die Nacht,
Neues Morgenlicht
Ueber Rom schon lacht.

Das höchste Gut, von Novalis.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt;
Weiß ich nichts von Leide,
Kühle nichts, als Andacht, Lieb' und Inne:
Wenn ich ihn nur habe,
Laß ich Alles gern,
Kalt an meinem Wanderstabe
Treu gesinnt nur meinen Herrn:
Lasse still die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.
Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf' ich fröhlich ein:
Ewig wird zu süßer Labe
Einen Horizont Blut mir seyn,
Die mit sanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.
Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält
Hingesenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.
Wo ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland,
Und es fällt mir jede Gabe
Die ein Erbtheil in die Hand
Längst vermißte Brüder
Sind ich nun in seinen Brüdern wieder.

Zwei althatholiſche Hymnen

überſetzt von W. Nagel. Mainzer Muſenalmanach 1841 S. 170.

An die heil. Martyrer.

Siegreicher Heldenhaufe
Mit grünem Lorbeerkranz
Und durch des Blutes Taufe
Prangend in Purpurglanz,

Der rieſenhaft gerungen
Im grauenvollſten Krieg
Und herrlich ſich erzwungen
Den allergrößten Sieg,

Gieb, daß auch ich ſo finde
Den alten Drachenkampf,
Und alſo überwinde
Der Hölle Gluth und Dampf,

Taß in dem Heldenreigen
Du mich auch nehmeſt an,
Und ſo mit Lorbeerzweigen
Auch ich mich ſchmücken kann'

O turba laureata,
O agmen inclytum
Christique purpurata,
Caterva Martyrum.

Athletico duella
Aggressa robore
Et gloriosa bella
Edocta vincere.

Da bella sic capessam,
Quae semper ingruunt,
Hostesque sic lacessam
Qui semper impetunt:

Ut victor in superna
Theatra transferar,
Lauroque sempiterna
Tecum revinciar.

An die heil. Jungfrauen.

Die ihr im Paradieſe
Des ſüßen Bräut'gams ſteht,
Auf grüner Himmelswieſe
Ein weißes Lilienbeet,

Der Schnee der Lilien flammet
Von des Gewandes Glanz,
Mit lindem Blüthenſammet
Seid ihr umfloſſen ganz.

Auf unſterblichem Munde
Haucht ihr das frommſte Lied,
Weit aus des Himmels Runde
Schweigend man auf euch ſieht.

Ich will nun ewig meiden
Der ſünd'gen Küſſe Luſt,
An euch mich ewig weiden
In keuſcher Liebesluſt.

O digna libelis
Caterva coelicis,
Quae vivis in viretis
Sponsique pascuis.

Nix cana liliorum
Albente vellere
Et lac eburque florum
Te vestit undique.

Tu carmen innocenti
Scis ore fundere,
Quod coelites silenti
Miratur aethere.

Valete, vah, valete
Impura basia,
Mihi nec invidete
Haec casta gaudia!

Marie

oder

menſchliche und göttliche Gerechtigkeit.

Vorwort zu dieſer Erzählung.

Der Anblick eines guten Gewiſſens iſt gewiß das höchſte Gut, deſſen der Menſch auf Erden genießen kann. Haben wir Gott und redlich unſere Pflicht erfüllt; dann ſpricht das Gewiſſen, liebe Leſerinnen Gottes in unſerer Bruſt, und Troſt zu, wenn ja Schläge des Unglücks uns auch noch ſo hart treffen; wir können das betrübte getroſten Herzens Gott überlaſſen, er wird nach dem

schmerzensreichen und mühseligen Werktag der Erde den ewigen Sonntag des Himmels erscheinen lassen, wenn es Zeit ist. Umgekehrt aber, haben wir eine böse That verübt: so läßt und das Gewissen keine Ruhe. Wie weich wir auch gebettet seyn mögen, wie hell die Sonne des Glückes uns auch lacht, wie sehr die Ehren, die Reichthümer, die Genüsse des Lebens und in Hülle und Fülle zu Gebot stehen: ein Wurm nagt an unserm Herzen; läßt sich das Gewissen auch eine Weile einschläfern, so erwacht es auf einsamen Gängen, in einsamen Stunden um so erschreckender und verbittert und wie der tödtliche Stich einer giftigen Schlange jede Freude. Der Mensch fühlt das Bedürfniß seine böse That, seine Sünde durch ihr Bekenntniß, durch Reue und Buße zu sühnen, und, so viel er kann, wieder gut zu machen. Er dürstet wie ein Verschmachtender nach seiner Strafe, denn sie söhnt ihn wieder mit Gott und sich selbst aus, gibt ihm seinen Frieden zurück und öffnet ihm den Himmel wieder.

Dieß Gefühl ist es, was so oft schon den Mörder, auch dann, wenn seine That längst im Grabe vergessen ruhte, wenn kein Zeuge mehr lebte und er vor jeder Verfolgung der Gerechtigkeit sich sicher fühlen konnte, nichts desto weniger zu den Füßen seines Richters wie verzweifelt hingetrieben, damit er ihm seine Strafe um Gottes Barmherzigkeit willen zuerkenne, als die einzige und letzte Wohlthat, die ihm auf Erden noch zu Theil werden kann.

Ein Ereigniß dieser Art erzählt die folgende Geschichte, die wir einer französischen Zeitschrift für die Jugend entlehnen. Der Verfasser gibt sie als eine wahrhafte aus; wie weit sie dieses ist, welche Freiheiten der Erzähler sich dabei erlaubt, müssen wir dahingestellt seyn lassen; jedenfalls ist Aehnliches mehr denn einmal geschehen und die Geschichte bietet uns Beispiele verwandter Art in Menge dar.

Wie oft hat es sich nicht schon begeben, daß ein Stein lange Jahre in der Tiefe des Waldes stand, an der Stelle, wo die Leiche eines Ermordeten gefunden ward. Die Nacht, in der das Verbrechen verübt ward, schien den Mörder ewig einzuhüllen; Tausende gingen an dem Steine vorüber; der junge Wald wuchs ringsum hoch auf; Epheu und Moos bedeckten den Stein; einer der Mitlebenden nach dem andern starb dahin, immer keine Spur, die zur Entdeckung des Thäters hätte führen können: siehe! da stellt er sich selbst! oder ein geringfügiger Umstand zerreißt den Schleier jener Nacht. Nur ein Beispiel, welches zu Ende des vorigen Jahrhunderts sich in unserem Vaterlande begeben. Im bayerischen Oberlande in einer Gegend der Wertach sollte eine neue Straße geführt werden; es wird eine Brücke über die Wertach gebaut, da finden die Arbeiter bei ihren Ausgrabungen zu ihrem Schrecken eine Leiche, die nach ihrem Ansehen zu urtheilen, vor vielen Jahren hier verscharrt ward. Niemand wußte etwas davon; Nachforschungen werden angestellt; allein Alles vergeblich. Da wenden sie sich endlich an den ältesten Mann der Gemeinde, einen Greis von achtzig Jahren. Und siehe da! sein Gewissen läßt ihm keine Ruhe; er gesteht ihnen ein, daß er der Mörder sei; vor dreißig oder vierzig Jahren habe er an jener Stelle einen Glaser umgebracht und dort begraben. Er erklärte sich bereit, die Strafe seines Verbrechens zu empfangen, die ihm auch am Rande des Grabes zu Theil ward.

Allein auch der hier folgenden französischen Erzählung können wir uns auch noch eine andere gute Lehre abziehen: wie heilsam es nämlich dem Menschen sei, wenn er sich frühe gewöhnt, seinen Zorn zu meistern und seine Zunge zu zügeln, daß sie nicht, auch dann, wenn ihm das größte Unrecht geschieht, in finstere Drohungen, in Flüche und Verwünschungen ausbreche. Wie oft wurde die Drohung die Mutter des Verbrechens; der Drohende vollbrachte die That später, auch gegen seine bessere Ueberzeugung, aus dem einzigen Grund, weil er sich schämte als feiger Prahler zu erscheinen. Nicht minder häufig aber wurde von der kurzsichtigen menschlichen Gerechtigkeit, wenn die That von einem Andern begangen wurde, der Unschuldige, der sie in einem Augenblick aufwallenden Zornes angedroht, dafür als schuldig erkannt. Seine Drohung zeugte wieder ihn, er hatte dem Ermordeten ja den Tod geschworen und so fällt er als Opfer eines Gerichtsmordes. Mögen daher Seelsorger und Lehrer des Landvolkes, wo die ungezügelte Kraft am liebsten sich ihrem Grimme überläßt, warnend und mahnend diesem Uebel entgegen treten und ihre Zöglinge Selbstbeherrschung und Vertrauen auf Gott lehren, der Jedem zuletzt nach seinem Verdienste lohnen wird. Nach diesen einleitenden Worten beginnen wir die erste Hälfte der Erzählung, darstellend, wie schwach und gebrechlich es oft bestellt ist um

Die menschliche Gerechtigkeit.

Im Jahre 1819 wurde ich zum Staatsprocurator in einer kleinen Stadt der Bauce ernannt. Eine Stunde entfernt von dieser Stadt, wohnte Madame D..... in einem abgelegenen Weiler. Sie war die Mutter meines Gönners, dem ich meine Anstellung zu verdanken hatte; wenige Tage nach meiner Installation besand ich mich also schon auf den schrecklichen Seitenwegen, welche nach dem Wohnsitze dieser Dame führten.

Es war ein schöner Septembertag, an welchem ich diesen Ausflug unternahm; obschon die Sonne herrlich strahlte, so erinnere ich mich doch noch des schmerzlichen Eindruckes, welchen die einförmigen gemähten Felder der Ebene auf mich machten, ohne Bäume, ohne Grün, mit

ihren Stoppeln, die so öde aussahen. Mir war es, als wäre ich tausend Stunden von allen Menschen entfernt; ich hörte nur den Schritt meines Pferdes. Kein Laut eines Thieres, kein Gesang eines Vogels. Ich fragte mich, wie Madame D.... sich einen solchen Wohnort für ihre Zurückgezogenheit habe wählen können, da der Ruhm ihres Sohnes ihr überall eine angenehme Stätte hätte bereiten können. Endlich wurden ein Kirchthurm, einige gekrüppelte Bäume und einige Hütten am Horizont sichtbar; ich hörte in der Ferne einiges Geräusch; noch ein Stück Weges und ich langte im Weiler an.

Ich fragte den ersten Bauern, der mir begegnete, nach dem Hause der Madame D.... „Da kömmt gerade unsere Heilige," sagte er, den Arm erhebend und mir eine schwarz gekleidete Frau zeigend, „die wird Sie hinführen." — „Eure Heilige?" erwiederte ich erstaunt über einen solchen Beinamen in einer solchen Zeit. — „Wie! habe ich gesagt die Heilige?" entgegnete er, gleichsam unzufrieden über seine Unbescheidenheit, „ich weiß nicht, wo mir der Kopf stand; sie nennt sich Marie, nur Marie und ist die Dienerin der Madame D...."

Ich erreichte die bezeichnete Frau; ich bat sie, mich zu ihrer Gebieterin zu führen; ich stieg vom Pferde und wir gingen neben einander.

„Ich bringe ihr Nachrichten von ihrem Sohne," sagte ich zu Marie. Sie erwiederte aber nichts, drückte keine Zufriedenheit aus, richtete keine Frage an mich über diesen Sohn, den sie doch gewiß kennen mußte; denn H. D.... liebte seine Mutter auf's zärtlichste, besuchte sie jedesmal, wenn er seinen schweren Geschäften einige Stunden abgewinnen konnte. Erstaunt über eine Bescheidenheit, die bei Leuten ihrer Klasse so selten ist, bemühte ich mich, sie zum Sprechen zu bringen; allein aus ihren kurzen Antworten konnte ich leicht schließen, daß sie die Fragen nicht liebte.

„Wie alt ist Madame D....?"

„Achtzig Jahre."

„Wie konnte sie an einem solchen Aufenthalt Gefallen finden?"

„Sie ist blind."

„Sind Sie schon lange in ihrem Dienst?"

„Fünfzehn Jahre."

„Das ist viel Anhänglichkeit."

„Sie verdient es."

„Sie haben wohl nicht immer in diesem Dorf gewohnt?"

„Immer."

„Wie konnten Sie denn ihr Gebäude ablegen."

„Ich habe kein anderes Gelübde gemacht, als mir die Trauer abzulegen."

„Welcher Schmerz konnte Sie bewegen, eine solche Verpflichtung sich aufzuerlegen?"

„Schmerzen, für die es keinen Trost und kein Vergessen gibt," erwiederte sie mit Thränen in der Stimme.

Meine Neugier war bereits nicht wenig geweckt; ich warf forschende Blicke auf diese Frau; sie war eines jener Wesen, die man nicht vergessen kann und die an unsern Augen in den Stunden des Traumes vorüberschweben. Marie trug das strenge Gewand des Klosters: einen Unterrock von schwarzem Serge mit flachem Leib und langen Ermeln, um den Hals ein schweres Tuch von Linnen, ein Kopftuch mit einem Schleier von schwarzem Musselin. Die seltenen Bewegungen ihrer Mienen, ihr langsamer Gang, ihr Gesicht eben so traurig wie ihr Anzug, Alles drückte eine düstere Verzweiflung aus, die nur mit Mühe durch ein christlich gläubiges Vertrauen zurückgehalten wurde. Sie mußte einst schön gewesen seyn; ja sie konnte noch jung seyn, trotz ihrer weißen Haare, die in getrennten Binden zu beiden Seiten der Stirne sichtbar waren; die matte Blässe ihres Gesichtes bewies, daß die harten Arbeiten des Feldes zu ihrem vorzeitigen Altern das Ihre beigetragen. Welches waren nun die Schmerzen, die sie vor den Jahren so altern gemacht?

„Wie alt sind Sie?" fragte ich abermal nach einigen Augenblicken des Schweigens. Marie zitterte. Errieth sie meine Gedanken?

„Fünf und dreißig Jahre," erwiederte sie.

„Fünf und dreißig Jahre!" rief ich mit einem Mitleiden, das ich nicht verbergen konnte. „Sind Sie verheirathet?"

„Ach!" rief Sie, „sehen Sie denn nicht, daß Sie mich foltern?"

Nun verstand ich, daß sie weiter auf keine Frage mehr antworten würde. Wir langten beim Hause der Madame D.... an, die wir in ihrem Garten sitzend fanden.

„Seien Sie mir willkommen!" sagte Madame D...., „Sie sind mir kein Fremder." Und ganz vergnügt richtete sie eine Menge Fragen an mich, aus welchen eine mütterliche Liebe hervorstrahlte. Marie, die, um mich zu ihrer Herrin zu führen, mein Pferd angebunden hatte, ging nun es wieder zu nehmen, um es in den Stall zu führen. Während ihrer Abwesenheit nannte ich meinen Namen und meinen Titel; bei diesem Titel breitete Madame D.... ihre Arme gegen mich aus und indem sie sie wie flehend zusammenschloß, sprach sie mit der Lebhaftigkeit eines jungen Mädchens: „Ach! mein Herr, aus Barmherzigkeit mit meiner lieben und braven Dienerin, sprechen Sie niemals in ihrer Gegenwart von den Pflichten, welche Ihnen Ihr Amt auferlegt und benehmen Sie sich so, daß sie es nicht erfährt, sonst könnte ich sie nicht empfangen."

Sehr erstaunt über ein solches Verbot, erbat ich mir

darüber eine Erklärung, als Madame D.... Marie zurückkehren hörte und schnell ihren Finger auf den Mund legte, sei es nun, um mir Stillschweigen anzuempfehlen, sei es, um mir bemerklich zu machen, daß sie in keine Einzelnheiten eingehen könne. Dieser neue Umstand war nicht geeignet meine Neugier zu beruhigen, welche in mir sofort das Verlangen erweckte, mir das Wohlwollen und die Zuneigung einer Frau von achtzig Jahren und einer armen Magd zu gewinnen, in der Hoffnung so mir ihr Vertrauen zu erwerben und dann zur Kenntniß der Geheimnisse der Marie zu gelangen. Ich nahm mir vor, öfter in dieß arme Dorf zurückzukehren, und als ich mich von Madame D.... verabschiedete, bot ich ihr für die langen Winterabende Bücher und Zeitungen an, ein Anerbieten, das sie mit Vergnügen aufnahm. Ein Pächter, der monatlich einmal nach der Stadt kam, sollte die Ueberbringung besorgen. Madame D.... kannte meine Verbindlichkeiten gegen ihren Sohn, sie begriff, daß ich ihm meine Dankbarkeit durch Gefälligkeiten gegen seine Mutter beweisen wollte und willfahrte mit einer rührenden Güte, um mein Herz zu befriedigen. Es liegt eine große Gefälligkeit von Seite der Beschützer darin, ihre Schützlinge glauben zu machen, daß sie sich ihrer Schuld entledigen können.

Ich kehrte vor dem Winter, während des Winters und immer so fort, in das Dorf zurück. Madame D.... gewann Zuneigung zu mir; wurde sie aber mittheilend, so betraf dieß nur sie und ihren Sohn; ich lernte alle Umstände kennen, alle Jugendbezeigniße dieses Sohnes, der ihren Stolz und ihren Ruhm ausmachte; allein über Marie erfuhr ich nichts und es gelang mir weder mittelbar noch unmittelbar von irgend Jemand Einiges über die früheren Schicksale dieses Mädchens herauszubringen. Männer, Frauen, Kinder, alle schwiegen oder gaben nur allgemeine ausweichende Antworten von Mitleid und Anhänglichkeit.

Sie ist sehr unglücklich sagte man; allein davon zu sprechen hieße ihr Unglück erschweren; ich konnte kein Wort weiter aus ihnen herauslocken.

Marie schien allen menschlichen Wünschen abgestorben, sie glich einem stummen und blinden Zuschauer Angesichts eines Schauspieles: sie wohnte dem Leben bei, ohne daran Theil zu nehmen; ihr Gesicht belebte sich nie durch eine Empfindung, die ihrem Schmerz fremd war; die Worte von Glück und Freude schienen ihre Bedeutung für sie verloren zu haben und doch war sie von Freunden umgeben; sie war mehr die Gebieterin als die Dienerin ihrer Herrin; der alte Pfarrer des Ortes nannte sie seine Tochter, er sprach von ihr in fast leidenschaftlichen Ausdrücken, als ob er in ihr die bewährteste Tugend liebe und verehre: die Bewohner des Dorfes zogen vor ihr den Hut ab, mit einer Ehrfurcht, womit sie eine Königin begrüßt hätten.

Die Sprache der Marie war einfach, ihre Gedanken edel und erhaben; hatte das Unglück ihre Fähigkeiten entwickelt oder hatte ihre Gebieterin, in der Nothwendigkeit, worin sie war, wegen ihrer Blindheit sich aus ihr eine Freundin zu machen, die Gedanken und die Empfindungen des Mädchens ausgebildet? Gewiß ist es jedenfalls, ihr Verstand, ihre Sitten, ihr Benehmen waren über ihren Stand hinaus.

Meine Neugier mehr und mehr wachsend hatte kein ander Mittel zu ihrer Befriedigung zu gelangen, als daß ich mich überredete, meine Pflichten als Beamter könnten bei diesem Geheimnisse betheiligt sein. Welche geheimen Beziehungen konnten also zwischen dem Unglück der Marie und meinem Amte stattfinden, die sie zur Verheimlichung nöthigten? War es für den Staat nicht von Wichtigkeit dieß Geheimniß zu entschleiern? bedeckte es nicht ungestrafte Verbrechen? das ist die Weise, wie die Neugier verführt, oft so grausam oder verderblich! Ich sprach also eines Tages bei Madame D.... zu, ich entschuldigte mich wegen des langen Zwischenraumes seit meinem letzten Besuche mit den Bemühungen, welche mir die Erforschung eines Mörders verursacht hätte. Bei dem Worte Mörder zitterte die unglückliche Marie.

„Eines Mörders?“ schrie sie, „wer sind Sie denn?“

„Der, welcher die Pflicht hat, ihn zu strafen.“

„Sie sind also der öffentliche Ankläger! ach!“ sprach sie, indem sie sich entfernt von mir entfernte. „Also vor fünfzehn Jahren wären Sie es gewesen, der . . . . .“

Marie endete ihre Rede nicht, denn sie fiel in Ohnmacht.

„Was haben Sie gethan?“ sprach Madame D.... im Tone des Vorwurfs, „wie konnten Sie so schnell mein Verbot vergessen?“

Der Pfarrer, der bei dieser Scene zugegen war und gleich mit der Marie zu Hilfe kam, entgegnete sanft der Madame D...., wie er immer das gegen mich beobachtete Stillschweigen mißbilligt habe.

„Mein liebes Kind,“ sprach er zu Marie, „beruhige Dich; der Titel, der Dich erschreckt, kann unserem Freund Mittel an die Hand geben, uns zu Hilfe zu kommen.“

„Könnte das sein?“ sprach Marie, „Sie könnten mir behilflich sein? Sie werden mir also helfen?“ und meine Hand fassend, die sie heftig drückte, „Sie werden mir helfen,“ wiederholte sie, „denn es bleibt mir eine Hoffnung übrig in dieser Welt: Sie werden es nicht glauben; vielleicht! Ach! gebe der Himmel, daß Sie sich der armen Marie erinnern in dem Augenblick, wo Sie ihr helfen können; so erfahren Sie denn mein ganzes Unglück.“

Bei diesen Worten blickte sie der Pfarrer an; sie bemerkte es und erwiederte den Blick. „Ja, ich werde Muth haben,“ sprach sie, „haben Sie mir nicht gesagt, daß er mir helfen könnte?“

Wir ſaßen im Garten unter blühenden Linden, ich erinnere mich noch der geringſten Umſtände bei dieſer Erzählung, ſelbſt der Geſtalt der Wolken, die an der untergehenden Sonne vorüberzogen, ſo wie der dufterfüllten Abendluft. Marie ſprach in einer immer ſteigenden Aufregung alſo:

„Es iſt Ihnen ſchon bekannt, daß ich dieſe Gegend nie verließ, mein Name iſt Bernard. Wenn man mich nie mit dieſem Namen nennt, ſo geſchieht es der Schmach wegen, die ihn bedeckt. Der hier gegenwärtige Herr Pfarrer machte das arme Geſchöpf zu einer Chriſtin, die des Glaubens ſo ſehr bedurfte, um auf Erden ihre ſchmerzensreiche Bahn zu vollenden. Wer aber kennt ihr Schickſal! — Ich war anfänglich glücklich, ſo glücklich, daß man mich lange Zeit nur ſingen und lachen hörte, und die Erinnerung an das Glück, welches dahin iſt und nicht mehr zurückkehren kann, verurſacht mir eben ſo gut Kummer als die Erinnerung an die ſchrecklichſten Ereigniſſe meines Lebens! . . . Meine Eltern waren nichts als arme Taglöhner, die kümmerlich ihr Brod gewannen; ihre Liebe zu mir verbarg ihnen ihr Elend, und ihre blinde und thörichte Zärtlichkeit verwendete oft das Unentbehrliche, um mir das Entbehrliche zu geben! . . . ich trug große Hüte, um mich gegen die Sonne zu ſchützen, Kleider nach der Stadtmode; mit Bändern waren meine blonden Zöpfe umflochten, und ich wurde beinahe mit der gleichen Sorgfalt auferzogen wie die Kinder der Reichen. Es iſt wahr, meine Eltern wurden bei dieſen überflüſſigen Ausgaben von ihrem Bruder unterſtützt, der keine Kinder hatte, mich daher an Kindesſtatt annahm und aufzog. Seine Frau und er hatten bei vornehmen Leuten gedient, von dieſer Berührung her hatten ſie ein ſanftes und gefälliges Benehmen. Mein Oheim beſorgte die Hochzeit- und Taufgeſchenke der Gegend. Meine Tante, gewandt in allen Arbeiten der Nadel, hatte ſich als Schneiderweiſterin des Dorfes niedergelaſſen; beide gewannen reichlich ihren Lebensunterhalt. Sie unterrichteten mich in dem, was ſie wußten. Ich lernte leſen, ſchreiben, arbeiten, Speiſen bereiten. In dem Alter von achtzehn Jahren kehrte ich unter das väterliche Dach zurück und Dank meinen Arbeiten für Lohn und meiner Hilfleiſtung im väterlichen Hauſe, ich erſtattete meinen Vater und meiner Mutter alles Gute, was ich von ihnen empfangen hatte. Unſere kleine Hütte verſchönerte ſich, ich fand Zeit Blumen zu pflegen, die ſich bis zum Dache hinanzogen, und Luft und Sonne fehlten dort nicht mehr als das Glück! . . . Sehen ſie mein Herr! das iſt jene Hütte dort unten links vom Pfade, die nun in Trümmer fällt; nichts blieb von der Freude ihrer Bewohner, als das Geiſtblatt und die Wolfrebe, die ſie noch bedecken! . . . Schmerzliche Erinnerungen!“ ſagte Marie ſchluchzend, „wo iſt die Zeit, da ich ſo glücklich vor dem Herde mein Abendbrod genoß zwiſchen Vater und Mutter! Das Glück eilt ſchnell vorüber, mein Herr! denn mit iſt heute, als ob ich eben meine zwanzig Jahre vollendet hätte!

Der Sohn eines reichen Pächters liebte mich, auch ich liebte ihn!“ ſagte die arme Marie in einem Tone, der uns alle rührte. „An einem Weihnachtabend 1815 trat der Pächter in unſere Stube und erklärte ohne Umſtände meinem Vater: „Bernard! mein Sohn liebt deine Tochter. Willſt Du ſie mit für ihn geben?“ — „Ja, gewiß Herr Claudin!“ entgegnete mein Vater, „und euer Sohn wird mit ihr auch einige Thaler erhalten, ohne die Geſchenke ihres Oheims und ihrer Tante zu rechnen.“ Und damit ging mein Vater ſogleich und holte aus dem Strohſack einen Sack mit Geld, den er zu zählen begann, ſprechend, daß er nicht genau wiſſe, was er enthalte, ſeit ſeine Frau und er darin ihre Erſparniſſe verwahrten.

Die Zärtlichkeit womit mich mein Vater liebte, hatte ihn vor allen Ausſchweifungen bewahrt, denen ſich gewöhnlich arme Leute überlaſſen, denen ſo wenige Zerſtreuungen zu Gebote ſtehen. Thätig, arbeitſam, ſparſam, ſah man ihn nie bei jenen Zuſammenkünften, wo die Arbeitsleute ſo oft ihre Vernunft und das wenige Geld, was ſie gewinnen, zurücklaſſen. Der Sack enthielt 80 Franken.

„Wohlan!“ ſagte mein Vater, „mit dieſer Summe wird ſie wohl ausſtaffirt euer Haus betreten.“

Als ich den Antrag des Herrn Claudin hörte, wäre ich bald vor Freude geſtorben; denn ich wagte es nicht, ein ſolches Glück zu hoffen! Ohne den Krieg würde der Pächter gewiß ſeine Einwilligung zu einer ſo ungleichen Verbindung nicht gegeben haben; allein ſein Sohn hatte ihm erklärt, daß er zur Armee gehen würde, wenn er nicht in die Heirath einwillige; er würde ſich einreihen laſſen, obſchon er über das Alter der Militärpflichtigen hinaus war. Herr Claudin ſchon für das Leben ſeines Sohnes zitternd, war daher gekommen meinen Vater aufzuſuchen. Unſere beiderſeitige Freude rührte ſo ſehr den Pächter, daß er ſagte: „Das Glück iſt auferwacht, Marie iſt ſo erzogen, daß ſie die Freude und das Glück eines Hauſes machen kann.“

Wir ſahen, daß er ſich trösten wollte. Er ſchloß damit, und einpfanden, welchen Kummer ihm dieſes Heirathsprojekt gemacht hätte.

„Indeſſen umarmen Sie mich, Marie!“ fügte er hinzu, „ich hätte Sie nicht zu meiner Schwiegertochter gewünſcht und doch fühle ich, daß ich Sie ſchon lieben werde!“

Die Neuigkeit von dieſer Heirath, welche in den erſten Tagen des Jahres gefeiert werden ſollte, verbreitete ſich bald in dem Dorf. Man beneidete mein Glück. Man hielt ſich über meinen Vater und die Mitgift, die

er mir gab, auf. Wie konnten arme Taglöhner eine so ansehnliche Ersparniß machen? Wie kam's, daß er nie davon gesprochen? Durch welchen Zauber war es mir gelungen, den Pächter und seinen Sohn zu gewinnen? Man beneidete mich, lieber Herr! Wehe, ich habe während zehn Jahren den Neid weniger Tage abgebüßt.

Am zweiten Tag nach Weihnacht hatte mein Vater in der Scheune auf dem Hof von Noyers, den sie dort am Gesichtskreis sehen, zu dreschen; es war nicht der Hof des Herrn Claudin, dieser liegt auf der andern Seite landeinwärts. Meine Mutter bereitete das Abendbrod, ich machte eine Arbeit fertig, wir sprachen von unsern Hochzeitkleidern, die wir am folgenden Tag in der Stadt kaufen wollten, als auf einmal, (es mochte ungefähr Abends acht Uhr seyn) mein Vater blaß, athemlos und mit zerstörten Mienen eintrat.

„Was hast du nur?" fragte meine Mutter, unruhig über seinen Anblick, und warum kehrst du bei diesem Wetter ohne Kittel von Noyers?"

„Kalt oder warm, was liegt daran' Weib' wir sind alle verloren und das Kind mit uns!"

„Verloren!" stammelte meine Mutter.

„Was sagst du?" sprach ich entsetzt; denn das Aussehen meines Vaters erschreckte mich mehr als seine Worte.

„500 Franken wurden einige Tage vor Weihnachten auf dem Hof gestohlen; ich bin des Diebstahls beschuldigt," erwiederte mein Vater, indem er sich wie verwirrt auf einen Stuhl fallen ließ.

O mein Gott!" rief er, sobald er sprechen konnte, „des Diebstahles beschuldigt' Meine Tochter entehrt! Wird der Dieb nicht entdeckt, so sterben wir von dem Verdacht gebrandmarkt' Arme Marie' Diese Anklage richtet dich und dein Glück zu Grunde. Keine Rede mehr von einer Heirath, mein Kind' Claudin hat dich gut lieben, er wird es nicht wagen, die Tochter eines Menschen zu heirathen, den man eines Diebstahls wegen im Verhaft hat' Man hat in der Gegend über deine Mitgift gemunkelt, wer weiß, ob dieß Gerede nicht zu dieser Anklage geführt hat?"

„Niemand wird hier diesen Verläumdungen glauben" schrie meine Mutter, „alle Welt wird für deine Ehrlichkeit bürgen."

„Glaubst du das?" erwiderte mein Vater, indem er sich allmählig wieder ermannte. „Ihr andern wißt nicht wie leicht aus einem Beschuldigten ein Schuldiger wird' Das ist so der Welt Lauf."

Und immer verzweifelter ging mein Vater in der Stube auf und ab, schlug sich die Stirne, stand stille, ging wieder. „Die Entehrung ist der Tod" wiederholte er, „wir haben kein Geld und keinen Rang, uns zu verbergen, wir haben nichts als unsere Ehrlichkeit, das ist unser Brod und unser einziger Titel."

„Was ist denn am Ende geschehen?" fragte entschlossen meine Mutter, „die Ungewißheit ist sicher die allergrausamste Wirklichkeit."

Der Vater erzählte und nun: eine Stunde vor Tagesschluß sei ein junger Bursch des Hofes, Pierre Leroux, gekommen, ihn in der Scheune im Auftrag des Pächters zu suchen. Mein Vater folgte dem Pierre, ohne sich auch nur die Zeit zu nehmen, seinen Kittel anzuziehen.

„Bernard!" so begann nun der Pächter, nachdem er ihn mit einem seltsamen Blick betrachtet, „mir wurde ein Sack mit Geld entwendet, ich kann Niemand beschuldigen als Euch, Ihr seid allein hierhin gekommen. Wenn Ihr schuldig seid, und es mir eingestehet, so ist von nichts die Rede, Ihr habt die Nacht, es Euch zu überlegen; wenn Ihr aber Morgen 9 Uhr nicht zurückgekehrt seid, so halte ich mich verpflichtet, beim Richter meine Anzeige zu machen."

Mein Vater, als er diese Worte vernahm, wurde darüber dergestalt bestürzt und zerstört, daß der Schein der Schuld dadurch auf ihn fallen mußte. Er konnte nicht sprechen, er hörte es in seinen Ohren pfeifen, sein Herz schlug so heftig, daß es ihm am Athmen hinderte. Da indessen die Blicke des Pächters seine Verlobung in Zorn umgewandelt hatten, so sprach er um seinem Herzen Luft zu machen. Was hatte er gesagt? — er wußte es nicht mehr — allein es waren ohne Zweifel Trotzworte, denn man wollte ihn vom Hof jagen, eine Schlägerei folgte, mein Vater vertheidigte sich, griff vielleicht an; er konnte und nichts sagen, er entfernte sich an gar nichts, dann war er über die Felder entronnen und zu uns zurückgekehrt. Das ist Alles, was er wußte.

Dieß war die Erzählung meines Vaters. Ach, lieber Herr!" sprach Marie, indem sie sich einen Augenblick unterbrach, „ich muß hier eingestehen, daß mein Vater heftig war, ja einer der allerheftigsten Menschen; man sagte sich im Dorf: Man muß sich an den Zorn des alten Bernard nicht kehren, das Blut steigt ihm in den Kopf, sein Herz aber ist gut, und ehe man die Hand umdreht, denkt er nicht mehr daran' . . . Ja Herr! so war es in der That; mein Vater war ein braver Mann, nur fehlte ihm die Erziehung, das ist Alles. Mein geweihter Vater gerieth bei dieser Erzählung wieder in seinen Zorn und stieß Worte aus, die uns dermaßen erschreckten, daß wir, die wir die entsetzlichen Ereignisse, welche folgen sollten, nicht voraussehen konnten, zu unsern Nachbarsleuten liefen, in der Hoffnung es würde ihnen besser gelingen, ihn zu beruhigen und zu trösten. Auf diese Weise hörten sie seine Drohungen, welche sie später vor gerichtlichen Zeugniß ablegten.

„Kömmt der Pächter nicht auf den Platz vor der Kirche, hier in meinem Dorf, meine Schuldlosigkeit zu erklären," sagte er, „so werde ich ihn hinschleppen oder es wird ihm ein Unglück begegnen; denn einer von uns beiden ist zu viel auf der Welt; man soll nicht sagen, daß ein Mensch das Glück eines ganzen Hauses ohne Gefahr für sich zerstören konnte; ich will lieber sein Haus in Brand stecken und das würde Gott zulassen, denn wer die Unschuld ungerecht beschuldigt, muß bestraft werden."

Einer Art von Wahnsinn preisgegeben, die einem heftigen Fieber glich, so verließ mein Vater die Hütte, hinzufügend, daß er erlöste und daß er des Feuers bedürfe um seine brennende Lunte zu erlöschen! . . . Meine Mutter, unruhig, lief ihm nach. Es war schon spät, als sie die Hütte verließen, denn alle diese Auftritte hatten lange gewährt; die Nachbarn benachrichtigt über das Schicksal meines Vaters, weil sie ihn von seiner Frau begleitet wußten, sagten schlafen, nicht ohne mich durch ihre vertraulichen Tröstungen empfinden zu lassen, daß der Verdacht nur gar zu leicht Eingang in die Seele findet. Nachdem ich inständig gebetet und überlegt hatte, dachte ich, mich am folgenden Morgen mit meiner Mutter, dem Pfarrer und dem Maire als Bürgen seiner Glückseligkeit nach Nogent zu begeben. Ruhiger erwartete ich ihre Rückkehr, und als sie kamen, erzählte ich ihnen mein Vorhaben und flößte ihnen ein wenig Hoffnung einzuflößen: wir lagen und sehr ermüdet von diesen traurigen Gefühlen nieder. Mein Schlaf war schrecklich und von kurzer Dauer: mir war als hörte ich Geschrei, Gemurmel, Flüche gegen meinen Vater; man wollte ihn umbringen, man beschuldigte ihn schrecklicher Verbrechen; ich wollte ihn vertheidigen und konnte nicht reden, ich wollte rufen und war sprachlos, und die Menge die meinen Vater bedrohte, während sie ihn mit Schimpfworten überhäuften, war von Lichtern roth wie Blut erhellt! Welch ein schrecklicher Traum! sprach ich zu mir erwachend. Gott sei gedankt! es ist ein Traum; allein kaum hatte ich mir diesen Gedanken geordnet, als ich die Augen aufschlagend, dieselben rothen Flecken meines Traumes gewahrte; der Himmel stand in Feuer, die Sturmglocke läutete, das Geschrei, das Gemurmel meines Traumes, Alles war wahr! Ich hörte alsbald in der Straße des Dorfes die Worte erschallen: „Der Hof von Nowers brennt! Zum Hof von Nowers! Feuer! Feuer!" Wir liefen alle drei wie die anderen, mein Vater, meine Mutter und ich; allein die Weise, wie man uns anrief, setzte schon, daß die schrecklichen Drohungen, welche mein Vater gegen den Pächter ausgestoßen, ihre Früchte trugen. Wehe, meinen Vater traf schon der Verdacht, er habe den Hof in Brand gesteckt, und meine Mutter und ich wir fingen an zu zittern; denn man entfernte sich sichtbarlich von uns. Wir setzten uns an den Weg, wenige Schritte von dem Hof: wir verharrten und hinter dem Fuhrwerk, das man in aller Eile aus den Häusern gebracht, denn wir wagten weder, uns mit den Menschen zu vermischen noch zurückzukehren. Meinen Vater anlangend, so hatte er sich, ohne an etwas Anderes als das Unglück des Pächters zu denken und auf sonst etwas zu hören, zu den Löschenden begeben. Ach Herr! welches Schauspiel bot sich da meinen erschreckenen Blicken dar? Für einen Augenblick brachte es jede andere Furcht zum Schweigen. Ich habe nichts von diesen schrecklichen Augenblicken vergessen und von diesem Unglück, das unter der Beleuchtung eines Brandes begann! Nichts kann den Schrecken dieses Bildes und aller jener noch entgegnlichten, die in kurzer Zeit folgen sollten, schildern. Die Thiere, die man mit großer Mühe aus den Ställen gerissen, liefen zerstreut im Felde herum und brüllten erschrocken in das heulende Geheil der Hunde und den düsteren Ton der Sturmglocken, in das Krachen der Balken, das Zischen der Flamme; die Menge fügte noch zu allen diesen düstren Tönen ihr dumpfes Gemurmel hinzu. Die Löschenden ordneten sich langsam, weil es an geschickten Leuten zu ihrer Leitung fehlt: man verstand sich nicht, man bewegte sich gedankenlos hin und her; der Eine zerstörte was der Andere eben gethan: nichts ging voran, nur die Flammen schwangen sich zum Himmel empor, Scheunen und Dächer verschlingend.

Durch all diesen Lärm hörten wir die Worte verwirrt durchklingen: „er ist's! er ist's." Die Worte flogen von Mund zu Mund und machten uns zu Tod erstarren, denn er, das war mein Vater, und man stieß gegen ihn die schrecklichen Flüche meines Traumes und blutige Drohungen aus.

Allein ein Auftritt weit schrecklicher als der Brand sollte die aufrauenden Seelen noch mehr entflammen. In den ersten Augenblicken hatte man die Abwesenheit des Pächters und der Wachmagd nicht bemerkt, jede Gruppe vermuthete sie in der Gruppe neben an. Pierre Leronge, der Bursche des Hofes, kam aus der Stadt, von wo er wirksame Hilfe brachte: er hatte sogleich die Abwesenheit des Herrn und der Wachmagd bemerkt und begann sie mit einer angstvollen Stimme zu rufen; die einen Augenblick alle andern Stimmen beherrschte. Getrieben von seiner bekannten Anhänglichkeit an seinem Herrn und zu der Dienstmagd, von der man sagte, daß er sie heirathe, setzte er sich den rothen Flammen aus, indem er sie immer suchte und mit verzweiflungsvollem Ton nach ihnen rief. Die Frau des Pächters hatte einige Tage vor Weihnachten mit ihren beiden Kindern den Hof verlassen, um ihre Mutter zu besuchen.

Allein Suchen zum Trotz war der Pächter nirgends zu finden, anders die unglückliche Magd, die man halbgebrannt und dem Schatt hervorzog. Der Schrecken die-

sel Schauspiels sollte noch von dem übertroffen werden, was die Kammer des Pächters barbot: das Feuer hatte wie durch ein Wunder diese Kammer verschont und man glaubte hierin die Hand Gottes zu sehen. Hier wurde der Pächter ausgestreckt auf dem Boden gefunden, in Blut gebadet, ach Herr! er war ermordet worden und sein Kampf mit dem Mörder war allem Anschein nach ein verzweifelter gewesen; die schreckenvolle Zusammenziehung seines Gesichtes und seiner Muskeln zeigte es hinlänglich; einige von dem Halse des Mörders herabgerissene Fetzen Gewandes hielt er noch krampfhaft in seinen Händen fest. Auf diesen Fetzen, die man ihm mit großer Mühe entwand, las man beim Schein des Brandes den Namen meines Vaters; es war der Kittel, den er am Abend vorher in dem Hofe von Rogers zurückgelassen!

Schrecklicher Zufall! ich war es, mein Herr! die in meinem Eifer und meiner Liebe zu ihm sich ein Vergnügen daraus gemacht hatte, diesen Namen unter die Halsverzierung dieses Kittels zu sticken! So sollte ich zu seinem Verderben sein. Wäre jemand zu mir gekommen, während ich diesen Namen stickte und hätte mir gesagt: diese Buchstaben, welche du mit deiner Nadel hineinnähst, werden deinen Vater zum Tode führen, hätte ich es glauben können? Und doch ist die schreckliche Prophezeihung wahr geworden! und hat sich erfüllt! O Gott!" schrie Marie bekümmert, „welches sind deine Ratschlüsse und warum läßt du solches Unglück unter den Menschen geschehen?

Von Mund zu Mund lief diese grauenvolle Entdeckung bis zum äußersten Ende der Menge und es folgte ein Schweigen noch schrecklicher als das Gemurr; denn die Rache keimte darin und sollte losbrechen, wüthend, unversöhnlich und nicht gewillt den langsamen Gang der Gerechtigkeit abzuwarten. Warum hielt ihre Wuth inne — wehe! — so fand sich der Tod der Tiersmagd erklärt, die Unglückliche hatte ohne Zweifel die Hilfe, welche sie ihrem Herrn leisten wollte, mit ihrem Leben bezahlt, sie mußte sein Geschrei gehört haben.

Die Erbitterung kannte keine Gränzen mehr," sagte Marie mit einer von Aufregung unterbrochenen Stimme, „man fiel über meinen Vater her, seine Drohreden vom Abend liefen um und wurden überall wiederholt. „Du hast gut Wort gehalten," sagte man ihm, „das hast du ihm ja versprochen! Tod und Brand dem armen Pächter; Tod und Brand für deinen Diebstahl, den er eben anzeigen wollte." Sie stießen dabei ein Gebrüll wie reißende Thiere aus, worin wir die Worte unterschieden: „Zum Tod mit dem Mörder! Zum Tod mit dem Brandstifter!" und wir hörten unsern armen Vater mit einer herzzerreißenden Stimme um Gnade rufen, während er bei allem, was den Menschen heilig ist, seine Unschuld betheuerte. Allein trotz allem Schimpf und allen Qualen, welche man ihn ausüben ließ, war er unglücklicher Weise nicht zu diesem Tod bestimmt, dem doch das Brandmal der Schmach gefehlt hätte. „Hörst du's, Marie!" sagte meine Mutter und wiederholte mir es immer, „Hörst du's Marie!" mit einer Stimme, die alle Stufen der Furcht, des Schreckens, des Entsetzens durchlief; ich war wie in meinem Traume sprachlos, ohne einen Ruf, ohne Thränen, um meinen Vater zu vertheidigen, ohne Kraft ihm zu Hilfe zu eilen! ohne Worte meine Mutter zu trösten! . . . es war nicht Feigheit, nein, mein Herr! der Tod wäre mir erwünschter gewesen, als was ich damals litt; mein Blut war Eis und ich konnte meiner Mutter nicht antworten, die mir immer wiederholte: „Hörst du's, Marie!" Sie fing dann an ihre Lippen maschinenmäßig zu bewegen, ohne ein Wort hervorbringen zu können; unsere beiden Gesichter von dem erstickenden Brand beleuchtet mußten schrecklich anzusehen sein. Nun wurden die Augen meiner Mutter starr; ich bemerkte, daß sie kein Bewußtsein mehr von dem hatte, was um sie her vorging und sie verursachte mir eine solche Furcht, daß sich endlich meine Zunge löste, und ohne darauf zu achten, daß ich die Menge dadurch herbei ziehen würde, fing ich an so fürchterlich zu Hilfe zu rufen, daß man uns entdeckte. Wir wurden nun zu unserem Vater geschleppt, den man auf brutale Weise band und knebelte und der noch mit einer unter Schmerzen erstickten Stimme wiederholte, daß er unschuldig sei. „Hier sieh deine Missethäter!" sagte man ihm auf meine Mutter zeigend, „mit ihr bist du heute Nacht aus deiner Hütte gegangen, um das Verbrechen zu vollbringen." — Als meine Mutter so meinen Vater gebunden und geknebelt und von seinen Freunden mißhandelt sah, fing sie an zu tanzen! meine Mutter war wahnsinnig und die Grausamen, statt durch so viel Unglück gerührt zu werden, sahen darin nur einen Beweis der Schuld meines Vaters und sagten zu ihm: „Dein Verbrechen hat ihr den Verstand genommen!" und so wühlten sie mit dem Dolch in unseren Herzen. Was weiter geschah, weiß ich nicht," sagte Marie, „denn ich fand mich in unserer Hütte in meinem Bette.

Eine einzige Frau war vor meinem Unglück nicht gestorben, es ist dieselbe, die Sie vor sich sehen und die meine theure Herrin geworden ist, und es ist wieder ein Unglück, welches mir erlaubte gegen sie meinen Dank abzutragen; ach Gott! sie allein verpflegte mich, sie allein hatte Mitleiden mit mir, sie allein sagte mir: „Ich halte deinen Vater für unschuldig, mein Kind!" und diese Worte machten mich wieder aufleben! Und sie war es ebenfalls wieder, die mich mit einem schwarzen Kleide bekleidete, als ich das Bett verließ; denn meine Mutter war gestorben. Meine Wohlthäterin aber sagte mir:

ich sollte Gott dafür danken, daß er sie aus einer Welt genommen, wo der Unschuldige mit dem Schuldigen verwechselt werden kann, und in meiner Schwäche dankte ich Gott dafür.

Niemand hätte in mir die glückliche Marie wieder erkennen können, die lachte und sang! dieselbe, die einige Tage vorher zwanzig Jahre zählte! die man beneidet hatte! Meine Haare waren weiß geworden und ich hätte selbst dem, der mich liebte, Furcht eingeflößt! Er sollte mich aber nicht wieder sehen, die Verzweiflung hatte ihn unter die Soldaten getrieben, wo er fiel. So sollte ich allen denen Unglück bringen, die ich liebte, und sein Vater hat mir vielleicht jetzt noch nicht den Tod seines Sohnes vergeben! . . . Ach, Herr! das Alles bringt kein Glück! wo war ich doch!" sprach Marie, indem sie mit ihren Händen über die Stirne fuhr, mit einer Miene, die einige Verwirrung verrieth.

„Ja! ja! daß ist's! ich sagte, ich hätte gewiß einen Jeden in Schrecken gesetzt, ja selbst meinen Verlobten," und indem sie diese Worte sprach, drehte sie einen Ring hin und her, den sie ohne Zweifel von ihm hatte. „Allein ich verursachte Niemanden Furcht; denn Niemand kam mich in meiner Hütte zu besuchen, so sehr fürchteten sie sich ohne Zweifel, einen Ort zu betreten, wo ein Mörder gewandelt hatte! . . . Niemand kam also, nur allein meine geliebte Gebietrin und dieser fromme Mann, der mir sagte, daß ich ferner nur nach dem Himmel blicken sollte, wohin ich eines Tages gehen würde, um meine Mutter wieder zu finden. Er las mir das Buch Hiob, das Leben der heiligen Martyrer, und wir priesen den Herrn! Ach! liebes Kind, sprachen diese zu mir, welche schöne Krone bereitet dir Gott, wenn du den Menschen ihre Ungerechtigkeit verzeihst und wenn du für die bittest, die dich zuälen! Und ich betete zu Gott für die ganze Welt und ich pries ihn selbst in meinem Unglück, weil mir seine Rathschlüsse nicht durchschauen können! . . ."

Ich habe Ihnen nicht erzählt, daß mein Oheim und meine Tante bei meinem Bette fehlten, weil sie zu meinem Vater geeilt waren und dort im Gefängniß das Recht ihrer Verwandtschaft in Anspruch nahmen, um ihn zu trösten. Die braven Seelen! sie wurden von unserm Unglück so sehr betroffen, daß sie, hierin glücklicher als ich, es nicht überlebten. Wenn ich aber noch auf der Erde bin, so ist es, um den Tag der göttlichen Gerechtigkeit zu sehen! Den Tag, an welchem die Unschuld meines Vaters wird anerkannt werden, und dieser Tag wird kommen," sagte sie, ihren Kopf gen Himmel erhebend.

Einige Wochen gingen nun vorüber; wie viel das weiß ich nicht; denn ich zählte die Tage nicht mehr. Meine Wohlthäterin sagte mir: „Marie, man wird über deinen Vater das Urtheil sprechen, deine Gegenwart kann ihm nützlich seyn, ihm den Muth zu geben sich zu vertheidigen, du mußt zu ihm gehen." — Ich ging, denn ich konnte damal wieder gehen.

Sobald mein Vater mich erblickte, fing er an zu schluchzen und schrie: „O mein Kind! mein Kind! in welchem Zustande sehe ich dich! daß ist es also, warum du hier fehltest!" und mein Vater weinte über meine weißen Haare. „Ach!" sagte er immer noch schluchzend, „hätte man mir gesagt, als deine Mutter die Bänder in deine schönen blonden Zöpfe flocht, daß ich sie eines Tages gebleicht sehen würde!" und die Gedanken, die überwältigend ihm zuströmten, zerrissen sein Herz in Thränen. Ach! wie bitter sind diese Gedanken eines Vaters am Fuße des Blutgerüstes, der über das vorzeitige Greisenalter einer Tochter von zwanzig Jahren weint? Ich übergehe unsere Gespräche," sagte Marie mit erstickter Stimme, „ihre Erinnerung zerreißt immer mein Herz! . . . Mein Vater war unschuldig; allein er sah ein, daß nichts ihn dem Tod entreißen könne; er hatte sich ergeben, und er war es, der mich tröstete; er hatte einen solchen Abscheu, einen solchen Ueberdruß gegen diese Welt, daß er nur nach dem Himmel verlangte; er weinte nur über mich, er beklagte mich, daß ich leben müsse; allein meine edlen Beschützer," sagte Marie, indem sie auf Madame D.... und den Pfarrer zeigte, „hatten ihm versprochen, daß sie mich niemals verlassen würden.

Der Prozeß begann; mein Vater hatte einen von Amtswegen ernannten Advokaten. Die Gestalt der Richter, der Zeugen, des Anklägers, die Fragen, die Aussagen, Alles ist hier, immer hier," sagte sie, vor die Stirne sich schlagend, „Alles ist hier, um mich für diese Welt sterben und nur dem Himmel leben zu lassen, wohin alle Opfer der Menschen gehen. Alles steht noch immer da, so lebendig, so grausam, wie die ersten Auftritte, die ich Ihnen geschildert habe und womit unser Unglück seinen Anfang nahm. Diese regungslosen Gesichter, diese kalte Gerechtigkeit thaten mir weher als das Wehgeschrei der über den Anblick des Mordes und Brandes gereizten Menge. Diese Menschen mit ihren kalten Gesichtern, die ohne Bewegung das Schuldig über meinen Vater aussprachen, ich sehe sie immer, sie quälen mich Tag und Nacht; denn diese Menschen sind immer ohne Erbarmen. Ach! erwarten Sie nicht die Einzelnheiten, Sie kennen Alles, Sie begreifen den Gang eines Prozesses, worin Alles dem Angeklagten zur Last fiel: dieser Sack Geld meiner Mitgift, den man in Beziehung zu den wahrscheinlichen Ersparnissen meines Vaters und der gestohlenen Summe setzte; die Schimpfreden meines Vaters gegen den Pächter; seine Drohungen; das Verlassen seiner Hütte in der Nacht des Mordes und des Feuers; der Wahnsinn meiner Mutter; die in den Händen des Todten gefundenen Fetzen seines Kittels . . . Alles zeugte gegen ihn. Mein Vater

wurde verurtheilt. Und ich fühle noch den Schauer, der mich durchfuhr, als ich den Spruch hörte; ich hielt ihn für übertrieben und überlebte ihn dennoch; und darum habe ich Ihnen gesagt, wenn ich ihn überlebte, so ist es einzig, um den Tag der göttlichen Gerechtigkeit zu sehen. Das Urtheil wurde vollzogen, mein Vater starb eines schmachvollen Todes und dennoch ist er unschuldig," schrie Marie . . ., „er ist unschuldig."

„Ich würde es auf das Evangelium bezeugen," sagte der Pfarrer mit feierlicher Stimme, „ich, der ich ihm in den letzten Augenblicken beigestanden bin. Auf der Schwelle der Ewigkeit verstummen alle menschlichen Interessen, Besnard fürchtete Gott, und er starb, seine Unschuld bezeugend, und dennoch hält ihn Jedermann noch heute für schuldig."

„Kam Pierre Leroux sein Zeugniß zu geben?" fragte ich den Priester.

„Ja freilich, mein Herr! aber er konnte nicht viel sagen. Er erzählte den Auftritt, der am Abend vor dem Mord zwischen Besnard und seinem Herrn statt hatte, wobei Besnard den Pächter ins Gesicht geschlagen hatte; er war dazwischen getreten, um sie zu trennen und seinem Herrn zu helfen, den Besnard zum Hause hinaus zu jagen. Die Aussage des Pierre Leroux war gemäßigt, er sprach zuerst von der Heftigkeit des Besnard, eine Heftigkeit so bekannt, daß sie derartige Beiträgen entschuldigen müsse. „Wäre ich ungerechter Weise des Diebstahls beschuldigt worden unter Umständen, welche diese Beschuldigung für den armen Familienvater so verhängnißvoll machten, ich Pierre Leroux, ich, der ich gemäßigter bin als Besnard, ich hätte mich vielleicht nicht besser zu bändigen gewußt!" sagte er. Seine übrige Auskunft betreffend, so konnte er wenig sagen; denn nach der Verjagung des Besnard aus dem Hause, hatte ihn sein Herr mit dem von Besnard geroschenen Getreide nach der Mühle geschickt, weil der Pächter es zum nächsten Markt bringen wollte."

„War die Mühle von dem Hofe entfernt?" fragte ich wieder.

„Ohngefähr fünf Stunden."

„Wurde der Müller auch zum Zeugniß vorgefordert?"

„Ja, mein Herr! Pierre Leroux hatte mit ihnen getrunken und zwar so sehr, daß Pierre Leroux sich verspätete und erst um Mitternacht heimkehrte, als der Brand schon begonnen hatte; ja er kam nicht einmal bis zum Hof, denn da er von ferne der Flamme ansichtig wurde, ließ er seinen Wagen auf dem Wege stehen, spannte ein Pferd aus und eilte nach der Stadt Hülfe zu suchen. Er war es, der die Pompiers und die Gensdarmen herbeibrachte, welche verhinderten, daß Besnard nicht todtgeschlagen wurde."

„Was ist aus dem Menschen geworden?"

„Er ist seiner Pächterin gefolgt, die sofort den Pacht des Hofes von Rogers aufkündigte, da sie nicht leben konnte, wo so schreckliche Vorfälle sich begeben."

„Wer war dieser Pierre Leroux?"

„Ein guter und braver Bursche, den Jedermann lieb hatte, über den sich Niemand zu beklagen hatte, seiner Herrschaft anhänglich und ergeben und der, wie man sagte, die Viehmagd, die ein schönes Mädchen war, heirathen sollte."

„Welches Alter hatte er?"

„Ohngefähr achtundzwanzig Jahre."

„Mein Herr!" fiel Marie ein, „es ist hier ein unbestrafter Schuldiger, aber hüten wir uns vor vermessenen Urtheilen, da schon ein Unschuldiger zum Tod geführt wurde!"

„Und der Pächter hatte keinen Feind! Niemand der einen Vortheil von seinem Tode zog?"

„Nein, mein Herr!" erwiederte der Pfarrer, „er war geliebt und hatte niemals Jemanden etwas zu Leide gethan."

„Sonderbares Geheimniß!" schrie ich, „und Sie sind hier geblieben, Marie?"

„Der Prozeß hatte so viel Lärm gemacht," erwiederte sie, „daß Marie Besnard nirgends Brod noch ein Obdach zu gewärtigen hatte. Ich blieb also dort, wo alle meine Freuden begraben waren, alle meine Andenken, wo alle die Meinigen ruhen. Dort wo sie sind, da können sie die Reden und Schmähungen der Menschen nicht mehr aufwecken! . . . Ich bin bei ihnen geblieben um niemals ihre Leiden zu vergessen, um das Mitleid ihrer Scharfrichter zu ertragen, um allen jenen grausamen Vorurtheilen zu verzeihen, die mich so lange von meinen Brüdern getrennt haben, selbst in der Kirche, wo Gott auch die Schuldigen zuläßt! Ich bin dort geblieben, wo ich zwei Beschützer hatte! Ihre Zuneigung, ihre Achtung haben nach und nach die grausamsten Vorurtheile gemildert; heute würden alle, die mich einst beschuldigt, mich vertheidigen und beschützen, und es ist nicht allein Mitleid, nein es ist Achtung, es ist Zuneigung, die sie zu mir hegen; sie begrüßen jene Dornenkrone, die mich zerreißt! Werden sie einst Tages meinen Triumph begrüßen?"

Marie verließ uns dann; nachdem sie durch diese bewegte Erzählung die Erinnerung ihrer schrecklichen Leiden neu belebt, fühlte sie ohne Zweifel das Bedürfniß, Gott um Ergebung und Muth anzuflehen. Der Pfarrer folgte ihr.

„Sie glauben also auch an die Unschuld des alten Besnard?" fragte ich Mar. T . . .

„Ich habe niemals daran gezweifelt," erwiederte sie mir. Ich drückte unwillkührlich die Hand dieser erwürdigen Frau an meine Lippen zum Zeichen meiner Bewunderung.

Ich kehrte nach der Stadt zurück, das Herz voll Zwei-

fel und Trauer; wenn der alte Priester recht hätte, wenn Bednar unschuldig war, was ist es dann mit der menschlichen Gerechtigkeit!

Ich setzte meine Besuche ins Dorf fort. Marie erregte meine Theilnahme, ich liebte ihre alte ehrwürdige Gebieterin; neben diesen beiden Frauen und dem guten Pfarrer glaubte ich an die erhabensten Tugenden, an die Dauer der Gefühle, ich war stolz auf die Menschheit! Diese armen so hart gerüsteten Wesen ertrugen ihren Kummer, hofften auf Gott! Wir wären also nicht so schwach, wie einige Alte sagen; wir wüßten unsern Schmerz, unsere Freude und unsern Glauben durch die traurigsten Umstände des Lebens zu bewahren! Mit welcher Hochachtung und welcher Begeisterung begrüßte ich diese drei Wesen!...

Einige Zeit nach dieser Erzählung wurde ich für eine Stadt der Bretagne ernannt, es war für mich eine Beförderung; meine drei Freunde wünschten mir Glück, obschon meine Abreise sie betrübte. Der alte Pfarrer begleitete mich ziemlich weit vor das Dorf und nahm mir noch das Versprechen ab, Marie nicht zu vergessen und sie zu beschützen, wenn sie je meines Beistandes bedürfen sollte.

„Sie glauben also immer noch an die Unschuld ihres Vaters?"

„Ob ich daran glaube!" rief der Priester, „eben so fest wie seine Tochter."

„Muß ich es Ihnen gestehen, Herr Pfarrer!" entgegnete ich ihm, „mit Madame D.... bin auch ich zuletzt den Richtern beigetreten." — Der Pfarrer seufzte.

„Arme Unglückliche!" sprach er, „auch ihre Freunde sind gegen sie! Welch ein Schicksal! Ich bleibe also allein!" Und ich sah ihn, wie er, mit dem Ausdruck der Schwermuth in seiner Gestalt, den Weg nach dem Dorf zurückkehrte.

(Der zweite Theil dieser Erzählung, überschrieben: die göttliche Gerechtigkeit, folgt im nächsten Heft.)

Mach's nach!

Zu Bern im Schweizerland steht ein altes Münster, kunstreich aus Quadersteinen im gothischen Style erbaut. Der Meister, der es vollendete, und dem Gotteshause die Krone aufsetzte, hatte sein Bestes gethan, und darum richtete er das durchbrochene steinerne Laubwerk seines Gesimses also ein, daß es mit großen gothischen Buchstaben die Worte: **Mach's nach!** ausdrückte. Kömmt nun nach manchem Jahrhundert einer nach Bern, und sieht er das Münster hinan, dann ruft ihm noch immer der alte Meister aus dem Fenster seines stattlichen Werkes zu: **Mach's nach!**

Vielleicht brachte er dadurch manchen Vorlauten zum Schweigen, der bei dem Worte Mach's nach! empfand, daß es leichter sei, das alte Meisterwerk zu tadeln, als es nachzumachen, oder es gar besser zu machen. Und das laß auch dir gesagt seyn: stehst du vor einem großen Werke deiner Vorfahren, oder hörst du von einer großen und schönen That, die irgend einer, wer er immer sei, war's auch kein Vorfahre, verrichtet hat, dann sei kein alter Philister, der Alles besser zu wissen vermeint, und stelle dich nicht mit deinem Fusel wie ein Scharfrichter, oder ein Oberschlüsselmeister vor das heilige Werk hin, die Hände auf den Rücken gelegt, mit einem Gesicht wie ein Brechpulver, oder wie ein Topf abgestandenen Essigs,

und suche nicht so lange, bis du endlich mit deiner Brille eine Fliege entdeckst, die dir vielleicht selbst auf der Nase sitzt.

Sei auch kein ſo aufgeblaſener Tropf und ſelbſtgefälliger Pinſel, der ſtill iſt wie ein Stockfiſch, wenn es darauf ankommt; ſteht er aber daheim hinter ſeinem Ofen, und hat er ſeinen neuen, geblümten Schlafrock an, und die Meerſchaumpfeife angezündet, läßt er die Rauchwolken aufſteigen und ſchlürft er dabei den Schlüſſelblumen-Champagner ſeines Eigendünkels: ei! dann reißt er das Maul weit auf wie ein Scheuerthor, und Alles, meint er, wäre viel beſſer geworden, hätte man auf ſeine Meinung gehört.

Solcher Scharfrichter und Keſſelflicker, Bärenhäuter und Maulhelden gibt es in unſerem Vaterlande ſchon über und über genug; ja, macht Einer einmal etwas, ſo ſtehen ihrer Zehn um ihn her, die, ſtatt ihm zu helfen und ihn aufzumuntern, durch ihren Tadel ihm den Muth und die Freude verkümmern, und haben ſie ihn zu Tode geärgert und verkungern laſſen, dann ſetzen ſie ihm vielleicht ein ſteinernes Monument. Vermehre darum ihre Zahl nicht; laß ſie reden, die Philiſter, wenn du ſie nicht zum Schweigen bringen kannſt, und ſteht du etwas Treffliches und Meiſterliches, dann entblöße dein Haupt, und bewundere es mit voller Seele, und ſage dem Meiſter deinen Dank und hilf ihm auch, wenn du kannſt; zu dir ſelbſt aber ſprich: Mach's nach! wie der alte Baumeiſter auf das Berner Münſter geſchrieben.

Allerlei Exempel zum Vorhergehenden.

Im Lande des türkiſchen Sultans, wo ſie keinen Wein trinken, aber viele Frauen und Sclaven haben, hatte einmal, ſo wird erzählt, ein Sclave ſeinem Herrn bei der Mahlzeit eine Schüſſel heißer Speiſe auf den Nacken fallen laſſen, daß es ihn bis auf die Knochen brannte. Der Herr fuhr zornig auf, und ſah den Sclaven mit glühenden Augen an, als ob er ihn durchbohren wollte; der aber fiel ihm flehend zu Füßen und ſprach mit gefalteten Händen: „Herr! bedenke, das Paradies iſt für die, welche ihren Zorn zurückzuhalten und zu zähmen wiſſen.“ Betroffen erwiederte der Herr in ernſtem, ſtrengen Tone: daß er keine Regung des Zorns empfinde. Der Sclav aber fuhr fort: „und welche ihren Beleidigern vergeben.“ — „Ich vergebe dir auch“, verſetzte in milderem Tone der Herr. Als der Sclave aber noch hinzuſetzte: „Gott liebt vor Allem Jene, die ihren Beleidigern Gutes erweiſen“, da wollte der Herr ſeinem Sclaven das Beiſpiel hochherzigen Edelmuthes nicht ſchuldig bleiben und ſprach: „So gehe hin, ich ſchenke dir die Freiheit, und zu deinem Unterhalte gebe ich dir vierhundert Drachmen mit.“ — So hat's der Türk gemacht, denk an das Berner Münſter und Mach's nach!

Es war einmal ein König oder ein Herzog, wie er geheißen hat, weiß ich nicht, regierte er aber nicht dieſſeits des Rheines, ſo regierte er jenſeits. Derſelbe hat einmal einen reichen Bürgersmann, oder vielmehr er befahl ihm, daß er in ſeiner Wohnung einen ſeiner Günſtlinge, einen Edelmann, beherberge, der den Adel ſeiner Vorfahren durch die eigenen Schandthaten entehrt hatte. Da antwortete der Bürger ſeinem Fürſten: „Ich kann Euch, als meinem Herren und König, nichts abſchlagen; aber wiſſet doch, daß ich mein Haus, ſobald der Edelmann hinaus iſt, an allen vier Ecken ſelbſt in Brand ſtecken werde, als ein Haus, das von dem Laſter verpeſtet iſt, und nicht ferner verdient, von Leuten bewohnt zu werden, welche Ehre und Ehrlichkeit lieben.“ — Mach's nach, und kein Hinz und kein Kunz wird dich mit ſolcher Einquartierung beläſtigen, der dir Zumuthungen machen, die deiner Ehre und deinem Gewiſſen zuwider ſind.

Zu Alfonſo V., König von Arragonien und Sizilien, ſprach einſt ein Hofmann, ein Strohkopf, der eine Windfahne im Wappen führte: er erinnere ſich, in der Geſchichte irgendwo geleſen zu haben, die Wiſſenſchaften ſchickten ſich für vornehme und reiche Leute nicht, und folglich dürften dieſe ſich den Kopf nicht mit ſolchem Plunder, wie das gemeine Volk anfüllen. „Ihr irrt euch, Herr!“ erwiederte Alfonſo in verweiſendem Tone, „kein König, ſondern ein Eſel hat das geſagt.“ Das war königlich geſprochen, merk dir's fein.

Leſſing war ein ſcharfſinniger und ſcharfzüngiger Geiſt, der in einer ſchlechten Zeit mit den Waffen der Wiſſenſchaft nach tieferer Erkenntniß rang, und alle Halbheiten und Hohlheiten ſchonungslos bekämpfte. Einmal fällte er von einer Schrift folgen-

des kurze Urtheil: „Dieß Buch enthält viel Neues und viel Wahres; aber leider ist das Neue nicht wahr, und das Wahre nicht neu.“ Das merk dir, und kömmt dir nun so ein neumodischer Gockelhahn, der eben dem Ei entschlüpft ist, aufgeputzt und aufgeputzt und aufgedonnert daher stolzirt, und kramt dir seine Weisheit aus, und thut, als sei er dabei gewesen, da der liebe Gott die Welt geschaffen, und will Alles besser wissen, und Alles umwerfen und verändern, dann mach's dem Lessing nach, laß dich nicht von dem Dunst irren, und siehe näher zu, und du wirst gemeinlich finden, daß die eine, die kleinere Hälfte, wahr und nicht neu, und die größere neu und nicht wahr ist.

Eine polnische Prinzessin lebte im Jahre 1772 in Paris. Nun weiß aber Jeder, daß die Polen und Polinnen einen Geist haben, der leicht entzündlich, und des höchsten Aufschwungs und der größten Aufopferung fähig ist. Hat es ihnen dagegen nur zu oft an Standhaftigkeit, an Einigkeit, an sittlichem Ernst und dem Geiste des Gehorsams und der Gesetzlichkeit gefehlt: so hat sie dafür die strafende und läuternde Gerechtigkeit Gottes unter ihre eiserne Zuchtrute genommen. Die polnische Prinzessin in Paris war krank, wie ihr unglückliches Vaterland. Sie ließ einen Wundarzt kommen, der sollte ihr zur Ader lassen; allein der Unglückliche schnitt die Pulsader durch, es erfolgte Verblutung und die Kranke war unrettbar verloren. Zwei Tage vor ihrem Tode ließ sie darum zu ihrem Testament folgenden Zusatz machen: „Ueberzeugt von dem Schaden, den mein Tod dem unglücklichen Chirurgen bringen wird, der Ursache meines Todes ist, vermache ich ihm lebenslänglich aus meinen Gütern einen jährlichen Gehalt von zweihundert Ducaten und verzeihe ihm von ganzem Herzen sein Versehen. Es ist mein innigster Wunsch, daß er hiedurch für das verlorne Zutrauen wegen jenes Unglückes entschädigt werde.“ **Mach's nach!** nicht dem ungeschickten Wundarzt, denn du würdest wohl schwerlich eine polnische Prinzessin finden mit jährlichen zweihundert Ducaten, sondern der hochherzigen Polin selbst, die, der eigenen Todeswunde uneingedenk, so großmüthig des unglücklichen Wundarztes gedachte.

Zugspitz-Besteigung.

In der langen Kette bayerischer Alpen, welche sich im Süden Tirols, von Osten nach Westen, von der Schweiz und Vorarlberg nach Salzburg und Steiermark hinziehen, erhebt sich der Zugspitz, der höchste aller Bergfürsten dieses bayerischen Alpenstockes.

Weithin sichtbar und das ganze altbayerische Hochland, einen Theil von Oesterreich und Schwaben beherrschend und leicht erkennbar, ragt der alte Riese in mächtigen, ernsten, scharfgezeichneten Formen über die benachbarten Gipfel des Bergzuges hinaus, wie ein Berg Bergen aufzeigt. Von den Thürmen Münchens und von denen von tausend andern Städten und Dörfern, das Land auf und ab, sichtbar, scheint sein Haupt, das sich mit der silbernen Eiskrone in den einsamen blauen Lüften wiegt, allen Bergsteigern den Handschuh hinzuwerfen, und sie trotzig zum Kampfe herauszufordern.

Der Handschuh wurde aufgehoben und der Kampf mit dem Bergriesen, wenn auch nicht oft, so doch mehrmal, und zwar glücklich bestanden; menschlicher Forschergeist, menschliche Kühnheit und Beharrlichkeit haben ihre Siegesfahnen auch auf dem Gipfel des Zugspitzes aufgepflanzt.

Wir freuen uns, in den folgenden Blättern unsern Lesern die Beschreibung einer solchen Besteigung aus dem Jahre 1835 geben zu können; ihr werden sich am Schlusse Bemerkungen über die neueste Besteigung im Jahre 1843 anreihen. Beides verdanken wir durch freundschaftliche Vermittlung der Güte des Herrn Einsele, gegenwärtig königl. Kreisphysikus in Berchtesgaden. Bekannt als einer der kenntnißreichsten Botaniker hat unser Führer, selbst in Augenblicken der größten Gefahr und der schwersten Mühseligkeiten, wenn die Hand an einem schwankenden Steine sich festhielt, und der Fuß am Rande des Abgrundes kaum Raum fand, doch sein Pflänzchen zur Rechten und Linken nicht vergessen. Wir preisen nicht, daß unsere Leser seiner Beschreibung, die sich so sehr durch schmucklose, naturgetreue Einfachheit und lebendige Anschaulichkeit auszeichnet, mit größter Theilnahme folgen werden. Freilich wird Manchem dagegen gewiß die Lust vergehen, dem kühnen Bergsteiger es auf seinem schwindelnden Gange nachzuthun, und seine eigene Fahne auf dem Zugspitz aufzupflanzen.

Bergen die nahebedeckten Tiefen des Meeres Schrecken, von denen der Schiffer auf der sonnigen Oberflä-

che keine Ahnung hat, so bietet nicht minder das wilde Hochgebirg des Entsetzlichen und Grauenhaften so Vieles, wovon sich der Flachländer kaum eine Vorstellung machen kann. Unsere Leser in den zahmen Niederungen, in den sonnigen Thälern und auf den lachenden Hügeln, werden hier einiger Maaßen einen Begriff erhalten, welche Bewandtniß es um diese Alpenwelt hat. Möge die Beschreibung zugleich ein Beitrag zur Charakteristik unseres Vaterlandes und seiner Stämme seyn, deren so manche sich in jener gewaltigen Alpenwelt angesiedelt haben, wo der Mensch, im Kampf mit den Schrecken der Natur, seinen Muth stählt und unerschrockenen Blickes von der schwindelnden Höhe in die schauerlichsten Abgründe niederblickt. Ist ja so oft schon von diesen Bergen in den Tagen der Knechtschaft, da das Schwert des Eroberers Alles ringsum zum Schweigen gebracht, der Ruf der Freiheit aus muthiger Brust in die Ebene herab erklungen, und hat der Donner der kühnen Bergschützen, von Felsenwand zu Felsenwand rollend und tausendfach wiederhallend, die Besiegten zu neuem Widerstande für des Vaterlandes Befreiung und Wiedererhebung auf's Neue begeistert. Ihnen darum unsern Gruß zurufend, lassen wir den Erzähler den Bericht seiner Wanderung beginnen.

Ihnen, verehrter Freund, der Sie, wie ich weiß, an Allem, was Werdenfels betrifft, lebhaften Antheil nehmen, erlaube ich mir nachstehende kleine Schilderung eines der wenigen bisher ausgeführten Zugspitz-Besteigungsversuches zuzueignen.

Die im vorhergegangenen Jahre zweimal gelungene Ersteigung dieses Berges ist Ihnen aus öffentlichen Blättern bekannt; unter andern haben die Bayerischen Annalen und das Vaterländische Magazin für Belehrung Nutzen und Unterhaltung ꝛc. ziemlich umständlich hierüber berichtet. Ich kann mir daher die Beschreibung des größten Theiles der Wegstrecke ersparen und werde mich bloß auf das beschränken, was der Unternehmung von diesem Jahre eigenthümlich ist.

Sie war lange beabsichtigt und zum Theil vorbereitet: denn der königl. Forstwart Oberst zu Farchant, (jetzt königlicher Revierförster zu Kling bei Wasserburg) hatte sich vom Hrn. Forstmeister Elmert zu Partenkirchen (†) daselbst den 13. Juni 1840) gütigst unterstützt, vorgenommen, Beobachtungsinstrumente auf die Spitze zu bringen und die Höhe, wo möglich, genauer als bisher zu bestimmen.

Am 20. August 1835 Mittags 12 Uhr brach die kleine Karavane von Garmisch auf, bestehend aus Hrn. Oberst, dem königl. Forstgehülfen Hrn. Sartori in Garmisch, (jetzt königl. Forstwart in Mittenwald), dem als kühnen Steiger bekannten Führer Johann Barth (vulgo Hansi), Zimmermeistersohn von Partenkirchen, dem Söldner Urban aus Farchant, der als Träger diente und dem Berichterstatter. Oberst's Tächsin Diana darf füglich auch noch hinzugezählt werden. —

Schwüle Luft und schwere Wolken, die aus Westen über die Berge und den Eibsee herzogen, ließen für diesen Tag Gewitter fürchten, wie wir sie seit einiger Zeit beinahe täglich gehabt hatten, zugleich aber auch Hoffnung für den nächsten Morgen fassen. Diese wankte, als wir im Reinthal hinter uns zwischen die Berge kamen, und der Himmel sich gleichförmiger trübte, ohne

*) Bayer. Annal. Jahrgang 1834. Nr. 120. (v. 7. Oct.) 1834. Jahrg. 1835. Nr. 4 (vom 27. Januar 1835. Baierl. Magaz. Jahrg. 1837 Nr. 26 u. 27.
" 1838 " 7

daß es zum Gewitter gekommen wäre. Das war aber bloß bei uns so; außer den Bergen gab es doch mehrere Gewitter, wovon man zwischen dem Gewände nichts sehen konnte.

Nach kurzer Rast beim Reinthaler Bauer, wo man uns schlechtes Wetter für morgen verkündete, folgte man dem bekannten Steige durch's Reinthal, verweilte noch ein wenig bei den „sieben Quellen," [in deren Nähe von einem aus der Gesellschaft eine Schlange, ehe ich sie genau sehen konnte, unter die Steine, vor welchen sie sich sonnte, verschreckt wurde, vielleicht eine Pelias (Vipera) Berus, die in dieser Gegend vorkommen soll, oder eine Coluber laevis? —] und kam, an den blauen Gumpen und dem Partnachfalle vorüber, gegen Abend zur Angerhütte. Während meine Begleiter sich anschickten das zuzurichten, was ihnen zum Nachtquartiere nöthig schien, benützte ich den Rest des Tages mit Hrn. Oberst und einem hier noch hinzugekommenen Fremden, der bloß das Reinthal besuchen und morgen von da zurückkehren wollte, den Partnach-Ursprung und die Eiskapelle (eine starke Viertelstunde von der Hütte entfernt) zu sehen. Letztere war in diesem Jahre bis auf einen kleinen Seitentheil hinten am Gewölbe noch wohl erhalten. 70 Schritte zählte ich unter der schön gewölbten, vom Schmelzwasser großmuschelig ausgenagten, gegen 10 Fuß vom Boden erhabenen, und nach Hrn. Oberst's Messung 30 bis 40 Fuß dicken Eisschneedecke, ehe ich hinten an die Wand kam, wo ein schleierartiger Wasserfall das Gewölbe durchbrach, wie sich ähnliche Bildungen — gefrorne und permanente Reste von gewaltigen, sich hier häufiger als anderswo wiederholenden Lawinen, gegen die Sonne geschützt — in den Alpen auch anderwärts finden, z. B. im Berchtesgadenschen, und hier mitunter noch großartiger. Hier an der feuchten, kalten Wand, wo nur wenige Strahlen der Mittagssonne durch die Oeffnung der Eisdecke einzudringen und kaum das feuchte Phantom eines vom eisigen Hauche verkümmerten Frühlings zu schaffen vermögen, blühten gleichwohl noch ein paar Zwerge von Steinprimeln (Primula auricula L.)

Hier stieg ich unter dem Wasserfall zur Eishöhle hinaus, und indem ich mit dem Messer, das mir zum Pflanzen-Ausgraben dient, Stufen in den festgefrornen Schnee einschnitt, und Oberst, der von außen die Decke hinaufgegangen war, von oben die Hand reichte, gelangte auch ich auf die schmutzige, mit herabgestürzten Steinen besäete Außenfläche der Eiskapelle, von welcher die Rückkehr leicht ist. — Der Fremde hatte mittlerweile die Kapelle und ihre starre Felsenumgebung, und wie die Partnach unmittelbar vor dem Eingange des Gewölbes breit und mächtig aus einem tiefen Felsenkessel herauffällt, in sein Skizzenbuch aufgenommen.

Von hier bis zur Hütte und überhaupt auf dem Anger fanden sich nachstehende Alpenpflanzen in dieser Jahreszeit am häufigsten: Achillea atrata L.; Adenostyles alpina Bl. et Fing.; Aronicum scorpioides Koch; Aster alpinus L.; Betonica Alopecuros L.; Erigeron alpinus L.; Gymnadenia odoratissima Rich.; Saxifraga aizoides L.; Silene Alpestris Iacq., und einige andere. Zunächst am Partnach-Ursprunge wuchsen einige Exemplare von Allium fallax Don.

Am Partnachfalle unten hatte ich, etwa 15 Jahre früher, im October die schöne Achillea Clavennae L. gesehen, seitdem nicht und in Werdenfels nirgends wieder, während sie an den südlichen Wänden des Wendelsteins, bei Miesbach, und im östlichen Alpenzuge jenseits des Inns so häufig ist. — Jener Begegnung gedenkend ging ich noch spät Abends zur Cascade hinab; aber schon damals vereinsamt, hatte sie sich wahrscheinlich seitdem gänzlich verloren — keine Spur mehr davon! — Dagegen fand sich zwischen dem Krummholz, vom Wasserfall zum Steige hinauf, die ziemlich seltene Microstylis monophylla Lindl. in einigen Exemplärchen. — Mit Eintruch der Nacht war ich wieder in der Hütte bei meinen Gefährten.

Mittlerweile hatten sich auch die Kühe um die Hütte versammelt, und einige von ihnen sprangen wie besessen umher; dieß, sagte man uns, bedeute schlechtes Wetter. Innen war Alles vollauf beschäftigt; das Lager ward aus frisch gehauenen Tannenzweigen bereits längs der einen Mauer hingeschichtet, und was die Bergfäcke von Victualien enthielten, hervorgesucht, um zum Abendessen verwendet zu werden. — Am Feuer, das mitten in der Hütte auf dem niedrigen Heerde loderte, prasselte in der Pfanne das Schmalz, und bald regalirte und der Arzt Urban, zugleich unser Koch, mit einem wirklich gut bereiteten Schmarn („Stoyfer" in Werdenfels genannt.) Milch gab die Tunke dazu. Nach orientalischer Sitte kauerten wir mit gekreuzten Beinen auf der Streu, und die Schüsseln standen auf einer Bank zwischen uns. Das war der Herrentisch. Dann ward die Pfanne gescheuert, und derselbe Koch bereitete ein gleiches Mahl für die Dienerschaft. Ganz zuletzt kochten die beiden Hirten ihre ärmliche Abendsuppe.

Es war nun keine kleine Aufgabe 9 Personen und einen Hund in dem bloß für die beiden Hirten berechneten Hüttchen so unterzubringen, daß Jedes noch bequem und wenigstens ausgestreckt liegen konnte; indeß wurde sie doch glücklich gelöst. Herren und Diener lagerten sich traulich und dicht aneinander gereiht längs der einen Wand hin, die beiden Hirten auf ihrer gewöhnlichen Lotterbank. Diana wechselte zwischen allen. Winkeln und suchte wohl auch dann und wann an der weitklüftigen Thüre frische Luft zu schöpfen.

Einer nach dem andern ſank in mehr oder minder ſanften, mitunter wohl feſten, hörbaren Schlummer. Ich konnte nicht ſchlafen, ſetzte mich an das verglimmende Feuer, das ich nur ſo viel ſchürte, daß es nicht ganz erloſch, und brütete über unſerer Expedition, die mir halb und halb thöricht und unausführbar erſchien; denn ſo oft ich auch zum offenen Raum über der Thür hinaus ſah, — nur ſelten ſchimmerte ein Sternlein zwiſchen den vorüberziehenden Wolken Hoffnung in's Herz. Es war nicht die ſchöne Mondnacht, wie ſie uns Oberſt im vorigen Jahre geſchildert hat. Kaum vom dunklen Himmel unterſcheidbar umragten uns die finſtern Klippen und Spitzen der Thalwände, und vom Ferner herab krochen ſchwarze Wolkenungethüme und zogen ſchwer und träge das Keinthal entlang hinab.

Einzelne Klänge von den Glocken der außen lagernden Rinder mengten ſich in das monotone Rauſchen der Partnach, die nahe an der Hütte vorüberſtrömt. Finſter und traurig — ſo war die Nacht vom 20. auf den 21. Auguſt.

Von Zeit zu Zeit erhob ſich Einer oder der Andere von meinen Gefährten und ging hinaus und kam mit gleich ſchlechtem Troſt zurück: „Morgen regnets genug," hieß es bei Jedem. Nur Oberſt ſchwieg, ſo oft er hereinkam; man ſah daß Furcht und Hoffnung in ihm, der die Seele des ganzen Unternehmens war, peinlich kämpften. Um 1 Uhr Morgens weckte ſein barſcher Ruf: „Auf!" — die Schlaftrunkenen. Keinem aber wollte es mit dem Aufſtehen Ernſt werden. Selbſt der muntere Hani war langſam und verdroſſen.

„In der ſtockfinſtern Nacht iſt ja gar nicht weiter zu kommen, wir verirren uns oder brechen Hals und Bein. Ohnehin wird's regnen, warten wir doch den Tag ab, zum Umkehren hat's keine Eile" — ſo hieß es faſt allgemein. Nur Oberſt blieb unerſchütterlich und trieb ohne Unterlaß; man mußte ſich fügen. —

Während nun die Chokolade-Suppe am friſch lodernden Feuer kochte, und Einige noch faul hingeſtreckt, mit bedenklichen Geſichtern, den Kopf in die Hand geſtützt, dem Feuer zuſahen, wurden von den Uebrigen die Laſten gleichmäßig in die Bergſäcke vertheilt, und beſonders alles, was man oben nöthig hatte, von dem, was auf dem Ferner zurückgelaſſen werden konnte und mußte, geſchieden und in einen Sack zuſammengethan; darunter befanden ſich, in 3 Stücke zerlegt, die 9 Fuß lange, zum Auseinanderſchrauben eingerichtete Fahnenſtange mit ihrem eiſernen Querbelle, die Fahne ſelbſt, die Karten, das Fernrohr (ein ſehr guter Frauenhofer vom Hrn. Obrbeamten Wagner † 31. Mai 1846 in Mittenwald), der Kompaß, die Steigeiſen, das Seil ꝛc. — Oberſt ſelbſt war der treue Verwahrer und Träger des Barometers (Hrn. Forſtmeiſter Elmert gehörig), den er hin und zurück feſt um den Leib geſchnallt ſorgfältig trug. Um 1¼ Uhr waren wir fertig. Hani mit einem brennenden Spanbunde voraus, wir andern hintendrein — ging's in die ſchwarze ſternloſe Nacht hinaus. Bald zeigte ſich die Vorſicht eine Leuchte mitzunommen zu haben, gerechtfertiget; denn da, wo wir über die Partnach mußten, wäre keiner über die drei dünnen ſchwan-

kenden Stangen gekommen, die hier als Brücke dienen, und in der Finſterniß kaum zu erkennen waren. — Jenſeits, mitten im Legföhren-Labyrinthe, ging das Licht zu Ende; doch gelangte der kleine, halb ſchläfrig-verdroſſen, halb bedächtig ſchreitende Zug, ohne bedeutende Verirrung, über den „hinteren Anger" an die „Wand."

Das weiße Kalkgeröll, über welches der rauhe, mühſelige Pfad nun ſteil und ununterbrochen längs der Wand aufwärts zum „Brunnthal" führt, ließ uns hier das Licht leichter entbehren. Aber ermattend wirkte die ſchwüle Nachtluft auf die Wanderer. Erſt im Brunnthal am Fuße des „Platten" wehte kühlere Luft, und nun ſchien ſich auch der Himmel günſtiger zeigen zu wollen, während man bisher jeden Augenblick befürchten mußte, es werde zu regnen anfangen. Jetzt ward auch Hani zu meinem Leidweſen munterer; denn ſeinem von nun an raſcheren Schritte konnten wohl meine im Bergſteigen geübteren Gefährten folgen; meine ſchwächere Bruſt da-

gegen wollte mir oft den Dienst versagen auf dem stundenlangen Weg über das endlose, steil von den Wänden herabrieselnde Gerölle. Aber um Alles hätte ich nicht Anlaß geben mögen zu einer Verzögerung, bei ohnedem so zweifelhaften Umständen, und leuchte daher nach, so gut es gehen wollte. —

In der frühesten Morgendämmerung kamen wir an die Oase in dieser weiten Stein- und Felsenwüste — an's „letzte Wasser," das wir mehr rieseln hörten als sehen konnten. Die Andern müde und durstig, ich aber fast erschöpft, warfen wir uns hin an die Götterquelle, und athmeten mit voller Brust die kühle Morgenluft der höheren Regionen. Dieß und der Nektar neben uns, dessen eisige Kälte wir durch einige Bissen Weißbrod zu mildern suchten, und die kühnere Hoffnung, die wir jetzt schöpften, — denn die Wolken hoben sich höher, wurden dünner und zerrissen auf allen Seiten — und endlich die hehre schweigende Alpenwelt in dieser Höhe um uns her, das Alles gab Erquickung und Kraft zum fernern Werke. — Schon sah man über die Scharten und niedrigeren Joche des Reinthaler-Schrofens hinweg auf die Alpengipfel und Gletscher Tirols, und das matte Silberweiß der letzteren schied sich in deutlichen Contouren vom grauen Morgenhimmel.

Hier schnallten meine Gefährten die Fußeisen an. Ihres Gebrauches ungewohnt, verzichtete ich ganz auf sie und hatte als Stütze, selbst auf den Schneehängen des Fernerö, bloß meinen Bergstock und die Tritte meiner Vorgänger.

Ueber die zahllosen ganz kahlen Felsenrücken und mit Schnee theilweise gefüllten Höhlungen und Thäler und über den unendlichen Schutt des Platteö hinweg, erreichten wir mit Tagesanbruch den „Schneeferner." Jetzt schien es gewiß, daß wir wenigstens den Morgen über freien Himmel haben, und das Unternehmen von dieser Seite her keine Störung mehr erleiden würde.

An den untern Gränzen des Schnees, auf den Felsblöcken des Platteö fanden dort und da kleine Gruppen von Schaafen, die in dieser Wüste nichts Anderes haben, als das spärliche kurze Gras und die zerstreuten Hochalpenpflanzen, die unter der Masse von Schutt und Trümmern für das Auge in geringer Entfernung sich gänzlich verlieren. Dennoch scheinen diese Thiere, die hier den kurzen Sommer über ohne Obdach und sich selbst überlassen sind, gut genährt und zeichnen sich durch sehr lange, wenn auch grobe Wolle und erstaunliche Behendigkeit im Springen auf diesem von Klippen starrenden Gebiete aus. Ich habe mich an andern Orten einige Male überzeugt, daß die Schaafe fast eben so gut klettern können, als die Gemsen, und daß sie sich zuweilen an Wänden aufhalten, wo es keinem Menschen möglich wäre, ihnen zu folgen.

Am Platt finden sich meistens nur noch die Saxifragen der höheren Regionen, z. B.: Saxifraga aizoon Jcq., androsacea L.; muscoides Wulf.; stellaris L.; stenopetala Cand. u.: die Alpen- und die Gemsfreße (Hutchinsia alpina RBr. und Thlaspi rotundifolium Cand.), die niedrige Silene (Silene acaulis L.) und einige wenige Compositä und Umbelliferen, z. B.: (Soyeria hyoseridifolia Koch; Gnaphalium pussillum Haenke; Athamanta Eretensis L.; Meum Mutellina Guerin. (Mutaun der Aelpler); dann das schöne wohlriechende Alpenvergißmeinnicht (Myosotis sylvatica Hoffm. var. β alpestris; M. alpestris Schm., M. suaveolens Kit.), ganz klein und niedrig, aber noch mit dem lebhaftesten Blau. — Manches mag freilich dem Vorübereilenden verborgen geblieben seyn!

Der Schneeferner hatte in diesem Jahr, nach Versicherung meiner Gefährten, eine weit größere Ausdehnung und Mächtigkeit als im vergangenen. Freilich war es erst August; aber er wurde gewiß nicht mehr kleiner; denn von den letzten Tagen dieses Monats bis gegen die Mitte Septembers warf es dort wiederholt reichlich Schnee, der nicht mehr wegschmelzen konnte.

Längs der südlichen Zugspitzwand zieht er sich ununterbrochen, in der Mittelbreite einer Viertelstunde, mehr als eine, vielleicht gegen 2 Stunden weit hinauf. Seine ganze, von den Wänden herab concave Oberfläche ist von parallelen Rinnen in Folge der Sommer-Regengüsse und Gewitter durchfurcht und hart. Häufig sahen wir ganze Strecken in diesen Rinnen auffallend roth gefärbt — als sogenannten rothen Schnee, der bisher unter dem Namen Protococcus nivalis bekanntlich für ein Aggregat von mikroskopischen Kryptogamen galt, während durch die sorgfältigen Untersuchungen der Neuern, besonders von Lamont (Prior auf dem St. Bernhard), Hugi, Schuttleworth, Agassiz, Vogt, Defor *) u. A. es beinahe außer Zweifel gesetzt ist, daß die rothe Färbung des Schnee's wenigstens großentheils von verschiedenen Infusorien herrühre. — Wir hatten leider nicht einmal ein Gefäß bei uns, um von diesem Schnee mitzunehmen.

Da die Schneemasse steil gegen die Wände hinansteigt, so ist das Fortkommen auf derselben beschwerlich. Meine Vorgänger traten jedoch etwas auf seiner Oberfläche ein und dieß scherte auch meine Schritte. —

*) U. A. zu vergleichen: Excursions et séjours dans les glaciers et les hautes régions des Alpes, de M. *Agassiz* et de ses compagnons de voyage par *E. Desor* avec planches etc. Neuchatel et Paris. 1844. p. 215 ss. — und Dr. C. Vogt's deutsche Uebersetzung des verstehenden Werkes. Frankfurt a. M. 1844. p. 235 f. —

Weiteres siehe Literatur in Brunn Handbuch der Geschichte der Natur. Stutg. 1843. II. B. p. 285.

An den Wänden lag jetzt der Schnee wohl um 30 bis 40 Fuß höher hinauf als im Vorjahre und dieser Umstand kürzte natürlich auch das Klettern an ersteren um ebensoviel ab. Schneeklüfte (Gletscherklüfte sind es eigentlich doch nicht, denn der Schneefirner ist kein wahrer Gletscher, höchstens könnte man sie Firnschründe nennen) — waren nur sehr wenige vorhanden; wir kamen keiner derselben so nahe, daß wir sie hätten untersuchen können und übersahen sie bloß von den Wänden herab. Sie kreuzen sich mit den erwähnten Rinnen und es schien, als wären die schief geneigten Schneemassen durch ihr Eigengewicht an diesen Stellen auseinander gewichen, so wie ein schweres aber morsches Tuch, wenn es irgendwo herabhängt, mit der Zeit Querrisse bekommt.

Hani glaubte, noch ehe man die Stelle erreicht, wo die Wand früher begangen wurde, einen minder gefährlichen Ort zum Aufsteigen entdeckt zu haben, und wir folgten ihm nach einigen Debatten. Anfangs ging es auch wirklich erträglich. Selbst vom Firner zur Wand hinüber war hier keine Kluft zu passiren, indem sich der Schnee noch dicht an den Felsen legte; allein bald wurden die Wände so steil, daß — wie wir es auch versuchen mochten, die vorspringenden und überhängenden Zacken zu umgehen oder zu übersteigen, — doch von allen weiteren Versuchen auf dieser Seite abgestanden werden mußte. Der kühne Hani stund zuletzt noch auf einem Felsen, wohin ihm keiner von der Gesellschaft folgen mochte. Hr. Sartori drang auf einer andern Stelle am weitesten vor. Von allen Seiten rollten unter unsern Händen und Füßen die verwitterten Trümmer hinab und zerschellten, bis sie auf dem Schnee ankamen, in kleinere Stücke. Dieser Steinregen verscheuchte die auf dem Schnee zurückgebliebene Diana vom Fuß der Wand, und klug wußte sie sich von nun an außer dem Bereiche desselben zu halten, während sie aufmerksam und ängstlich unsere Bewegungen zu beobachten schien.

Der fruchtlose Versuch brachte uns um eine kostbare halbe Stunde Zeit; doch gewann ich dabei die niedliche sonst nicht seltene Salix reticulata L.; die sich hie und da noch aus einer Ritze an die Felsen schmiegte, als der einzige und letzte hier noch fortkommende Zwergsträuch.

Es blieb nichts übrig, als weiter vorne und oben bei der „rothen Wand" anzusteigen: — Häufig sind nämlich die Kalkwände unserer Hochalpen von eisenhaltigem Thon röthlich oder gelbroth gefärbt. Die südliche Aufsatzwand zeigt diese Färbung nirgends auffallender und in größerer Ausdehnung als gerade hier und dieß

gibt ein gutes Merkmal für die Bezeichnung des Weges, den man zu nehmen hat.

Die Schlucht, die den Schnee im Hochsommer und Herbste von den Wänden gewöhnlich längs ihrer ganzen Ausdehnung hin und oft in erstaunliche Tiefe hinab trennt und wohl durch das von den Höhen abfließende Schnee- und Regenwasser, so wie durch die von den Felsen rückstrahlende Wärme, wenn sie von der Sonne beschienen werden*), erzeugt wird, — war an der Stelle, wo wir über sie setzen mußten, zum Glück nur so breit, daß der Sprung noch gewagt werden konnte. — Mißlich ward dieser durch den zweifachen Umstand, daß der Schneerand, auf welchen man im Moment des Sprunges mit vermehrtem Körpergewichte drückt, dünn und brüchig ist — (denn die Schlucht senkt sich schief zwischen Felsen und Schnee hinab, so daß man auf einer überhangenden Schneekante steht), und daß dann die jenseitige Wand ebenfalls eine sehr schiefe, mit Gerölle bedeckte, nach unten in senkrechte Tiefen auslaufende schmale Fläche bildet, auf welche man hinabspringen muß, während an dem oberhalb befindlichen kahlen und ebenfalls beinahe senkrechten Felsen die Hand keine feste Stütze zum Anhalt findet. Doch solche Passagen sind begreiflich in jedem Sommer und in jedem Sommermonat verschieden, oft ohne Gefahr, oft sehr bedenklich.

Auf den glatten Sohlen würde ich mich sicher nicht haben erhalten können, wenn nicht mein Vormann, der übrigens kaum für sich Raum genug zum Fußen fand, mich jenseits sogleich aufgefangen hätte.

Wir ließen auf dem Schnee alles Entbehrliche und selbst die Bergstöcke, die uns nicht mehr nützen, vielmehr im Klettern bloß hinderlich seyn konnten, bis auf Einen, den Hr. Oberst zu den Beobachtungen auf der Spitze brauchte, zurück, und kamen alle glücklich hinüber.

Wenn diese Schlucht, die so leicht zum Grabe werden könnte, zurückgelegt ist, fängt erst der schlimmste Theil der Reise an: steil, fast senkrecht und völlig kahl steigen die Wände empor. Bald links bald rechts in den wüsten Furchen, die frühere Revolutionen und das rastlose Nagen der Jahrhunderte allenthalben hineingearbeitet haben, und welche die Abzugskanäle für das Getrümm der fort und fort abwitternden Felsen bilden, zwängt man sich mit pochendem Herzen empor, rings von Zacken, die zu wanken und bei jeder Erschütterung sich losreißen zu wollen scheinen, umstarrt. Man kann den nicht begreifen, der es zuerst wagen konnte, hier hinaufklimmen zu wollen; denn man sieht nur immer von Stelle zu Stelle vor sich hin, und bei jedem Schritte scheinen neue überragende Wände jedes Vordringen unmöglich zu machen. Es ist für den solchen Anblicks Ungewohnten ein so grauenhaftes Chaos von sich durchwirrenden Furchen und Vorsprüngen, daß ich — wieder unten am Fuß der Wand angelangt — mir die Frage, wo wir denn eigentlich hinaufgestiegen waren, nicht mehr recht beantworten konnte.

Man muß sich auf diesem Wege, wenn man ihn anders so nennen kann, dicht hintereinander halten; die unter den Tritten und unter den Händen der Vordern beständig losgehenden Steine würden den, der etwa zurückbleiben wollte, großer Gefahr aussetzen.

Nach kurzer Zeit waren wir in dem aus den früheren Besteigungen berüchtigten „Klamm.“ Es ist dieß ein förmlicher Kamin oder Schlot, nur an der Vorderseite offen. Die Absätze, mittelst welcher man sich zwischen seinen Mauern hinaufklemmt, sind in Form und Stellung großen Geweben von Winkelspinnen nicht unähnlich. Es fällt schwer, eine, selbst für den, der an Ort und Stelle gewesen, verständliche Beschreibung davon zu geben, wie man aus diesem Schlot wieder hinaus kommt; denn nicht beim Auf- wohl aber beim Heruntersteigen passirt man seine obere Mündung, die ganz senkrecht emporragt, und in welche man bei der Rückkehr von oben vermittelst des Seiles herabgelassen wird.

Stellen Sie sich vor, die offene Seite dieses Kamins sei nicht gerade nach vorne gekehrt, sondern ein Winkel, den die Gebirgswand hier dadurch bildet, daß sie (wenn man hinaufsteigt) linker Hand in ihrer ganzen Masse zurücktritt und rechter Hand vorspringt, — sei seiner ganzen vertikalen Höhe nach kaminförmig zwischen den zurücktretenden und den vorspringenden Theil nach der Seite hineingearbeitet. Die scharfe Kante nun, die Ihnen dadurch am vorspringenden Theil zur Rechten bleibt, und über die Sie eben hinauf sollen, habe nahe am obern Ende des Schlotes und nur etwa in Mannshöhe von diesem Ende entfernt, einen Einschnitt, als wäre mit einer Axt in schiefer Richtung von oben nach unten in dieselbe eingehauen und dadurch ein Stück so groß ausgesprengt worden, daß Sie in der entstandenen Lücke stehen können. In dieser Lücke nun stehen Sie seitwärts zur Rechten auf dem Schlote hinauf. Aus der Lücke aber, die vorne hinaus grauenvoll vor Ihnen abfällt, müssen Sie noch über den Rest der Kante auf eine schmale Terrasse der Hauptwand sich hinaufschwingen, wo Sie dann im Niveau der obern Schlotmündung und neben derselben angelangt seyn werden und links in sie hinabschauen können. Doch ist, ehe Sie oben sind, die Kante vor Ihnen überhängig, und nur durch einen hinter Ihnen von der untern Kante auftragenden Felsensplitter, der Sie in der Lücke geländerartig gegen den Abfturz schützt, wird es Ihnen möglich hinaufzukommen. Sie treten nämlich mit dem rechten Fuß auf die Spitze

*) Man trifft diese Gebäude aber auch an der Nordseite der Wände, wohin oft nie ein Sonnenstrahl dringt.

Univ. Bibl. München

dieſes Splitters, und können nun, da Sie höher ſtehen als in der Lücke ſelbſt, mit den Händen den oberen Theil der vor Ihnen befindlichen Kante, ſomit den Rand der kleinen Terraſſe erreichen, und indem Sie ſich an den Rauhigkeiten des Randes feſtklammern, immer noch mit dem einen Fuße gegen den Splitter geſtemmt, Ihren Körper über die Kante allmählig mehr hinaufſchleppen als ſchwingen.

Dieſe Stelle und dieſe Situation ſind fürchterlich. Ehe Ihnen, wenn nicht die Hand eines Wagbalſes, (in unſerm Falle war dieß natürlich Hans) der ſich ſchon früher allein hinaufgearbeitet hat, von oben her kräftige Hülfe bietet, oder wenn Sie mit den Händen oben am Rande ein unter Ihrem Gewichte losweichendes Stück anfaſſen, oder wenn, was am meiſten zu ſcheuen iſt, — wenn der Splitter unter Ihrem Fuße brechen ſollte! Und der bricht gewiß noch! Er iſt ſo dünn und verwittert, daß ich zweifelte, ob er fünf Mal hintereinander, wie es bei und der Fall war, und ſpäter noch ein ſechſtes Mal das Gewicht eines mit aller Gewalt ſich dagegen ſtemmenden Mannskörpers aushalten könnte. An dem Felſen zerſchmettert, würde man im Sturze gleichwohl nicht eher aufgehalten werden als tief unten auf dem Schneeferner. Iſt dieſes Stück einmal abgebrochen, dann muß ein anderer Weg auf den Zugſpitz entdeckt werden. —

In der Lücke entledigte ich mich meiner Fußbekleidung; denn jetzt konnte ich nicht ohne die größte Gefahr mit derſelben aufwärts, abwärts aber gar nicht mehr kommen. In Socken war ich dagegen ſicherer als meine mit Eiſen bewaffneten Gefährten, die oft kaum Raum genug für ein einziges Zinkenpaar ihrer Fußeiſen an den Felſen fanden.

Der Genius des Zugſpitzes war entweder bei Laune unſere Huldigung anzunehmen, oder gnädig genug, uns für unſere Tollkühnheit nicht ſtrafen zu wollen, denn wir kamen alle glücklich über dieſe mörderiſche Stelle. Doch hat, ich muß es geſtehen, dieß Abenteuer auf mich, einen Neuling in dieſer Art des Kletterns, ſo erſchütternd eingewirkt, daß nur der Muth der Uebrigen mich aufrecht erhielt und vermochte ihnen weiter zu folgen, während durch die gräßliche Vorſtellung des Rückweges die Empfänglichkeit für jeden ferneren Genuß gelähmt ward. Von nun an bezeichneten Oberſt und der Führer die Wände und einzelne Schneeflecken von Stelle zu Stelle mit Aexten — eine unerläßliche Vorſicht, um den Rückweg, beſonders wenn Nebel einfallen ſollte, nicht zu verlieren. Hier und da fanden wir auch noch die Spuren der rothen Kreuze vom Vorjahr.

Bald oben dem Klamm erreichten wir ſchräg an den Wänden nach rechts hinaufkletternd, die „Platte,“ die aus Oberſt's Beſchreibung vom Vorjahre als gefahrvoll bekannt iſt, mir aber bei weitem nicht ſo ſchlimm vorkam als der fatale Schlot mit ſeinem Hauzahn auf der Lücke, und auch nach dem Geſtändniß der beiden vorjährigen Beſteiger ſich etwas verändert hatte; ſie ſollte mehr abgewittert und daher rauher geworden ſeyn. Man konnte alſo leichter darüber hinauskommen, mir insbeſondere machte ſie darum weniger Schwierigkeit, weil ich in Socken war. Uebrigens reichte uns Hans, der wie eine Gemſe vor uns hinaufgeſprungen war, abermals von oben ſeine kräftige Hand. Im Hinaufſteigen wurde bisweilen das Seil gar nicht angewendet. Die ſehr ſchräg geneigte Platte würde dem Abgleitenden allerdings gefährlich genug werden; denn ihr unterer Rand gränzt frei an den Abgrund hin, der bis zum Schneeferner hinabreicht.

Von der Platte an wird das Terrain etwas weniger ſteil, iſt es aber doch noch ſo ſehr, daß man fortwährend auf Händen und Füßen klettern muß; durch die lange Dauer und das loſe ſcharfkantige Steingetrümm wird dieſer Weg höchſt ermüdend. Anbrüchen durften wir nirgends, denn ſchon zogen neue Wolken und Nebelmaſſen aus Weſten herauf und drohten uns zuvorzukommen.

Endlich, nach peinlichen dreiviertel Stunden, die wir vom Ferner herauf gebraucht hatten, waren wir auf dem Grathe angelangt, und jetzt zum erſten Male lag der Zugſpitz ſelbſt, den wir bis dahin nie hatten ſehen können, mit der noch ganz erhaltenen vorjährigen Pyramide in der Entfernung einer halben Stunde oben am ſcheinbar äußerſten weſtlichen Ende des Grathes majeſtätiſch vor uns da, und zugleich ein

unermeßliches Panorama gegen die Alpen und in die Ebenen Baierns und Schwabens vor unsern Blicken ausgebreitet.

Doch überwältigender faßt noch, als auf dem Gipfel selbst, weil ganz plötzlich, ist der unbeschreibliche Eindruck mit diesem ersten Schritt auf den luftigen First des Zugspitzecks. Keine sanften Abstufungen, keine mild vermittelnden Farbentöne vom Vorgrund zur Ferne. Vorgrund und schrecklicher Abgrund, der sich unmittelbar vor Aug und Fuß mit einem Male aufgethan hat, sind hier synonym, und obschon Sie so eben aus Abgründen heraufgekommen und mit Bildern der buchstäblich schroffsten Art vertraut geworden, — unendlich wilder noch hat die Natur jenseits hinab die Wände des riesenhaften Wettersteingebirges schraffiert. Da vermag auch die Felsenziege (antilope rupicapra) nicht mehr auf- und abzusteigen, und kein Wirbeltier, dem die Flügel versagt sind. Das wäre wohl kein Plätzchen für unsern chlorophilen Buschmann F—, denn Grün ist in diesem Gemälde unbekannt. Grau in Grau, hie und da gelb oder röthlich überlogen, wie von alten Blutspuren und darum nur grauenhafter, hebt sich alles Massige unter einstheils schroff in's Kolur des Himmels oder weit öfter in's Grau der Wolken, und verfinkt es sich zum größten Theil niederwärts in düstere unabsehbare Schlünde, von grellen Schneestreifen und Firnlagern durchzogen. — F— hat Recht, auch ich zöge den Aufenthalt auf Hagios-Oros tausendmal dem auf unserm Akros-Oros vor. —

In diesem Augenblicke hatte man und auch, wie wir zu Hause erfuhren, von Partenkirchen aus durch Fernrohre entdeckt; man kannte ja bereits die Stelle, wo wir von der Rückseite der Zugspitzwand herauf auf dem Grathe erscheinen mußten. — Man verfolgte von jetzt an alle unsere Bewegungen bis zur Spitze, auf derselben, und wieder zurück (gleich jenem Belauscher vom Vorjahre, dem aber diesmal das Geschick ein glücklicheres Loos zugetheilt hatte als damals, indem ihm nicht hinauf, sondern herab zu schauen gegönnt war). Auch auf der Besitzung des sel. Herrn von Rudhart (Schwaiganger) und auf der Gegend des Eibsees hatte man uns auf gleiche Weise beobachtet. —

Der Träger Urban sank hier müde und entmuthigt hin und war durch nichts mehr zu bewegen, und noch bis zur Spitze zu folgen. Auch seiner hatte sich Entsetzen ob des Rückweges bemächtigt. —

Noch zogen zum Glücke die Wolken frei über die höchsten Spitzen, und somit durften wir jetzt erst zuversichtlicher hoffen, unser Ziel noch unverhüllt zu erreichen. —

Während der kurzen Rast auf dem Grathe zog ich die Stiefel wieder an — eine mühselige Arbeit, sie waren mir zu enge geworden.

Einer hinter dem andern rückten wir jetzt, meist auf der schmalen, zackig ausgenagten Kante selbst, zuweilen aber auch rechts oder links derselben auf unsicherm Grunde auf- und niederkletternd und die schroffsten Zähne umgehend, über die Gränzscheide zwischen dem Plateau- und Hölthalferner vorwärts, dem äußersten und höchsten Gränzpunkte Baierns entgegen. Obwohl in dieser Schwindelhöhe, ist der Weg doch für den, der sonst nicht kopfscheu ist, weniger gefährlich als jener über die Wände herauf; aber nirgends, wie sorgsam wir auch längs der Kante die Seitenflächen hinunter absuchten, zeigte sich eine Stelle, wo es auch nur geschienen hätte, daß man leichter heraus- oder hinabsteigen könnte, als da, wo wir die Wand begangen hatten. —

Schon glaubten wir alle Hindernisse überwunden, als wir uns ganz unerwartet an einer etwa 27 Fuß langen

Schneekante sahen, die eine Scharte des Grathes ausfüllte. Umgehen konnte man sie nicht; ihre beiden Seitenflächen fielen steil wie ein Kirchendach nach den beiden Fernern hinab; wir mußten, wollte das Ziel nicht noch am Ende der Bahn aufgegeben werden, über die Schneide, die keinen Zollbreit Fläche darbot.

Hani besann sich nicht lange. Wie ein Seiltänzer balancirte der Waghals in dieser unerhörten Höhe zwischen Abgründen, wo das geringste Ausgleiten ihn rechts oder links unrettbar hinuntergeschleudert haben würde, frei hinüber — ein schauderhafter Anblick! — Keiner von den Andern wagte diesem Beispiele zu folgen, obschon Hani nun Eindrücke in den Schnee gemacht hatte. Es blieb uns nichts übrig als hinüber zu reiten — im komischen Contrast zu Hani's Verwegenheit.

Die letzte Strecke der Kante zum Gipfel hinauf erhebt sich von da an ziemlich steil.

Wie wir der Spitze näher kamen, sahen wir zu unserer großen Verwunderung die Fahnenstange vom vorigen Jahre unsern der Pyramide liegen, und beim letzten Aufbeißen selbst noch das roth und weiße Fahnentuch, das noch an der Stange befestigt, in einer Vertiefung zwischen Zacken eingedrückt lag, und wahrscheinlich in Folge des langen Schneedruckes genau allen Unebenheiten des Felsens sich anschmiegend, wie hineingeklebt war. Eine ermünschte Trophäe! — die unter Jubel aus ihrem Asyle geholt und auf der Spitze Morgens 7¼ Uhr, nach beinahe einjähriger Ruhe, noch einmal geschwungen ward. Das Roth derselben schien theilweise gebleicht, der Saum arg zerfetzt. Die Stange war in der Pyramide, aus welcher noch ein kurzer Rest derselben ragte, abgesprengt. Die Fahne mußte von einem starken Südwestwinde abgesprengt worden sein; denn sie lag nordwärts gegen den Höllthalfernern herein, auch konnte sie sich nur auf dieser Seite in den Felszipfeln verfangen und erhalten. Ein Nord- oder Ostwind würde sie auf den Plattachfernern oder wenigstens sogleich über den Gipfel hinabgeführt haben.

Auf der Spitze fanden wir auch noch angebrannte mit Pech vermischte Stückchen Tuches, womit Maurermeister Aesch im Jahre vorher ein Rauch- und Feuer-Signal zu machen versucht hatte.

Gleich dem Träger Urban, ganz erschöpft und dem Umwohlsein nahe, setzte ich mich ein paar Schritte von der Pyramide weg an's Ende der Kante hin, unfähig in den ersten Augenblicken an der Geschäftigkeit meiner muthigen Gefährten, denen ich bei der kurz zugemessenen Zeit so gerne behülflich gewesen wäre, Theil zu nehmen. Es war gut, daß ich etwas Liquor anodyn. Hoffm. und Zucker mitgenommen hatte.

Wohl mag der Gesichtskreis des Panorama's fast gränzenlos sein; denn die fernsten Gipfel, so wie die fernsten Flächen verschwinden für das geübteste und schärfste Auge in ein Grau, von dem man nicht mehr weiß, ob es Land oder Wolken angehört, und die immer zarteren Contouren verlieren sich zuletzt nebelgleich. Ich glaube, daß Hrn. Oberst's anziehende Beschreibung vom Vorjahre der Wahrheit treu ist; aber schwer mag es

seyn, die fernsten merkwürdigen Punkte der Alpen und der Ebenen zu erkennen. Hiezu gehört mehr Muße als uns gegönnt war, und eine Ruhe und Fassung des Gemüthes, die wenigstens mir ganz fehlte. Man sieht den Wald vor Bäumen nicht — und Wer will, mitten in dem Chaos eines vom Sturme aufgejagten und im Momente der höchsten Wuth wie durch Zauber versteinerten Meeres die einzelnen Wogen unterscheiden und zählen, während er selbst an der Spitze einer aus diesem wüsten steinernen Meere gräßlich aufstarrenden Klippe hängt? und das in einer Stimmung, als wäre er wirklich im Schiffbruch dahin geworfen? — (Schluß folgt.)

Pius IX.

Joh. M. Gr. Mastai Ferretti geb. zu Sinigaglia 13. Mai 1792.

Gezeichnet am Krönungstage 21. Juni 1846 von L. Gregori.

Das Oberhaupt der katholischen Kirche
und
die weltliche Politik.

Jeder weiß, daß Leidenschaft nie zum Frieden führt; sie erbittert vielmehr die Gemüther und verwirrt die einfachsten Begriffe, also daß die Streitenden zwei verschiedene Sprachen zu reden scheinen und jedes Verständniß unmöglich wird. Darum hat es uns nicht unpassend scheinen wollen, hier die Worte folgen zu lassen, welche ein vielverdienter Vertreter des katholischen Rheinlandes, der Freiherr v. Loe zu Allner, über die Bedeutung der päpstlichen Würde, diesen alten Zankapfel der Partheien, auf dem rheinischen Landtage im Winter 1844 — 45 gesprochen, Worte, denen gewiß jeder rheinische, wie jeder deutsche Katholik beipflichten wird, und die vielleicht geeignet seyn dürften, hie und da ein Vorurtheil zu berichtigen. Die Rede lautete wie folgt und wir setzen sie hier gleichsam als Motto unter das Bildniß des neuerwählten Oberhauptes unserer Kirche, unter Pius IX., der in der kurzen Zeit seiner Oberhirtengewalt durch

seine hochherzige, väterliche Milde und seinen kräftigen, jedes mißbräuchliche Herkommen bekämpfenden Geist, schon so viele Herzen sich zu gewinnen wußte. Der rheinische Freiherr sprach:

„Das Parteigeschrei des Tages lautet: „„Rom erhebt wieder stolzer denn je sein Haupt““ und selbst Männer, die für aufgeklärt gelten wollen, nehmen keinen Anstand, in dieses Geschrei mit einzustimmen. Lassen wir aber dieses Schreckbild näher ins Auge und fragen wir, was ist der Papst und wodurch ist er mächtig? Nicht durch seine materielle Macht, die eben hinreicht seine Unabhängigkeit zu behaupten. Seine Macht ist eine Idee, und was er ist, das ist er durch die freie Ueberzeugung der Gläubigen der katholischen Kirche, aus deren Schooß Jeder zu Jeder Stunde ungehindert austreten kann. Es ist ein gebrechlicher, sündiger, allen menschlichen Schwächen unterworfener Greis, er ist nur mächtig durch die Würde, welche ihm der Katechismus beilegt. Er ist den Katholiken das sichtbare Oberhaupt ihrer Kirche, der Mittelpunkt ihrer Einheit, der Hüter der unveränderten Lehre und Disciplin; so wenig unumschränkt, daß er selbst an die Heilighaltung dieser Lehre gebunden ist; denn in dem Maaße, wie er sie in menschlichem Eigendünkel verletzte, würde er nothwendig die Grundfesten seiner Macht erschüttern. Alle diese Attribute der päpstlichen Macht sind mithin rein geistiger Natur, sie sind bedingt durch die freie Ueberzeugung derer, die sie anerkennen wollen, und in ihnen liegt nichts, was der politischen Freiheit irgendwie gefährlich seyn könnte. Hat der päpstliche Stuhl in früheren Zeiten eine andere Stellung in der europäischen Staaten-Familie eingenommen, hat er sich bei politischen Händeln betheiligt und auf dem Kampfplatz weltlicher Interessen sich betreten lassen, so geschah dies zum Theil, weil die kämpfenden Parteien selbst sein schiedsrichterliches Ansehen herbeiriefen und ihn in ihren Kampf verwickelten. Es ist dies eine Gefahr, die heut zu Tage wohl nicht mehr zu befürchten und die jedenfalls von dem freien Willen der Betheiligten abhängt.

Hat aber der päpstliche Stuhl, indem er sich unter ganz andern Umständen in politische Kämpfe hineinziehen ließ, menschlicher Schwachheit seinen Tribut gezahlt, so hat ihn der Gang der Geschichte, das Weltgericht, von dem Tummelplatz zeitlicher Interessen, aus dem Hader um Krone und Fürstenthümer in das innere Heiligthum des Glaubens zurückgewiesen.

Wenn aber je der Vorwurf ungerecht war, Rom mißbrauche seine Macht in weltlichen Zwecken auf eine der Freiheit der Fürsten und der Völker gefährliche Weise, so ist er es gerade in unserer Zeit. Blickt man in die jüngste Vergangenheit zurück, so sind es umgekehrt Beraubungen, Verfolgungen und Unterdrückungen, denen die Kirche und ihr Oberhaupt Seitens der weltlichen Macht ausgesetzt ist. Ueberall dringt die Polizei des Staates mehr oder weniger mit ihrem jus circa sacra in das Innerste des Heiligthums der Glaubensfreiheit.

Einem solchen Zustande gegenüber ruft man nichts desto weniger: „„Rom erhebe wieder stolzer denn je sein Haupt.““ Welche zeitliche Vortheile, welche Vorrechte politischen Ehrgeizes, welche entscheidende Stimme im Kampfe zeitlicher Interessen hat denn dieser Stolz Roms in Anspruch genommen? Wir sind Zeugen einer Reihe von Revolutionen gewesen, die ein wirkliches oder eingebildetes Bedürfniß nach politischer Freiheit erzeugt hat. Alle Kronen sind gefallen, neue Throne emporgestiegen, welche Stellung hat Rom diesen Umwälzungen gegenüber eingenommen? Es hat sich an der Entscheidung über die Rechtsfrage strenge gehalten, und im Interesse der Ordnung, die bestehende Ordnung anerkannt, nichts als den Frieden und die freie Bewegung der Kirche begehrend. Selbst, wo offenkundige Verfolgungen mit Feuer und Schwert, wie in Spanien, die Kirche getroffen, hat Rom nur das Gebet der Gläubigen zur Erleuchtung seiner Bedrücker aufgerufen. Wer hat je in dem nordamerikanischen Freistaat den heiligen Stuhl angeklagt, daß er der Freiheit gefährlich wäre. Dieser Staat mischt sich nicht in die kirchlichen Fragen und läßt Rom mit dem Gewissen seiner Gläubigen nach Wohlgefallen schalten. Hier hätten sich also die Intriguen der römischen Curie zeigen müssen, da ihnen der freieste Spielraum gelassen ist.

Wo aber der Parteigeist die Gemüther mit tödtlichem Hasse erfüllt hat, da hat die Mäßigung Roms und sein Fernhalten von politischen Kämpfen selbst das Vertrauen seiner Gegner gewonnen. England, Frankreich und die Schweiz haben die Vermittlung des päpstlichen Stuhls zur Beschwichtigung der aufgeregten Leidenschaften nachgesucht. Hat der päpstliche Stuhl aber nirgends sich der Revolution und den Volksleidenschaften angeschlossen, so hat er sich ebensowenig dem Despotismus gegenüber als ein geschmeidiges Werkzeug gezeigt. In jenem Lande des Nordens, wo die Hand des Autokraten alle weltliche und geistliche Macht in sich vereinigt und sie dann verwendet, eine durch Verträge garantirte Nationalität zu vernichten, da ist es wieder Rom, welches ohne Schuhe und ohne Kriegsheere den Mächtigen, Angesichts aller Völker, an die Heiligkeit des Rechts erinnert hat.

Flämische Geschichten und Sagen.

Kaiser Karl V. unter den Räubern.

(Aus Joh. Wilh. Wolf „Deutsche Märchen und Sagen.“ Leipzig, Breckhaus 1845. S. 112.)

Kaiser Karl war einmal auf der Jagd und hatte sich gänzlich von seinem Gefolge entfernt; er kam in eine Herberge, wo vier Räuber wohnten. Diese lachte das Herz, als sie eine so schöne Beute in ihren Händen sahen, und sie fingen an, untereinander Späße zu spielen. „Wir wissen,“ sprach der Erste, „man müsse dem Gefangenen seinen Hut vom Kopfe nehmen.“ — „Und wir wissen,“ sagte der Zweite fort, „man müsse ihm sein schönes Wamms ausziehen.“ — „Wir wissen,“ hub der Dritte an, „die prächtige Hose habe er nicht nöthig und die Stiefel er auch schenken.“ — „Und ich habe den besten Spaß,“ sprach der Vierte, „denn wir wissen, die goldne Kette mit dem silbernen Flöckchen, die er am Halse trägt, habe ihm zu schwer und wir müssten ihn von derselben entlasten.“ — „Das sind artige Späße,“ sprach Karl, „aber ehe ich euch das Maul stopfen kann, lasset mich noch ein Stückchen auf meinem Flöckchen spielen, ihr sollet sehen, es hat wundersame Kräfte.“ Darob wurden die Räuber neugierig und sie gestatten ihm das zu. Da ging er an die Thüre und pfiff dreimal aus allen Kräften und augenblicks kam sein ganz Gefolge zugelaufen. Da sprach Karl: „Nun ist die Reihe an mir, daß ich auch wissen. Wir wissen nämlich, man müsse euch alle Vier zur Strafe hier vor dem Hause aufhängen.“ Also geschah es auch und das war das Ende von den vier Schelmen.

Die Halsbrecherbrücke zu Gent (Gemeinde S. 139).

Alle Leute, welche in der Nähe der Brücke wohnen, erzählen, wie sie von ihren Großvätern gehört, daß diese Brücke ihren Namen von folgender Begebenheit empfangen habe. In frühern Zeiten, als man die erste Messe zu Weihnachten noch um zwölf Uhr hielt, waren viel Leute, welche, um bei Zeiten in der Kirche zu sein, in der Nacht nicht schlafen gingen, sondern sich zu Hause oder in der Schenke die Zeit und den Schlaf vertrieben, bis es zur Messe läutete. Einige junge Burschen, welche zu solche von Hause weggegangen waren, traten in einer Christnacht in eine Bierschenke unfern der Kirche, zum Wanneken; da kam denn die Rede auf allerhand, u. a. erzählte einer der Burschen, er habe gehört, daß in der Weihnacht um zwölf Uhr, in dem Augenblicke, wo Christkind zur Welt kam, alles Wasser sich in Wein verwandle. Ein paar andere lustige Gesellen, welche ihm zunächst saßen und schon manch Maaß geleert hatten, lachten laut und einer von ihnen vermaß sich gar zu sagen: „Das lügst du!“ Darauf sprach der Andere: „Ich kann das nur wiedererzählen, wie ich es gehört habe, ich habe es selbst noch nicht erprobt.“ — „Dann will ich das einmal sehen,“ schrie der Trunkenbold, „und das noch heute Nacht.“ Und als es Zwölf schlug, verließ er die Schenke und ging über die Brücke, um an der Wasserspeye ein Glas voll Wasser zu schöpfen und zu prüfen, ob es denn wirklich in Wein verwandelt sei. Kaum aber hatte er unter Spotten und Fluchen einige Schritte auf der Brücke gethan, als er wankte, niederstürzte und kein Zeichen vom Leben mehr gab. Die Andern, welche ihm gefolgt waren, eilten herbei und hoben ihn auf, doch — er hatte den Hals gebrochen. Seitdem heißt man die Brücke die Halsbrecher-Herbrücke.

Vom Breitköpfchen (Gemeinde S. 201).

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die wollten einst Brei[illegible] nicht, was sie essen sollten. Endlich sprach der Mann: „Frau, laß uns Brei essen.“ — „Nein, sprach die Frau, dann müßte ich morgen das Breitköpfchen hüten, und das thue ich nicht.“ — „Ja thue das auch nicht,“ sprach der Mann und da zankten sie sich, wer das Breitköpfchen hüten müßte; endlich aber kamen sie überein, der soll es hüten, der zuerst sprechen würde.

Da aßen sie den Brei und gingen schlafen und am andern Morgen sprach keiner von ihnen vom Aufstehen. Es wurde sieben Uhr, acht Uhr und gar zwölf Uhr und sie lagen alle drei noch immer im Bett. Die Nachbarn fanden das wunderlich, sprachen untereinander: „Es sind gewiß Räuber gekommen und haben die Zwei ermordet,“ und sie klopften die Thür auf und kamen in die Schlafkammer, sprachen, sie sollten doch aufstehen, aber sie bringen keine Antwort. Da sagte einer von den Nachbarn: „Wart, wir wollen den Pfaffen holen, dann können sie beichten.“ Der Pfaffe kam, aber die Zwei wollten nicht beichten, waren gar wie Mäuschen. Da ging der Pfaffe nach Haus und die Zwei blieben liegen bis zum Abend und sprachen kein Sterbenswörtchen. Da kam der Pfaffe wieder und sag: „Haben sie noch nichts gesprochen?“ — „Nein,“ erwiderten die Nachbarn. „Dann bleibet hier und pflegt sie!“ sprach der Pfaffe. „Ja, wer soll uns aber dafür bezahlen?“ fragen die Nachbarn, und der Pfaffe antwortete: „Ihr werdet schon bezahlt werden; da hängt noch ein guter Wollenmantel an der Wand, nehmt den und macht euch bezahlt.“ Da schrie das Weib in Wuth und schrie: „Was? Ihr wollt meinen Mantel nehmen? Nehmt, was Euer ist, aber lasset unsern Leuten ihr Sachen.“ — „Aha,“ sprach der Mann, „nun geh und hüte das Breitköpfchen,“ und so mußte das Weib das Breitköpfchen hüten.

erfällende, erstarrende Gewalt über dies größte aller „Krämervölker“ ausgeübt. Nach seinem Goldgewicht wird in England der Werth des Menschen abgewogen; eine volle Börse und eine mit nahrhaften Speisen und schweren Getränken reich besetzte Tafel sind die Götzen, denen der Sohn Albions seine Verehrung zollt; hier unermeßliche Reichthümer, schwelgerische, übermüthige, prunkende Genüsse, weitgebietende Macht und immer neue Eroberungen; dort aber gräßliches Elend, thierische Entsittlichung, unmenschlicher Sclavendienst von hundert Tausenden, die am Hungertuche nagen, leibliche und geistige Verkümmerung und Verkrüppelung schon vom zartesten Kindesalter an.

Allein John Bull, dieser Krösus unserer Zeit, während er seine Börse und seinen Magen füllt und ein Ländchen nach dem andern, mit einer Seelenruhe, als seien es Austern, verschluckt, liebt es erstaunlich, sein Mahl mit schönen Reden von Freiheit und Völkerbeglückung zu würzen. So sprach Niemand mehr von Toleranz, während er Jahrhunderte lang die Knute über das unterdrückte Irland schwang; so preist er sein Land, als das civilisirteste und ehr- und freiheitliebendste der Welt, während er bis auf den heutigen Tag die Mannszucht in seiner Armee nur mit Hilfe der neungeschwänzten Katze (Peitsche) hat erhalten können, würdig hierin mit den alten Scythen des Nordens, über welche er sich doch erhaben dünkt, wetteifernd.

Für uns arme Leute jenseits des Kanals, die seine Bekanntschaft nur manchmal nach der Mahlzeit, in einem Augenblicke guter Laune, eines herablassenden Blickes würdigen, ist es inzwischen ein Trost, daß man mit allem Golde und aller Macht dennoch nicht Alles erringen, ja in gar Vielem sehr arm und ohnmächtig sein kann; oder was haben die englischen Gelegten, diese Erben des Mittelalters, mit ihren ungeheuren Reichthümern und ihren reichbezahlten Fellows verhältnißmäßig für die Erweiterung der Wissenschaften gethan, und wie hat die reichbezahlte englische Hochkirche, die reichste der ganzen Welt, für die geistige Bildung des Volkes, für Linderung seines Elendes gesorgt, und welchen Gewinn hat die Verbreitung des Christenthums von den Millionen der Bibelgesellschaft und ihren reichen Missionarien? überall große Mittel und geringer Erfolg!

Nichts ist übrigens rührender und auferbaulicher, als wenn dieser John Bull, der rund und feist und fett ist, wie eine Fischotter, den Buß- und Tugendprediger macht; wenn der Vielfraß sich oben an den Fluß stellt und uns die Schönheit der Enthaltsamkeit, der Genügsamkeit und Friedfertigkeit und das Sündhafte und Sereingefährliche des Ehrgeizes, der Vergrößerungs- und Bereicherungssucht mit salbungsreicher, von Beefsteak und Ale triefender Stimme, so recht innig ans Herz legt und uns auffordert, wir möchten ihm das Wasser nicht trüben. Einen solchen tugendlichen Prediger der Mäßigung machte neulich dieselbe Times, im Namen ihres Krämervolkes, als sie die sehr bescheidene Verwahrung Deutschlands gegen die Losreißung der Herzogthümer Schleswig-Holstein eine sündhafte, politievidrige, künstlich erzeugte, demagogische, höchst verdammliche, völkerrechtswidrige nannte, gegen welche sie sich nicht entblödete, den Knebel und die Zwangsweste der Censur und die autokratische Knute unumschränkter Fürstengewalt aufzurufen, indem sie uns ernstlich, beim Heil unserer Seele, beschwor, doch ja von solchen sündhaften Eroberungs- und Vergrößerungsgelüsten abzulassen. Man würde seinen Ohren nicht trauen, wenn man nicht wüßte, daß das Krämervolk der Times im Reden und Schweigen, im Thun und Lassen, nur immer seinen Profit im Auge hat und den als einen Thoren verlacht, der etwas Anderes von ihm erwartet. Diese Tugendpredigt erinnerte uns wieder lebhaft an die Seufzer und Thränen, welche in England von den Fuchsjägern, Kirchthurmnennern, Boxern, Rattenkern und Hahnenkämpfern über die auf den Gothart Jagden erlegten Hirsche gemeint wurden, da sie uns als gefühllosen Barbaren die Rechte der Menschlichkeit in's Gedächtniß riefen und thaten, als lebten sie von Veilchenduft und dem Lächeln der rosenfingrigen Eos. Allein ängstliche Gemüther dürfen sich über diese Abtödtungsgedanken und sentimentale Vergißmeinnichtseinerlichkeit beruhigen: John Bull bleibt nichts desto weniger ein Haifisch und zieht er einmal die Kappe an, und hält er den Hennen und Hahnen eine Bußpredigt über die Pflicht der Enthaltsamkeit und die Heiligkeit des Fastengebotes, so kann man versichert seyn, geht der alte Reineke aus seiner Predigt nach Hause, so geht er nicht leer aus und die Moral der Predigt ist, daß er seinen Braten heimbringt, nach Malapartus, wo so viele Tritte hin, aber keiner zurückführt.

Inhalt des vierten Heftes.

1 8 4 6.

Seite

Der bischöfliche Hirtenstab. Mit der Abbildung eines Stabes aus dem 15ten Jahrhundert nach Martin Schön 97
und einer altchristlichen Grabkapelle aus den römischen Katakomben 100

Die Verehrung der Martyrer in der Kirche, von Möhler 101

Gebet des heil. Laurentius. Mit dem Bilde des Heiligen nach Martin Schön 103

Das höchste Gut. Gedicht von Novalis 103

Zwei altkatholische Hymnen, übersetzt von W. Menzel 104

Marie oder menschliche und göttliche Gerechtigkeit. Erzählung aus dem Französischen, mit einem Vorwort des Herausgebers. Vignette nach Pocci 104

Mach's nach! 114

Allerlei Exempel zum Vorhergehenden 115

Zugspitz-Besteigung, mitgetheilt von Dr. Aug. Einsele, Landgerichtsarzt in Berchtesgaden, mit einem Vorwort des Herausgebers und sechs Ansichten nach Kaspar Braun, deren erste das Werdenfelser Gebirg und den Zugspitz, aus der Umgebung von München gesehen, darstellt 116

Pius IX., gezeichnet von L. Gregori 126

Das Oberhaupt der katholischen Kirche und die weltliche Politik 126

Flämische Geschichten und Sagen: Kaiser Karl V. unter den Räubern; die Halsbrecherbrücke zu Gent; das Brotköpfchen . 129

A n k ü n d i g u n g.

(Das Deutsche Hausbuch von G. Görres betreffend.)

Das Deutsche Hausbuch wird in zwanglosen Heften, das Heft zu vier Bogen, von dem Monat Mai 1846 an erscheinen. Vorläufig ist es die Absicht des Herausgebers, daß auf den Jahrgang circa sechs Hefte kommen, welche zusammen einen Band bilden. Jeder solcher Jahrgang oder Band ist für sich selbst bestehend ein abgeschlossenes Ganze. Der Preis eines Heftes ist für den Buchhandel 24 kr. rhn. od. 8 Ngr. Der eines aus sechs Heften bestehenden Bandes oder Jahrganges 2 fl. 24 kr. rh. od. 1 Thlr. 18 Ngr. Sollte ein Band mehr als 6 Hefte enthalten, so wird sich der Preis verhältnißmäßig erhöhen.

Deutsches Hausbuch

herausgegeben

von

Guido Görres

Zu des Wissens Erweiterung,
Zu des Lebens Erheiterung,
Deutscher Jugend zur Lehre,
Deutscher Jugend zur Ehre,

Deutschem Lande zum Schutze,
Seinen Feinden zum Trutze,
Gott, dem Höchsten, zum Preise
Mach dich frisch auf die Reise.

Wie der Schweizer Radikalism mit dem Bundesvertrag und dem Frieden der Schweiz umspringt, wobei er sich auf den Vorgang Meister Isengrims des Wolfes beruft, der das Kaninchen auffraß und dann mit blutigem Rachen sprach: „Warum hat mich auch der heißhungrige Vielfraß, der meineidige Gotteslästerer, der nur auf Raub und Mord und Tyrannei sann, warum hat er mich, den arglosen, sanftmüthigen, friedliebenden, frommen Wolf zuerst gebissen, als ich so harmlos auf der Wiese herumspazierte und in philanthropischen Gedanken versunken Vergißmeinnichte und Maaßliebchen unter den Lämmern und Geißböcklein suchte, warum hat mich da der übermüthige Seidenhase so hinterlistig angefallen! — nun hat er seine gerechte Strafe dafür, sein Blut komme über ihn und seine Kinder!"

Wer aber kein Freund der Politik ist — und sie kann einem sattsam verleiden werden —, der denke das obige Bild stelle eine Anzahl gewisser sehr aufgeklärter, sehr gesinnungstreuer, sehr uneigennütziger, sehr patriotischer deutscher Buchhändler vor, die sich um den neuesten noch ungeschriebenen, französischen Roman, der ihnen einen schmutzigen Gewinn verspricht, herumzanken, damit die Mysterien der Pariser Kloaken das deutsche Land mit ihren Wohlgerüchen erfüllen, während sie einen deutschen Schriftsteller sich seinen Verleger — in Frankreich suchen lassen.

V. Heft.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

München.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

1840.

Preis des Heftes 24 kr. rhn. oder 8 Ngr.

Worte von Johannes v. Müller an die Schweizer Eidgenossen.

Als die Schweiz noch ihrer alten, auf Achtung des Rechtes ruhenden, unschuldigen Freiheit genoß, während Frankreich sich in dem Taumelbecher entsetzlicher Laster und Leidenschaften bis zur höchsten Raserei berauschte, da richtete, es war im Jahre 1795, ihr Geschichtschreiber an die Eidgenossen warnend die Worte:

„Biderbe Männer von Zünften, Gemeinden und Landsgemeinden! Wenn sogenannte Kinder (ja wohl Kinder!) der Freiheit Euch, die Ihr darin aufgewachsen und alt geworden, eine andere Freiheit bringen wollen, als die Eure Väter auf Euch vererbt, und wenn sie in ferner Aussicht, jenseits vieler tiefen breiten Blutströme, Euch ein Glück vormalen, welches Ihr, wie nur wenige alte oder neue Nationen, schon so lange besitzet; so beleuchtet sie aus Eurer Geschichte, wie unschuldvoll und unblutig die ewigen Bünde, wie gleichsam von selbst im Laufe zwei voller Jahrhunderte Eure Verfassung sich gebildet; wie Ihr von den ältesten Einrichtungen möglichst viel, sogar Feudalrechte und eine solche Menge Privilegien einzelner Städte, Dörfer, ja Häuser sorgfältig erhalten, daß in Eurem kleinen Lande an hundert mannigfaltige Verfassungen in der friedsamsten Ordnung neben einander bestehen; wie die Folgen der Ländersucht, die Schrecknisse der Aufruhren, die Früchte der Ungebundenheit, auch unter Euch bekannt seien, aber aus der Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts; die neuen Lehrer der Menschheit (wenn sie nicht von Euch lernen wollen) sollen erst so alt werden wie Ihr, und wenn sie auf ihre Weise auch ein halbes Jahrtausend durchlebt, dann wieder zu Euch kommen."

Als sich aber die Eidgenossenschaft von dem lockenden Gesange der Sirene hatte verführen lassen, als der revolutionäre Geist einer den Glauben verachteten und das Recht mit Füßen tretenden Zeit auch sie mit fortgerissen, da lauteten im Jahre 1805 seine an das unglückliche Vaterland gerichteten Worte:

„Die Gipfel Europens, die Alpen, glänzten seit Jahrhunderten wie ihre Firnen unangetastet in ehrwürdiger Stille über dem Gewühl der Nationen empor, indeß zu ihren Füßen grause Wetterstürme bald den Garten Italiens, bald der Deutschen und Franzosen Gefilde verheerten. Bis da die Stunde gekommen war, wo alle Elemente in plötzlicher Gährung die gesellschaftliche Ordnung der Welt mit der Wiederkunft anarchischer Gräuel bedrohten; und, nachdem die räuberischen Flutben schon weit und breit viel Altes, Großes und Schönes, die Zierden der Vorwelt, das Glück der Gegenwart hinweggerafft hatten, auch des Friedens hohe Freistätte dießmal nicht unerreicht blieb. Nachdem die Hüter entweicht und verkündet, nachdem durch mannigfaltigen ausgewerfenen Zauber Viele geblendet, Andere rasend gemacht, Andere verführet worden, und man des Landes Treue, Rechtlands unerschütterne Hauptstärke, überwältiget sah, schonte das Unglück selbst nicht des Hochgebirgs unschuldige Hirtenwelt. Als endlich Alles entwölkt, Alles zerrissen, zerstreut, ausgerauht und dahin war, tröstete die Müden (nicht alle, denn abgerissen sind viele der Brüder) ein Schatte der besseren Zeit, und kam in die Wunde einiges Labial von der Seite, woher sie geschlagen worden."

„Unwiderstehbar zerstörend, wie ein Orkan, war der Stoß dieses Unglücks, und ist so wenig zu rächen als ein Wolkenbruch oder Blitz. Unverdient haben Einige den unseligen Ruhm, Urheber gewesen zu sein. Werkzeuge, Verwand, die ersten Betrogenen waren sie und unterliegen dem Grimm der Erinnerungen; eben wie ihre Meister und Muster zum Theil dem Fluch, zum Theil der Verachtung. Einige dem Mitleiden der Welt. Hingerissen, zerstäubt wurden Gute und Böse von dem ungeheuren Geiste einer — Glaube und Recht verhöhnenden Zeit, welcher in einem Augenblicke von Taumel und Schlaf, mit vollem mitgebrachtem Gewicht gegeltener systematischer Wuth auf das schärfst vorsorgte Kunstwerk der alten Freien und Verfassungen hinstürzend, dasselbe zertrümmerte. Sich selbst (Antemal das Verbrechen eine zerstörende, nicht aber Lebenskraft hat.) tödtet er auf in den Grund, welcher dem Gedanken derselben Zeit und Alle erfüllt. So wollte es der Vater der ewigen Ordnung, auf daß all' Parteien, was unhaltbar ist, erkennen, von unhaltbaren Meinungen, tyrannischer Willkür und unachtsamer Trägheit erwachen und zurückkehren zu der Ehrfurcht für Recht und Gesetz, Verstand und Gehorsam und Schonung für die Gefühle der Menschheit. Die Revolution ist zu Ende, nur wo dieser Zweck erreicht wird: sie wäre begabt, wo dieses erfolgte."

„Möge unser von allem Sittlichen, Ewigen, dem Gedächtniß der Väter, der Ehrbarmung der Gott, zum einigen Gefühle des Augenblicks erniedrigtes Zeitalter diese Worte nicht wie einen Roman oder ein Journal lesen und vergessen! Das ist das Geheimniß der Tyrannei, daß Jeder für sich, Niemand für das Allgemeine sorge; das ist das entblößende Gift, Gottesvergessenheit ohne Herzlichkeit, Sinnen, deren Geist entwichen oder nie gewesen ist."

„Eine glaubende Religion, Tochter der Natur und des Gefühls, Quelle von Ruhe und Muth, hatten diese Alten, keine capitulirende, kein Opfer der Schulfüchse. Nicht eine Nothlüge zur Täuschung ihres Volkes, Gott suchten sie und die unermeßliche Kraft jener Welt, auf Tage, wo es ihr Leben galt. Aldort hatten sie, nicht

Johann Michael v. Sailer, Bischof von Regensburg,

geb. 17. November 1751 zu Aresing, Augsb. Diöcese, † 20. Mai 1832 in Regensburg.

Ein Trostschreiben J. M. Sailers:

„An die lieben Kinder meiner einzigen Schwester Marianne Seitz. Im Jahre 1802 am achten Tage nach dem unersetzlichen Verluste."

(S. Briefe aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung. Gesammelt, übersetzt und zur Belehrung und Erbauung seiner Mitchristen herausgegeben von J. M. Sailer. München 1804. Sechste Sammlung S. 277.)

Die Euch gebar und Euch liebte bis in den Tod — Sie ist nicht mehr!

Sie schlief so sanft ein, wie Kinder, die sich müde gelaufen haben, auf dem Arm der Mutter einschlummern.

Sie trug Euch beständig in Ihrem mütterlichen Herzen und betete für Euch Tag und Nacht: nun ist Sie von Ihren Gebeten weggeholt und näher gerückt zu dem, welchem Sie Euch, ehe Ihr geboren waret, mit dem Allen, aber nie ruhenden Schrei der Liebe, schon geweihet hatte.

Ich und das jüngste aus Euch eilten bei der Nachricht von Ihrem Kranksein, Sie noch auf Erden zu finden — wir fanden Sie noch — aber im Grabe — fanden eigentlich nur Ihren Sterblichkeitsrock im Grabe. Sie selber war schon davon geflogen — hatte schon Besitz genommen von der Wohnung, die Ihr Jesus Christus in dem Hause seines Vaters bereitet hatte. Selig, die ein reines Herz haben.

Denn sie werden Gott schauen!

Als ich an Ihrem Grabe betete und die rothgeweinten Augen der Verwandten und Nachbarn sah, mußte ich mitweinen: denn Sie starb mir so recht von meinem Herzen weg —: Sie starb aber nicht nur mir, sondern auch Euch und Euren treuen Vater und vielen andern Menschen wie von der Seele weg. War doch das ganze Dorf, als Ihr Stand eingeräumt wurde — Eine Thräne.

Der gerührte Pfarrer, der nicht leicht Standreden hält, machte eine Ausnahme und gab Ihr ein Zeugniß, in das die Engel im Himmel und die Zähre der Gemeine, in das die Wahrheit selber einstimmte.

— — Da wir nun Ihr menschliches Antlitz nicht mehr sehen können, so bleibt uns nichts übrig, als mit festem Blicke auf das Bild zu sehen, das Sie in mein und Eure Herzen gegraben hat.

Setzet in Euer Herz, wenn Ihr dieß leset, und vergleichet es Zug für Zug mit dem, was Ihr wisset . . .

— Sie konnte so in sich gesammelt seyn und erfassen und behalten alle Worte des Lebens, die Sie hörte und las!

Gott — Christus, Tod — Ewigkeit waren Ihre trautesten Gedanken. Gerne verweilte Sie auf dem Leidensberge, am Fuße des Kreuzes Christi, und fühlte sich hinein in die Leiden seiner Mutter.

Euch, ihr Lieben! um sich haben, Euch von Ihren frommen Aeltern erzählen — war Ihr schönster Himmel auf Erde! Wie oft führte Sie Euch an das Sterbebett Ihrer längst verblichenen Mutter! —

Immer hatte Sie eine Ermahnung für Euch auf der Zunge, oder einen Wink für Euch im Auge, oder eine Freude für Euch im Herzen, oder eine Gabe für Euch in der Hand . . .

Am Tische konnte Sie nichts essen, bis Sie Euch das Beste gegeben — Sie theilte den Bissen nicht mit Euch — die harte Mutter! denn Sie gab ihn Euch ganz.

Ihre zwei Hände, was für eine unabsehliche Reihe von Arbeiten brachten sie in Einem Jahre nicht zu Stande!

Im Hause, im Stalle, auf dem Felde, in der Kirche — war Sie die unermüdliche Arbeiterin.

Wie glänzte das Kirchenpflaster, das Ihre Hände legten! wie fleißig spannen ihre Finger am Flachse, für Euch, ihr Lieben! bis in die späten Nachtstunden — — spannen noch in Ihren letzten Lebenswoche — bis Sie der Todesfinger berührte und Ihren Lebensfaden löste, daß er brach.

Wie viel Abbruch in allem, was Aufwand fordert, konnte Sie sich selber thun, um Sparpfennige zu sammeln, damit ihr, wenn Ihr Gehein schon vermodert seyn würde, noch Muttergroschen von Ihr hättet! Einen solchen Muttergroschen gab Sie, an Ihrem Sterbetage, der guten Juliane, mit den Worten: „gieb ihn meiner Therese zum ewigen Angedenken" — — denn die Liebe ist ewig: Jenes sprach Sie, dieses fühlte Sie!

Euerm guten Vater wußte Sie sein Leben so zu versüßen, daß er im 81. Jahre seines Alters noch in einem paar Stunden nach einem benachbarten Städtchen und wieder nach Hause laufen kann — frisch und munter, und kein Leid kennt, als ohne „seine Marianne" zu seyn.

Die Nachbarschaft war Ihr ein Heiligthum — Sie löschte keinem rauchenden Docht aus, zerbrach kein wundes Rohr, störte nicht auf der Gasse, — und ging so stille durch das Leben, wie Sie aus der Welt ging. Die Junge konnte Sie regieren, sagte Ihr Gewissensrath, wie kein Weib auf Erde.

Wenn Sie den Nachbarn eine gute Nachbarin war — was mußte Sie Ihren zweien Brüdern seyn?

Wie viele Scenen der Liebe treten mir aus meiner Jugendgeschichte unter Thränen in das Auge!

Als ich, noch ein Schulknabe in München, den Stein der lateinischen Sprachlehre wälzte, konnte Sie, (es war die schönste Woche, seitdem ich das väterliche Haus verlassen hatte) Ihr Pfingstfest nicht feiern, ohne mich gesehen zu haben, ganz allein zwölf Stunden weit, und brachte mir Vatergrüße und Mutterbrod und Ihr Schwesterherz mit . . .

Im nächsten Herbste kam Sie wieder und führte mich nach Hause . . .

Und diese Ihre Liebe war nicht nur geboren, sie war auch getauft.

Einmal, als Sie mich in Inzellstadt besuchte, und ich Ihr ein Zwölfkreuzerstück (meinen ganzen Reichthum) aufdringen und Sie es nicht nehmen wollte, standen wir in diesem Streite eine halbe Stunde auf der Donaubrücke, und ich mußte am Ende den Prozeß verloren geben — Sie nahm meine Gabe nicht an und ging wieder leer nach Hause.

Wenn ich in der Folgezeit Ihren Kindern kleine Gaben senden konnte, war Sie wochenlange traurig darüber, weil Sie (ohne Grund) fürchtete, ich möchte mir mehr thun, um ihren Lieblingen wohlzuthun.

Wenn mich die gelehrte oder die politische oder die militärische Welt oder eine andere Welt einen Augenblick an das Evangelium hätte ungläubig machen können: ein Blick in das Herz meiner Schwester hätte mich wieder gläubig gemacht. Denn ich fand in Ihr, was keine Politik, keine Gelehrsamkeit, keine Taktik, keine Weltform geben kann — den Geist, den die Welt nicht geben kann: ich fand in Ihr jenen Durst nach dem Ewigen, den nur die Ewigkeit stillen kann — und wirklich stillet!

Als Schullehrerin — war Sie Mutter — der fremden Kinder, strafte sie mit dem Worte der Liebe und lehrte sie mit der Wunderkraft der Geduld . . . Einige Minuten, ehe Sie am 17. März 1802 einschlief, bat Sie noch für Schulkinder, die über die Schulzeit hätten zurückbleiben sollen: „peiniget sie nicht so, lasset sie nach Hause gehen."

Jedem Wunsche, den Sie besonders in Ihren kranken Tagen bei irgend einem Anlasse äußerte, hängte Sie das Schlußwort an: Wenn es Gottes heiliger Wille ist.

Meine Therese möchte ich noch gerne sehen — wenn

es Gottes heiliger Wille ist. . . . Meinen lieben Sohn in Glött und meine Annemarie in Steinheim möchte ich noch gerne sehen — wenn es Gottes heiliger Wille ist. Mit meinem Bruder in Landshut möchte ich gerne noch reden, wenn es Gottes heiliger Wille ist u. s. w."

Und das war kein Kompliment, das Sie Ihrer Andacht machte; so sprach das ganze Herz, so sprach das Gewissen selber aus Ihr — — —

Lieben Kinder! Dieß Vergißmeinnicht pflanze ich hiemit auf die Asche Eurer Mutter! Wässert es mit Euren Thränen, erwärmt es mit Eurer Liebe, befruchtet es mit Eurem Gebete, — erziehet es mit Eurem Wohlverhalten . . . Werdet das Bild Eurer frommen Mutter und drücket — spät — Eurem guten Vater das Auge zu!

Aus seinem Tagebuch.

(S. Baiers Erinnerungen an und für Geistes- und Gemüthsverwandte. Salzbach 1829. S. 73.)

12. Oktober 1821.

Ihr lieben Flüsse Bayerns, Lech, Isar, Donau, — ich kann es nicht beschreiben, wie ihr mir so lieb und so reich an Erinnerungen für mein Herz geworden seid!

An der Isar, zu München, hab' ich meine Gymnasialbildung vollendet in 10¼ Jahren; zu Landsberg am Lech ward ich im Jesuiten-Collegium eingeweiht in die geistigste Bildung, in die Wissenschaft der Heiligen; drei Jahre dauerte dieß Noviciat der Gottseligkeit; zu Ingolstadt an der Donau erhielt ich meine philosophische und theologische Bildung in einem Zeitraum von fünf Jahren.

Wie meine gelehrte Bildung sich und mich an die drei Flüsse, Isar und Donau, kettete, so geschah es auch mit meiner Wirksamkeit. Das theologische Lehramt hielt mich vier Jahre an der Universität Ingolstadt; dann wanderte es mit mir nach einer Pause von fünf Jahren gegen Ingolstadt zurück, wollte da, weil der französische General Moreau vorrückte, kein ganzes Jahr und wallte dann im Jahre 1800 am Pfingstsonntage mit der ganzen Universität nach Landshut an der Isar. Hier währte es am längsten, 22 Jahre — und heute, am 12. October 1821, lege ich mein vierfaches Lehramt, der Pastoraltheologie, der christkatholischen Moral, der Religions-Lehre für alle Akademiker und der Erziehungs-Lehre, in die Hände des Königs Maximilian und eile nach Regensburg an der Donau, um da meinem neuen Berufe als Domkapitular mich zu widmen.

Selig, daß ich glauben kann, es sei derselbe Gott voll Gnade und Erbarmung, der mich bisher geführt hat und noch führt; selig, daß ich hoffen kann, derselbe Gott, der mein Wort in den Hörsälen der Schule so reichlich gesegnet hat an den Tausenden meiner Zuhörer, werde es auch in Führung des Kirchenamtes zum Heile der Gläubigen in der Diöcese Regensburg wirksam werden lassen. In diesem Glauben und Vertrauen gehe ich getrost von der Isar an die Donau — denn die Erde ist überall des Herrn.

Das deutsche Vaterland.

Von C. Michelis.

Mein Vaterland! so hoch erhöht
Einst vor den Völkern allen,
O rede mir, wie bist du nun
Von deiner Höh' gefallen!

Gott gab dir hohe Geistesmacht,
Gott gab dir Heldenstärke;
Von deiner Größe zeugen noch
Der Väter Riesenwerke.

Bei dir prangt herrlich die Natur,
Der Rhein, die Donau rinnen,
Durch deine Gau'n; voll Majestät
Erglüh'n der Alpen Zinnen.

Gott gab der Völker Scepter dir,
Und deinen Arm bewehrte
Zum Schirm für Wahrheit und für Recht
Gott mit dem Richterschwerte.

Die Kirche, die zum Bruderbund
Vereint die Nationen,
Die schirmtest du, sie schmückte dich
Mit ihren tausend Kronen.

Nun hat dich in ein niedres Joch
Des Zwiespalts Geist gebunden,
Gestorben ist die Heldenkraft,
Die Größe ist entschwunden.

Ein schwach, entartetes Geschlecht
Ohn' Heldenkraft und Stärke,
Es spottet seiner Väter nun,
Verlebt nicht ihre Werke.

Doch blüh'n noch alte deutsche Gau'n
Am Rhein und Donaustrande,
Dort wohnt noch alten Glaubens Kraft
Und Väterſinn im Lande.

Du edles Volk! erhebe dich,
Zerbrich des Irrthums Ketten,
Geh auf der großen Väter Bahn,
Die Wahrheit wird dich retten.

Trink aus des Glaubens frischem Born
Die neue Kraft und Stärke,
Dann wirst du deiner Väter werth,
Und thust der Väter Werke.

Gute deutsche Sprüche für Jung und Alt.

Daß dir Alles wohlgeling,
Schau' auf Gott in allem Ding,
Arbeit' gern und sei nicht faul,
Gebrat'ne Taub' fliegt nit in's Maul.

Der Jungen That,
Der Alten Rath,
Der Männer Muth
Sind allzeit gut.

Die Feder gehört auf den Hut,
Das Schwert um die Lende
Und Muth in's Herz.

Frisch begonnen, halb gewonnen.

Seyn ist über Schein.

Was bald reift, hält nicht steif.

Viele Streich' machen den Stockfisch weich.

Was Rechtes leidet nichts Schlechtes.

Rechtgethan ist wohlgethan,
Wohlgethan ist viel gethan.

Müssiggang hat bösen Nachklang.

Gute Zucht, gute Frucht.

Gott beschert die Kuh,
Gibt aber nicht das Seil dazu.

Hans Ohnefleiß wird nimmer weiß.

Heute soll dem Morgen nichts borgen.

Wer säet, der mähet.

Siegen kommt nicht vom Liegen.

Erst wieg's, dann wag's.
Erst Rath, dann That.

Ich wag's, Gott vermag's.

Bau'st ein Haus, so mach's vollends aus.

Edel macht das Gemüth, nicht das Geblüt.

Wohlgezogen nie gelogen.

Zu frei bringt Reu.

Zu wenig und zu viel
Verderbet alles Spiel.
Zu wenig und zu viel
Ist aller Narren Ziel.

Kunst macht Gunst.

Borgen macht Sorgen.

Viel Naschen macht leere Taschen.

Brod macht Backen roth.

Kurzer — Aerger.

Geben macht Leben.

Des Zorn's Ausgang der Reue Anfang.

Gutes Wort findet guten Ort.

Fried nährt, Unfried verzehrt.

Eigenlieb ärger Dieb.

Gemein unrein.

Böser Gewinn schnell dahin.

Kannst du's, so treib's,
Weißt du's so üb's.

Gebrauch thut mehr, als aller Meister Lehr.

Die Alten soll man ehren,
Die Jungen soll man lehren,
Den Weisen soll man fragen,
Des Thoren Wort ertragen.

Auf Herren Gunst nicht bau',
Noch gutem Wetter trau';
Herrengunst und Lerchensang
Klinget wohl und währet nicht lang.

Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut.

Trink und iß, Gott nicht vergiß.

Verlorne Ehr kehrt nimmer mehr.

Die Tugend hat ewige Jugend.

Zwei Fabeln, welche mich und dich angehen

oder

Wie der Uhu den Adler und der Adler den Uhu belehrt.

Einst kam mein Vetter zu mir und erzählte mir folgende sehr merkwürdige und lehrreiche Geschichte; wo er sie aber her hatte, das sagte der Vetter mir nicht, auch konnte ich es nicht ausfindig machen. Zwar wurden alle Fabelbücher der Welt von mir durchblättert: der indische Hitopadesa und das arabische Buch Calila ve Dimna, der griechische Aesop und der lateinische Phädrus, auch der Rabbi Berachia Hamakdan und der getaufte spanische Jude Petrus Alfonsi und nicht minder die altdeutschen sinnreichen Dichter Stricker und Boner: ich konnte aber nichts entdecken; da du sie aber ohne Zweifel besser kennst als ich, so wirst du mir es auch wohl besser sagen können, wo mein Vetter seine Geschichte her hatte, die er mir also erzählte:

Es lebte einst, das merke dir, Vetter! in der Stadt Derwischabad ein grundgelehrter Uhu, der war so gelehrt, so gelehrt, daß ihn nach und nach alle Facultäten zum Doctor machten. Er dachte aber auch so viel nach, daß er das Einmaleins vergaß und sein Deutsch wie Türkisch sprach. Wenn er nun so über die Straße ging, dann sagten die Mütter zu ihren Kindern: Seht! da geht der gelehrte Doctor Uhu, der das Gras wachsen hört und den Schatten zu greifen versteht und der den weisen Salomo selbst etwas zu rathen aufgeben könnte.

Allein der gelehrte Uhu wurde seiner Weisheit und seines Ruhmes nicht recht froh: denn seine Federn wurden immer grauer und grauer und in seinem Kopfe ward's immer flauer: da dachte er bei sich voll Trauer und Schauer: ich werde doch dabei alt und mein Herz wird dabei kalt, und ein Pfauenschweif ist ein schlechtes

Kleid für des Lebens harte Winterzeit. — Er beschloß somit der Welt und allen ihren Eitelkeiten Lebewohl zu sagen und sich in die Felseneinsamkeit des berühmten Berges Athos zurückzuziehen, der, wie Jeder weiß, von der Stadt Derwischabad soweit entfernt ist, wie etwa München von dem Berge Andechs.

Hier auf dem Hagion Oros dachte er, seine Zeit mit Studiren, mit Betrachtung himmlischer Dinge und Abtödtung aller leiblichen und geistigen Eitelkeit als Laienbruder zuzubringen, in der Hoffnung, daß ihn die Brüder des berühmten Klosters Athos in ihre Mitte aufnehmen würden.

Indessen wollte ihm die magere Kost auf dem heiligen Berge gar nicht behagen; er dachte bei sich: du bist noch in deinen besten Tagen; kommen die Schwächen des Alters in Schaaren, dann wirst du von selbst das Nichts der Erde gewahren, und durch Buße und gottgefällige Thaten das Heil deiner armen Seele berathen. Während er in diesen Gedanken vertieft war, kam ein junger Adler, ein Student, der gerade eine Ferienreise machte und sich einige Bücher mit auf den Weg genommen hatte, und richtete an ihn folgende Frage: „Sehr gelehrter Herr Doctor Uhu! großer Herr Nebenmensch! man sagt mir, es gebe einen Vogel mit dem seltsamen Namen Merops, der die noch seltsamere Eigenschaft besitze, daß er, so oft er in die Luft steigen wolle, mit dem Schweife voraus, mit dem Kopfe aber gegen die Erde gekehrt steige. Haben Sie, gelehrter Herr Doctor und Mitglied der Akademie der Menschenkenner! auf ihren großen Reisen im Lande Gog und Magog vielleicht diesen Vogel irgend in einem Walde oder in einem Naturaliencabinet oder bei einem Vogelhändler angetroffen, oder sonst von ihm Kundschaft in den verschiedenen Bibliotheken des Morgen- oder Abendlandes erlangt? hätten Sie dann wohl die Gnade und theilten mir Einiges davon mit, wenn Sie nicht etwa gar darüber eine Abhandlung schreiben wollen?“

Der gelehrte Uhu sah den wißbegierigen Studenten eine Weile über sein Buch an, dann schlug er es zu, hielt es, wie Göthe gethan, auf seinen Rücken, nahm die Brille herunter und sprach: „Mein lieber Sohn! glaube doch das nicht! Ich will dir sagen, welche Bewandtniß es mit diesem Vogel hat. Die alte Fee, die Phantasie, brachte den griechischen Dichtern ein Ei und das haben diese ausgebrütet und daraus ist der Vogel Merops ausgeflogen. Der Wahrheit nach aber, wie ich es hier in der alten Weltchronik aufgezeichnet finde, ist der Mensch selbst ein solcher abenteuerlicher Vogel Merops. Du fragst: wie so? nun, weil er den Himmel, für den er, wie du weißt, erschaffen ist, nur gar zu gern erfliegen möchte, es aber nicht über sich gewinnen kann, die Erde auch nur einen Augenblick aus dem Gesicht zu verlieren. Dadurch aber geräth er in Gefahr, daß ihm Beides entweicht. Laß dir es darum, mein Sohn! als Warnung dienen; willst du zur Sonne hinaufsliegen, dann kümmere dich nicht um die Mäuse, die auf der Erde kriechen, wenn sie auch noch so lecker aussehen: denn die nach dem Himmel trachten, die müssen den Staub verachten.“

Der Adler dankte dem Uhu sehr ehrerbietig für die gute Lehre, zeichnete sie sogleich sauber in sein Tagebuch ein, bedauerte nur, daß er nicht im Stande sei, ihm dafür nach Gebühr zu belohnen, und wünschte ihm eine gelegnete Mahlzeit.

Der Uhu, der an die magere Klosterkost dachte, fragte ihn, als er eben weiter wollte, hierauf: welche Bücher er da unter dem Arm trage?

Der Adler nahm sie hervor und sprach: „Dieß da ist der Reinecke Fuchs.“ — „Das Buch ist mir bekannt,“ sagte der Uhu, „ich habe es in meiner Jugend studirt und kenne es noch auswendig.“ — „Das andere da,“ fuhr der Adler fort, „ist das Volksbüchlein, gedruckt in Derwischabad.“

Der Uhu sagte: er habe es nie gesehen, und es lohne wohl auch nicht der Mühe, denn wie man ihm gesagt, so habe dasselbe ein Schwabe aus Schwabeck geschrieben, und da könne man sich denken, was davon zu erwarten stehe. —

„Wer weiß,“ sagte indessen der junge Student, „der Schwabe, der es geschrieben, hatte vielleicht seine vierzig Jahre hinter sich, und da könnte es doch einmal etwas Vernünftiges sagen.“ — „Gut denn!“ erwiederte der Uhu, „thue mir den Gefallen und ließ mir des Scherzes halber zur Probe eine Geschichte aus dem Schwabenbuche vor.“

Der Student war sehr bereit dazu, der Uhu schlug ihm das Buch auf, wie es der Zufall gab, reichte es ihm dar und der Student las als Ueberschrift: „Das Grömlein“ und fuhr alsdann fort:

„Ein Mann hatte vier Rosse, ein Bräunlein, einen Schecken, einen Schimmel und ein Grömlein, das vor Last der Jahre und der Arbeit den Kopf hängen ließ, und die Füße mühsam nachschleppte. Diesen vier Rossen lud er jeglichem eine Bürde auf zum Tragen; wie er aber des Weges weiter zog, dachte er sich: Warum soll ich das junge und das starke und das gute Roß lange scheren und plagen? Und er nahm die Bündel von den dreien und lud sie alle zumal mit einander auf das Grömlein; und die drei starken Rosse ließ er ganz ledig dahin laufen, das Grömlein aber trieb er heftig an, daß es bald unter der Last erlegen ist.“ —

Bei dieser Stelle unterbrach ihn der Uhu und sprach: „Der Fuhrmann muß gewiß ein Schwabe gewesen seyn, wenn auch kein Bluthschwab; denn auf allen meinen

weiten Reisen im Lande Gog und Magog, die ich gemacht, habe ich keinen so einfältigen Menschen begegnet. Ich bin sehr begierig, wie der thörichte Schwabe seine Geschichte weiter führen wird: lies weiter, ich bitte dich!"

Der Student sagte: „Wenn Euer Gnaden befehlen," und fuhr also fort:

„Merk: dieser Narr bist du, wenn du die Buße aufschiebst bis in dein hohes Alter. Das will ich dir in Kürze erklären. Die vier Rosse sind die vier Zeiten des Menschen. Das erste Pferd ist die Kindheit von zehn Jahren bis in das zwanzigste. Da heißt es — und die Mutter hilft auch dazu — was soll ein Kind von zwölf oder vierzehn Jahren thun? es weiß noch nicht, was die Sünde ist. Man findet doch manchen Alten, der nicht Buße thut. Und hiermit entschuldigt sich das Bräunlein. Das andere Pferd ist die Jugend oder das blühende Alter, von dem einundzwanzigsten bis ins dreißigste. Da sagt man: Ich bin jetzt in meiner besten und blühenden Zeit, ich muß gut leben haben, da es mir gedeihet, denn komm' ich nun in die Ehe, so ist nichts denn Ach und Wehe. Hiermit entschuldigte sich der Scheck auch. Das dritte Pferd, der Schimmel, ist das männliche Alter von dem dreißigsten Jahre bis ins sechzigste. Das wisst auch die Bürde von sich und sagt: Wenn ich nun gar alt werde, alsdann will ich Buße thun; es ist noch Zeit genug dazu, wenn ich ein Bettrüs oder sonst ein alter Greis werde. Also werden diese Bürden alle gespart bis in das Alter und sie werden alle dem Grömlein auf den Rücken geworfen, das muß dann tragen, daß es darunter erliegt."

Nachdem der Student zu Ende gelesen, sprach der Uhu nur: „So! so! und ei! ei! ja die Schwaben! die Schwaben!" und wünschte dem jungen Studenten eine glückliche Reise und schien wieder eifrig in seinem Buche zu lesen.

Das war die Geschichte meines Vetters und nachdem er sie mir erzählt, sprach er: „Diese beiden Fabeln gehen eigentlich dich an und darum habe ich sie dir erzählt." Ich wollte ihn fragen, ob sie ihn denn auch anginzen, aber fort war er.

Wie Rudolf von Habsburg die Veste Glanzenberg gewann.

Der deutsche König Rudolfus I. (geb. 1. Mai 1218, zum König erwählt 1273, † zu Speier 15. Juli 1291) war ein Mann von einem sehr gewandten, aufgeräumten, aufmerksamen Geiste, der zu allen Schlössern schnell einen Schlüssel zu finden wußte; wie wäre er auch sonst aus einem kleinen Grafen der Gründer eines großen, mächtigen Kaisergeschlechtes geworden! Sein Andenken lebte lange im Munde des Volkes, in Liedern und Sagen, in Gedichten und Geschichten fort, und wer alle die klugen scharfsinnigen Reden, die von ihm aufbehalten sind, und alle die Züge seines sinnreichen, schlauen Geistes, die von ihm erzählt werden, sammeln wollte, der könnte daraus wohl ein recht unterhaltendes Büchlein zusammentragen. Beispiels halber wollen wir hier nur einer seiner Kriegslisten gedenken, des Anschlages nämlich, den er auf das feste Städtlein Glanzenberg machte, das unterhalb Zürich an der Limmat liegt. Davon erzählen die Chronisten, wie folgt:

„Er zog in einer Nacht mit seinen besten Reisigen auf das Städtlein zu, versteckte sich daselbst in einem Eichwalde und nahm alles, was der Stadt zu wollte, gefangen, damit er nicht angesagt würde. Zuvor aber hatte er zwei Schiffe mit großen Fässern beladen und in dieselben, als in ein trojanisches Holzpferd, eine Anzahl tapferer Züricher gleichfalls versteckt. Diesen befahl er mit anbrechendem Tag, gleich als wenn es Kaufmannsschiffe wären, die nach Basel segeln wollten, den Fluß hinabzufahren; da er dann wohl wußte, daß die Regensbergischen aus Glanzenberg die Schiffe anzuhalten und zu plündern herausfallen würden. Dieß geschah also: die Glanzenberger plagten heraus, stürmten mit Pfeilen und Schleudersteinen auf die Schiffe los und nöthigten sie dem Augenschein nach, daß sie an's Land fahren mußten. Als nun Jedermann auf der Stadt liefe und einen Theil an der Beute haben wollte, eilte Rudolfus mit den Seinigen dem Thore zu und nahmen die Stadt ein; indem krochen auch die Züricher aus den Fässern und scharmützelten mit den

Beutemachern, denen Rudolfsd mit den Reißgen, nachdem er die Gassen und Thore der Stadt besetzt, zu Hilfe kam. Also wurde den Bürgern nicht allein die Stadt abgerennt, sondern sie mußten sich auch dermaßen vor dem Thore, das ihnen vor der Nase zugeschlossen worden, an Rudolfum ergeben. Die Züricher plünderten das Städtlein sammt dem Schloß und steckten es in Brand, und zur Gedächtniß dieser Eroberung führten sie die Glocke sammt andern Sachen, so das Feuer nicht verzehren sollte, mit sich nach Zürich, da ein jedes, gemeiner Stadt zu Nutzen, seinen Ort fand."

Daraus merk dir wohl die Lehre: Vor leerem Fasse hüte dich, vor vollem noch viel mehr, sonst rächt der Geist des Fasses sich, du kömmst um Leib und Gut und Ehr.

Jungfer Zimpferlieschen.

Unsre Jungfer Zimpferlieschen
Hat ein Näschen
Fein wie Gläschen
Und die kleinsten aller Füßchen.
Rührt sie ja nicht an,
Weil was brechen kann
An der zi-za-zarten Zi-Za-Jungfer Zimpferlieschen.

Nett ihr Köpfchen, nett ihr Häubchen,
Wie ein Häschen
Nieft ihr Näschen,
Wie ein Mäuschen spricht das Läubchen.
Rührt sie ja nicht an,
Weil was brechen kann u. s. w.

Bei dem kleinsten Abendwindchen
Wird ihm wehchen,
Wie ein Rehchen
Hüpft davon das zarte Kindchen.
Rührt sie ja nicht an,
Weil was brechen kann u. s. w.

Zieht von Seide ihr ein Röckchen
Leise über,
Deckt trüber
Dann vom feinsten Glas ein Glöckchen.
Rührt sie ja nicht an,
Weil was brechen kann u. s. w.

Ritter Großhans Eisenfresser.

Der Ritter Großhans Eisenfresser,
Das ist ein Mann,
Der hauen kann
Mit seines Mundes scharfem Messer
Die besten Helden all zu Brei.

Sein Vater wird Graf Wind gebeißen
Und Gräfin Schein
Die Mutter sein,
Und Felsen kann der Hans zerbeißen
Und trinken ganze Fässer Wein.

Der Himmel bebt, die Erde zittert
Vor ihm im Staub
Wie Espenlaub,
Und droht der Hans im Zorn erbittert,
Dann fallen hohe Thürme ein.

Und Berge hat er platt gefressen
Wie ebnes Feld,
Der tapfre Held,
Und Wölfe singen an zu beten,
Wenn sie den großen Hans erblickt.

Der Ritter Großhans Eisenfresser,
Das ist ein Mann,
Der Alles kann,
Der Alles weiß und noch viel besser,
Als jeder andre große Hans.

Marie

oder

menschliche und göttliche Gerechtigkeit.

Zweiter Theil der Erzählung.

Die göttliche Gerechtigkeit.

Zwei Jahre, nachdem ich die Beaute verlassen hatte, im Januar 1834, begehrte ein Fremder eine geheime Unterredung mit mir. Die Kälte war an diesem Tage äußerst streng, allein der Fremde schien unempfindlich gegen den eisigen Frost der Stube, in welche man ihn eintreten ließ; denn ich fand ihn ferne vom Feuer sitzend, das man in der Ecke angezündet hatte. Indessen verursachte mein Eintreten in ihm eine sichtbare Bewegung, und indem er aufstand und sich mir näherte, sagte er mir, er sei gekommen, um mich in einer sehr wichtigen Sache zu Rathe zu ziehen. Da ich ein Mißverständniß besorgte, so fragte ich ihn, ob er nicht allenfalls glaube, bei einem Advokaten zu seyn, der einige Schritte von meinem Hause entfernt wohnte.

„Nein," sagte er mir, „es ist der Staatsprocurator, den ich aufsuchen wollte." Er sprach diese Worte mit einer solchen Beängstigung, daß ich ihn bat, sich Zeit zur Fassung zu nehmen und sich die Geständnisse, die er mir machen wollte, zu überlegen, da die Pflichten meines Amtes mich zwingen könnten, von seinen Vertraulichkeiten Gebrauch zu machen.

„Sie werden Ihrem Gewissen gehorchen, mein Herr!" lautete seine Antwort, „hören Sie, wovon es sich handelt: ein Mörder, der der Gerechtigkeit entronnen ist, möchte durch Erduldung der verdienten Strafe sein Verbrechen sühnen: würden Sie wohl seine Erklärung annehmen?"

„Ja, allein sie würde nicht hinreichen, ihn zu verurtheilen, es bedarf der Beweise."

„Dieser Mörder, mein Herr! hat seinetwegen einen Menschen gepferct, er möchte durch seinen öffentlichen Tod die Ehre der Familie des Gepfercten wiederherstatten. Diese große Sühne wurde ihm auferlegt."

Die Beängstigung dieses Menschen war so groß, daß ich keinen Augenblick zweifelte, er sei der Schuldige.

„Diese Sühne ist nicht möglich," sagte ich ihm, „die Urtheile der Gerechtigkeit sind unwiderruflich; ein Verbrechen kann nicht zweimal bestraft werden."

Ueber diese Erklärung wurde der Mensch von heftigen Krämpfen ergriffen, und ein Tuch aus seiner Tasche ziehend, trocknete er sich den Schweiß von der Stirne. Welch fürchterliche Bewegung mußte es nicht seyn, die in einer solchen Zeit und vor einem Feuer, daß mich schaudern machte, den Schweiß auf die Stirne eines Menschen trieb. Ich faßte mit aufmerksamer Neugier den Fremden ins Auge; er trug die malerische bretagnische Tracht in ihrer ganzen Wildheit: das Ziegenfell wie das alte fränkische Sagum geschnitten, die ledernen Gamaschen mit Nesseln oberhalb dem Knie befestigt, den großen runden Hut mit breiten Rändern, mit einer dicken farbigen Chenille geschmückt. Seine schwieligen Hände, seine braune Farbe, sein gebeugter Rücken bezeugten einen an Arbeiten gewöhnten Menschen; seine Haltung, seine Gestalt mußten einmal auffallend schön gewesen seyn, allein eine entsetzliche Magerkeit gab ihm das Aussehen eines Skeletts, seine Haut hing buchstäblich über den Knochen.

Ja, sagte ich zu mir, das ist das Aussehen eines Menschen, der von Gewissensbissen zerrissen wird.

Während ich alle diese Beobachtungen machte, sprach er, sich die Stirne abtrocknend, im Tone der Verzweiflung:

„Wird ihm dies letzte Rettungsmittel entrissen seyn? Irren Sie sich auch nicht? Ist es möglich, daß die Gerechtigkeit grausamer als der Mörder seyn sollte? Könnte es ein so barbarisches Gesetz geben, welches verweigerte, die Unschuld eines Menschen anzuerkennen?"

„Sie denken nicht," erwiderte ich, „an die materiellen Unmöglichkeiten, welche sich der Revision eines Prozesses entgegen stellen würden. Wie lange ist es her, daß jener Mensch den Tod fand?"

„Dem Mörder scheint es, als sei es gestern," sagte er schaudernd, „und doch sind es bald zwanzig Jahre!"

„Bald zwanzig Jahre!" fiel ich ein, „die Reue des Schuldigen kam sehr spät!"

„Weil er glaubte, man könne Gewissensbisse durch ein glückliches Leben austilgen. Er hatte eine Frau geheirathet, die er liebte; diese Frau kannte sein Verbrechen nicht. Er hatte Kinder; die Schmach des Vaters hätte ihre unschuldigen Häupter mitgetroffen; er bewahrte daher das Geheimniß seiner Qualen, die sein Herz zerfleischen. Jeden Tag aber rächt Gott seine Opfer. Dieser Mensch hat nun weder Weib noch Kind" — sagte er mit einer herzzerreißenden Stimme, „und er hat so viel gelitten, daß der Tod ihm in Vergleich zu seinem Leben süß erscheint."

„Gesetzt, die Herstellung der Ehre wäre erlaubt,"

entgegnete ich, „wie würde die Erneuerung eines Prozesses nach zwanzig Jahren möglich seyn? Nach zwanzig Jahren können Richter und Zeugen gestorben seyn.“

„Und wenn sie leben,“ schrie er mit sichtbarer Freude, „wenn er sie wieder finden könnte, dürfte er alsdann hoffen? Oh! sprechen Sie, mein Herr! sprechen Sie! Für das Heil seiner Seele wird nichts diesem Menschen zu theuer seyn, weder Geld noch Mühe. Wo sie auch seyn werden, überall wird er sie auffinden. O seien Sie,“ sprach er flehend, „barmherzig, mein Herr! bewirken Sie diese Ehrenrettung, diese Strafe, und Gott wird Sie segnen.“

Diese unerhörte Vergünstigung, die man von mir begehrte und die ich genöthigt war zurückzuweisen, ich, der Staatsprocurator, beauftragt die Schuldigen zu strafen, setzte mich in eine eben so sonderbare als außerordentliche Lage. Welcher Widerspruch in meinen Pflichten! Welche Mischung von Recht und Unrecht! Soll ich's gestehen! gleich dem, der mich darum anrief, dachte ich, unser Strafbuch treffe der Vorwurf der Barbarei, so lange eine Wiederherstellung der Ehre in gewissen Fällen und unter gewissen Bedingungen nicht möglich sei. Indessen aber setzte ich dem Bretonen alle Gründe auseinander, die sie ausschließe, allein er hörte mich nicht, noch verstand er mich.

„Was soll er anfangen, die Gewissensbisse, die an seinem Herzen nagen, zu stillen?“ sagte er mir voll Verzweiflung, „welch eine Sühne soll er finden, die zu ersetzen, welche man ihm verweigert? Er muß also immer das Gesicht dieses Menschen sehen! immer!... immer!“

Als ich geendet hatte, stand er auf.

„Sie können also nichts für ihn thun? Ihr Schwert hat sich also am Haupte des Unschuldigen abgestumpft? Adieu, mein Herr! Ihre Gerechtigkeit ist sehr ungerecht! sehr schwach! sehr gebrechlich! sehr unvermögend! sehr dem Irrthum unterworfen! Gott aber kümmert sich nicht um Ihre Gesetze, er weiß den zu erreichen, den sie entrinnen lassen und den zu belohnen, den sie ungerecht verurtheilen.“

So viele Gedanken hatte dieser Mensch im Grunde meiner Seele aufgeregt, daß ich sein Weggehen kaum bemerkte.

O Gewalt des Gewissens! sagte ich zu mir, welchen Heldenmuth kannst du einflößen! Dieser Mörder scheidet unglücklich von hier, weil er nicht unter der Hand des Scharfrichters sterben kann; er hätte sich überliefert, wenn ich ihm gesagt hätte, daß sein Opfer möglich sei! Dieß Gewissen, welches Gott in unsere Seele gelegt, es täuscht sich nicht! es .... Also zwanzig Jahre sind's, sagte ich zu mir, als ein Mensch, mit der gleichen Vollmacht wie ich bekleidet, von den Richtern den Kopf eines Unschuldigen gefordert hat und dieser Kopf ist gefallen! Schreckliches Amt! .... Schreckliche Verantwortlichkeit! .... Wer kann mir verbürgen, daß nicht auch ich grausame Ungerechtigkeiten zu verantworten habe! Sind sie nicht zahlreicher als man denkt! Wenn Marie Bernard und der Pfarrer sich nicht irren, wurde nicht zu derselben Zeit ein zweiter, eben so blutiger Irrthum begangen? Arme Marie! gebe der Himmel, daß ihr es immer unbekannt bleibe, daß es hienieden für ihren Vater keine Gerechtigkeit mehr gibt.

Nachdem ich auf diese Weise das blutige Ereigniß, welches der Bretone mir hatte durchschimmern lassen, mit der Geschichte des Bernard in Verbindung gebracht, wurde ich durch das Zusammentreffen der Zeit und der Begebenheiten betroffen.

Wenn dieß Pierre Lerouge gewesen wäre, der meinen Verdacht erregte! Wenn es die Frau des ermordeten Pächters gewesen wäre! Alles wäre erklärt, er hätte das Verbrechen verüben können. Ich muß dem Menschen folgen, ich muß wissen, wie er heißt, was er thut, wo er wohnt, ob er immer sich in der Bretagne aufgehalten. Der Mensch, der mich eben verlassen, ist ein Landmann, Pierre Lerouge muß es auch seyn! Wenn er es wäre! Welche Freude für die arme Marie! Das einzige Glück, was ihr auf dieser Erde begegnen kann! Wenn es Pierre Lerouge ist, so kann es nicht schwer fallen, in der Gemüthsstimmung, worin er sich jetzt befindet, die Erklärung der Unschuld des Bernard zu erhalten! Ueber diese Gedanken war ich glücklich! mein Blut floß schneller, ich vergaß die Kälte, ich sah mich schon dem Dorf nahe, um Marie auf das erfreuliche Schreiben vorzubereiten! Ich konnte also der Unglücklichen nützlich seyn, sie hätte also meine Hülfe nicht vergeblich angerufen! Ich schickte sogleich Leute den Spuren des Menschen nach. Ich erkundigte mich, ob der Name Pierre Lerouge nicht auf den Steuerlisten des Departements stünde, und einige Tage später erfuhr ich, daß es in der That einen Pächter dieses Namens zu Saint-Aubin-du-Cormier, zehn Stunden nördlich von Rennes, gebe. Als ich diese Gewißheit erlangt, nahm ich, trotz der Kälte, den kleinen Wagen von Rennes nach Saint-Aubin, in der Hoffnung Reisende zu finden, mit denen ich die früheren Umstände des Pächters besprechen könnte. Mein Verdruß war groß, als ich mich allein im Wagen sah.

„Heute gibt's also keine Aussicht auf Reisende, Schwager,“ sagte ich zu dem Conducteur.

„Der Gukuk auch! glauben Sie, daß es in diesem Winter Aussichten für mich gibt! Die Aussichten verfrieren ja!“

„Guippie!“ sagte seine Frau, „du hast deinen Mantel vergessen.“

„Siehst du nicht, daß die Reisenden mich warm

halten werden," entgegnete er, indem er mit dem Aerger eines verdrießlichen Menschen auf seine Pferde peitschte.

„Stehen reiche Häuser längst der Straße?"

„Ja gewiß auch! . . . es wachsen da Disteln, aber keine Gutsherren! Hetz ihr Kamele!" schrie er seinen magern weißen Pferden zu, „wollt ihr da fest frieren unter dem Vorwande, daß es kalt ist und ihr nichts zu ziehen habt?"

„Wer sind denn eure besten Kunden?"

„Angestellte, kleine Landbesitzer, die kommen und gehen; dann gibt es zwei Viehmärkte im Jahr zu Saint-Aubin, die ziemlich viel Volk hinziehen! . . Vorwärts! Schimmelchen! Willst du vielleicht stehen bleiben, um mir zuzuhören?" Und damit peitschte er seine Pferde aufs Neue; die Hiebe waren gleichsam der Gedankenstrich, womit Guippie alle seine Phrasen schloß; die armen Thiere aber waren daran gewöhnt! Stolker wie die Philosophen und unempfindlich wie diese gegen den Schmerz, schwenkten sie mit dem Schweife, ohne ihren Schritt zu beschleunigen, und das war Alles.

„Unter Euren kleinen Landbauern kennt ihr nicht einen mit Namen Pierre Lerouge?"

„Ob ich ihn kenne!" schrie Guippie, „der fetteste Pächter von Saint-Aubin!"

„Das ist wohl nicht derselbe! denn der, von dem ich spreche, ist mager wie ein Skelett!"

„Freilich ist er das," entgegnete Guippie, „ich sagte fett für reich; er wohnt drei Stunden landeinwärts über Saint-Aubin hinaus, das heißt, er wohnt jetzt nicht mehr da, der arme gute Mann! denn seit acht Tagen ist er verschwunden."

„Er ist verschwunden!" rief ich.

„Hm! mein Gott ja! man hat sich mit sonderbaren Reden über sein Verschwinden herumgetragen: die Einen sagen, daß er gestreicht sei, Andere wollen ihn auf der Straße begegnet haben mit nackten Füßen, einem schlechten Beinkleid, einem schlechten leinenen Kittel, einem Quersack auf dem Rücken voll schwarzem Brod, ganz wie ein Armer. Ich frage Sie, ob das möglich ist! Ein Mann der Tausende und Hunderte hat? denn Alles schlug ihm glücklich aus, diesem Menschen!

„Ich glaubte, er hätte viel Unglück erfahren, wenn es derselbe ist, den ich in der Beauce gekannt habe."

„Der unsere hat nicht immer in der Bretagne gewohnt; aber Unglück hat er ganz gewiß nie gehabt; im Gegentheil Alles ist ihm gut geglückt: in zwanzig Jahren hat er nie Hagel in seinen Feldern noch eine Krankheit in seinen Ställen gehabt."

„Hat er aber nicht alle seine Kinder verloren?"

„Bah! die Kinder machen einem in jetziger Zeit so viel Noth, daß man niemals weiß, ob es ein Glück oder ein Unglück ist, wenn sie abziehen; er hat wenigstens für die nicht mehr zu sorgen und da ist er anders daran als ich" — hierbei gab er schwermüthig seinen Pferden eine gute Anzahl Hiebe, die ohne Zweifel auf Rechnung seiner Kinder gingen.

„Man hat mir erzählt, er habe auch seine Frau verloren?"

„Das ist kein Grund, um wie ein Bettler auf den Straßen herum zu laufen. Pop Blitz! die Weiber! es ist was Gutes dabei, ich weiß es, aber das plagt euch auch und die ganz besonders, die gleichsam an der Schwindsucht gestorben ist und während zwanzig Jahren nicht ein einzigmal gelacht hat, und wo die Doktoren nie auf die eigentliche Krankheit kommen konnten!"

„Sie war vielleicht nicht glücklich?"

„Nicht glücklich! Sie hatten sich beide aus Liebe geheirathet, sie hatten Schönheit und Verstand für Vier! Von dieser Heirath könnte man eine ganze Geschichte erzählen; es sind aber zwanzig Jahre seit sich das begeben; ich war noch ein Bube als man davon sprach, und so erinnere ich mir es nicht mehr. Man sagte, Pierre Lerouge sei in Diensten bei dem ersten Mann seiner Frau gestanden, (denn er hat eine Wittwe geheirathet) dieser erste Mann, ein sehr brutaler Mensch, machte, wie es scheint, die Frau sehr unglücklich, so daß Pierre Lerouge eine Zuneigung zu ihr faßte, weil ihm das arme Ding so leid that. Kurz und gut, es begegnete dem Pächter in Abwesenheit der Pächterin ich weiß nicht welches Unglück, und Pierre heirathete die Wittwe trotz der Kinder, die sie von jenem ersten Manne hatte."

„Leben diese Kinder noch?"

„Sie leben zu seinem Unglück; denn sie haben ihren Stiefvater immer verwünscht und sie haben ihm schönen Verdruß gemacht, der arme Mann! . . . ungerechnet, daß sie ganz das Ebenbild des brutalen Vaters und gleichfalls ein wenig brutal sind."

„Die Kinder der beiden Ehen waren vielleicht auf einander eifersüchtig und das machte die Mutter unglücklich?"

„Geht mir! diese Kinder waren die ersten im Hause, die anderen kamen erst später. Man mußte die Kleider und den Unterricht sehen, den Pierre Lerouge ihnen gab; so wird man keinen zweiten Stiefvater finden. Er ließ sie in der Schule von Rennes erziehen und dann in der landwirthschaftlichen Schule, dergestalt, daß sie nun, trotz ihrer Jugend, die ersten Pächter im Lande sind und daß sie für die Felder verbotte Mittel kennen. Der Pfarrer aber sagt, das Alles bringe ihr Unterricht zuwege! . . . Arbeitete er für sie, der arme Pierre Lerouge! Bei jedem Wetter sah man ihn auf den Feldern, vor Tag, nach Sonnenuntergang, immer der Erste und der Letzte bei der Arbeit, und mäßig, als hätte

er nicht zu trinken gehabt; man hat ihn auch nicht ein einzigmal ein wenig im Zuge gesehen! Und dann einfach, als ob er sich nicht allen den Frieselanz, wie man das nennt, hätte anschaffen können, und fromm wie ein Mädchen und wohlthätig wie ein Heiliger. Er hat mir mehr als einmal Geld geliehen, ja wohl! und er ist Schuld daran, daß diese alte Schachtel da noch fort rollt; er hat mir ja Pferde verkauft, die ich ihm nicht immer bezahlt habe. — Diese Turteltauben da kommen auch von ihm, armer Mensch! Ei so sagt mir doch, Herr!" fuhr Guippie fort, indem er sich mit dem Rücken der Hand das Auge abwischte, „was dieser arme Alte dem lieben Gott gethan hat, daß er nicht glücklich ist? Gibt es Ungerechtigkeiten, so sind es nur die Menschen, die sie begehen; ich habe ihm das mehr als einmal gesagt, wenn ich ihn so traurig sah. Da antwortete er mir: „Willst du schweigen, Unglückskind! Lästere nicht Gott . . . Kennst du Gottes Gerechtigkeit?" — Meiner Treu, erwiederte ich, er muß Euch hart züchtigen, daß Ihr so mager seid, an Eurer Stelle würde ich essen und trinken; ich bin schon an meiner dritten Frau und bin nicht mager. Ich tröstete ihn so gut ich konnte, den armen Menschen, und nun sagen, daß er verlassen auf der Straße stirbt! ich schaue mich nach allen Seiten um, ob ich ihn nicht zurückkommen sehe. Hopp! so fliegt doch ihr Turteltauben!" und damit peitschte er besser auf die Schimmel des alten Lerouge los.

Ich übergehe das Uebrige, was mir Guippie sagte; eine Person, welche Walter Scott in seinen Schriften gezeichnet hätte, so viel Originalität, Philosophie und Gemüth vereinigte sein Charakter.

Ich langte auf dem Pachthof, dem Ziele meiner Reise an, und hier meinen Titel und meine Absicht verbergend, erklärten mir seine Stiefsöhne, daß ihr Stiefvater mitten in der Nacht vom Hof verschwunden sei. Es waren obngefähr acht Tage verflossen, als sie unruhig über sein Ausbleiben, in die abgelegene Stube, welche er bewohnte, gegangen waren, sie hatten sie offen und leer gefunden; das Bett war noch gemacht, der Pächter hatte es unberührt gelassen, auf dem Tisch fanden sie einen Brief, den sie mir zeigten:

„Ich verbiete meinen Stiefsöhnen Landry mir zu folgen, noch mich suchen zu lassen, aus Gründen, die mir allein bekannt sind. Ich will meine Tage im Kloster La Trappe beschließen. Ich ernenne die Herren Landry zu meinen Universalerben, indem ich ihnen alles, was ich besitze, übergebe und sie nur bitte, für mich zu beten.

Pierre Lerouge."

Nach Rennes zurückgekehrt, schrieb ich dem Superior von La Trappe, anfragend, ob ich nicht aus Gründen der höchsten Wichtigkeit einen Mönch sehen, sprechen oder ihm schreiben könne, der den Namen Pierre Lerouge geführt habe und der seit kaum zehn Tagen im Kloster seyn könne. Die Antwort ließ lange auf sich warten; sie war entscheidend: der letzte Mönch war vor einem Jahr in's Kloster eingetreten. Die Regeln des Ordens untersagten, jemals die zu nennen, welche für die Welt nicht mehr leben; da aber seit einem Jahre Niemand um Einlaß nachgesucht habe, so hätte man die Gewißheit, daß Pierre Lerouge sich nicht in La Trappe befinde.

Diese Antwort machte mich trostlos. Die Spuren des Pächters waren somit verschwunden; sollte ich alle diese Einzelnheiten nach dem Dorf in der Beauce schreiben? sollte ich der Marie eine so unbestimmte, so trügerische Hoffnung geben?

Die Osterferien nahten heran. Willens in Paris meine Familie zu besuchen, faßte ich den Entschluß, einige Tage früher abzureisen, um meinen Weg durch die Beauce zu nehmen und mit dem Pfarrer und Madame D . . . . über die sonderbaren Entdeckungen zu sprechen, welche ich gemacht hatte.

Ich traf im Dorfe am Vorabend des Palmsonntags gegen acht Uhr Abends ein, ich fand, wie gewöhnlich den Pfarrer, Madame D.... und Marie zusammen. Ueberrascht und erfreut über mein Kommen und meine Anhänglichkeit, bewillkommten sie mich auf's Beste und überhäuften mich mit Fragen über alles, was mich betraf. Ich hatte Noth, Zeit zu gewinnen.

Vor Marie, die uns nicht verließ, konnte ich nicht sprechen; der Pfarrer war auch nicht der Mann, um ein halb hingeworfenes Wort zu verstehen oder aus einem Wink zu errathen. Madame D.... saß neben Marie und konnte keine geheimen Mittheilungen annehmen. Sie erzählte mir ein seltsames Begegniß, welches Marie vor sechs Wochen hatte, genau am Jahrestag des Todes ihres Vaters.

„Dieß Begegniß wäre ohne Bedeutung gewesen," sagte mir der Pfarrer, „ohne einen außerordentlichen Umstand, der sich damit zu verknüpfen schien. Fußtritte eines Menschen und das auf dem Grabe niedergetretene Gras bewiesen unbezweifelt, daß an diesem Tage Jemand vor ihr auf dem Grabe gewesen seyn mußte, um dort zu beten, und dieß war weder ich, noch sonst ein Bewohner des Dorfes." — Bis dahin hatte ich dieser Neuigkeit wenig Aufmerksamkeit geschenkt, ich bat Marie mir alle Einzelnheiten zu erzählen.

„Ich ging am frühen Morgen an der Thüre unserer Hütte vorüber," sagte sie, „ich hörte dort beten und seufzen. Ueberrascht näherte ich mich und sah einen armen Greis auf die Erde gekauert, halb todt vor Ermüdung und Frost; er war so mager, daß er einem Gespenst glich. Nach der Stunde zu schließen, worin

ich ihn dort traf, mußte er die Nacht auf dieser Steinplatte zugebracht haben."

„Das war er!" rief ich.

„Wer, er?" fragen zugleich der Pfarrer, Madame D.... und Marie.

„Auch ich bin diesem Menschen auf den Straßen begegnet," entgegnete ich in der Absicht, ehe ich spräche, das Ende ihrer Erzählung zu hören.

„Warum habt Ihr nicht im Dorf um ein Obdach gebeten," fuhr Marie in ihrer Erzählung fort, „statt hier in diesem Haus ohne Thüre und Fenster zu übernachten?"

„Ich habe geglaubt, daß ich hier Niemand etwas zu Leid thäte und daß die Eigenthümer nicht mehr lebten," erwiederte der Alte.

„Dieß Haus ist ein Unglückshaus und seine Eigenthümerin läßt es in Trümmer fallen, damit Niemand mehr nach ihr drinnen weine."

„Wo ist die, von welcher Ihr sprachtet?" frug der Alte auf eine seltsame Weise.

„Das bin ich," erwiederte ich, und indem ich bemerkte, daß er vor Frost zitterte, bat ich ihn, mir zu meiner Herrschaft zu folgen, die ihm alle nothwendige Unterstützung geben würde."

„Euch folgen! Euch folgen!" wiederholte er. Ich glaubte sein Kopf sei schwach und verwirre sich. „Ich bin nicht würdig, meine Füße dahin zu setzen, wohin Ihr sie setzet! Entfernt Euch! entfernt Euch! Wären Euch meine Verbrechen bekannt, ich wäre ein Gegenstand des Abscheues für Euch."

„Beruhigt Euch," sagte ich, „ich sehe, daß Ihr unglücklich seid, Ihr seid deßwegen mein Bruder. Nennt mir Euren Namen und Marie Besnard wird für Euch beten."

„Marie Besnard wird für mich beten!" schrie er mehr und mehr verwirrt. „O Marie Besnard!" sprach er, seine Hände faltend, „gedenket meines Elendes! der, den Ihr vor Euren Augen seht, hat geschworen, nie unter einem Dache zu schlafen, noch ein ander Brod, als das der Barmherzigkeit, zu essen; er begibt sich in eine strenge Abgeschiedenheit, wo er besser seine Verbrechen abbüßen wird. Wenn Ihr von mir reden hört, flucht mir nicht!" Und nun warf er sich flehend zu meinen Füßen.

Da ich auf seinen Wahnsinn nicht antworten wollte, bat ich ihn, die Unterstützung abzuwarten, die ich ihm bringen würde.

„Ich bin nicht würdig, Euer Brod zu essen!" schrie er, ich war schon fort.

Ich lief nun sogleich, unsern Herrn Pfarrer von der Gegenwart dieses armen Wahnsinnigen im Dorfe zu benachrichtigen. Wir kehrten mit einander zur Hütte zurück, allein der Wahnsinnige war verschwunden und wir konnten ihn auf keinem Wege im offenen Feld gewahren. Und da war es, als ich auf dem Kirchhof, wohin ich gegangen war, um zu beten, auf dem Grabe meines Vaters das niedergetretene Gras und Fußtritte bemerkte. Da ich mir nun die Worte des Fremden zurückrief, hatte ich eine Ahnung, daß er bei unserm Unglücke betheiligt sei, und daß ich vielleicht den Mörder meines Vaters gesehen!"

„Ich glaube es auch, Marie!" fiel ich ein, „ich sehe für Sie in diesem Begräbniß eine große Hoffnung!"

Der Ausdruck der Freude, der einen Augenblick ihre Züge belebte, gab ihnen etwas Erhabenes. Wie tief müssen die Gefühle ihre Eindrücke in eine Seele eingraben, wenn sie ein Gesicht so erleuchten können. Wie schön mußte Marie gewesen seyn! . . . ich sah es an dem Wiederschein dieser Freude.

„Ich theile nun auch Ihren Glauben, Marie!" fügte ich bei, „auch mir sagt etwas wie Ihnen, die Unschuld Ihres Vaters wird anerkannt werden. Hoffen Sie! hoffen Sie!"

Bei diesen Worten betrachtete mich der Pfarrer betroffen, als wollte er mich ausfragen; ich fügte nichts hinzu; ich wollte nicht von meinen Nachforschungen und meinen Entdeckungen reden, als bis ich das Schreiben erlangt hätte, das für Marie von so großem Trost seyn mußte. Alles war mir nun klar: Pierre Lerouge hatte sich auferlegt, vor seinem Eintritte in's Kloster, das Grab seines Opfers zu besuchen, eine Nacht in der Hütte zuzubringen. Ohne Zweifel wollte er auch wissen, ob Marie Besnard noch lebte. Jetzt, da ich wußte, wo er zu finden sei, wartete ich mit meiner Erklärung; allein während ich, wie gewöhnlich, meine Partie Schach mit dem Pfarrer spielte, dachte ich an meine baldige Rückkehr in's Dorf und an die Freude, die ich dort bereiten würde.

Am folgenden Tag um 6 Uhr begaben wir uns zur Kirche. Die Bauern im Frühlingsanzuge gingen zahlreich zur Kirche, Frauen, mit Zweigen beladen, füllten den Vorplatz. Ich habe immer diesen öffentlichen Palmtag geliebt, worin die Kirche mit ihren grünen Zweigen das letzte Fest zurückruft, das Jesus auf Erden zu Theil ward; dieser Tag, wo Jeder sich seinen geweihten Palm nimmt, den er während des Jahres über die Wiege des Säuglings, das Haus der Großeltern, das Bildniß des Abwesenden steckt! Dieser liebliche Glaube verleiht uns so viel Hoffnung! Marie nahm gleich uns ihre Palmzweige und betrachtete mich mit einer expressiven Miene, ihre Augen sagten: dieß Jahr werden Sie mir Glück bringen, wenn ich meinen Ahnungen glauben darf! Und aus ihren Blicken leuchtete eine Dankbarkeit für die Hoffnung, welche ich ihr gegeben.

Nach dem Evangelium trat der Pfarrer das Chor hinab und fündigte an, daß er nach der Messe die Kanzel besteigen werde, um einen Erlaß seiner bischöflichen Gnaden zu lesen, den jeder mit aller Sammlung zu vernehmen angewiesen werde. Nach beendigtem Gottesdienst bestieg also der Pfarrer die Kanzel. Aller Augen richteten sich auf ihn, nur Marie vollendete mit gebeugtem Kopf in der tiefsten Sammlung ihr Gebet. Der Pfarrer zog das Schreiben hervor, erbrach das Siegel und las, wie folgt:

„Bereit vor Gott zu erscheinen, in Gegenwart aller meiner Brüder, die versammelt sind, um für mich in meiner letzten Stunde zu beten, unterstützt von dem Superior, der meine zitternde Hand führt, bekenne ich hier vor Gott und den Menschen, daß ich, Pierre Leroupe, der Verbrechen schuldig bin, für welche der unglückliche Besnard verurtheilt wurde."

Bei dieser Stelle schnitt die Bewegung dem guten Pfarrer das Wort ab, er konnte seine Thränen nicht zurückhalten, warf sich auf der Kanzel auf seine Kniee und ermahnte die Gläubigen, Gott zu danken, der seine Diener nicht verlasse und früh oder spät ihre Unschuld offenbare. Ich kann die electrische Wirkung, welche dieser Auftritt machte, nicht schildern; die heilige Erhabenheit des Ortes konnte die Ausbrüche des Glückes und der Freude nicht zurückhalten. Hingerissen zu Marie, lief Alles zu ihr und drängte sich um sie. Sie aber, mit starren Augen, konnte weder weinen noch sprechen; sie zeigte auf ihre Brust, ich fürchtete, sie werde ersticken.

Luft! Luft für sie! und damit faßte ich sie auf meine Arme und trug sie mitten durch die Menge, die auseinander trat, zur Kirche hinaus. Alle folgten mir. Wir setzten sie auf einen Stuhl unter einen Baum des Platzes; die Luft schien sie neu zu beleben, sie konnte nichts als wiederholen: O Gott! o Gott! Die Dorfbewohner, vergnügt, daß sie wieder zu sich kam, statt ihre Freude zu mäßigen, steigerten sie noch durch ergreifende Freudenrufe, in denen sie ihre Liebe zu Marie zeigten: Ehre der Marie! schrieen sie, Ehre dem Besnard!

In diesem Augenblicke trat der Pfarrer zu uns, und nachdem er einen Stuhl bestiegen, um von Allen gehört zu werden, begann er aufs Neue die Ablesung dieser Erklärung, welche er diesmal im tiefsten Stillschweigen vollendete. Pierre Leroupe sagte: daß es ihm von seinen Obern untersagt sei, um Aergerniß zu vermeiden, die Triebfedern seiner Verbrechen zu enthüllen, wovon er indessen den Beweis liefere; denn die 500 entwendeten Franken, welche als Grundlage zur Anklage gegen den unglücklichen Besnard gedient hatten, waren von ihm am Fuße einer Ulme, in dem Felde einer Wittwe, deren Name mir entgangen, vergraben. Er schloß mit der Bitte an Marie, sie möge sich erinnern, daß sie dem unglücklichen Greis Mitgefühl und Erbarmen versprochen, den sie am Todestage ihres Vaters in ihrer Hütte getroffen. Dieser unglückliche Greis war Niemand anders, als Pierre Leroupe. Nachdem der Pfarrer die Erklärung geendet, brachte er sie Marie, und sagte: „Lies selbst, mein Kind! du hast dieß Recht theuer genug erkauft."

Marie nahm überwältigt die Schrift und verschlang mit weit geöffneten Augen, worauf Niemand achtete, alle Buchstaben. Die blinde Madame D.... ihr zur Seite, sagte weinend: „O mein Kind! ist es möglich, daß mir der Anblick dieses Blattes verfagt ist! muß es mir benommen seyn, dich in diesem Augenblicke zu sehen, wo dein Gesicht gewiß von Freude strahlt!" Und dabei drückte sie ihr die Hände und umarmte sie mit den Worten: „Rede nur wenigstens, damit ich es und deinem Munde höre, daß du glücklich bist, meine Tochter! diese Worte werden deiner Gebieterin so wohl thun." —

Marie jedoch, von ihrer Bewegung und einer schrecklichen Beklemmung überwältigt, antwortete nicht, und die Jubelrufe, die sie umgaben, ließen dieß bedeutliche Schweigen nicht bemerken. Wehe! ihre Gefühle und die der sie umgebenden Menge, diese Vivatrufe trafen Marie tödtlich; sie sollte den glücklichen Augenblick nicht überleben, den sie ihr ganzes Leben hindurch ersehnt hatte. Allein der Tod der Freude ist so selten in dieser Welt, daß Niemand an diese Gefahr glauben konnte; man begriff ihre Beklemmung, und da sie nicht gehen konnte, trug man sie im Triumphe zu dem Grabe ihres Vaters, unter dem beständigen Rufe: Ehre dem Besnard! Ehre der Marie! und damit schwangen sie über ihrem Kopf und um sie her die grünen gewebten Zweige und steigerten so diese tödtliche Freude höher und höher. Wie den Heiland, so führte auch sie ihr Triumph zum Tode. Als man Marie auf das Grab niedersetzte, lebte sie nicht mehr! Das Blut, welches gewaltsam zum Herzen wogte, hatte die Gefäße gesprengt und Marie starb von ihren Gefühlen überwältigt. So war das Ende dieses edlen und rührenden Wesens.

Ihre Gebieterin ruht neben ihr auf dem beschatteten Gottesacker des Dorfes; sie konnte Marie nicht überleben. Ich werde die beiden Leichenbegängnisse nicht schildern, die sich unter allgemeiner Trauer in acht Tagen einander folgten.

Die Erklärung des Pierre Leroupe wurde auf den Pfeiler der Muttergotteskapelle eingegraben, wie er es selbst verlangt hatte; sie wurde gleichfalls auf eine Säule gegraben, die auf dem Kirchhofe zur Erinnerung an Besnard und „die Heilige" steht, die die Palme des Martyriums zum Himmel brachte.

Die jugendlichen Leser werden aus dieser wahrhaften Geschichte lernen, daß ein böses Gewissen und grausamere Leiden bereitet, als die Strafen, womit die Gesellschaft

den Schuldigen schlägt, und daß der Friede der Seele und der Glaube stark genug sind, das entsetzlichste Unglück zu ertragen.

Fällt diese Erzählung vielleicht einem Gesetzgeber unter die Augen, möge sie ihm dann nützliche Gedanken über die Herstellung der Unschuld einzeben und möge er das Mittel finden, die öffentliche Sicherheit und die Würde der Gerechtigkeit mit dem Wohl und den Rechten des Unterdrückten zu verbinden und auszusöhnen.

(Lelio.)

Sankt Maria in der Schnurgasse zu Köln.

Um die Zeit des dreißigjährigen Krieges, dessen Unheil das Kölnische Land weniger als andere Gegenden unseres deutschen Vaterlandes heimsuchte, erhob sich in der „heiligen Stadt“ eine Reihe neuer Kirchen und Klöster. Kurz vorher waren die barfüßigen Karmeliter hier eingezogen und hatten sich — wie schon vor langer Zeit (im Jahr 1219) ihre Ordensgenossen von der regulären Observanz — auf der Severinstraße angebaut.

Bald folgten die Diskalceatessen oder barfüßigen Karmeliterinnen. Die nächste Veranlassung ihrer Verpflanzung nach Köln war die Eroberung von Herzogenbusch durch die Holländer. Bei der Eroberung dieser Stadt war das dortige Kloster der Karmeliterinnen niedergeschossen worden und die Nonnen hatten sich durch die Flucht retten müssen. Heimathlos irrten die Vertriebenen umher und suchten da und dort eine Zufluchtsstätte.

Ihre Priorin aber, die ehrwürdige Mutter Anna de Jesu, damit nicht befriedigt, für sich einen sichern Port der Ruhe zu finden, sann darauf, ihrem Orden, den dort der Sturm des Krieges entwurzelt hatte, neuen Boden zu gewinnen; und wie sie an Köln, die fromme Stadt, gedachte, sah sie im Geiste ihn schöner als vorher aufblühen. Unverweilt wandte sie sich an den deutschen Kaiser, schrieb sie an Ferdinand, den Kurfürst-Erzbischof von Köln. Bald fand sie die Gewährung dessen, was sie suchte. Im Juli 1630 langte sie mit fünf Nonnen in Köln an. Der Kaiser selbst verschaffte ihnen vom Magistrat die Erlaubniß, sich in der Stadt anzubauen. Sie kauften den ehemaligen gräflich Neuenarer Hof in der Kupfergasse. Im Jahre 1635 ward der Bau ihres nach dieser Straße benannten Klosters unternommen.

Diese Karmeliterinnen in der Kupfergasse hatten sich nicht, wie es streng genommen nach der Vorschrift der heil. Ordensstifterin geschehen mußte, unter die Leitung des Priors des am selben Ort befindlichen Klosters gleicher Regel begeben, sondern standen unmittelbar unter dem Erzbischof. Die Kölner Diskalceatessen säumten indeß nicht, Karmeliterinnen nach Köln zu ziehen, die im Verband des Ordens und den Superioren desselben unterworfen waren. Im November 1637 langten zwei Barfüßer-Karmeliterinnen aus Brüssel von Mariones dieser Stadt begleitet, in Köln an, um das neue Kloster zu gründen. Es waren die Schwestern Theresa von Jesu und Isabella vom heiligen Geist, oder wie sie vor ihrem Eintritt in's Kloster genannt wurden, Gräfin Violante von Grez und Donna Carlota von Ursuine.

Diese frommen, die Welt hinziehenden Jungfrauen fanden in der Stadt die Aufnahme, die ihnen gebührte, und viele Töchter edler Kölnischer Geschlechter schlossen sich ihnen an. Im Juli 1643 ward in der Schnurgasse, dem von ihnen bewohnten Hause gegenüber, der Bau ihres Klosters angefangen und in Gegenwart des Kurfürst-Erzbischofs der Grundstein der Kirche gelegt. Länger als sechs Jahre dauerte es, ehe der Bau vollendet war. Aber als er nun fertig da stand, welche Freude für die Nonnen! In feierlichem Zuge, die Bürgermeister der Stadt voran, ward er in Besitz genommen, am Vorabend des Festes der heiligen Theresa, am 14. Oktober 1649.

Ein guter Stern schwebte über dem neuen Kloster. Nicht immer sahen die Kölner es gern, wenn neue geistliche Congregationen in ihrer Mitte entstanden, neue Klöster sich erhoben. Es ist wohl vorgekommen, daß sich Schaaren zusammenrotteten und mit Gewalt einen Klosterbau zu hindern Miene machten. Freilich lag dann immer ein politisches Motiv zu Grunde: Eifersucht auf die Macht des Erzbischofs, mit dem sie, wie natürlich, die geistlichen Congregationen eng verbunden glaubten, dessen Gunst, je mehr er sich verzweigte, desto eher die stolze Freiheit ihrer Stadt gefährden konnte.

Sehr günstig war dagegen, bei Hohen und Geringen, die Stimmung für diese aus Brabant gekommenen Klosterjungfrauen. Durch die Huld und den Adel ihres Benehmens standen sie in allgemeiner Verehrung. Vielfache Beiträge, oft von unbekannter Hand, oft wie durch ein Wunder des Himmels gekommen, liefen zur Beförderung des Klosterbaues ein. Nicht blos die Einheimischen bezeigten ihre lebhafte Theilnahme, auch zwei ausgezeichnete Fremde, die damals zu Köln wohnten, wandten der neuen Congregation in hohem Grad ihre Gunst

zu. — Maria von Medicis und Fabio Chigi, beide damals nicht in der hohen Stellung, die sie eingenommen hatten oder noch einnehmen sollten: denn die eine hatte einst die königliche Krone von Frankreich getragen und der andere trug später die Tiare.

Maria von Medicis, Wittwe König Heinrich's IV. von Frankreich, hatte schon im elften Jahr in Unglück und Verbannung gelebt, als sie aus den Niederlanden nach Köln kam (13. Oktober 1641). Die Leidenschaften, wodurch sie einst über sich und Andere Verwirrung und Unheil gebracht hatte, waren getilgt und gebüßt. In Köln lebte sie nur frommen Uebungen. Abgeschieden von der Welt und ihrem betäubenden Gewirre, suchte sie den Umgang frommer Nonnen, deren Friede sich auch in ihr Herz senkte. Durch ein Breve Papst Urbans VIII. erhielt sie die Erlaubniß, die barfüßigen Karmeliterinnen des Klosters in der Schnurgasse besuchen und in ihre Klausur eintreten zu dürfen. Man hat sie sagen hören, daß all ihr Trost, den sie in dieser Stadt Köln gefunden, ihr von diesen Nonnen gekommen sei. Sonst hatte auch, wahrlich, die Königin Maria wenig Freude. Sie, die einem König vermählt worden war, Mutter eines Königs und zweier Königinnen, die alle drei noch am Leben waren und auf dem Throne saßen, sie lebte in ihren alten Tagen in dieser Stadt in Armuth und Noth.

Lange sollte ihr Verkehr mit unserm Kloster nicht dauern. Zur rechten Zeit hat sie sich ganz dem Umgang dieser Nonnen hingegeben. Schon am 3. Juli 1642 starb die Königin Maria von Medicis. Sie sollte nun ausruhen von all den Stürmen, die von außen über ihrem Haupte sich gesammelt und in ihrem eigenen ungestümen Herzen aufgestiegen waren.

Als die Königin fühlte, daß ihr Ende herannahe, fing sie an, über ihre Hinterlassenschaft zu verfügen. Den Tag vor ihrem Ende sagte sie: „Mein großes Bild von dem heiligen Holz unserer lieben Frau zu Scharfenbüel vermache ich den barfüßigen Karmeliterinnen zu Köln."

Dieß ist das berühmte Gnadenbild in der Schnurgasse, das Bild, bei dem „die heilige Maria vom Frieden" verehrt wird.

Schon seit Jahren hatte die Königin, erfüllt von dem Gedanken an die Nothwendigkeit der heiligen Jungfrau, daß Bild derselben immer vor Augen und vor der Seele gehabt, wenn sie zu Gott um Läuterung ihres Innern betete. Während ihres Aufenthalts in Brabant hatte sie aus einem Stück „von dem heiligen Holz" der Eiche zu Scharfenbüel, das sie in der Schatzkammer des Kardinal-Infanten gefunden, ein Marienbild machen lassen, das immer vor ihr stand, wenn sie in ihrer Hauskapelle ihre Andacht verrichtete. Wie ihre Gebete sich immer an dieß Bild knüpften, so brachte sie auch die Erhörung derselben mit ihm in Verbindung, und in diesem Sinne war es für sie ein Gnadenbild.

Nachdem die Schwierigkeiten beseitigt worden, welche die Reclamationen des französischen Hofes veranlaßt hatten, ward das Muttergottesbild den Nonnen in der Schnurgasse übergeben und am Sonntag Lätare 1643 in dem Hause, das sie seit ihrer Ankunft bewohnt hatten, öffentlich zur Verehrung ausgestellt.

Es war gerade um die Zeit, wo Fabio Chigi, päpstlicher Nuntius zu Köln, nach Münster zu den Friedensunterhandlungen abreiste. Der Wunsch nach Frieden war während der Drangsale des langen Krieges in allen Herzen so lebhaft geworden! Dazu kam eine Vision der Priorin Isabella vom heil. Geist, die in ihrer entzückten Seele Gebet und unmittelbaren göttlichen Beistand als sicherste Abhülfe für jede Noth der Welt ansah. Sicherer als alle Siege und alle Künste des Unterhandelns und der Ueberredung. Weil die Welt nach Frieden dürstete, weil Alles um Frieden betete, ward beschlossen, die heilige Jungfrau bei diesem Bilde als „Königin des Friedens" oder „Marie vom Frieden" anzurufen. Unter diesem Namen, wodurch man das Gnadenbild in der Schnurgasse von andern vielbesuchten Marienbildern unterschied, ward es bald weit und breit berühmt. Unter dem Volke indessen, bei dem der sinnliche Eindruck zunächst haftet, war das Bild, nach dem schwarzbraunen Holze, woraus es gemacht ist, unter dem Namen „die schwarze Muttergottes in der Schnurgasse" bekannt. Noch jetzt hört man bis in ferne Gegenden hin diesen Namen.

„An des grünen Rheines Ufer
Einst ein heilger Gnadenort,
Wo der treue Gottesmutter
Sprossen ihres Sohnes Hort."

Weit und breit war das Gnadenbild „unser lieben Frauen in der Schnurgasse" berühmt; nah und fern kannte man das Kloster, bald nach ihr benannt war. Viele Tausende wallten dahin, um in der Nähe dieses Bildes, in der Nähe dieser Nonnen zu beten. Viele Tausende haben in dieser Kirche den stillen Frieden eines gottergebenen Herzens gefunden.

In Noth und Gefahren suchte man dieser Stätte des Trostes und der Hülfe. Jener alte Seemann, der weit weg, in fernen nordischen Meeren, an Schwedens Küste in Sturm und Brandung seinen Tod vor Augen sah, betete zur heil. Jungfrau in Köln, die er oft auf einem Schiffein stehend abgebildet gesehen hatte, von der man ihm erzählt, daß sie auch einst die vertriebene französische Königin über die See geleitet und in Meeresstürmen beschützt habe. Als er gerettet auf der Küste lag, bedachte er, daß das Theuerste, was er auf der Welt

habe, das silberne Kreuz auf seiner Brust sei, womit er für seinen kühnen Muth in wilden Seeschlachten geziert worden war. Sogleich machte er sich auf, wanderte unermüdlich, erreichte Köln und verehrte in der Schmungasse sein silbernes Kreuz, das noch bis auf unsere Tage an dem Bilde zu sehen war.

Selbst von Papst Alexander VII. weiß man, daß er des Gnadenbildes in der Schmungasse nicht vergaß. Es war dies eben jener Fabio Chigi, der im Jahre 1642 der Königin Maria von Medicis in ihren letzten Lebensstunden beigestanden hatte, und das Jahr darauf von Köln nach Westphalen zu den Friedensverhandlungen abgereist war.

S. Maria de pace.

Patronin des Friedens mit Gott, mit dem eigenen Gewissen und mit dem Nächsten.

Fabio Chigi war in gewissem Sinne die Seele dieser Unterhandlungen gewesen. Der Kölnische Geschichtschreiber Gelenius, der ihn noch persönlich gekannt hat, sagt von ihm, daß er wie von Gott selbst als ein Engel des Friedens zu diesem Kongreß gesandt worden. Er war es, der immer zu versöhnen und zu vermitteln suchte, wenn die Unterhandlungen zu stocken drohten. Wiewohl er beim Abschluß des Friedens im Namen der römischen Curie dagegen protestiren mußte, so wäre es doch ohne ihn nicht zu diesem Friedensschluß gekommen und die Gräuel des Krieges würden fortgedauert haben. Wetteifernd rühmen dieß die Geschichtschreiber des Westphälischen Friedens, welcher Partei sie auch angehören. „Friede der Kirche und der Welt (sagt einer von ihnen) war der Gedanke, der seine ganze Seele erfüllte, und parteilos zwischen den Parteien neigte er sich nur alsdann zu einer derselben, wenn er eine wahre Friedensliebe an ihr verspürte.“ (Woltmann, Gesch. des Westphäl. Friedens.)

Von Münster kehrte er nach Köln zurück. Aber schon 1651 verließ er diese Stadt, ward bald darauf Kardinal und bestieg im Jahre 1655 unter dem Namen Alexander VII. den päpstlichen Stuhl. Im fünften Jahre seiner Regierung (7. Nov. 1659) ward der Pyrenäische Friede geschlossen, an dessen Verhandlungen er, obwohl abwesend, lebhaften Antheil genommen hatte.

So war denn wiederum ein Krieg glücklich beendigt, wiederum hatte die „Königin des Friedens“ sich hilfreich erwiesen. Ihrer mächtigen Fürbitte ward der zwischen Frankreich und Spanien geschlossene Friede zugeschrieben. Zum Gedächtniß dieses Friedens, dieser Hilfe sandte Papst Alexander dem Kloster sein auf Goldgrund gemaltes, mit Diamanten eingefaßtes Bildniß. Am 4 Febr. 1660 kam es in Köln an, begleitet von einem Briefe des Erzbischofs von Cosenza, Joseph Marie Sanfelice, der nach Fabio Chigi Nuntius in Köln gewesen war. So lautete dieß in spanischer Sprache abgefaßte Schreiben des Erzbischofs:

„Sehr ehrwürdige Mutter! Dieß Geschenk ist mir übergeben worden von Sr. Eminenz Hrn. Kardinal Chigi, Neffen Sr. Heiligkeit, deren große Andacht zu Unserer lieben Frauen vom Frieden Jedermann bekannt ist. Es ist ein Portrait Sr. Heiligkeit, gemalt in Gold, besetzt mit Diamanten. Von einem Papst kommend, der Frieden gestiftet, muß es zu immerwährendem Gedächtniß auf die Brust des heiligen Bildes der Königin des Friedens gesetzt werden. Den Frieden müssen wir der Fürsprache der heil. Jungfrau zuschreiben. Ew. Ehrwürden wolle nicht vergessen, für die Gesundheit und das Wohlergehen Sr. Heiligkeit fleißig zu beten, mit den andern Müttern, denen ich mich von Herzen empfehle. Rom den 17. Januar 1660.

Ew. Ehrw. wolle mich benachrichtigen, ob die Siegel alle ganz gewesen, oder ob daran etwas mangelt.

Ew. Ehrwürden größter Diener,
Bischof von Cosenza.

An die ehrwürdige Mutter Isabella von heil. Geist, Priorin des Klosters unser lieben Frauen vom Frieden.“

Neue Kriege entstanden und wurden geschlichtet. Doch größer wie vorher war die Noth, als der Türken-Wesir Kiuprili durch Ungarn daherzog, immer näher kam, auf dem Stephansthurm den Halbmond aufzupflanzen drohte (1683).

In heißen Gebeten lag die Christenheit auf den Knieen. Eilende Boten langten bei unserm Kloster an. Zugleich von Wien und Rom aus waren sie an die Nonnen gesandt, daß sie im Heiligthum des Friedens Rettung erflehten. Es war gerade an einem der Festtage der Kirche, am Sonntag Lätare; das Kloster versammelte sich zu allgemeinem, feierlichen Gebet.

So viel ist gewiß: wunderbar erschien der bedrängten Stadt Wien ein Retter in der Noth. Johann Sobiesky, „von Gott gesandt,“ sprengte daher; mit ihm seine muthentbrannten Polen. Hoch flatterte der weiße Adler in ihrem Banner; hoch schlugen ihre Herzen. Mit Pfeilesschnelle warfen sie sich auf den Feind. Haufen von Türkenleichen bedeckten das Schlachtfeld. Mustapha Kiuprili ergriff die Flucht. Der wilde Lavastrom wurde in sein Bett zurückgedrängt.

Aber die schlimmsten Kriege und Verheerungen sind

in den Herzen der Menschen. Schwer ist es, die Wunden zu heilen, die einem verwundeten Lande geschlagen wurden; schwerer ist oft die Heilung eines verödeten oder vergessenen Herzens.

Unzählbar ist nun die Zahl derer, die, von solchen Nöthen heimgesucht, ihren Blick und ihr Vertrauen auf die Kirche „der Königin des Friedens“ in der Schnurgasse richteten. Wenn sie das einsam zwischen Gärten liegende Kloster nur von fern erblickten, mag es schon stiller in ihnen geworden sein. Wie Viele mögen diesen wundersamen Eindruck empfunden haben, wenn sie, aus der unruhig bewegten, von geschäftigem oder fröhlichem Volke belebten Stadt gleichsam herausschreiten, in dieser stillern Region anlangten, und nun, durch keinen fremden Eindruck mehr gestört, sich allein hingegeben, wie in ländlicher Abgeschiedenheit durch den stillen betretenen Pfad des Martinsfeldes einherwandelten, und der Kirche mit der golden strahlenden Kugel, auf der das schutzversprechende Bildniß schwebt, näher kamen!

Wie viele in ihrem Innern beängste Menschen haben hier Trost und Hilfe gefunden! Manches Blatt könnte man beschreiben, wollte man aufzeichnen, wie manches Herz hier hell geworden, wie Viele hier genesen, wollte man an Alles erinnern, dessen Andenken und in geschriebenen und mündlichen Ueberlieferungen erhalten ist. Sparen wir dieß einer andern Stunde auf, und verweilen wir bei der Gegenwart allein nur einen Augenblick.

Treten wir ein in diese Kirche, deren Pforte den ganzen Tag über, von früh bis spät, geöffnet steht. Tritt leise ein, geh' zurück hinter diesen Pfeiler, daß wir die Stillen Gottes nicht stören. Wer ist wohl der Alte dort? Ja es ist in sich versenkt oder ist es der Gram, der sein silberweißes Haupt so tief gebeugt? Hat er einen ungerathenen Sohn, worüber er jetzt sinnt, worüber er betet? Jenes alte Mütterchen kenne ich. Sie hat zwei Töchter. Sie haben beide wider den Willen ihrer Eltern geheirathet; sie haben beide weder Glück noch Stern. Die alte bekümmerte Mutter betet, daß nur ihre Seele nicht verderben möge. Nicht weit von ihr kniet eine andere, eine glückliche Mutter. Zwei Knaben und ein Mädchen — ihre Wonne, ihr süßes Glück — hat sie bei sich. Schon jetzt bringt sie die blondgelockten Kleinen mit zur heil. Jungfrau, daß sie schon früh ihre Herzen weihe, sie einst im Leben rein erhalte. Dort rechts in jener Ecke am heiligen Kreuz stehen zwei Betrunkene, die hier beten und dem Himmel danken, die schon früher in dieser Kirche unter Gottes Auge ihren Bund fest geschlossen: ein selig Paar, das nun alle Hindernisse überwunden, das in wenig Tagen durch die heilige Ehe vereinigt seyn wird. — Stiller wird die Kirche; doch steht die Sonne am Himmel; der englische Gruß ist schon geläutet; die Zeit ist da, wo Jeder zu den Seinen eilt. Einer nach dem Andern entfernt sich leise, um einander nicht zu stören. Das Gebet hat sie Alle beruhigt, auch jenen Alten, auch jenes Mütterchen. Verweilen wir noch, den Eindruck dieser mannigfachen Erscheinungen nicht zu stören! — Wiederum tritt Jemand herein, eine jugendliche Gestalt. Es ist eine Jungfrau, die diese stillste Stunde gewählt hat, die sich hier ganz allein und unbemerkt glaubt. Sie kniet nahe am Altar nieder; das bleiche Antlitz zur Himmelskönigin gewendet. Sie scheint sehr bewegt. Es ist, als ob ihre Lippen zitterten. Zuckt ein heftiger Schmerz durch ihre Brust? Oder ist dieß tiefe Sinnen nur das Ringen mit einem Entschluß? Treten wir still zurück! Wenden wir den neugierigen Blick von ihr ab! Stören wir ihr heiliges Gebet nicht einmal durch unsere Gegenwart!

So ist selbst jetzt noch St. Maria in der Schnurgasse die Zuflucht in allen Anliegen und Nöthen. Nicht leicht wird man in diese Kirche kommen, ohne Jemand in stillem Gebet hier zu finden. Doch ist es nicht mehr wie sonst. Der Glaube, die Inbrunst der alten Zeit — das ist dahin. Vielleicht daß sie wiederkehren!

Gehen wir noch einmal zurück; werfen wir noch einen Blick auf das Kloster. Im Jahre 1649 ward das Klostergebäude fertig, gegen die Nonnen aus dem Hause in der Schnurgasse, wo sie so lange gewohnt, in dasselbe ein. Jedoch erst 1685 war es völlig eingerichtet. In dieß Jahr fällt auch die gewölbliche Wölbung der Kirche. Unter großen Feierlichkeiten ward das Gnadenbild auf dem Hauptaltar aufgestellt; die Stiftsherren von St. Severin tragen es dahin; der damalige Nuntius Hercules Visconti, Erzbischof von Damiette, hielt das Hochamt.

Alles sahen die Nonnen nun fertig da stehen: die Kirche mit ihren Gittern, die 21 Zellen, die hohen Klostermauern, die sie gänzlich von der Welt schieden. Der Orden war durch die Reform der heil. Theresia einer der strengsten geworden. Aber fest hielten sie an der Regel und den Vorschriften ihrer Stifterin. In der Stadt standen sie im Ruf nicht nur einer strengen, sondern einer heiligen Lebens. Schon früher, 1665, als eine pestartige Krankheit in Köln zwei Jahre lang wüthete und von den Nonnen auch nicht eine erkrankte, war Niemand, der dieß nicht ihrer Frömmigkeit und ihrer himmlischen Beschützerin zuschrieb. Weithin, über Land und Meer, drang dieser Ruf. Eine Königstochter, aus dem fernen Dänemark gekommen, war unter den Nonnen.

Ein Jahrhundert war seitdem vorübergegangen; das Kloster war ungestört geblieben, die Einrichtung derselben ungeändert, das Leben der Nonnen noch immer dasselbe. Da kamen plötzlich (i. J. 1783) Nachrichten von den Karmeliterinnen in Linz; traurige Nachrichten. Ein

schwerer Unfall hatte den Orden betroffen. Kaiser Joseph hatte in Oesterreich die Klöster aufheben lassen. Die Karmeliterinnen von Wien mußten sich zerstreuen und in andern Klöstern ihres Ordens Zuflucht suchen. Gerade 100 Jahre vorher, im Türkenkriege, hatte man sich auch, aber in ganz anderer Weise, von Wien aus an unser Kloster gewandt. Fünf

jener Wienerinnen konnten in der Schnurgasse aufgenommen werden. Das Kloster ward erweitert, neue Zellen wurden gebaut. Aber es sollte selbst nicht lange mehr bestehen; jener Unfall war nur der Vorbote größerer Stürme gewesen. Im October 1794 kamen die Franzosen nach Köln; 1802 ward das Kloster aufgehoben.

Zugspitz-Besteigung.

(Fortsetzung.)

Herr Dr. Ginsele, der uns die stellen, gefahrvollen Pfade über Felsen, über Schnee und Eis und Schründe, Klüfte und Klippen den Zugspitz hinaufgeführt, hat es leider nicht versucht, uns eine Beschreibung der ungeheueren Aussicht zu geben, welche sich auf jener einsamen, windlauten Höhe dem Auge darbietet, das hier, wie uns berichtet wird, zugleich den Großglockner, den Ortler, die Jungfrau und den Montblanc umfaßt. Er verweist uns vielmehr auf die Besteigung vom Jahre 1834 und die Beschreibung dieser Aussicht, welche Herr Oberst gegeben, indem er sagt: „Uebrigens erlaube ich mir, Sie auf Herrn Oberst's Beschreibung von der Zugspitz-Aussicht zu verweisen, die kaum trefflicher gegeben werden könnte.“ Wir glauben daher in der Absicht der Leser zu handeln, wenn wir diese Beschreibung hier einschalten, wie sie sich zuerst in den bayerischen Annalen III. Jahrg. 1835 S. 36 u. 54 findet, woraus sie später, in abgekürzter Form, in das Vaterländische Magazin (Erster Jahrgang 1837. Nro. 26 S. 201 u. ff.) übergegangen ist.

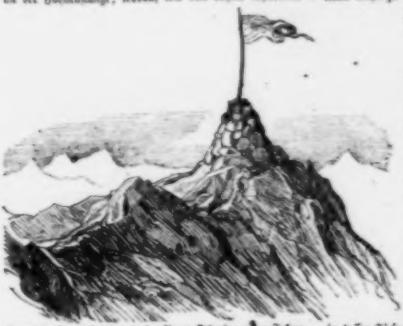
Die Aussicht von dem Gipfel des Zugspitzes.

(Nach H. Oberst, d. Z. k. Revierförster zu Kling bei Wasserburg.)

Um sieben Uhr waren wir an der Zugspitz-Schneide angelangt, die nur dem mit Schwindel Behafteten große Gefahren droht, und sieben Minuten vor acht Uhr standen wir am 27. September 1834 auf dem höchsten

Punkte Bayerns; auf einem kegelförmigen Kopfe, der nur eine sehr beschränkte Fläche darbietet. Selbst die Pyramide, die wir hier fanden, konnte nur schief gebaut ihren Platz finden; würde ein Mensch auf der Spitze fallen, so würde er unrettbar in die tiefsten Abgründe hinabrollen, und zerschmettert daselbst sein Grab finden, oder den Raubvögeln zur Beute werden.

Kaum auf dem Gipfel angelangt, nahm ich wonnetrunken meinen Bergsack vom Rücken, zog die 5 Fuß breite und 6 Fuß lange Fahne hervor, und befestigte sie an der Fahnenstange, worauf wir von diesem erhabenen



Standpunkte aus unter dreimaligem Schwingen der Fahne Seiner Majestät, unserem vielgeliebten Könige, dem ganzen königlichen Hause, und allen biedern Bayern aus tiefer Brust ein herzliches Lebehoch brachten.

Ein Viertel nach acht Uhr befestigten wir die Fahne mittelst Steinen neben der errichteten Pyramide, wo sie vom Loisachthale aus mittelst Ferngläser gesehen ward. Indeß meine Begleiter Feuer anzumachen suchten, befestigte ich meinen Thermometer an der aufgestellten Fahne, wobei ich folgende Beobachtungen anstellte:

Um 2 Minuten vor halb 9 Uhr war der Thermometerstand 42° F. = + 4, 4° R. Um 2 Minuten nach halb 9 Uhr betrug er 40° F. = + 3, 5° R. Um acht Minuten nach halb 9 Uhr war er bei geringem Stillstande des Windes auf 46° F. = + 6, 2° R. gestiegen.

Leider konnte ich keine weiteren Beobachtungen anstellen, und ganz besonders schmerzlich fiel es mir, daß ich den Barometer hatte zurücklassen müssen. Ich bedaure dieß um so mehr, da der Zugspitz zwei Zinnen besitzt, von denen sich, ohne genaue Messungen, dem bloßen Ansehen nach nicht mit aller Gewißheit sagen läßt, welche eigentlich die höchste ist.

Ich will nun versuchen, Ihnen eine gedrängte Skizze von der herrlichen Aussicht zu geben, die sich auf dem Zugspitze dem Auge darbietet. Da unser Feuer schlecht brannte, da wir auf dem beschränkten Raume, auf welchem wir standen, keine Bewegung machen konnten, und da uns daher der schneidende Wind durch und durch erstarrte, so konnten wir das, was unserer Augen spottend bis in unabsehbare Ferne vor uns ausgebreitet lag, um so weniger genau durchforschen und aufzeichnen, als uns eine im Nordwesten aufsteigende Trübung gleichfalls an einen nicht zu sehr verzögernden Rückzug über unser gefährliches, und bei Nebel völlig ungangbares Terrain mahnte.

Ich beginne zuerst mit einer Schilderung der nächsten Umgebungen des Zugspitzes, der alle an ihn sich drängenden nachbarlichen Spitzen majestätisch überragt. So staunend man von unten diese hochemporstrebenden Gipfel betrachtet, so sonderbar fühlt man sich ergriffen, wenn man sie nun sämmtlich unter seinen Füßen und von der Majestät des höchsten gedemüthigt übersieht.

Der gegen Abend hart anliegende Wachsenstein (7705 b. F.) bildet gleichsam nur eine abgefallene Ruine des Zugspitzes; neben ihm starrt man hinab in das über die Stange schwer zugängliche Höllenthal, in dessen Tiefe das Auge nur Wildniß, Zerstörung, Felsengerölle, Eisklüfte und Klammen erspäht, während man mit Bangen an die waghalsigen Bergleute denkt, die in dieser Hölle gleich Cyklopen Erz (Zink und Blei) aus den Eingeweiden der Strafe drohenden Felsen wühlen.

Gegen Osten sieht man zunächst hinab an das Gemsen-Kaar, an den pittoresken Alpenspitz (8950 b. F.), der mit dem Höllenthalspitz (9150 b. F.) ob seiner Erniedrigung Rache zu sinnen scheint.

Südlich blicken das Wetterstein-Gehänge (8137 b. F.) mit den Dreythorspitzen (8877 b. F.), mit dem Rheinthaler-Schroffen (8584 b. F.) und mit dem ernsten Hochwanner (9343 b. F.) bescheiden nach ihrem gegenüberstehenden Gebieter, dem Zugspitze; während mehr südwestlich zu seinen Füßen der weit hinreichende Schneeferner mit seinen unergründlichen Eisklüften und seiner zackigen Felseinfassung ausgebreitet liegt.

Zieht man den Gesichtskreis etwas weiter, so erblickt man westlich, gerade unter sich, den melancholischen Gibsee, der an Tiefe (die Seetiefe beträgt 144 b. F.) mit der Höhe der ihn umschließenden Wände zu wetteifern scheint; deutlich von oben herab erkennt man in dem glatten Wasserspiegel die tiefern Stellen durch ihr schwar-

zes Dunkel, während das sanfte Grün an der einen Seite besser zu den beiden nächsten und ihm gelegenen Bauernhöfen paßt.

Weiter hin am Fuße des Zugspitzes erblickt man die nach Lermos führenden niederen Thörlen (3700 b. F.) mit dem nebenstehenden Daniel (7285 b. F.). Der Plansee, der mit dem Markte Reutti freundlich zuwinkt, mildert den grauenvollen Anblick der im Hintergrunde erstarrenden Hochalpen und Gletscher des Vorarlbergers und des Bündtner-Landes.

Von Westen gegen Norden zieht sich das finstere Ellmauerthal hin, während von der Tiefe herauf das anmuthige Loisachthal mit seinen lachenden Fluren, mit seinen Märkten, Weilern und Dörfern, von der schnell hinschießenden Loisach und zahlreichen Bächen bewässert, zur schnellen Rückkehr auffordert. In derselben Richtung zieht sich eine Gebirgskette hin: der Schellkopf (6134 b. F.), der Frieder (7086 b. F.), der Sunken (5873 b. F.), der Steinberg, der Kramer (6760 b. F.), die Roth (6436 b. F.), woran sich der Reichberg und Heuberg reihen, bis am Schloßwalde das Auge auf die ernste Ruine der Veste der alten Grafen von Wertenfeld trifft, an deren Seite die nördliche Schweige erwuchst, die im Besitze eines unserer ausgezeichnetsten Staatsmänner den Bewohnern des Thales ein Muster ward.

Nordöstlich liegt am Fuße des Antoni- und Eggenberges (6269 b. F.) der freundliche Markt Partenkirchen, das Partnach- mit dem Loisachthale verschmelzend, und einladend zur Rückkehr an den heimathlichen Herd. In derselben Richtung schweifend trifft das Auge auf den Kuhfluchtberg, den Bischof (7018 b. F.) mit der Oesteralpe, auf den leicht zugänglichen und wegen seiner herrlichen Fernsicht viel besuchten Krotenkopf (7181 b. F.), auf den Kistenkopf, und die liebliche Jochertshaleralpe.

Mehr östlich schließt sich der Simmetsberg (6172 b. F.) an, an den sich gegen Südost der Fischbachkopf mit der Sonnenspitze (7550 b. F.) reiht; diesen folgen der Schinkopf, das Vereinerjoch mit der reißenden Lähne (8638 b. F.); die Vereineralpe mit dem finsteren Fermesbacher-Thale, die Futtereralpe mit dem Hasse; den hohen Wetzner (8400 b. F.), den treuen Begleiter des berüchtigten, von Zeit und Stürmen zernagten Kaiwendel (8131 b. F.), erblickt man als südlichen Nachbar, bis man am Hängensteine und über die Scharnitz, der vaterländischen Gränze folgend, wieder an den Wetterstein zurückgelangt.

Noch schwerer wird die Beschreibung der in größerer Ferne gelegenen Punkte; das beste Panorama vermöchte kaum Ihnen das Gipfelwerk zu versinnlichen, welches man in einem von Osten gegen Westen durch Süden gezogenen Halbkreise erblickt; eine mit der bilderreichsten Phantasie entworfene Skizze würde vergebens suchen in Ihnen jene Gefühle zu erwecken, von denen man auf diesem Standpunkte ergriffen und bestürmt wird. Begnügen Sie sich daher mit folgendem Wenigen.

Ihr Auge schweift hin gegen Osten über die Umgebungen des Walchen- und Kochelsees, über das Isarthal mit der malerischen Jachenau; das Gebiet von Jachenau; das Gebiet von Tegernsee und Miesbach liegt vor Ihnen ausgebreitet; der Chiemsee beschließt nichts weniger als den Horizont, an welchem Sie die Salzburger Alpen treffen; deutlich unterscheiden Sie noch unseren vaterländischen stattlichen Watzmann (9164 b. F.), der mit dem hohen Göll (8583 b. F.) unser herrliches Berchtesgaden schirmt; Gipfel an Gipfel, Eisfeld an Eisfeld reiht sich, bis endlich die majestätische Tauernkette mit dem Ankogel (10558 b. F.) und dem Großglockner (12957 b. F.) hier auf die merkwürdigste Weise Ihren Gesichtskreis schließt.

Von Osten durch Süden nach Westen sich wendend erblicken wir sämmtliche Gorypähen des Pinzgau, des Pusterthales, des Unter-Innthales, des Zillerthales, des Ober-Innthales und des formenreichen Oetzthales, über welches Sie den größten unserer deutschen Riesen, die Ortler-Spitze (15982 b. F.), herüber ragen sehen.

Gegen Südwest sehen Sie über unser Algäu weg den Hochvogel (9013 b. F.) ragen, während Ihr Auge über die Zinnen und Gletscher Appenzells und Graubündtens hinstreifend, in weiterer Ferne nicht nur den St. Gotthard (10035 b. F.), sondern auch die Jungfrau (14322 b. F.) und endlich selbst den ernsten Gebieter unserer europäischen Hochalpen, den ehrwürdigen Montblanc (16433 b. F.) anstaunt und sehnsuchtsvoll kaum von demselben lassen will.

Wollen Sie endlich auch noch ein Bild der Aussicht auf das Flachland, so weiß ich Ihnen keinen andern Rath zu geben, als den, eine Karte Bayerns, Würtembergs, Badens und eines Theiles der Schweiz vor sich auszubreiten, und darauf nach folgenden Notizen die Grenzen des Zugspitz-Horizontes zu ziehen. Gegen West und Nordwest war der Horizont für uns nicht rein; allein ich zweifle kaum, daß mit einem guten Fernglase die Ufer des Rheines bis gegen Straßburg zu erspähen seyn dürften; der Schwarzwald und die schwäbischen Berge ziehen sich verloren als dunkle Streifen hin; den Lauf des Lechs und der Isar verfolgen Sie leicht bis an die Donauhügel, über welche weg Sie noch eine graue Ferne erblicken, in der man mit dem Fuhus wohl die Hügel von Nürnberg und Amberg entdecken dürfte; gegen Nordost endlich können Sie dem reißenden Inn bis nach Passau folgen, wo ein blauer Streifen den bayerischen Wald andeutet. Welche Masse von Dörfern, Weilern, Märkten und Städten Sie auf diesem Terrain übersehen müssen, zeigt Ihnen die Karte; wie viele Wasserspiegel

Ihnen unsere zahlreichen Seen vom Bodensee bis zum Chiemsee hier bieten, werden Sie gleichfalls hieraus entnehmen; zu weitläufig wäre eine Aufzählung all der vielen Namen, und ich bemerke daher hier noch, daß wir, als wir die Thürme der Königsstadt in blauer Ferne erblickten, allen unseren dortigen Freunden und Bekannten von dieser Höhe aus einen freundlichen Gruß zusandten.

Dieß ist die Beschreibung jener Aussicht nach Hrn. Oberst; wir lassen nun Hrn. Dr. Gisele in seinem Bericht fortfahren:

Nur so viel will ich vermöge Autopsie hinzufügen, daß sich dieser Aussicht keine andere von, mir bekannten, Bergkuppen im bayerischen Alpenzuge an immenser Grandiosität zur Seite stellen läßt, am wenigsten die vom Watzmann, wofür Ihnen schon ein Blick auf die Alpen aus weiter Ferne, z. B. von München aus, hinreichende Erklärung gibt. Denken Sie an das gewaltige Hervorragen des Zugspitzes, mit welchem die ganze Alpenkette westwärts plötzlich abzubrechen scheint, oder wenigstens auf ungleich niedrigere Berge abfällt, während Sie den Watzmann unter dem endlosen Gezacke, das sich nach Osten hin aneinanderdrängt, nur mit Mühe herauszufinden vermögen. — Ich kann mir bei dieser Anlaße die Bemerkung nicht versagen, daß überhaupt Berchtesgaden (und selbst Salzburg) wohl an Lieblichkeit einzelner Partien, und an Wildheit anderer den Vorzug gegen Werdenfels behaupten mag, keineswegs aber an Grossartigkeit und Majestät der Gesammtbildung seiner Gebirge. Selbst der Umblick von Berzen greifen Ranzes ist im westlichen Alpenstocke bayerischen Antheils viel reichhaltiger und imposanter als im Berchtesgadenischen, so vom Sailing, Krotenkopf, Haimgarten, selbst noch vom Wendelstein, während z. B. der Untersberg in dieser Hinsicht, so wie an Schönheit der Formen doch wahrlich sehr untergeordnet erscheint.

Das Auge freilich vermag es nicht, in so kurzer Zeit als wir uns dort aufhalten konnten, sich daran zu gewöhnen, solche Größe zu ertragen; es schaut — und empfängt nur den Totaleindruck einer, wo es hinblickt, trostlosen Wüstenei. Und je näher die Gegenstände, desto schauerlicher. Es ist, als läge der Erdball im Begriffe der Zerstörung und des Uebereinanderstürzens vor dem schwindelnden Blicke. Kein allmähliger Uebergang wie auf andern Bergzügeln, die man um ihrer Höhe und belohnenden Aussicht willen besucht, — kein Uebergang von der nächsten, wenn auch grotesken und hehren Umgebung durch bleichgrüne Alpenmatten und bewaldete Vorberge zu den Thalgründen; — fast lotrecht, wenn auch nicht für's mathematische, doch für das von solcher Lage befangene Auge und für die ergriffene Phantasie, stürzen die ganz nackten zerrissenen Wände ab; Abgründe gähnen nach allen Seiten unter den wankenden Füßen, und aus ihrer Tiefe steigen, am Grunde von ewigem Schnee umlagert, wieder schauderliche Klippen und Spitzen heraus und machen die Tiefen noch grauenhafter:

„Da unten aber ist's fürchterlich.
Und der Mensch versuche die Götter nicht!“ —

Verwitterter Kalkgrus rollt fort und fort über die Wände hinab, besonders auf der Spitze selbst, deren kurze, horizontale Kante wohl nördlich nicht gleich ganz senkrecht abfällt, aber nach Süden hin sogar überhängt und einer schief aufgestellten Riesenplatte zu vergleichen ist.

Ueberall lagerten jetzt in den fernen Hochthälern der Alpen und um die Gletscher der ganzen Kette schwarze Wolken, die sich in einzelnen Massen losrissen und nach Osten zogen. Die näheren Thäler Tirols lagen frei und klar unter uns. Der Horizont nach den Flächen hin war düster; über dem Bodensee lag Nebel, und hinüber im Halbkreis längs der Iller und Donau bis zur Salzach und zum Chiemsee zurück, unterschied das Auge keinen Gegenstand mehr deutlich. Klar aber und in scharfen Umrissen sahen wir alle frei gelegenen altbayerischen Seen und den Plansee. Weit vorn auf dem Grathe, über den wir heraufgekommen, trate ich noch ein lebender Punkt — der arme müde Urban! —

Die ganze Grandezza aber der Werdenfelser Hochalpen, zu denen man sonst mit Ehrfurcht emporschaut, lag nun unter uns, und rings umher war keine höhere Spitze zu sehauen.

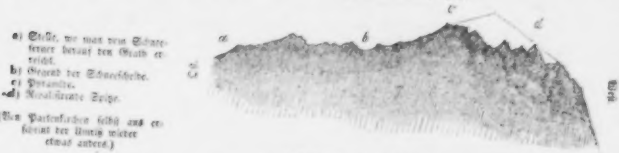
Westlich von der Spitze hin, reihen sich mehrere, durch tiefe Einschnitte geschiedene, wild zerrissene Felsenhörner, die zum Complexe des Zugspitzstockes gehören, ehe derselbe gegen Westen plötzlich abfällt. Alle sind sie niedriger, den äußersten ausgenommen, der mit unserer Spitze rivalisirt aber von hier aus wohl unentschieden seyn mag. Hani war anderer Meinung und wollte sich hinablassen in den ersten abscheulichen Einschnitt und hinüber zu jener äußersten Spitze: aber auf unsere Vorstellung, daß die Wolken nicht mehr lange ausbleiben und den Versuch gewiß vereiteln würden, gab er seinen Vorsatz auf. Wollte man ihr übrigens zu Leibe rücken, so müßte dieß nicht auf dem Wege geschehen, den wir genommen hatten, sondern vom obersten Theile des Schneefernerß aus, auf der südlichen Seite ihrer Basis*).

Dem bloßen Anblick nach ist es nicht möglich zu unterscheiden, welche von den beiden Rivalinnen den Vorrang behaupte; mit der Pyramide und Fahnenstange möchte die erstiegene Spitze wohl jener überlegen seyn. Instrumente zur Nivellirung und genauen Bestimmung

*) Sie wurde am 10. September 1843 wirklich auf dem angedeuteten Wege von dem Herrn Forstmeister von Schultze in Partenkirchen und mehreren Begleitern erstiegen.

fehlten uns; indeß waren meine sämmtlichen Gefährten der Meinung, daß wir uns auf dem höchsten Gipfel befänden. Jedenfalls erscheint im ganzen Werdenfelser-Ländchen diese Spitze auch als die hervorragendste und hat bisher bei allen trigonometrischen Messungen und Beobachtungen als Anhaltspunkt gedient.

Jene ultima Thule bildet, von unserm Standpunkte aus gesehen, ein kleines, nach den Seiten hin von senkrechten Wänden begränztes Plateau, auf welchem noch einige mächtige Blöcke zerstreut zu liegen scheinen. Von Partenkirchen aus erscheint sie dagegen im Fernrohr spitzig, und da sie entfernter liegt, auch niedriger, wie Ihnen der hier beigefügte Umriß des obersten Theiles der ganzen Felsenreihe zeigt: —



a) Stelle, wo man vom Schneeferner herauf den Grath erreicht.
b) Gegend der Schneescheide.
c) Pyramide.
d) Rivalisirende Spitze.

(Von Partenkirchen selbst aus erscheint der Umriß wieder etwas anders.)

(Standpunkt auf dem Felde unter St. Anton.)

Die zwischen den beiden höchsten liegenden niedrigeren Spitzen aber sind wahrhaft spitzige Zacken und wohl alle unersteiglich.

Man möchte sich versucht fühlen zu glauben, daß alle diese Zacken einst miteinander einen einzigen, weit höheren Gipfel gebildet haben, der durch, weiß Gott welche Revolutionen zertrümmert worden ist; denn sicher haben alle diese Alpenkämme ihre ursprüngliche Gestalt nicht mehr, wittern sie ja jetzt noch täglich mehr ab. —

Denken Sie sich aber die noch vorhandenen äußersten Spitzen durch eine Linie verbunden, die wohl in der Mitte ihre größte Erhebung haben mochte, wie ich es oben durch die punktirte und noch dazu auf die gegenwärtige Erniedrigung des ganzen Kammes basirte Linie anzudeuten versuchte, — welch einen majestätischen Anblick mußte jener pyramidale Gipfel (vielleicht gleich dem Montblanc mit einer Eishülle bedeckt), am schroff abfallenden Ende des Hauptzuges der bayerischen Hochalpen schon aus weiter Ferne gewähren! — Doch das hat wohl kein sterbliches Auge geschaut! —

Nachträgliche Beobachtungen, besonders von gegenüberliegenden hohen Bergspitzen, wodurch die beiden höchsten Zinnen des Zugspitzes in ziemlich gleiche Entfernung vom Beobachter zu stehen kamen, z. B. vom Kramer, vom Feldernkopf ꝛc. aus veranstaltet, möchten ebenfalls glauben lassen, daß die erstiegene die höchste Spitze sei. Noch besser würden sich vielleicht zu solchen Vergleichungen der Frieter und der Kreuzspitz zwischen dem Loysach- und Graswangthale eignen; auf diese Berge bin ich jedoch nicht gekommen.

Dem sei, wie ihm wolle, ich hatte an unserer Spitze genug, und wäre auch eine offenbar höhere in unserer Nähe gewesen, — ich hätte keine Sehnsucht mehr getragen sie zu erreichen. Anders freilich dachte der wackere, rastlose Oberst!

Unterdessen hatten die Andern in aller Eile die Pyramide abgetragen, um die neue Fahnenstange aufzupflanzen. Mit ihrer untern Spitze kam sie in den Felsengrund zu stehen; zwei, nahe am untern Ende horizontal hervorstehende Eisenflügel dienten als Klammern und zur Befestigung in der neuen Pyramide, die bis zur Höhe von 6 Schuhen um die Stange aufgebaut ward. Dann erst schraubten sie das dritte, drei Schuh lange Stück mit dem 16 □ Schuh großen rothen Tuch auf den schon eingemauerten Theil, und nun flatterte die neue Fahne lustig im Morgenwinde. Am obersten Stangentheil befand sich ein Haken zum Aufhängen des Barometers, den Herr Oberst unbeschädigt (nur mit etwas durch die Felsen zerfetzter lederner Scheide) hin und zurück brachte. —

Hani stund bei dieser ganzen Arbeit hinter der Pyramide auf dem schmalsten, kaum einen halben Schuh breiten und hinaushängenden Stück der Kante und einmal auf der halben Höhe der Pyramide selbst, die keine horizontale, sondern eine sehr geneigte kleine Fläche, übrigens die östliche erhabenste Stelle der kurzen Schneide zur Grundlage hat.

Auch den Barometerstand konnten Herr Oberst und ich nicht anders betrachten, als indem wir an der Pyramide selbst ein Paar Schuh hoch hinanstiegen. Das Niveau des Quecksilbers in der Röhre bezeichneten wir, um so genau als möglich zu verfahren, mittelst eines Messerritzes am Brette. Fast genau gleichzeitig, was nicht blos mittelst der Uhren, sondern auch durch die Fernrohre bewerkstelligt werden konnte, machte auch Herr Forstmeister Elmert in Partenkirchen correspondirende Barometer- und Thermometer-Beobachtungen an übereinstimmenden Instrumenten.

Die an beiden Beobachtungsorten gewonnenen Data sind folgende:

Barometerstand:

Auf dem Zugspitz um 7ʰ 32‴ früh = 255.00‴
„ 7ʰ 41‴ „ = 254.25(1)‴
In Partenkirchen um 7ʰ 34‴ „ = 309.95‴

Thermometerstand:

Auf d. Zugspitz um 7ʰ 32‴ früh + 4.25° (1) R.
In Partenkirchen 7ʰ 34‴ früh + 15.57° R. am Brett.
+ 13.00° R. im Freien.

Während der halben Stunde unseres Aufenthaltes auf der Spitze sank der Thermometer auf + 4.0°. Und war die Kälte noch weit empfindlicher, da wir erhitzt hinaufgekommen, und dann frei und ohne hinlängliche Bewegung dem Winde ausgesetzt waren.

Die nach obigen Daten von Herrn Professor Steinheil in München und Herrn Forstmeister Clmert berechnete Höhe des Zugspitzes beträge (wie ich vernommen) über dem Kirchenboden von Partenkirchen 6257.4 Par. Fuß
die Höhe des Kirchenbodens über dem mittelländischen Meere . . 2180.4 „ „
folglich die ganze Höhe des Zugspitzes . . . . . 8437.4 Par. Fuß.
oder 9391 Bayer. Fuß.

Hauptmann Weiß sagt aber in seinem Werke (Südbayerns Oberfläche nach ihrer äußern Gestalt ꝛc. München 1820 bei Lentner) Seite 15: „Der höchste genau „gemessene Berg (in Bayern) ist eine der westlichen „Spitzen des Wettersteingebirges, der Zugspitz — 9099 „Par. Fuß über die Fläche des Mittelmeeres und 7531 „Fuß über das Pflaster der Frauenkirche zu München. „Diese letztere Erhöhung wurde durch die bewährtesten „Hülfsmittel und genauesten Beobachtungen gefunden, „und kann höchstens um zwei Meeres von der Wahrheit abweichen. Die Höhe von München, nämlich „vom Pflaster der Frauenkirche über das Meer, wurde „aus den in einer akademischen Abhandlung des Königl. „Directors der Sternwarte und des statistisch-topographischen Bureau, Aitl. Seyffer, bekannt gemachten Angaben gezogen und in allen vorkommenden trigonometrischen und den meiden barometrischen Höhen-Angaben „über das Meer zu Grunde gelegt."

Weiß's Angabe der Zugspitzhöhe ist aus Zenith-Abständen nach den genauesten Beobachtungen berechnet, wie er angibt.

In Oberlieutenants Walther's topischer Geographie von Bayern (München 1844) finden sich Seite 322 folgende Höhenangaben über den Zugspitz zusammengestellt:

9069 Par. Fuß Lamont.
9097 „ „ Stolz.
9099 „ „ Weiß.
9031 } Winkler.
und 9087 }

Nach eben diesem Autor (Seite 17) liegt der Zugspitz unter 47°, 25′ 19″ nördl. Br. u. — 0ʰ 37′ 20″ Länge in Bogen — 2 29 3 „ „ Zeit.

Bei so großer Differenz muß zwischen den Resultaten dieser Beobachtungen und der unsrigen wird also die Bestimmung der wahren Höhe noch immer späteren und wiederholten Beobachtungen mit den genauesten Instrumenten, und zumal Männern vom Fache aufbewahrt bleiben müssen.

Uebrigens sagt ja Berghaus (Allgemeine Länder- und Völkerkunde ꝛc. II. Bd. Stuttgart 1837 Seite 459 in der Anmerkung): „Alle unsere trigonometrischen und „barometrischen Höhen-Messungen geben, wie die Bestimmungen der horizontalen Weiten, nur eine Annäherung an die Wahrheit, die je nach dem darauf verwendeten Fleiß größer oder kleiner seyn wird." —

Auf dem im Boden befestigten, zu diesem Zwecke mitgenommenen Bergstocke schraubte Herr Oberst ein eigens angefertigtes auf Pappe gezogenes Projektionstäfelchen fest, um auf demselben mittelst Kompaß und Fernrohr die wichtigsten Bergspitzen und Orte ausfindig zu machen. Aber die bösen Wolken zogen jetzt so drohend heran und zugleich ward es so windig und kalt, daß man schnell zusammenpacken und auf den Rückweg ernstlich bedacht seyn mußte. — (Schluß folgt.)

Altboarisch.

Der Gambsjaga.

S. Gedichte in hochdeutscher, pfälzischer und oberbayerischer Mundart von Fr. v. Kobell. München, literar.-artist. Anstalt. 2. Band Seite 121.

Wo 's Edlweiß blüht in der Felsinwand,
Da drohn bin i' gar wohl bekannt,
Da drohn freut mi' mei' Lebn sei',
I' moa', es kunnt' ninderscht schöner sei'.

Da drohn, da hast an Fried' vor die Leut',
Da is's ihna z' hoch, es is ihna z' weit,
Da drohn bist mit dein' Gott alloa',
Da laßt si' All's leicht und fröhli thoa'.

Und mag oaner sagn, was er will,
Wird's dort auf d' Nacht so einsam, so still,
Und wann über d' Schraakn funkln die Stern,
So bet' i' wahrhafti no' so gern.

Moanst wohl a Gambsjager waar so arm
Und waar so verlaß'n, daß Gott d'erbarm',
Es is net a so, schau denk' no' dro',
Wie kaam er denn sunst mitn Lebn davo'.

Wie gleimer bein Himmi, wie sicherer bist,
Daß di' dei' Schutzpatron nit vergißt,
Herunt' in Gewurl, da kunnt's leicht gschegn,
Er thaat di' nit allemal richti' segn.

Und schau, der Teufl, sei' Lebta' nit dumm,
Der thuat sie' herunt' aa viel lieber um,
Wo d' Mensch'n so Rudlweis beianand,
Da fangt er ja leicht van mit der Hand.

Da drohn, da thaats der Müh' nit o',
Es kunnt' ihm aa gschengn, er fallet no',
Denn an Jager den steht sei' Schutzengl bei,
Der Teufl hat koan', der kuglet glei'.

Drum bin i' gern drohn in meini Wänd',
Wo der Gambsbock auf und nieder rennt,
Wo d' Mankei'n pfeifa unter die Stoa',
Bi' gern mit mein' Gott da drohn alloa'.

Der Gemsjäger.

Uebertragen in's Hochdeutsche, zum Verständniß der Norddeutschen von einer Altbayerin.

Wo Edelweiß blüht am Felsrand,
Auf Bergen bin ich wohl bekannt,
Da ist's zu leben so fein,
Ich glaub', es könnt' nirgends schöner seyn.

Da gibt's nicht Menschen mit Zank und Neid,
Dahin ist's den Meisten zu hoch und zu weit;
Allein dort mit Gott, deinem Gut,
Hast immer du fröhlichen Muth.

Und sagt einer auch, was er will,
Wird's in der Nacht so einsam, so still,
Und über dem Fels strahlt der Stern,
Da bet' ich wahrhaftig noch so gern.

Meinst wohl, ein Gemsjäger wär' so arm,
Und denkst, so allein, daß Gott erbarm',
Ei glaub' es doch nicht, denk' nur daran,
Wie geht er so fest auf steiler Bahn.

Je näher dem Himmel, je sicherer du bist,
Daß dich dein Schutzpatron nicht vergißt;
Schau hier im Gewirr, da könnt's leicht gescheh'n,
Er würd' dich nicht allemal richtig seh'n.

Und merk', der Teufel von jeher nicht dumm,
Der thut sich herunten auch lieber um,
Wo sie in dichten Haufen sind,
Da fängt er sich leicht ein Menschenkind.

Auf Bergen lohnt's der Müh' ihm nicht,
Es könnt ihm gescheh'n, es fiele der Wicht,
Denn den Jäger führt des Schutzengels Hand,
Der Teufel hat keinen, stürzt von der Wand.

Drum bin ich gern auf meiner Höh',
Wo den Gemsbock flink ich springen seh',
Wo's Murmelthier pfeift unterm Stein,
Bin mit meinem Gott ich gern allein.

Mein Herz ist im Hochland, von Robert Burns.

Uebersetzt von Freiligrath.

Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier!
Mein Herz ist im Hochland, im wald'gen Revier!
Da jag' ich das Rothwild, da folg' ich dem Reh',
Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich geh'.

Mein Norden, mein Hochland, lebt wohl, ich muß ziehn!
Du Wiege von Allem, was stark und was kühn!
Doch, wo ich auch wandre und wo ich auch bin,
Nach den Hügeln des Hochlands steht allzeit mein Sinn!

Lebt wohl, ihr Gebirge mit Häuptern voll Schnee,
Ihr Schluchten, ihr Thäler, ihr schäumender See,
Ihr Wälder, ihr Klippen, so grau und bemoost,
Ihr Ströme, die zornig durch Felsen ihr tost!

Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier!
Mein Herz ist im Hochland, im wald'gen Revier!
Da jag' ich das Rothwild, da folg' ich dem Reh!
Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich geh'!

Des Prudero Felix Fabri
Pilgerfahrt von Jerusalem nach Bethlehem.

(Fortsetzung. S. D. Hausfreund I. 21—25.)

Wir haben unsern frommen Pilger verlassen, da er eben im Begriffe war, mit der Prozession die heiligen Stätten von Bethlehem zu besuchen. Wir lassen ihn nun fortfahren:

Den Hymnus „Iste confessor" singend traten wir auf der linken Seite zur Kirche hinaus, gingen umherziehend durch eine Thüre und stiegen neunzehn Stufen hinab in eine schön gewölbte Kapelle. An diesem Ort hatte St. Hieronymus seine Zelle und sein Studium, wo er viele und schwere Arbeiten ausgeführt. Hier hat er die ganze heilige Schrift aus dem Hebräischen und Chaldäischen in das Lateinische übertragen, wie er es selbst in dem Brief an Sophronius und in dem über die hebräischen Fragen bezeugt; hier hat er auch die Prologe, die Briefe, die Glossen und die Erläuterungen geschrieben, das Psalterium, dessen sich noch heute die römische Kirche bedient, verbessert, abgetheilt und geordnet und den Vers: Gloria Patri et Filio u. s. w. diktirt; ferner viele Schüler vereinigt und unterrichtet, ein keusches Leben geführt, einen wilden Löwen zahm und friedsam gemacht, und in beständiger Arbeitsamkeit und Abtödtung mit den Irrlehrern, mit schlechten Priestern und bösen Mönchen gekämpft. Fünfzig Jahre und sechs Monate hat er sich also arbeitsam abgemüht. Hier verrichteten wir unsere Andacht und empfingen vollkommenen Ablaß.

An diese Kapelle stößt, unweit der Krippe des Herrn, eine andere Kapelle, wo er sich noch Lebend sein Grab hatte machen lassen. Dieß Grab ist noch erhalten, aber leer und mit marmornen Tafeln verziert. Sein Leib wurde von Bethlehem nach Constantinopel gebracht und von dort nach Rom, wo er heute noch in einem kostbaren Grabmal in der Kirche Santa Maria Maggiore ruht. In dem Brief an Gerikau, Bischof von Jerusalem, lesen wir, daß St. Augustin über Meer geeilet sei, diesen Ort und Andacht zum Hieronymus zu besuchen.

Eine andere Krypta (Gruft, Grotte) stößt an diese an, worin St. Gaudius, der Schüler des heil. Hieronymus begraben liegt. Dieser Eusebius von Cremona war ein sehr beredter Mann und schrieb unter

Andern das Leben, die Wunder, den Tod seines Lehrers Hieronymus, der ihm die Zeit des Todes offenbarte und neben dessen Grab er auch begraben seyn wollte.

Hiernach stiegen wir wieder hinauf zu der Kirche zurück, schritten mitten durch sie quer hindurch nach der rechten Seite hin und zu einer Kapelle hinan, die auf dieser Seite an das Chor anstößt. Hier, vor dem Altar, stimmten wir die Hymnen und Antiphonen von der Beschneidung des Herrn und das Salve Regina an. Denn hier an dieser Stätte, die von süßem Wohlgeruch wunderbar erfüllt ist, wurde Jesus, der Herr, beschnitten. Sie ist von unnennbarer Heiligkeit, weil hier zuerst die gewaltigen Thore des Abgrundes gesprengt wurden und Reinigung über die ganze Erde ausging, nicht durch überschwemmendes Wasser, sondern durch belebendes Blut. Denn wie in der Sündfluth Noes alle umkamen, die von ihr ergriffen wurden, so empfingen alle, die das Blut Jesu übergoß, umgekehrt das Leben wieder. An diesem Orte wurden wir Pilger von hoher Freude erfüllt, weil wir schon an allen Stätten gewesen und ihnen unsere Küsse aufgedrückt hatten, wo Jesus, laut dem Berichte der heil. Schrift, sein kostbarstes Blut vergossen. Uebrigens ist der Ort geheiligt durch den süßesten Namen Jesu, weil er hier zuerst der Welt zum Heile ertheilt ward, da die Erde keinen andern Namen besitzt, als den Namen Jesu, in dem wir zum Heile gelangen mögen: denn er ist gleich einer ausgegossenen Salbe, wie die Braut im hohen Liede spricht: „Dein Name eine ausgegossene Salbe."

Nachdem wir an dem Orte der Beschneidung die Loblieder geendet, stimmte der Sänger den Hymnus an: „Hostis Herodes impie." — Mit diesem Gesange kehrten wir zur linken Seite der Kirche zurück, und stiegen wieder zur Seite des Chores zu einer anstoßenden Kapelle hinan, die an derselben Stelle steht, wo die drei Weisen von ihren Dromedaren und Kameelen herabstiegen vor der Herberge, wo der Stern stille stand und hier ihre Opfergaben aus den Säcken zurecht machten und sich mit den kostbarsten Gewändern schmückten, damit sie herrlich und würdig vor dem neugeborenen König erschienen. Zur Seite dieses Ortes ist eine Cisterne, woraus die Diener der Weisen Wasser für ihre Thiere schöpften; wir traten ebenfalls herzu und blickten hinein. Mit den heiligen Königen bereiteten wir uns also vor, um mit freudevollem und andächtigem Herzen die Herberge zu betreten.

Jubele nun, o Pilger! und freue dich, theuerster Bruder! denn jetzt wirst du die heiligste und süßeste Stätte sehen, dem Gläubigen wie dem Ungläubigen gleich verehrungswürdig und andachterweckend. Denn ich sage euch, daß viele Könige und Propheten, ja viele Päpste, Bischöfe und Kardinäle, Kaiser, Herzoge, Edelleute, Klosterbrüder und Weltpriester es zu sehen wünschten und begehrten, und nicht gesehen haben, was ihr sehet! Da wir also neben dem Altar und der erwähnten Cisterne standen, fing der Vorsänger den frohen weihnächtlichen Hymnus an: Christe, redemtor omnium, ex patre patris unice, den wir nach derselben Weise wie bei uns sangen.

Mit diesem Gesange schritten wir zur Wand des Chores hin, durch eine mit glattem, sehr glänzendem Marmor verzierte Thüre stiegen wir dann sechszehn Stufen hinab, unter dem Chor, in eine Krypta, dunkel von sich aus, aber mit mehreren Lampen erleuchtet, über welche der Stein herabhängt, unter dem der Weltheiland Jesus Christus geboren ward.

Nachdem wir die vorgeschriebenen Loblieder unseres Prozessions-Büchleins gesungen, trat Einer nach dem Andern zu dem Altar beim Anfang der Höhle hin, und da fielen wir mit der Stirne zur Erde nieder und küßten unter dem Altar die Stätte der milden Geburt Christi.

Es liegt daselbst ein weißer Marmorstein, nach der Gestalt einer Sonne künstlich gebildet, weil hier die Sonne der Gerechtigkeit aufging und hier die unbefleckte Jungfrau das ewige Licht ausgoß und hier durch das Geheimniß des menschgewordenen Wortes das neue Licht seiner Klarheit den Augen unseres Geistes aufleuchtete.

In höchster Andacht und Thränen der Freude vergießend, warfen wir uns daher bei dem Steine nieder und beteten dort an, wo nach der Ueberlieferung das wunderbare Kind der jungfräulichen Mutter gelegen. Ja ein sichtbarliches Zeichen dient zum Beweis, daß es also sei: Der wunderbare und köstliche Geruch nämlich, den Jeder empfindet, der dem Stein einen Kuß ausdrückt, denn dieser Ort, wo doch nichts Wohlriechendes gesehen wird, gibt einen so süßen, so starken und unvergleichlichen Geruch von sich, als sei er eine Halle von Salben und Wohlgerüchen und er übertrifft noch die stärksten Duftmittel. Und dieß sage ich nicht bildlich, sondern nach der Wirklichkeit, wie ich es mit meinen leiblichen Sinnen empfunden, so oft ich meine Lippen auf den Stein niederbeugte, und dieß ist nicht die Empfindung eines Einzelnen, sondern Alle werden sie inne, selbst die unglücklichen Sarazenen; auf daß es ihnen klar wird, daß Mahomed gelogen, wenn er erzählt, der Ort der heiligen Geburt sei in einem einsamen Garten unter einer Palme, wie dieß Nicolaus von Cusa von ihm in seiner Prüfung des Alkorans anmerkt.

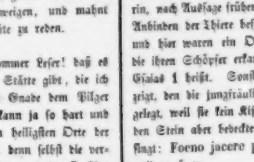
Die Zeit reichte nicht aus, um unserm Wunsch gemäß das unaussprechliche Wunder jener Geburt einigermaßen zu betrachten, die allen menschlichen Verstand übersteigt und den Geist der Menschen und Engel durch

ihre Erhabenheit überwältigt. Was könnten wir dazu sagen? Nichts. Weil aber an dieser heiligen Stätte Gott als Mensch erschien, das Wort Fleisch, der Unendliche klein, der Ewige ein Kind, der Schöpfer ein Geschöpf, der Unsichtbare sichtbar, der Unsterbliche sterblich, der Allmächtige schwach, der Reiche arm, der Herr ein Knecht, der Himmel Erde, die Sonne Finsterniß, der Unaussprechliche offenbar, darum gebietet und einerseits das Ueberschwängliche zu schweigen, und mahnt uns andererseits die empfangene Güte zu reden.

Und das sollst du wissen, frommer Leser! daß es auf der ganzen Erde keine heiligere Stätte gibt, die ich mehr liebte, und wo die göttliche Gnade dem Pilger fühlbarer sich mittheilte. Niemand kann ja so hart und gefühllos seyn, der sich an diesem heiligsten Orte der süßesten Thränen enthalten könnte; denn selbst die verruchtesten und gotteslästerlichen Sarazenen, treten sie hinzu, brechen in heiße Thränen aus, weil an dieser Stätte der Geist der Andacht ergriffen wird.

Hierauf wandten wir uns zu dem lieben Krippelein des Herrn, welches nur sieben Schritte von hier entfernt ist. Auch dieses küßten wir andächtig, auch hier wurden wir von dem Duft erquickt; und das ist kein Wunder, da die Blüthe des Balsams in dieser Krippe ruhte. Ein Stall unter dem überhangenden Felsen, worin, nach Aussage früherer Pilger, Ringe und Nägel zum Anbinden der Thiere befestigt waren. Dort lag Ochsius und hier waren ein Ochs und ein Esel angebunden, die ihren Schöpfer erkannten und anbeteten, wie es bei Isaias 1 heißt. Sonst wurde hier auch ein Stein gezeigt, den die jungfräuliche Mutter ihm unter das Haupt gelegt, weil sie kein Kissen oder etwas Aehnliches hatte; den Stein aber bedeckte sie mit Heu. Daher die Kirche singt: Foeno jacere pertulit, praesepe non abhorruit u. s. w. (Schluß folgt.)

Briefe berühmter Künstler.



Ein Brief Rafaels an den Grafen von Castiglione,

worin er die Lobsprüche seiner Freunde mit mehr Bescheidenheit zu beurtheilen weiß, als Mancher, der kein Rafael, sondern ein Schmierel ist. (S. Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi von J. D. Passavant. Leipzig, Brockhaus 1839. I. Theil S. 533 sieht das italienische Original.)

Herr Graf!

Verschiedene Zeichnungen habe ich nach dem Gedanken Euerer Herrlichkeit gemacht; dieselben genügen Allen, wenn nicht Alle mir schmeicheln; meinem Urtheile jedoch genügen sie nicht, weil ich fürchte dem Guriger nicht zu genügen. Ich sende sie Euch; Euere Herrlichkeit möge dann daraus wählen, wenn Sie eine davon würdig befindet. Durch die Ehre, welche mir unser Herr (der Papst) erwiesen, wurde meinen Schultern eine schwere Last aufgeladen. Ich hoffe jedoch, ihr nicht zu erliegen, und das um so mehr, dieweil das von mir gefertigte Modell seiner Heiligkeit gefällt und von vielen erlauchten Geistern gepriesen wird. Ich möchte die schönen Formen antiker Gebäude auffinden, weiß aber nicht, ob ich nicht den Flug des Icarus wiederhole. Großes Licht gewährt mir hierin Vitruv, aber doch nicht hinreichend. Wegen der Galathea würde ich mich einen großen Meister bedünken, wäre nur die Hälfte der schönen Sachen wahr, welche mir Euere Herrlichkeit darüber schreiben; in Euren Worten erkenne ich jedoch Eure Liebe zu mir und ich muß Euch sagen, um eine Schönheit zu malen, müßte ich größere Schönheiten sehen, unter der Bedingung, daß Euer Herrlichkeit mir bei der Auswahl des Besten zur Seite stünde. Da aber Männer von richtigem Urtheil und schöne Frauen selten sind, so nehme ich meine Zuflucht zu dem Gedanken, der mir im Geiste aufsteigt. Ob dieser etwas künstlerisch Herrliches hat, weiß ich nicht; aber wohl bestrebe ich mich darnach. Euer Herrlichkeit zu Befehl. Aus Rom.

Rafael.

Ein Brief Mozarts,

worin er sich über das Geheimniß erklärt, wie er seine „großen und derben Sachen“ schreibt und ausarbeitet.

Hier erhalten Sie, lieber guter Herr Baron! Ihre Partituren zurück; und wenn Sie von mir mehr Fenster (kreuzweis ausgestrichene Noten) als Noten finden, so werden Sie wohl auf der Folge abnehmen, warum

daß ſo gekommen iſt. Die Gedanken haben mir in der Symphonie am beſten gefallen; ſie würde aber doch die wenigſte Wirkung machen; denn es iſt zu vielerlei drin, und hört ſich ſtückweis an, wie avec permission ein Ameiſenhaufen ſich anſieht; ich meine es iſt eppes der Teufel los darin.

Sie dürfen mir darüber kein Schnippchen machen, beſter Freund! ſonſt wollte ich gehntauſendmal, daß ich's nicht ſo ehrlich herausgeſagt hätte. Und wundern darf es Sie auch nicht; denn es geht ungefähr Allen ſo, die nicht ſchon als Buben vom maestro Knirſe oder Donnerwetter geſchmeckt haben, und es bernach mit dem Talent und der Luſt allein zwingen wollen. Manche machen es halt ordentlich, aber dann ſind's anderer Leute Gedanken — ſie ſelber haben keine. — Andere, die einige haben, können ſie nicht Herr werden; ſo geht es Ihnen.

Nur um der heiligen Cäcilia willen, nicht böſe, daß ich ſo herausplatze! Aber das Lied hat ein ſchönes Cantabile, und ſoll Ihnen das die liebe Fränzl recht oft verſingen: was ich ſchon hören möchte, aber auch ſehen. Der Menuet im Quatuor nimmt ſich auch fein aus, beſonders von da, wo ich das Schwänzlein dazu gemalen (die Geda), wird aber mehr klappen, als klingen. Sapienti sat, und auch dem Mit-Sapienti, da meine ich mich, der ich über ſolche Dinge nicht wohl ſchreiben kann. Unſer Einer macht's lieber. Ihren Brief habe ich vor Freude vielmal geleſen; nur hätten Sie mich nicht ſo ſehr loben ſollen, hören kann ich ſo was allenfalls, wo man's gewohnt wird, aber nicht gut leſen. Ihr habt mich zu lieb, Ihr guten Menſchen! Ich bin das nicht werth und meine Sachen auch nicht: und was ſoll ich denn ſagen von Ihrem Präſent, mein allerbeſter Herr Baron! das kam wie ein Stern in dunkler Nacht, oder wie eine Blume im Winter, oder wie ein Glas Madeira bei verdorbenem Magen oder .... Sie werden ſich das ſchon ſelbſt ausfüllen.

Gott weiß, wie ich mich manchmal placken und ſchinden muß, um das arme Leben zu gewinnen. Und Männel (Mozarts Frau) will doch auch was haben. Wer Ihnen geſagt hat, daß ich Luſt würde, dem — ich bitte Sie herzlich und ein Baron kann das ſchon thun — dem verſetzen Sie auf Liebe zu mir ein Paar tüchtige Watſchen.

Ich wollte ja immer, immer fort arbeiten, dürfte ich nur immer ſolche Muſik machen, wie ich will und kann, und wie ich mir ſelbſt was daraus mache. So habe ich vor drei Wochen eine Symphonie fertig gemacht, und mit der Morgenpoſt ſchreibe ich ſchon wieder an Hofmeiſter und biete ihm drei Klavier-Quatuor an, wenn er Geld hat. — O Gott! wär' ich ein großer Herr, ſo ſprüch ich: Mozart! ſchreib du nur, aber was du willſt und ſo gut du kannſt! Aber kriegſt du von mir keinen Kreuzer, bis du was fertig haſt. Hernach aber kaufe ich dir jedes Manuſcript ab und ſollſt nicht damit geben, und — wie ein Fratſchelweib. O Gott! wie mich das Alles zwiſchen durch traurig macht; und dann wieder wild und grimmig, wo dann freilich manches geſchieht, was nicht geſchehen ſollte. Sehen Sie, lieber guter Freund! ſo iſt es, und nicht wie Ihnen dumme oder böſe Lumpen mögen geſagt haben. Doch dieſes a casa del Diavolo.

Und nun komme ich auf den allerſchwerſten Punkt in Ihrem Briefe, den ich lieber gar fallen ließe, weil mir die Feder für ſo was nicht zu Willen iſt. Aber ich will es doch verſuchen und ſollten Sie nur etwas zu lachen drinnen finden. Wie nämlich meine Art iſt beim Schreiben und Ausarbeiten von großen und derben Sachen — nämlich — ich kann darüber wahrlich nicht mehr ſagen als das, denn ich weiß ſelbſt nicht mehr und kann auf weiter nichts kommen.

Wenn ich recht für mich bin und guter Dinge, etwa auf Reiſen im Wagen, oder nach guter Mahlzeit beim Spazieren, und in der Nacht, wenn ich nicht ſchlafen kann: da kommen mir die Gedanken ſtromweis und am beſten. Woher und wie — das weiß ich nicht, kann auch nichts dazu; die mir nun gefallen, die behalte ich im Kopfe und ſumſe ſie wohl auch vor mich hin, wie mir Andere wenigſtens geſagt haben. Halt ich die nun feſt, ſo kömmt mir bald Eins nach dem Andern bei, wozu ſo ein Brocken zu gebrauchen wäre, um eine Paſtete daraus zu machen, nach contra-Punkt, nach Klang der verſchiedenen Inſtrumente et cætera, et cætera. Das erhitzt mir nun die Seele, wenn ich nämlich nicht geſtört werde, da wird es immer größer und ich breite es immer weiter und heller aus, und das Ding wird im Kopfe wahrlich faſt fertig, wenn es auch lang iſt, ſo daß ich's hernach mit einem Blick gleichſam wie ein ſchönes Bild oder einen hübſchen Menſchen im Geiſte überſehe und es auch gar nicht nach einander, wie es hernach kommen muß, in der Einbildung höre, ſondern wie gleich Alles zuſammen. Das iſt nun ein Schmaus! Alles das finden geht in mir nur, wie in einem ſchönen ſtarken Traume vor. Aber das Ueberhören — ſo Alles zuſammen iſt doch das Beſte.

Was nun ſo geworden iſt, das vergeſſe ich nicht leicht wieder, und das iſt vielleicht die beſte Gabe, die mir unſer Herr Gott geſchenkt hat. Wenn ich nun her-

nach einmal zum Schreiben komme, so nehme ich aus dem Sacke meines Gehirns, was vorher, wie gesagt, hineingesammelt ist. Darum kommt es hernach auch ziemlich schnell aufs Papier; denn es ist, wie gesagt, eigentlich schon fertig und wird auch selten viel anders, als es vorher im Kopfe gewesen ist. Darum kann ich mich auch beim Schreiben stören lassen, und mag um mich herum mancherlei vorgehn, ich schreibe doch, kann auch dabei plaudern, nämlich von Gänsen und Hühnern, oder von Gretel und Bärbel u. dgl.

Wie nun aber über dem Arbeiten meine Sachen überhaupt eben die Gestalt und Manier annehmen, daß sie mozartisch sind und nicht in der Manier eines Andern, das wird halt eben so zugehen, wie daß meine Nase eben so groß und herausgebogen, daß sie mozartisch und nicht wie bei andern Leuten geworden ist. Denn ich leg' es nicht auf Besonderheiten an; wüßte die meine auch nicht einmal näher zu beschreiben. Es ist ja aber wohl blos natürlich, daß die Leute, die wirklich ein Aussehn haben, auch verschieden von einander aussehen, wie von Außen, so von Innen. Wenigstens weiß ich, daß ich mir das Eine so wenig, als das Andere gegeben habe. Damit lassen Sie mich aus, für immer und ewig, bester Freund! und glauben Sie ja nicht, daß ich aus andern Ursachen abbreche, als weil ich nichts weiter weiß. Sie, ein Gelehrter, bilden sich nicht ein, wie sauer mir schon das geworden ist. Andern Leuten würd ich gar nicht geantwortet haben, sondern gedacht: Mutschi huschi quittle? Etsche Mollape meving!

In Dresden ist es mir nicht besonders gegangen. Sie glauben da, sie haben noch jetzt alles Gute, weil sie vor Zeiten manches Gute gehabt haben. Ein paar gute Leutchen abgerechnet, wußte man von mir kaum etwas, ausser daß ich in Paris und London in der Kinderkappe schon Konzerte gespielt habe. Die Oper habe ich nicht gehört, da der Hof im Sommer auf dem Lande ist. In der Kirche ließ mich Naumann eine seiner Messen hören. Sie war schön, rein geführt, und brav, aber wie Ihre Excellenz spricht: „e bißle kühlig" — etwa wie Haße, aber ohne Haßens Feuer, und mit neuerer Cantilena. Ich habe den Herren viel vorgespielt? aber warm konnte ich ihnen nicht machen, und ausser „Wische Waschi" haben sie mir kein Wort gesagt. Sie baten mich auch Orgel zu spielen. Es sind über die Maßen herrliche Instrumente da. Ich sagte, wie es wahr ist: ich sei auf der Orgel wenig geübt; ging aber doch mit ihnen zur Kirche. Da zeigte es sich, daß sie einen andern fremden Künstler im Petto hatten, dessen Instrument eben die Orgel war und der mich todt spielen sollte. Ich kannte ihn nicht gleich; er spielte sehr gut, aber ohne viel Originelles und Phantasie. Da legte ich's auf diese an, und nahm mich tüchtig zusammen; hernach beschloß ich mit einer Doppelfuge, ganz streng und langsam geführt, damit ich auskam und sie mir auch genau durch alle Stimmen folgen konnten. Da war's aus. Niemand wollte mehr dran. Der Häßler aber — das war der Fremde, er hatte gute Sachen in des Hamburger Bachs Manier geschrieben — der war der Treuherzigste von Allen, obgleich ich's eigentlich ihm versetzt hatte. Er sprang vor Freuden herum, und wollte mich immer küssen. Dann ließ er sich's bei mir im Gasthaus wohl seyn. Die Andern deprecirten aber, als ich sie freundlich bat; worauf der muntere Häßler nichts sagte als: Tausend-Sapperment!

Hier, bester Freund und Gönner! ist das Blatt bald voll, die Flasche Ihres Weines, die heute reichen muß, bald leer. Ich habe aber, seit dem Anhaltungsbrief um meine Frau beim Schwiegerpapa, kaum einen so ungeheuer langen Brief geschrieben. Nichts vor ungut. Ich muß im Reden und Schreiben bleiben wie ich bin, oder das Maul halten und die Feder wegwerfen. Mein letztes Wort soll seyn: Mein allerbester Freund behalten sie mich lieb! O Gott! könnte ich Ihnen doch nur einmal eine Freude machen, wie Sie mir gemacht. Nun ich klinge mit mir selbst an: Vivat mein guter, treuer! Amen.

(Ohne Datum, wahrscheinlich aus Prag 1790.)

Zwei Briefe Beethovens an seinen Neffen.

(S. A. Schindler Biographie von Ludwig van Beethoven. Münster 1840. Aschendorff'sche Buchhandlung. S. 174.)

Vom September.

. . . . . „Ich wünsche nicht, daß Du den 14. September zu mir kommest. Es ist besser, daß Du diese Studien endigest. — Gott hat mich nie verlassen. Es wird sich schon noch Jemand finden, der mir die Augen zudrückt. — Es scheint mir überhaupt ein abgekartetes Wesen in dem Allen, was vorgegangen, wo der Herr Bruder (Pseudo) eine Rolle mitspielt. — Ich weiß, daß Du später auch nicht Lust hast bei mir zu seyn, natürlich, es geht etwas zu rein zu bei mir. . . . . Du brauchst auch Sonntag nicht zu kommen, denn wahre Harmonie und Einklang wird bei deinem Benehmen nie entstehen können. Wozu die Heuchelei? Du wirst dann erst ein besserer Mensch; Du brauchst Dich auch nicht zu verstellen, nicht zu lügen, welches für Deinen moralischen Charakter endlich besser ist. Siehst Du, so spiegelst Du Dich in mir ab! Was hilft das

liebevollste Zurechtweisen!! Erhoft wirst Du noch obendrein. — Uebrigens sei nicht bange, für Dich werde ich immer wie jetzt unausgesetzt sorgen, solche Scenen bringst Du in mir hervor! . . .“

„Leb wohl! Derjenige, der Dir zwar nicht das Leben gegeben, aber gewiß doch erhalten, und was mehr als alles Andere, für die Bildung Deines Geistes gesorgt hat, väterlich, ja mehr als das, bittet Dich inniglst, ja auf dem einzigen wahren Wege alles Guten und Rechten zu wandeln

Dein treuer, guter Vater.“

Mein theurer Sohn!

„Nur nicht weiter! — Komme nur in meine Arme, kein hartes Wort wirst Du hören! O Gott, gehe nicht in Dein Elend! Liebend wie immer wirst Du empfangen werden. Was zu überlegen, was zu thun für die Zukunft, dieß werden wir liebevoll besprechen. Mein Ehrenwort, keine Vorwürfe, da sie jetzt ohnehin nicht mehr fruchten würden; nur die liebevollste Sorge und Hülfe darfst Du von mir erwarten. Komm an das treue Herz Deines Vaters

Beethoven.“

Ein Gespräch Beethovens über den Wiener Kunstgeschmack.

Bekanntlich verlor Beethoven, dieser große deutsche Tonmeister, in der zweiten Hälfte seines Lebens das Gehör. Es wurde daher meist schriftlich verkehrt, und wenn er eine Musikhandlung besuchte, so erhielt er sogleich ein weißes Blatt Papier sammt Bleifeder; er schrieb seine Fragen auf und erhielt die Antworten. Viele dieser schriftlichen Gespräche werden noch aufbewahrt, das folgende findet sich in dem Buche: „Ludwig van Beethoven's Studien im Generalbasse, Contrapuncte und in der Compositions-Lehre. Aus dessen handschriftlichem Nachlasse gesammelt und herausgegeben von Ign. Ritter v. Seyfried. Wien bei Tobias Haslinger.“ Anhang, Seite 39:

Beethoven. Warum habe ich gestern die Correctur des Trio nicht bekommen?

Der Musikhändler. Weil sie noch nicht fertig ist.

Beeth. Warum ist sie nicht fertig?

Musikh. Weil der Stecher an der Vollendung verhindert wurde.

Beeth. Warum wurde er daran verhindert?

Musikh. Weil wir ihm eine andere, pressante Arbeit auftragen mußten.

Beeth. Warum mußtet ihr ihm etwas anderes auftragen?

Musikh. Weil — weil — weil wir Geld brauchen.

Beeth. Geld? Geld? Auch ich brauche Geld! Und wenn ich deswegen zu euch komme, so habt ihr immer keines für mich. — Geld? Verdient ihr etwa keins bei meinen Arbeiten?

Musikh. O ja! sonst würden wir gewiß nicht um den Besitz derselben gehen, und das Verlagsrecht mit bedeutenden Anopferungen erkaufen. Indessen, haben Sie nur wenige Tage noch Geduld; dann erhalten Sie den letzten Abzug, und wir lassen auch ein schönes Titelblatt dazu anfertigen.

Beeth. Titelblatt? schönes Titelblatt? Wenn der Inhalt nichts taugt, gebe ich auch für das allerschönste Titelblatt keinen Pfifferling! — Sind keine neuen Leipziger Zeitungen für mich da?

Musikh. Keine, als jene, welche wir Ihnen bereits die vorige Woche in dem an Sie adressirten Päckchen zuschickten.

Beeth. So? Ich habe also schon welche erhalten? Sind mir noch nicht unter die Hände gekommen. Nimporta niente. Seit der Rochlitz den Commandostab niedergelegt, finde ich wenig Interesse daran. — Aber warum lassen sich denn heute gar keine Käufer sehen?

Musikh. Weil die schöne Welt im Carneval die Vormittage lieber verschläft, als Musikalien kauft.

Beeth. Musikalien kauft? Darin liegts. Warum verkauft ihr auch nichts, als eitle Musikalien? Warum befolgt ihr nicht schon längst meinen wohlgemeinten Rath? Werdet doch einmal klug, und kommt zur raison. Ver-

schreibt euch, statt den Zentnern von Papierballen, ächtes ungewässertes Regensburger, laßt diesen beliebten Handelsartikel auf der Donau heraufschwimmen, verabfolgt ihn Maß-, Halb- und Seitelweis zu billigen Preisen, bredenzt abwechselnd geselchte Würstel, Kipfel, Rettig, Butter und Käs, labet die Hungrigen und Durstigen ein mit den ellenlangen Lettern eures Aushängschildes: „Musikalisches Bierhaus!“ und ihr werdet zu allen Stunden des Tages so viele Gäste haben, daß einer dem andern die Thüre in die Hand gibt, und euer Bureau nie leer wird. (Ha! ha! ha! ha!)

Ein Brief von Carl Maria von Weber.

An einen seiner Schüler, der sich der Kunst widmete und dabei glaubte ein ungeregeltes Leben führen zu können. (Siehe: Hinterlassene Schriften von Carl Maria von Weber. Ersten Bans. Dresden u. Leipzig bei Arnold. 1828. S. XXVIII.)

Mein lieber Emil!

Es drängt mich, vor unserm Scheiden noch mit Ihnen zu sprechen, und Ihnen schriftlich im Wesentlichsten das zu wiederholen, was ich so unzähligemal mündlich eindringlicher und ausführlicher Ihnen an's Herz zu legen gesucht habe. Daß Sie mein Schüler geworden, gab mir Gefühl der Pflichten für Ihr Wesen überhaupt, denn ich kann die Kunst nicht vom Menschen trennen, der in ihr lebend erst recht eigentlich das ganze Leben ehren lernen soll. Sie wissen, wie sehr ich jene sogenannte Genialität verachte, die in dem Künstlerleben einen Freibrief für alles zügellose Treiben und das Verletzen alles Sittlichen, bürgerlich Achtungswürdigen zu besitzen glaubt. Es ist keine Frage, daß das sich Hingeben die Phantasie weckt, daß vorsätzliches und nothwendiges Einwiegen in jene bunten Träume sich nur gar zu gern in das wirkliche Leben überträgt. Es ist gar zu süß, sich so ganz gehen zu lassen, — aber hier muß sich nun die eigentliche Kraft des Menschen bewähren, ob er die Geister beherrscht und sie nur frei walten läßt in dem ihnen von ihm angewiesenen gezogenen Kreise, oder ob er, von ihnen beseelen, sich als Wahnsinniger wie ein Fakir zum Preise des Götzendienstes dreht.

Um diese dämonischen Einwirkungen aber zur reinen Begeisterung zu läutern, ist beharrlicher Fleiß der erste Zauberspruch. Wie thöricht ist es, zu glauben, daß das ernste Studium der Mittel den Geist lähme. Nur aus der Herrschaft über dieselbe geht die freie Kraft, das Schöpferische hervor, nur vertraut mit allen schon betretenen Bahnen und frei sich auf ihnen bewegend kann der Geist neue finden.

Seit mehr als zwei Jahren gab ich Ihnen Unterricht. Alle Erfahrungen, die mir der Himmel erlaubt zu machen, habe ich unverhüllt Ihnen mit jener Lust dargelegt, die so gern dem Freunde selbst erlangte Mühen erspart. — Kann ich Sie nun mit der Beruhigung entlassen, daß Sie dieß Alles in sich aufgenommen haben? kann ich sagen: hier steht Einer, der das Seinige gelernt hat, und was nur Welt und Umstände ihm für Leistungen anmuthen werden, er kann ihnen Rede stehen. Der Grund ist fest!?

Lieber Emil! Sie haben so viel Scharfsinn, so viel Ehrgeiz, so viel Talent, Sie versündigen sich gegen Gott, Eltern, Kunst, sich und mich, wenn Sie sich ferner diesem träumerischen Fortsummeln überlassen, wenn Sie nicht lernen mit fester Beharrlichkeit und jener Ordnung, die allein eine wahrhaft ehrliebende Sorge kund gibt, der Welt und in der Welt zu leben. Ihre Unzuverlässigkeit, Ihre Nichtachtung alles Versprechens und Bestimmens, ist zum Sprichworte unter allen Ihren Bekannten geworden. Es ist die Zierde des Mannes, der Sclave seines Wortes zu seyn. Täuschen Sie sich nicht mit dem Wahne, man könne in sogenannten Kleinigkeiten unwahr und unzuverlässig und bei bedeutenden Dingen das Gegentheil seyn. Die ersteren machen das Leben aus und geben dem Zuschauer den Maßstab, und die furchtbare Macht der Gewohnheit läßt später selbst den besten Willen nicht zur That werden.

Mein lieber Emil, so sehr es Sie schmerzen mag, dieß Alles nochmals von mir zu hören, mich kränkt es gewiß noch tiefer. Sie sind ein Theil meines Ichs geworden, Sie stehen mir so nahe, und solches muß ich Ihnen noch sagen?

Ich vertraue aber auf den, der Alles zum Guten lenkt. In jedem Leben gibt es Wendepunkte, die für die Dauer desselben entscheiden. Lassen Sie einen solchen eintreten. Legen Sie sich einen die Kunst herausfordernden Mangel auf, setzen Sie Ihre Ehre darein, selbstständig zu seyn, und reichlich werden Sie sich durch Ihr Selbstgefühl für alle Entbehrungen entschädigt und belohnt fühlen.

Ich umarme Sie von Herzen und gebe Ihnen meine innigsten Wünsche auf den Weg mit. Mögen Sie alles hier Gesprochene wahr machen, und mir einst von der Höhe herab die Hand reichen können.

Des Himmels bester Segen über Sie von

Ihrem treuen Lehrer und Freunde.

ihre Stühle darauf zu setzen, sondern vor ihnen den Bund zu schwören, auf so lange der Schnee die Alpen bedeckt. Sie wollten Anstrengung und Ausharren (wer sich versäumt, dem hilft kein Gott); nicht fehlerfrei, von Erde und Staub waren sie; aber gewohnt, in rechten Dingen dem Vater alles Rechts zu trauen; was die Ehre des Bundes und der Waffen berührte, schien ihnen recht; Tod hiefür, Weg des Himmels."

Unglückliche Schweiz! deine Kinder sind durch die Zuchtruthe nicht klüger und nicht besser geworden. Ihrer Väter uneingedenk haben sie sich nach den Tagen von 1830 zum anderenmal von dem französischen Schwindelgeist verführen lassen, und wieder haben sie dich zum Opfer des Radikalism gemacht. Welch ein trauriges Bild bietet das einst so glückliche Land dar! Das Fundament, worauf sein und aller Staaten Glück ruht, die Furcht Gottes und die Achtung des Rechtes täglich verspottet und verhöhnt; Gemeinsinn, Bruderliebe, Vertrauen, Sitteneinfalt und Sittenreinheit, Biederkeit und Gerechtigkeit, Friede und Freude geflohen; dafür aber alle zerstörenden Leidenschaften, die von Tag zu Tag sich tiefer und tiefer in die Herzen einwühlen und jedes Band zernagen und zerreißen. Ueberall in den Volksversammlungen, in den Rathsälen, auf Eilwagen und Dampfschiffen, auf Straßen und Pfaden, ja selbst im Schooße der Familien, Haß und Zwietracht, Argwohn, Verläumdung und Verfolgung; das ganze Land bis zur einsamsten Hütte in dem hintersten Gebirgsthale fort und fort aufgeregt und aufgewühlt und in fieberhafter Bewegung und Geschäftigkeit; aber es ist ein fluchbeladenes Thun, was der Eine baut, wirft der Andere nieder, was der Eine säet, reißt der Andere aus. Und dort wo sie sich der größten Freiheit in Europa rühmen, ist keiner der Friedlichsten vor der gröbsten Beschimpfung verschont, nicht einmal die, welche die heilige Würde eines Gesandten schützt; ja selbst die Furcht vor dem Dolche des Meuchelmörders beängstigt die Gemüther, seit einer der Besten als Opfer dieser Partheiwuth gefallen und seit der Bürgerkrieg schon einmal den Boden mit Bruderblut getränkt. Er wurde besiegt, aber Rache schnaubend schleicht der finstere Geist durch die Thäler einher, das Feuer der Rache in den Herzen zu helleren Flammen schürend und so kann er den Tag nicht erwarten, wo er hofft das unglückliche Vaterland auf's Neue mit Mord und Brand zu erfüllen. Möge Gott ihm in seiner Barmherzigkeit einen neuen Bruder Klaus senden, der ihm nicht die Ruhe der Gräber, sondern den Frieden des Glaubens und der Gerechtigkeit, der Vaterlandsliebe und der Freiheit bringe und sie ihr altes verlornes Glück wieder finden lasse. — Wie aber würden die, welche einen Landesfriedensbrecher in den obersten Bundesrath wählen, einen Bruder Klaus von der Flüe dort aufnehmen!

Anzeigen für die Weihnachtzeit.

Bei **Chr. Kaiser** in **München** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Weihnachtskripplein und Prinz Schreimund und Prinzessin Schweigstilla.

Ein Christtagsbüchlein von G. Görres. Preis 36 kr. oder 10 Ngr.

Der hörnene Siegfried u. sein Kampf mit dem Drachen, eine altdeutsche Sage. Nebst einem Anhange über den Geist des germanischen Heidenthums und die Bedeutung seiner Heldensage für die Geschichte von G. Görres mit 16 lithogr. Abbildungen nach Original-Zeichnungen von **W. Kaulbach.** 4°.

ordin. Ausgabe 2 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr. 15 Ngr.

feine Ausgabe 3 fl. oder 1 Rthlr. 25 Ngr.

Die lithographirten Blätter von **W. Kaulbach** stellen vor: 1) Siegfried als Kind und sein Waffenmeister. 2) Sein Abschied von den Eltern zu der Heldenfahrt. 3) Er gewinnt dem Hirsch die goldne Krone ab. 4) Der Schmied Wieland schlägt den Amilias mit seinem Schwerte. 5) Wieland entfliegt dem treulosen König. 6) Siegfried ringt mit dem Stier. 7) Siegfried bei den Schmieden. 8) Siegfried badet sich im Drachenblut. 9) Die Götter Odin, Thor und Freier. 10) Die Tochter der Nacht bringt den Hort des Fluches. 11) Siegfried's Kampf mit dem Drachen. 12) Der Zwergen Weissagung. 13) Kampf der Ritter von der Nadel. 14) Titelblatt: Siegfried auf dem Scheiterhaufen seiner Leichenfeier. 15) und 16) Umschlag: Der nordische Heldengesang und die Versenkung des Hortes in den Rhein.

Inhalt des fünften Heftes.

1 8 4 6.

Seite

Johann Michael v. Sailer, Bischof von Regensburg, gezeichnet von Professor Schlotthauer 129
Ein Trostschreiben J. M. Sailers. 129
Aus seinem Tagebuch 131
Das deutsche Vaterland. Gedicht von Professor C. Michelis in Luxemburg 131
Gute deutsche Sprüche für Jung und Alt. Vignette nach Peerl 132
Zwei Fabeln, welche mich und dich angehen. oder wie der Uhu den Adler und der Adler den Uhu beliebt. Vignette v. W. Kaulbach 133
Wie Rudolf von Habsburg die Veste Glanzenberg gewann 135
Jungfer Zimperlieschen 136
Ritter Großhans Eisenfresser 136
Marie oder menschliche und göttliche Gerechtigkeit. Zweiter Theil. 137
Sankt Maria in der Schnurgasse zu Köln, von Professor Hennes in Mainz 143
Inschrift-Bekleidung, mitgetheilt von Dr. August Einsele, Landgerichtsarzt in Berchtesgaden. (Fortsetzung.) 147
Albearisch. Der Gambejaga. von Fr. v. Kobell, mit hochdeutscher Uebersetzung 153
Mein Herz ist im Hochland, von R. Burns 153
Des Bruders Felix Fabri Pilgerfahrt nach Jerusalem nach Bethlehem. (Fortsetzung.) 154
Briefe berühmter Künstler:
Ein Brief Rafaels an den Grafen von Castiglione 156
Ein Brief Mozarts 156
Zwei Briefe Beethovens an seinen Neffen 158
Ein Gespräch Beethovens über den Wiener Kunstgeschmack 159
Ein Brief von Carl Maria von Weber 160

Ankündigung.

(Das Deutsche Hausbuch von G. Görres betreffend.)

Das Deutsche Hausbuch wird in zwanglosen Heften, das Heft zu vier Bogen, von dem Monat Mai 1846 an erscheinen. Vorläufig ist es die Absicht des Herausgebers, daß auf den Jahrgang circa sechs Hefte kommen, welche zusammen einen Band bilden. Jeder solcher Jahrgang oder Band ist für sich selbst bestehend ein abgeschlossenes Ganze. Der Preis eines Heftes ist für den Buchhandel 24 kr. rhn. od. 8 Ngr. Der eines aus sechs Heften bestehenden Bandes oder Jahrganges 2 fl. 24 kr. rh. od. 1 Thlr. 18 Ngr. Sollte ein Band mehr als 6 Hefte enthalten, so wird sich der Preis verhältnißmäßig erhöhen.

p. 188.

Deutsches Hausbuch

herausgegeben

von

Guido Görres

Zu des Wissens Erweiterung,
Zu des Lebens Erheiterung,
Deutscher Jugend zur Lehre,
Deutscher Jugend zur Ehre,
Deutschem Lande zum Schutze,
Seinen Feinden zum Trutze,
Gott, dem Höchsten, zum Preise
Mach dich selbst auf die Reise.

Allgemeine Fußverwirrung oder naturgetreue Darstellung der europäischen Verhältnisse in diesem Jahre, welche jeden guten Christen zu dem Gebete bewegen muß: Gottes Barmherzigkeit möge in dieser Mitternißnacht für Recht ergehen lassen und die göttliche Zuchtruthe in seiner Langmuth nicht nach Verdienst anwenden, es also fügend, daß ein Jeder, Groß und Klein, Hoch und Niedrig, seine Füße aus denen des Nachbars unbeschädigt herausfinde und es uns nicht ergehe wie den Lalenburgern.

VI. Heft.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

München.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

1846.

Preis des Heftes 24 kr. rhn. oder 8 Ngr.

Spanische Charakterbilder aus dem Orden auserbaulicher Spitzbuben und tugendhafter Gaunerinnen.

Jeder, der die spanische Geschichte kennt, weiß, welch ein edles, wahrhaft ritterliches Volk die Spanier sind, wie ihre Vergangenheit reich an den großartigsten Zügen reinster Ehrenhaftigkeit, heldenmüthigster Aufopferung und gottbegeisterten Glaubens ist, wie sie ein wahrhaft katholisches Volksleben nur irgend hervorgebracht hat. Allein dieser Lichtseite stand auch dort von je her, bis auf den heutigen Tag, eine düstere Schattenseite gegenüber. Während die Einen ihrem Glauben sich in höchster Begeisterung hingaben, und nach einem reinen Leben freudigen Herzens für ihn in den Tod gingen, diente er den Anderen zum Werkzeug, ihren eigensüchtigen Lüsten und Leidenschaften zu fröhnen, und zum heuchlerischen Deckmantel, ihre Frevel und Schandthaten zu beschönigen. Wie schmählich diese Auswürflinge auch den Geist der Kirche durch ihre Thaten mit Füßen traten, befolgten sie nur einige ihrer äußeren Vorschriften, so schläferten sie damit ihr Gewissen ein, und lebten in dem verruchten Wahne, als gebe die Kirche, die sie in Wahrheit als scheinheilige Heuchler und Knechte eines Gott lästernden Aberglaubens verdammt, ihren Segen zu ihren Verbrechen. Cervantes, der große katholische Dichter, hat einige dieser frommen Gauner und Gaunerinnen in seiner unübertrefflichen Weise, zum Abscheu der Nachwelt, nach dem Leben gezeichnet. Da ihr Geschlecht, so wie in Spanien, so auch anderwärts, bis auf heute noch nicht auszurotten ist, so ist es gut, sie wohl in's Auge zu fassen, um vor denselben auf seiner Hut zu seyn. Hört nur einige Scenen: Wir machen durch den Dichter die Bekanntschaft zweier solcher Galgenvögel, Winkelpeter und Schneiderlein genannt. Diese Ehrenmänner begeben sich nach Sevilla, einer Stadt Andalusiens, wo wir die Brutesschneiderei zu solcher Blüthe gediehen sehen, daß sich dort ein eigener Orden mit Vorstehern und Gesetzen daraus gebildet hat. Nachdem sie an dem Beutel eines Studenten ihr erstes Meisterstück eben vollbracht, werden sie von einem Mitglied des ehrwürdigen Ordens, einem andalusischen Jungen, entdeckt, und aufgefordert, den Meister der Zunft, den Vater aller großen und kleinen Diebe, aller Gauner und Raubmörder und feilen Gurgelschneider, den Herrn Treibein, zu begrüßen. Sie richten an den Jungen die Frage: „Ist Euer Gnaden zufälliger Weise auch ein Dieb?“ Seine Antwort lautet: „Ja, um Gott und ehrlichen Leuten zu dienen.“ Sie entgegnen: „Das ist für uns eine Neuigkeit, daß es Diebe in der Welt gibt, welche stehlen, um Gott und den guten Leuten zu dienen.“ Worauf der Junge antwortet: „Ich verstehe mich nicht auf Theologie; das, was ich weiß, ist so viel, daß ein Jeder bei Ausübung seines Handwerks Gott preisen kann, und besonders nach den Vorschriften, welche Herr von Treibein seinen Bathenkindern gegeben hat. So gibt er z. B. die Vorschrift, von Allem, was wir stehlen, ein Almosen für das Oel der Lampe eines Heiligenbildes zu geben, was uns die Gnade verleiht, den Schmerz der Folter aufzuhalten, ohne uns durch sie ein Geständniß abpressen zu lassen. Auch unseren Rosenkranz beten wir, und stehlen nie am Freitag und verfehren am Sonnabend mit keinem Weibe, was Maria heißt.“ —

Unter diesen und ähnlichen auferbaulichen Gesprächen nahen sie sich der Diebshehausung Meister Treibein's, wo die Brüder und Schwestern von dem Spitzbubenorden sich eben versammelten. „Es dauerte nicht lange, so kamen zwei Greise, welche in Flanell gekleidet waren und Brillen trugen, die ihnen ein gewichtiges und ehrwürdiges Ansehen verliehen, wobei ein Jeder einen Rosenkranz trug, dessen Perlen einen Klang von sich gaben. Hinter ihnen trat eine alte Frau ein, die an ihrem Kleide viele und lange Schöße trug, und ohne Etwas zu sagen, gleich in das Nebenzimmer ging, wo sie mit großer Salbung Weihwasser nahm, vor dem Heiligenbild niederkniete, lange auf dem Boden liegen blieb, dann erst dreimal den Boden küßte, sodann eben so oft Augen und Hände gegen Himmel erhob, endlich aber aufstand, ihr Almosen in den Korb warf, und sich zu den Andern in's Vorhaus begab.“ Diesen ergrauten Schelmen, die für die saubere Brudersschaft unter ihrer ehrwürdigen Gestalt die Gelegenheiten zum Mausen und Stehlen ausfundschafteten, folgten „zwei Mädchen, tüchtig geschminkt, mit gefärbten Lippen, den Hals und Nacken mit Bleiweiß überpinselt, bekleidet mit Halbmänteln von wollenem Zeug, und voll Frechheit und Schamlosigkeit; — deutliche Zeichen, an denen Winkelpeter und Schneiderlein bemerkten, daß es leichte Waare war, worin sie sich auch durchaus nicht täuschten. Denn kaum waren die Beiden eingetreten, als sie mit offenen Armen, die Eine auf Polterhans, die Andere auf Eisenhandschuh zuliefen, denn so hießen die beiden Raufer. Der Eisenhandschuh hieß deßwegen so, weil er eine eiserne Hand trug, indem ihm die seinige durch den Spruch des Richters abgehauen worden war. Diese umarmten die beiden Mädchen ihrerseits auf das zärtlichste und fragten, ob sie nicht etwas mitbrächten, um ihre Hauptschläuche einzuweichen. „„Wie sollte auch dieß fehlen, mein Fechthandschuh““, erwiderte die Eine, welche Goldhühnchen hieß; „„denn es kann nicht lange anstehen, so muß Scharfrenschlinge, dein Kupplerknecht, mit dem Weinkorbe kommen, der mit Allem gespickt ist, was mit Gottes Hilfe hieher ging.““

Als lagern sich nun in die Runde, um die Diebsmahlzeit zu beginnen, die Alte aber, welche vor dem Heiligenbilde gebetet hatte, lehnt die Theilnahme ab und spricht: „Mein Sohn Treibein, ich habe nicht Lust, an den Festlichkeiten Theil zu nehmen, denn ich habe einen Kopfschwindel schon zwei Tage her, der mich fast toll macht, und übrigens muß ich noch vor Mittag mein gelobtes Gebet verrichten vor dem Altar unserer lieben Frauen zu den Gewässern, sowie auch vor dem heiligen Kruzifix des heiligen Augustin meine Wachskerze anzünden, und dieß würde ich nicht unterlassen, wenn es auch schneite und stürmte. Ich bin nur hergekommen, weil der Renegat und der Tausendfuß gestern in mein Haus

Der Kinder Weihnachtsfest.

Erfüllt ist unser Hoffen,
Der Himmel wieder offen,
Der Weihnachtbaum geschmücket;
Das Kindlein ist erschienen,
Dem alle Himmel dienen,
Das jedes Herz beglücket.

Herbei! herbei im Fluge,
Zum frohen Weihnachtszuge!
Herbei ihr Kinder all!
Mit Rosen zum Geschmeide,
Mit lilienweißem Kleide
Und hellem Liederschall.

Und klingend froh und singend,
Und Palmenzweige schwingend,
Mit Kreuz und Weihnachtstern,
Mit Kränzen, Fahnen, Kerzen
Und dankerfüllten Herzen,
So ehret euern Herrn.

Und habt ihr ihn geleitet,
Dann demuthvoll bereitet
Dem Kindlein einen Thron,
Und ehrt nach seinem Willen
Im Herzen, tief im Stillen,
Den Heiland, Gottes Sohn.

Rudolf's I. Szepter.

Als Rudolf mit der Krone des Reichs geziert war,
Da kam herangezogen der Fürsten edle Schaar,
Zu schwören ihrem Kaiser den Eid der Treu' und Pflicht;
Da fand' sich das Szepter des heil'gen Reiches nicht.
So wollten sie nicht schwören, und zankten hin und her,
Und riethen mit einander, was da zu machen wär'.

Da steht ein Kruzifixe Herr Rudolf an der Wand,
Das fasset er mit Eifer und nimmt es in die Hand,
Und beut es allen Fürsten zu küssen dar und spricht:
„Bei diesem heil'gen Kreuze so schwöret mir Treu' und Pflicht",
Da haben sie geschworen, da ward das Kreuz ein Schutz
Des römisch-deutschen Kaisers und seiner Feinde Trutz.

Otto's Tod.

Herr Otto lag der Kaiser in harter Fiebernoth,
Da dacht' er wohlgemuthet und freudig an den Tod.
Er wollte sich bereiten auf ein gottselig End',
So bat er, ihm zu reichen die heil'gen Sakament'.
Als drauf herangenahet sein letztes Stündelein,
Begehrt die Menge draußen, bei seinem Tod zu seyn.

Doch wiesen die Soldaten die Ungestümen fort,
Das hört der kranke Kaiser, da sprach er diese Wort':
„O lasset sie nur Alle zu meinem Ende nah'n,
Daß sie dereinst mit Freuden auch ihren Tod empfah'n."
Das Wort hat er gesprochen, da kam das Volk herzu,
Da schloß der edle Kaiser so sanft die Augen zu.

Der Tod eines Dorfcaplans in den Tiroler Alpen.

Freundliche Leser! ich lade Euch ein zu einer Bergfahrt in's südliche Tirol, wo auf den tiefsten Abhängen an Porphyrfelsen die Traube glüht, und im höheren Gebirge der Weizen, das Mark der Männer, reift, an jene Doppelgränze, wo Nord und Süd sich in kräftigmilder Luft wechselseitig vermitteln und das deutsche Wort schärfer ausklingt gegen die Stimme des welschen Nachbars. Dort saß ich die Sommermonate oft still im Schlosse edler Freunde am Labsal der reichen Gastfreundschaft, die wurzelhaft in einander geknotet die nordischen Wasser kaum fortschlüpfen ließ durch die Schluchten des Kunterweges. Nur selten wurde die Thurmeinsamkeit durch Besuche unterbrochen. Die erste Nachtigall, welche in einem Granatenbusch nistete, die geschwätzige Amsel im Brombeerstrauch am Fels, und zwei Kibitze in einer Mauernische belebten meinen stillen Tag, und die Heiterkeit der lauen Sommernächte, die mit geisterhafter Klarheit auf den Bergen brüteten. Und klopfte es bisweilen an meine Zimmerthür, so war's Niemand anderer, als Meinhold der Dorfcaplan, welcher jede Woche einmal in unserem gastlichen Schlosse einsprach. Er bauete da oder und einsiedlerisch im Gebirge als Seelsorger einer zerstreuten Dorfgemeinde, und war als Menschenfreund bei Groß und Klein in der ganzen Gegend beliebt. Er hatte als Jüngling seine Studien zu Innsbruck gemacht, einer jener unzähligen Tirolerstudenten, die alljährlich von ihren jähen Bergen in die Städte herunterzeigen mit dem schönen Empfehlungsbrief, den ihnen Armuth, munterer Geist und frische Wangen ausfertigen. Unsere Städter, unsere Beamten, unsere Edelherren nehmen sich mit Freuden des jungen Blutes an, und theilen mit ihm den Tisch. Läßt sich der Schüler gut an, so wird er Hauslehrer in wohlhabenden Familien, und es ist merkwürdig genug, wie der kräftige Bauernstudent das adelichte Stadtknäblein mit den blassen Wangen meistert und abrichtet für d thätige Menschenleben. Diese innige Berührung des Bauernthums und der Adelschaft seit uralten Zeiten ist zum Theil in der Landesverfassung begründet, die freie Bauern bildet und schützt selbst als Landstände neben den ersten tirolischen Rittern und Grafen, und mitunter Ursache des traulichen Gebahrens zwischen Edlen und schlichten Landleuten. Meinhold war in einem Grafenhause zu Innsbruck ein solcher „Hofmeister" gewesen, und hatte aus seinem Erziehungsgeschäfte jene feine Lebensbildung mitgebracht, die seine Landbauern an ihm dergestalt zu schätzen wußten, daß sie ihn schlechtweg den „klugen Herren" nannten. Er zählte jetzt ungefähr sechzig Jahre, und sein frisches Aufsehen ließ nicht ahnen, daß seine Gesundheit untergraben sei. Er fing an einem Magenleiden zu kränkeln an, ohne daß seine Umgebung besondere Gefahr witterte. Wir hatten ihn alle so lieb, daß kein ernstlicher Zweifel an seiner Unversehrtheit aufkam, während wir sein Unwohlsein als vorübergehendes chronisches Leiden wenig anschlugen. Aber es reifte zu unserem Leidwesen schnell und unerwartet zum Tode.

Ich saß eines Abends am Thurmfenster und starrte nachdenklich hinaus in die Mondnacht. Während die Lichtseite des engen Thales in heiterster Klarheit mit tausend hellen Augen von weißen Häuslein über Wald- und Stromestauschen glitzerte, lag die Schattenseite mit dunkelm Nadelholz mächtig gegenüber, und warf wunderliche Schattenrisse in's Lichtbild am jenseitigen Ufer. Selbst das Schloß stand als Schattenkastell jenseits der Wasser in den feinsten Conturen, und seine Windfahne flatterte sichtbar auf der Geisterburg, die mit jeder Minute kleiner wurde. Ein Heer von Leuchtkäfern schwamm durch die milde Luft, und füllte mit wandernden Funken die weite Thalung aus. Es schlug eilf Uhr am Thurme, und das Lallen der letzten Vögellaute im Walde verstummte. Da schellte es plötzlich heftig an der Glocke des Burgthors. Eine Magd, schläfrig und verwirrt, wollte öffnen; aber auf halbem Wege überwältigte sie dergestalt der Schrecken der Mitternacht, daß sie laut schreiend in die Küche zurückstürzte. Der Lärm weckte alle Leute im Schlosse. Ich eilte herab, die Thür zu öffnen. Ein Bauer stand vor mir, kaum halb bekleidet, mit Schweiß ganz überronnen. „Unser Caplan stirbt, o kommen Sie zu seinem Beistande", sagte er mit stotternder Hast. Wir stiegen ohne Verzug den dunkeln Waldbügel hinauf. Auf einzelnen Zweigen lispelte noch die Cicade, Bergdrüsner flatterten vor unsern Füßen auf mit dem Schrei des Entsetzens, der schneidend durch den Wald pfiff. Aus versteckten Thalgründen krächzte einförmig der gestörte Uhu, und ihm antwortete die Stimme besorgter Liebe. Ich konnte nicht reden, mich hatte der Gedanke an den sterbenden Freund zu tief ergriffen.

Mein Begleiter plauderte beständig neben mir her im traurigen Durcheinander eines bäurisch bewegten Gemüthes. „Wenn der Caplan stirbt", sagte er, „so bleibt kein Auge in der Gemeinde trocken. Er hat uns Jüngere in der Schule so lieb gehabt, daß man es nimmer vergessen kann. Reich kann er nicht seyn, ungeachtet vierhundert Gulden Bozenerwährung jährlich ein schönes Geld sind. Er verwendete Alles auf Bücher und Bilder und Schulkinder. Arme Leute haben wir nicht,

Jeder hat zu eſſen, der arbeiten will, und wer nicht arbeiten kann, iſt auch mit und, und es haben doch alle genug. Nur fremde Bettler „„Strolchen““ oft an uns vorbei aus Furcht vor dem Bettelrichter in Kaſtelrut. Wir können alle leſen und ſchreiben, der Caplan hätt' es nicht anders geduldet. Er redete uns auf Wegen und Stegen darum an. Als einſt ein dummer Knabe ſagte: „„Was braucht es das Leſen? man kommt ohne das auch in den Himmel!““ da wurde ſein Geſicht roth wie Feuer. Der Knabe erſchrack über dieſe Flammen im Geſichte derſelbe, daß er laut zu weinen anfing und von dieſem Augenblick ſich beſſerte. Er nannt uns alle bei unſern Taufnamen, und ſeine Stimme klingt ſo ſüß, daß man ihren Ton Tage lang im Herzen nachklingen hört. Und um dieſen bekannten lieben Schall ginge man ihm durch's Feuer, und gäbe ihm das Herz aus dem Leibe. Er thut gar nicht vornehm, aber ſein Rock iſt allzeit ganz und rein, wie bei vornehmen Stadtherren. Als er mich einſt mit einem Loch am Ellbogen erblickte, ſo ſagte er: „„O Hans! wenn du wüſſeſt, wie ſchön ein Fleck auf dem Loche ſteht, lerne es von der Spitzmaus, ſie hat einen ſo ſchönen glänzenden Balz, und kein Härlein fehlt daran.““ Das habe ich meiner Lebtage nie vergeſſen, und mag ſeitdem die Löcher in den Kleidern nicht leiden. Er ſieht oft ganze Tage, und wenn nur die Hälfte davon bleibt, ſo muß er gelehrt ſeyn, wie der beſte Doctor.“ Ich merkte nur theilweiſe auf dieſen Fluß der bäuerlichen Rede, und ſo erſtarb ſie allmählig, je näher wir unſerem Ziele kamen.

Die einſame Berggemeine hauste auf einem Abhange des Mittelgebirges in weit aus einander gelegten Hütten am Fuße waldiger Hügel, die mit ihrer Fichtennacht wellenhaft aufſteigen in die ſchroffen, ſpitzen Formen der Dolomitfelſen, deren weiße Farbe im Mondſchein ſchauerig niederſtrahlte auf den dunkeln Grund der Menſchenwohnungen. Rings um die letztern dehnten ſich reinlich gepflegte Felder mit reifen Aehren im Rahmen des hellſten Alpengrüns. Faſt in der Mitte derſelben ſtrömte ein Brunnen reinſten Waſſers, wie ein Allvater verehrt und geliebt, mit Bänken, auf denen ſich jeder Wandersmann laben konnte, wo ſelten flüſterndes Volk fehlte mit Geſchäcker, Märlein und Spottliedlein und der ganzen harmloſen Chronik der „Dörfler“, ſo friſch und duftig wie die Blümlein, die am abrieſelnden Waſſer langzeilig den Fahrweg umblühten. Am ſüdlichen Ende des Dorfgebietes ſchwoll eine grüne Hügelwelle länglich und faſt wagrecht hinaus zur etwanen Fläche über der Schlucht eines lautrauſchenden Wildbaches, der aus verwitterten Felſenbergen hervorbrach. Seine Wellen ſangen aus der Tiefe wie Gruß und Gegengruß zu fröhlichen Menſchen hüben und drüben, ſtimmten aber auch oft zum trauernden Herzen wie verlorenes Grabgeläute. Von Jenſeits blickten Landkirchlein, Thürme und Sennhütten von den höchſten Bergen, die zur Nachtzeit, wo der Zwiſchenraum ſeine Fernen nicht gelernd machen kann, hervorſchwimmen wie lebende Weſen und zu fließen ſcheinen im Strome ewiger Bergluft, von welcher ein Sprüchwort ſagt: „Die Berge ohne Wind, und die Mütter ohne Kind, und die Herzen ohne Freud, die wohnen von uns meilenweit.“ Auf dieſer abgeſonderten Fläche ſtand im Wald von jungen Obſt- und Zierbäumen die Wohnung des Dorfcaplans neben der kleinen Kirche. Ich trat durch die offene Thür und das Vorzimmer vor das Bett des Kranken halb ein Uhr Nachts. Rings um ihn ſtanden Männer und Frauen des Dorfes mit ihren Kindern, und wurden von Zeit zu Zeit abgelöſet, da die kleine Stube nicht alle zugleich aufnehmen konnte. Die halbgekleideten Geſtalten, aus mitternächtlichem Schlaf gefahren, mit Zügen der Angſt und Neugierde, mit hervorquellenden Thränen und verbaltenen Seufzern hatten ein erzreifendes Ausſehen. „Der Schlaf will uns nicht mehr recht gerathen, ſeitdem unſer Caplan krank iſt“, ſagte ein flämmiger Mann, mit bloßen Füßen, und wiſchte ſich mit einer alten Pelzmütze die Augen aus.

Mein ungewöhnliches Erſcheinen wirkte auf den Kranken mit überwältigender Kraft. Wie gelöst aus ſchweren Banden raffte er ſich auf, mit entzegen, und drückte meine Hand mit innigſter Zärtlichkeit. Doch bald ſank er wieder zurück in ſeinen ſeltſamen Zuſtand, der als unwillkührliche Fortdauer ſeines Lebens gelten konnte, ungeachtet das heftige Fieber die klare Beſonnenheit über zunächſt liegende Gegenſtände faſt gänzlich zerſtört hatte. Sein krankhaftes Traumleben war die ſüße, freundliche Gewohnheit ſeines früheren Lebens und Wirkens, feſtes Vertrauen auf Chriſtus, reinſtes Bewußtſeyn redlichen Strebens, herrliche, allumfaſſende Liebe. Er war von jeher ein beſonderer Freund von Blumen geweſen. Sein Haus war umſtellt mit Gewächſen aller Art. Er begoß ſie ſelbſt mit der Zärtlichkeit eines treuen Freundes, und redete mit ihnen wie mit lebendigen Seelen. Was im Leben leiſe geglüht, loderte jetzt als mächtiger Funke empor, weil nicht gehütet durch menſchliche Rückſichten. Die erſten Strahlen des Morgens ſchlugen glückend an ſein Fenſter, und lautes Hahnengeſchrei grüßte das werdende Licht. „Nun wachen meine Blumen auf“, flüſterte er leiſe zu den Umſtehenden, „und reiben ſich die Aeuglein vom Thau des Himmels trocken. O wie heilig und keuſch ſtrahlt ihr Blick zu Gott empor, dem Vater ewiger Liebe. Alle Engel und Heiligen haben Freude an dieſem Blumengebet, das verſchönt Lipsli: Meinhold hat uns ſo lieblich geglegt zur Ehre des Allerhöchſten.' Wenn ich ſtarbe, ſo gehen alle Blümlein

mit mir und wanden sich blühend um den todten Caplan, und es heißt unter dem Volke: O der gute Herr! wie hat er die Blumen und Kinder so innig geliebt!“

Nun sah er seinen eigenen Leichenzug, der nach der wohl eine Stunde entlegenen Pfarrkirche zur Begräbniß zog über ein hohes Waldgebirge, das die Gegend weitum überschaute. Als er die höchste Wendscheide erreicht hatte, stellten die Träger die Leiche in's blühende Waldgebüsche, und alle Begleiter fielen auf die Knie und beteten zu Gott für den todten Caplan, während der heiterste Himmel über der betenden Gruppe schimmerte, und lauer Südwind die fliegenden Blätter der Maiblüthe auf das schwarze Leichentuch schüttelte. Jenseits vom Hügel der Pfarrkirche klangen die Kirchenglocken zum freundlichen Willkomm, und die Geistlichen kamen singend entgegen zum Empfang „der Saat, die Gott gesäet hat an den Tag der Garben zu reifen.“ Aus dieser, der Oertlichkeit und dem Dorfbrauche genau angepaßten Leichenschau schlug die Phantasie des Kranken über in das Bild der Taufahrt. Drei Leute im Sonntagsstaat mit strahlenden Augen über ein neues Leben trugen ein Kindlein, drei Stunden alt, über das nämliche Gebirge. Es war eingehüllt in blendendweißes Linnen, und mit frischduftigen Rosen rings umflochten, und als die Taufgehülfen an die Stelle der Todtenrast auf den höchsten Gipfel kamen, legten sie das neugeborne Kindlein in die Waldesfrische, wo so viele tausend Leichen der Gemeinde ausgeruht, und beteten mit lauter Stimme, daß es grüne und gedeihe, und nach frommem Leben heilig sterbe. Der Kranke faltete mitbetend die Hände und sagte: „Gib ihm, o Gott, den Kuß des Friedens, daß es denselben sein Leben lang empfindet und unbefleckt bleibe an Leib und Seele!“

Hierauf kam er wieder ganz zu sich, betrachtete und Alle aufmerksam, und konnte Gott nicht genug danken für die Gesundheit, die er ihm gegeben und treulich gesegnet habe. „Mir ist ganz wohl“, versicherte er, „meine Brust so leicht, alle Glieder so geschmeidig, und alle meine Sünden hat mir der Herr gnädig verzeihen.“ Als er in den Caplandienst eingetreten, hatte er die kleine Ortsfeste ganz vernachlässigt gefunden. Er widmete ihr die liebevollste Sorgfalt, und konnte er sie nicht kostbar ausbessern, machte er sie doch zierlich und rein, da er von Jugend auf allerlei Zierath zu fertigen verstand. Jetzt dachte er mit Innigkeit an seine liebe Kirche und rief: „O wie schön ist ein so heiliges Gotteshaus. Es gehört uns Allen, Alle sind wir darin zu Hause wie Eltern und Geschwister, die rührende Einigung heiliger Seelen in Christus. Und die Reinheit des Hauses mahnt Jeden an die Reinigung des Leibes und der Seele, daß kein Haß mehr sei und kein Groll unter den Miterben Jesu Christi.“ Bei diesen Worten brach eine große volle Thräne aus seinem linken Auge, und rollte als zwei Perlen über die Wangen. „Ja, Miterben Jesu Christi“, fuhr er fort, „deßhalb ist der Tod so leicht und unser Hinscheiden so süß!“ So lag er eine Viertelstunde in unaussprechlicher Ruhe, die Lippen zitterten leise, das linke Auge war halb offen, und die rechte Hand ruhte auf der Brust. Als er wieder erwachte, ergriff er hastig meine Hand und sagte: „O wie süß habe ich jetzt geruht! Christus trat an mich heran, einen Blumenstrauß in der Hand, und flüsterte mir in's Ohr: Ich bleibe bei dir, dein Arzt, dein einziges Heil. Traue auf mich als einen Felsen, der selbst im Tode nicht wankt!“

Den einst öden Hügel, worauf Widum und Kirche stehen, hatte er mit Akazien, wilden Kastanien und Kirschbäumen bepflanzt, deren üppiges Grün die kahle Halde ziersam überkleidete. Er nannte sie seine „liebe Baumjugend“, und beförderte ihr Wachsthum mit besonderer Sorgfalt. In der Krankheit traten sie ihm näher wie mitathmende Wesen, und er erzählte von ihnen die anziehendsten Geschichten. „Denken Sie nur“, sagte er, „heute kamen alle Bäume zu mir, die ich gepflanzt habe, grün wie die Hoffnung, mit hellen Tropfen Thaus auf allen Blättern, und sprachen: Gott hat uns geschickt, dich heimzusuchen. Alle Abende tanzen und singen die Kinder um uns, und wir rauschen mit unseren Zweigen in's Kinderlied und rufen: Meinhold soll leben, der uns gepflanzt hat! Dann sage ich ihnen schönen Dank für ihren Besuch und rufe: Gehet heim, schöne Bäume, meine Lust! Grünet und blühet lange lange Jahre! Weht Kühlung den Matten, gebt Schatten den Ermüdeten, und mit jedem Schwung eurer Zweige im Windesbauch lobsinget meinem Gott, dem besten Freunde aller Menschen! Dann rauschen sie lustig davon, daß es Blätter und Blüthen regnet!“

Er mußte für die Kinder seiner kleinen Gemeinde Schule halten. Das Lehrzimmer befand sich in seinem eigenen Wohnhause. Er richtete es zierlich ein mit Bildern und Kupferstichen zur Erläuterung des Unterrichtes. Wand und Decke, und selbst der Ofen war bemalt, Bänke und Sitze gehobelt und allerwärts die heiterste Reinlichkeit eingehalten. Man bemerkte ihm, es lohne sich wohl nicht der Mühe, das Schulzimmer so niedlich einzurichten, da von Kindern keine Schonung zu erwarten sei. „Gerade umgekehrt“, versetzte der erfahrene Kinderfreund, „für Reinheit, Zier und Augenmaß hat das kleinste Kind ein Gefühl, und je anziehender die Außenseite, desto mehr schonen die Kinder den Ort, wo sie alle Tage zusammen kommen. Es ist ein wichtiger Moment des christlichen Unterrichtes, durch äußere Schönheit und Ordnung den Sinn der jugendlichen Gemüther anzuregen, und dadurch den sittlichen Schönheits-

trieb entspilden. Sie kommen frisch aus den Händen Gottes, an ihnen ist noch nichts abgenützt und verbraucht, darum ist ihre zarteste Blüthe so aufzuquellen, ihr Feingefühl so rege, ihr Urtheil so fromm für alles, was Lob verdient." In seinen letzten Augenblicken fand er in süßem Traume vor seinen Kindern und flüsterte leise: „Wie so wohl mich dieses frische Leben anspricht! wie es mich durchdringt mit lebendiger Gesundheit! Ich lebe auf in diesem Garten Gottes, unter diesen Menschenpflanzen, die Gott segnen möge in Ewigkeit. Liebste Kinder," fuhr er aufsteigend weiter, „grüßt mir eure braven Eltern, die so friedlich beisammen wohnen, ein Haus Gottes in der Eintracht aller Hausgenossen. O werdet der frommen Mutter ähnlich, die für euch so viel gemeint und gelitten hat. Arbeitet so eifrig und ehrlich wie euer Vater. Er ist braun geworden in allerlei Noth für euch und sein Angesicht hat tiefe Furchen. Diese bedeuten die Sorge für euch, und die grauen Haare rufen: werdet mit Ehren alt wie euer Vater, wie eure Mutter!" Bei solchen Anreden wurde er allzeit tief gerührt, er machte im Bette eine Bewegung als drängten sich die Schulkinder heran zum Abschiede, und streckte die Hand aus zum Kuße. Noch lange harrte er in der Stellung aus, als schaute er ihnen aufmerksam nach und lispelte lächelnd: „Was das für ein frisches Blut ist für alle Tazend und Gottesfurcht!"

Ein Bauer, den er sehr geliebt, kam in der Frühe ihn heimzusuchen, er war sehr ermattet und konnte aus dem engsten Traumkreise nicht heraus. Aber selbst bei völligem Darniederliegen seiner Kräfte klang sein voriges Leben vernehmbar nach. „O Jos," redete er ihn an, „nicht wahr du bist heute im Walde gewesen um Holz und Streu. Auch ich war gern im Walde. Im Rauschen aller Waldesbäume hörte ich eine Stimme, die rief: Komm zu mir, Meinhold! weit weg vom Tumult der Welt. Und ich gehorchte gerne und ließ mich nieder auf weiches Moos an der Quelle, die von oben herabkam und vom Himmel erzählte. Alle Vögel spielten um mich herum und die Rehe fraßen zahm die Maßliebchen aus meiner Hand. Und zuletzt kam Gott mit seinen Heiligen und sie sangen im Chor: Lobet den Herrn ihr Berge und Wolken, ihr Quellen und Bäume und alles was im Walde ist! Und es war ein volles Rauschen von tausend und tausend Stimmen, ein übermächtiges Lied, das noch Niemand gehört hat. So saß ich selig im Walde und zum Abschied schüttelten mir die himmlischen Gäste die Hand recht auf deutsche Weise, ja ernstlich deutsch!"

Er hatte mit besonderer Vorliebe die Früchte seiner Studien in Bildern zu fixiren gesucht und dafür viel Geld ausgegeben. So fand man an den Wänden der Hausflur, in den Zimmern, selbst in entlegenen Winkeln seiner Wohnung überall Bildnisse aufgestellt, oft in sinnreiche Gruppen vereint, jedenfalls zusammenstimmend, um bestimmte Thatsachen und Zeitereignisse anzudeuten. Hier prangten die Portraite der Fürsten aus hübschen Rahmen, dort die der Päpste und Kardinäle, anderwärts die größten Redner der alten und neuen Zeit, die berühmtesten Dichter aller Nationen, auch Göthe und Schiller. Von dieser historischen Allgemeinheit stieg er zu tirolischen Besonderheiten herab. Beamte, Bischöfe, Prälaten, Gelehrte, geliebte Freunde schmückten das Fremdenzimmer. Das beste Gemach des Hauses, geschmackvoll ausgestattet und mit Münchner Lithographien geziert, hieß „die Gallerie". Uhren, Kästen, Gestänge tragen sinnige Beiwesen, Stickereien, Täfelein, Schießbeste, werthe Andenken, vielleicht zu häufig, aber achtbar als Resultat eines selbstbewußten thätigen Lebens. Er ward deshalb oft mißverstanden und getadelt von Amtsbrüdern, die besser von ihm gelernt hätten. Er ging darüber leise hinweg ohne ein Wort der Vertheidigung; nur zu besonders lieben Gästen sagte er bisweilen: „Menschlich zu sein schäme ich mich nie; nur die Sünde ist in jedem Falle verächtlich. Ich sah viel Lust an Dingen, die weit weniger harmlos waren als diese meine Aufmerksamkeit für Zeit, Welt und Leben, und oft bei Leuten, deren Beruf Besseres erfordert hätte." In seinen letzten Stunden waren die einzelnen Momente seiner Lebensthätigkeit in diesem Punkte ganz verschwunden, so wie die Acht vor den einzelnen Gegenständen seiner lehrreichen Sammlungen; aber der allgemeine Eindruck wirkte fort. Er befand sich fortwährend im Mittelpunkte seines Wirkens. „O welcher Schatz ist die Lust zur Arbeit," äußerte er öfter, „die Gnaden Gottes regnen und bei der Arbeit zum Fenster herein, und ein Buch, ein gutes Buch, welche Wonne dem Geist! Die Todten leben auf und die Lebendigen werden fromme Schüler derselben! So hat es mich im Leben getrieft, und das Wenige was ich im Stillen gethan, es kann nicht sterben, denn es ist von meiner Seite mit der innigsten Liebe geschehen."

Wie er in gesunden Tagen gern und oft gepredigt und seine Rednergabe durch Einfalt und Klarheit überall Beifall gefunden hatte, so geschah es auch in seinen letzten Traumzuständen. Einmal, als er eben die Kirchenglocke läuten hörte, erhob er wie verwundert seine Augen und sprach: „O welch ein Volk für das Wort Gottes! Wie sind alle ein Geschlecht und der eine Bruder nicht besser als der andere. Tretet heran ans Herz eures Gottes und nahet an ihm als Kinder eines Vaters. Wie könntet ihr zürnen gegen einander, es ginge ja gegen euer eigenes Fleisch und Geblüt, und mit diesem hat jeder Gehalt. Wie kann euch einfallen, ein strenges Urtheil über euern Nächsten zu fällen! Er schläft ja den nämlichen Schlaf mit euch und träumt den nämlichen

Traum. Haltet euch fromm und ruhig als gute Schlafgesellen und streitet euch nicht um die eine Decke, die alle wärmt und erquickt. Schlaft in keine blühende Staude! Wer eine Frühlingsblüte muthwillig zerknickt, mit dem schlaf ich nicht unter einem Dache.“ So spann sich in den lebhaftesten Bildern die ganze Sittenlehre an seinem Krankenbette ab. Er achtete dabei wenig auf die Umstehenden, die er in solchen Augenblicken auch nicht recht erkannte. Seine innigste Ueberzeugung machte sich Luft und die That seines Lebens gelobt.

Die Tonkunst war ihm schon in frühester Jugend lieb geworden, besonders der Gesang. Mit allen Musikliebhabern, Organisten und Sängern der Nachbarschaft stand er auf vertrautem Fuße und half ihnen treulich bei jener Aufführung kirchlicher Musikstücke. Auch in seiner Gemeinde beförderte er das Singen lehrreicher und lustiger Lieder, vorzüglich unter den Kindern, die er in der Kirche zum Gottesdienste brauchen konnte. So kam es, daß er auch während seiner Krankheit von unaufhörlichen Musikseufzen umrauscht war. „O heute war es so lieblich in der Kirche,“ wiederholte er öfters, „die Kinder sangen ein neues schönes Lied vom Mai, wie er kommt und die Reben weinen macht und tausend Keime ins Sonnenlicht emporweckt. Und die ganze Gemeinde stimmte ein und es ging ein mächtiges Klingen von einem Berg zum andern, und auf Wälder zitterten vor Lust, und selbst auf den höchsten Alpen spürte man die Kraft der Töne, welche durch die blühenden Thäler schollen. Ich fühle mich durch dieses Lied wahrhaft erleichtert, meine Seele emporgerichtet zu Gott, von dem alle Lieder ausgehen und zu dem sie wieder jubelnd zurückkehren.“ Er legte sich mit verklärten Zügen zurück aufs Kissen und ruhte lächelnd wie ein Kind im Traume. Die Lippen zuckten leise, die Stirne verlor alle Runzeln, ein flüchtiges Roth zog wie Abendsonnenschein über sein Angesicht. Und als er wieder erwachte, schlug es zwölf Uhr Mittags; er fühlte sich gestärkter, betete mit erhobenen Augen und lispelte: „Friede und Freude und Segen im heiligen Geiste!“

Alles was auf seinen Gewissenszustand Bezug hatte, nahm er mit Freuden auf, und seine Reue wurde zur herrschenden Seelenstimmung, die sich unablässig mit Jesus, dem Quell der Versöhnung, beschäftigte. Vom Tode war keine leise Ahnung möglich bei diesem regen Gemüthsleben, kein Schmerz fühlbar, er konnte seinen glücklichen Zustand nicht genug preisen. Immer enger zogen sich die Kreise seiner Wahrnehmung, selbst die Rede, sonst so überfließend, strömte sparsamer. Nur bisweilen brach er mit der alten Kraft durch das lose Gespinnst flüchtig verändernder Gedanken.

Wie lang der Tag und die Nacht ist, fühle ein Dorfcaplan mehr als man im ruhelosen Wirbel der Städte glauben mag. Um sich auf anziehende Weise zu beschäftigen, besonders in den langen Winterabenden, bezog er sich auch auf das eifrige Lesen von Zeitblättern, die ihm ein lieber Freund alle Samstage auf der nächsten Stadt sandte. Die Zeitläufte und Weltbegebenheiten fanden an ihm den aufmerksamsten Beobachter, und er bemerkte oft scherzend, daß man ein Dorfcaplan werden müsse, um die Zeitungen mit gehöriger Umschau zu lesen, da sie die Stelle der Conversation ersetzen müßten. Und was ihn darin am meisten anzog, war das Schicksal der katholischen Kirche, das er mit emsiger Gewandtheit nach allen Seiten hin verfolgte. Als Deutscher seufzte er oft schmerzlich über den Verfall des Glaubens und der Andacht in deutschen Landen, und schon nahe dem Grabe konnte er deßhalb eine ängstliche Sorge nicht bergen. Aus der Fieberhitze bob er gegen Abend sein Haupt und sagte treuherzig zu mir: „Also trauseln geht es herglich schlecht! In Deutschland mein' ich. Mit der Bibel springen sie um wie mit einem alten löcherigen Pergament, deßwegen heißen sie auch richtig Nichtbibelchristen. Sie suchen den Meister in ihren Worte aus sündigem Fleisch und Blut. Und ihre unverschämten Reden in Zeitblättern! es fehlt an der Nation, die solche Schmach duldet. Und Alles geräth so zerbrech, daß man vor lauter Pfeffer Kopfweh bekömmt. So liegt das Land wie die Wiese des Schneiders Franz voll Maulwurfshügel statt der Blüthen. Und ihr Kleid hat so viel Löcher, daß die Katze die Maus und die Maus die Katze nicht findet. Und darüber heften sie einen klafterlangen Aufsatz mit dem Titel: Die deutsche Einheit, soll heißen: Abneigung gegen alle Kräfte der Einigung.“

Das war seine letzte zusammenhängende Rede. Die Kraft hatte sich allmählig ganz erschöpft. Er lag die folgende Nacht still und ruhig bis zwölf Uhr. Als der Nachtwecke ward er etwas reger, hörere leise Seufzer zu Christus und Maria ließen sich vernehmen. Die ganze Thätigkeit hatte sich in herzinnige Andacht zusammengezogen, die nur bisweilen durch Erinnerungen aus dem vorigen Leben durchblitzt wurde. Gegen drei Uhr Morgens sagte er: „Nun wird mir leicht, ganz leicht, es wird gesund, was krank war an Leib und Seele.“ Viele Glieder seiner Kirchgemeinde knieten während um sein Bett. Als seine Schwester hereintrat, betete er auf sie einen bedeutsamen Blick, und sagte: „Gib ihnen zu trinken das Wasser, welches in das ewige Leben springt.“ Hierauf that es einen Knall, als wäre eine große Saite gesprungen, seine Glieder dehnten sich wie aus den Fugen gehoben, „Jesus mein Gott! meine einzige Hoffnung!“ lallte er mit brechender Stimme, und nach wenigen Mi-

unten lag er da in freundlichem Tode wie ein Kind, das schlummernd selig ist. —

So endete dieser edle Priesterherz in den tirolischen Bergen. Ich dachte während jener Stunden oft an's Wort des deutschen Dichters: „Leben, süße freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens, von dir soll ich scheiden?“ Sie klangen so wahr aus dem Munde des sinnlichen Mannes, dem sie der Dichter in den Mund legt. Beim Dorfcaplan stellte sich das gerade Gegentheil hervor. Die Gewohnheit seines frommen Daseins und Wirkens wurde in ihm desto lebendiger und geistigverklärter, je schwächer sein Leib wurde. Alle Gegenwärtigen fühlten es tief, daß sie mit seinem Geiste fortlebe und der schönsten Vollendung im Himmel entgegen gehe, so daß man mit Wahrheit sagen konnte, daß seine Thaten ihm nachfolgten. Jeder begriff in diesem herrlichen Todesbilde die Wichtigkeit der Vorarbeiten und Lebensgewohnheiten auf der Erde für die glückliche Ueberlebung in den Himmel. Zugleich war ich auf das innigste erbaut durch dieses Mark und Korn ächter Lebensbildung in der tirolischen Priesterschaft. In neuerer Zeit haben geistreiche Leute über diese Volksmänner im besten Sinne vielleicht mehr aus Unkenntniß als aus bösem Willen gespottet und gewitzelt. Schein und Firnis ist bei denselben freilich wenig anzutreffen; wer sie aber kennt, muß sie achten, diese ganz volle Wahrheit eines harmonischen Lebens bis zum Tode für das Volk. Fragt man die Buchhändler in Tirol, wer die fleißigsten Bücherkäufer seyen, so gestehen sie unverholen: „Unsere Geistlichen!“ Die Einsamkeit der Berge führt durch tägliche Nöthigung fast unwillkürlich zum Lesen und Studiren, und der Eindruck ist desto tiefer und reiner, je weniger der Drang des äußerlichen Verkehrs störend ins Haus fällt. Daher findet man einen Raum geahnten Fonds von praktischer Lebensweisheit und Durchbildung bei diesen einfachen Priestern der Gebirge. Polemisirende deutsche Journalisten und Doctoren muß man von ihnen nicht fordern, sie könnte in der Regel nur sehr störend in ihr Berufsleben eingreifen. Die Perle mannhafter Gesinnung und kernhafter Frömmigkeit leistet Ersatz für tausend Papierblüthen gelehrter Hoffart. —

Von einer schönen Weise, das Fest der heil. drei Könige zu feiern.

Vor Zeiten galt an vielen Orten der Christenheit der Brauch, daß am Feste der heiligen drei Könige die Fürsten und höchsten Würdenträger eines Landes oder einer Stadt, nach dem Vorgange der drei Weisen aus dem Morgenlande, in reichen Festgewanden vor dem Kindlein in der Krippe erschienen, und ihm Gold und Weihrauch und Myrrhen als Zeichen ihrer Huldigung und Anbetung zum Opfer darbrachten. An manchen Orten saß die heilige Jungfrau mit dem Kindlein, von den Hirten umgeben, auf dem Hochaltar der Kirche, und der Zug bewegte sich in langer Reihe nach Weise eines reichgeschmückten orientalischen Gefolges nach der Kirche hin, wie man sich eben dachte, daß die heiligen drei Könige, ihrem Sterne folgend, zur Krippe von Bethlehem gezogen, und vor dem göttlichen Kinde in anbetender Hingebung niedergekniet seien. So war es der Brauch in Frankreich und Italien und in den Niederlanden, und gewiß auch an vielen andern Orten, und nicht blos an prunkenden Höfen solcher Fürsten, sondern auch selbst in armen abgelegenen Dörfern.

Hiemit verband sich aber zuweilen auch eine andere, gar schöne und löbliche Sitte, von welcher uns ein französischer Chronikschreiber, Cabaret d'Orronville, in der Lebensgeschichte des ritterlichen und frommen Helden, Ludwig von Bourbon, mit wenigen einfachen Worten Kunde gibt. Unter dem Jahre 1364 erzählt er nämlich, wie der tapfere Herzog Ludwig an die Ritter und Knappen seines Landes ein Herzgebot erlassen, um das englische Joch zu zerbrechen, und wie er selbst in der Stadt Moulins Alles mit großem Ernste für den nahenden Festtag zugerüstet; da brach nun das Fest der heiligen drei Könige an, das er mit großer Herrlichkeit beging. „Und machte Herzog Ludwig“ — also fährt der Chronist wörtlich fort — „zu seinem König ein Kind von acht Jahren, das könnte, welches man in der ganzen Stadt finden konnte, und ließ es bekleiden mit Königlichem Gewande, und gab ihm zum Dienst allen seinen Hofstaat, und that diesem König zur Ehre Gottes alle Liebe an; und am folgenden Tage hielte dieser König an der Ehrentafel. Hierauf erschien sein Hausthorhüter und begehrte für den armen König eine Spende. Herzog Ludwig von Bourbon schenkte ihm gemeiniglich vierzig Pfund zum Schulunterricht, und alle Ritter seines Hofes jeglicher einen Franken, und jeder Knappe einen halben. So belief sich die Spende des armen Kindes namentlich auf hundert Franken, die man dem Vater oder der Mutter reichte, damit sie die Knaben, die der Reihe nach Könige werden, in die Schule schicken könnten, dort in ungestörter Muße zu lernen. Viele derselben lebten in hohen Ehren. Und diesen schönen Brauch übte der tapfere Herzog von Bourbon, so lange er lebte.“ — Mache ihm nach, wenn du kannst, einen armen König wird du leicht finden, und daß du keine vierzig Pfund, wie der Herzog, so schenk ihm einen Kreuzer und ein Stückchen Brot, und Gott wird es dir gelohnen.

Schwänke und Schnurren.

Bei der Geburtsfeier Kaiser Josephs II. stellte ein Wiener Perrückenmacher in einem Transparent eine Perrücke dar, ein Kind sah aus ihrem Haarbeutel hervor, und darunter standen die Worte:

An dieser Perrücke
Hängt Oesterreichs Glücke.

Nicht so anspruchslos lautete ein Spruch auf einer Tafel in dem Thiergarten zu Berlin, wodurch die Polizei dieser Stadt feinster Bildung den Vorübergehenden das Beschädigen der Bäume in Reimen untersagte. Man las dort:

Was deinem Haupt sein Haar, das ist sein Laub dem Baum;
Beraubt von Frevlers Hand, sieht sie bald öder Raum.
Gibst du dazu die dein', o Wanderer, sprichst dann du
Dir selber nicht des Haar-abschneidens Urtheil zu?

Wie einfach, schön und sinnreich ist dagegen der Spruch auf einem alten Hause in Basel:

Demuth hat mich lieb gemacht,
Lieb hat mich zu Ehr' gebracht,
Ehr' hat mir Reichthum geben,
Reichthum that nach Hochmuth streben,
Hochmuth stürzt in Elend nieder,
Elend gab mir Demuth wieder.

Bei Nacht und Nebel durchirrte ein fremder Offizier die Straßen Wiens, er suchte die Burg und konnte sie immer nicht finden; endlich wandte er sich ermüdet an einen Schusterbuben, der vor ihm herging, er möge ihm doch den Weg nach der Burg zeigen; er wolle ihm auch ein Trinkgeld geben. „Was geben mir denn Euer Gnaden dafür?“ fragte der Bube mit dienstfertiger Miene. Der Offizier reichte ihm ein Stück Geld. „Vergelts Gott!“ erwiederte der Junge, „Euer Gnaden stehen gerade mit der Nasen vor der Burg.“

Herzog Friedrich von Würtemberg verehrte einem Schweizerknaben, seinem Taufpathen, einen güldenen Becher ohne Deckel. Da sprach des Knaben Vater, wohl einer von jenen Schweizern, die nie genug haben, und ihre gierigen Finger sogar nach dem Kirchengut ausstrecken: „Jo, wann das Becherli noch ein Deckeli hätt!“ Darauf antwortete ihm der Fürst: „Deckt Eure Hand darüber; fällt Euch dann eine Muck hinein, so ist der Deckel ein Schelm.“

Ein vergoldeter Gimpel, ein reicher Kaufmann, war er nicht von Frankfurt am Main, so war er anderswo her, sagte einst zu einem Gouverneur von Virginien mit höchster Verwunderung: „Euer Excellenz lassen sich ja so weit herab, daß Sie, wie ich sehe, einem Sclaven, der da vorbeigeht und Sie grüßt, für seine Verbeugung so freundlich danken?“ — „Ohne Zweifel“, antwortete der Gouverneur, „ich möchte nicht gern, daß ein Sclave höflicher wäre als ich.“ Denk daran und halte die Armuth in Ehren.

Als den Kaiser Sigismund ein Fuchsschwänzer über die Maßen lobte und den Göttern gleich pries, gab der Kaiser ihm zum Lohn eine unvorhergesehene derbe Maulschelle. „Warum schlagt Ihr mich?“ fragte erschrocken der Fuchsschwänzer. „Warum beißest du mich?“ war die Antwort des unwilligen Kaisers. Nur zu oft Zeuge ihrer eigennützigen Falschheit, sagte er ein andermal seinen Räthen: „Die Heuchler und Schmeichler sind ärger als die Raben; diese stechen doch nur den Todten die Augen aus, die Heuchler und Fuchsschwänzer aber verblenden die Lebendigen, daß sie die Wahrheit nicht sehen können; darum mag sich ein junger Herr billig vor ihnen hüten; denn die, so in der Jugend geblendet werden, kommen schwerlich ihr Lebenlang zu Gesicht.“ — „Und dennoch haben Eure Majestät keine lieber, als diese“, antwortete Brunori von Verona, und zählte ihm eine Reihe schmeichlerischer Hofleute her. „So ist es leider, Brunori!“ erwiederte der Kaiser, „gerade dann, wenn wir am strengsten dawider reden, gibt ihnen unsere Schwachheit am meisten Gehör. Denn gewißlich wärest Du selbst nicht so lange bei uns geblieben, hättest Du uns nicht fuchsschwänzerisch zu Gefallen geredet.“

Zugspitz-Besteigung.

(Schluß.)

Ganz oben ist die Vegetation soviel als verschwunden, und schon vom Schneeferner angefangen nirgends mehr eine Spur von Grasrasen oder Gesträuch. Einige Schritte von der Spitze abwärts fand sich noch eine vereinzelte Flechte, die ich leider verloren habe, und längs der Kante und an den Wänden, die wie der ganze Gebirgsstock nur aus dichtem Alpenkalk hie und da mit Kalkspath untermengt bestehen, birgt sich höchst selten in den Ritzen irgend ein zwergartiges Pflänzchen der höheren Regionen. Saxifraga stenopetala *Cand.* und oppositifolia: dann Petrocallis pyrenaica *Brown* und Draba tomentosa *Wahlberg* steigen am höchsten hinauf. Weiter unten sind noch: Cerastium latifolium L.; Hutchinsia alpina *R.Br.*; Thlaspi rotundifolium *Cand.* (das Wahrzeichen der Hochalpengerölle); Cherleria sedoides L.; Salix retusa L. und zunächst dem Schneeferner die niedliche Androsace helvetica *Cand.*, vielleicht die seltenste Pflanze des Zugspitzes, welche mit ihren in einen dichten Rasen zusammengedrängten grauen haarigen Blätterröschen und den stiellosen weißen Blümchen so ganz den Typus der Hochalpenpflanzen repräsentirt.

Herr Oberst will auch noch einen Blätterrasen von Papaver alpinum L. bemerkt haben. Ich selbst habe das kleine graugrünliche Gewächs übersehen; doch glaub' ich an seine Gegenwart, weil ich an ähnlichen Stellen auf dem Frauenalpel am Dreythorspitz und auf der Alpspitze in Werdenfels diese köstliche Pflanze, wiewohl immer nur selten (häufiger dagegen, seitdem auf dem Watzmann fast noch am Gipfel, in der Watzmannscharte, im hintern Wimbach in Berchtesgaden) gefunden habe (und zwar die weißblühende Varietät: α albiflorum, P. alpinum *Jacq.*, P. Burseri *Crantz.*).

Die Stücke Alpenkalks und Kalkspathes, die wir mitnahmen, gaben noch Anlaß zu einem ergötzlichen mineralogischen Qui pro quo. Hr. Oberst steckte nämlich schon im Hinaufsteigen mehrere Gesteinstücke von der Zugspitzwand in Papier gewickelt in seinen Bergsack. Als wir zu Hause dieselben musterten, gewahrten wir mit Verwunderung an einem Stück sehr weißen und reinen Kalkspathes stellenweise einen zarten goldfarbigen Schimmer, als wäre ein äußerst feiner Anflug von Gold darauf vorhanden. Freilich hätte uns dieß Vorkommen auf Kalk gleich verdächtig bedünken sollen; aber wie es geht, wenn man sich etwas einbildet, wir dachten im Ernst an die Möglichkeit eines nicht zu verachtenden Fundes, bis uns Hr. Commissär Birkel aus dem Traume half. — Das vermeintliche Gold war nichts anderes als — Messing. Nun erinnerte sich Oberst erst, in seinem Bergsack auch den messingenen Ring zum Feststellen des Perspektivs stecken gehabt zu haben. Das Papier war durch die Friction der harten Gegenstände hie und da durchrieben worden, und so der Messing mit dem Steine unmittelbar in Berührung gekommen.

Vor dem Aufbruch ward es noch unerläßlich, eine kleine chirurgische Operation vorzunehmen, nämlich die sogenannte Kirschnernath; doch glücklicher Weise galt es nicht der eigenen Haut, sondern nur einer nothwendigen Umhüllung derselben, welcher der Zugspitz arg mitgespielt hatte.

Als wir die Spitze verließen, flogen schon einzelne Wolken unten auf den Schneeferner herein. An ein sorgfältiges Herborisiren u. s. w. war also auch auf dem Rückwege nicht mehr zu denken. — Hr. Sartori war der Erste voran, während wir noch mit Einpacken beschäftigt waren. Er hatte die alte Fahne ergriffen, das roth und weiße Tuch*) losgemacht und sich wie einen Turban um den Kopf gewunden, und auch die Stange anfangs mitgenommen. Später wollte er letztere, um nicht genirt zu seyn, auf den Ferner voraus hinabwerfen; sie blieb aber auf einem Schneefleck der Wände stecken und war verloren.

Ein seltsames Tableau gewährte es, als Hr. v. Sartori in seiner Tirolerjacke und mit dem scharlachroth und weißen Kopfbunde den schmalen grauen und zackigen Felsengrath weit vor uns hinabstieg. Auch die hoch oben auf der Spitze wehende Fahne, auf die wir noch oft zurückschauten, nahm sich auf ihrer wilden nun wieder ganz vereinsamten Klippe phantastisch genug aus. Die Säume der zusammengehefteten vier Tücher bildeten aus der Ferne ein weißes Kreuz auf rothem Grunde.

Hani wälzte, als wir den Felsenkamm zurückgingen, zu seinem speciellen Vergnügen, lose Steintrümmer in's Höllthal hinab. Der Effekt, den das Getöse hievon und die ungeheueren Sprünge an den Wänden hinab und das hundertfältige Zerschellen hervorbrachte, ehe sie sich in den Tiefen verloren, war so schauerlich und machte mir so bange, daß ich Hani bitten mußte, dieß zu unterlassen.

Die Schneescheide passirten wir auf dieselbe chevalereske Weise zurück, wie wir herübergekommen waren, und bald grüßten wir auch wieder unsern Urban, der

*) Dieß Tuch theilten wir in der Folge als Reliquie unter uns und einige Freunde.

sich mittlerweile ziemlich erholt hatte. Ich werde ihm die sorgsame Hilfe nicht vergessen, die er, wiewohl selbst in Gefahr, mir von nun an auf dem Rückweg leistete, indem er immer unmittelbar vor mir, der ich der letzte und nun wieder in Socken meinen Gefährten folgte — herkroch und auf diese Weise öfters den Abblick in die Tiefe etwas maskirte. — Aber auch meinen übrigen Gefährten bin ich großen Dank schuldig für die Sorgfalt und Aufmerksamkeit, die sie mir, dem einzige Male sehr Hilfsbedürftigen, unablässig erwiesen.

Ganz anders als das Ersteigen der Wände hat das Hinabklettern zu geschehen. Sie haben eine ziemlich gute Vorstellung davon, wenn Sie sich ein steiles, nur sehr rauhes und ungleiches, ein ruinöses Dach denken. Auf diesem läßt man sich, hinabe auf dem Rücken liegend, allmählig abwärts, indem jeder Vorsprung, worauf man fußen oder woran man mit den Händen sich halten kann, erspäht und berechnet werden muß. Hand und Fuß türfen die einmal gefaßte Stelle nicht verlassen, ehe man nicht der nächsten vollkommen sicher ist. Die Aehnlichkeit mit der Situation auf einem Dache wird dadurch noch genauer, daß der untere Theil der Wände der senkrechten Stellung um Vieles näher kommt, während die oberen Partieen mehr zurückgeneigt sind. Daher sieht man von oben herab die unteren Wände nicht, und glaubt sich mit jedem Schritte näher am Rande des Abgrundes, den nichts mehr verbirgt, so wie ein Dach nach unten hin frei in die Luft endet.

An der „Platte" ist man dem Absturz auch am nächsten, und doch muß man noch schräg über sie hinunter auf einen wohl noch ziemlich breiten aber sehr steilen Absatz, den man, um obigen Vergleich fest zu halten, die Dachrinne nennen könnte, freilich in colossalen Verhältnissen und nicht rinnenförmig, auf welcher es dann seitwärts und abwärts an verschiedenen Absturzungen der Felsen bis zum „Klamm" geht.

An der Platte ließ uns Hani einen nach dem andern am Seile auf den Absatz hinab: er selbst, der gemeinschaftige, bedurfte desselben freilich nicht.

Endlich kam das gefürchtete Klamm. Ich wüßte nicht, wie man da ohne Hilfe hinabkommen könnte. In den senkrechten Schlund fliegen wir mittels des Seiles, das sich einer nach dem andern fest um den Leib band und welches Hani, gegen den Felsen gestemmt, von oben mit starker Hand hielt und in dem Maaße nachließ, als man tiefer sich hinabarbeitete. Ein paar Mal hing ich völlig frei in der Luft, wobei das Seil mir die Brust bis zur Beängstigung zusammenschnürte.

Ehe der Vormann unten die Schlucht nicht ganz verlassen und hinter einer Wand seitwärts sich geborgen hatte, durfte kein Zweiter nachgesellt werden, weil beständig Trümmer lodzingen und in den Schacht hinabsprangen. Am schlimmsten ging es hier Hrn. Oberst. Der auf dem Rücken seitgeschnallte Barometer, den das geringste Verlieren natürlich zerbrochen oder sonst unbrauchbar gemacht haben würde, wurde ihm überall hinderlich. Er durfte sich nie, wie wir Andern, ganz auf den Rücken niederlassen und im Schlot stemmte sich der Barometer gegen die Seitenwände so, daß Oberst, um sachte wieder loszukommen, am Seile nicht geringe Plage hatte, und sich drehend einige Male ganz in die Luft hinausschnellen mußte.

So nun entkamen wir der fatalen Seitenlücke mit dem Splitter: für Hani aber blieb kein anderer Weg übrig als durch diese Lücke, und hier war auch Er in größter Gefahr, sowie das einzige Mal in dem Falle, selbst der Hilfe zu bedürfen und sich einen Augenblick lang weniger leichtsinnig zu zeigen.

Diese Hilfe konnte ihm nur durch den zuletzt hinabgeseilten werden, welcher Hr. Oberst war. Unten im Klamm angekommen, mußte derselbe wieder rechts in die Lücke hinaufsteigen, und den Hani, der sich inzwischen allmählig auf dem Bauche über den hinaushängenden Felsen herabließ, an Einem Fuße behutsam auf den Splitter hinüberleiten. Hani hatte Mühe sich oben so lange festzuklammern, bis dieß geschehen war, weil eben die Hände keinen ganz sichern Stützpunkt fanden. Kaum aber fühlte er seinen Fuß auf der Spitze, als er auch schon mit seiner vorigen Kühnheit und Behendigkeit auf den tückischen Splitter ganz frei hinaustand und herabjodelte. —

Es blieb uns jetzt nichts mehr übrig, als unten über die Kluft auf den Schnee zu kommen: dieß ist auf dem Rückweg noch mißlicher, weil man den Sprung auf die Schneekante hinüber aus einer größeren Höhe nicht wagen darf, wegen der Gefahr durchzubrechen, und weiter unten — unter dem Niveau der Schneekante — ein Sprung nicht mehr möglich ist. Zum Glück entdeckten wir seitwärts in einiger Entfernung von unserm ersten Ueberganzspunkt einen abgebrochenen Theil des Schneerandes in die Kluft eingeklemmt, und auf dieser Art Brücke kamen wir gut hinüber und jenseits ohne sonderliche Mühe auf den Schneerand.

Urban betete hier, auf dem Ferner angekommen, ein Vater Unser inbrünstiger, als er vielleicht je gebetet; die Sorge um seine alte Mutter, deren einzige Stütze er ist, hatte ihn auf dem gefährlichen Wege sein Unternehmen bereuen lassen und viel beängstiget. Wäre es ihm nur möglich gewesen, allein umzukehren! — Selbst Hgnl gestand jetzt, er möchte nicht mehr auf den Jazspitz (wiewohl er später, glaub' ich, seine Gesinnung wieder änderte).

Alle Berge und der ganze Jazspitz weit an seinen Wänden herab, waren jetzt in Wolken gehüllt und wurden

diesem Tag über nicht mehr ganz frei. Wie sehr hatten wir also Ursache und Glück zu wünschen, daß wir diesem Mißgeschick, das uns so leicht mitten auf den Wänden hätte treffen können, entronnen waren! —

Alle Gefahr war somit überstanden, nur mir noch die Marter beschieden, die jetzt noch mehr angegriffenen Beine neuerdings in ihre Lederfutteln zu zwingen. Auch das gelang nach vielen Versuchen. Kaum aber aufrecht stehend, glitschte ich mit beiden Füßen auf dem abschüssigen Schnee und fuhr so schnell, wie ich nie gefahren, in einer der unzähligen Rinnen die ganze Seitenlehne des Schneefirnes hinab. Urban, der schon weit unten war, wollte mich aufhalten; ich rief ihm aber nieder und eine Strecke mit fort; nicht besser ging's einem zweiten, noch tiefer unten. Diese Sommerschlittenfahrt war ganz gefahrlos; denn unten ist kein Abgrund; der Schnee verflacht sich allmählig in's Kalkgerölle: höchstens könnte man sich an den vielen scharfkantigen Steinen, die auf dem Schnee zerstreut liegen, verletzen. Ich kam ohne alle körperliche Läsion durch, nur konnte ich bei meinen allenthalben leck gewordenen Umhüllungen, wobei eine erkleckliche Portion eingenommenen Schnees alsbald vom Leibe zu schaffen war, nicht ohne unheimliches Gefühl an unsern Einzug zu Hause denken, und aller Nähwerg war ja bereits oben auf dem Zupfstz verbraucht worden.

Diana war nach unserer Ankunft auf dem Ferner eine Weile nicht zu erspähen; sie war an jenen Ort, wo wir die Wand zuerst anzusetzen versucht hatten, zurückgekehrt und erwartete vermuthlich uns dort zurückkommen zu sehen. Lange blieb der Ruf ihres Herrn ohne Gegenlaut. Endlich kroch sie hinter einer fernen Felsenecke über den Schnee herab und kam winselnd und heulend quer über die abschüssige Schneefläche unter häufigem, nicht wenig drolligen Abglitschen auf uns zugesprungen und bestürmte uns mit Liebkosungen, vor allem natürlich ihren Herrn, an dem sie unablässig hinaufsprang.

Seit dem „letzten Wasser" am Platte, also seit der frühesten Morgendämmerung waren wir ohne Erquickung geblieben; denn oben hatten wir nichts, als etwas Gaujahrannatwein und Zucker. Wie groß daher bei der zunehmenden Hitze und nach solcher Anstrengung das Bedürfniß nach frischem Getränke war, läßt sich denken. „Sind wir denn noch nicht bald am Wasser?" „Nur das Wasser nicht verfehlen!" hörte man ein über's andere Mal, und wir dachten an nichts, sprachen von nichts mehr, als vom Wasser. Alle, selbst Hani, fühlten sich sehr abgemattet. Gegen Mittag endlich gelangten wir, begleitet von mehr als 200 Schafen, die auf einmal wie unsinnig aus allen Schluchten und Winkeln des Karres der blöckend auf uns zugerannt kamen (indem Urban das Blöcken dieser Thiere nachgeahmt hatte), und die wir nur mit Mühe wieder von uns abzutreiben vermochten, — an die ersehnte Quelle.

Bloß der Gedanke an den noch weiten Heimweg konnte uns an dieser Stelle von längerer Ruhe und vom Schlummer, zu dem wir Alle beinahe unwiderstehliche Neigung empfanden, abhalten. Wir weideten nur so lange, bis wir uns zur Noth gestärkt und die Pflanzen, die wir bisher nur eilig und pêle-mêle in die Säcke hatten stecken können, ein wenig in Ordnung und zwischen Papier gebracht hatten.

Ehe man aufbrach, sahen wir noch durch's Fernrohr auf der schönen Kampenalpe in Tirol, jenseits der sogenannten „Leiter" deutlich Rinder weiden, dabei den Hirten und ein paar fremde Leute, die eben über die Alpe heraufstiegen, und ihrem Aussehen nach Viehhändler seyn mochten.

Gemsen aber, die man sonst in Menge sieht, besonders auf einsamen Verquerungen, nicht selten zu Gesicht bekommt, haben wir nirgends erblickt, obwohl Hani mit unverkennbarer Leidenschaft an beiden Tagen sein Augenmerk darauf richtete, und bei jeder Rast alle Höhen mit scharfgeübtem Blick, dem sie gewiß nicht entgangen wären, absuchte. Auch andere auf den Alpen einheimische Thiere sind uns nicht vorgekommen.

Der mühselige Weg über das Gerölle des Brunnthales längs der Wand zum Anger hinab, fiel nach den Anstrengungen dieses Tages wahrhaft peinlich; doch schenkte er uns zum Ersatz noch blühende Alpenrosen (Rhododendron hirsutum L.).

Gegen zwei Uhr waren wir auf der Angerhütte. Das Lager von Tannenzweigen in der kühlen Hütte schien uns jetzt weicher als Federnen, und der Schlaf wäre so süß gewesen! Aber auch hier nur die nöthigste Rast und einige Labung mit Milch, Wasser, Brod und Enzianbranntwein; aber noch keine bleibende Ruhe, sondern noch drei volle Stunden Weges im engen rauhen Reinthal bei schwüler Gewitterluft! — Jede Anhöhe schien jetzt ein unübersteiglicher Berg, besonders die steile, wiewohl nur kurze Strecke von der Partnach zum Reinthalerhofe hinauf. Nur der unermüdliche Hani war schon wieder so munter und kräftig wie früher, und sprang hie und da zum Jux mit beiden Füßen über Felsenblöcke, die am Wege lagen, und sprach davon, daß er morgen oder übermorgen auf den Alpkopf gehen wolle, wo er noch nie gewesen — (unterließ es aber doch).

Auf dem Reinthaler Hofe sahen wir uns zum ersten Male wieder auf freundlich grünen Matte und fanden bei gutem Ettaler-Bier, über dem noch heute wir

in den guten alten Klostertagen der Segen des Herrn schwebt*), und daß der Reinthaler Bauer, ein stolzer Verehrer desselben, auch zur Zeit, wo er keine Besuche erwarten darf, nicht leicht aufgeben läßt, — die letzte Stärkung für den Rest des Weges.

Am Reintbaler Hochweg endlich trennten sich die Zugspitzgenossen. Hr. Oberst und Hauptmann wendeten sich durch die Mittenau nach Partenkirchen, wo schon Alles ungeduldig ihrer harrte und sie glückwünschend mit Fragen bestürmte. Hr. Sartori, Urban und ich kamen über den Peterskrunn Abends 8 Uhr (also zum Glück für mich schon bei tiefer Dämmerung) wohlbehalten in Garmisch an. Urban mußte noch nach Farchant.

Zwei Tage später wäre für dieses Jahr die Besteigung unmöglich geworden. In der letzten Woche August's bedeckte sich der Zugspitz mit neuem Schnee und wurde nicht mehr frei. Ein paar Tage hindurch sah man noch durch's Fernrohr die Fahne; wo sie aber seitdem hingekommen, weiß der liebe Himmel, nur die Pyramide ragt noch einsam empor **).

Und nun, mein Freund! vergeben Sie mir, wenn Sie über dem Lesen dieses Briefes müde geworden sind. Sie sehen, daß man auf den Zugspitz nicht einmal im Geiste kommen kann, ohne müde zu werden — zumal in der Gesellschaft

Ihres

G.

Nachschrift. Glauben Sie indeß nicht, daß der Weg auf den Zugspitz der schlimmste in Werdenfels sei: ich kenne deren (nicht als ob ich selber sie bezwungen hätte) noch schlimmere, die auch von sicherem Standpunkte aus — nur gesehen — schon Entsetzen einflößen, und doch die und da von Hirten und Jägern besucht werden, so z. B. der Felsenweg vom obern Reinthal in den Hundsstall hinüber, den Hr. Oberst einmal ganz allein zurückgelegt zu haben versichert; dann der „Stangensteig" an den furchtbaren Wänden des Wamenstein im Höllthal. Ich habe ihn von mehreren Punkten aus zu wiederholten Malen ganz gesehen, aber nie ohne geheimes Grauen betrachten können; verfolgt habe ich ihn nicht weiter, als bis zum Anfang der gefahrvollen Stellen, wo er an den senkrechten Wänden völlig abbricht und nur noch aus einzelnen schmalen unterbrochenen Vorsprüngen der Felsen hoch über den Abgründen des Hammerbachs besteht. Hr. Sartori indeß, der muthvollste und geübteste unter den nicht einheimischen Bergsteigern in Werdenfels, hat nicht nur diesen Pfad schon ganz bezangen, sondern auch die entsetzlichen Riffe und Klippen höher oben am Wamenstein.

Noch einen Zug von der Kühnheit und Gewandtheit unseres Führers Johann Barth, der über zwei nebeneinanderstehende Pferde mit Leichtigkeit voltigirt, muß ich Ihnen hier anführen: Als im Jahre vor dieser Besteigung der Thurm zu Partenkirchen mit einem Blitzableiter versehen wurde, unterzog sich Hans, der damals kaum 18 Jahre zählte, dieser Arbeit. Zu dem Ende ließ man ihn mittels eines Seiles auf einem sogenannten Bocke von der Thurmspitze herab. Auf halbem Weg bemerkt Hans, daß sich der Knoten zwischen Seil und Bock lösen will. Voll Geistesgegenwart packt er das Seil, läßt den Bock unter sich fallen, und klettert nun ganz ruhig am Seile auf den Thurm zurück. Relata refero! denn selbst gesehen hab ich es nicht.

In Folge der zweimaligen Zugspitz-Besteigung i. J. 1834 hatte sich dieser merkwürdige Mensch eine Brustentzündung zugezogen, die glücklicher Weise keine bemerkbaren Folgen zurückließ. Möge seiner Verwegenheit keine ärgere Züchtigung vorbehalten seyn.

Und nun zum Schluße noch eine Bitte: Nehmen Sie als Freund, nicht als Gelehrter die geringe Gabe auf. Nur was ich gesehen und empfunden, wollt' ich Ihnen mitth-ilen. Ich weiß es wohl — Welt und Wissenschaft haben keinen Gewinn davon; es ist nicht der Schatten von dem, was so viele erudite Männer, zugleich Verehrer der großen Schöpfungsgebilde, in älterer und neuerer Zeit in dieser Hinsicht, und vor Allem im Interesse der Wissenschaft unternommen und geleistet. Ich brauche sie Ihnen nicht aufzuzählen; Sie kennen ihre Namen und Werke. — Es ist hier auch kein Kampf mit Gletschern, Lawinen, Schneestürmen und Todesgefahren aller Art, wie sie in den zahlreichen Schriften jener Männer unsere Phantasie ergreifen. Den eisgepanzerten Hochgipfeln des Himalaya und der Kordilleren, der Alpen und Pyrenäen, des Kaukasus u. s. w., oder den riesenhaften Feuerbergen beider Hemisphären mit ihren Schreckniſſen und Wundern vermag sich der Zugspitz nicht an die Seite zu stellen; aber ist dessenungeachtet nicht doch auch er ein staunenerregendes Bruchstück aus der Schöpfung des Herrn der Welten? — ist er nicht überdieß Schlußstein und Prachtsolitär im Gürtel der vaterländischen Alpen? — Und wenn er durch meine Beschreibung nicht gewonnen, vielleicht sogar verloren hat — ist's seine Schuld?

---

*) Noch heutzutage liest man über dem Eingang zur Brauerei zu Ettal das wohl erhaltene Ehrenlistchen: „Dominus benedicat cerevisiae Ettalensi."

**) Ein Tiroler Wildschütz soll ein Stück der eisernen Fahnenstange i. J. 1838 im Schneekaar gerade unter dem Zugspitz gegen den Gipfel hinauf gefunden haben, wie mir Hr. Oberst schrieb.

Nachträgliches über die Besteigung im Jahre 1843.

Seit dem Jahre 1835 ist unsere Spitze nicht wieder erstiegen worden; einige Gerüchte hierüber mußten der Bestätigung. Wird doch selbst unsere Besteigung noch häufig in Zweifel gezogen, ja mitunter geradezu in Abrede gestellt; besonders sollen die Nachbarn des Gipfels, aus ein bischen Eifersucht gegen die Partenkirchner, es sich angelegen seyn lassen, den Fremden, welche den See besuchen, die ganze Sache zu verdächtigen, wie mir Hr. Oberst geschrieben hat.

Gleichwohl diente unsere Pyramide auch noch bei neueren Vermessungen, so bei Gelegenheit der Gränzregulierungscommission i. J. 1838 als Anhaltspunkt.

Dagegen wurde die zweite, rivalisirende, am Ende wohl eben so hohe Spitze, auf welcher schon vor ein Paar Decennien (1821 ed. 1823?) der nunmehrige k. Major v. Naus ein Signal errichtet haben soll, und i. J. 1838 der österr. Geometer Feuerstein neuerdings eine Signalstange aufgepflanzt hatte, am 10. September 1843 vom k. Forstmeister Hrn. v. Schultze in Partenkirchen in größerer Begleitung, sicher aber nicht mit geringerer, sondern wohl mit noch mehr Mühe und Anstrengung erstiegen, als wir zu bestehen hatten. Der Weg, den diese Gesellschaft nahm, muß noch interessanter seyn, indem sie den äußersten, zwischen dem Zugspitz und Schneefernerkopf ansteigenden und sodann plötzlich in ungeheuern Absturz gegen Ehrwald niedersetzenden Hochrand des Schneefernerß, und hierauf längs dem Westabfall des Zugspitzstockes auch die äußerste Zinne desselben gewann. Möchte es Hrn. Forstmeister v. Schultze doch gefallen, die Freunde solcher Alpenscenen mit einer umständlichen, etwa gar von einem Kärtchen, — worauf die entgegengesetzten Routen nach beiden Spitzen angedeutet wären, — begleiteten Beschreibung dieser Ascension zu beschenken und zu erfreuen.

Bis dahin, mein Freund! muß ich Sie bitten, sich mit den Notizen zu begnügen, die mir theils durch die Güte des Hrn. Forstmeisters in mündlicher Mittheilung, theils von anderer Seite her zugekommen sind.

Der Schafhirt vom hintern Reinthal, Peter Pfeifer, hatte schon im August 1843, vom Hrn. Forstmeister hiezu aufgemuntert, einen Zugang zur hintern Spitze aufgesucht, letztere selbst erreicht, und Feuersteins Signalstange mit der Jahrzahl 1838 daselbst vorgefunden. Zurückgekommen stellte er die Sache Hrn. Forstmeister als nicht gar zu schwierig vor; wurde aber in der Folge während der Expedition selber, je näher man den Zugspitzwänden kam, um so nachdenklicher, und meinte, es möchte doch wohl zu „schiech“ Stellen geben.

Am 9. September Mittags 12 Uhr brach die Gesellschaft, mit Hirten, Lebensmitteln auf zwei Tage und überhaupt mit dem Nöthigsten versehen, von Partenkirchen auf. Sie bestand aus Hrn. Forstmeister v. Schultze und den Herren: Bombard, k. Revierförster in Partenkirchen; Murr, k. Forstamtsaktuar; Reuner, k. Forstwart und Baron v. Krailsheim, Forstpraktikant. Führer war obiger Schafhirt; außerdem hatten sie zwei Träger: Grabecker und Rieger.

Auf dem Reinthaler Hofe schlossen sich noch an: die Herren Sutor, k. Revierförster; Sartori, k. Forstwart, beide von Mittenwald, und der Reinthaler Bauer Georg Pfeifer selbst.

Die Gesellschaft, in allem also 11 Personen stark, übernachtete gleich uns auf der Angerhütte, brach früh halb zwei auf, erreichte nach kurzer Rast auf dem Platt bei Sonnenaufgang den Rand des eigentlichen Schneefernerß; ging aber an der Stelle, wo wir die Wand angestiegen hatten, vorüber, den ganzen Schneefernerß längs der Wände hinauf, und machte dort, wo dem Schneefernerkopf fast gegenüber eine steile, noch zur Hälfte mit Schnee gefüllte Sandreise schon nahe dem westlichen Ende des Zugspitzstockes von diesem herabzieht, bald nach 6 Uhr Halt.

Da hinauf mußten sie nun in jähem Anlegen theils über grobes Felsengerölle, theils über hart gefrornen Schnee, in welchen der Grabecker Stufen mit seinem Pickel hieb. Hr. Aktuar Murr blieb hier zurück.

Am obern Ende der Sandreise wendete sich der Zug rechts, um über die steil abfallenden Wände schräg hinan den Grath zu erreichen. Vor der Wetterstein in seiner ganzen, mehrere Stunden langen Ausdehnung, so auch dieser Theil desselben völlig nackte Felsenmasse, doch oberflächlich so verwittert, daß unter fortwährendem Klettern mit größter Vorsicht jeder Schritt gewählt werden mußte, damit nicht unter demselben der Boden weiche.

Der überwältigendste Moment war für den Ersten, der auf dem Grathe anlangte und gewiß für jeden Folgenden der gewesen, als man mit den Händen die Schneide fassend, urplötzlich auf der andern Seite gegen Ehrwald und die Thälen hinabschaute. Dem Vordersten, der hier den Grath erreichte, entfuhr unwillkührlich ein Ausruf des Staunens und Entsetzens; denn auch hier fiel jenseits der ganze Felsenkamm noch viel steiler ab als diesseits, ja beinahe senkrecht, und fürchterlich gähnte der Abgrund herauf.

An dieser Stelle hielt es selbst Hr. Forstmeister anfangs für seine Person für unmöglich, auf dem zerrissenen Grathe weiter zu kommen, und wollte es gerathener Zeit nicht wagen ihn zu betreten.

Der noch auf den Zugspitz hinführende Kamm lag

nun in seiner ganzen schauerlichen Länge gegen Nordost vor den Blicken. — eine gute halbe Stunde entfernt zeigte sich deutlich das gesuchte Ziel.

Auf dem Grathe mußten sie, wie wir, nur in entgegengesetzter Richtung wegen zu großer Zerrissenheit desselben manchmal links gegen die Thörlen, die in schwindelnder Tiefe unter ihnen lagen, manchmal rechts gegen den Schneeferner hinab- und wieder hinaufsteigen. Dieß sind die gefährlichsten Orte; ein Fehltritt, oder ein Abbröckeln des Gesteins unter den Füßen — und man wäre verloren.

Herr Revierförster Sutor, welcher ohnehin nicht recht wohl war, blieb hier zurück; ihn wollte Hr. Sartori nicht verlassen; nicht mehr weiter getraute sich der Träger Rieger von Partenkirchen.

Auch eine Schneestrecke hatten nun die Uebrigen zu passiren, aber nicht gleich uns einen Schneesattel, sondern — schlimmer noch — eine Schneehänge auf der Seite gegen die Thörlen hinab, steil wie das Dach eines Spitzthurmes und mit einer Eiskruste bezogen. Der vorderste Führer hieb Schneestufen ein und hielt drüben das Ende eines Seiles, dessen anderes ein dießseitiger Führer spannte, und durch dieses luftige Geländer wenigstens beruhigter, überstiegen die Andern diese schauervolle Passage.

Der letzte Kopf des Gipfels ist gefahrlos; ein Schuttkegel führt zu demselben empor. Der Gipfel selbst aber ist ganz schmal, so daß nicht mehr als drei Personen an der aufgesteckten Stange zugleich Platz hatten. Dieß Ziel wurde erreicht von sieben der Wanderer — wenige Minuten nach halb 8 Uhr.

Wie der Hirt angegeben, fand sich auch die Signalstange. Ob aber diese Spitze absolut die höchste sei, blieb wieder zweifelhaft. Der Höhenunterschied beider Spitzen läßt sich nach Hrn. Forstmeisters mündlicher Versicherung unmöglich nach dem Augenmaaße bestimmen oder auch nur schätzen; er glaubt, daß beide fast gleich hoch seien *); jedenfalls dürfe die Differenz nur wenige Fuß betragen: unstreitig sind aber von allen Zacken des Gesammtgipfels eben diese beiden, die westlichste und östlichste am höchsten. Ihre Entfernung von einander möchte nicht viel über einen Büchsenschuß betragen (doch weiß man, wie leicht sich das Auge auf solchen Höhen täuscht); die Klüfte und Scharten zwischen beiden aber hält Hr. Forstmeister für unübersteiglich.

Da eine Höhenbestimmung dießmal eigentlich nicht im Zweck gelegen hatte, sondern nur sichere Auskundschaftung des Weges in Folge höheren Auftrages, so waren auch keine Instrumente mitgenommen worden, indem man lieber gar keine als unvollständige Beobachtungen gleich den unsrigen machen wollte, und anderntheils es zu den dießfalls nothwendigen Vorbereitungen an Zeit gebrach.

Auf der Spitze wurde aus den von der Stange abgefallenen Lumpen und Zwerchtheilen ein Feuer gemacht; den Rauch davon gewahrte man vom Kainzenbade und von Garmisch aus; auch in Partenkirchen beobachtete man die Gesellschaft auf der Spitze durch Fernrohre.

Die Umsicht theilt sich wie auf unserm Gipfel in zwei gleiche Hälften, die aber unter sich im größten Contraste stehen: den Horizont der Nordhälfte bildet die in unermeßliche Fernen ausgedehnte Ebene; die Südhälfte ist erfüllt von einem Meere von Bergen. Die Ebenen verhüllte zwar kein Nebel; aber doch war's weiter hinaus trüb und es verschwamm Alles in blauem Duft, so daß man gar nicht anzugeben im Stande war, wie weit das Auge reichte; es streifte hinaus wie über die Flächen des Oceans.

Gleich im Anfang glaubte die Gesellschaft den Bodensee zu gewahren; doch trübte es sich in jener Richtung hinaus schnell.

Die Aussicht in das Hemiorama der Gebirgswelt stimmte mit der von uns und früher schon angegebenen überein. Alle nächst gelegenen Berge beugten ihr Haupt vor ihrer Gebieterin. Unzählige starre Felsenwogen stiegen in langen Reihen hintereinander auf, und noch über die Centralkette der Alpen hinaus schwangen sich kühne Hörner empor. Im Osten zeigten sich der Watzmann und um und hinter ihm Berchtesgadens und Salzburgs Berge geschaart; den Großglockner glaubte Hr. Forstmeister an seiner Form zu erkennen, wie man ihn vom Krotenkopf und selbst schon vom Peissenberge gewahrt; aber hinter ihm erschienen noch andere Spitzen. Mehr rechts dehnt sich ein blendendes Heer von Gletschern und Firnen über das Oetzthal in prächtiger Reihenfolge bis Graubündten hin aus. Im fernen Westen aber ragen die größten Bergriesen auf, — geisterartig oder wie die Segel am Horizont verschwindender Schiffe über die Wellen des Meeres auftauchen — unstreitig die Hochzinnen der Schweiz und des Berner Oberlandes. Unter ihnen der höchste — zeigte sich beiläufig in nachstehender Gestalt:

(etwa Finsteraarhorn?)

Der grünlich blaue Spiegel des Eibsees lag unten wie in einer Ebene; die zunächst ihn umgürtenden Berge sanken zur Fläche nieder und verschwanden.

*) Die Alten über den Zugspitz scheinen also nicht so bald geschlossen zu werden, als jene über den endlich durch Hrn. Friedr. Simony aus Wien entschiedenen Streit zwischen den rivalisirenden Spitzen des Thor- und Dachsteins im Salzkammergute.

Ueberhaupt mußten die Vorgründe nach allen Seiten hin ſich noch wilder gehalten als auf unſerer Spitze.

Aber auch dieſe Männer konnten durch ähnliche Empfindungen wie wir gefeſſelt, ſich dem Genuſſe nicht ganz hingeben. Auch ſie fürchteten von heranziehenden Wolken auf dem Rückwege gefährdet zu werden und kürzten deßhalb ihren Aufenthalt ab; doch blieb es den ganzen Tag ſchön.

Auffallend gering war der Unterſchied der Temperatur gegen die im Thale; nur auf dem Gipfel blies der Wind etwas ſcharf, in der Sonne an den Wänden fühlte man ſich behaglich.

Einen Krug mit dem Namensverzeichniß der Theilnehmer auf Papier geſchrieben hinterlegten ſie gut verſchloſſen am Fuß der Signalſtange, mit Steinen wohl verwahrt: ein Duplikat davon nebſt Datum in Oelfarbe trägt die von der Wetterſeite abgelehnte Felsplatte mit der Stange.

Glücklich gelangte das Häuflein der Beſteiger mit wechſelſeitiger Unterſtützung den Grath abwärts; am ſchlechteſten fanden auch ſie es vom Grath zum Schneeferner hinab; man mußte an vielen Stellen ſich niederlaſſen und mit aller Vorſicht abwärts gleiten.

Auf dem Schneeferner vereinigten ſie ſich mit den Zurückgebliebenen, mit Ausnahme des Hrn. Aktuars Murr, den die Geſellſchaft erſt wieder auf der Angerhütte traf.

Den Schneeferner paſſirte man wie auf einer Rutſchbahn auf dem Schnee ſitzend mit dem Stock im Sauſe abwärts; Mittags erreichten ſie die Hütte, gegen 4 Uhr den Reintaler Hof und Abends 8 Uhr Partenkirchen wieder.

Des Bruders Felix Fabri
Pilgerfahrt von Jeruſalem nach Bethlehem.

(Schluß.)

Die Krippe des Herrn war aber von Stein, und zwar aus demſelben Stein, der darüber hängt, ausgehauen, wie noch heute dort zu Lande die Krippen ſind. Ich verſtehe daher nicht, wie man gemeinhin ſagt: St. Helena habe eine hölzerne Krippe von dort genommen und dafür eine von Marmor hingeſtellt, die wahre aber nach Conſtantinopel geführt, von wo ſie nach Rom in den Lateran kam. Wenn wir nicht annehmen wollen, Joſeph habe vielleicht aus Holz eine Krippe zuſammengemacht und ſie über die ſteinerne gethan. Dann muß man auch ſagen, Joſeph habe Ochs und Eſel mit nach Nazareth gebracht, wie Mehrere behaupten. Die Krippe, welche nun dort ſteht, iſt von Marmor und aus den glatteſten weißen Tafeln gemacht, ſtatt der wahren, und iſt in künſtlicher Weiſe geſchmückt, was Chryſoſtomus mit den Worten beklagt: „Ach! wäre mir doch geſtattet, die Krippe zu ſehen, in welcher der Herr lag. Nun haben wir Chriſten gleichſam der Ehre halber den Lehm hinweggenommen und Silber hingeſetzt; mich aber bedünkt das Hinweggenommene koſtbarer. Denn Gold und Silber ſtaunen die Heiden an: der Glaube der Chriſten aber verehrt jene Krippe von Lehm, weil der, welcher darin geboren ward, das Gold und das Silber verdammt. Ich verdamme die nicht, welche es aus Ehrerbietung thaten, noch verdamme ich jene, die den Tempel mit goldenen Gefäßen verſehen; allein ich bewundere den Herrn, den Weltſchöpfer, der nicht von Gold und Silber, ſondern von Lehm umgeben, geboren wird." So weit dieſer. Es ſind nämlich die Krippen dort zu Lande entweder von Stein oder von Lehm und nicht von Zweigen oder Holzſtäben gemacht. Die gegenwärtige Krippe mißt vier Palmen in der Länge und etwas weniger als drei in der Breite. Weiter iſt die geſchliffene Marmortafel, die der gegenüberſteht, welche vor der Krippe für die Knienden ſteht, ſehr fein wie ein Spiegel geſchliffen und hat etwas beſonderes: wer nämlich aufmerkſam und ſcharf hineinblickt, ſieht darin das Bild eines Greiſes mit langem Bart, der mit dem Rücken auf einer Matte liegt, in Geſtalt eines verſtorbenen Mönchs und neben ihm ſteht ſich das Bild eines Löwen. Und dieß iſt nicht künſtlich gemacht, ſondern hat ſich ſo von ſelbſt beim Schleifen ergeben, wie es bei geſchliffenem Holze auch öfters zu geſchehen pflegt. In dem Briefe des Cyrillus an Auguſtinus leſen wir, daß ſich in alten Zeiten in der Kirche von Syon ein gemeiſeltes Bild des heil. Hieronymus befand, verherrlicht durch die größten Wunder.

Nachdem wir die heil. Krippe in Augenſchein genommen, wanketen wir uns zu dem Altar hin, der in einer Entfernung von zwei oder drei Schritten vor derſelben ſteht. Dort iſt die Stätte, wo die ſeligſte Jungfrau Maria ſaß, da ſie den Knaben Jeſus auf ihrem Schooße hatte, als die drei heiligen Könige hereintraten,

ihre Gaben darzubringen. Dort seien auch wir mit den drei Königen auf unser Angesicht und brachten uns Christus dem Herrn dar und empfingen die Ablässe, singend den Hymnus von den drei Königen und die Gebete. Mit welcher Ehrfurcht diese drei Könige ihre Gaben darbrachten, erhellet aus Math. 2. Und ist nicht zu glauben, daß diese Gaben, außer ihrer mystischen Bedeutung, gehaltlos gewesen seien. Denn die Geschichten erzählen, daß der erste von ihnen, Melchior, Gold in Münze darbrachte und ein kleines Stück Gold, was man mit der Hand umfassen konnte. Dieß Stück Gold bildete Alexander der Große (der Sage nach) aus allem Golde, das er von allen ihm unterworfenen Landen empfing, und beschloß es zum Zeichen der Herrschaft mit der Hand, und es kam in das Reich Arabien. Da aber Melchior dieß Stücklein dem Knaben Jesus in die Hand legte, wurde es alsbald in Asche verwandelt, auf daß kund würde, daß Christi Reich nicht von dieser vergänglichen Welt sei, wie bei Joh. XVIII. gesagt wird. Denn es heißt, dieser König habe Christus dreißig Silberlinge dargebracht, wofür er später verkauft wurde. Der zweite, Balthasar, König von Saba, brachte reichlichen Weihrauch dar. Der dritte aber, Kaspar, ein König der Aethiopen, opferte köstliche Myrrhen. Einige aber sprechen, jeder von den dreien habe Alles geopfert.

Hier sei es uns gestattet, den Bruder Felix Fabri einen Augenblick zu unterbrechen.

War irgend eine Stelle der Erde geeignet, einen Garten zu bilden, in welchem die christliche Legende und Sage Keime trieb und sproßte und mit ihren Epheuranken jeden Stein umfaßte und jeden Born umgrünte: so waren es gewiß jene heiligen Stätten, wo der Erlöser gewandelt und gelitten. Die christliche Andacht fand ein Vergnügen daran, sich die Bilder der Vergangenheit zu vergegenwärtigen und an der Hand einer auch noch so dürftigen Erinnerung Jedem, auch dem Geringsten in dem Leben des Heilandes und seiner Jünger und Nachfolger seine Stelle anzuweisen, unbesorgt um die Bedenken und Zweifel einer kalten Gelehrsamkeit. Ueberall sah sie der geweihten Erde seine Fußtritte noch gegenwärtig aufgedrückt, überall fühlte sie noch immer seine wunderwirkende Nähe und leuchtete ihr noch der Weihnachtsstern entgegen. Felix Fabri hat in seinem Wanderbuche alle diese Erinnerungen, in denen sich Geschichtliches mit Sagenhaftem oft seltsam mischt, die aber auch oft unter einem dichterischen Gewande einen tiefen Sinn verbergen, getreulich aufgezeichnet. Wollte der fromme Glaube jener Zeiten in seiner kindlichen, ja manchmal in's Kindische streifenden Einfalt überall, auch in dem Zufälligen, den Finger Gottes und die Wunder seiner Allmacht augenscheinlich sehen, so lag seiner Anschauungsweise gewiß mehr Wahrheit zu Grunde, als jenem Unglauben, der nirgends das Walten Gottes sehen will und Alles mit seiner eigenen Todtenkälte erfüllt. Nach diesen Worten lassen wir den guten Bruder in seinem treuherzigen Wallfahrtbericht fortfahren:

Nachdem wir an dieser Stätte der Opferung auch unser Opfer dargebracht, stiegen wir in der Krypta (Grotte) hinab bis zum Ende, und kamen in der Ecke zur linken Seite zu einer kleinen Oeffnung, unter welcher eine tiefe Cisterne ist; man kann aber wegen den darüber gebauten Gebäuden kein Wasser daraus schöpfen. Es geht die Sage, in diesen Brunnen sei der Stern versunken, der die heiligen drei Könige geführt und habe sich in den vorliegenden Stoff verwandelt, nachdem er sein Amt vollbracht. Wie der Bischof von Tours St. Gregor, ein Zeitgenosse Papst Gregors, schreibt, so hätte die heilige Jungfrau aus diesem Brunnen Wasser geschöpft und zum öftern habe sich das Wunder begeben, daß die, welche mit frommen andächtigen Herzen hinein geblickt, den Stern gesehen hätten, wie er nach Weise der am Himmel kreisenden Sterne von der einen Seite des Brunnens sich zur andern hinüber bewegt habe.

Unweit von der Oeffnung der Cisterne ist eine Thüre, wodurch wir in eine andere Höhle traten, ehrwürdig dadurch, weil die selige Jungfrau Maria sie bewohnt hat. Es geht nämlich die Sage: auf die Verkündigung der Hirten und die Ankunft der drei Könige hin seien Viele von Jerusalem gekommen und hätten dem Knaben und der Mutter in der Höhle ihre Ehrfurcht bezeugt. Dieß gewahrend habe sich die heil. Jungfrau aus Furcht vor Herodes aus der vorderen Gruft in die hintere geflüchtet und dort verborgen gewelt. In der Eile aber ließ sie in der vorderen Höhle ihr langes Unterge wand, wie es die Wöchnerinnen jener Lande zu tragen pflegen. Auch die Windeln ließ sie dort, worin sie den Knaben zuerst gewickelt hatte, den Stein, den sie seinem Kopf unterbreitet hatte und das Heu, worin er gelegen. Dieß Alles sei in der Krippe geblieben und durch göttliche Fügung ganz unverletzt erhalten worden, bis zu den Zeiten der heil. Helena, die es dort gefunden.

In der zweiten Gruft war ein Fels, auf welchem die selige Jungfrau zu sitzen pflegte, wenn sie dem Kindlein die Brust gab. Aus diesem Fels rinnt, was man die Milch der seligsten Jungfrau nennt; es ist eine Flüssigkeit von milchweißer Farbe, mit einiger beigemischten Röthe, und sie läßt sich nicht zurückhalten. Die Pilger halten ihre Gläser unter und fangen dann die Tropfen auf und führen sie über Meer und sagen, es sei die Milch der heil. Jungfrau. So geschieht es, daß in mehreren Kirchen, wie z. B. in Köln in der Kirche auf dem Kapitol und in Xyrchen bei den Dominikanerinnen davon aufbewahrt wird; und sofort in Deutschland, in Frankreich und Italien. Früher habe

ich mich gar oft gewundert, woher diese Milch rühre, bis ich aus Erfahrung inne ward, daß es nichts ist, als eine Flüssigkeit, die von jenem Felsen niedertröpfelt. Doch will ich dadurch der Ehre und dem Preise der seligsten Jungfrau nicht im Geringsten zu nahe treten und ein Wunder nicht in Abrede stellen, wie ja auch aus dem Marmorgrabe des heil. Nikolaus und aus dem Grabe St. Walburgen in Eichstädt Gott zur Verherrlichung seiner Heiligen Oel niederträufeln läßt.

Nahe an diese Höhle stößt eine andere Höhle, in die wir nur mit gebücktem Rücken eintreten konnten, und innen ist zur linken Seite eine große Vertiefung; in diese Höhle wurden viele Tausende der unschuldigen Kindlein geworfen, die Herodes, da er Christus suchte, tödtete. Hier sprachen wir die Gebete und empfingen die Gnaden. Einige der Pilger suchten in der Höhle in dem Staube mit dem Lichte nach den Reliquien der Kindlein, fanden aber nichts; denn die Gläubigen haben sie längst hinweggeführt und so sind ihre Gebeine in den verschiedenen Kirchen der Christenheit zerstreut.

Von der Höhle der unschuldigen Kindlein ist ein enger Weg in den Felsen gehauen, welchen die Klosterbrüder heimlich gemacht haben, damit sie durch denselben aus der Kapelle des heil. Nikolaus, wo sie ihre Horen halten, zur Stätte der Geburt aus- und eingehen können. Darum bieten sie diesen Gang auf alle Weise selbst den Pilgern geheim, damit dadurch die Sarazenen und die Griechen keine Kunde davon erhalten, weil sie sonst den Zugang alsbald vermachen und die Brüder die Stätte verlieren würden. Ich wurde durch die Gnade Gottes und die Liebe der Brüder, da ich die ganze Nacht allein war und alle Thüren der Kirche geschlossen waren, durch diesen geheimen Zugang zu der hochheiligen Stätte der Geburt zugelassen.

Nach dem Allen gingen wir wieder mit der Prozession aus der Höhle hinauf in das Münster durch die verschiedenen Höhlen, wo wir nochmal unsere Andacht verrichteten. Und da wir an diesen heiligen Stätten weilten, fiel mir die Verzückung ein, welche die heil. Paula, die Pilgerin, an diesem Orte erfuhr, die dem heil. Hieronymus bethcurte, sie sehe das göttliche Kindlein in den Windeln in der Krippe liegen und wie die Hirten ihren Heiland priesen und die Könige ihn anbeteten und der Stern über ihm leuchtete und wie die Mutter das Kindlein auf dem Schooße halte; das sah sie mit beiden Augen, und angezogen von der Stätte gelobte sie, hier Gott immerdar zu dienen, wie der heil. Hieronymus in der Pilgerfahrt der heil. Paula erzählt.

Nun gesellten die Pilger sich nach verrichteter Andacht zusammen, die zu einander gehörten, und vertheilten sich in dem Kreuzgang des Münsters herum, sie nahmen ihre Stäbchen auf der harten bloßen Erde ein und suchten aus den Säcken hervor, was sie von Jerusalem mitgebracht hatten, und aßen es und tranken von dem Wasser. Das Wasser der Cisternen von Bethlehem ist aber frischer, lauterer, gesünder und süßer, denn ich es irgendwo jenseits des Meeres gefunden. Dieses Wasser hatten wir unentgeltlich in Ueberfluß. Jede Mühsal erscheint nämlich den Pilgern erträglich, so lange sie frisches Wasser haben; sie fragen nicht nach gekochten Speisen, noch nach Betten, noch nach Anderm, wenn sie nur kühles, gesundes Wasser haben. Die Pilger schliefen auch allda, doch nicht mit großer Ruhe. Der größere Theil von ihnen verzichtete auch auf den Schlaf, sie kehrten in die Kirche zurück und wachten unter Gebeten bei der Krippe des Herrn.

Doch hatte ich Bruder Felix den Vortheil, daß ich bei den Brüdern von Jerusalem aus dem Kloster Sion blieb, wo sie waren, und aß und trank und schlief bei ihnen, womit ich gar wohl versorgt war.

Um Mitternacht lief der Sakristan mit einer Tafel rings herum und weckte die Schlafenden zum Frühamt, welches die Brüder in der Höhle der Geburt lasen. Hierauf begannen wir das feierliche Offizium: Dominus dixit ad me, das in der Christnacht in aller Welt gesungen wird. Und es ging voran der Pater Guardian mit seinen Ministranten in dem heiligen Ornate zu dem Altar oder der Stätte der Geburt, und also sangen wir in der Gruft das Offizium; während desselben empfingen einige fromme Weltleute das Abendmahl, die Priester aber celebrirten an dem Altar der Beschneidung und in der Kapelle der drei Könige oben und unten auf dem Altare neben der Krippe des Herrn, und nach dem Offizium auf dem Altare der Geburt. Und so fuhren wir fort mit den Gottesdiensten bis zum lichten Tage, da die Sonne aufgegangen war.

Nun bestiegen wir wiederum die Esel und ritten den Berg von Bethlehem hinab in ein Thal, um die Kirche Gloria in excelsis aufzusuchen, wo die Hirten in der Weihnacht gewacht hatten. Beim Hinabsteigen kamen wir aber zu einer entweihten und halb verfallenen Kapelle, die dort zu folgendem Gedächtniß erbaut ward. Sie erzählen nämlich, als Joseph in dem Traumgesicht von dem Engel den Befehl erhielt, mit der Mutter und dem Kindlein nach Aegypten zu entfliehen und er hier hinab gen das Thal stieg, Willens durch das Thal nach Sodoma zu gehen und von dort hinaufzusteigen und über den Jordan dem Wege zu folgen, auf welchem die Israeliten in's Land eingezogen waren, weil er den kürzeren Weg nicht kannte, da er früher nie Aegypten gesehen; wie er nun hierhin zu dem Ort der Kapelle gekommen, sei ihm der Engel entgegen getreten und der gebot ihm den Weg nach Hebron und von Hebron nach Gaza und sofort längst der Meeresküste hin nach Aegypten.

Dort also verrichteten wir die Gebete und empfingen die Gnaden. Als wir hierauf ein wenig hinabgestiegen waren, kamen wir zu Mauer-Trümmern und hörten, daß dort zu folgendem Gedächtniß eine Kapelle gestanden habe. Als nämlich der Engel die Hirten verlassen hatte und diese auf dem Wege waren nach Bethlehem hinaufzusteigen, um den Knaben zu sehen, begannen sie beim Ansteigen zu schwanken; denn ihre Herzen überkam eine große Besorgniß und ihr Gemüth wurde von einer wunderbaren Furcht erfaßt, ob das Gesicht, welches ihnen geworden, nicht eine Verführung oder eine Täuschung sei und ob sie sich nicht aus Unwissenheit in eine große Gefahr begäben. Als sie nun sich hierüber dort an der Stelle besprachen und zu dem Herrn flehten: siehe! da stand der Engel des Herrn vor ihnen und versicherte sie der Wahrheit. Sie fielen nieder, dankten und stiegen eilig hinan. An diesem Orte brachten auch wir unsern Dank dar und empfingen die Abläße und schritten voran.

Nun stiegen wir einen Abhang hinab durch Oliven-gärten und kamen in ein weites Thal voll von Büschen und Aeckern. Mitten in dem Thale aber sahen wir große Trümmer von Mauern und alten Bauwerken, und zu diesen Trümmern kehrten wir unsere Schritte. Und da wir zu der Stätte hin kamen, fanden wir eine verlassene zertrümmerte Kirche, deren vorderer Theil jedoch noch stand. Der Sänger aber hub an den Hymnus der Engel: Gloria in excelsis Deo und wir fuhren fort: et in terra pax mit großer Feierlichkeit. Mit diesem Gesange zogen wir in die Trümmer und stiegen in's Ober hinab, wo noch ein großer entweihter Altar steht. Wir aber fuhren fort und sangen mit großer Freudigkeit: Gloria in excelsis Deo und die Antiphonen: Quem vidistis pastores und die andere: Angelus ad pastores ait. Nach dem Gesange beteten wir in der Stille und empfingen die Abläße. Diese Kirche steht an der Stelle, wo die Hirten in der Weihnachtsnacht bei einander waren und dort erschien ihnen der Engel Gottes und stand vor ihnen und die Herrlichkeit Gottes umleuchtete sie, sprechend: Ich verkünde Euch eine große Freude. Luc. II. In dieser Kirche ist auch die Grabstätte der Hirten. Denn als sie starben, wollten sie an keinem andern Orte begraben seyn, als dort, wo sie die freudenreiche Erscheinung der Engel gehabt und sie die himmlischen Heerschaaren singen gehört: Gloria in excelsis Deo. Ueber dieser Stelle erbaute die heil. Helena die Kirche und ein Jungfrauen-Kloster daneben, von welchem man noch ein Nah- und Sprachfenster sieht, wie sie in den Frauenklöstern üblich sind. Und das Kloster hieß zur Ehre sei Gott in den Höhen; es war aber an Umfang sehr groß, wie man noch heute sehen kann, und seine Umfassungsmauern waren von gehauenen Quadersteinen, wie man sich dort an den Steinhaufen überzeugen kann, welche die Sarazenen nicht fortbringen können. Die Sage erzählt nämlich für gewiß, daß, sobald sie die Steine fortbringen wollen, diese dann alsobald so schwer werden, daß sie dieselben nicht von der Stelle bringen können, weder mit der Hilfe von Thieren noch von Menschen. Daher liegen auf dem Abhange des Berges einige Steine, die sie eine Strecke davon geführt, ihrer Schwere halber aber liegen lassen mußten. Darum möge Niemand zweifeln; wäre es ihnen möglich gewesen, so würden die Steine schon vor hundert Jahren fort seyn. Diese Stätte war schon von Alters her durch ihre Einwohner berühmt. Hier wohnte Jakob der Patriarch, da er (Genes. 35.) sein Weib Rachel neben dem Wege begrub und fort ging und sein Zelt aufschlug jenseits des Thurmes Ader, d. h. der Heerde. Worüber Hieronymus sagt, daß dieser Ort bei Bethlehem ist, wo das himmlische Heer den Lobgesang Gloria in excelsis anstimmte. An diesem Orte verkündigte sich auch Ruben, der Erstgeborne Jakobs, mit seiner Mutter Bala und fiel dadurch unter des Vaters Fluch.

Hier ist der Acker Boas, wo Ruth, die Moabiterin, die Aehren der Verfolger auflesend durch ihre Klugheit den Herrn des Feldes sich erwarb und ihn zur Ehe erhielt, und dadurch eine Mutter in dem Geschlechtsregister Christi ward, wie in der Ruth zu lesen und Matth. I. Auf diesen Fluren hütete ferner David die Schaafe seines Vaters und zerriß den heranstürmenden Löwen und erwürgte den Bären. Dieses Sieges rühmte sich David vor dem Könige Saul und gewann den Muth, mit Goliath, dem Philister, zu kämpfen (I. Reg. 17.). Und ist es wohl glaublich, daß er hier mehrere Löwen und Bären erschlug, da es bei Sirach 47. heißt: David spielte mit den Löwen wie mit Schaafen und that mit den Bären wie mit den Lämmern der Schaafe.

Dieses Thal zieht sich gen Sonnenaufgang bis Sodoma und das todte Meer, in dessen Nähe sich viele wilde Thiere wegen der Wasser des Jordans umhertreiben und bei nächtlicher Weile der Beute halber durch die Thäler zu den Wachen der Herden hinaufsteigen und die Hausthiere rauben, wenn sie können. Darum lief David, ein wachsamer Hirte, den andringenden Thieren entgegen und erschlug sie. So fanden sich zur Stunde und in der Nacht der Geburt die Hirten in dem Thale, die nächtlichen Wachen über ihre Heerden haltend.

Man wird aber hier die Frage aufgeworfen: wie die Hirten die nächtlichen Wachen abhalten konnten, da es Winter war und die Erde gefroren und mit Schnee bedeckt. Hierauf erwiedern die Orientalen: daß die Hirten zweimal des Jahres, zur Frühlings- und Winterszeit, Wachen über ihre Heerden abhalten. Denn im Orient wandeln Sommer und Winter nicht die ganze Gestalt der Erde um, wie im Abendlande; denn man findet in

Sommer die kühlsten Thäler, so daß die Landleute im Monat August Eis und Schnee an schattigen Stellen in den Thälern finden und in irdenen Gefäßen aufsammeln und den Reichen in den Städten verkaufen, die damit ihren Wein abkühlen. Es gibt dort auch einige also kalte Berge, daß ihre Gipfel immer mit Schnee bedeckt sind, wie der Libanon, von dem Jeremias 18. spricht: „nie wird dem Libanon der Schnee mangeln.“ Kandia, eine der wärmsten Inseln, wird immer Schnee in gewissen Thälern und auf ihren Gipfeln haben, wie die Seefahrer von ferne sehen. Dagegen werden wieder also warme Thäler gefunden, wo Schnee und Eis nie über eine Stunde dauern mögen, selbst mitten im Winter; so gibt es auch Berge, die vor Hitze ganz nackt und von aller Grüne entblößt sind. Von diesen warmen Thälern ist das von Bethlehem eines; es kennt weder Schnee noch Eis, und dort pflegt das Getreide um die Weihnachtszeit in die Halmen zu schießen, und darum werden von anderen Gegenden die Thiere dorthin gesandt, damit sie im Winter dort ihre Weide finden und fett werden. Man pachtet dort Wiesengründe auf bestimmte Zeit. Darum heißt in ihrer Sprache die Weihnachtszeit die Zeit der Grüne. Im Sommer aber wird der Boden von der mächtigeren Sonne ausgedorrt und ausgebrannt, und wenn im September die Hitze nachläßt, fangen alle Pflanzen zu grünen an wie bei uns im April, nur daß die Stauden in dieser Jahreszeit keine Blüthen treiben. Doch ist diese Jahreszeit nicht eigentlich heiß, sondern ermangelt nur der den Menschen schädlichen Kälte. Im Mai aber ist die volle Erndte.

Aus diesem Allem ist ersichtlich, daß zur Zeit der Geburt Christi die Hirten in dem Thale mit ihren Heerden weilen konnten, da die Erde warm und grün war und nicht gefroren, wie vielleicht höher oben, wo Christus geboren wurde, wo Schnee und Eis und Frost waren. Aus dem Gesagten erhellt auch, daß nicht zwei oder drei Hirten dort hüteten, sondern ihrer viele in dem ganzen Thale, vielleicht über 40; weil die Thiere nicht nur von Bethlehem, sondern auch aus der Umgegend mit ihren Hirten sich dort Tag und Nacht aufhielten. Es mußten ihrer viele dort seyn wegen dem Einbruch der Löwen, Bären und Wölfe, und wegen den Dieben und Räubern, die von Alters her bis heute in den Einöden des Jordans ihr Wesen treiben, von Diebstahl und Raub lebend. Hiegegen mußten der Hirten viele seyn, um nicht nur mit ihrem Ruf, sondern auch mit ihren Knüppeln so schädliche Bestien und so bestialische Menschen von ihren Heerden zu verscheuchen. Und diese Hirten stiegen alle in der Weihnacht auf den Ruf der Engel gen Bethlehem hinan und fanden das Kindlein, wie es in den Windeln im Kripplein lag. Es könnte aber wohl seyn, daß drei von ihnen als die Vornehmsten über die andern gesetzt waren und von diesen dreien sind die Grabstätten in der Kirche. Hievon spricht der ehrwürdige Beda in der Homilie: die Hirten sprachen u. s. w. also: „Die Engel erschienen den Hirten an der Stelle, die von Alters her von dem Zusammentreffen der Thiere Feld der Heerde genannt wurde und eine Meile östlich von Bethlehem liegt, wo auch noch heute die drei Gräber der drei Hirten in der Kirche gezeigt werden.“ Soweit Beda. Daher auch Hieronymus — in seinem Briefe an die Brüder von der Heiligkeit der Wachsamkeit — diese Hirten als die heiligsten Männer bezeichnet. In dem Thale, wo sie gehütet, war ich mehrmals in der heißesten Jahrzeit, wo alles Grün verdorrt war, und dennoch sah ich dort immer Schaaf- und Ziegenheerden.

In einem anderen Theile des Thales, Bethlehem gegenüber, liegt ein Hof an einer anmuthigen Stelle, wo wir große Mauertrümmer gewahrten; dort soll, der Sage nach, das Kloster der heil. Paula und ihrer Jungfrauen gewesen seyn.

Nachdem wir dieß Alles besichtigt, stiegen wir wieder auf die Esel und ritten gen Bethlehem; von dem Abhange aber sahen wir die ursprüngliche Lage der Geburtsstätte Christi besser als an dem Orte selbst. Wie man auch die Lage des heiligen Grabes von den Gärten bei Hakeldama besser sieht, wie beim heil. Grab selbst. Wir sahen auch auf dem Abhange von Bethlehem Gestein und breite Felsen hervorragen, unter welchen weite Höhlen waren, welche obdachlosen Armen zur Wohnung dienten. Und dieß war ursprünglich die Beschaffenheit der Geburtsstätte Christi, wie einleuchten wird.

Als wir wieder zur Mauer von Bethlehem kamen, umzingen wir die Mauer, und bei ihren Fundamenten und dem Felsen, über welchem sie sich erhebt, suchten wir einen hohlen Felsen, konnten ihn aber nicht finden. Ich hatte nämlich in einem sehr alten Pilgerbuche eines Heiligen gelesen, daß Joseph dem neugebornen Herrn der Sitte gemäß ein Bad in einer Steinwanne bereitet, und nachdem er ihn gebadet, das Gefäß nahm und zur Hütte hinaustrug und das heilige Bad, ohne sein zu achten, ausgoß über die Mauer, auf die von dem Fundament hervorspringenden Felsen; denn die Geburtsstätte liegt auf der Höhe und hat unter sich einen steilen Abhang und Felsen, auf denen die Hütte selbst steht. Das heilige Bad aber floß von oben herab in einen hohlen Felsen, der das heilige Wasser auffing und bewahrte, und dort hielt sich das Wasser viele Jahre ohne Fäulniß und ohne Abgang. Früher führte man die Pilger zu dieser Höhle und sie wuschen ihr Gesicht darin und tranken daraus und füllten darin ihre Krüglein und führten sie als heilkräftig über Meer: denn viele Schwache, die davon kosteten, fühlten sich besser; und soviel man auch

deren hinwegnahm, so minderte es sich wunderbarer Weise dennoch nicht, da es einer Zunahme ermangelte. Diese Höhle mit dem gesegneten Bade suchten wir, fanden sie aber nicht; und das ist nicht zu verwundern, da der Ort durch die ungeheuren Bauten sich sehr verändert hat. Denn zuletzt, da die Christen das heilige Land besaßen, befestigte der König von Jerusalem Bethlehem rings um mit hohen Mauern und Thürmen. Und so wurde die alte Lage des Ortes verändert. Wir zogen also wieder ein in Bethlehem und fanden unsere Führer, die maurischen Herren, zur Heimkehr bereit; denn sie waren nicht mit uns in das Thal hinabgestiegen, sondern ruhig in der Kirche geblieben, uns zu erwarten. Sie waren aber wegen unserer langen Verzögerung sehr böse auf uns und eilten, vor Aufgang der Sonne nach Jerusalem heimzukehren, damit wir nichts von der Hitze zu leiden hätten.

Als die Scheidestunde von Bethlehem gekommen war, liefen wir Alle zur Gruft des Herrn, um dem Kindlein Jesu und seiner jungfräulichen Mutter Lebewohl zu sagen. Die Andacht der Pilger hat aber die Sitte eingeführt, daß jeder einzelne Pilger, wenn er zum letzten Male die heilige Stätte der Geburt Christi küßt, ein Stück Geld zum Opfer bringt, welches er als Gabe seiner Liebe zu Gott und der Jungfrau für die Unterhaltung der Kirche und die Unterstützung der dort wohnenden Brüder auf den Stein der Geburt niederlegt.

Bei diesem Opfer aber geschah eine abscheuliche That, die ich aus Ehrerbietung vor den Pilgern fast zu erzählen mich scheue. Ich werde sie aber nicht verschweigen, damit die, welche die heiligen Stätten nicht besuchen können, daraus erkennen, daß ein heiliger Ort über solche nichts vermag, die bösen Willens sind, und daß ein nicht heiliger Ort solchen, die guten Willens sind, nicht schadet. Ja ich glaube für gewiß, daß der böse Feind an diesen heiligsten Stätten die Unbedachten ganz besonders versucht und ihnen nachstellt. Der Himmel, der erhabenste aller Orte, half ja dem Lucifer nichts, und das herrliche Paradies rettete unsere ersten Eltern nicht; das Abendmahl, der heiligste Ort, bewahrte Thomas nicht vor Unglauben. Daher heißt es im Can. XL.: nicht Ort noch Stand bringt und dem Schöpfer näher, sondern unsere guten oder bösen Dienste verbinden uns ihm oder scheiden uns von ihm. Als nämlich die Pilger nach dem Beispiel der drei Könige ihre Opfer dort darbrachten, einige von ihnen Gold, andere Silber, einige goldene Ringe, einige Wachs: trat ein Ritter hinzu und legte einen Dukaten auf den Stein, wie einige vor ihm gethan hatten. Diesem Ritter folgte ein Pilger und zwar ein Orientale, der niederkniete, die Stätte zu küssen; unter dem Küssen drückte er aber schlau die Hand auf und entwendete die beiden ihm zunächst gelegenen Dukaten, erhob sich dann, trat ab und mischte sich unter den Haufen der Pilger. — Welch eine Gottlosigkeit! welch eine Verruchtheit hat dich getrieben! Welcher Unglaube dich geblendet, daß du an der heiligsten Stätte, wo der Christ mit den Augen des Geistes die arme Jungfrau, das dürftige Kindlein, den besorgten Joseph siehst, daß du dort den Diebstahl beginnst. Wenn du das nicht glaubst und nicht siehst, warum knietest du denn hier nieder? Warum trägst du das Zeichen des Kreuzes? und mit welcher Frechheit wagst du hierhin zu treten? Glaubst du aber, und du scheust dich nicht, den Knaben, der Kindesgestalt angenommen, zu berauben, warum haßt du nicht die süßesten Augen der Jungfrau geschreut, die dem Kindlein zur Seite sitzt und Alles aufmerksam überwacht, was um ihr Kindlein geschieht? Oder meinst du, sie sähen deshalb nicht, weil die Langmuth ihres Blickes ihrer Weisheit gleichkommt, und scheint dir das Alles eitel, und du meinst, weder der Knabe noch die Mutter noch Joseph seien zugegen: warum hielt dich denn von deinem Gottesraub nicht der süße Duft zurück, der von den Gliedern des göttlichen Kindes und seiner Mutter ausgeht? Allein dir geschah vielleicht, wie dem habsüchtigen Verräther Judas, der durch den süßen Duft der Salbe, die über das Haupt Jesu ausgegossen ward und das ganze Haus erfüllte, nur noch mehr gereizt, aufgeschnellt und entflammt ward, daß er seinen Meister verkaufte und verrieth.

Nachdem also die Ritter ihre Gaben geopfert und sie zählten, ward man des Diebes inne, und da wir uns umschauten, gewahrten wir den Orientalen und preiselten nicht im mindesten, daß er die Ruchlosigkeit begangen. Wir faßten ihn daher in der heiligen Gruft und fanden bei der Untersuchung das Geld und zwangen ihn, es wieder an seinen Ort zu legen und stießen ihn dann von uns hinweg. Dieser Diebstahl wurde bei meiner ersten Pilgerreise verübt, auf meiner zweiten geschah etwas Aehnliches durch einen Sarazenen, der mit uns eingetreten war, und als er sich zum Gebete niederneigte, das Geld heimlich entwendete. Einige Pilger in der Nähe, die seine Schelmerei sahen, folgten ihm, und wie er sich auch sträubte und wehrte, sie zogen ihn in die Gruft zurück. Mit großer Gewalt öffneten wir ihm nun die Hände und fanden das Geld, worauf wir den unglaubigen Dieb hinausstießen.

Zuletzt küßten wir den Ort, und nachdem wir uns von der heiligen Mutter verabschiedet, verließen wir die Stätte und gingen zur Kirche hinaus, bestiegen die Esel und kehrten auf dem Wege, auf welchem wir gekommen waren, nach Jerusalem zurück und nahmen dort unser Frühstück ein und legten uns darnach zur Ruhe; denn in der vorhergehenden Nacht hatten wir bei der Krippe des Herrn gewacht und in der künftigen sollten wir wieder bei dem heiligsten Grabe des Herrn wachen.

Hans Wohlgemut.

Eine Erzählung aus dem Munde des Volkes.

Hans Wohlgemut hatte bei seinem Herrn sieben Jahre gedient, und als er endlich nach Hause ziehen wollte, bekam er zum Lohne ein Stück Gold, so groß wie sein Kopf. Das trug er denn, in ein Sacktuch eingewickelt, auf der Schulter, ohne sonderliche Beschwerde, denn es fehlte ihm nicht an Kräften. Wie er nun des Weges dahinschlenderte und bedachte, wie er jetzt ein großer Herr seyn würde, wonach immer sein Herz getrachtet, kommt ein Reiterknecht angetrabt auf einem stattlichen Rosse. Hans blieb stehen und gaffte ihn an; der Reiter auch, und wechselseitig frugen sich beide, woher und wohin. Ja lieber Herr Reiter, antwortete Hans, unser einer ist schlimmer daran, als ihr. Bei euch geht es zu Rosse, bei uns zu Fuße. Hab' ich doch mein Lebtage noch nicht auf einem Pferde gesessen; bei meiner Treu, das Reiten muß ein herrliches Ding seyn! — I, lieber Sohn, sprach der Reiter, wir können tauschen! Gib her das Stück Gold, und nimm dafür das Pferd. — Ach, mit tausend Freuden, rief der andere, sprang und klatschte in die Hände, und es fehlte nicht viel, so wäre er dem Pferde wie dem Reiter um den Hals gefallen. Seelenvergnügt trennten sich die Wandersleute; ja aus bloßer Erkenntlichkeit half noch der Reiter unserm Hans auf den Braunen hinauf, und gab ihm die Zügel fest in die Hände.

So ging es denn ein Weilchen recht bequem. Wie aber Hans zu schnalzen anfing, und dabei hopp hopp rief, setzte sich das Pferd in gehörigen Trapp, und ehe sichs der kühne Reiter versah, lag er ziemlich unsanft in dem Graben, der die Aecker von der Landstraße trennte. Ein Bauer, der eine Kuh vor sich hertrieb, kam herbei, hielt das Roß an, und wollte dem Gefallenen Beistand leisten. Die verwetterte Mähre! fluchte Hans, und schnitt ein gar jämmerliches Gesicht, während er sich wieder auf die Beine brachte. Gott sei's gedankt, daß ich noch lebe und gesund bin! Reite in Zukunft, wer Lust hat, ich habe sie bei meiner armen Seele nun und nimmermehr! Da lobe ich mir eure Kuh. Hinter der läßt es sich ganz gemächlich ziehen und, was das schönste ist, Milch, Käse und Butter hat man vollauf alle Tage. — Ei nun, tauschen wir, sprach der Bauer, gebt mir das Pferd, ich gebe euch die Kuh. Bei allen Heiligen, rief Hans, das ist ein gefundener Handel! Ich will euch alle Tage in mein Gebet einschließen. Trapp, guter Alter. Hier griff er nach der Kuh, und der Bauer schwang sich auf das Pferd und ritt in Galopp nach Hause, aus Furcht, daß unsern Hans der Tausch noch gereuen könnte. Die Sache war anders. Hans freute sich innig, wie er fortan das Brod nicht mehr trocken verzehren, sondern Butter und Käse dazu haben würde. In der Freude ließ er sich im nächsten Wirthshause ein halbes Glas Bier einschenken, und aß sein Mittags- und Abendbrod auf einmal auf. Dann trieb er seine Kuh weiter, immer nach dem Dorfe seiner Mutter zu. Die Hitze wurde drückender, je näher der Mittag kam. Hans befand sich mitten in der Haide, und hatte wohl auch noch ein Stündchen bis zum nächsten Dorfe. Die Zunge klebte ihm am Gaumen. Wie wärs, fiel ihm endlich ein, wenn du die Kuh melktest? Du bindest sie an einen Baum, und läßt dir die Milch in die Mütze laufen. — Gesagt, gethan. Die Kuh wurde angebunden, aber kein Tropfen Milch kam zum Vorschein, und wie er sich ungeschickt anstellte, gab ihm das Thier mit einem der Hinterfüße einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er taumelnd zu Boden stürzte. Zum Glück zog ein Schlächter mit einer Karre vorbei, auf der ein junges Schwein lag. Guter Freund, was macht ihr denn für Dinge, rief er ihm schon von Weitem zu, und Hans erzählte ihm die Geschichte. Nun, da trinket einmal aus meiner Flasche und erholt euch. Die Kuh, mit der ist's vorbei, die wird in ihrem Leben keine Milch mehr geben, allenfalls taugt sie noch zum Ziehen. — So, so, murmelte Hans, und fuhr sich mit der Hand einigemal über den Kopf. Wie wär's, lieber Meister, wenn ihr mir euer Schwein gäbet, und nähmet meine Kuh? Kuhfleisch ist gewiß nicht nach meinem Geschmacke, aber Schweinebraten und Wurst esse ich für mein Leben gern. Den Gefallen kann man euch thun, antwortete der Schlächter, gebt mir eure Kuh, ich gebe euch mein Schwein. O, ihr seid ein gar gefälliger Mann, sprach Hans für sich. Gehabt euch wohl! Der andere zog nun mit der Kuh links ab, und Hans rief einmal über das andere: ja, das muß man doch sagen, mir geht Alles nach Wunsche!

Er hatte etwa eine halbe Meile zurückgelegt, das Schwein vor sich her treibend, als er einem Burschen begegnete, der eine Gans unter dem Arm hatte. Geben wir einen Weg, fragte der Bursche. Wer weiß, sagte Hans. Ich gehe zu meiner Mutter nach Susevedel. Und zugleich ließ er sich über seinen Tausch vernehmen. Da habt ihr von Glück zu sagen, antwortete der Bursche. Ich trage die Gans zum Kindtaufeschmause

nach Gernefraß. Rund ist sie, wie eine Kugel, seht nur her. Wie haben sie aber auch an acht Wochen gemästet. Da wird es einmal Gänsefettschnitten geben, die sich zu essen verlohnen. Wenn man sie in Rauch aufhinge, müßte es eine pommersche Speckgans werden, trotz einer. — Pommersche Speckgans! unterbrach ihn Hans. Der Mund blieb ihm vor Erstaunen offen. Gänsefettschnitten? Er leckte mit dem Züngsein. Inzwischen sah sich der Bursche nach allen Seiten bedenklich um, und schüttelte mitunter den Kopf. Hört, fuhr er nach einem kurzen Verzuge fort, mit eurem Schweine mag's nicht ganz richtig seyn. In dem Dorfe, durch das ich eben gekommen bin, hat man den Schulzen eins aus dem Kasen gestohlen. Wenns das einzige wäre und man träfe euch! Um Gotteswillen, schrie Hans, der sich schon im finstern Loche und alle Gänseherrlichkeiten vergangen sah, macht mich nicht unglücklich. Ihr wißt hier herum besser Bescheid. Seht, wie ihr zurecht kommt. Nehmt das Schwein und gebt mir die Gans. Viel gewagt, sprach der Bursche. Wer möchte aber gern einen Menschen unglücklich machen? Da habt ihr die Gans. — Wahrlich, man sieht, dachte Hans, als er den Weg fortsetzte, meine Großmutter hat Recht: den Sonntagskindern geht immer Alles nach Wunsche. Wie werden sie zu Hause schmunzeln, wenn sie meine Gans sehen! Was sie für schöne weiße Federn hat! Zu einem Kopfkissen reichen sie herrlich. Auf dem will ich uneingeweiht schlafen, wie ein Prinz.

Hinter dem Dorfe stieß er auf einen Scheerenschleifer. Er blieb abermals stehen und sah und hörte dem Manne zu, der zu seiner schnarrenden Arbeit sang: Ich schleife die Scherre, und drehe geschwind, und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind. Endlich wagte er es, ihn anzureden. Noch so spät, lieber Mann? Ihr zieht wohl auch nach Gernefraß zum Kindtaufschmause? — Das sollte ich meinen, versetzte der, bei solchen Gelegenheiten gibts immer etwas für und zu thun. Ein rechter Schleifer ist ein geborgener Mann. Geld hat er beständig in der Tasche, denn: Geschliffen muß heut alles seyn, und glänzen wie ein Karfunkelstein. — Immer Geld in der Tasche? sagte Hans. Das Ding lobe ich mir. Mein Lebtage hab' ich es nicht anders gewünscht. — Ja, ja, mein Freund. Aber wohin ihr mit der Gans? — Die hab' ich für mein Schwein gekriegt. — Und woher das Schwein? — Das hab' ich für die Kuh eingetauscht. — Und die Kuh? — Die hab' ich mir für den Braunen geben lassen. — Und den Braunen? — Ih, den nahm ich für ein Stück Geld, so groß wie mein Kopf, das mir mein Herr zum Lohne gegeben. — Hm, hm! Wenn ihr ein Scherenschleifer werden wolltet, so könntet ihr, wie ich, das Geld immer in der Tasche springen hören. — Ach gar zu gern, bester Herr. Wer so glücklich wäre! — Vor Allem müßtet ihr einen Wetzstein haben. Das Uebrige findet sich schon von selbst. Ich bitte euch um die sieben Wunden Christi, flehte Hans, laßt mir einen von euren Steinen ab, wenn er gleich etwas schadhaft seyn sollte. Ich gebe euch meine fette Gans. — Sie wurden einig. Der Schleifer suchte ihm unter den Wetzsteinen den untauglichsten aus, und schenkte ihm als Zugabe einen großen Feldstein, auf dem sich's, wie er sagte, besonders gut klopfen lasse.

Hans war beinahe außer sich. Er griff schon in die Tasche, als wenn er das Geld hören wollte. „Wie hab ich's nur verdient, daß mir doch alle meine Wünsche in Erfüllung gehen?" wiederholte er sich oft. Indeß war er seit Tagesanbruch auf den Beinen und hatte, wie man weiß, zum Frühstück seinen ganzen Mundvorrath aufgezehrt. Der Hunger fing ihn an zu plagen, und aus Müdigkeit mußte er jeden Augenblick Halt machen, obschon es nur noch eine Meile bis Eusenedel war. Die Beine lasteten sehr. Er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, wie glücklich er seyn möchte, wenn er gerade jetzt die Steine nicht hätte. Stärken wollte er sich wenigstens durch einen frischen Trunk, wenn er erst ein Weilchen geruht hätte, meinte er, als er zu einem Feldbrunnen wie eine Schnecke angeschlichen kam. Damit er aber nicht etwa die Steine beim Niedersetzen beschädigte, legte er sie bedächtig neben sich an den Rand des Brunnens. Auf einmal ging es plump, plump, und die Steine lagen im Wasser.

Und Hans, was that er? Er kniete nieder, fast in Thränen schwimmend, und dankte Gott, daß er ihm noch das erwiesen hätte, was einzig an seinem Glücke gefehlt. So wahr Gott über mir lebt, bis heute hat es wohl keinen glücklichern Menschen, als ich bin, gegeben! So sprechend, trollte er ohne die Steinlast mit frohem Sinne neugestärkt nach Hause.

August Wernicke.

(Wünschelruthe, herausgegeben von H. Straube und Dr. J. P. v. Hornthal, 1818, S. 129.)

Der biſchöfliche Hirtenſtab.

(Schluß.)

Während alte Bildwerke und ſchriftliche Urkunden uns den frühen Gebrauch des biſchöflichen Hirtenſtabes beſtätigen, iſt er in den folgenden Zeiten, da der kirchliche Dienſt und ſeine Feierlichkeiten ihre ausgebildetere Geſtalt erhielten, als ein weſentlicher Theil der biſchöflichen Bekleidung in die Feier der Biſchofsweihe aufgenommen worden.

Der biſchöfliche Ornat beſteht bekanntlich, außer dem Stabe, noch aus acht andern Stücken, nämlich: den Caligae (einer eigenen Fußbekleidung), ferner den Sandalen, dem Succinctorium zum gürten, der Tunika, der Dalmatika, den Handſchuhen, der Mitra und dem Biſchofsringe.

Die Kirche hat es auch nicht unterlaſſen, den Geweihten im Augenblicke der Weihe die ſinnbildliche Bedeutung dieſer Zeichen ihrer Würde und die damit verknüpften Pflichten als Prieſter Gottes, als Opferer des Lammes und Hirten der Völker ins Gedächtniß zu rufen.

So wird nach einer römiſchen Kirchenordnung der Stab zuerſt mit folgenden Worten geſegnet: „Laſſe dich, o Gott! ohne den nichts geſegnet und geweiht werden kann, herab, dieſen Stab zu ſegnen, auf daß dein Diener, ſo oft er ihn führt und deiner im Herzen gedenkend ſich auf ihn ſtützt, von der Fülle deines Segens erfüllt werde durch Chriſtus unſern Herrn.“ Wieder lautet dieſer Segen nach dem römiſchen Pontificale: „O Gott! du Stütze menſchlicher Schwäche, ſegne dieſen Stab; und was durch ihn äußerlich bezeichnet wird, bewirke innerlich durch die Milde deiner Gnade in den Sitten deines Dieners durch Chriſtum unſern Herrn u. ſ. w.“

Kniend empfängt der Neugeweihte den Stab, und der Weihende ſpricht dazu die Worte: „Empfange den Stab des Hirtenamtes, die Gewalt zu binden und zu löſen; ſei in der Züchtigung der Laſter beharrlich, halte feſt ohne Zorn an dem Urtheil, hege und pflege die Tugenden der Gläubigen, ihre Seelen erweichend und in ernſter Ruhe der Pflicht der Zurechtweiſung ſtets eingedenk.“ Oder er kann auch den weihenden Mahnſpruch der Kirche alſo ausdrücken: „Empfange den Stab, das Zeichen heiliger Herrſchaft, auf daß du die Schwächeren ſtärkeſt, die Wankenden befeſtigeſt, die Böſen zurechtweiſeſt, die Gerechten auf den Weg des ewigen Heiles geleiteſt, und die Gewalt habeſt, die Würdigen zu erheben und die Unwürdigen zu beſſern mit der Hilfe unſers Herrn u. ſ. w.“

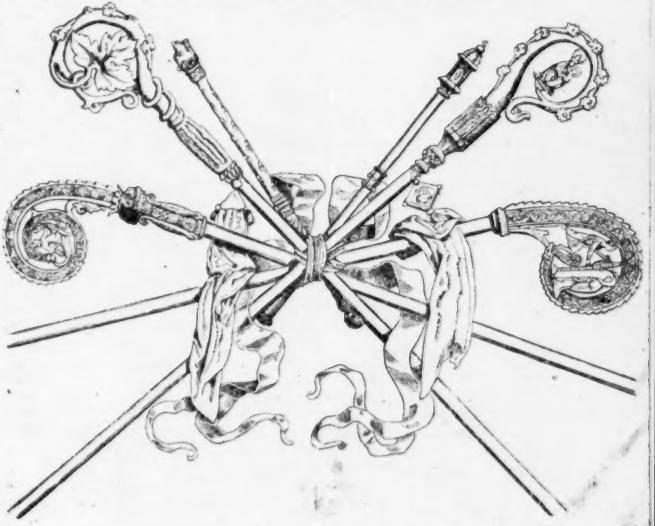
Hand in Hand mit dieſer Weihe des prieſterlichen Friedensſtabes ging die Weihe des fürſtlichen Scepters. Der Abt von Corvei, Ratbod, der die Feierlichkeiten der alten Krönung aufgezeichnet, legt dem Erzbiſchof, während er dem Fürſten den Scepter hinreicht, folgende Worte in den Mund: „Empfange den Scepter, das Zeichen königlicher Majeſtät, die ungekrümmte Ruthe der Herrſchaft, die Zuchtruthe der Tugend, auf daß du dich mit demſelben wohl haltеſt, und die heilige Kirche und das dir von Gott anvertraute Volk mit königlicher Tapferkeit wider die Böſen beſchirmeſt, die Schlechten zurechtweiſeſt, den Guten Frieden gewährеſt, die Stolzen zerſtreueſt, die Niedrigen aufrichteſt, indem du Jenem nachahmeſt, der da ſpricht: „„Liebe die Gerechtigkeit und haſſe die Bosheit.““

Was nun die Geſtalt und Beſchaffenheit der Stäbe ſelbſt betrifft, ſo ſind natürlich auch ſie der allgemeinen Entwickelung der chriſtlichen Kirche gefolgt. Da ihrer noch manche aus den verſchiedenſten Jahrhunderten unter den ehrwürdigſten und heiligſten Kirchenſchätzen aufbewahrt werden, ſo können wir ſie zur Vergleichung neben einander reihen. Wir ſehen daran, wie auch ſie die erſte Armuth und Einfachheit der Kirche getheilt, und wie ſie mit der fortſchreitenden Entwickelung und dem zunehmenden Reichthum reicher und koſtbarer wurden, und wie dann die chriſtliche Kunſt, die den Gottesdienſt ausſchmückte, und in der kirchlichen Baukunſt, in der Malerei und Muſik das chriſtliche Bewußtſeyn zur reichſten Blüthe entfaltete, ſich auch der Hirtenſtäbe bemächtigt, und ſie in dem Quelle heiliger Schönheit untertauchte und aufgrünen machte, ſo daß die Kunſt daran weit den Werth ihres Goldes und ihrer Edelſteine und Perlen überſtrahlt.

Daß aber die geweihten Hirten im Allgemeinen ihre Stäbe mit Milde und liebevoller Güte führten, dafür bürgt das deutſche Sprüchwort: „Unter dem Krummſtab iſt gut wohnen.“

Indeß aber hat die Heiligkeit des Sinnes nicht immer gleichen Schritt mit den wachſenden Reichthümern der Kirche und der blühenden Entfaltung ihrer Kunſt gehalten; und ſo iſt es nicht ſelten geſchehen, daß die Späteren, wenn ſie in ihren Kirchenſchätzen die armen, dürftigen Biſchofsſtäbe der Vorfahren aus Helfenbein, oder ſonſt einem geringen Stoffe betrachteten, von traurigen Gefühlen bewegt wurden, wenn ſie dabei der hohen Demuth, des aufopfernden, gottbegeiſterten Sinnes, der Sittenreinheit und fleckenloſen Heiligkeit ihrer Träger gedachten, und dieſe dann mit dem prunkenden Stolze, dem üppigen Hochmuth, dem weltlichen, ausgelaſſenen Sinne jener verglichen, die kunſtreiche Stäbe aus Gold mit koſtbaren Steinen geziert führten. Wird ja ſchon dem heiligen Bonifazius, wenn ich nicht irre, der

ſtrafende Ausſpruch in den Mund gelegt: „Ehemals waren die Kelche hölzern und die Biſchöfe golden, nun ſind die Kelche golden, die Biſchöfe aber von Holz.“ Der heilige Apoſtel Deutſchlands drang darum mit Recht auf innere Umwandlung und Beſſerung, während ſpätere Eiferer nur ihren eigenen Leidenſchaften in wilder Bilderſtürmerei die Zügel ſchießen ließen. Es gilt aber auch hier der Ausſpruch, welcher dem heiligen Carolus Borromäus in den Mund gelegt wird, der da ſagte: Wenn es etwas Großes iſt, ſeine goldenen und ſilbernen Schalen aus mitleidiger Liebe hinzugeben, und in freiwilliger Armuth demüthig aus irdenen Gefäßen mit hölzernen Löffeln zu ſpeiſen: ſo iſt es gewiß kein geringeres Verdienſt, wenn der, welcher durch ſeine Würde genöthigt iſt, aus goldenen Schalen zu eſſen, dabei für jede fremde Noth ein warmes chriſtliches Herz ſich bewahrt, und ſeiner eigenen Unwürdigkeit eingedenk, allen Glanz des Reichthums und der Ehren mit demüthigem Sinne Gott zum Opfer bringt. — In Zeiten aber, wo die Menſchen zu ſchwach ſind, ſich zu dieſer Höhe wahrhaft chriſtlicher Geſinnung zu erheben, wo ſie den verführeriſchen Reizen irdiſcher Reichthümer nicht widerſtehen können und die himmliſchen darüber vergeſſen, geſchieht es der Kirche zum Heil, wenn durch Gottes ſtrafende Zuchtruthe ihren unwürdigen Dienern dieſe Schätze entriſſen werden, die ſie an die Erde feſſeln. Wohl ſind jene, welche, nach fremdem Gute lüſtern, den Biſchöfen ihre goldenen Stäbe entreißen und auf dem Trödelmarkte dem Meiſtbietenden und den Juden verkaufen, Räuber, die am Tage des Gerichtes Rechenſchaft für den verübten Frevel am Heiligthume geben werden; zu gleicher Zeit aber ſind ſie auch Werkzeuge ſtrafender und reinigender Zucht in der Hand Gottes, und dazu beſtimmt, die Gläubigen in Zeiten des Verderbniſſes und gottvergeſſener Verweltlichung daran zu erinnern, daß ihr Heiland nicht in Purpur und Seide und goldenem Geſchmeide über die Erde wandelte, ſondern daß eine Dornenkrone ſein Haupt umwand, und ſeine Hand das Rohr ſeiner Geiſelung als Königsſcepter trug, und das Kreuz, an dem er mit ausgebreiteten Armen thront, jedem ſeiner Nachfolger im Hirtenamte zuruft, daß er bereit ſei, frei von allen irdiſchen Banden und Feſſeln, ſein Leben für ſeine Heerde hinzugeben, über die ihm Gott den Hirtenſtab anvertraut hat.



einen Korb voll weißer Leinwand gebracht haben, welcher etwas größer ist, als dieser hier. Und bei Gott und meiner Seele, sie war vollkommen und noch die Schlichte darauf. Sie packten die Leinwand weder aus, noch zählten sie sie, indem sie, vertrauend auf die Redlichkeit meines Gewissens, mir dieselbe überließen; und so wahr ich wünsche, daß Gott mir in meinen guten Absichten beistehen und uns Alle nicht der Justiz überliefern möge, so wahr ist es, daß ich den Korb nicht berührt habe, und daß die Leinwand so rein ist, als ich auf die Welt kam."

Hierauf wendet sich die alte scheinheilige Hexe zu den beiden jungen geschminkten Mädchen, die eben erst die Laufbahn begonnen hatten, an deren Ziel die greise Tiebdamuter bereits stand, und läßt sich mit der Miene heuchlerischer Frömmigkeit also vernehmen: „Seht doch einmal zu, liebe Mädchen, ob ihr nicht einige kleine Münze bei euch habt, damit ich mir Wachskerzen kaufen kann, denn in der Eile und in der Ueberraschung, mit der ich hierher gekommen bin, um euch die Neuigkeit mit der Leinwand zu sagen, habe ich vergessen, meinen Weihet mitzunehmen." — „Ja, ich habe etwas, Frau Tonne", denn so hieß die gute Alte, sagte darauf Goldhühnchen, „hier sind zwei Pfenninge, und ich bitte, kauft für einen auch in meinem Namen eine Kerze, und weiht sie dem heiligen Michael; könnt Ihr zwei dafür kaufen, so könnt Ihr die andere dem heiligen Blasius weihen, denn das sind meine Schutzpatrone. Zugleich möchte ich, daß Ihr auch für die heilige Lucia eine kauftet, denn ich bin ihr besonders verpflichtet wegen meiner Augen; allein weitere Münze habe ich nicht, aber morgen werde ich so viel haben, daß ich für alle die Heiligen sorgen kann." — „Da weißt du sehr wohl daran thun, meine Tochter", sagte die Alte, „aber siehe zu, daß du darin nicht klüger bist; denn es liegt wohl viel daran, vor dem Tode seine Weihkerzen vor sich hertragen, und nicht zu warten, bis die Erben oder Testamentsvollstrecker dieß erst nachher thun." — „Da hat die Frau Mutter Tonne recht", bemerkte hier Glutherzchen, griff in ihre Börse und zog einen weiteren Pfenning heraus, wobei sie ihr ansehnl, auch für sie zwei Kerzen gewissen Heiligen zu weihen, die ihr die günstigsten und vollbringendsten erschienen. Mutter Tonne nahm nun Abschied mit den Worten: „Freut euch, Kinder, euern, und ihr werdet weinen über die Augenblicke der Jugend, so ihr verloren habt, wie ich darüber weine; und befehlt mich in euren Gebeten der Gnade Gottes, denn ich thue dasselbe für mich und für euch, damit er uns Freiheit schenke, und in unserm gefahrvollen Geschäft vor den Angriffen der Justiz bewahre." Und damit ging sie weiter.

Jetzt wird mit starken Schlägen an die Thüre gepocht, Treibein nimmt einen Schild und einen kleinen Stoßdegen. Wer aber tritt ein? Juliana, genannt das Paußbäckchen, ein Mädchen derselben leichten Gattung. Mit verweinten Augen, mit aufgelösten Haaren, den Kopf voll Beulen, stürzt sie schluchzend und athemlos herein, und kaum hat sie die Schwelle überschritten, so fällt sie ohnmächtig zu Boden. Goldhühnchen und Glutherzchen liefen hinzu, um ihr beizustehen, schnürten sie auf, und fanden zu ihrem Erstaunen ihre Brust ganz schwarz und mit Quetschungen bedeckt. Sie besprützten sie mit Wasser, worauf sie bald zu sich kam und folgende Rede ausstieß: „Gottes und des Königs Gerechtigkeit komme auf den geschminkten Gauner, diesen nichtswürdigen Tanzenicht, der ich bitter den Galgen entrissen habe, als er Haare im Bart hat. O, ich unglückliches Mädchen, nun scheue ich vor wen ich meine Jugend und die Blüthe meiner Jahre verloren und dahingegeben habe, für einen herzlosen Schuft, für einen verbrecherischen unverbesserlichen Schandfleck!" — „Beruhige dich, Paußbäckchen," sagte hier Treibein, „denn ich bin ja da, und werde die Gerechtigkeit verschaffen." Allein Paußbäckchen ließ sich nicht beschwichtigen; sie zeigte ihre Wunden und Striemen und fuhr dann fort: „Auf diese Weise hat mich der undankbare Duftlocke gezeichnet? Und warum? Zum Hazardspiel verlangte er von mir dreißig Realen; ich schickte ihm vierundzwanzig so sauer verdient, daß der Himmel mir dafür von meinen Sünden nachlassen wird. Er aber, der Undankbare, meinte, ich hätte einige Schwänzelpfennige gemacht, und führte mich diesen Morgen auf das Feld hinter dem k. Garten; dort entblößte er mich, schnallte seinen Gurtriemen ab, ohne die eiserne Schnalle wegzuthun — o, könnte ich ihn dafür doch im Halseisen und in Fußschellen sehen! — und gab mir so lange Schläge, bis er mich endlich halb todt liegen ließ. Die Wahrheit dieser Erzählung können euch die Striemen bezeugen, die ihr da sehe." Da erhob sie wiederum ihre Stimme und bat um Gerechtigkeit, und Treibein, so wie alle die Raufer, welche da waren, versprachen sie ihr von Neuem. — Der verbrecherische Duftlocke, den sie einen Tiger unter den Schafen genannt, erscheint nun, sie tobt und rast, sie stößt ihn von sich, die ganze Genossenschaft will sich in die Haare fallen, um Paußbäckchen zu rächen; aber wie es geht: Pack schlägt sich, Pack verträgt sich, Paußbäckchen läßt sich überreden, ihre Schläge seien ein untrüglicher Beweis seiner Liebe, und unter einer Klappermusik wird die Aussöhnung gefeiert, Paußbäckchen singt dazu:

Prügle mich nicht wieder, Jeun'ger sei wie gut;
Schlägst du mich, so schlägst du ja dein Fleisch und Blut.

Allein wie ein Donnerschlag am hellen Himmel erscheint der Alcalde des Criminalgerichtes an der nächsten Straßenecke, und die ganze Sippschaft dieser tugendhaften Beutelschneider und edelmüthigen Gaunerinnen von Sevilla stäubt auseinander mit der Miene des Schreckens und Entsetzens, an den Balkonen hinab und die Dächer hinauf.

Inhalt des sechsten Heftes.

1846.

Seite

Der Kinder Weihnachtsfest von G. Görres. Mit einer Vignette von Pocci 161

Rudolf's I. Gebet und Otto's Tod. Zwei Gedichte von A. Schöppner in Münnerstadt 161

Der Tod eines Dorfkaplans in den Tiroler Alpen; von Beda Weber in Meran 167

Von einer schönen Weise, das Fest der heil. drei Könige zu feiern 167

Schwänke und Schnurren 168

Zugspitz-Besteigung, mitgetheilt von Dr. August Einsele, Landgerichtsarzt in Berchtesgaden. (Schluß.) 169

Des Bruders Felix Fabri Pilgerfahrt von Jerusalem nach Bethlehem. (Schluß.) 175

Hans Wohlgemut. Mitgetheilt aus dem Munde des Volkes von A. Wernich 181

Der bischöfliche Hirtenstab. (Schluß.) 188

Ankündigung.

(Das Deutsche Hausbuch von G. Görres für 1847 betreffend.)

Das Deutsche Hausbuch wird auch im Jahre 1847 und zwar unter denselben Bedingungen wie im Jahre 1846 erscheinen. Auf den Jahrgang werden nämlich circa sechs Hefte kommen, welche jedesmal einen Band bilden. Der Preis eines Heftes ist für den Buchhandel 24 kr. rhn. od. 8 Ngr. Der eines aus sechs Heften bestehenden Bandes oder Jahrganges ungeb. 2 fl. 24 kr. rh. od. 1 Thlr. 18 Ngr. Sollte ein Band mehr als 6 Hefte enthalten, so wird sich der Preis verhältnißmäßig erhöhen. Exemplare des ersten Bandes sind in allen Buchhandlungen zu haben. Die Titl. Hrn. Abonnenten werden ersucht, ihre Bestellungen frühzeitig zu machen, damit keine unvollständigen Exemplare geboten werden müssen.

Anmerkung für den Buchbinder. Beim Binden dieses Bandes geht der allgemeine Titel voraus, dann folgt der Inhalt und der Eingang, und auf diesen die einzelnen Hefte, jedes mit seinem Umschlag.

Deutsches Hausbuch

herausgegeben

von

Guido Görres.

W. Kaulbach fec.

Jahrgang 1847 oder II. Band.

München.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

1847.

Gedruckt bei Joh. Georg Reiß.

Inhalt.

Seite

Eingang V

I. Erbauliches und Beschauliches.

Geistige Predigten aus dem P. Abraham a Sancta Clara: Wer bist du Mensch? — Die menschliche Zunge. — Der Klosterberuf 41
Der Mensch eine Stadt, nach Tauler 65
Was lehren die Zeichen der Zeit? von Michael Wittmann 84
Betrachtung an Anselmo, von Matth. Claudius 96
Wer ist der Welt wahrhaft abgestorben? 126
Zur Weihnachtsfeier 161

II. Schilderungen zur Belehrung und Unterhaltung.

Münchener Bilder und Spaziergänge: Das alte herzogliche München. — Die Vermählung Wilhelms V. mit Renata von Lothringen und die Hochzeitsfeste. — Wilhelms Abdankung, sein wohlthätiges frommes Leben in der Zurückgezogenheit und sein Tod 35
Fortsetzung: Die Grundsteinlegung der Frauenkirche. — Theilnahme aller Stände an dem Bau. — Der herzogliche Hof und die Stadt München i. J. 1601, geschildert von einem Leibarzte Maximilians I. — Die Ludwigstraße im Mondschein. — Eine Cuirassier-Patrouille. — Der wachsame Hund. — Die Bibliothek. — Erinnerung an Rom 150
Sitten und Charaktere aus dem katholischen Volksleben:
Spanische Gastfreundschaft und Wohlthätigkeit 42
Der kunstreiche Lehrer und Beschützer der Sträflinge von Toulon 47
Ein pompejanisches Wandgemälde 61
Ein Schiffsbrand. Schreiben des Sir Stamford Raffles 69
Koch in Rom 1829, geschildert von Beda Weber . . . 79
Eine Jugenderinnerung an Wessenrieder, von Fr. Pocci 85
Sebastian Kneer, geschildert von Wessenrieder 87
Der gekreuzigte Jäger, von Fr. Pocci 123
Napoleon vor Hanau auf der Heimkehr von Rußland 1814. Aus dem Rheinischen Merkur von J. Görres . . . 125
Fenelon in seinem häuslichen Leben, nach la Harpe . . 126
Das haben die Römer gethan 128
Urtheile von Johannes Müller: Sailer. — Maria Theresia. — Napoleon 134
Deutschland und seine Nachbarn, nach J. Görres . . . 134
Die Politiker 138
Ein Ausflug auf den Göhl bei Berchtesgaden, von dem Beschreiber der Jagdgrabenbesteigung 146

III. Spiegel christlicher Barmherzigkeit.

Irische Noth und irische Barmherzigkeit 62
Schluß 74
Eine Predigt von Dr. Johannes Geiler, genannt Kaisersberger 110
Der heilige Johannes von Gott, nach J. Görres . . . 119
Die Cholera in Neapel 1836 und 1837 131
Ein Bild aus der ersten französischen Revolutionszeit . 163

IV. Fürstenspiegel und Hofsitten.

Ein Spiegel für Fürsten und Völker 25
Wie ein Fischer Minister ward 27
Wie ein Fürst seine wahren und seine falschen Freunde prüfen und kennen lernen kann 31
Ludwig der Heilige, aus einem Schreiben Fenelons an den Herzog von Burgund 64
Die schweigenden Höflinge 66
Altdeutsche Freimüthigkeit 66
Der österreichische und der russische Gesandte 67
Orientalisches Hofleben 69
Ein löblich Exempel König Rudolf's, welcher Gestalt er in einer dunkeln Sach' das Recht erforscht, nach Lehman 72
Pabst Leo's IV. Gebet vor der Schlacht von Ostia . . 117
Ein Urtheil von Pertz über die Regesten der Päbste . . 118
Eine Lehre für kleine und große Herren 137
Fenelon an Ludwig XIV:
Vorerinnerung und Bischof Sailers Einleitung . . . 178
Fenelons Schreiben 179

V. Erzählungen.

Einiges über und von Clemens Brentano: 1
Das Märchen von der Gockelei und dem Häsichen Wackerlos 3
Aus der Chronika eines fahrenden Schülers. Mit 12 Holzschnitten nach Fr. Pocci 6
Barny O'Reirdon's Seeabenteuer, nach dem Englischen des Samuel Lover. Vorwort 97
Erster Theil. Barny's Ausfahrt 98
Zweiter Theil. Barny's Heimfahrt 106
Der bekehrte Freikommen, von W. Valdegg 116
Winterabend-Erzählungen:
1) Das Christkindchen. Geschrieben im Jahre 1802 von J. Görres 165
2) Die Gaben der Zwerge. Volksmährchen aus der Bretagne 170
3) Der Bauer als Wunderdoktor. Ein friesischer Schwank frei nacherzählt 173

Seite

VI. Scherzhaftes und Erheiterndes, Schwänke und Schnurren.

Altes und neues Schattenspiel . . . 73
Aus dem Leben des florentinischen Malers Buonamico Buffalmacco . . . 90
Von einem geizigen Fürsten und einem hungrigen Dichter. Ein orientalischer Schwank . . . 94
Von einem Pariser Schmutzpudel . . . 97
Vertrauliche Gespräche über die Knirpsfreiheit . . . 122
Von reisenden Doppelgängern . . . 131
Scherzhafte Wanderungen . . . 132
Warum den Malern ihre Bilder so oft mißrathen . . . 133
Die einzige pfäffische Waare, nach Agricola . . . 136

VII. Gedichte und Sprüche.

Im Wald, von G. Görres. Arabeske nach Dürer . . . 1
Ein kleines Gebetlein für junge und alte Kinder, aus dem Volksmund . . . 23
Ein Trinkspruch, von Guido Görres . . . 24
Alter Zecherspruch . . . 24
Alte Lebensweisheit . . . 24
Wanderspruch . . . 24
Frisch gewagt, junges Blut! von Guido Görres . . . 24
Wohl bekomm's, von W. Müller . . . 24
Weltlust, von W. Müller . . . 24
Abendgruß, von Rudolf von Oberkamp . . . 24
Heimgang, von Pius Zingerle . . . 25
Der Mensch und die Weltherrlichkeit. Eine Fabel des persischen Dichters Ferideddin Attar . . . 35
Tyrol, von J. L. Pyrker . . . 41
Ein Lied von Clemens Brentano . . . 50
Die Zerstörung von Jerusalem. Tragisches Singspiel in drei Abtheilungen von Guido Görres, mit sechs Gruppen aus dem großen Oelgemälde von W. Kaulbach . . . 51
Der Waldvogel, von Guido Görres . . . 65
Von Engeln und von Bengeln, von Eichendorff . . . 65
Erbschaftstheilung, ein serbisches Volkslied . . . 71
Festlied zur Jubelfeier des Bischofs Michael Wittmann, von Melchior Diepenbrock . . . 82
Wiegenlied, von Guido Görres . . . 88
Die Kinder im Wald, von Guido Görres . . . 89
Die Blume der Blumen, von Ph. O. Runge . . . 90
Waldandacht und Morgen- und Abendandacht, zwei Gedichte von M. von Schenkendorf . . . 96
Lebensspruch, von Guido Görres . . . 97
Friede in Gott, von Novalis . . . 120
Morgengang, von Pius Zingerle . . . 121
Der Dom deutscher Eintracht, von C. Schulter . . . 125
Denkmal von Heinrich Klee und Klaggesang von J. Gorp . . . 127
Ein Sprüchlein von Clemens Brentano . . . 137
Begrabe, von Fr. Ebringer . . . 137
St. Sebastian, mit dem Bilde des Heiligen gezeichnet von Ch. Steinle . . . 140
Zur Weinlese, von G. Görres . . . 144
Hirtenlied, von G. Görres . . . 145
Die Weihnachtskrippe, altes geistliches Lied . . . 161
Die Sonne von Bethlehem, altes geistliches Lied . . . 161
Das wilde Heer, von Joseph Hof . . . 175
Weihnachtliches Gloria, von G. Görres . . . 184

VIII. Beurtheilungen von Schriften.

Schattenspiele von Fr. Pocci . . . 80
Neue Fabeln von F. J. W. Wunder. Mit Bildern von Friedrich L. Richter . . . 130
Kinderreime von Traugott Löschke, mit Bildern von Fr. Pocci . . . 142

E. Steinle inv.

Wem Gott ein volles Faß beschert,
Der gebe Gott den Dank;
Dem Armen, der ein Glas begehrt,
Versag' er nicht den Trank.

Eingang.

Gott Lob! wie irr und wirr die Menschen es zuweilen treiben, wie grimmig die Völker auch wider einander rasen und sich gegen Gott und sein Gesetz empören mögen: doch über diesem stürmischen Meere menschlicher Leidenschaften und Thorheiten gehen die Sterne des Himmels ruhig und unbeirrt ihre Bahn, heute wie vor Jahrtausenden. Sie sehen, wie die Götzen und die Gewaltigen des Tages stürzen; wie die Kränze verwelken und der Wind die Blätter verweht; wie das Gewühl des Kampfes allgemach verstummt und die Kämpfer einer um den andern in den letzten Schlummer niedersinken. — Ist die Nahe für eine Weile wiedergekehrt, ist Dampf und Staub verflogen, dann tritt der Mond wieder klar aus den Wolken und beleuchtet das stille Feld, wo die einst so Erbitterten jetzt friedlich neben einander ruhen. Ihre Macht und ihr eitler Ruhm sind vergangen, und nur das geht in die Ewigkeit hinüber, was sie im Bunde mit dem Ewigen, dem Willen Gottes sich hingebend und seine Absichten erfüllend, Gutes gewollt und gewirkt. Nur das, was sie in sich und Anderen nach dem göttlichen Vorbilde und zu seiner Verherrlichung an gutem Saamen in Worten und Thaten ausgesät und gepflegt, trägt den Keim ewiger Seligkeit in sich und währt länger, als der Glanz vergänglicher Sterne.

Freilich, wer mitten in diesem leidenschaftlichen Getreibe der Menschen steht und sieht: wie einer dem andern das Leben verbittert; wie Eigensucht, Genußgier und Hochmuth sich über alle Schranken der Religion, der Sittlichkeit und des Rechtes hinaussetzen; wie der Neid das Hohe und Edle herabzieht und verdächtigt; wie Gemeinheit und Feigheit es verrathen und verkaufen; wie das Laster stolz die Feder auf den Hut steckt und sich mit falschem, der Tugend und dem Verdienste erborgten Schmucke brüstet, und sich mit seinem Hofstaat von Schmeichlern und Augendienern umgibt, und Jedem mit der Reitgerte droht, der sich nicht herabwürdigt, ihm seine Huldigungen darzubringen, — wer diese und ähnliche Schauspiele sieht, wie sie der Weltlauf von jeher mit sich gebracht, der möchte sich wohl manchmal, von Kummer, Ekel und Verachtung erfüllt, auf einen einsamen Felsen eines fernen Meeres oder in die abgeschiedenste Waldeinsamkeit tief im Schooße der hohen Alpen zurückziehen, wo kein Laut dieses widerlichen Getümmels zu ihm dringt, um dort, nur mit den Vögeln des Waldes und den Sternen des Himmels im Verkehr, frei aufzuathmen und zu vergessen, was er da draußen gesehen und gehört.

Und wie oft ist es nicht wirklich geschehen, daß unglücklichen Völkern aus dieser heiligen Stille der Einsamkeit Hilfe und Rettung zu Theil ward. Die Geschichte hat es aufbewahrt: wie mächtige Kaiser, wie muthige Kriegshelden und weltersahrene Gesetzgeber zu den Männern der abgeschiedenen Beschaulichkeit und ernsten Betrachtung ihre Zuflucht nahmen und hier in ihren Bedrängnissen, in ihren Zweifeln und Nöthen Rath und Trost und Ermuthigung fanden; sie hat es nicht minder aufgezeichnet: wie manch einer der größten Geister, der später als Völkerführer allgewaltig in den Gang der menschengeschichtlichen Ereignisse eingriff,

sich vor dem Beginne seines Werkes in die Einsamkeit des Waldes oder der Wüste zurückzog, um sich hier in ungestörter Sammlung mit Gott und sich selbst zu berathen und seine Weihe und Sendung zu empfangen.

Doch der ist ein schlechter Streiter, der dem Kampfe träge oder feige entweicht; der ihm den Rücken kehrt, nicht um auf's Neue Muth und Kraft zu sammeln, sondern um in der sicheren Ruhe der Zurückgezogenheit seines Wohlbehagens zu pflegen, unbekümmert um das Schicksal seiner Mitbrüder. Prüfe Jeder daher seinen Beruf, und harre er aus auf der Stelle, wohin ihn Gott gestellt hat, bis seine Stunde schlägt und die Runde ihn ablöst.

Glücklich aber, wem fern von dem Gehader der Welt ein friedlicher Wirkungskreis zu Theil geworden, wo er ungestört von dem Hundegebell ergrimmter Leidenschaften göttlichen Saamen in die empfänglichen Gemüther eines aufwachsenden Geschlechtes für eine künftige Ernte ausstreuen kann. Zu verschiedenen Malen in meinem Leben bin ich solchen guten Geistern in still umfriedeter Wirksamkeit, seitab von der Heerstraße und dem Lärm des Marktes, begegnet.

Wer am Saume der römischen Campagna, am Fuße des reichen Albaner Gebirges, von Albano nach Marino der herrlichen Allee folgt, der findet unter dem Schatten der prachtvollen Bäume, rechts neben der Straße, eine einsam stehende Kapelle. Hier versammelten sich, als ich in jenen Gegenden weilte, die Kinder aus den nahe gelegenen Wohnungen, und hier, unter dem freien Himmel, von dem reichsten Grün der südlichen Pflanzenwelt umgeben, erschien in ihrer Mitte ein Mann in schwarzem, priesterlichem Kleide, der sie mit liebreichem Sinne unterrichtete. Der Ausblick in die blühende Landschaft mit ihren ernsten geschichtlichen Erinnerungen bot ihm die reichste Fülle von Bildern dar, wenn er von der Allmacht des Schöpfers und den Geschicken der heiligen Geschichte sprechen wollte. Und stieg er von der Kapelle die Höhe hinan, welch ein überraschender Ausblick bietet sich hier erst dem Auge dar! Ringsum in nächster Nähe das Albaner Gebirg mit seinen Dörfern, Klöstern, Schlössern und Villen in Rebengeländen, Gärten und Wäldern versteckt; und dann vor uns, unabsehbar weit ausgebreitet, die Campagna di Roma mit den hohen massiven Bogenreihen ihrer gewaltigen Aquädukten, die oft Stunden weit, wenn auch vielfach vom Zahn der Zeit durchbrochen, in gerader Linie die Ebene nach der Weltstadt hin durchziehen. Weiterum dann, über die weite schattenlose Fläche ausgestreut: verfallene Thürme, epheuumrankte Grabmäler, einsame Brücken, rauchende und verrauchte Osterien und Bauernhöfe, und dann wieder andere und andere mächtige, grünüberwachsene Trümmer, vielleicht von alten Tempeln oder von Pallästen oder von Villen und Burgen früher oder auch späterer Zeiten, und um diese Trümmer her abwechselnd die Macchieren, und die weiten sonnenverbrannten, braunen, baumlosen Wiesengründe. Im Nebelgrau der Ferne aber, aus der Fläche sich emporthürmend, die Kuppel von St. Peter und die Kronen der Pinien auf den sieben Hügeln der ewigen Stadt; am äußersten Saume des Horizontes endlich die Meeresküste von Ostia und der dunkelblaue Streif des mittelländischen Meeres, dessen Wogen von Zeit zu Zeit im Sonnenscheine zitternden Lichtes erglänzen. Kehrt sich dann das Auge nach rückwärts: wie verschieden, wie reich und entzückend ist hier das einsame landschaftliche Waldbild, der Blick in die Berge Albano's! Dort unten in dem tiefen Bergkessel, von grünen Bergwäldern ernst umsäumt, der einsame, stille Krystallspiegel des Albaner See's, aus dessen Wassern die Felsenwände des Monte Cavo, mit dem Waldesgrün zahmer Kastanien dicht überwachsen, in die blauen Lüfte des italienischen Himmels kühn hinansteigen, auf ihrer Spitze das einsame waldumgrünte Kloster der Passionisten und die Trümmer des alten Tempels des Jupiter Latinus, wo einst die römischen Eroberer ihre Dankesopfer den Göttern Latiums für ihre gewonnenen Siege darbrachten, und wo nun in nächtlicher Stille der Horengesang der Brüder erschallt! Wer möchte nicht hier mit den Kindern in die Schule gehen und im Anblick dieser Umgebung den Worten eines liebreichen Lehrers lauschen? Die Erinnerung an ihn aber erweckt mir das Bild eines andern Kinderfreundes, der sich eine ähnliche, nicht minder herrliche Stelle, und zwar im Angesichte desselben Albaner Gebirges, aufgesucht, wo er mit den Kindern spielte und sie unterrichtete. Ich meine den heiligen Filippo Neri, den Rom mit Recht seinen Reformator nennt.

Jenseits der Tiber auf der malerischen Hügelkette, welche den Fluß begleitet, dort auf der Höhe über dem großen Spital von San Spirito, oben in dem Klostergarten von San Onofrio mit seinen Feigen und Mandeln und Weinreben, unter der immergrünen Eiche, wo der kranke Dichter Tasso auf die entschwundenen Tage seines Lebens wehmuthsvoll zurückgeblickt und in der Klosterkirche seine letzte Ruhestätte fand, — hier weilte der große Heilige, Filippo Neri, ein Kind mit Kindern spielend. Und hier in der ländlichen Zurückgezogenheit, fern von dem Lärmen in der Tiefe, welche Bilder konnte er ihren lernbegierigen Blicken zeigen! Vor ihm, dicht zu seinen Füßen, diesseits und jenseits des Flusses, und die Ufer hinauf und hinab, in der Ebene und über die Hügel weit ausgebreitet, lag das

alte und das neue Rom mit seinen Thürmen und Kuppeln und Palästen, seinen Bauten und Trümmern aller Zeiten. Links dort unten, diesseits des Flusses, ganz in der Nähe, hinten von einem Wiesengrund umsäumt, St. Peter und der Vatican und der bedeckte Gang, der nach der Engelsburg hinabläuft, und der Platz von St. Peter mit seiner mächtigen Colonnade, seinem hohen Obelisken von Heliopolis und den beiden prachtvollen Springbrunnen; jenseits der Tiber aber, zur äußersten Rechten der Stadt, über das Pantheon hinaus, nach dem Colosseum und den Triumphpforten und den Kaiserpallästen des alten Roms hin, nicht neben Ara Cöli, wo der Tempel des Jupiters Capitolinus stand, der hohe Thurm des Capitols mit dem Bilde der Roma; zwischen St. Peter und dem Capitol eingeschlossen dann das graue Häusermeer der Stadt und darüber hinausragend die luftigen Kronen der Pinien auf dem Monte Pincio und dem Höhenzuge, den der Quirinal und Santa Maria Maggiore und der Lateran krönen; hinter diesem Gürtel endlich wieder die braune Fläche der weiten Campagna, begränzt am äußersten südlichen Saume von den blauen Albaner und Sabiner Bergen mit ihren malerischen Gruppen, von wo Genzano und Ariccia, Albano, Castell Gandolfo, Marino, Frascati und Tivoli herüberwinken; während mehr nach der Rechten hin, gen Westen, die Ebene sich nach der Küste verliert. Noch jährlich wird hier an dieser Stelle, am Feste von San Filippo, zur Erinnerung an den Unterricht und an die Spiele des Heiligen, aus dem Munde eines Kindes, Angesichts seines Bildes, in festlicher Versammlung eine Rede am Nachmittag gehalten, während am Morgen der heilige Vater mit dem Kardinalskollegium in allem Pompe seiner Würde dem festlichen Gottesdienste in der Hauptkirche der Filippiner, die der Heilige gebaut, beiwohnt. Ich selbst war Zeuge der Feier unter der herrlichen Tasso's Eiche mit ihrer wundervollen Aussicht. Auf den Bänken des steinernen Amphitheaters hörte ich die Rede des Knaben, vor mir das Bildniß San Filippo's, und dahinter die Aussicht auf die Stadt und die Berge, und über mir der immergrüne Baum und der tiefblaue Himmel. Damals glänzten die mächtigen Aeste der Eiche in dem frischesten Jugendgrün; es war eine Freude, sie zu sehen; man hätte glauben sollen, sie würde leicht noch ein Jahrtausend überdauern; frühern aber sind wenige Jahre vergangen, und schon hat ein Sturm ihre Krone für immer zerschmettert! — doch das Andenken des Heiligen, der unter ihr geweilt, wird gesegnet fortleben und das Beispiel, das seine liebreiche Werksamkeit gegeben, fort und fort Früchte bringen!

Aber auch diesseits der Alpen, wo die rauheren Laute der deutschen Zunge erklingen und die klärern Bergwasser den Meeren des Nordens zurinnen, auch hier begegnete ich im Frieden der Bergeinsamkeit Männern verwandten Strebens. Unfern von den grünen Wald- und Felsenufern des Vierwaldstätter See's, nicht weit vom Fuße des Rigi, im Angesichte der silbernen Häupter der nächtigen Gletscher, wo in kühnen riesigen Formen der Pilatus, der Titlis, der Tödi, der Mythen sich wie Säulen des Himmels erheben, stieg ich einst eine Höhe hinan. Ich mochte ohngefähr eine halbe Stunde unter Obstbäumen, über Wiesen, durch Wald und über Felsengeröll gegangen seyn, als ich unter Bäumen versteckt eine kleine einsame Kapelle gewahrte. Ich trat hinein und fand dort einen Klausner, der mit einer Schaar Kinder laut betete. Das Gebet währte ziemlich lange; der Klausner, ein älterer Mann von freundlich ernster Miene, entließ die Kinder sodann; sie liefen vergnügt nach allen Seiten hin, den prüfenden Höfen ihrer Eltern zu. Es war ja Samstag; der Spieltag hatte begonnen. Ich trat nun zu dem Alten hin und knüpfte mit ihm ein Gespräch an. Er war freundlich und offen, und die Heiterkeit eines zufriedenen Gemüthes, eines reinen Gewissens sprach sich auf seinen einfachen Gesichtszügen aus. Er führte mich in sein Häuschen, das der kleinen Kapelle gegenüber stand. Wir traten in eine kleine Wohnstube hinein; sie diente ihm im Winter zur Schule und mußte dann, so klein sie auch war, an vierzig oder fünfzig Kinder fassen; im Sommer wird ihm der Rasen unter den Bäumen oder die Kapelle dazu dienen. Er zeigte mir Alles, seine Bilder und seine Bücher, mit der freundlichsten Bereitwilligkeit und führte mich dann auch in die kleine Schlafkammer. „Neulich," so sprach er lächelnd unter Anderem, „besuchten mich einige Offiziere; ich fragte sie, ob sie auch meinen Spiegel sehen wollten. Sie waren begierig darauf, und dachten sich wohl, wie wunderlich es doch sey, daß ein alter Klausner einen Spiegel bedürfe. Da führte ich sie denn hierhin." Und nun zeigte er auch mir seinen Spiegel. Was war's? — Nichts Anderes, als ein Todtenkopf, den eine Inschrift umgab, die ohngefähr lautete: „Was du jetzt bist, das bin auch ich einst gewesen; und was ich jetzt bin, das wirst du einst seyn." Er kam auch bald auf sein Leben zu sprechen, woraus er mit mancherlei in zutraulicher Weise erzählte: Er war in seiner Jugend weit in der Welt, bis nach der Türkei, um und um gelaufen; viele Städte und Länder hatte er gesehen und Manches erfahren; die Welt aber hatte ihn nicht befriedigt, bis er endlich hier auf der stillen Höhe, im Schoos der Alpen, das Ziel seines Strebens und die Ruhe seiner Seele gefunden. Er

unterrichtete die Kinder der Nachbarschaft und betete mit ihnen und lebte von dem, was ihre Eltern und gute Leute ihm schenkten. Von der Welt verlangte er nichts mehr; er war glücklich und zufrieden und voll des Dankes gegen Gottes Güte. Dieß leuchtete aus seinen heiteren Blicken und sprach sich in seinen zutraulichen Reden aus. Ich hörte ihm gern zu und gern wär' ich noch länger bei ihm geblieben; und als ich schied, begleitete mich in der Erinnerung seine freundliche Gestalt den Berg hinab. Mir fiel der grimmige Hader und die Zerrissenheit der unglücklichen Schweiz ein, und ich verglich damit die stille segensreiche Wirksamkeit dieses Mannes in seiner friedlichen Bergeinsamkeit. Ich dachte an die alten Tugenden der Schweizer und ihre großen Siege. Ich sah nach den himmelhohen Spitzen der ernsten Gletscher mit ihren drohenden Felswänden; ich blickte nach den klaren stillen Wassern der Seen, nach den anmuthigen grünen Matten und Wäldern und den freundlichen, darüber hingestreuten Höfen. Es waren die alten Urkantone, die den Bund der Freiheit gestiftet, deren Berge und Thäler vor meinen Blicken lagen. Und wie Manches erinnert hier noch an die Tage von Sempach und Murten, an den Heldentod Winkelried's und an den frommen Bruder Klaus von der Flüe, der diese Pfade gegangen, und dessen Bild, von lebendigem Glauben geehrt, hier noch allenthalben in Kirchen und Kapellen, in Rathsstuben und Wohnhäusern dem Reisenden begegnet. Hier, abgelegen von der großen Landstraße, lebt noch in manchen Herzen die alte Schweiz mit ihrem festen Glauben, ihren einfachen, biederen Sitten und ihren Heldentugenden. Der Ehrgeiz aber und die zügellose, übermüthige Herrschsucht der Wühler und Schreier und Volksverführer, die treulos kein göttliches und menschliches Recht achten, möchte nun über die friedlichen Thäler, die ich damals durchschritt, herfallen; allein sie werden Männer finden, Männer, die im Vertrauen auf den alten Gott für ihren heiligen Glauben und ihre traute, unschuldige, fleckenlose Freiheit, wie die Väter in den Tagen der Vorzeit, zu siegen und zu sterben wissen. Doch lassen wir der Gegenwart ihren Hader. Könnte ich mich nur von ihrem Getümmel frei machen, wie gern wollte ich zu dem alten Klausner auf die friedliche Höhe mit der herrlichen Aussicht hinaufsteigen und mir von ihm die Begebenheiten seines Lebens, seine Leiden und Freuden und die gütige Führung der Vorsehung erzählen lassen. Möge jedem Leser des Hausbuches eine solche Friedensstätte, wenn nicht auf den Bergen der Schweiz, doch in der Tiefe seines Herzens, vergönnt seyn, und was guter Wille ihm in den folgenden Blättern biete, möge er das freundlich hinnehmen und Gottes Engel ihm dieses seinen Frieden gegen die bösen Geister dieser Zeit schirmen!

Fr. Paul Lor.

Deutsches Hausbuch

herausgegeben

von

Guido Görres.

Zu des Wissens Erweiterung,
Zu des Lebens Erheiterung,
Deutscher Jugend zur Lehre,
Deutscher Jugend zur Ehre,
Deutschem Lande zum Schutze,
Seinen Feinden zum Trutze,
Gott, dem Höchsten, zum Preise
Mach dich frisch auf die Reise.

Alte Ritterpflicht.

Wer Ritters Namen will empfah'n,
Der soll die Ehr' zum Schilde han.
Sein Gürtel sei der Milde Hort,
Ein Mannsch sein verpfändet Wort;
Sein Sper soll seyn voll Muthigkeit,
Sein Schwertschlag Freud erwecken,
Sein' Manieschnur mit Ruhm gereicht,
Sein Hut vor Schand ihn decken.

Philisterbehagen im Schlafrock.

Gott sei Dank! ich wollte sagen: dem ewigen Weltgeist des Fortschritts sei es gedankt, daß wir die düstern Zeiten des Mittelalters hinter uns haben; denn wer konnte da sein Pfeifchen ruhig rauchen und im Comptoir der Allgemeinen Biedermanns-Zeitung so gemüthlich leben, welch eine große Rolle die Engländer und welch eine kleine wir, die Deutschen, auf der Weltbühne spielen. Schade nur, daß das Schießpulver schon erfunden ist, die Herren Zeitungsschreiber würden es sonst sicherlich erfinden, denn was die Erfindungen anbelangt, da muß man Respekt vor ihnen haben.

Jahrgang 1847 oder II. Band.

I. Heft.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

München.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

1847.

Preis des Heftes 24 kr. rhn. oder 8 Ngr.

Ankündigung.

(Das Deutsche Hausbuch von G. Görres für 1847 betreffend.)

Von dem Deutschen Hausbuche sind bereits sechs Hefte erschienen, welche den ersten Band oder Jahrgang 1846 bilden. Der zweite Jahrgang (1847) erscheint unter denselben Bedingungen: Das Heft zu 24 kr. rhn. oder 8 Ngr., wovon circa sechs Hefte auf den Jahrgang kommen. Preis eines aus sechs Heften bestehenden Jahrgangs 2 fl. 24 kr. rhn. od. 1 Thlr. 18 Ngr., gebunden 2 fl. 42 kr. oder 1 Thlr. 22 Ngr. Alle Buchhandlungen Deutschlands nehmen Subscriptionen darauf an. Die Hrn. Abonnenten werden ersucht, ihre Bestellungen frühzeitig zu machen, damit keine unvollständigen Exemplare geboten werden müssen. Als Probe des Geistes und der Ausstattung des **Deutschen Hausbuches** mögen die hier folgenden Bilder mit ihren Erklärungen dienen:

Allgemeine Fußverwirrung oder naturgetreue Darstellung der europäischen Verhältnisse in diesem Jahre, welche jeden zum Gebete bewegen muß: Gottes Barmherzigkeit möge in dieser Wirrniß Gnade für Recht ergehen lassen und die göttliche Zuchtruthe in seiner Langmuth nicht nach Verdienst anwenden, es also fügend, daß ein Jeder, Groß und Klein, Hoch und Niedrig, seine Füße aus denen des Nachbars unbeschädigt herausfinde und es uns nicht ergehe wie den Lalenburgern. — Wie nämlich ein Jeder weiß, so hatten die ehrsamen Bürger von Lalenburg ein Rathhaus gebaut, allein die Fenster hatten sie vergessen. Als sie nun darinnen saßen, die Angelegenheiten des Reiches zu berathen, da war es stockfinster. In dem Eifer der Verhandlungen aber geriethen ihre Füße ihnen unter einander, daß zuletzt keiner die seinigen heraus zu finden wußte. Wer weiß, wie lange die Rathsherrn in dieser Verwirrung noch bei einander gesessen hätten, wäre nicht einem von ihnen in der Verzweiflung der Gedanke gekommen, daß er mit einem Stock aus allen Kräften drein schlug, und siehe da! alle fuhren auseinander und ein Jeder fand wie durch ein Wunder richtig seine Füße. Merk's! und hüte dich, daß deine Füße sich nicht mit denen deines Nachbars oder deiner Nachbarin gar zu sehr verwirren, so wirst du die Strafruthe ersparen.

Magr. gerard

Magister Gerardus von Alle,
der erste Baumeister des Domes von Köln, nach der Zeichnung auf einer alten Handschrift.

Kindesunschuld.

Du, ü Broden auch!

Im Wald.

Im klaren Bächlein tanzt so flink
Die muntere Forelle,
Es singt dazu der junge Fink
Vom Frühling freudenhelle.

Das Häslein springt im Morgenthau,
Die Sonne macht es niessen,
Und „prosit!“ ruft das Füchschen schlau,
„Komm Närrchen! laß dich grüßen.“

Zum Eichbaum spricht der Morgenwind:
„Ich will dir was erzählen.“
Er lauscht, da rauscht die Luft gelind:
„Wir wollen uns vermählen.“

„O nein! o nein! Frau Unbestand!
Du liebst ja ihrer tausend,

Mein Epheu schlingt ein treuer Band,“
So spricht der Eichbaum brausend.

Die Sonne lacht, der Wind verstummt,
Ein Mäuslein kömmt geschlichen,
Ein Käfer brummt, ein Bienlein summt,
Das Mäuslein ist entwichen.

Ein Röslein duftet einsam dort
An windgeschützter Stelle,
Ein Mägdlein kömmt und trägt es fort,
Zur stillen Waldkapelle.

„Verzeih uns, Herr!“ so spricht ihr Mund,
„Und laß auch uns verzeihen,
Und dankbar will ich in der Rund,
Was grünt und blüht, dir weihen.“

Einiges über und von Clemens Brentano.

Wer den Dichter Clemens Brentano gekannt, wer ihn einmal gehört hat, die Erinnerungen seiner Kindheit und Jugend oder die Abenteuer einer Reise oder auch die Begebnisse des jüngsten Tages erzählen, der wird, wenn er seinen lebendigen, wechselvollen, bald scherzhaft komischen, bald ernsthaft tragischen Schilderungen Stunden lang zugehört hatte, wohl erkannt haben, daß ihm wie Wenigen die Gabe der Erzählung und schöpferischer Einbildungskraft verliehen war.

Mancher konnte denselben Weg gegangen, in denselben Häusern eingekehrt seyn, er konnte auf denselben Ruhebänken gesessen, mit denselben Menschen gesprochen, dieselben Vögel gehört, dieselben landschaftlichen Bilder gesehen haben: allein es war ihm nichts Merkwürdiges aufgefallen, nichts Seltsames begegnet; er hatte Alles ganz wie gewöhnlich gefunden; nichts hatte ihn zum Weinen oder Lachen gebracht oder ihn auch nur in seinem Gleichmuth gestört und sein Nachdenken geweckt; während dagegen dem Dichter überall die seltsamsten Dinge und Personen begegnet waren, er hundert überraschende Entdeckungen gemacht und tausend Betrachtungen darüber angestellt hatte und nun daraus einen Kranz der unterhaltendsten Erzählungen zu flechten wußte.

Hatte es auch den ganzen Weg über gestürmt und geschneit und er Niemand neben sich in dem verschlossenen Wagen gehabt, als etwa einen armen Handwerksburschen, den er halb todt von Kälte, Hunger und Müdigkeit auf dem Wege begegnet und in den Wagen genommen; wie bald war er mit ihm so vertraut geworden, daß die dankbare Seele des armen Burschen ihm alle Abenteuer seines Lebens und seiner Reisen im Morgen- und Abendlande erzählte, die er dann auf eine Weise wieder zu erzählen wußte, daß jeder Zuhörer diesen seltsamsten aller Handwerksburschen gar zu gern kennen gelernt hätte. Hatte er aber keinen solchen Handwerksburschen gefunden, war er allein gewesen, so hatte er vielleicht mit seinem Postillon, seinem Kutscher oder einem der Wirthe ein Gespräch angesponnen, das nicht minder einen ganzen Schatz des Merkwürdigen und Seltsamen zu Tag gefördert hatte, worin sich die Landessitte, die Denkweise des Standes und der Charakter des Menschen auf eine höchst überraschende Weise spiegelte.

Kurz er war ein Entdecker und wo er mit seiner Springwurzel an die Felsen anschlug, da öffneten sie sich und ihre verborgenen Schätze und Quellen sprangen zu Tage. Es war dieß kein Zufall, sondern es geschah, weil sein Geist eben ein Dichtergeist war. Denn wie das Bildniß desselben Menschen ein anderes ist, wenn es ein geistloser alltäglicher Schmierer oder ein Rafael, ein Murillo hinzeichnet, und wie dieselbe Persönlichkeit als

eine ganz andere erscheint, wenn sie ein Shakespeare und Cervantes oder ein Kotzebue und Glauren charakterisirt. Ganz so war es auch mit den Schilderungen, die sein dichterischer Geist von den Lebenserfahrungen machte, verglichen mit den nüchternen Beobachtungen zeitleerer Philisterei.

Alles Eigenthümliche, was nicht in den aufgetretenen Gleisen der alltäglichen Praxis und des gemeinen Eigennutzes ging, sondern still und einsam seinem eigenen Pfad folgte, Alles, was sich frisch und ungekünstelt aus seiner inneren Natur entwickelt hatte, oder was unter einem unscheinbaren schlichten Aeußeren, unter dem Kleide der Armuth und Dürftigkeit, einen reichen, geheimnißvollen inneren Schatz zu verbergen schien, das zog ihn unwiderstehlich an und reizte ihn in vertrauterem Umgange ihn nachzuforschen und es zu ergründen. Während ihm umgekehrt der Lärm des Marktes und der kalte äußere Prunk der Welt zuwider war und er die Augen abwandte, wenn sie vor den Augen der schaulustigen Menge einher stolzirend ihre Reize, gleich einer zuchtlosen Gauklerin, feil hat und den Hermelin ihrer Hoffart im Kothe nachschleppte. So kam es denn auch, daß ihm das Eigenthümliche und Seltsame, eben weil er es liebte und weil er es schonte und weil er einen Sinn dafür hatte, auch auf allen Wegen und Stegen begegnete und ihn anrief. Seine schöpferische, nimmer ruhende, dichterische Einbildungskraft that freilich dazu das Ihrige. Was er uns in seinem Märchen vom König Landamus und dem wunderbaren Schürzchen der Jungfer Fanferliesschen erzählt, das gilt ganz von dem unerschöpflichen Reichthum seines dichtenden Geistes. Trug der König nach irgend etwas Verlangen, so schüttelte ihm die betagte kluge Jungfer Herz was begehrt du aus ihrem Schürzchen. Brauchte er zum Beispiel für seine Staatsangelegenheiten einen neuen Minister, so war ihm auf der Stelle geholfen, er ging nur hin und (siehe Märchen des C. Brentano II. Band S. 322. Stuttgart, Cotta, 1847) sagte:

„Fanferliesschen, Schürzchen!
Nicht zu lang und nicht zu kurz,
Schüttle mir aus deinem Schurz
Einen guten Staatsminister."

Und gleich antwortete Fanferliesschen: „Herr! hier ist er!" indem sie ihr Schürzchen schüttelte und ein complet Staatsminister mit seinem Portefeuille unter dem Arme herausfiel oder vielmehr hüpfte, der das Land trefflich regierte, den die freisinnig, Besserbichianische allgemeinste Stadt- und Landzeitung sogleich in allen Lemmten herausposaunte, und der gegen Bezahlung einer mäßigen Erkenntlichkeit auf der Stelle Eintritt in den Glanzhimmel der papiernen Unsterblichkeit zu Leipzig erhielt. So durfte auch Clemens Brentano „aus dem Wunschtüchlein seines Geistes schütteln und in überströmender Fülle fielen und hüpften die Gedanken, die Gestalten und Bilder heraus, und umfingen und umfrangen ihn, daß ihm oft selbst darüber schwindelig ward. Ja seine Einbildung umhüllte ihm nicht selten die Wirklichkeit vor seinen Augen mit einem zauberischen Duft und erfüllte sie mit den wunderbarsten Bildern, die so lebhaft vor die Seele des Dichters hintraten, daß er gewiß gar oft selbst kaum mehr unterscheiden konnte, was er mit seinen leiblichen Augen oder mit denen seines dichtenden Geistes gesehen. Auf diese Weise verflossen ihm Wirklichkeit und Dichtung, indem bald ein Ton des Lebens, ohne daß er es selbst merkte, in seine Dichtung hineinklang, bald wieder seine Dichtung ihm das Leben mit ihren Farben übergoß und Bilder vorspiegelte, von denen sonst kein sterbliches Auge etwas entdecken konnte.

Daß eine solche Natur zur Märchendichtung besonders geeignet war, leuchtet wohl ein. Schon von Kindheit an fühlte er sich auch zu dieser stillen Märchenwelt hingezogen; ja in dem alten Kaffeekas, das er sich in dem Kaufmannsgewölb seines Herrn Vaters zum Wohnsitze eingerichtet hatte, führte er als Kind selbst ein träumerisches Märchenleben, worin Alles seiner bildererschaffenden Phantasie zu Willen war. Aber auch später noch, da die Stürme von Welt und Zeit mit ihrem kalten Hauch den Baum seines Lebensglückes seiner Blätter, seiner Blüthen und Früchte beraubt und er, der irrende, müde Pilger, der an den scharfen Klippen der Wirklichkeit mit seinen dichterischen Träumen so oft gescheitert war, eine Ruhestätte unter dem Kreuze gefunden, da klangen noch die Töne jener entschwundenen Märchenwelt seiner Kindheit wie der Ruf versunkener Glocken in mitternächtlicher Stunde zu ihm herüber. Hatte es ihm ja noch in den besten Jahren seiner männlichen Kraft ein Vergnügen gewährt, neue Märchen zu dichten, oder ältere umdichtend in ein neues Gewand zu kleiden, um sie den Kindern in bestrundeten oder verwandten Kreisen vorzulesen oder vorzuerzählen. Der Reiz aber, den er ihnen zu geben wußte, machte, daß nicht bloß Kinder ihm zuhorchten; das ganze Haus hing lauschenden Ohres an seinem Munde.

Dabei verschmähte er selbst auch das einfache Kinder- und Volksmärchen nicht; ist es ja auch die Dichtung im Kleide der Armuth, vergleichlich den wilden Waldrebenen, die da traufen im Schatten hundertjähriger Eichen, an Bachesrand, wo die Nehe grasen, blühen und reifen, wie schön ist ihre Farbe! wie duften sie so süß! wie gewürzig ist ihr Geschmack! und doch hat sie die Hand keines Gärtners gepflegt und sind sie das Eigenthum keines reichen Herrn; das arme Kind des Holzhauers klimmt mit nackten Füßen sie zu pflücken und trägt sie zum Bett der alten kranken Großmutter hin. Er selbst auch schildert in seinen Märchen mit Vorliebe, wie solche arme Kinder, die gleich den Veilchen von den Thüren

der vornehmen Welt verächtlich hinweggewiesen werden, in ihrer Verlassenheit, im Schooße der Armuth und Demuth, in frommem Vertrauen zu Gott erwachsen und von Gott in ihren Nöthen und Schmerzen getröstet werden, und wie die Thiere des Feldes und die Vögel des Waldes sich ihnen zutraulich nahen und in freundlichen Gesprächen mit ihnen verkehren.

Allein sein Geist wurde bald von anderen und ernsteren Bestrebungen in Anspruch genommen, und was er damals von seinen Märchen niederzeichnete, blieb mit geringer Ausnahme in seinen Mappen verschlossen, und nur schwer ließ er sich dazu bewegen, in vertrauteren Kreisen Einiges aus diesen harmlosen Dichtungen mitzutheilen. Wie sehr er auch von seinen Freunden und spekulirenden Buchhändlern darum angegangen werden mochte, er hielt sie viele Jahre hindurch unerbittlich in engem Gewahrsam.

Erst, als er die Nähe des Todes in der kranken Brust fühlend an die Abfassung seines letzten Willens ging, erst da ließ er sich bestimmen, aus Barmherzigkeit gegen Nothleidende und Arme zu gewähren, was alle Lobsprüche und die Aussichten auf schriftstellerischen Ruhm nicht vermocht hatten. Er gab die Herausgabe der Märchen unter der Bedingung frei, daß ihr Ertrag frommen und wohlthätigen Zwecken zuwendet seyn sollte.

Sein Wille ist nun in Erfüllung gegangen. Die Märchen des Clemens Brentano sind erschienen. Ist ihr Preis auch ein höherer, als es für ein Buch zu wünschen wäre, das, wie auch sonst das Urtheil darüber lauten mag, jedenfalls einen reichen Schatz dichterischer Schönheiten enthält und als eine harmlose Erheiterung der Jugend und jugendlicher Gemüther mit gutem Gewissen empfohlen werden kann: so mögen die Leser bedenken, daß sie zugleich ein Almosen in den Schooß der Barmherzigkeit niederlegen, um leibliches und geistiges Elend zu lindern.

Gern möchten wir unseren Lesern eine Probe aus dem Kranze dieser Märchen mittheilen, allein die meisten sind so reich ausgesponnen, daß es unser Raum nicht gestatten würde; doch möchten wir ihnen ein kleines, das er mit anderen einen größeren einzuflechten, nicht vorenthalten. Jeder wird daran leicht die Gabe einer heiteren überraschenden Erzählung bemessen können. In dem Märchen vom Schulmeister Klopfstock erzählt einer seiner fünf Söhne, der Apotheker Pinkepank, diese Geschichte seinen Brüdern, dem Fischer Pitschpatsch, dem Jäger Pirpraff, dem Dieb Grispgraps und dem Waldbruder Trillrall, und sie lautet wie folgt:

Das Märchen von der Eidechse und dem Händchen Wackerlos.

Ich sollte einmal Pillen machen für eine kranke Mutter, deren Kind zu mir kam und sprach: „Ach! lieber Herr Subjekt! gebe er mir etwas recht Gutes und Süßes für die Mutter, das ihr gut schmeckt und sie recht bald gesund macht; denn wenn sie nicht bald gesund wird, so kann sie nicht spinnen, und wenn sie nicht spinnt, kriegt sie kein Garn, und wenn sie kein Garn kriegt, kann ich und die Schwester keine Strümpfe stricken, und können wir keine Strümpfe stricken, so können wir keine verkaufen, und können wir keine Strümpfe verkaufen, so kriegen wir kein Geld, und kriegen wir kein Geld, so kann die Mutter kein Brod kaufen und müssen wir alle verhungern.“ Da wollte ich dem Kinde etwas recht Gutes geben und griff unter den Arzneibüchsen hin und her und holte weißen Zucker aus einer Büchse, in dem rollte ich die Pillen hin und her und gab sie dem Kind, und ließ es selbst eine Messerspitze voll ablecken, worauf es sagte: „Ach! das ist süß! das wird der Mutter sehr gut schmecken! Wenn sie gesund wird, Herr Subjekt! will ich ihm ein paar Strümpfe mit rothen Blumenzwickeln und oben einen Sternenrand darum stricken,“ worauf es fröhlich der Apotheke hinauslief. Als ich die Büchsen wieder an ihre Stellen ordnen wollte: O du allmächtiger Gott! in welches Elend kam ich! ich las, daß auf der Büchse, aus der ich geglaubt hatte weißen Zucker zu nehmen, mit großen Buchstaben stand, „Bleizucker,“ welcher ein weißes Gift ist, das ganz wie Zucker aussieht. Wie ein Rasender stürzte ich der Thüre hinaus und rannte durch alle Straßen nach dem Kinde, und fragte überall nach dem Kinde, denn ich wußte nicht, wo es wohnte, ach! und Niemand hatte es gesehen; ich konnte es nicht finden. Jetzt wird die Mutter die Pillen schon gegessen haben und gestorben seyn von dem Gift, dachte ich, und das Kind wird auch gestorben seyn, dem ich eine Messerspitze voll davon gab. In solcher Verzweiflung rannte ich zum Thore hinaus und kam an die kleine verfallene Kapelle. Allerlei wilde Kräuter wuchsen um den kleinen zerbrochenen Altar, der drin vor einem Kreuze stand; wie ein Verzweifelter kniete ich da nieder und rang die Hände und betete zu Gott, er möge sich meiner erbarmen, und möge die arme Mutter am Leben erhalten. Indem ich so betete, raschelte neben mir etwas in den Kräutern, und ich sah da eine Eidechse, die auf einem Stein lag und sich hin und her wand, als habe sie große Schmerzen, und andere kleine Eidechschen saßen um sie herum, als wären sie sehr traurig; ach! da fiel mir die Mutter mit den Kindern wieder recht in die Seele, und als die kranke Eidechse auf einmal ganz still wurde und todt von dem Stein herabfiel, schrie ich: weh! weh! jetzt ist sie todt, ach! die gute Mutter, der ich aus Unachtsamkeit Gift statt Zucker geschickt, — ist jetzt gewiß todt, und da betete ich wieder recht innig zu Gott. Sieh! da raschelte es an der andern Seite, und ich sah die kleinen Eidechschen Blätter von einem Kraute ab-

beißen, welches da in großer Menge wuchs, und sah, daß sie mit den Blättern zu der todten Eidechse hinliefen und ihr Saft davon in den Mund flößten, und sah, daß die todte Eidechse davon wieder lebendig wurde und frisch und gesund davon lief und die Jugend hinter ihr drein. Wie ein Blitz lief's mir durch die Seele, ich wollte die Mutter aufsuchen und wenn sie auch schon begraben wäre, so wollte ich sie mit diesem Kraut lebendig machen. Ich nahm viel von dem Kraut und lief schnell in die Stadt zurück und fragte von Haus zu Haus, konnte sie aber nirgend finden. Als ich am andern Thor endlich bei dem Thorwärter fragte, sagte er mir, daß heute Morgen ein solches Kind, wie ich gesagt, vom Lande in die Stadt gekommen sei und ihn nach der Apotheke gefragt habe, daß es auch bald wieder hinausgegangen sei, aber daß er nicht wisse wohin. Da war meine Angst wieder so groß als vorher, und ich lief nach der Apotheke zurück und wollte nun von dem nämlichen Gift essen, um zu sterben. Ich stürzte nach der Büchse hin und riß sie auf und aß in der Verzweiflung alles, was darin war. Aber auf einmal kam der Apotheker heraus mit einer großen Süßholzwurzel in der Hand und kriegte mich beim Schopfe zu fassen, und prügelte mich ganz abscheulich und rief immer dabei: „O! du naschhafter Zuckerschlecker! da hast du auch Süßholz dazu, du Bengel! erst läufst du den ganzen Tag auf der Straße herum und kömmst Abends noch Haus und schleckst mir noch dazu die Zuckerbüchse aus, da nimm Süßholz, Süßholz dazu!" und dabei prügelte er immer darauf los. Ich aber rief immer dazu: „O! Herr Prinzipal! schlagen Sie mich todt, um Gottes willen, schlagen Sie mich todt, wenn das Gift mich nicht schon umbringt." — Der Herr Prinzipal aber war schon ganz müd und sprach: „Was redest du von Gift, du Narr!" — „Ei!" sagte ich, „War denn kein Bleizucker in der Büchse, es steht ja darauf geschrieben?" — „Nein, es war Zucker darin," sagte der Prinzipal, „ich werde dir Bleizucker dahin stellen, du unachtsames Naschmaul! daß du mir die Leute vergiftest; ich habe alle solche Sachen unter Schloß und Riegel liegen, damit kein Unglück geschieht, und in allen Büchsen, wo hier Gift darauf geschrieben steht, ist nichts als weißer Zucker, damit ihr mir das Naschen sein lasset."

Ihr könnt euch mein Entzücken denken bei dieser Nachricht; ich kriegte meinen Prinzipal bei den Ohren zu fassen und küßte und drückte ihn viel tausendmal, und tanzte wie ein Narr mit ihm in der Apotheke herum, so daß er anfing um Hilfe zu rufen, weil er glaubte, ich sei rasend geworden. Da kam die Apothekerin herzugelaufen und schlug die Hände über dem Kopf zusammen über den Spektakel, und der Mann schrie zu ihr: „O Dussia! liebe Dussia! gib ihm Süßholz." — Da nahm die Frau Dussia die Süßholzwurzel wieder und prügelte auf mich los ganz erbärmlich, daß ich den Prinzipal fahren ließ, und in der Apotheke herumsprang, daß alle Büchsen auf den Brettern tanzten und die Mörser zu klingen anfingen. Bratsch fiel eine große Flasche mit Jalapp an die Erde und eine andere Trumm Stampfer hinten nach; sie ließen mich los und eilten ferneres Unglück zu verhüten. Ich aber rannte so gegen die Thüre, daß ich alle Fenster einstieß, und den König Salomon, der als Schild an der Thüre stand, über den Haufen rannte. Wie unsinnig flog ich die Stadt hinaus nach der kleinen Kapelle, und kniete vor dem kleinen Altar und betete die ganze Nacht, bis ich vor Müdigkeit einschlief.

Am andern Morgen konnte ich von dem vielen genossenen Süßholz meinen Rücken kaum bewegen, da nahm ich von dem Kraut, was neben mir wuchs und rieb mir den Rücken mit, und auf einmal war ich frisch und gesund. Da betrachtete ich das Kraut sehr genau, und nahm mir Samen davon mit und Blätter und spazierte fort, in die Welt hinein.

Als ich einige Tage fortgezogen war, kam ich in einen Wald, da hörte ich ein Kind außerordentlich weinen; ich ging nach der Gegend hin, und da sah ich dasselbe kleine Mägdlein an der Ecke sitzen und an einem großen Strumpf stricken und immer dazu weinen. Ich trat näher und sah, daß es einen kleinen Hund im Schoße liegen hatte, und bitterlich auf ihn wieder weinte. „Liebes Kind!" sagte ich, „ach die Mutter ist gewiß gestorben, weil du so weinst?" Da sprang aber das Mägdlein auf und sprach: „Ach nein, lieber Herr Subjekt! die Mutter ist frisch und gesund von seinen guten Pillen, und die Strümpfe für ihn sind auch gleich fertig: ich habe Tag und Nacht gestrickt; seh' er die schönen rothen Zwickel" — und da breitete sie einen schönen fertigen Strumpf vor mir aus. „Ziehe er den nur gleich an, indeß stricke ich den andern fertig." — Ich setzte mich hin, den Strumpf anzuziehen, und während ich meine Schuhe auszog und den Staub herausschüttelte, fragte ich: „Aber Kind! warum hast du denn so geweint?" — Da fing die Kleine, die über meine Ankunft ihren Kummer vergessen hatte, wieder an zu weinen und sagte: „Ach! lieber Herr Subjekt! ich wollte zu ihm in die Stadt und wollte ihm danken und ihm die Strümpfe bringen, denn einen wollte ich unterwegs fertig machen; da nahm ich auch unser treues Hündchen Wackerlos mit, das krank war, und wollte ihn bitten, er solle dem Hündchen doch eine von seinen Pillen geben, ich wollte ihm ein paar Winterhandschuhe von Seidenhasenhaaren dafür stricken; ach! und denke er sich, als ich bis hier her kam, wollte das treue Hündchen Wackerlos nicht mehr fort. Ich nahm es auf meinen Schoß und setzte mich hier hin, und da sah es mich traurig an und wedelte ein bischen mit dem Schwanz und streckte sich, ach! und

jetzt ist es still und ist todt. Ach! wäre er nur aber gekommen, da hätte er ihm vielleicht helfen können; aber jetzt geht es wohl nicht mehr?" — Dabei sah mich das gute Mäuslein in großen Sorgen an; ich aber hatte den einen Strumpf schon angezogen und sprach: „Wir wollen es versuchen, liebes Kind!" Da brachte sie mir das Hündlein Wackerlos geschwind herbei; ich nahm von meinen Kräutern und drückte ihm Saft davon in den Mund, da that es die Augen auf; noch ein wenig Saft, da wedelte es ein bischen mit dem Schwanz; noch ein wenig Saft, da leckte es mir die Hände und sprang an dem guten Mäzlein freudig in die Höhe, welches gar nicht aufhören konnte mir zu danken. Aber schnell setzte es sich hin und strickte den Strumpf aus, während das Hündchen Wackerlos mir alle seine Künste vormachte: Apportiren, Suchverloren, Aufwarten, Bitten, Schildwachtstehen, über den Stock springen, wie spricht der Hund, Tanzen, sich todt stellen, nach welchem letzten Kunststück das Hündchen immer zu mir kam und mir die Hände leckte, um mir zu danken, daß ich es lebendig gemacht. „Nun bin ich fertig," sprach das Mäzlein und rief den Wackerlos, und der mußte mir den Strumpf bringen. Ich zog diesen Strumpf auch an, und diese Strümpfe stehen mir recht hübsch, an Sonn- und Feiertagen werdet ihr sie an meinen Beinen sehen. Darauf brachte mich das Mäzlein zu seiner Mutter, die mir nochmals sehr dankte; den andern Tag aber machte ich mich auf die Reise hieher und habe unterwegs noch einige Menschen lebendig gemacht mit meinem Kraut.

Kehren wir zu dem Dichter zurück.

War es die Märchenwelt mit ihren überraschenden Wundern, die seinem, das Unbegränzte und Ungebundene liebenden Dichtergeist insbesondere zusagte, so konnte er sich doch auch wieder in eine bestimmte historisch gegebene Lage denken und ihren Ton nicht allein glücklich anschlagen, sondern auch durchführen.

In dieser Beziehung war es vorzüglich das christliche Mittelalter, dessen Erforschung er sich schon frühe angelegen seyn ließ. Die Vortheile seiner Jugendzeit, welche in die blutigen Jahre der ersten Revolution und in die schmachvollen des französischen Joches fiel, hatten ihr Verdammungsurtheil über das Mittelalter ausgesprochen, sie sahen darin nichts, als ein widerwärtiges Gemisch von Aberglauben, Geistesknechtschaft, blutiger Raserei eines zügellosen Faustrechtes und roher Barbarei; allein er ließ sich hiedurch nicht zurückschrecken und drang mit den Besseren seiner Zeitgenossen zu einem tieferen Verständniß jener Jahrhunderte vor. Der tiefe Zug eines christlichen gottbegeisterten Gemüthes, der neben allen Gräueln menschlicher Leidenschaften durch das Mittelalter hindurch ging, konnte ihm nicht entgehen. Sein Gefühl mußten die zarten Blüthen heiliger Poesie bewegen, wie sie dem Herzen mancher Dichter jener Tage entsprossten, der dem Vaterlande und der Geliebten ein Scheidelied singend mit der Laute und dem Schwerte als ein Kreuzritter nach dem heiligen Lande hinzog. Und sah er zu den ehrwürdigen Domen hinan, die jene Zeit der sogenannten Finsterniß und Barbarei begonnen, mußte er da nicht staunen, über die Kühnheit des Gedankens, der in der Gluth seiner Begeisterung, kein Hinderniß scheuend, die schwere Steinmasse also beflügelt und verklärt hatte, daß sie durchsichtig und schlank wie ein Baum himmelanstrebte, und wie durch die unermeßliche Fülle und Größe dieser Bauwerke ein Gesetz der Einheit hindurchging, dem Alles sich bereitwillig und harmonisch fügte und unterordnete; und wie dieser Kühnheit und Großartigkeit des Gedankens eine Treue, eine Selbstverläugnung, eine Gewissenhaftigkeit und Unübertroffenheit sich gesellte, die einen Säulenknauf, eine Blume in dem verlassensten Winkel oder auf der höchsten Spitze mit der gleichen religiösen Achtsamkeit vollendete, wie das Hauptportal, auf welches der Blick eines Jeden fiel. Und blickte er endlich auf die leuchtenden Gestalten in den hohen Fenstern, die Steinbilder und das Schnitzwerk und die ehernen Gestalten an den Säulen und in den Nischen, die Heiligen auf dem Goldgrunde der Wände und Altäre, oder wie sie von den schneeweißen Pergamentblättern der Evangelienbücher und Legenden, umgeben von Thieren und Laubwerk und Blumen und Früchten, in frischer Farbenpracht dem Auge entgegenstrahlten: wie hätte ihn da der fromme und heilige Ausdruck ihrer Züge unberührt lassen können; die gläubige Andacht, die Reinheit, der Ernst, die Wehmuth einer von der Nichtigkeit des Irdischen durchdrungenen Seele, der stille Frieden und die Heiterkeit eines gottvertrauenden Sinnes, die Anmuth blühender Unschuld, die Hingabe eines in begeisterter Liebe und werkthätiger Barmherzigkeit sich verzehrenden Herzens — dieß Alles mußte ihn ergreifen; die Bilder blieben ihm nicht stumm, und als Dichter suchte er die Gefühle, die sie ihm erweckten, zu gestalten und wiederzugeben. In dieser Stimmung hat er noch in seiner Jugendzeit, im Beginne dieses Jahrhunderts, eine Erzählung begonnen, die leider immer ein Fragment geblieben ist, und die wir hier unseren Lesern mittheilen wollen, weil sie vorzüglich geeignet ist, ihnen eine Probe seiner Empfindungs- und Darstellungsweise zu geben.

Da es nämlich, wie wir in der Einleitung zum ersten Bande des Hausbuches bemerkt haben, eine unserer Hauptabsichten ist, unseren Lesern ausgewählte Stücke unserer Literatur und namentlich der katholischen mitzutheilen, damit sie die Geister prüfen und sich in diesem großen Irrgarten auskennen lernen, so werden wir, wie wir auch bereits im ersten Bande gethan, dieser Probe von

Brentano andere von anderen unserer Dichter und Schriftsteller folgen lassen. Das hier mitgetheilte Fragment mag als beste Erläuterung unserer obigen Betrachtung gelten. Sollte übrigens ein Wunsch vieler Freunde des seligen Dichters endlich in Erfüllung gehen und eine Auswahl seiner Dichtungen und Erzählungen aus der Hand seiner Erben erscheinen, so mögen die Leser den fahrenden Schüler als einen Vorboten begrüßen. Vielleicht wird der Eine und der Andere, dem Brentano's Name minder bekannt war, alsdann der erwarteten Sammlung mit um so größerem Verlangen entgegensehen und ihr seine Theilnahme schenken. Ohne Zweifel werden sie in dieser Sammlung die schönen Erzählungen vom braven Gaspar und der schönen Annerl, die mehreren Wehmüller, das geistreiche Lustspiel Ponce de Leon, den herrlichen Romanzencyclus vom Rosenkranze, die witzsprühende Abhandlung von dem Philister, und so manches schöne tiefergreifende Gedicht erhalten.

Es ist bekannt, wie selten ein katholischer Schriftsteller Gnade vor den Augen protestantischer Richter findet, und wie äußerst selten einem solchen eine Stelle in ihren Lesebüchern und Literaturgeschichten eingeräumt wird; indessen haben sie sich doch herabgelassen mit dem fahrenden Schüler eine Ausnahme zu machen; mitgetheilt zuerst von dem Dichter selbst in „Fr. Försters Sängerfahrt. Berlin, Maurer'sche Buchhandlung, 1818", ging er theilweise in „Wackernagels deutsches Lesebuch, Berlin bei Reimer", über, und beinahe vollständig abgedruckt findet er sich in der „Bibliothek der neuesten deutschen Classiker, Leipzig bei Schmalz."

Nach diesen Bemerkungen lassen wir ihn selbst folgen.

Aus der Chronika eines fahrenden Schülers.

Vorwort.

Vor einigen Jahren machte es mir Freude, die folgende einfache Geschichte niederzuschreiben. Sie sollte nur die Einfassung mehrerer schönen altdeutschen Erzählungen seyn, die sie mit mancherlei Ereignissen aus dem Zusammenleben des alten Ritters Bertlin von Tärlingen und seiner drei Töchter unterbricht, mit deren Versorgung und der Abreise des Erzählers sie schließt. So lieb ich das Gedicht hatte, blieb es doch unterbrochen, der Sinn der Leser schien dazu zu fehlen. Jetzt, da diese Erzählung mehr, ja selbst die altdeutschen Stücke für sich hat, fiel sie mir wieder in die Hände, und ich versuche es, sie den Lesern vorzulegen mit der Erinnerung, daß sie zu pädagogischen Zwecken entworfen worden, als ich von der sogenannten Romantik noch wenig wußte, und daß sie daher neben den allerneuesten Ritterromantischtern in ihrer rebseligen Einfalt nun Schonung bittet. Sollte dem Leser durch Eisenfresserei und isländisches Moos verwöhnt, diese Geschichte wie unsre deutsche Kamille und Hollunderblüthe nicht behagen, so bringe er sie einem kranken Freunde oder einem Mädlein, denen sie Gott gesegnen möge!

Im Jahr, da man zählte nach Christi, unsers lieben Herrn Geburt 1358, am zwanzigsten Tage des Maimonats, hörte ich, Johannes der Schreiber, die Schwalbe in der Frühe an meinem Kammerfenster singen, und ward innigst von dem Morgenliede des frommen Vögleins erbauet, bedachte auch auf meinem Bettlein, wie die Schwalbe in dauernder Freude lebet, gegen den Winter in ferne wärmere Länder ziehet, und der Heimat getreu, gegen den Frühling wiederkehret; also nicht der Mensch, der arme fahrende Schüler, der wohl viel gegen Sturm und Wetter ziehen muß, ja der oft kein Feuer findet, die erstarrten Hände zu erwärmen, daß er sie kalte zum Gebet; aber so er es ernstlich meinet, hauchet er hinein. Da ich in solchen Betrachtungen versunken war, und das Schwälblein auch auf seine Weise fortsantaserte, wäre ich schier wieder eingeschlummert, aber der Wächter auf dem Münster blies: „In süßen Freuden geht die Zeit," weshalb ich hier noch nie gehöret, denn ich war zum Erstenmale in Straßburg erwacht.

Nun richtete ich mich in meinem Bettlein auf, und schaute in meinem Gemache umher, das hatte aber Fenster rings herum und war in einem Sommerhäuslein des Gartens. Links stand der Mond noch blaß am Himmel, und rechts war der Himmel wie das lauterste Gold. Da fand ich mich zwischen Nacht und Tag und faltete die Hände und es fiel mir freudig auf's Herz, daß heute mein zwanzigster Geburtstag sei, und wie mir es viel besser geworden, als in dem letzten Jahre, da ich meinen lieben Geburtstag auf freiem Felde in einem zerrissenen Mäntelein empfangen, und mit einem Bissen Amosenbrod bewirthen mußte. O Freude und Ehre! dachte ich bei mir selbst, und schaute zum Morgenlichte hin, und sprach: du bist mein Licht, du wirst mein Tag; glaubte auch schier in meiner Einfalt, der Himmel sei golden um meines Besten willen, die Schwalbe habe nur gesungen, mir Glück zu wünschen und der Thürmer habe allein so lieblich geblasen, mir zur Feier; da der Himmel sich doch nur geröthet vor der Sonne, die der Herr gewiesen, da die Schwalbe doch nur gesungen in Gottes Früh-

lingslust, und der Wächter nur geblasen zu Gottes Ehren, so wohl gern noch ein Stündlein geschlafen hätte, so es ihm vor den Münsterherren verstattet wäre. Alle wird der Mensch leicht übermüthig in der Freude, und glaubet, er sei recht der Mittelpunkt aller Dinge, und sei er mit Allem gemeint.

Da ließ ich die Augen fröhlich in der Kammer umherschweifen, und sah auf dem Schemel ein neues Gewand liegen, das mir mein gütiger Herr und Ritter Veitlin von Türlingen am Abend im Dunkeln hatte herauf tragen lassen, und konnte ich meine Begierde nun nicht länger zurückhalten, sprang auf von meinem Lager, und legte diese Kleider nicht ohne Thränen des Dankes an. Es war dies aber ein feines blaues Wämmß um die Lenden gefaltet und gestutzet, und roth und weißes Beinkleid von Ländschem Tuch, auch stumpfe Schuh und eine schwarze Kegel mit einer blauen Feder, nicht zu vergessen, ein Hemmet von weißem Hauslinnen, am Halse bunt genäht und gekrauset, dergleichen ich vorher nie getragen. Da ward es mir fast leicht und fröhlich zu Muthe, und hätte ich wohl mögen einen Sprung thun, als hätte ich einen neuen Menschen angezogen mit dem neuen Kleide.

Aber meine Hoffart währte nicht lange; denn mein zerrissenes Mäntelein, welches ich als einen Vorhang vor das Fenster gehängt hatte, erleuchtete sich durch die aufgehende Sonne, und alle seine Löcher waren so viele Mäuler, und alle seine Fetzen so viele Zungen, die mich meiner thörichten Hoffart zeihten. Es war, als sage das Mäntelein zu mir: O Johannes, bist du ein so eitler Kaufherr, daß du angelanget in den Häfen des zerrissenen Seyels vergißt, das dich in denselben geführet? Johannes! bist du ein so stolzer Schiffbrüchiger, daß du das Brett, welches dich mit Gottes Hilfe an ein grünes Eiland getragen, mit dem Fuße undankbar in die Wellen zurückstoßest? O Johannes! du undankbarer Freund! willst du gerettet mich nicht auf deinen Schultern in ein Gotteshaus tragen und aufstellen als ein Gedächtniß, daß sich Gott deiner erbarmet? Ach! das waren wohl harte und wahre Worte meines Mäntelein, und ich nahm es mit Schämen von dem Fenster, und legte es um über meinen neuen Staat, und faßte es fest mit den Händen um die Brust, als wollte ich es um Verzeihung bitten und ging mit dem Gedanken die Treppe hinab in den Garten: wenn ich ein armer fahrender Schüler gewesen bin, so werde ich immer ein armer fahrender Schüler bleiben, denn auf Erden sind wir Alle arm und müssen mannigfach mit unserm Leben herumwandeln und lernen, und bleiben doch arme Schüler, bis der Herr sich unser erbarmet und uns einführet durch seinen bittern Tod in das ewige Leben.

Da ich nun in den Garten gekommen war, den ich vorher auch nicht gesehen, denn mein gnädiger Herr und Ritter war den Abend spät mit mir angekommen, und ich im Finstern in mein Stüblein gebracht worden, konnte ich vor Schauen und Betrachten der neuen Dinge um mich her auch nicht zum Gebete kommen. Ich fand mich von den schönen Laubgängen, Zierfeldern und Pflanzen und den blühenden Bäumen schier eben so sehr überrascht, als von meinem neuen Gewande. Ich fand mich gleich einem neugebornen Kinde, welches mit Allem spielet, und noch nicht beten kann, und erst nach einiger Erfahrung in der Süßigkeit des Lebens seine Hände zum Danke falten lernet. Der blühende Mai, das lustige Singen der Vögel, die vielen jungen Kräuter und Blümlein, die mit Thautropfen vor der Sonne erwachten, der kühle Wasserstrahl, welcher in einem mit bunten Kieseln und Muscheln ausgelegten Brunnen tanzte, schirmten mir alle so neu und wunderbar, als hätte ich dergleichen noch niemals gesehen, und wußte ich auch nicht, was aus allem diesen werden sollte. So wie die lieben Kinder durch die Blumen gehen und sie brechen und Kränze winden und sich bei den Händen fassen und mit den Kränzen im Kreise tanzen, gleichsam selbst ein lebendiger Blumenkranz; wie sie aber nicht gedenken der Frucht im treibenden Sommer, und der Erndte im reichen Herbst, und des Todes in dem trüben tiefsinnigen Winter: — also wandelte auch ich armer Schelm, wie ein einfältiges Kind ohne Witz, durch den Garten, und konnte vor großer Bewegung über mein neues Glück, das mir gestern früh noch nicht geträumt hatte, nicht zum Gebete gelangen.

Mein freudiges Erstaunen wollte, aber nicht lange dauern; denn als ich meine Augen ersättiget hatte, ward es mir als einem Hungrigen, der sich ohne Gebet zu einer reichen Mahlzeit gesetzet hat, welche ihm Gott darum nicht gesegnet. Alle das häusliche, wohlzerstreute Behagen des schönen Ziergartens erfüllte mich mit traurigen Gedanken, und die Armuth, die Einsamkeit meines eigenen Lebens trat mir in dieser reichen Umgebung zum Erstenmale recht lebendig vor die Seele. Was mag traurige seyn, als das Bild eines Bettlers auf goldenem Grunde gemalt. O meine Mutter! sagte ich in mir, wer war sanfter und schöner und feiner und edler, als

du, wer war würdiger zwischen Blumen zu wandeln, als du, die wohl ihre Schwester und Gespielin seyn konnte, fanden die Thränlein nicht auf den Wangen, wie die Thautröpflein auf diesen Rosen, zingst du nicht durch den Wald, wie ein Lüftlein durch die Blüthen, und waren deine Augen nicht getreu und süß schauend wie die Veilchen, deine Lippen nicht wie die rosinfarbenen Nelken, und flog dein gelbes Haar nicht wie der Sonnenschein? Aber du wußtest gehen wie Hagar mit deinem Ismael durch die Dornen in der Wüste. Ach, warum ward nicht dir so ein Garten und so ein Haus, und warum wohnest du zwischen fünf Brettern und zwei Brettlein und bist deines Lebens nicht froh geworden noch deines Todes? Sie haben dir keinen Kranz geflochten. Mir aber ist Nichts geblieben, als deine Zucht, und ich kann dein nicht gedenken in Freuden; denn mir gehöret nichts, als die Armuth, und ich habe keinen Seckel, aus dem ich dir das schönste Grab könnte erbauen lassen von Marmelstein und Gold. Wie traurig ward ich da und wendete meine Augen von Allem, was ihnen wohlgefiel, und wollte Nichts anschauen, weil sie es nicht mit mir sehen konnte, weil sie ihre Augen nie mit so erlaubter Lust erquicken konnte. Auch fiel es mir bitterer noch auf die Seele, daß ich eines Ritters Sohn sei, ohne Wappen und ohne Waffen. Thränen füllten mir die Augen und Unwill erfüllte meinen ganzen Leib, der in dem neuen geschenkten Gewand zu brennen schien, und ich spannte mein enges, durchlöchertes Mäntelein so nah mich, daß es noch mehr zerrissen.

So schritt ich, als suche ich die Wildniß, nach einem einsamern unzerflegten Theile des Gartens, und kaum stand ich im hohen Gras unter hohen Linden, so konnte ich schon nicht mehr beweinen, wie dieser innere Schmerz und Zorn in mich zum Erstenmale in meinem Leben gekommen sei; und gegen die Mauer des Gartens schreitend, sah ich an derselben in einem tiefen Bogenraum ein Heiligenhäuslein angebracht, darinnen war wohl verglittert ein bunt gemaltes Schnitzwerk, die Anbetung der hl. drei Könige im Stall zu Bethlehem. Ich kniete davor nieder in's Gras und betete von ganzem Herzen.

Da zerann bald all' mein Leid und meine Hoffart vor dem Sohne Gottes, der nackt und arm in einer Krippe vor mir lag und dem doch die Könige dienten. Wie fühlte ich mich in meiner Unzebertigkeit beschämt, und da ich mich mit Thränen angeklagt hatte, dankte ich von ganzem Herzen dem Herrn, daß er mich armen fahrenden Schüler nicht vergessen, und mich durch seine Barmherzigkeit zu meinem gnädigen Herrn und Ritter gebracht, gelobte auch ferner mich aller Hoffart zu enthalten, und die Künste, welche ich durch seinen Beistand mit schwachen Sinnen erlernet, zur Mehrung seines Reiches auf Erden treu anzuwenden. Da ich nun nach solchem Pe-

bete einen merklichen Trost in meinem Herzen spürte, nahm ich ein güldenzgewirktes Band, worauf das Ave Maria stand, aus meinem Gebetbüchlein, und hängte es durch das Gitter langend dem Bilde der Jungfrau Maria um den Arm, als das Opfer eines thörichten Menschen, der vor ihrem Sohne heimd Trost gefunden hatte. Dieses Band aber war mir das Liebste, was ich hatte. Eine fromme Klosterfrau, meiner seligen Mutter Befreundte, hatte es mir einst für ein Lied, das ich ihr gedichtet und gesungen, geschenket, und war es zu Marburg an St. Elisabethen Grab angerühret worden, ich aber hatte es bisher als einen Blattzeiger in meinem Gebetbüchlein geführet. Dann nahm ich auch mein Mäntelein ab, und rollte es zusammen in einen langen Wulst und flocht es durch die obern Stäbe des Gitters vor dem Bilde als einen aufgerollten Vorhang zum Gedenken meiner irdischen Armuth, welche durch Gott Ich in Freude und Fülle gewandelt hatte. Nun wendete ich mich nach dem Garten zurück, der mir ganz anders erschien, als vorher. So mag Nichts vor dem Gemüthe des Menschen bestehen, welches Alles nach sich umgestaltet.

Jetzt, da ich gebetet hatte, erschienen mir alle die rothen, leibfarben und weißen Blümlein des Gartens jene Blumen, durch die König Ahasverus in seinem Schloßgarten zu Süsan gewandelt, seines Zornes zu vergessen. Ja, es war mir, als sei der liebe Gott durch diese Blumen gegangen und habe seinen gerechten Zorn über meine Ungeberde hier an der Lieblichkeit seiner Werke gesänftiget; denn hier an diesem ersten Morgen meines zwanzigsten Jahres ist mir vieles Licht in der Seele aufgegangen, und ist mir der Frühling ein weiser Lehrer geworden. Besonders aber hat mich der hohe Münsterthurm erschüttert, als ich aus einem schattigen Baumgang hervortrat und ihn über die Dächer der Nachbarhäuser auf mich niedersahen sah. War mir es doch im Anfang so bange vor ihm, wie es einer Grasmücke seyn muß, wenn ein Aar von dem Busch über ihrem Neste öffnet und auf sie niederblickt. Alles Menschenwerk, so es die gewöhnlichen Gränzen an Größe oder Vollendung überschreitet, hat etwas Erschreckendes an sich, und man muß lange dabei verweilen, ehe man es mit Ruhe und Trost genießen kann. Ich habe dieses aber nicht allein bei dem Anblicke dieses schwindelhohen Thurmes empfunden, sondern auch bei gar lieblichen und feinen Werken, von welchen ich nur nennen will die überaus feinen und natürlichen Gemälde des Malers Wilhelm in Cöln, der von den Meistern als der beste Meister in allen deutschen Landen geachtet wird, denn er malet einen jeglichen Menschen von aller Gestalt, als lebe er. Die Werke dieses Wilhelms aber, die ich zu Cöln gesehen, sind dermaßen zart, fein, scharf und lebendig, daß man schier glauben sollte, sie seien von Händen der Engel gemacht, und erbebet man bei ihrem Anblick, weil sie zu leben scheinen und doch nicht leben. Man fühlet da wohl, daß der Mensch Etwas seyn und schaffen kann, was viel herrlicher ist, als sein gewöhnliches Seyn und Schaffen, und man erschrickt darüber, daß diese Herrlichkeit so fremd und selten ist, daher wohl eine Menge Sprossen auf der Leiter zu dieser Vollkommenheit wo nicht fehlen, doch unsichtbar seyn müssen, und wir Alle wohl tief herunter geworfen sind.

Die gewaltige Künstlichkeit des wunderwürdigen Münsterthurmes hätte mich beinahe wieder niedergeschlagen, denn ich bedachte mit Verwunderung, wie ich doch unter den hohen Eichen, in finstern Wäldern, auf hohen Bergen, an steilen Abgründen, und bei stürzenden Wasserfällen in einsamen Thälern recht in Gründe, ja ganz verlassen, auch wohl gar hungrig gesessen und mich doch nicht so bewaet gefühlt, als bei dem Anblick dieses Thurmes. Wenn ich die Blätter und Zweige der Bäume betrachte, so frage ich nicht, wie sie da hinauf gekommen, und erschrecke nicht, wenn sie sich hin und her bewegen mit Rauschen; aber wenn ich diesen wunderbaren Thurm anschaue mit seinen vielen Thürmlein, Säulen und Schnörkeln, die immer auseinander herauszutreiben, und durchflechtig sind, wie das Gerippe eines Blattes, dann scheint er mir der Traum eines tiefsinnigen Werkmeisters, vor dem er wohl selbst erschrecken würde, wenn er erwachte und ihn so fertig vor sich in den Himmel ragen sähe; es sei denn, daß er auf sein Antlitz niederfiele und ausriefe: Herr, dieß Werk ist nicht von mir in seiner Vollkommenheit, du hast dich nur meiner Hände bedienet, mein ist nichts daran, als die Mängel, diese aber decke zu mit dem Mantel deiner Liebe, und lasse sie verschwinden im Geheimniß deiner Maaße. Keiner aber hat dieses wohl erlebet, keiner hat einem solchen Werke seiner Gründung die Krone aufgesetzet, ganze Geschlechter sind von den Baugerüsten herabgestiegen und haben sich zu Ruhe in die Gräber zu den Füßen des Thurmes gelagt, der nichts davon weiß, und da stehet ernst und steinern, der kein Herz und keinen Verstand hat, ja eigentlich ein recht unvernünftiger Thurm ist, und doch da stehet, als wäre er aus sich selbst hervorgewachsen und brauche es keinem Menschen zu danken.

Dieser gewaltige Ausdruck der Erhabenheit aber in einem solchen Werke, an welchem die Weisheit und Mühe und Andacht von Jahrhunderten an unendlichen Linien des Gesetzes, des Verhältnisses, der Roth und der Zier mit halsbrechender Kühnheit hinanzeklommen, um auf dem Gipfel dem Herrn zu lobsingen, verbunden mit seinem eigentlichen inneren Tode, so daß er, der Alles durch sein Daseyn im tiefsten Herzen rühret, doch gar nichts davon mitempfindet, das ist es, was seinem Anblick und der Erscheinung aller gewaltigen Menschenwerke einen Schrecken beimischet. Es ist, als frage er: was bin ich und warum bin ich, und was ist es, das dich also rühret in mir? Was können wir ihm aber Anderes antworten, als: die Werke des Herrn sind unbegreiflich, er treibt und zu bauen und schaffen über das Leben hinaus, denn wir waren unsterblich und vollkommen, und wir sind gefallen in den Tod durch die Sünde, du Thurm aber stehe, als ein Zeuge, daß wir dunkel fühlen, was wir waren vor dieser Zeit, und daß wir noch ringen nach unendlichem Ziel; so stehe du denn als ein Träger unserer Mühe und unserer Buße zu Ehren unseres Heilands und Seligmachers Jesu Christi, der uns erlöset hat durch sein bitteres Leiden und Sterben. Amen.

Also gedachte ich in mir, und wenn gleich umgeben von lebenden Bäumen und Blumen, in welchen, wie selbst in den harten Felsen eine Seele zu wohnen scheint, welche mit dem Menschen athmet und fühlet, im Frühling sich mit ihm freuet, und im Winter mit ihm trauert, konnte ich doch meine Augen nicht von dem Thurme wenden. Der Sinn des Menschen strebet immer nach dem Unbegreiflichen, als sei dort das Ziel der Laufbahn und der Schlüssel des Himmels, denn bewundern kann

der Menſch allein, und alles Bewunderung erregende iſt ein Bote Gottes, der uns mahnet, an das Licht, das wir verloren und das uns wieder verheißen iſt durch das Blut Chriſti, ſo wir uns deſſen theilhaftig machen. Alſo iſt mir auch immer alle meine Drangſal erſchienen als eine Sehnſucht nach einem beſſern Leben, und alle meine bittern Stunden waren nur die kalten ſtürmenden Tage des Winters, denen der liebliche Frühling angekleidet mit Blumen und Geſang folget, ſo ich ſäe guten Saamen und fülle meine Seele mit dem Lobe Gottes.

In ſolchen Betrachtungen wollte ich wieder nach dem Sommerhäuslein gehn, ſah aber meinen gnädigen Herrn und Ritter gar tiefſinnig mit gefalteten Händen unter einem Baume im Sonnenſchein ſitzen, und traute nicht, an ihm vorüberzugehen, damit ich ihn nicht ſtöre. Ich ſtellte mich darum in ſeiner Nähe beſcheidentlich an die Laubwand, und nahm mein Baret in die Hände, erwartend, ob er ſeine Augen vielleicht nach mir wenden möge. Der Anblick meines Herrn erweckte eine große Ehrfurcht in mir. Ich hatte ihn geſtern nicht recht geſehen, denn es dunkelte ſchon, da er mich am Wege barmherzig zu ſich nahm. Er hatte ein ſchneeweißes Haar am Haupt und Bart, und mochten wohl viele Sorgen über ihn hingeflogen ſeyn. Ich erinnerte mich, nie einen ſo frommen alten Ritter geſehen zu haben, der mit ſeinem ernſten und milden Antlitz ein ſolches Vertrauen in mein Herz ſenkte. Gott gebe, daß ich alſo in Ehren grau werden möge, dachte ich bei mir und fühlte mich mit ganzer Seele zu dem lieben Herrn hingezogen. Er aber ſchien ſehr betrübt zu ſeyn, ſeufzte auch oft und tief, und die kleinen Vöglein, die über ihm in dem Baume ſo luſtig ſangen, konnten ihn nicht tröſten.

Da ich ſo eine Weile nach ihm hingeſehen hatte, wendete er die Augen zufällig zu dem Orte, an dem ich ſtand, und redete mich freundlich an mit den Worten: „Wie iſt dir Johannes, daß du ſo ſtille da ſtehſt?“ Worauf ich ihm entgegnete: „Ich wollte eure Ruhe nicht ſtören, Herr, ihr ſcheinet mir in ſchweren Gedanken.“ Der Ritter aber ſprach hierauf: „Johannes, wie gefällt dir deine neue Heimath, biſt du zufrieden bei mir?“ Da ſagte ich: „Herr; ſollte ich nicht froh ſeyn? da ich nun weiß, wo ſchlafen und wo Brod finden, und wem dienen um des Herren willen, da weiß ich nun auch, wen lieben, wem danken außer Gott, und für wen beten außer für mich. Herr, meine neue Heimath gefällt mir wohl, Gott gebe, daß ich auch ihr wohlgefalle, und ihrer würdig werde.“ Da lächelte der Ritter und ſprach: „Johannes, wenn dir deine Worte ernſt ſind, ſo werden wir gute Geſellen ſeyn, denn deine Rede gefällt mir wohl. Aber was willſt du thun, mir wohlzugefallen? was willſt du mir geben, da du nichts haſt?“ Hierauf erwiederte ich: „Herr, ich bleibe euer Schuldner vor der Welt, denn ich kann euch kein Wamms geben für das Wamms, das ich durch eure Gnade trage; aber vor Gott gebe ich einen guten Zahlmann, denn vor ihm ſchenke ich euch mein Herz.“ Da verſetzte der Ritter ſcherzhaft: „Wenn ich dir nun auch mein Herz geben wollte für das deinige, ſo behielt ich doch das Wamms zu Gute, wie dann, Johannes?“ Worauf ich entgegnete: „Herr, ihr rechnet ſo geſtreng, als wolltet ihr mich verſuchen in Gegenrechnung, und ſo muß ich dann ſchon ſagen, daß mein Herz gewiß nicht Werth hat gegen das eure, welches geprüfet iſt durch lange Jahre, da das meinige arm iſt und ohne Verdienſt, ja da ihm alles Gute, was es gewollt hat, nicht zu Gute kömmt, da es keinen Werth hat, den es euch mit ſich geben kann, weil der Glaube an die Barmherzigkeit des Heilandes nicht mit dem Herzen geſchenkt werden kann, und dieſer Glaube allein doch ein Herz zu beſeligen, und ſelig zu machen vermag. So nehmt es denn hin, wie es iſt, und füget hinzu, was man nicht mitgeben kann. Doch habe ich noch eine Gabe, deren ich euch genießen laſſen will, und die ihr mir nicht ſo leicht einholen ſollet; denn ſie iſt raſch und fliehet davon, auch werdet ihr ſie mit allem Ernſte nicht leicht verdrängen mögen, denn ſie iſt lieblich und luſtig anzuſchauen, und könnte ich ſie euch wirklich zu eigen geben, ſo würdet ihr ſie nicht gerne wieder laſſen, eine alſo gute Geſellin iſt ſie.“ Mein Herr, der ſehr ernſt geworden war, ſagte hierauf traurig vor ſich niederſchauend: „Und was iſt das für ein Kleinod, Johannes, mit dem du ſo prahleſt?“ Da erwiederte ich: „Herr, es iſt meine Jugend, deren will ich euch genießen laſſen, wie ich kann. Damit ihr euer Alter vergeſſet bei mir, will ich euch erfreuen mit mancherlei fröhlichen Reden und Gedanken.“ Aber was ich da zuletzt geſprochen hatte, war wohl thöricht, und ein ſchlechter Anfang meiner verſprochenen erfreulichen Reden, denn mein gnädiger Herr ward nun ſehr ſtille und finſter; weil ich ihn an ſein Alter erinnert hatte, glaubte ich. Da redete ich ihn ſchüchtern an: „Herr, ich habe euch mit thörichten Worten erzürnet.“ Er aber ſprach: „Das haſt du nicht gethan, Johannes, du haſt

die Wahrheit gesprochen, aber mir ist schwerer auf's Herz gefallen, was mir lange schon darauf liegt, mein Unwerth. Nun aber bedenke ich, ob dein fröhlicher Muth mir wohl diese Last von der Brust nehmen wird; aber das mag wohl nicht seyn, daß du mich nicht gefunden hier im Grünen, in einem lustigen Garten, von der lieben Sonne beschienen, und angesungen von den unschuldigen Vögelein, nachdenklich und betrübt, wirst du können, was der Frühling nicht vermag? So du aber Künste gelernt hast, die ich nicht besitze, so wirst du mein Schuldner nicht bleiben, wenn ich gleich selbst ewig Gottes Schuldner bleibe. Setze dich zu mir und sage mir treulich, wie du zur Armuth gekommen bist im Guten, und wie es sich mit dir begeben, bis ich dich gestern an der Eiche gefunden habe im Plobsheimer Wald und dann sollst du ebenfalls von mir hören, warum ich betrübt bin."

Da ich die große Freundlichkeit meines Herrn aus dieser Rede vernommen hatte, faßte ich einen guten Muth, setzte mich zu ihm unter den Baum und sprach also: „Mein gnädiger Herr und Ritter, es gibt keinen ehrlicheren Weg in's Leben, als die Geburt, denn unser Heiland ist ihn auch gewandelt, und so gibt es auch keinen ehrlicheren Weg zur Armuth, als in ihr geboren zu seyn, denn auch unser Heiland ward in ihr geboren, und so kam ich zur Armuth, als ich zur Welt kam. Aber ich bin doch nicht lang arm geblieben, denn ich fand eine unaussprechlich liebe Mutter, die ließ mich an ihrem Herzen schlummern und sah auf mich nieder mit sorgenden Liebesblicken, und weckte sie mich nicht mit ihren Thränlein, die auf mich niederfielen, so weckte sie mich mit Küssen, und ließ mich ihr eignes Leben aus ihren Brüsten trinken, o Herr, war ich nicht reich, wer ist reicher als ein neugebornes Kindlein? — Ja ich war so reich, daß ich meiner lieben Mutter Freud und Leid verdoppeln konnte, was ihr wohl aus einem Liede vernehmen werdet, das meine Mutter oft sang, wenn sie mich in frühester Jugend einschläferte, und habe ich es nach ihrem Tode in ihrem Gebetbüchlein liegend gefunden; es ist aber gestellt, bald als rede ein Kindlein zur Mutter, bald die Mutter zu ihm, nun höret:

O Mutter halte dein Kindlein warm,
Die Welt ist kalt und helle,
Und trag es fromm in deinem Arm
An deines Herzens Schwelle.

Leg still es, wo dein Busen bebt,
Und leis herab gebücket
Horch' liebvoll, bis es die Aeuglein hebt,
Zum Himmel selig blicket.

Und weck' ich dich mit Thränen nicht,
So weck ich dich mit Küssen,
Aus deinem Aug mein Tag anbricht,
Sonn, Mond dir weichen müssen,

O du unschuld'ger Himmel du!
Du lachst aus Kinderblicken,
O Engelchen, o seel'ge Ruh,
In dich mich zu entzücken.

Ich schau zu dir so Tag als Nacht,
Muß ewig zu dir schauen,
Und wenn mein Himmel träumend lacht,
Wächst Hoffnung und Vertrauen.

Komm her, komm her, trink meine Brust
Leben von meinem Leben,
O könnt ich alle fromme Lust
Aus meiner Brust dir geben.

Nur Lust, nur Lust, und gar kein Weh,
Ach du trinkst auch die Schmerzen,
So stärke Gott in Himmelshöh
Dich Herz aus meinem Herzen.

Vater unser, der du im Himmel bist,
Unser täglich Brod gib uns heute,
Gütiger Gott, Herr Jesu Christ,
Tränk uns aus deiner Seite.

Du strahlender Augenhimmel, du
Du thust aus Mutteraugen,
Ach Herzenswochen, ach Lust, ach Ruh,
An deinen Brüsten saugen.

Ich schau zu dir so Tag als Nacht,
Muß ewig zu dir schauen,
Du mußt mir, die mich zur Welt gebracht,
Auch nun die Wiege bauen.

Um meine Wiege laß Seide nicht,
Laß deinen Arm sich schlingen,
Und nur deiner milden Augen Licht
Laß zu mir nieder dringen.

Und in deines keuschen Schoßes Hut
Sollst du deine Kindlein schaukeln
Daß deine Kinder so lieb, so gut
Wie Träume mich umgaukeln.

Da träumt mir, wie ich so ganz allein
Gewohnt dir unterm Herzen,
Da waren die Freuden, die Leiden dein
Mir Freuden auch und Schmerzen.

Und ward die dein Herz ja all zu groß
Und hattest nicht, wem klagen,
Und weintest du still in deinen Schooß,
Half ich dein Herz dir tragen.

Da rief ich, komm, lieb' Mutter komm!
Kühl dich in Liebeswogen,
Da fühltest du dich so still, so fromm
In dich hinabgezogen.

So mutterselig ganz allein
In reiner Lust berauschet,
Hab ich die klare Seele dein
Du reines Herz belauschet.

Was heilig in dir zu aller Stunt
Das bin ich all' gewesen.
Nun küß' mich süßer Mund gesund:
Weil du an mir genesen.

O selig, selig ohne Schuld,
Wie konnt' ich mit dir beten.
O wunderbare Ungeduld,
Am's scharfe Licht zu treten.

O Mutter halte dein Kindlein warm.
Die Welt ist kalt und helle,
Und trag es fromm, bis du zu arm,
Hin an des Grabes Schwelle.

Leg es in Linnen, die du gewebt,
Zu Blumen, die du gepflücket,
Stirb mit, daß wenn es die Aeuglein hebt,
Im Himmel es dich erblicket.

So lallt zu dir ein frommes Herz,
Und nimmer lernt es sprechen,
Blickt ewig zu dir, blickt himmelwärts
Und will in Fronten brechen.

Leichts nicht in Freud, leichts doch in Leid
Leicht es uns allen Beiden.
Ach Wiedersehen geht fern und weit,
Und nahe geht das Scheiden!

Als ich das Lied ganz hergesagt, waren ich und mein Herr Ritter ein bischen stille. Dann hob er an und sprach: „Du hast Recht, lieber Johannes, du warst recht reich, eine so liebe Mutter auf Erden zu finden, das ist ein schönes Lied, aber es ist auch viel Trauer darin, wer hat es denn also gesetzet, daß es am Ende so schmerzlich vom Scheiden spricht?“ Da sagte ich: „Mein Vater hat es gesetzt, als ich noch nicht geboren war, da er von meiner Mutter scheiden mußte, und hat sie ihn nie wieder gesehen und kenne ich ihn auch nicht.“ Da brachen mir die Thränen aus, aber mein gnädiger Herr fuhr mir freundlich mit der Hand über das Haupt und sagte: „Sei wohlgemuth! ich will dein Vater seyn, das reicht auf Erden hin, Gott geb's!“ Da küßt' ich ihm die Hand, und fuhr fort: „Ach Herr Ritter, solcher Reichthum an einer so lieben Mutter war noch nicht genug, denn gute Leute nahmen mich auf ihre Arme und trugen mich in die Kirche, da ward ich durch die heilige Taufe aufgenommen unter die Kinder Gottes, und ward gereinigt von aller Sünde, und ward theilhaftig der Versöhnung unseres Herrn Jesu Christi. Da ward ich erst reich über alle Maßen, da hatte ich das ewige Leben und den Schlüssel des Himmels geschenket. Dann aber auch ward mir gegeben viele irdische Herrlichkeit, und was zum Leben nöthig und lustig ist, denn ich ward gelehret, daß der Glanz der Sonne all mein Gold sei, der Spiegel der Flüsse all mein Silber, die grünen Wiesen mit ihren Blumen all meine Teppiche und Tapezereien, der Himmel mit seinen blauen gestirnten Gewölben und der grüne hohe Wald alle meine Gebäude und Hallen, ja endlich bin ich so reich geworden, daß mir die ganze Welt offen stand, und alle guten Menschen meine Diener warden, zu denen ich sprechen durfte: gib mir dies, gib mir jenes, und hatte ich auch keinen Herrn, als den Herrn aller Herren, den lieben Gott, der mir das Leben zu einem Leben gegeben, und in dessen Hände ich es, so der heilige Geist seine Gnade verleiht, und mein Herr Jesus sich meiner erbarmt, es ohne große Makel zurückzugeben hoffe, und habe ich mir zum Spruche auf mein Schild erwählt, denn ich bin eines Ritters Sohn:

Der Himmel ist mein Hut,
Die Erde ist mein Schuh,
Das heil'ge Kreuz ist mein Schwert,
Wer mich stieht, hat mich lieb und werth.

Da lächelte Herr Veltlin und sprach: „Dein Hut ist besser als deine Schuh, die wirst du dir bald ablaufen, aber dein Schwert ist das mächtigste auf Erden, und hat einen guten Waffenschmid gehabt, du bist ein guter Ritter, und deine Fahrt mag friedlich abgehen, denn die dich sehen, haben dich lieb und werth. Aber erzähle mir nun dein Herkommen.“ Da zog ich ein Buch aus meinem Buchbeutel und sprach: „Ich will es euch lesen, denn ich habe angefangen, es mir aufzuschreiben, und war so recht ausführlich, wie es mir eingefallen mit allerlei Rede und Betrachtung, wie mir bewußt ward, daß es gewesen ist und gewesen seyn kann.“ Da sprach Herr Veltlin: „Du kannst schreiben? Johannes, das kann ich nicht, und bin ich begierig zu hören, ob du auch Alles so aufgeschrieben, daß ich es wohl genießen mag, denn da die Schrift als etwas Künstlicheres und dem Menschen Merkwürdigeres gegeben wird, als gewöhnliche Rede, die schnell dahin fliegt, so soll sie auch des Aufbehaltens würdiger dem Menschen dargereicht werden, und also wohlgesetzt und deutlich seyn, lies nun.“ Da hob ich an:

Chronika des fahrenden Schülers,
Johannes Laurenburger,
von Polsnich an der Lahn.

Dies Buch ist mir werth und lieb,
Wer es mir stiehlt, der ist ein Dieb.

Ich bin geboren am 20. Mai 1318 zu Polsnich an der Lahn, das ist ein Hof, der gehört zum Kloster Arnstein, darin ich getauft wurde Johannes. Meine Mutter selig wohnte in einem kleinen Häuslein vor dem Hof, und nannte man sie die schöne Laurenburger

Glas mein Vater aber, den ich nie gesehen, war der Ritter Hans von der Lauenburg, die dem Kloster Arnstein gegenüber an der Lahn liegt. Was es aber für eine Beschaffenheit mit ihm habe, will ich hier niederschreiben, so viel ich erfahren, wenn ich zu der Zeit in meinem Leben gelange, da es mir selbst bekannt worden.

Das Erste, dessen ich mich aus frühster Jugend von meiner Mutter recht deutlich erinnere, ist, daß sie mich lehrte, mich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes zu bezeichnen, und die Hände zu falten und das Vaterunser und den englischen Gruß zu beten. Sie sagte mir die Gebete vor, ich schaute nach ihren Lippen und sprach ihr nach, und ich erinnere mich noch recht sehr deutlich meiner großen Freude, als ich zum Erstenmale Abends neben ihr an ihrem Betschemel kniete, und diese heiligen Gebete mit ihr fertig und ohne Fehl sprach. Jetzt noch, wenn ich bete, ist es mir oft, als schaute ich nach ihren Lippen und spräche ihr nach. Sie war arm, fromm und arbeitsam, und wenn ich sie gleich später in mancherlei Geschäft gesehen, schwebt mir ihr Bild doch meistens betend, singend oder spinnend vor Augen. Wenn sie mich manchmal Abends schon im Bette entschlafen glaubte, wachte ich noch, und horchte auf das Schnurren ihrer Spindel und ihren rührenden Gesang, denn sie saß spät auf, ihr Brod in Ehren zu verdienen. Der Anblick meiner holdseligen Mutter, wenn sie so bei Lampenschein vor sich hin sang und spann, rührte mich oft bis zu Thränen; warum, das weiß der liebe Gott gewiß, zu dem ich wohl zuhörend mit kindischem Herzen für sie gebetet habe.

Einmal weiß ich, daß ich gar sehr weinen mußte, als ich sie Nachts bei ihrem Rocken so vor sich hin singen hörte, da fing eine Nachtigall vor unserm Fenster auch an zu singen; es war schon sehr spät und der volle Mond schien klar und hell. Meine Mutter aber hörte nicht auf zu singen und sang das Vögelein und sie zugleich. Da habe ich zum Erstenmal Traurigkeit empfunden und kindische Sorgen um den Ernst des Lebens gehabt, die ich wohl noch fühle, aber nicht auszusprechen vermag, da habe ich mich auch leise im Bette aufgerichtet und meiner Mutter zugehört. Sie sang aber ein Lied, das lautete also:

Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall,
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

Ich sing und kann nicht weinen
Und spinne so allein
Den Faden klar und rein,
So lang der Mond mir scheinen.

Da wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall,

Nun mahnet mich ihr Schall,
Daß du von mir gefahren.

So oft der Mond mag scheinen,
Gedenk ich dein allein,
Mein Herz ist klar und rein,
Gott wolle uns vereinen.

Seit du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall,
Ich denk bei ihrem Schall,
Wie wir zusammen waren.

Gott wolle uns vereinen,
Hier spinn ich so allein,
Der Mond scheint klar und rein,
Ich sing und möchte weinen!

Besonders traurig aber kam es mir vor, daß der Vogel und meine Mutter zugleich sangen und doch nicht recht mit einander, und hätte ich damals wohl wissen mögen, ob der Vogel auch in seinem Gesange meiner Mutter gedachte, und ob er auch lieber gewollt, als gesungen hätte. Ich fragte darum meine Mutter mit den Worten: Mutter, was singt denn die Nachtigall dazu? da sagte sie: Die Nachtigall sehnt sich und lobet Gott, also thue ich auch. Aber Johannes, warum wachst du? Schlafe, du mußt morgen früh heraus und mit mir nach Kloster Arnstein gehen, wenn du nicht schläfst, so nehme ich dich nicht mit. Da löschte sie die Lampe aus, und trat vor mein Bettlein und machte mir das Zeichen des Kreuzes auf Stirne, Mund und Herz und küßte mich, und da ich fühlte, daß sie weinte, schlang ich meine Arme um ihren Hals und drückte ihr Antlitz fest an das meinige, und da weinten wir beide. Ich fragte sie aber: O liebe Herzmutter, was weinest du, und warum machst du mir nochmals das Kreuz! ich habe ja schon gebetet. Lieber Johannes, sprach sie hierauf, ich mache dir immer das Kreuz und küsse dich, wenn ich schlafen gehe, daß dir Gottes und deiner Mutter Segen in der Nacht zu Gute komme, aber du hast bisher immer schon geschlafen, wenn ich es that, und wußtest es darum nicht. Aber warum sie weine, sagte sie mir damals nicht. Darauf entkleidete sie sich und legte sich zu Bette, und betete laut, ich aber sprach ihr nach:

Herr Jesus, ich will schlafen gehn,
Laß vierzehn Engel bei mir stehn.
Zwei zu meiner Rechten,
Zwei zu meiner Linken,
Zwei zu meinen Händen,
Zwei zu meinen Füßen,
Zwei, die mich decken,
Zwei, die mich wecken,
Zwei, die mich weisen
Zum himmlischen Paradeise!

Worauf wir ruhig einschliefen.

Am folgenden Morgen wachte ich früher auf, als die Mutter. Die Schwalbe begann zu singen. Ich kleidete mich leise an und trat an das Bett meiner Mutter, die hatte die Hände ruhig gefaltet, und der junge Tag schien auf ihr Angesicht. Ihr Anblick erfüllte mich mit Liebe und Trauer, denn ich hatte Barbara, die Tochter des Hofmeyers neulich also mit gefalteten Händen stille im Sarge liegen sehen, und ergriff mich eine so tiefe Angst, daß ich meine Mutter mit ungestümen Küssen erweckte. Sie erwachte in meinen Armen, und als ich ihr die Ursache meiner Thränen sagte, nahm sie meine Hände von ihrem Hals und faltete sie, und schloß sie in ihre lieben Hände, und so beteten wir zusammen zu Gott, und dankten ihm, daß er uns diese Nacht erhalten und uns verliehen habe, diesen Tag zu unserer Besserung anzutreten. Am Schlusse des Gebetes sagte die Mutter: „Du hast gefürchtet, ich sei todt, Johannes, sterben müssen wir Alle, halte dich an unsern Herrn Jesum und die himmlische Mutter Maria, die werden dir Vater und Mutter seyn, besser als dein irdischer Vater und ich, wenn auch ich dich verlassen muß. Und wenn ich einst die Hände so schließe, um zu beten, da ich zur ewigen Ruhe entschlafe, so schließe auch deine Hände so in die meinigen und bete mit mir, auf daß uns der Heiland zusammen in die ewige Herrlichkeit seines Angesichts schauen lasse. Da ward ich still und trat an das Fensterlein unserer Kammer, und sah nach dem kommenden Tag.

Als sich aber meine Mutter angekleidet hatte, trat sie hinter mich, und hielt mir freundlich die Augen zu mit den Worten: Warte ein wenig, liebes Kind, gleich wirst du etwas sehen, das du nie gesehen. Während sie mir so die Augen zuhielt, fragte ich sie: liebe Mutter, ist das Gebet dann kräftiger und gefällt es dem lieben Gott dann besser, wenn man die Hände so zusammen faltet, wie du mit mir gethan? Gewiß, sagte die Mutter, wenn die, so es thun, sich so lieben, wie wir, aber den lieben Gott doch noch vielmehr als einander, und wenn in der Kirche alle Leute zusammen beten und der Priester am Altare betet, da ist das Gebet des Priesters die Hand, in die sie alle ihre Hände gefalten haben. Was habe ich dich von der christlichen Liebe gelehrt? Da sprach ich: du sollst Vater und Mutter lieben, auf daß du lange lebest auf Erden, du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst und Gott über Alles. Recht, sagte die Mutter, o wie selig wäre die Welt, wenn alle Menschen so vereinet beteten, wie wir es heute thun konnten, und wie es eine fromme Gemeinde in der Kirche thut. Da sagte ich kindisch: „Aber alle Menschen können doch nicht ihre Hände zu zwei Händen zusammen legen.“ „O gewiß, das können sie, erwiederte die Mutter, und das in unsers lieben Erlösers Jesu Christi Hände, der überall und an allen Orten ist, und seine heiligen Hände für uns am Kreuze ausgespannt hat, und zu erlösen von der Sünde. Denn er hat uns ja das Gebet gelehret, und er ist die Hand, in welche wir unsere Hände legen müssen, so unser Gebet zu Gott dringen soll, denn er selbst hat auf Erden gesagt: Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater, und Niemand erkennet den Sohn, als nur der Vater, und Niemand kennet den Vater, als nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren. Kommet her zu mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken: und der heilige Johannes sagt: Der Vater hat den Sohn lieb und hat ihm Alles in seine Hand gegeben. Wir haben einen Fürsprecher beim Vater, Jesum Christum, den Gerechten, der ist die Versöhnung für unsere Sünden, doch nicht allein für die unsrigen, sondern für die Sünden der ganzen Welt. Es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus, der sich selbst für uns Alle zur Erlösung hingegeben hat. Ach möchten nur Alle ihre Hände in des Heilands Hand, in die Gott Alles gegeben hat, glaubend, hoffend und liebend legen, dann würden wir Alle zusammen schauen in das Angesicht Gottes.“

Nach diesen Worten that die liebe Mutter ihre Hände von meinen Augen und sprach: „Gelobet sei Jesus Christus!“ und ich erwiederte: „In Ewigkeit, Amen!“ und sah mit großer Seligkeit in den Glanz der Morgensonne, die über dem Lahnthal hervorstieg. Ach Mutter, rief ich aus, ist dieses Gottes Angesicht? Nein, mein Kind, erwiederte sie, das ist nur seine erschaffene Sonne, die er über uns arme sündige Menschen scheinen läßt, aber denen, die ihn lieben, hat Gott bereitet, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, und was in keines Menschen Herz gekommen ist.

Ich habe aber damals die Sonne zum Erstenmale aufgehen sehen, weil ich so früh vorher nie aufgestanden. Dieses Morgens und aller meiner Mutter Rede

und Thun an demſelben habe ich bis jetzt gar oft mit großem Nutzen gedacht.

Nun aber nahm meine Mutter Linnen, das ſie gewebt, und Garn, das ſie geſponnen und gezwirnt, um es in dem Kloſter zu verkaufen. Sie trug es in dem Korbe auf dem Kopfe, und da ich ſie darum gebeten, gab ſie mir einige Strähne des Garns zu tragen, welche ich mit einer großen Liebe zu meiner Mutter ſehr ſorgfältig bis nach Arnſtein getragen habe. Wir kamen daſelbſt in des Abtes Stube, die war mit ſchönen Bildern ausgemalt; auch handelte der Abt ſelbſt um das Tuch mit der Mutter, und war ein heiliger, aber ſonſt gar freundlicher und luſtiger Mann, fragte mich auch, da ich die ſchönen Bilder an den Wänden ſo fleißig betrachtete: „Hannß, dir gefällt wohl meine Zelle, haſt du auch Luſt, ein geiſtlicher Ordensherr zu werden? wenn du fromm und fleißig biſt, kannſt du mit der Zeit dieſe meine Bilder beſitzen und Abt ſeyn, wenn ich in dem ſtillen Convent unter der Kirche ſchlafe." Da erwiederte ich: „Ich hätte wohl Luſt dazu, Abt in der ſchönen Zelle zu ſeyn, hochwürdiger Herr, wenn meine liebe Mutter mit drinnen wohnen wollte." Da lachte der Abt und ſprach: „Lieber Hannß! wenn die ſchöne Laurenburger Gilt mit in den Zellen wohnen dürfte, möchte wohl das kleine Kloſterpförtlein zu enge werden, ſo viele ſollten den heiligen Orden ſuchen, aber das geht nicht, denn der Herr ſpricht, wir ſollen das Kreuz auf uns nehmen, Alles verlaſſen und ihm nachfolgen, und doch wohnet eine Mutter mit uns in unſern Zellen, die iſt noch viel lieblicher und milder, als die deine." Da ſah ich bald den Abt, bald meine Mutter an, und konnte ſeine Rede nicht recht glauben, ſagte auch zuletzt: „Ach, hochwürdiger Herr! zeiget mir ſie!" da lachte der Abt wieder und ſprach: „Mein Hannß, zeigen kann man ſie nicht, aber wir leben alle in ihrem Schooße und auch du, ob iſt die heilige Mutter, die Kirche, welche unſer lieber Herr Jeſus ſich zu einer Braut erkoren, aber das verſtehſt du noch nicht." Da ſagt ich: „Nein!" und er gab mir drei Bildlein aus ſeinem Gebetbuch, das war St. Jörgen Bild, meines Vaters, Ritter Jörgen von der Laurenburg Patron, St. Elisabethen Bild, meiner Mutter Patronin, und St. Johannſen mit dem güldnen Mund Bild, mein Patron, worüber ich große Freude empfand, und als ich ihm den Ermel küſſen wollte, reichte er mir die Hand und ſprach: „Johannes, bitte Frau Gilt, deine Mutter, daß ſie dich bald herauf zur Schule thut, da ſollſt du zur Meſſe dienen lernen, und für jede Meſſe einen halben Heller von mir erhalten." Da bat die Mutter den Abt um ſeinen Segen, und knieten wir beide vor ihm und er legte ſeine Hände auf uns und betete.

Meine Mutter ließ aber von dem Geld, das er ihr für die Linnen gegeben, zurück, eine heilige Meſſe für ihr Anliegen in Sankt Jörgen Kapelle zu leſen, und da der Abt fragte: „Laurenburgerin, was iſt euer Anliegen?" traten meiner Mutter die Thränen in die Augen, und ſie ſprach mit Schlumm: „Tod ſtell ich Gott anheim, hochwürdiger Herr." Der Abt erwiederte hierauf mit ernſter und freundlicher Stimme: „Laurenburgerin, nehmet euer Geld zurück, und wendet es eurem Kinde zu, ich weiß, ihr lebet bedrängt, ich will das heilige Meßopfer ſelbſten für euch halten und von ganzem Herzen für euch beten; aber ergebet euch auch in den Willen des Herrn, und hanget nicht weltlichem Kummer allzuſehr nach." Meine Mutter aber wollte das Geld nicht wieder nehmen und ſprach: „Der Himmel ſegne euch, hochwürdiger Herr! für eure Milde, aber ich bedarf des Geldes nicht, welches ich zu heiligem Opfer erarbeitet, thut des edlen Laurenburgers Weib den Schimpf nicht an, als könne ſie nicht ein kleines Opfer erarbeiten." Da ſprach der Abt: „So ihr euch das zu Herzen nehmet, will ich dafür ein Kerzlein vor St. Jörgen Bild aufſtecken laſſen." Linnen und Garn gehet unten im Kloſter dem Bruder Sakriſtan, daß er Ehrſamben daraus mache, denn eure Linnen ſind gar fein."

Da nahm die Mutter die Linnen, und gaben wir ſie unten dem Bruder Schneider, der hielt aber der Mutter den Korb zurück, bis wir aus der Kirche kamen. In der Kirche gingen wir gar linken in eine Kapelle, da ſtand auf dem Altar St. Jörgen Bild, wie er den Drachen durchbohret; den Altar haben die Ritter von der Laurenburg geſtiftet, und viele Gaben zu dem Kloſter gethan, haben auch ihr Begräbniß in dieſer Kapelle, wie ich nachmals erfahren. Zur Rechten des Altars kniete ich mit meiner Mutter nieder, bei einem ſteinernen Bilde, das in die Wand gemauert war. Dieſes ſtellte aber einen alten Ritter vor, der hatte ein langes geiſtliches Gewand an, und legte einem jungen Ritter, der vor ihm kniete, die Hände auf das Haupt. Meine Mutter ſah oft und mit [illegible] innerlicher Bewegung nach dem knieenden Ritter. Ich betrachtete ihn auch, und empfand eine große Freude an ihm, hätte ihm auch gern etwas Liebes gethan und flocht ihm darum einen grünen Kranz auf ſein ſteinern Haupt, den ich mir im Walde geflochten und noch friſchend in der Hand trug. Da meine Mutter dies ſah, fuhr es wie ein Blitz durch ihre Augen, und umarmte ſie mich heftig in der Kirche, aber ihre Wangen wurden ſchamroth und ihre Augen voll Thränen, da ließ ſie mich los, und ſenkte das Haupt auf den Betſtuhl. Ich empfand große Bangigkeit um ihre rührende Geberde. Da trat ein Ordensbruder aus der Sakriſtei mit einer ſchönen bunten Wachskerze, die zündete er an der ewigen Lampe an, nahte dann unſerm Betſtuhl und reichte ſie meiner Mutter und mir zu

küssen, und als wir dies gethan, flechte er sie auf St. Jörgen Leuchter, der neben St. Jörgen Altar stand, und schaltet war wie eine Lanze, die durch einen Lindwurm gestochen ist. Das war die Opferkerze, die uns der Herr Abt verehrte. Nun klang das Glöcklein, und der fromme liebreiche Herr trat mit dem Messknaben zum Altar und las uns die heilige Messe selbst mit großer Andacht. Da sagte mir meine Mutter in's Ohr: „Bete hübsch fromm, Johannes!“ der kniende alte Ritter ist der alte Laurenburger, dein Großvater, bete hübsch für ihn.“ Nun hatte ich den Muth nicht mehr nach dem Bilde zu schauen, und ward mir mein Großvater von damals an ein gar ernster und sorglicher Gedanke; aber ich habe zum Gedenkmale gebetet mit einer recht innerlichen Herzensangst, wie früher nie, warum ich aber so gebetet, kann ich mich nicht mehr deutlich entsinnen.

Da die Messe zu Ende war, fragte ich meine Mutter wieder nach dem steinernen Bilde mit den Worten: „Mutter, was macht denn der alte Laurenburger da?“ Aber sie antwortete nicht und sah mit nassen Augen den knieenden Ritter an, den ich das Kränzlein aufgesetzet. Als ich sie nochmals fragte, sagte sie: „Der alte Laurenburger thut, was ich dir gestern Abend that, da ich dich ins Bette mit dem heiligen Kreuze bezeichnete.“ Da fragte ich sie weiter: „Will denn der alte Laurenburger auch schlafen gehen?“ und sie sprach: „Ja er will schlafen gehen in die ewige Ruhe.“ Ich aber fragte weiter: „Will denn der knieende Ritter auch schlafen gehen?“ Da sprach sie: „Ach, Gott gebe ihm ein seliges Erwachen, so er schon schläft!“ und ward wieder sehr traurig, und hob mich hinauf an dem Bilde mit den Worten: „Küsse den Knieenden, habe ihn recht lieb, es ist dein guter Vater.“ Da küßte ich ihn herzlich und setzte ihm das Kränzlein zurecht auf seinem Haupt, wollte ihn auch nicht lassen. Meine Mutter aber behielt mich auf dem Arme und trug mich aus der Kirche hinaus, und hätte sie schier auch Essen Korb vergessen, der noch bei dem Bruder Sakristan stand. Der aber kam uns nachgelaufen und brachte den Korb, da war ein schönes weißes Klosterbrod drinnen, und ein Krüglein voll Wein, das schenkte uns der Herr Abt. Sie dankte und ging ruhig mit mir links dem Walde zu, einen andern Weg, als wir hergekommen waren.

Sie hatte den Korb am rechten Arme und trug mich auf dem linken, ich sagte ihr, daß ich nicht müde sei, und es ihr sauer werde, sie solle mich gehen lassen. Aber sie wollte mich nicht loslassen, und ich merkte in ihr geheime Lust, mich zu tragen, und sie schloß mich manchmal fester mit dem Arme an ihre Brust, so daß ich den Schlag ihres Herzen fühlte. Da ward ich mir so recht lebendig ihrer Liebe bewußt, und genoß ihrer Güte mit kindlicher Freude, denn sie pflegte mich sonst nicht zu tragen, weil sie, wenn gleich groß und schlank, doch durch manche Sorge und Nachtwache entkräftet war. Sie war zart und weiß, mit langen blonden Haaren, und wie goldne Strahlen waren die Wimpern über ihren reinen blauen Augen, die mich noch immer mit Liebe, Liebe und Warnung anblicken. Ja, ihr liebes Angesicht war wie ein durchsichtiges Fensterlein ihres Herzens, aus dem ihre Seele mit jeder innern Bewegung erröthend und erbleichend zum Himmel schaute. Ihr Mund aber war ruhig und zart geschlossen, und erregte eine gänzliche Ehrfurcht. Ich sage dies hier, denn ich werde nimmermehr vergessen, mit welcher Liebe ich damals ihr edles Angesicht betrachtete, und wie gut und holdselig sie anblickte, da sie mich so zärtlich durch die freie Luft über die grüne Wiese hintrug, und meine Härlein und ihre langen blonden Haare in dem Winde durcheinander flogen, und die Lerche über uns, gegen die Sonne schwebend, lobsang. Da war mir unendlich wohl, und meine Sehnsucht, sie nicht zu ermüden, war so inbrünstig, daß ich glaubend fühlte, ich ermüde sie nicht, und mit ihren Haaren spielend zu ihr sagte: „Liebe Mutter, bin ich nicht recht leicht, mir ist als träume ich, ich fliege.“ Sie aber antwortete nicht, als mit einem zärtlichen Druck ihres Arms, und ich begann ihr ihre Haare in Zöpfe zu flechten, daß ihr der spielende Wind nicht beschwerlich fallen möge, und sie ließ es mit freundlichem Hinneigen des Kopfes gern geschehen. Da ich aber fertig war und sie mich durch den Wald unter den Bäumen hintrug, brach ich einen grünen Eichenzweig ab, wand ihn in einen Kranz, und setzte ihn ihr auf das Haupt mit den Worten: „Liebe Mutter, nun bist du geschmückt wie der knieende Ritter in St. Jörgen Kapelle, nun hast du auch ein Kränzlein auf, und wenn er uns nun durch den Wald entgegen geschritten käme, würdet ihr euch beide wohl sehr an einander erfreuen über die schönen Kränze?“ Meine Mutter aber antwortete nicht und ging traurig fort, worüber ich auch betrübt wurde.

So zogen wir still und einsam wohl eine Stunde lang durch den dichten Wald, als wären wir die einzigen Menschen auf der Welt, und hätten nicht viel Freude.

Nun ward es lichter in den Zweigen, und der Wald endete sich gegen den Rand des Bergs, der sich in das einsame Lahnthal senkte, hier blühte mich die Mutter und ließ mich an die Erde. Wir fanden aber auf einer grünen Waldwiese, die ein frischer Quell erquickte, der mit Umwegen an dem mannigfaltig unterbrochenen Abhange zu der Lahn hinabeilte. Wo wir fanden war die Gegend sonst wild, ein großer alter Birnbaum hing schwer voll gelber Birnen, und um ihn her standen mehrere Vogelbeerbäume, die mit ihren feuerfarbenen Früchten lustig gegen den dunklen Wald abstachen, endlich begränzten und durchschnitten den Platz mancherlei Frucht-

sträucher, Haselbüsche, Johannis- und Klosterbeersträuche, und ich hatte die Fülle zu brechen und zu genießen. Gegen uns über erschien die Gegend ernster. Das Lahnthal schließt von diesem Punkte gesehen den Spiegel des Flusses mit einer Krümme, wie einen tiefliegenden See ein, und die Berge lagen mit dunkelem Walde bedeckt, streng und finster um diesen her, als hätten sie tiefsinnige Gedanken über ein Leid, das hier geschehen. Die Mutter stand stille und schaute ruhig in die Gegend hinein, ich hatte aber den Deckel des Korbes genommen, ihn mit breiten Haselnußblättern bedeckt, und sammelte mit ängstlichem Fleiße die schönsten Brombeeren und Himbeeren und was sonst an wohlschmeckenden Träublein zu reichlicher Lese sich darbot. Zwischen der Arbeit schaute ich oft nach ihr, sah auch mit Freude, wie der Anblick der Gegend ihr Antlitz zu erheitern schien, und als ich meine Erndte ihr darbot, lächelte sie freundlich, strich mir mit der Hand über die Stirne und sagte: „Schönen Dank, Johannes, du bist ein gutes Kind.“ Dann führte sie mich

reichlich dem Dickicht zu, wo wir nach wenigen Schritten vor einer kleinen verlassenen Hütte standen, der Epheu hatte fast die Wände umrankt, und selbst die verschlossene Thür mit seinem Gitter umzogen.

Die Mutter hob mich an einem alten Wachholderbaum in die Höhe, der neben der Thüre stand, und ich mußte ihr aus einem Loche in demselben einen Schlüssel holen, mit welchem sie die Thüre aufschloß, nachdem ich ihr geholfen hatte, die Epheuranken behutsam, ohne sie zu zerreißen, von der Thüre abzulösen. Nun gingen wir durch eine kleine geräthlose Küche in eine viereckte Stube. Ich trat mit Scheu hinein; denn die wenigen Strahlen, welche durch die verschlossenen Fensterladen fielen, zeigten mir allerlei große Vögel an den Wänden in unbestimmtem Lichte. Meine Mutter aber stieß sogleich einen Fensterladen auf, und da sah man nach der andern Seite des Lahnthals, wo das alte Laurenburger Schloß aus schwarzem Bergwald hervorragte. An den Wänden der kleinen Stube sah ich auf eingemauerten Hirschgeweihen vielerlei ausgestopfte Vögel befestigt, und besonders eine Reihe alter Falken, außerdem lehnten und hingen mancherlei Jagdgeräthe, Armbrust, Speere, Netze u. dgl. in schöner Ordnung um einen einfachen Betschemel, der vor dem holzgeschnitzten heiligen Hubertusbilde stand. Da war St. Hubertus abgebildet, wie er vor einem Hirsche kniet, der ihm mit einem Kreuze zwischen den Geweihen auf der Jagd entgegen getreten, da ihm der Herr sein wildes Herz gerührt.

Ich betrachtete alle diese Dinge, die ich früher nie gesehen, mit bangem Staunen, während meine Mutter, auf einem hölzernen Stuhle sitzend, still dem Fenster hinaus nach der Laurenburg sah. Alles, was mir seit dem letzten Abend begegnet war, hatte die ruhige Folge der gewohnten Eindrücke in meiner Seele unterbrochen, und wenn ich jetzt zurück gedenke, möchte ich meine damalige Empfindung wohl dem Gefühl eines Rades vergleichen, wenn es in der Mühle plötzlich lebendig werden und sehen könnte, wie es sich selbst, und alle die andern Räder sich mit ihm herumdrehen, ohne sich doch gleich vorstellen zu können, was es selbst, und die andern Räder eigentlich sollen und was überhaupt eine Mühle ist. Besonders aber befremdete es mich, daß meine Mutter mit allem dem Geräthe der Hütte ganz vertraut war, und in der Hütte that, als wäre sie immer darin gewesen; darum fragte ich sie mit den Worten: Liebe Mutter, bleiben wir nun hier, ist dies auch unser Häuslein? dann will ich uns einen kleinen Garten bauen, und ein Vogelsteller werden. Da entgegnete sie freundlich: Was willst du dann mit den Vögeln anfangen? worauf ich sagte: Ich will sie das Vaterunser beten lehren. Da fragte sie: Weißt du denn, wo dein Vater ist? und ich antwortete: Im Himmel. Nun nahm sie mich zu sich

wo ich wachte mich zu ihren Füßen legen, und da erzählte sie mir ohngefähr das, was ich hier weiter niederschreibe. Wenn ich auch gleich jedes ihrer lieben Worte jetzt, da ich erwachsen bin, nicht mehr so recht eigentlich wissen kann, dürfte es doch nicht viel anders gelautet haben; denn ich habe mir Alles scharf in das Gedächtniß geprägt, und es mir oft wieder von ihr erzählen lassen, so daß wohl eher zu viel, als zu wenig, hier stehen mag.

Sie sprach aber: Lieber Johannes, du hast mich seit gestern wohl trauriger als je gesehen, denn ich dachte gestern, da die Arbeit vollendet war, schon daran, wie ich heute alle die Wege gehen würde, die du mit mir gegangen bist. Du hast mich auch gestern Abend gefragt, warum ich weine, da ich vor deinem Bettlein stand, aber ich habe dir keine Antwort gegeben, sondern nur mit dir gebetet, damit wir ruhig schlafen möchten. Jetzt aber will ich dir Vieles erzählen, denn ich glaube, es wird dir frommen, wenn du früh weißt, wie auf Erden viel Traurigkeit ist, und im Himmel allein die Freude, die wir durch unwandelbare Treue und Stärke in dem irdischen Leide allein verdienen können. Du wirst dann deine Sinne immer mehr zu Gott wenden, und dich führen lassen von seinen Engeln auf Erden, dem Glauben an Jesus, der Hoffnung auf Jesus und der Liebe zu Jesus, deren Gespielen sind die Einfalt, die Demuth, die Unschuld und die Wahrheit. Auch sollst du nicht traurig seyn um des Leides willen, das dich auf Erden treffen wird, nein, nur um deine und Aller Schuld, deren Strafe das Leid ist. Auch sollst du nicht trauern um deinen Schmerz, sondern allein um die Leiden deines Erlösers am Kreuze, an dem er gestorben ist, wie ein unschuldiges Lamm, das dahin nimmt die Schuld der Welt; und zu dieser Versöhnung sollst du dich wenden, und fest an sie glauben und auf sie hoffen, und dich rein erhalten von aller Sünde, damit du deine Seele nicht wieder befleckest, die dein Jesus, dein Erlöser, dein Heiland, dein Gott dir mit seinem heiligen Blute rein gewaschen hat; dann wird dein Glaube, dein Vertrauen alles Leid überwachsen und du wirst dir ein freudiges Herz erkämpfen zu deinem Gott, der dich erschaffen hat im Vater, erlöset im Sohn, und geheiliget im heiligen Geiste.

Was mir meine selige Mutter, die schöne Laurenburger Els, in dem Häuslein meines seligen Großvaters, des Voglers Kilian, auf der Hirzenkron von sich und dem lieben Großvater erzählt hat.

Diese Vogelhütte heißt die Hirzenkron, und dieses Häuslein, worin wir sitzen, gehörte meinem lieben seligen Vater, dem Vogelsteller Kilian, den man weit und breit nur den guten Kilian und den frommen Falkenmeister nannte. Er ist zu Gott gegangen vor 10 Jahren, und liegt begraben auf dem Kirchhofe zu Kloster Arnstein. Er ist geboren zu Kitzing in Franken, und hat sich dies Häuslein hier selbst erbauet, da er als ein Falkonier des Grafen von Nassau meine selige Mutter, eines Jägers zurückgelassene Waise, zu seiner Hausfrau wählte, und sich hier mit ihr niederließ. Es stehet auch draußen im Garten noch der Baum, an welchem mein Vater meine Mutter zum Erstenmale gesehen, da rettete er ihr das Leben; denn als mein Vater einen Hirsch verfolgte, kam das erzürnte Thier über meine Mutter, welche als ein armes Mägdlein Kräuter für die Klosterherren in Arnstein sammelte, und faßte der Hirsch in seinem Grimm meine Mutter auf die Geweihe. Mein Vater, der herzueilend dieses sah, schoß einen Bolz von seiner Armbrust nach dem Hirsch, und traf ihn nicht ohne Gefahr meiner Mutter in das rechte Aug, und das verwundete Thier trat ihm, geblendet, nun gerade entgegen; da faßte mein Vater einen guten Muth, und riß ihm die halbtodte Jungfrau von dem Geweihe, legte sie unter jenen Baum und erquickte sie an dem Bächlein, das hier entspringt. Als sie sich wieder erholt hatte, sahen sie zu ihrer großen Verwunderung, daß der Hirsch neben ihnen im Gebüsch stand, und mit Schmerzen das Haupt bald hin und her schwenkte, bald traurig zur Erde senkte. Da rührete das niederrinnende Blut meinen guten Vater, er trat zu dem leidenden Thiere, zog ihm den Bolz aus dem Auge, und wusch ihm die Wunde mit Wasser aus, welches alles der Hirsch ruhig geschehen ließ. Als aber mein Vater die erschreckte Jungfrau nach Kloster Arnstein begleitete, lief ihnen der Hirsch durch den ganzen Wald nach, und

sie beide sehr rührte und ihrem Gespräche eine größere Vertraulichkeit gab. Vor Kloster Arnstein reichten sie sich die Hände, und trennten sich mit der gegenseitigen Versicherung, mit einander in christlicher Ehe zu leben.

Nun machte sich mein Vater von seinen herrschaftlichen Diensten los, baute mit Erlaubniß der Klosterherren diese Hütte, und führte meine Mutter Agnes, als seine liebe Hausfrau, hinein. Der gute Hirsch war durch die Hülfe, die ihm mein Vater geleistet, so mild und zahm geworden, daß er ihm immer zur Seite war, wenn er hier an seiner Hütte mit der Mutter baute. Mein Vater pflegte dabei immer des Hirschen krankes Auge, welches bald ausheilte, aber blind wurde. Hernach, als meine Eltern hier wohnten, hielt sich der Hirsch immer freundlich zu ihnen, und ich weiß noch recht wohl, daß er, wenn wir aßen, den Kopf hier zum Fenster hereinstreckte, und ich als ein Kind ihm Brod gab. Einstens aber hörte mein Vater ihn in der Nacht heftig schreien, da stand er mit der Mutter auf und sie gingen hinaus, zu sehen, was dem guten Thiere fehlte. Er war aber im Kampf mit andern Hirschen, welche ihm seines blinden Auges wegen überlegen waren, so heftig verwundet, daß er mit anbrechendem Tage zu den Füßen meiner Eltern starb. Wir weinten um ihn, wie um einen treuen und dankbaren Freund, und hat ihn mein Vater unter demselben Baum, wo er ihn geschossen, begraben, sein Geweih aber in den Baum so befestigt, daß es, zu ewigem Gedächtniß in denselben verwachsen, noch zu sehen ist, und hat mein Vater diese Hütte wegen dem treuen Hirschen Hirzenau genannt.

Meine gute Mutter ist auch bald gestorben, und ich war noch ein so kleines Mägdlein, daß ich nicht recht wußte, was Sterben ist. Ich erinnere mich noch recht wohl, daß ich auf ihrem Bette saß, als sie krank war, und ihr die Fliegen wehrte und ihr alle die kleinen Gebete und Sprüche, die sie mich gelehrt, vorsagte, und meinem Vater zur Hand ging, sie zu pflegen, so viel es ein Kind vermag. Da ich nun oft, wenn meine Mutter Arzneikräuter suchte, mit ihr im Walde gewesen war, und sie mir dabei allerlei Heilkräfte der Pflanzen mitgetheilt hatte, so war meine Seele damals so erfüllt von der Begierde, ihr zu helfen, daß ich einstens in der Nacht vor einbrechendem Tage in den Wald hinauslief, um ihr einige Kräuter zu suchen, von welchen sie mir gerühmt hatte. Ich lief lange herum und suchte mit unbeschreiblicher Angst die Kräuter, welche ich mich vorher gesehen zu haben nicht erinnerte. Schon stand die Sonne hoch am Himmel und ich war weit von unserer Hütte verirrt, aber ich vergaß, vor Begierde das Arzneikraut zu finden, meinen Hunger, und als ich endlich in großer Ermüdung niederkniete und mit Thränen zu dem lieben Jesuskinde betete, es möge mir doch das Kraut finden helfen, ich wolle ihm auch mein Brod schenken, bin ich darüber vor Müdigkeit entschlafen.

Nach einigen Stunden erwachte ich, und sah eine schöne edle Frau vor mir stehen, ein Diener führte ihr Roß, auf welchem ihr Söhnlein saß, und war sie abgestiegen, als sie mich so allein im wilden Walde liegen sah. Sie fragte mich, wer ich sei, und da ich ihr gesagt, ich sei Voglers Els von der Hirzenau, und heute früh ausgegangen ein Kräutlein für die kranke Mutter zu suchen, küßte sie mich und sagte, daß sie mich heim-

führen wolle mit sich nach der Laurenburg, denn sie war die Hausfrau des alten Laurenburgers, seine Großmutter, von da wolle sie mich über die Lahn nach der Hirzenarn bringen lassen. Sie setzte mich nun auf das Roß, und nahm mich vor sich auf des Pferdes Hals, ihr Söhnlein aber, Jörg, saß hinter ihr und hatte sie mit den Armen umfaßt. So zogen wir ein Stück Wegs nach dem Lahnthal hinab, und hatte ich schier auch Alles vergessen, denn das Reiten, die fremde Frau und ihr Söhnlein, das mancherlei kleine Lieder mit ihr sang, beschäftigten meine Seele. Aber der Hunger fing mich an zu drücken, und ich bemerkte mit Weinen, daß ich mein Brod nicht mehr in meiner Tasche fand. Da fragte mich die Edelfrau: Elß, was weinst du? und ich sagte ihr: Ich hungere, denn ich habe dem Jesuskind mein Brod gegeben und das Kräutlein von ihm erhalten, aber nun habe ich das Kräutlein verloren und hungere, und dabei verlangte ich heftig, sie möge mich in den Wald zurücklassen, das Kräutlein zu suchen. Ich mußte der Edelfrau das Kraut aber beschreiben, denn seinen Namen wußte ich nicht. Da sagte sie auf einmal: Mein liebes Kind, du hast wohl geträumt, aber die Barmherzigkeit Gottes ist groß, denn sieh, mein Diener trägt ein solches Kraut in einem feuchten Tuche eingeschlagen in seinem Watsack auf dem Rücken; dies Kraut aber wächst nicht hier zu Lande, sondern habe ich es im Kloster Arnstein, wo ich zur Beichte war, von dem Gärtner erhalten, der es von einem Priester aus fremden Landen jenseits des Meeres hat. Da mußte der Knecht den Watsack öffnen und siehe da, es war dasselbe Kraut darinnen, das ich im Traume gesehen. Meine Freude war unaussprechlich, und die gute Edelfrau befahl dem Knechte, sogleich das Kraut meinem Vater zu bringen, und ihm zu erzählen, wie ich es gesucht, und wie mich die Edelfrau mit nach der Laurenburg genommen. Der Diener kannte meinen Vater gar wohl und lief mit Freuden die Waldstege nach unserer Hütte zu.

Nun ritt die Edelfrau mit mir und ihrem Söhnlein allein vollends zur Lahn hinab und an einer seichten Stelle hinüber nach der Laurenburg, wohin der Diener bald auch kam und mich auf dem Kahne zu meinen Eltern hierher zurück brachte. Die gute Edelfrau hatte mir viele Liebe erwiesen und gab mir noch ein Krüglein mit altem Wein, und einige riechende Gewürzfläschlein für die kranke Mutter mit, und versprach sie selbst morgen zu besuchen. Ihr Söhnlein aber, das nicht zugegen war, als ich aus der Laurenburg ging, kam mir bis zum Wasser nachgelaufen und gab mir einen ganzen Rosmarinstock, den er aus seinem Gärtlein ausgerissen, und sprach: Du Kleine, das stell an deiner Mutter Bett, das ist ein guter Ruch, wenn man krank ist. Elslein, komm wieder; da gab er mir die Hand, und wir schieden.

Als wir auf Hirzenarn ankamen, trug mich mein Vater an der Mutter Bette, die umarmte mich und sagte: Elß, ich habe den ganzen Tag nicht leben und nicht sterben gekonnt aus Sorge, daß du verloren seist. Gott aber hat mich wunderbar getröstet durch das, was geschehen, und hat mir dein Vater von dem Kraute einen Trank gekocht, der hat mich wunderbar erquicket. Da gab ich dem Vater den Rosmarinstock, der pflanzte ihn in einen schönen Krug neben der Mutter Lagerstätte, und nun nahm der Diener Abschied, nachdem er den Wein und die Würzfläschlein dem Vater gegeben. Es war dunkler Abend geworden, mein Vater gab der Mutter noch von dem Weine und der Würze, und sie fand sich so gestärkt, daß sie das Abendlied mit dem Vater mit großer Andacht leise mitsang, worüber ich zu ihren Füßen auf ihrem Lager entschlief.

Gegen Morgen aber weckte mich der Vater, und sagte mir mit Weinen: Wach auf, lieb Elslein, und schau nach der Mutter, und gib ihr, was sie verlangt; sie ist gar krank, und ich will nach Kloster Arnstein laufen um die letzte heilige Wegzehrung für sie. Halte dich still, so sie schläft und bete still, und so sie es verlangt, reiche ihr zu trinken, auch schaue nach dem brennenden Kienspan im Kamin, daß kein Unglück entstehe. Dann trat er zur Mutter, trocknete ihr das Antlitz und sprach: Gott erhalte dich, liebe Agnes, zu christlichem Geleite, ich gehe nach Kloster Arnstein, o wie ist dir, liebe Agnes? Da sagte die Mutter: Ich lege wie ein Kind mein krankes Haupt in den Schooß dessen, der gesagt hat: Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet, und ich habe das Vertrauen, er wird mich mit vollem Troste von dir scheiden lassen, so gehe denn hin, und bringe mir den letzten Trost. Da küßte sie den Vater und ging fort.

Ich aber redete leise zu Füßen des Bettes: Mutter, darf ich zu dir kommen? da sagte sie: Ja, lieb Elslein, doch steh erst auf und bringe mir das kleine Kreuz aus meiner Truhe, mich verlanget sehr darnach. Geschwind eilte ich an die Truhe, doch der Deckel war so schwer, daß ich ihn nicht erheben konnte, das klagte ich der Mutter, die sagte: Elslein bete, der dir das Kraut gebracht, das mich so erquickte, wird dir auch helfen, die Truhe zu eröffnen, so du ihm vertrauest. Da fiel ich vor der Truhe auf die Kniee und betete, Jesus möge mir die Truhe eröffnen, und Gott erbarmte sich meiner, ich öffnete die Truhe mit kleiner Mühe, und brachte der Mutter das kleine Kreuz. Es ist dasselbe, welches noch in Holzrich an meinem Bette hängt, und unsere Truhe zu Hause ist auch dieselbe Truhe. Die Mutter nahm das Kreuz in ihre gefalteten Hände und küßte es, und drückte es an ihr Herz, und ich legte mich zu ihr auf das Haupt-

lassen und drückte meine Wange an die ihrige. Sie sprach nicht, sie flüsterte betend, und so entschlief ich; bald aber weckten mich laute Worte von ihr, und ich hörte sie sagen: Hüter, ist die Nacht schier hin? Wer da? Gut Freund! Sei getreu! Ich bin's! fürchte dich nicht! Herr, bist du es, so heiße mich zu dir kommen auf dem Wasser, und nach diesen Worten bewegte sie sich mühsam im Traume. Ich verstand sie nicht, und weckte sie mit Küssen: Lieb Mutter, was verlangt dein Herz? Da schlug sie die Augen auf und sagte: O mein Jesus, ich bin noch nicht bei dir! Elslein, mein Kind, sage, hast du den lieben Heiland gesehen, wo ist er hingegangen? Ich verstand sie nicht, und suchte ihr das Kreuzlein in dem Bette, das ihren Händen entfallen war, und legte es ihr wieder in die Hände mit den Worten: Herzmutter, da ist der liebe Heiland. Da küßte sie das Kreuz wieder, und sagte dann: Elslein, ich war allein auf einem Kahn auf einem großen Wasser, eine lange, lange Nacht, kein Stern am Himmel, und sehnte mich nach dem Tage; endlich sah ich ein Sternlein, das zog leise über das Wasser, wie ein Wächter durch die Flur, und da rief ich mit aller Macht: Hüter, ist die Nacht schier hin? und der Stern antwortete: Wenn der Morgen schon kömmt, so wird es doch Nacht seyn, wenn du schon fragest, so wirst du doch wieder kommen und wieder fragen. Da sang es gegen mich über die Wogen geschritten, und ich sah, daß es eine einsame Gestalt war. Da rief ich: Wer da? und es antwortete: Gut Freund. Ach! da ward mein Herz so freudenvoll und ich gedachte: sollte es wohl mein Jesus seyn? Da sprach er: Sei getrost, ich bin's, fürchte dich nicht, und ich sprach: Herr, bist du es, so heiße mich zu dir kommen auf dem Wasser. Da winkte er mir, und ich trat aus dem Kahn auf das Wasser, konnte aber den Herrn nicht erreichen, der vor mir herschwebte, wie eine Wolke oder ein Schatten, und wenn ich so recht muthig und begierig auf ihn zuging, und recht glaubte, daß er es gewiß sei, daß er sich meiner erbarmen werde, und einen Gliedwagen vom Himmel rufen, mich zu sich hineinziehen und zu dem himmlischen Paradiese fahren werde, ach! da war er mir so nah, so nah, daß ich schon das Wehen der Seligkeit fühlte; dann kam aber plötzlich eine Welle und erhob sich ein Wind, und ich verzagte und glaubte zu versinken auf dem Wasser, und wie meine Sorge wuchs, schwand das Bild des Herrn vor mir in die Ferne, ja es ward wieder zu dem einsamen Stern, den ich zuerst gesehen, und auch der verschwand; da war ich ganz allein auf dem Wasser, und der Kahn trieb zu mir her, da sah ich dich darauf sitzen und nach mir weinen, und ich wandelte mit Mühe zu dir hin, und saß bei dir im Kahn, und herzte dich, und du entschliefst in meinem Arme. Ich aber wachte und die Nacht ward wieder so lang, so lang. Da hörte ich den Flügelschlag einer Taube durch die Luft, und ich rief abermals mit großer Sehnsucht: Hüter, ist die Nacht schier hin? Da flog aber ein Täublein über meinem Haupt, daß rief zu mir: Lege Flügel der Liebe an, und folge mir nach, deine Seele findet nicht, da sie ruhe auf der Sündfluth, sieh, der himmlische Noah streckt seine Hand aus der geöffneten Arche, aus der du ausgeflogen, um dich wieder hinein zu nehmen, aber achte, daß dein Gefieder rein sei. Da sah ich den Himmel voll Sterne, aus dem blicken die Hände, die Füße und die Seite des Herrn, und die heiligen fünf Wunden leuchteten wie Rubin und bluteten hernieder, und die Taube flog ihnen zu, ich aber hatte Flügel und breitete sie aus und wollte sie schwingen, aber sie waren schwer und untreu, ich rief aber: O Herr, nur einen Tropfen deines Blutes auf meine Flügel, und sie werden gereiniget seyn, und es floß nieder zu ihnen, da waren sie rein, und ich schwang sie freudig, aber du lagst in meinem Schooß; da wollte ich dich küssen und Abschied nehmen von dir, da schlangst du die Hände um mich und wolltest mich nicht lassen, und deine Worte erweckten mich von dem seligen Traume. So erzählte mir die kranke Mutter, was ihr geträumet, und ich hörte ihr mit noch größerer Aufmerksamkeit zu, als wenn sie mir sonst eine Geschichte erzählte.

Da sie geendet hatt', sagte ich zu ihr: Mutter, das war sehr schön; aber schlafe wieder ein, und wenn die Taube wieder kömmt, so bitte sie, daß ich auch mit fliegen darf. ich will auch nicht heim; der mir das Kräutlein gegeben, und mir die Traube geöffnet, der mag mir auch gewiß Flügel geben, daß ich mit dir fliegen kann. Das wird er gewiß, liebes Elslein, so es dir gut ist, sagte die Mutter, aber wenn ich wieder einschlafe und das Täublein käme wieder, und ich flöge mit ihm fort, so würdest du gewiß gern zurückbleiben bei deinem Vater, daß er nicht allein sei, so ich dich darum bitten würde. Da sagte ich zu ihr: Ja, das will ich, so du bald wiederkehrst, und mir etwas mitbringest. Sie aber antwortete: Ich werde nicht wiederkehren, doch werdet ihr mir nachfolgen, und da wird Alles voll Herrlichkeit seyn: aber hörst du, Elslein, du mußt mir den Abschied nicht schwer machen, und auch den Vater trösten, wenn er weinen sollte, und ihm erzählen, wie ich dir gesagt, daß ihr mir nachkommen werdet, denn das Täublein wird bald kommen, mir ist, als höre ich schon seinen Flügelschlag. Da küßte ich die Mutter und sagte: Ich will thun, wie du willst, und will dein gutes Elslein seyn, und die Mutter küßte mich wieder mit den Worten: O du zuter, gutes Elslein. Dann hat sie mich ihr das Lied von der Taube zu sagen, das sie mich gelehrt, da sprach ich:

Hör, liebe Seel! wer ruset dir?
Dein Jesus aus der Höhe:
Komm, meine Taube, komm zu mir!
Den Ruf ich wohl verstehe.

Wenn ich soll deine Taube seyn,
Mußt du mir Flügel geben,
Die wasch' in deinem Blut ich rein,
Und werde glaubend schweben.

Du rufest mir! Wie arm ich bin,
Darf ich zu dir doch kommen,
Die Mängel hat dein treuer Sinn
Ja all von mir genommen.

Sag, Herr, wird auch ein Restlein sein
Für mich bei dir gefunden?
Ja, meine Taube, komm herein,
Wohn' hier in meinen Wunden!

Mein Jesu, ach, was willst du mir
In deinen Wunden geben?
Durch meine Wunden, sag ich dir,
Fliegst sterbend du zum Leben.

Wohlan, es zielt des Todes Pfeil,
Er wird mich nicht verderben,
In deinen Wunden, Herr, ich eil,
Da werd ich's Leben erben.

Da ich der Mutter das Lied hergesagt, war sie leise wieder eingeschlummert.

Der Tag brach an, und ich nahm ein Zweiglein von dem Rosmarinstock, der bei ihrem Lager stand, und gab es ihr zu dem Kreuze in ihre gefalteten Hände. Da flog auch die Turteltaube, welche bei unserm Hause nistete, an das Fenster und pickte daran und rief: Ruckuck. Sie that es sonst alle Morgen, denn ich streute ihr Futter dahin, aber heute hatte ich nicht den Muth, und gedachte: ach! da kömmt die Taube schon, welche die Mutter mitnehmen will, aber ich soll ihr den Abschied nicht schwer machen. So stand ich leise, leise von der Seite der Mutter auf, und ging hinaus und kniete an dem Bächlein in das Gras und betete für sie. Da hörte ich ein Glöcklein im Walde und sah bald meinen Vater kommen, der trug eine Leuchte, und zwei Ordensherrn gingen mit ihm, deren einer trug das hochwürdige Gut, und der andere das heilige Oel, und ihnen folgten einige fromme Männer und Frauen, die still beteten. Da lief ich meinem Vater entgegen und sprach: Herzvater, die Himmelstaube ist schon da, welche die Mutter abholen will; wir dürfen aber nicht gleich mit, ich habe es ihr versprochen, bei dir zu bleiben, und dich zu trösten, bis wir nachkommen in die Herrlichkeit. Mein Vater verstand mich wohl und trat mit dem Geistlichen in die Hütte, ich aber blieb draußen und betete mit den Begleitern.

Hernach kam die Edelfrau von der Laurenburg mit ihrem Söhnlein, dem Junker Jörg, über die Bahn zur Hirzentreu, wie sie den Abend vorher mir versprochen, und derselbe alte Diener war wieder bei ihr. Die Edelfrau ging zu meiner Mutter hinein, der Junker aber blieb bei mir, und wir spielten im Gras an der Quelle; er fragte mich auch nach dem Rosmarin, den er mir gegeben für meine Mutter, da erzählte ich ihm von der Taube und vom Alten. Nach einiger Zeit aber trat die Edelfrau heraus und nahm mich mit in die Hütte, da lag die Mutter ganz still, und der Vater kniete an ihrem Bette und weinte; da ich zu ihm trat, hob er mich zur Mutter, und sprach: Agnes, segne das Elslein, ehe du scheidest, und er legte der Mutter Hand auf mein Haupt. Die Mutter aber sagte: Gott segne dich, tröste den Vater, bis ihr nachkommet; Elslein, ich fliege schon! Da sah sie mich mit unaussprechlicher Liebe an und wendete dann den Blick zum Himmel. Ich sprach: Geleit dich Gott, lieb Mutter! und weinte laut. Da trug mich die Edelfrau hinaus zu ihrem Söhnlein, dem erzählte ich Alles und da ein paar Tauben hinüber zur Laurenburg flogen, streckten wir Beide kindisch die Hände aus und riefen: Da fliegen sie, da fliegen sie, geleit dich Gott, liebe Herzmutter! Hernach nahm mich die Edelfrau mit nach der Laurenburg, und ich blieb bis zum andern Tag dort, da die Mutter schon im Kloster Arnstein begraben war. Der alte Knecht aber war bei meinem Vater geblieben und war mein Vater einen ganzen Tag in Kloster Arnstein gewesen, des Trostes der geistlichen Herren zu genießen.

Die Edelfrau ist auch mit zu Grabe gewesen, und da sie nach der Laurenburg kehrte, brachte sie ihren Herrn, den Ritter von der Laurenburg, und den ältern Sohn Johann, mit welchem der alte Laurenburger bei dem Grafen zu Nassau gewesen, der des Johann Taufpathe war, und war die Laurenburgerin ihnen auf der Heimkehr begegnet. Der Ritter war mir freundlich und gab mir Wecken von des Grafen von Nassau Tisch, und da seine Hausfrau ihm den frommen Tod meiner Mutter erzählet, war er sehr mitleidig mit meinem Vater, und sprach: Der Graf Johann hat noch heute zu Tisch

von dem frommen Falkenmeister gesprochen, und vor allen seinen Dienern sein in Ehren gedacht, ich habe ihm auch versprechen müssen, den Vogler von ihm zu grüßen und will er ihm nächstens einen kranken Falken schicken, daß er ihn pflege. Komm, Elslein, sagte der Ritter dann zu mir, ich will dich selbst zu deinem Vater bringen, es ist noch hoch am Tage und mag er wohl Trostes bedürfen. Da brachte mich der Ritter wieder zur Herzentreu und ging Georg wieder mit. Die Gretfrau aber blieb mit Johann zurück, der sollte ihr von dem Wesen des Grafen von Nassau erzählen.

Wir fanden aber meinen Vater mit dem Laurenburger Knecht vor der Thüre sitzen in stillem Gespräch, und als dieser seinen Herrn herankommen sah, der mich auf dem Arm den steilen Pfad herauf trug, stand er auf und trat bei Seite; mein Vater aber lief mir entgegen, nahm mich von des Ritters Armen und herzte mich unter Thränen. Da sprach ihm der Laurenburger ehrlich zu und getröstete ihn so gut er es vermochte, setzte sich auch zu ihm auf die Bank und erzählte ihm von des Nassauers Gunsten zu ihm und sprachen sie mancherlei, nicht als ein Ritter zu einem Knecht, sondern als gute Nachbarn und Freunde, denn das Unglück machet Gesellen. Es war aber dem Laurenburger auch seine erste Hausfrau mit sammt dem Kindlein in dem Kindelbett gestorben, deren gedachte er mit vieler Liebe. Unter solchem Gespräch stand ich zwischen meines Vaters Knieen, und Georg neben dem Laurenburger und spiegelten uns in dessen blankem Brustharnisch und lachten, weil er hohl geschlossen unsere Gesichter auf mancherlei Weise verstellte; dann sagte mir der Vater in's Ohr, ich möge den Wein und die Würze von der Mutter Tischlein bringen. Da ging ich zur Stube, aber die war ganz anders geworden: wo das Bett gestanden, stand der Betschemel und das Altärlein, und hing ein neu Muttergottesbild an der Wand, und an demselben der Mutter und des Vaters Brautkränzlein, ihre Spindel aber stand vor meinem Bänklein und war Alles gar verändert. Das hatte meinem Vater der gute alte Laurenburger Knecht so geordnet, daß er seines Leids desto eher vergessen und ein neues Leben anfangen möge.

Nachdem ich mich genugsam über Alles gewundert, nahm ich den Wein und die Würze, was von dem Geschenk der Laurenburgerin noch übrig war und brachte es dem Vater hinaus, der reichte den Krug dem Ritter. Da trank der Herr und mußte ihm der Vater Bescheid thun. Auch sagte der Ritter: Das ist ein köstlicher Wein, den man wohl dem Kaiser bieten dürfte, ihr habt ihn wohl aus einem Kloster-Keller? Einem Edelmann wächst solcher Wein nicht um die Lanze, der schmeckt

nach dem Krummstab. Mein Vater lächelte und sagte: Gnädiger Herr! ihr habt von dem Guten getrunken, aber er hat auf einem milden Rasse gelegen, denn Eure liebe Frau Ida hat diesen Trunk meiner seligen Agnes zur Labung gebracht, und wenn er euch besser schmeckt, als zu Haus, so ist's, weil ihr Gottes Segen schmecket. Da trank der Laurenburger nochmals und sprach: Wahrhaftig, in Gottes Segen soll man den Wein legen, in Gottes Segen soll man des Weines pflegen, in Gottes Segen gedeiht der Wein auf allen Wegen. Das Faß, aus dem Frau Ida diesen Krug gefüllt, muß mir eben so gut werden, ihr müßt mir wohl erlauben, daß ich es mit Euch hier oben austrinke, Kilian, da es mir so wohl bei Euch geschmeckt. Da dankte mein Vater dem Ritter herzlich und sprach: So ihr einen armen Mann nicht verschmähet, will ich euren Zuspruch hoch in Ehren halten, aber ihr müßt dann auch von meiner Wasserquelle hier trinken, da fließt auch Gottes Segen drin. Nun schied der Ritter freundlich von uns und mit den Seinen und ich ging mit dem Vater in unser einsames Häuslein, worin die Mutter nicht mehr war.

Ein kleines Gebetlein für junge und alte Kinder.

Lieb Herzgottchen' schlag mein bös Köpfchen.
Sonst werd' ich ein arm Tröpfchen.

Ein Trinkspruch.

Es lebe hoch der deutsche Mann,
Der frei die Wahrheit spricht,
Den keine Drohung schrecken kann,
Der für die Unschuld ficht.

Den nicht des Goldes Glanz bethört
Und keine Gunst bestickt,
Der nur des Rechtes Stimme hört
Und nie die Treue bricht.

Der Gott nur gibt den höchsten Preis
Und keinen Menschen scheut,
Er lebe hoch in jedem Kreis,
Den deutsche Ehre freut.

Alter Zecherspruch.

So hatten es auch die Väter im Brauch,
Wenn sie vor Jahren fein lustig waren:
Sie schenkten voll ein und tranken so rein,
Daß man den Becher von oben
Konnt' auf dem Nagel proben,
Das war zu loben.

Alte Lebensweisheit.

Sei fromb, geduldig und verschwiegen,
Was nit dein ist, das laß' liegen.

Wanderspruch.

Vor dem Ziele kehr nicht zu,
Nach der Arbeit schmeckt die Ruh.

Frisch gemuth, junges Blut!

Schlag die Sorgen aus dem Sinn!
Frisch die Feder auf den Hut!
Wirf dem Gram den Handschuh hin!
Trink und fasse Muth!

Fasse Muth zum heißen Tanz!
Jedes Wetter zieht dahin,
Und zuletzt gewinnt den Kranz
Junges Blut und Heldensinn.

Bruder trink! und weih den Kranz
Einer Stirne lieb und hold,
Die der Jugend schönstem Glanz
Eint der reinsten Tugend Gold.

Wohl bekomm's!

(Von W. Müller.)

An des Königs Ehrentafel schmeckt auch Essig süß dem Gast;
Aber beim Nachhausegehen fühlst du, was im Bauch du hast.

Nicht Alles auf einmal.

(Von demselben.)

Willst du wieder kommen zum Schmaus,
Singe beim ersten dein Lied nicht aus.

Weltlust.

(Von demselben.)

Die Lust der Welt ist Honigseim, um den wir wie die Fliegen schweben,
Noch keine hat daraus genippt, ihr blieb am Stückchen Flügel kleben.

Abendgruß

von R . . . . .

Von des Meers schwarz rollenden Wogen,
Waldeskrone am dunkeln Strand,
Von des Bergs blau duftigem Bogen
Letztes Glühen des Tages schwand.

Mit der Fluth ein Steuermann ringet,
Und ein Wanderer zur Heimath strebt, —
Sturmsgeheul sein Rufen verschlinget,
Nacht und Grauen den Schritt umwebt.

Schau, da wogt's im Dunkel der Lüfte,
Und die schweigende Nacht erbebt,
Ueber Thal und Bergesklüfte
Schimmern himmlischen Grußes schwebt.

Von des Thrones Stufen entsteiget,
Naht die himmlische Königin,
Und des Mondes Scheibe sich neiget
Ihren Füßen zum Schemel hin.

Gold'ne Sterne das Haupt ihr umkreisen
In des Leidens verklärter Zahl,
Reiner Kindlein Hymnen lobpreisen
Ew'ge Wonne noch kurzer Qual.

Aus dem Mantel hebt sie die Hände
Leuchtend aus dem Azur der Nacht,
Segnend. — Ihre himmlische Spende
Predigt opfernder Liebe Macht.

Gnadenmeer tilgt Schmerzen und Sünde,
Jede Wolke zerfließt im Blau,
Jedes Auge Thränen erfinde,
Jede Blume ihr Tröpflein Thau!

Heimath ist dem Wandrer beschieden,
Und dem Irrenden zeigt sie Licht,
Und dem Kämpfer ew'gen Frieden,
Und der Sieger schaut ihr Gesicht!

Luft und Meer anbetend sich neiget,
Spiegelt segnender Strahlen Kuß. —
Von der Erde Tiefe entsteiget
Wiederhallend der Engel Gruß.

Fest-Umgang

von Pius Zingerle.

O heil'ge Stunden wonnereich,
Wie denk' ich selig oft an euch,
Da in des schönsten Maies Tagen
Den Heiland ich einst weit getragen!

Die Sonne schien im hellsten Glanz,
Natur im reichsten Blumenkranz,
Und Wies' und Baum blüht' in die Wette,
Rings strahlt' in Gold der Berge Kette.

Da zog mit Jesus ich feldein
Durch frommer Beter lange Reih'n,
Und mit den Kindern Engel gehen
Konnt' ich im Geiste staunend sehen.

Bald tönte heil'ger Psalmensang,
Bald Spiel und lust'ger Böllerklang,
Andächtig Volk kniet' auf den Wegen
Erwartend des Erlösers Segen.

Laut schoß ein frischer Schützenchor
Den Wäldern seine Freude vor;
Die hallten Alles treulich wieder,
Schuß und Gebet und heil'ge Lieder.

Und endlich zogen froh die Reih'n
Zum schöngeschmückten Tempel ein,
Wo uns die Orgel rauscht' entgegen,
Zu feiern noch den letzten Segen.

Ein Spiegel für Fürsten und Völker.

Denkende Menschen haben sich von jeher, wenn ihnen die Gegenwart öde und unerfreulich erschien, in die Vergangenheit geflüchtet.

Ist ja die Geschichte vergangener Zeiten und dahingeschiedener Geschlechter gewiß der lehrreichste und heilsamste Spiegel für Fürsten und Völker, so reich an großen Bildern, an Mahnungen und Warnungen.

Die Geschichte beruhigt unser empörtes Gemüth, wenn sie uns zeigt, wie gebrechlich und hinfällig und einem höheren Walten unterworfen die Macht auch der Mächtigsten, der Fürsten wie der Völker, ist; sie, die vorgestern noch, wie Pharao, dem Propheten Gottes drohten, sind gestern schon verweht, wie ein dürres Blatt auf einsamer Bergeshöhe!

Die Geschichte versöhnt das Gerechtigkeitsgefühl in der menschlichen Brust, wenn sie uns in großen erschütternden Bildern vor Augen hält, wie der Hochmuth, der frevle Gebrauch der Gewalt, die Vermessenheit und Zuchtlosigkeit der Herrschenden, ebensowohl als die Zügellosigkeit oder die kriechende Selbstentwürdigung und Sittenverderbniß der Gehorchenden, das Laster und das Verbrechen des Hohen und des Niederen, des Kaisers und des leibeigenen Knechtes, von einer höheren, unsichtbaren Hand ihre Strafe empfangen und wie ihnen Verachtung und Abscheu im Andenken der Nachwelt folgt.

Zeigt uns ja dies Weltgericht der Geschichte, wie die Völker von der göttlichen Ruthe gezüchtigt werden, wenn sie aus dem vergifteten Becher entnervender Lüste

und gottverzehrenden Unglaubens und Stolzes trinken, und dann in wildem Rausche entwürdigt Sinne und rebellischen Geistes jede Scham und Scheu gegen Gott und die Vertreter seiner Gesetze abwerfen, die Bande des Rechts, der Sitte und des Gehorsams zerbrechen, und das furchtbare Lied ihrer Anarchie singend und die Guillotine ihres Terrorismus umtanzend einander im Namen von Freiheit und Gleichheit zerfleischen und erwürgen und Alles in Blut ertränken und mit Trümmern bedecken, um zuletzt die Beute eines mit eisernem Fuße sie niedertretenden Despoten zu werden.

Nicht minder aber sehen wir auch in dem Spiegel der Geschichte, wie der siegreiche Eroberer, der unumschränkte Autokrat, vor dessen Wink die besiegten Völker in dem Staube der Unterjochung sich krümmen, und der heute jedem Rechte und Gesetze hohnspricht, morgen vielleicht ein ihren- und kronberaubter Napoleon die Strafe seines unersättlichen Ehrgeizes auf einem öden Felsen, fern, in der tiefsten Abgeschiedenheit des großen Weltmeeres, nur von den Nebelgebilden verschwundener Größe umgeben, einsam beweint.

Allein die Betrachtung der Vergangenheit bietet und auch noch mehr; denn sie zeigt uns auch erhabene Gestalten in unsterblichem Lichte, die der Selbstsucht und dem Eigennutze fremd, den Verlockungen des Ehrgeizes und der Sinnenlust unzugänglich, die taub gegen die Drohungen und Schmeicheleien der Gewalt, nicht den Lüsten und Launen eines Ludwigs XI., eines Heinrichs VIII., eines Iwans des Schrecklichen, oder der zügellosen Menge und ihren blutdürstenden Aufwieglern und Verführern feige fröhnten, sondern die muthig und hochherzig für Gott und die Gerechtigkeit, für die Heiligkeit von Sitte und Gesetz gerungen und gestritten und sich und das Ihrige zum Opfer dargebracht haben. Die Erinnerung an sie ist es, die den Menschen in den Mauern und dem ihn umgebenden Jammer tröstet und aufrichtet und ermuthigt und die zugleich in unser Herz die Samenkörner einer bessern Zukunft niederlegt.

Die alten Römer hatten eine schöne Sitte: sie stellten die Standbilder ihrer Vorfahren in dem Mittelpunkt ihres Hauses auf, wo die Herdflamme brannte und wo den Schutzgeistern des Hauses geopfert wurde, damit ihr Anblick den Lebenden die Erinnerung der unsterblichen Thaten ihrer großen Todten im täglichen Verkehr des Lebens lebendig erhalte. Auch bei den Begräbnissen folgten diese Ahnenbilder gleichsam als Zeugen zum Scheiterhaufen hinaus. Ja es war eine eigene Strafe, diese Bilder nicht mehr führen zu dürfen: der Enkel hatte den Adel seines Geschlechtes entehrt; er war als ein Entarteter des Anblickes seiner ruhmvollen, um das Vaterland verdienten Vorfahren nicht mehr würdig. Livius, der römische Geschichtschreiber, sagt daher auch im Eingange seiner Geschichtsbücher: wie er die Thaten der Vorfahren aufgezeichnet habe, damit durch diese Erinnerungen wie durch den Anblick jener Bilder das Gemüth der Leser zur Nacheiferung ihrer Tugenden entflammt würde und die aufwachsende Jugend sich das Bild der Altvordern einprägte und es im Leben erneue. Wohl that dieß seiner Zeit noth; denn die Geschicke Roms eilten raschen Schrittes ihrer Erfüllung entgegen. Es folgten die Jahrhunderte der Kaiserzeit voll der unbeschreiblichsten Nichtswürdigkeit und des entsetzlichsten Jammers. Und als nun die gesunkene Welt unter der Tyrannei verworfener Fürsten, eines Tiberius, eines Nero, eines Caligula seufzte; als die kaiserlichen Paläste der Sitz einer unaussprechlichen Sittenverderbniß wurden, die das ganze Reich vergiftete und verpestete; als das Schicksal der Völker von den Intrigen zuchtloser Weiber abhing; als Feigheit und Heuchelei, Meineid, Meuchelmord, Unzucht und Giftmischerei die Tagesordnung wurden; als die höchsten Aemter des Staates und der Heere der Preis, nicht des Talentes, des Charakters, des Verdienstes, der Treue, der Ehrenhaftigkeit, sondern der Schmeichelei, der ehrlosen Niederträchtigkeit und der dienstwilligsten Ruchlosigkeit wurden; als jedes freie und männliche Wort, das die Wahrheit und die Menschenwürde nicht verletzt, als Beleidigung der kaiserlichen Majestät mit der Folter und dem Tod bestraft wurde; als eine hündische Kriecherei noch die Maske der Freimüthigkeit annahm, als bange sie ihre Schmeicheleien aus überwallendem Herzen war und suchte durch ihre begeisterte Huldigung die Bescheidenheit eines Nero oder Tiberius zu verletzen; als Rom sich mit einer zahllosen Schaar nichtswürdiger Späher und Ankläger füllte, die ihr Gift den Ohren der Imperatoren einflüsterten; als die Willkür und das Gelüste der Machthaber kein göttliches und menschliches Gesetz mehr heilig hielt; als sie selbst aber, diese Auswürflinge des menschlichen Geschlechtes, die bald viehischen Lüsten bald teuflischer Grausamkeit fröhnten, von ihren entwürdigten Unterthanen unter Todesstrafe göttliche Anbetung verlangten: — da machte den wenigen Römern von altem Schrot und Korn, die der Stern von Bethlehem noch nicht erleuchtet hatte, kein anderer Trost mehr übrig bleiben, als sich auf der Gegenwart in die Tage einer bessern Vorzeit zu flüchten und, während das Reich in Zäulnis zerfiel und unter Feindesschwert zusammenbrach, von den Lebenden sich zurückzuziehen und mit den Bildern ihrer großen Todten zu verkehren.

Auch unsere christliche Kirche hat trotz aller blinden Bilderstürmerei, gleich den alten Römern, jene schöne Sitte nicht untergehen lassen; auch sie will und durch den Anblick heiliger Vorbilder zu dem Höchsten begeistern und dieselben in unserem Inneren lebendig machen. Darum steht das Bild des Gekreuzigten auf jedem Altar,

er schaut auf die Gräber der Abgeschiedenen hernieder, er begegnet uns an der Landstraße, er winkt und warnend am steilen Abgrunde, er grüßt uns zutraulich unter Laubesdunkel am stillen verborgenen Waldbrünnlein, oder thront strahlend und weithin sichtbar hoch oben auf der einsamen Alpenspitze, wo der Blick über die aufgerollten Länder unbegränzt in's Weite hinausschweift: ein Bild der allerbarmenden und freiwillig sich aufopfernden Liebe, ein Bild der von den Menschen gemordeten und glorreich auferstandenen Unschuld, ein Bild der Versöhnung und des Verzeihens, das alle Unterdrückten und Leidenden mit ausgebreiteten Armen zu sich einladet, um Sie zu trösten, zu erquicken und aufzurichten; zugleich aber auch ein Bild, das uns an einen künftigen Richter und eine ewige Vergeltung mahnt. Neben dieß Bild des Heilandes stellt die Kirche noch viele andere Bilder seiner Heiligen und Märtyrer vor unsere Augen, die Gottes Lob unter den Qualen der Verfolger gesungen und Zeugniß für ihn mit ihrem Blute gegeben. Auch sie rufen uns zu: in keiner Bedrängniß zu verzagen und nicht dem eitelen Schimmer des Vergänglichen, sondern dem Ewigen und Göttlichen zu dienen, und den Frieden des Gewissens über alle Güter der Erde zu achten.

Nur zu oft haben indessen die Christen ihr Herz den Mahnungen und Erinnerungen ihrer Vergangenheit verschlossen, nur zu oft sind die Bilder ihrer abgeschiedenen Heiligen den Zeugen der Laster und Verbrechen der Lebenden geworden, so daß uns die Geschichte der Heiden nicht selten Thaten und Charaktere vorhält, die einst gegen uns im Gerichte zeugen werden und zu denen wir nur mit der Röthe heißer Scham hinanblicken können. An solchen Beispielen ist unter anderen auch die chinesische Geschichte mit den patriarchalischen Tugenden ihrer alten Beherrscher reich und wir wollen in den folgenden Blättern den Kindern der Gegenwart einige Bilder jener sagenhaften Vorzeit vor die Augen führen, daß sie sich daran spiegeln und den Tugenden dieser ehrwürdigen alten Herrscher nachstreben mögen; möge auch ihnen die Nachwelt ein gleich ruhmvolles Zeugniß ertheilen, wie ihre Gerechtigkeitsliebe ihrer Leidenschaften und Launen Herr gewesen und ihre Wahrheitsliebe den trügerischen Schein falscher Schmeichler und die Selbsttäuschung der Eigenliebe verachtet habe.

Wir entlehnen die folgenden Erzählungen selbst einem jüngst in Frankreich erschienenen Buche, das den Titel führt: „Contes Chinois précédés d'une histoire pittoresque de la Chine par Charles Richomme. Desseins de Louis Lassalle et illustrations sur bois. Paris, Louis Janet."

Ist auch in diesen Erzählungen nur von Kaisern und Ministern und hohen Würdenträgern die Rede, so sind sie dennoch gleich lehrreich für große wie für kleine Herren; denn auch der Geringste ist ein Fürst und Herrscher im Kreise der Seinen, und wäre er auch nur ein Taglöhner, dem Gott ein Kind geschenkt, oder ein Bettler, dessen ganzer Hofstaat in einem Hund oder einer Katze bestünde. In diesem seinem kleinen Kreise hat er Gelegenheit ähnliche Tugenden der Wahrheitsliebe, der Selbstbeherrschung und Gerechtigkeit, der gewissenhaften Strenge und langmüthigen Sanftmuth auszuüben, wie der mächtigste Herrscher auf dem höchsten Throne der Welt. Merk's also, lieber Leser, und schau zuerst in dein eigen Herz, das ist dein Acker, den haue tapfer im Schweiße deines Angesichtes, reiße Distel und Dornen aus, und schmücke ihn mit edlen Bäumen und schönen Blumen, den Nachbarn aber laß seine Sache mit Gott und seinem Gewissen abmachen.

I.

Wie ein Fischer Minister ward.

In einer der Vorstädte der schönen Stadt Su-Tschen, dem chinesischen Venedig, lebte ein armer Fischer, Namens Lieu, den man wegen eines Fehlers seiner Gestalt gemeinhin den Buckeligten nannte. Er war ein kleiner, thätiger und geschickter Mann, von einem fröhlichen Gemüthe und wegen seiner Trefflichkeit in der Musik und seinem Geschick beim Fischfang weiter als zehn Stunden in die Runde wohl bekannt. Auch einige Kenntnisse fehlten ihm nicht und seine Nachbaren sahen ihn wie einen guten Rathgeber an.

So lebte er denn in seiner bescheidenen Stellung glücklich, indem er das Leben hinnahm, wie es sich ihm bot und an nichts dachte, als sein kleines Habe zu mehren.

Die Nacht finkte sich eben hernieder und der Mond stiegerte schon auf den gesinnten Dächern der Stadt. Reiche Gondolen kreuzten sich nach allen Richtungen auf den Kanälen; Jeder wünschte nach der drückenden Hitze des Tages einige kühle Luft zu schöpfen. Auf den Barken, die in vielen chinesischen Städten den Armen zur Wohnung dienen, sah man zahllose Menschen, wie sie sorglos ausgestreckt und vergnüglich ihre Pfeife rauchend, das herrliche Bild ihrer Stadt Su-Tschen bewunderten. Nur Lieu war nicht müßig. Singend machte er eine kleine Barke zurecht für eine dort sehr gebräuchliche Weise des Fischfanges.

„Der Himmel ist klar, hell scheint der Mond," sagte er von Zeit zu Zeit. „Frisch auf! die Nacht wird ergibig werden." Dann fuhr er in seinem Gesang fort.

Der nächtliche Fischfang, den er vorhatte, ist seltsam genug; nur bei hellem Mondschein ist er ausführbar. Zu beiden Seiten eines langen und schmalen Nachens befestigt man in der Länge des Schiffleins ein Brett, ohngefähr zwei Fuß breit, und weiß und sorgfältig gefirnißt; so senkt es sich in einer kaum bemerkbaren Neigung auf die Oberfläche des Wassers nieder. Die Fische, die im Mondschein spielen, halten die Farbe des Brettes für die des Wassers und springen so getäuscht in den Nachen.

Der kleine Buckel war eben mit seinen Zurüstungen fertig und im Begriff abzufahren, als er von einer reichen Gondel, die an ihm vorüberfuhr, einen Ausruf vernahm:

„Der ist's! Ja der ist's!"

„Verdammtes Portrait!" fügte einer der Leute auf der Gondel hinzu, „daß ich es auch vergessen habe. Wie soll ich mich nun vergewissern, daß er es ist. Wir müssen bis Morgen warten."

In demselben Augenblick näherte die Gondel sich dem Laden des Fischers, und der Mensch, der zuerst gesprochen und dessen Kleider einen Mann von Rang verriethen, las mit lauter Stimme auf dem Schilde: „Lieu, verkauft Fische von allen Sorten." Drunter stand die herkömmliche Versicherung Pu hu, das heißt: Er wird Niemand betrügen.

Lieu glaubte, die Herren seien Käufer, und fing darum an, seine Waaren ihnen anzupreisen: „Kaufet! gnädige Herren! kaufet!" rief er. „Nirgends werdet ihr so schöne und frische Fische finden. Nur bei Lieu könnt ihre jede Sorte haben, von der Wildente mit Kürbissen gefüttert, bis zum Kin-Yu, diesem delikaten Goldfisch, der des Kaisers Tafel ziert."

Der Unbekannte, nachdem er einige Worte in seine Brieftasche geschrieben, gab indessen seinen Gondoliern Befehl zum Weiterfahren; vorher jedoch maß er den ehrlichen Fischer mit einigen forschenden Blicken. Anfänglich wurde dieser von einem so geheimnißvollen Benehmen betroffen, beruhigte sich jedoch bald wieder mit dem Gedanken, daß er keinen Handel mit der Polizei habe und daß er mit Niemanden in Feindschaft stehe und daß die Leute der Gondel auch nicht das Ansehen von Dieben hätten. Unter diesen Betrachtungen ergriff er seine Ruder und rasch ging's fort.

Es ist zehn Uhr Morgens. Lieu, der sich ein wenig ausgeruht hat, legt mit großer Sorgfalt die Fische, die er von seinem nächtlichen Fange heimgebracht, auf nassen Blättern zurecht. Er singt seiner Gewohnheit nach ein lustiges Liedchen, während er im Kopfe den Gewinn berechnet, den ihm die Fische bringen werden. Da wird sein Kopf auf einmal roth; sein Lied verstummt. Warum? — er gewahrt auf dem Kanal in der Entfernung von einigen Schritten die Gondel von gestern. Die beiden Unbekannten fassen ihn aufmerksam in's Auge, während sie ein Papier betrachten, und der eine von ihnen ruft auf's Neue:

„Ja, er ist's. — Gewiß er ist's."

„Freilich bin ich's," entgegnet Lieu, aber in einem unzufriedenen Ton, „was wollt ihr von mir?"

Der, welcher am Abend das Schild des Fischers sich aufgeschrieben, macht, ohne ein Wort zu reden, eine höfliche Verbeugung, und die Gondel entfernt sich rasch mit mächtigem Ruderschlag.

Hiermit war die Geduld des Lieu erschöpft; er brach in Schmähreden und Drohungen aus und versicherte seine Nachbarn, er werde sich bei dem Mandarinen des Stadtviertels beklagen — als die verhängnißvolle Gondel am Ende des Kanals erschien. Ihr folgten zwei prächtig geschmückte Barken mit den kaiserlichen Farben. Mandarinen vom höchsten Range befanden sich in den Fahrzeugen, die vor dem Laden des Fischhändlers zu seiner und seiner Nachbarn Verwunderung anhielten. Ihr Erstaunen aber stieg auf's Höchste, als die Mandarinen auf die Kniee sich niederlassend und mit dem Kopf den Boden berührend vor dem kleinen Buckel ihre Reverenz — kow-tow — machten; dann nach ihren sehr demüthigen (schin-schin) Ehrenbezeigungen, denselben einluden, ihnen zu folgen.

„Wohin denn?" fragte Lieu.

„Nach dem kaiserlichen Pallast."

Verzeblich begehrte der Fischer Aufklärungen, lehrte ein Mißverständniß vor, klagte, daß er der Spielball eines schlechten Scherzes sei. Auf ein Zeichen der Mandarinen entkleideten einige untergeordnete Beamte ihn seines leinenen Kleides und legten ihm ein Prachtgewand an. Hierauf wurde er in einer der großen kaiserlichen Barken auf das Ehrenvollste von dannen geführt. Das Gefolge entfernte sich, während die Zuschauer den fabelhaftesten Vermuthungen zweideutigen zurückblieben.

So lange Lieu mit seinen schweigsamen Begleitern dem kaiserlichen Pallaste zufährt, wollen wir unseren Lesern die Lösung dieses seltsamen Ereignisses mittheilen. Das Reich stand am Rande des Abgrundes: unwürdige Fürsten, die sich zügellos ihren lasterhaften Leidenschaften überließen, hatten den öffentlichen Schatz erschöpft und die Sittlichkeit des Volkes verpestet. Einer von ihnen ließ, wie die Geschichtschreiber berichten, ein großes Bassin in Form eines Teiches graben, und nachdem er es mit Wein angefüllt, befahl er dreitausenden seiner Unterthanen sich hinein zu stürzen. Ungeheure Stücke gebratenen Fleisches hingen rings um den Rand des Bassins, ihren viehischen Hunger zu stillen. Der Kaiser betrachtete von seinem Throne lachend dieß schrecklichen Bild von dreitausend Elenden, die in der gemeinsten Trunkenheit schwam-

men und wovon die meisten ertranken. Die Laster der Fürsten hatten die höheren Klassen der Gesellschaft zu Grunde gerichtet und die Minister überließen sich, um ihren Gebietern zu schmeicheln, allen Ausschweifungen; das Volk, welches schweigend duldete, hatte neue Hoffnung geschöpft, als es einen ehrlichen Mann den Thron besteigen sah. Der neue Fürst war von den besten Absichten beseelt; da er aber Niemand zu seiner Unterstützung in seiner Umgebung hatte, so beweinte er die Uebel, denen er nicht abhelfen konnte. Nun glaubte er in einer schlaflosen Nacht im Traume die Gestalt eines Menschen zu sehen, den ihm der Himmel zum ersten Minister bestimmt hätte. Nach seinem Erwachen ließ er mehrere Bildnisse dieses Mannes machen und gab Befehl, ihn im ganzen Reiche aufzusuchen. Dieser künftige erste Minister war nun Niemand anders, als der arme Fischer von Su-Tschen, den die Mandarinen endlich nach mehrmonatlichen Nachforschungen entdeckt hatten.

Im Pallast angekommen wurde Lieu unter vielen Ceremonien vor den Kaiser geführt, der ihn mit allen Zeichen der lebhaftesten Freude empfing.

„Du bist es," sprach er, „den der Himmel mir gesandt hat, mich mit deinem weisen Rathe zu unterstützen. Schmeichle mir nicht! Schone meine Schwächen ja nicht! Halte dich also, daß ich die Tugenden der großen Kaiser gewinnen und in bösen Tagen die Mäßigung, die Milde, die Gerechtigkeit Ihrer Herrschaft im Gedächtniß erneuern möge. Ich ernenne dich zu meinem ersten Minister. Wohlan denn! stelle die Ordnung im Reiche wieder her!"

Lieu sah nichts, begriff nichts. Unwillkührlich neigte er sich vor dem Kaiser und folgte, ohne ein Wort zu sprechen, den Großwürdenträgern, welche ihn in ein prächtiges Gemach geleiteten und sich unter den ehrerbietigsten Verbeugungen zurückzogen. Mit sich allein befühlte er sich am ganzen Leibe, um sich zu überzeugen, daß er auch wach sei; nachdem er sich vergeblich bemüht, sein seltsames Abenteuer zu begreifen, warf er sich auf's Bett mit brennendem Kopf und ganz von Müdigkeit zerschlagen.

„Es ist merkwürdig!" sagte er einschlafend, „ich habe doch heute keinen Samsun getrunken" (ein geistiges Getränke, welches die Chinesen aus dem Reis destilliren).

Als der arme Fischer nach seinem Erwachen sich in einem mit Seide tapezierten Zimmer sah, geschmückt mit kostbaren Gemälden, und als seine Augen die prächtigen Kleider bemerkten, verdoppelte sich sein Erstaunen. Er lief an die Thüre und sah im Vorsaal alle Großen des Reiches, die sich ehrfurchtsvoll vor ihm verneigten.

„Es ist also kein Traum!" schrie er.

„Es ist dem ersten Minister gestattet, vor dem Kaiser zu erscheinen," sagte ein Mandarine, „wir, seine Collegen, wir erwarten ihn."

Der Rath versammelte sich und berieth sich über die Mittel, dem Lande seine Ruhe und seinen Wohlstand zurückzugeben. Lieu, dem manche Kenntnisse nicht fehlten und der besonders einen gesunden Mutterwitz besaß, hörte nur mit dem größten Unwillen die zweideutigen Redensarten seiner Amtsgenossen, die das Elend des Staates zu verbergen suchten, oder von denen einer dem andern die Schuld der schlechten Staatsverwaltung zuschob. Als ein Mann aus dem Volke, der sein Brod mit seiner Hände Arbeit gewann, konnte der arme Fischer die Lügen unfähiger und nichtswürdiger Minister nicht ertragen, und als der Kaiser nun seine Meinung zu wissen begehrte, schilderte er mit lebhaften Farben das böse, aber wahre Bild des Landes, wie es von Steuern erdrückt und den Räubereien der Mächtigen preisgegeben, seine einzige Hoffnung auf den Kaiser gesetzt habe. Er griff mit ganz besonderer Heftigkeit das Betragen der Beamten an, die einzig nach hohen Stellen trachteten, um sich dann allen Ausschweifungen hinzugeben.

„Der Friede und die Verwirrung, sprach er, hängen von den Ministern ab. Die Aemter dürfen nicht solchen anvertraut werden, die nur ihren Leidenschaften dienen, sondern, die derselben Meister sind. Ehren gebühren allein den Weisen und nicht den Bösen." — „Und das eben ist der Grund," fiel der Kaiser ein, „warum ich dich aus niederem Stande zu der höchsten Würde des Reiches erhoben habe. Gut denn! Ich bin mit dir zufrieden."

Hierauf nahm er ihn auf die Seite und erzählte ihm, durch welchen wunderbaren Zufall er, der buckligte Lieu, zu Hof berufen worden. Lieu wandte ein, er habe keinen hinlänglichen Unterricht erhalten und daß er sich nicht der Verwaltung eines Reiches fähig halte. Der Fürst jedoch, zufrieden mit dem gesunden Verstande und der Bescheidenheit seines neuen Ministers, gab ihm den Befehl, das Heft der Gewalt zu Handen zu nehmen, und sich derselben mit Nachdruck zu bedienen.

Alles gewann alsbald eine andere Gestalt. Lieu, Tag und Nacht beschäftigt, und die Berichte über das Betragen jedes Mandarinen unermüdet untersuchend, gab der Verwaltung neues Leben, indem er die Betrüger verstieß und schonungslos strafte und sich mit auszeichneten Männern umzab, die bisher in der Dunkelheit ihres Standes verborgen geblieben. Begreiflich konnte diese Strenge den Höflingen nicht gefallen; es bildete sich eine mächtige Partei gegen den verdammten Buckel, der seinen Obern erlaubte seine Untergeordneten zu beraube. Der Minister verfolgte jedoch, unbekümmert um Spöttereien und Murren, sein Ziel, und fand hinreichenden Trost in den Segenswünschen des Volkes.

Eines Abends, als er verkleidet in der Stadt spa-

zieren ging, bemerkte er, daß die Thorwache, trotz dem Befehl, nach der bestimmten Stunde dennoch Jedem das Thor öffnete. Dieser Mißbrauch war um so gefährlicher, da man jeden Augenblick einen Angriff von Seiten der „rothen Augenbrauen" befürchtete, eine Bande von Räubern, die das Land aussaugten und die sich so nannten, weil sie sich die Augenbrauen als Erkennungszeichen roth färbten. Lieu gab sogleich Befehl, daß den Verordnungen Folge geleistet würde, und bedrohte die Zuwiderhandelnden mit scharfen Strafen.

Einige Tage später geschah es, daß der Kaiser, der auf die Jagd gegangen war, die Abendmahlzeit so lange verzögerte, daß die Thore schon geschlossen waren, als er vor der Stadt erschien. Es traf sich nun gerade, daß sein erster Minister in demselben Augenblicke, wo die kaiserliche Leibwache an eines der Thore klopfte, über die Wälle ging, um seine gewöhnliche Runde zu halten. Er trat vor und fragte: wer noch so spät hereinwolle. „Der Kaiser," erwiderte mit trotziger Stimme ein Soldat, der den Minister nicht erkannte. „Der Kaiser," entgegnete Lieu, „ist den Gesetzen unterworfen, so gut, wie der niedrigste seiner Unterthanen. Die Thore zu so später Stunde zu öffnen, ist gegen die Vorschriften; der Kaiser wird nicht herein kommen."

Das Entsetzen der Hofleute war nicht gering; sie betrachteten einander voll Erstaunen über das, was sie die Unverschämtheit eines Parvenüs nannten, während der Kaiser ungeduldig seinem Pferde die Sporen gab und vor Wut, die Ursache der Verzögerung zu erfragen. Man hinterbrachte ihm die Antwort des Ministers noch mit einigen Uebertreibungen. Der Fürst wurde bleich vor Zorn und befahl auf's Neue, an das Thor zu klopfen. Die Wache aber gab zur Antwort, der Versuch sei vergebens, bei aller Ehrfurcht vor dem Oberhaupte des Reiches werde sie das Thor dennoch nicht vor der vorgeschriebenen Stunde öffnen.

„Wohlan denn!" sprach der Kaiser mit bitterem Lächeln, „wenn die Wachen der übrigen Thore die Befehle meines Ministers eben so genau erfüllen, so werde ich gezwungen sein, entweder nach meinem Jagdschloß zurückzukehren oder unter freiem Himmel zu übernachten."

Lieu hatte unterdessen seine Runde fortgesetzt und den Offizieren der drei übrigen Thore befohlen, die Thore Niemanden zu öffnen, auch nicht dem Kaiser. Sobald jedoch der erste, an den man sich wandte, beim Schein der Fackeln den gelblich-rosenfarbenen Sonnenschirm des Kaisers mit dem goldenen Drachen darüber erkannte, wagte er keinen Widerspruch, und das Thor wurde geöffnet. Man erzählt sich sogar, er habe die baldige Ungnade des Ministers schon geahnt und sei daher froh gewesen, durch diesen Ungehorsam seinen Feinden seine Ergebenheit zu bezeigen.

Alle, welche den Lieu haßten und ihre Zahl war groß — denn in China, wie in Europa, finden Talent und Tugend unglücklicher Weise nur allzu viele Verfolger — alle Mandarinen, die wegen ihrer schlechten Aufführung Strafe erlitten hatten, oder die eine verdiente Züchtigung fürchteten, waren in der größten Freude. Der Kaiser hatte beim Eintritt in seinen Palast seinen Unwillen über Lieu geäußert; es war klar, daß am folgenden Tag den gestrengen Minister die allerhöchste Ungnade treffen werde. Demnach war die Zahl der Anwesenden bei der Audienz des Kaisers ungeheuer. Sobald der kleine Buckel in den Saal trat, richteten sich alle Blicke auf ihn. Ruhig und unbekümmert, wie ein Mann, der das Bewußtsein hat, seine Pflicht erfüllt zu haben, nahm er seinen gewohnten Sitz ein, ohne die Bekümmernis seiner Freunde, noch die Freude seiner Feinde zu beachten. Der Fürst, sobald er Lieu bemerkte, zog seine Augenbrauen ein wenig zusammen; allein er sagte nichts und beantwortete mit einem Zuwinken der Hand die ehrfurchtsvolle Verbeugung (Kow-tow) des Ministers. Während der ganzen übrigen Audienz schien er sehr aufgeregt: sollte er den Lieu strafen, weil er so strenge die Vorschriften befolgt und sollte er sich, indem er also seinem Stolz Genüge leistete, der Dienste eines Mannes berauben, der das Reich mit solchem Glanze verwaltete. Das war der Kampf, den in seinem Innern die Gerechtigkeit und die verletzte Eigenliebe mit einander stritten. Der Hof harrte ungeduldig auf die Entscheidung. Die Audienz sollte endigen und der Kaiser hatte noch immer kein einziges Wort an Lieu gerichtet, als dieser vor ihn hintrat.

„Gestern Abend," sprach er, „hat ein Offizier einer Thorwache die strengen, aber zur Sicherheit des Reiches unumgänglich nothwendigen und vom Kaiser selbst bestätigten Vorschriften verletzt; er hat das Thor vor der vorgeschriebenen Stunde geöffnet, statt das weise Verfahren einer andern Wache zu befolgen, die ihrem Befehle gehorchte. Es gebührt sich, daß der eine gestraft, der andere belohnt werde; dieß der Vorschlag, den ich dem Kaiser vorlege; denn Niemand darf über den Gesetzen stehen, und ein Reich ist übel verwaltet, wenn die Beamten ihr Betragen von den Launen des Souverains abhängig machen."

Das Erstaunen war auf allen Gesichtern gemalt! Was wird der Kaiser thun? Gab er den Forderungen des Ministers nicht nach, so mußte dieser sich zurückziehen; sein wohlbekannter Charakter ließ hierüber keinen Zweifel zu. Somit erwartete Alles ängstlich die Antwort des Fürsten, der in Nachdenken versunken mit zerstreuten Blicken den kleinen Buckel betrachtete, der zu seinen Füßen kniete.

– Endlich erhob er sich und sprach mit leicht bewegter Stimme:

„Der weise Lieu hat recht. Das Gesetz muß gerächt seyn; und wer soll das erste Beispiel dieser Achtung geben, wenn nicht der Kaiser. Ich befehle, daß der Offizier der Wache, der mir gestern das Thor geöffnet, seiner Stelle entsetzt werde; was den betrifft, der seine Pflicht erfüllte, so wird meine kaiserliche Gnade ihn nicht vergessen."

Kaum hatte der Fürst seine Rede geendet, als die Höflinge den Minister umgaben und ihn ihrer Anhänglichkeit versicherten und wegen seines Betragens beglückwünschten. Ihrer Weise nach bezeugten sich hierbei die Feinde des Lieu am eifrigsten. Er aber empfing mit seiner gewohnten Ruhe ihre Schmeicheleien, deren Werth er kannte; doch hatte er mit Vergnügen die Antwort des Kaisers vernommen. Dieser Entscheid ehrte den Monarchen, und Lieu war nun dem an seines mächtigen Beistandes gewiß. Nichts störte seitdem die Eintracht zwischen beiden, und Dank der weisen Verwaltung des Ministers, der Name des Fürsten wurde überall, wie der des Vaters seines Volkes, gefeiert.

Beim Tode des Kaisers faßten die Feinde des Lieu wieder Muth, und ihren Intriguen gelang es, daß der neue Fürst den großen Minister fallen ließ. Lieu empfing die Nachricht seines Sturzes unbekümmert; er sah, sein Rath würde doch nutzlos seyn, oder übel gedeutet werden. Er zog sich daher nach Su-Tcheu zurück, in die frühere Verborgenheit seines Standes. Er starb dort fast in Dürftigkeit, von den großen Herren, deren Gebieter er gewesen, gänzlich verlassen; allein das Volk, das nicht undankbar ist, vergaß nie den Minister, der dem Reich seine Ruhe und seine Wohlfahrt zurückgegeben, und wenn eine neue Steuer ihnen ihr letztes Stück Brod entriß, so sprachen sie seufzend: „Ach! so ging es nicht her zur Zeit des kleinen Buckels."

II.

Wie ein Fürst seine wahren und seine falschen Freunde prüfen und kennen lernen kann.

An einem schönen Frühlingsmorgen lustwandelte der alte Kaiser Schun in seinem kleinen Hofgarten, mit dem Mandarinen Yu, seinem ersten Minister. Yu war von niederer Herkunft und hatte sich durch sein eigenes Verdienst zu den höchsten Würden emporgeschwungen. Beauftragt den Verheerungen abzuhelfen, welche die beiden großen Flüsse des Reiches angerichtet, hatte er sich dieses Geschäftes mit einem Eifer und einer Gewandtheit entledigt, die seinem Namen die Gunst des Volkes gewonnen. Man sagt, es bestehen noch bis auf den heutigen Tag einige Ueberreste dieser ungeheuren Flußbauten, welche er vor mehr als viertausend Jahren errichtete. Der Kaiser und der Minister spazierten in einfachen Linnenkleidern, Schritt vor Schritte, in ihre Betrachtungen versunken und schweigend der ersten wohlthätigen Sonnenstrahlen sich erfreuend. Schun blieb plötzlich stehen und seine zitternden, vom Alter gefurchten Hände zum Himmel erhebend, rief er seufzend:

„Ach! welch eine Last ist die Herrschaft! welche Sorgen knüpfen sich an eine weise Regierung! Dem Volke die Güter der Erde verschaffen, es vor allem Schädlichen bewahren und vor Allem es tugendhaft machen, das sind die ersten Pflichten eines Fürsten; und ich, kann ich mir schmeicheln, daß ich sie erfülle? — Ruhe und Frieden im Lande aufrecht halten, ein aufmerksames Auge auf Alles haben, die Armen und die Unglücklichen nicht im Stiche lassen, weise und verdienstvolle Menschen aus ihrer Verborgenheit emporziehen, das sind die Vorschriften, welche mein ehrwürdiger Vorfahre, der Kaiser Yao, befolgte, und ich, war ich so glücklich ihm hierin nachzufolgen, wenn auch nur sehr von ferne?" —

„Das Reich ist trefflich verwaltet," sagte jetzt der erste Minister, sich ehrfurchtsvoll verbeugend, „allenthalben erschallt das Lob Schuns."

„Ich täusche mich nicht, mein getreuer Yu. Niemals werde ich vom Volke geliebt werden wie es Yao war. Eines Tages, da er allein und unbekannt über einen öffentlichen Platz schritt, hörte er die Kinder, wie sie folgende Worte sangen:

Von allen, die erleuchtet und beherrscht das Reich,
Kommt dir, o Yao! wahrlich keiner gleich;
Wer dich, den Weisesten, nicht sah, hat nichts gesehen,
O möchte Jeder deine Wege gehen.

Wehe! daß man von mir nicht das Gleiche sagt."

„Die Schmeichelei ist die giftigste aller Schlangen," entgegnete Yu, „allein jeder Zeit bin ich dir als meinem Herren und Meister die Wahrheit schuldig. Gut denn, sowohl die Mandarinen wie das Volk unterlassen es nicht, die Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Du bist geliebt wie ein guter Kaiser, und gesegnet sei der Tag, an welchem Yao dich zu seinem Nachfolger berief. Möge ich augenblicklich sterben, wenn mein Mund nicht die Wahrheit spricht!"

Yu sprach diese Worte in einem so zuversichtlichen und eindringlichem Tone, daß der alte Kaiser seine Thrä-

nen nicht zurückhalten konnte. Er reichte seine Hand seinem ersten Minister und dieser küßte sie ehrfurchtvoll.

„Ich habe alles Vertrauen zu dir, mein guter Rathgeber," fuhr Schun nach einigen Minuten des Schweigens fort. „Wie du weißt, so war es immer mein innigstes Verlangen so viel wie möglich das Beispiel des Yao nachzuahmen und mein mangelnder Eifer war nicht Schuld daran, wenn die Gesetze nicht streng befolgt wurden. Allein der Kaiser ist nur ein Mensch; er kann nicht selbst Alles sehen, und obwohl er kräftig von seinem getreuen Yu unterstützt ward, so wurden dennoch ohne Zweifel viele Ungerechtigkeiten begangen."

„Allein prüft unser weiser Gebieter nicht selbst alle drei Jahre das Betragen seiner Beamten? Hat er kein Vertrauen in die Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit seiner Mandarinen?"

„Das ist es eben, was mich am meisten besorgt macht; gerade das ist's, was mich in der Nacht beunruhigt und während des Tages traurig macht. Der Kaiser ist für das Betragen seiner Beamten verantwortlich; allein trotz seiner Achtsamkeit finden sich gewiß solche darunter, die des Vertrauens ihres Monarchens unwürdig sind. Der Spruch eines Weisen lautet: ‚Jögere nicht, die von dir zu entfernen, deren Sitten verderbt sind und die vor seiner Ungerechtigkeit zurückbeben.' Allein wie sind die guten und die bösen Diener zu unterscheiden? Das Laster verbirgt sich unter der Maske der Heuchelei? Wird mein treuer Rathgeber mir ein Mittel verrathen, die Wahrheit zu erkennen?"

„Das Laster ist häufig schlauer als die Tugend," erwiederte der Mandarin, „allein nichts entgeht dem Scharfblick des Gebieters."

Schun und Yu setzten ihren Spaziergang fort, indem sie diese schwere Frage weiter verhandelten; allein sie konnten keine Lösung finden, und der Kaiser wollte sich eben zurückziehen, als ein Gedanke in dem Geiste seines ersten Ministers aufblitzte.

„Das Mittel ist leicht," rief er, „die von deinen Dienern zu erkennen, die wahrhaft Freunde der Gerechtigkeit sind. Ich kann mich aber in diesem Augenblick nicht darüber erklären, denn das Volk strömt zur kaiserlichen Audienz herbei; allein Morgen, so hoffe ich, wird die Wahrheit den Augen des Kaisers einleuchten."

Der Plan des Yu war höchst einfach und emancipirte nicht der Eigenthümlichkeit. Der Kaiser sollte einen seiner tugendhaften Räthe in Ungnade fallen lassen. Die, welche den Muth hätten ihn zu vertheidigen, die, welche niederträchtig genug wären, einen Unschuldigen zu verfolgen, würden auf diese Weise ohne allen Zweifel ihre guten und ihre bösen Gesinnungen enthüllen.

Am folgenden Morgen, um die eilfte Stunde, saß Schun umgeben von seinen neun Ministern, seinen obersten Mandarinen und anderen hohen Beamten des Reiches unfern des Fensters seines Audienzsaales, als er einen Mann der unteren Klasse im Zustande der Trunkenheit über den öffentlichen Platz gehen sah. Dieser häßliche Anblick erzürnte ihn.

„Das noch!" schrie er, „und doch habe ich Jedem mit der Bastonade gedroht, der sich solcher Ausschweifung schuldig machen würde. Allein meinen Befehlen wird nicht mehr gehorcht, und meine Minister unterlassen es, den Gesetzen die gebührende Achtung zu verschaffen."

Die Höflinge sahen einander erschrocken an und beobachteten das tiefste Schweigen. Der Kaiser fuhr in scharfem Tone fort:

„Wo ist der Minister, dem die Aufsicht über die Musik obliegt? Warum befindet er sich nicht bei uns?"

„Kuei ist krank," entgegnete der erste Minister, „er konnte nicht länger bei der Audienz des Kaisers verweilen."

„Auch er erfüllt seine Pflichten nicht; ich habe ihn an die Spitze eines wichtigen Ministeriums gestellt; es war mein Wille, er sollte die Kinder der Prinzen und der Großen in der Musik unterrichten; allein er kümmert sich um meine Befehle nicht und die Kinder lernen nichts."

„Kuei ist indessen sehr unterrichtet und sehr geschickt im Spielen der Instrumente," sagte Tschui, der Vorsteher der öffentlichen Arbeiten.

„Was dieser Mensch weiß," entgegnete ernst der Kaiser, „ist nichts in Vergleich zu dem, was er nicht weiß. Uebrigens hat Kuei sich Reden erlaubt, die man aus seinem Munde nicht hören sollte. Menschen von einer bösen Zunge sind mir äußerst zuwider, sie säen Zwietracht aus und schaden ehrlichen Leuten. Warum hat der Minister der öffentlichen Censur mich nicht hierauf aufmerksam gemacht?" Der Mandarine Lung, mit diesem wichtigen Amte betraut, eilte sich zu entschuldigen: Kuei sei ihm, sagte er, in der That seit einiger Zeit schon verdächtig erschienen, allein er habe an solche Vermessenheit nicht glauben können.

Die Zuschauer waren über diese unerwartete Wendung aufs höchste bestürzt. Alle richteten ihre Augen auf Yu und suchten die Ansicht des ersten Ministers zu erforschen und den Weg, welchen er in einer so zarten Sache einschlagen würde. Yu blieb inzwischen theilnahmlos. Der Kaiser aber, der sich heftig erzürnt stellte, verfolgte den unglücklichen Kuei, der von dem über seinem Haupte losgebrochenen Sturm nicht das Mindeste ahnte, mit seinen Drohungen.

Der Vorsteher der Musik genoß in dem ganzen Reiche der höchsten Achtung, die er sich nicht minder durch seine Rechtlichkeit und die Geradheit seiner Gesinnung wie durch seine Talente verdient hatte. Das Erstaunen

der Höflinge, ihn dem Zorne des Kaisers preisgegeben zu sehen, war daher sehr begreiflich; allein die Meisten von ihnen suchten nicht einmal ihren Amtsgenossen zu entschuldigen, der das Opfer infamer Verläumdungen seiner Angeberei seyn konnte. Der Gebieter hatte gesprochen; dieß genügte ihrem Knechtsinne. Es galt nun, wer die meisten Steine auf den in Ungnade gefallenen Minister werfen würde.

Kuei ist ohne Zweifel ein Mann von Talent, sagte der eine, allein er ist überaus stolz; in seinen Gesprächen schont er nichts, nicht einmal die kaiserliche Majestät! — Er ist nicht der einzige in dem Reiche, der den Vorstand über die Musik führen könnte, fügte ein anderer hinzu. Und sein Betragen, ist es über allen Tadel erhaben? Er ist jedem Verdienste neidig. Er hält sich für geschickter in der Musik als den erlauchten Schun selbst.

Dieser letzte Vorwurf wurde mit besonderem Nachdruck wiederholt. Man wußte, daß der Kaiser sich nicht ohne Grund seiner musikalischen Kenntniß rühmte; er hatte eine große Anzahl von Hymnen componirt, die bei den Feierlichkeiten des Staates und beim Gottesdienst gesungen wurden.

Der Unwille des Kaisers schien sich mit der Zahl der Ankläger des unglücklichen Kuei zu steigern. Nur Yu und seine Amtsgenossen, mit Ausnahme des Justizministers und des Vorstandes der öffentlichen Censur, vertheidigten allein den Vorsteher der kaiserlichen Musik. Der alte Kaiser wies sie mit unwilliger Härte zurück. Die Gegner des Kuei triumphirten und Jeder theilte sich schon in die Beute des besiegten Feindes. Der erste Minister, ein vertrauter Freund des Vorstehers, spielte seine Rolle mit um so größerer Zuversicht, da er den Ausgang des Spieles schon kannte; er nahm daher nochmal mit Nachdruck das Wort zu Gunsten des Angeklagten, als Schun ihm mit zorniger Stimme erwiederte:

„Es war mein Wille, der dich zum ersten Minister des Reiches machte; in dieser Eigenschaft hast du auf mein Wort zu hören und ihm auf der Stelle zu gehorchen."

Hierauf zum Justizminister sich wendend:

„Kao-Yao! ich habe dich zum obersten Richter ernannt; dir steht es zu, Verbrechen und Missethaten zu bestrafen. Der Vorsteher Kuei soll von deinen Untergebenen festgenommen und nach den Gesetzen des Reiches gerichtet werden. Fort und gehorche!"

Kao-Yao, der die Stelle eines Vorstehers der Musik für seinen Sohn wünschte, entfernte sich sogleich, und die übrigen Höflinge folgten ihm, die einen voll Freude über den Sturz des Kuei und in die Träume ihres Ehrgeizes versunken, die andern ebenso bestürzt als bekümmert über die Ungnade ihres Freundes und entschlossen Alles anzuwenden, um dem Kaiser die Augen zu öffnen.

In dem Augenblick, als der Hof sich zurückzog, warf der Mandarin Fang-tsi, Vorstand des Ministeriums der himmlischen Angelegenheiten, ein Greis mit weißem Barte, und seiner Tugenden wegen in ganz China geehrt, sich zu den Füßen des Kaisers nieder.

„Gnade! erhabener Herrscher!" rief er, „Gnade! wenn nicht für ihn selbst, an dessen Unschuld ich inzwischen glaube, so doch zum mindesten für sein Weib und sein Kind. Ich rufe deine Gerechtigkeit an. Könnte Schun die Vorschriften des großen Yao vergessen?"

Der Kaiser hob sehr gerührt den alten Mandarinen auf und zeigte ihm mit dem Finger, ohne ein Wort zu sprechen, die Thüre des Saales. Fang-tsi verbeugte sich mit thränenden Augen und folgte seinen Amtsgenossen. Schun von Schmerz erdrückt, warf sich auf das fürstliche Sopha von kostbarem Holze aus der Landschaft King. Er hob die Arme gen Himmel, und seinen Minister, der wieder zurückgekehrt war, mit einem Blicke voll Kummer und Niedergeschlagenheit anblickend, sagte er:

„Nun sprich, Yu! hättest du an so viele feige Niederträchtigkeit glauben können? Von hundert seiner Freunde haben kaum fünf oder sechs gewagt, ihn zu vertheidigen, und unter seinen Anklägern sind sogar zwei seiner Amtsgenossen!"

„Dieß ist eine traurige Erfahrung," erwiederte der Mandarine. „Warum sich aber wundern? Der Lasterhafte kennt nur seinen Vortheil, in diesem Augenblicke ist die Beraubung des Kuei sein Sinnen und Trachten."

„Sein Erwachen wird aber schrecklich seyn; ich schwöre es bei dem heiligen Namen der Lui-tsen, ich werde nach guter und strenger Gerechtigkeit mit den schlechten Menschen verfahren, die den Unschuldigen verdammen, ehe sie ihn gehört haben. Allein ich will meinen Unwillen noch aufschieben."

Das Gerücht von der Ungnade des Kuei verbreitete sich alsbald in der Stadt. Die Schlechten, die Ehrgeizigen, die Neidischen freuten sich über dieses Unglück, die Rechtschaffenen und an ihrer Spitze Fang-tsi geleiteten den Vorsteher der Musik bis zu dem kaiserlichen Gefängniß und kehrten zurück, um seiner Familie mit Trostworten zuzusprechen. Die Ersteren verdoppelten ihre Verläumdungen gegen Kuei und priesen mit lauter Stimme die Weisheit des Monarchen; die Letzteren riefen die Gerechtigkeit des getäuschten Kaisers an, indem sie sich für die Unschuld des Mandarinen verbürgten.

Kaiser Yao, der Vorgänger des Schun, hatte an das äußere Thor seines Pallastes eine Tafel aufhängen lassen, auf welche alle Chinesen ihre Ansichten schreiben konnten, welche sie dem Staatswohle für zuträglich hielten. Schun hatte diese bewundernswerthe Einrichtung beibehalten. Demnach wurde diese Tafel mehrere Tage hindurch mit Bemerkungen wider oder für Kuei bedeckt.

Dem Kaiser ergebene Beamte zeichneten sich insgeheim die Namen der Ankläger und Vertheidiger auf. Diese Anzeigen waren für den Oberrichter bestimmt, der die Sache des ehemaligen Ministers führte.

Am Morgen des Tages endlich, an welchem das Urtheil gefällt werden sollte, kamen seine Frau und seine Tochter Ta-ki, ein schönes Mädchen von vierzehn Jahren, und knieten zu den Füßen des kaiserlichen Thrones. „Gnade!“ rief die Mutter halbtodt und das Kind richtete seine weinenden Augen zu dem alten Kaiser und wiederholte mit zitternder Stimme: „Gnade für meinen Vater!“

Der Anblick dieser beiden armen Opfer erschütterte den Kaiser. Er wandte sich zu seinem ersten Minister, von neuem zu fragen: ob es nicht Zeit sei, die Wahrheit kund zu machen. In diesem Augenblicke jedoch trat der Justizminister an der Spitze des Gerichtes vor. Den Richtern folgte Kuei mit Ketten beladen, von Soldaten umringt; aber mit einem Ausdruck, der die Ruhe der Unschuld zeigte. „Ihr Frauen!“ sprach der Kaiser mit einer Stimme, der er einen strengen Ton zu verleihen suchte, „geht euch zurück. Unter dem Reiche des Schun muß die Gerechtigkeit ihren Lauf haben für den Mandarinen sowohl, wie für den Untersten des Volkes.“ Hierauf an den Oberrichter sich wendend: „Kao-Yao! und ihr alle, ihr Spender meiner höchsten Gerechtigkeit! wenn ihr den Kuei für schuldig haltet, welche Strafe soll ihm zu Theil werden?“

Eine unermeßliche Menge drängte sich in den weiten Hof, in dessen Hintergrund sich der kaiserliche Thron unter einem Schoppen von Holz und Erde erhob. Das tiefste Schweigen herrschte in Mitte der Menge, als der Oberrichter mit lauter aber zitternder Stimme sprach: „Der Kaiser gruhe den Kuei zur Strafe des Stockes, zur Einziehung seiner Güter, zur Verbannung zu verurtheilen; Kuei stieß verdammliche Reden gegen den himmlischen Schun aus, darum werde er gestraft, denn er ist schuldig.“ —

Die Volksmenge bewegte sich murrend; man hörte schreckliche Rufe: das Weib und die Tochter des Kuei sanken ohnmächtig nieder. Der Mandarine erblaßte und vergoß einige Thränen; dann aber seiner Schwäche sich schämend erhob er das Haupt und blickte den Kaiser mit ruhiger Miene an.

Schun, gestützt auf seinen ersten Minister, stand aufrecht da, mit funkelnden Augen, mit glühendem Gesichte und die rechte Hand im Zorne bewegend, rief er mit lauter Stimme:

„Nein! nein! er wird nicht gestraft werden, denn er ist nicht schuldig. Ha, ihr unwürdigen Räthe, die ihr den Unschuldigen auf das Wort eueres Gebieters straft, ohne Beweise, ohne Gewissen, einzig um euerem Haß und euerem Ehrgeiz zu fröhnen. Fort mit euch! für immer aus meinen Augen! der Kaiser wird in seiner Milde euch keine andere Strafe auferlegen.“

Und indem er sich zu den Mandarinen wandte, die ihn umgaben:

„Ein Monarch kann sich irren; darum ist es an seinen treuen Räthen, ihm seinen Irrthum zu zeigen, selbst dann, wenn sie sich seinem Zorne aussetzen. Denn begeht er Ungerechtigkeiten, an wen sollen sich die Völker halten? Was dich betrifft, Kuei! wenn ich dich zu dieser Prüfung auserwählt habe, so geschah es, weil ich deiner Unschuld gewiß war; allein eine Vergütung gebühret dir von Rechtswegen. Höre, was der Wille des Kaisers ist: Huan-teu dein Bruder und eure nächsten Verwandten werden die Aemter der Mandarinen Fang und Kao-Yao und der andern treulosen Räthe, die ich eben verstoßen, einnehmen. Deine Tochter wird den jungen Yi heurathen, den Sohn meines innig geliebten Yu, und du selbst, du sollst der erste Minister des Reiches seyn.“

Die Menge verbeugte sich zur Erde und die Lüfte erschollen vom Freudengeschrei. Der Kaiser gebot mit einem einzigen Worte Schweigen und indem er die Hand des Mandarinen Yu faßte, trat er vor, an den Rand des Balkones.

„Es geziemt sich, daß heute ein Jeder nach seinen Werken belohnt werde. Der Kaiser straft die bösen Räthe, allein er vergißt nicht seine treuen Diener. Mein hohes Alter und meine Kränklichkeit gestatten mir nicht mehr, den Angelegenheiten meinen ganzen Eifer zu widmen. Yu! du hast dem Reiche große Dienste geleistet; du hast seine Länder gegen furchtbare Ueberschwemmungen geschützt und trotz dem Glanze, der sich an deinen Namen geheftet, bist du immer bescheiden geblieben und hast dich nicht der Last der Arbeiten entzogen; wahrlich! dieß ist keine geringe Tugend. Darum gefalle ich dich, weil ich keinen andern, der dir vergleichlich wäre, kenne, mir zum Genossen der Herrschaft bei. Ich selbst bin nur der Sohn eines armen Bauern; der weise Yao hielt mich nicht für unwerth sein Nachfolger zu werden; du hast aber so viele Ansprüche, wie ich, auf den kaiserlichen Thron. Yu! ich will nicht, daß du die Würde, zu der ich dich berufe, ausschlägst.“

Noch am selben Tage wurde Yu in dem Saale der Vorfahren, in Gegenwart des Volkes und der obersten Würdenträger, verkündet. Er regierte während einiger Jahre das Reich im Namen des Schun und nach dem Tode seines Wohlthäters fiel ihm die Herrschaft allein zu. Sein Name lebt noch in geehrtem Andenken bei den Chinesen, die ihn als einen ihrer größten Herrscher rühmen.

Der Mensch und die Welteitelkeit.

Nach dem persischen Dichter Ferideddin Attar übersetzt von Tholuck, in seiner „Blüthensammlung aus der morgenländischen Mystik. Berlin, Dümmler 1825.“ Seite 273.

Du bist der Fuchs, der trotz der List bethöret
In's Wasser fiel, wie uns die Fabel lehret.
Behend ein Fuchs ob Berg und Thal einst rannte,
An einen Brunnen plötzlich er sich wandte.
Den Kopf er senkte in den Brunnen nieder,
Da schien ein zweiter Fuchs im Brunnen wieder.
Nun thät den Finger an die Nas' er legen,
Begann mit jenem Fuchs Gespräch zu pflegen.
Er winkt und grüßt, auch jener grüßet munter:
Gi! ei! er spricht, ich muß zu ihm hinunter!
Gern möcht' zu ihm er zum Besuche eilen,
Drum stürzt er plump hinein sich ohn' Verweilen.
Doch als er angelangt im Brunnen unten,
Hat keinen Fuchs er als sich selbst gefunden.
Schnell wollt' er gern heraus nun wieder springen,
Doch aufwärts wollt' es nicht so leicht gelingen.
Gepläscher macht er viel und gräulich schreit er:
Ich Thor, er schrie, ich dacht' ich wär' gescheiter,
O weh, daß ich mich nicht in Acht genommen,
He da, will Niemand mir zu Hilfe kommen?
Doch ach! hier hilft wohl weder Schrei'n noch Bitten,
Mein Geist ist schier mir aus der Hand geglitten.
Wohl viel die Aeuglein nach dem Rand er wankte,
Und viele Seufzer er nach Oben sandte:
Doch plötzlich zog das Wasser ihn hinunter,
Mit lautem Schrei ging er im Wasser unter. —
Dem Füchslein du, o Menschenkind, gar gleich bist,
Des Teufels Brunn der Brunnen dieser Welt ist;
Im Wasser sahst dein eignes Schattenbild du,
Auf diesen Schatten stürzest du in Hast zu.
Wohl dem der schnell an's Tageslicht hinauf flieht,
Eh' in die Tief' der Strudel ihn hinabzieht.

Münchener Bilder und Spaziergänge.

Alte bayerische Chroniken und Geschichtschreiber lagen auf meinem Tische: die Werke von Oefele, von Adlzreiter, Brunner, Welser, Meichelbeck; bayerischen lagen Turnirbücher, Pilgerbücher und Länderbeschreibungen. Ich blätterte in den großen und kleinen Bänden; manche Bilder der Vorzeit schwebten an meinem Geiste in buntem Wechsel vorüber, manche Erinnerungen wurden geweckt. Beim Leben Herzog Wilhelms V. hielt ich inne; die Hochzeit des jungen Fürsten mit Renata von Lothringen und die prachtvollen Feste jener Tage zogen mich an.

Ich sah das alte herzogliche München mit seinen Wällen, Gräben und Thürmen, seinem Hof, seinem Adel, seinen Prälaten, seinen Bürgern und Ständen in festlichstem Schmuck; mit erschien ein Bild des alten Deutschlands, des alten Reiches und seines alten Reichsthumes und seiner früheren Herrlichkeit, wie Deutschland ehemals gewesen, ehe es durch die Gräuel und Verheerungen des dreißigjährigen Krieges in den Abgrund der Zwietracht, der Entkräftung, der Armuth, der Schmach und des Elendes gesunken, eine Beute der Fremden, eine traurige Wüstenei, kaum mehr ein bleicher, kraft- und blutloser Schatten dessen, was es war.

Festgeläute, Trompeten und Pauken, und Hörnerschall und der Donner des Geschützes erfüllte die Straßen der Stadt. Aus Deutschland, aus Frankreich, aus Italien, aus Spanien strömten die Fürsten oder ihre Stellvertreter herbei; der Kaiser schickte den Großmeister von Deutschland, der Papst den Kardinal Bischof von Augsburg; mit den österreichischen Erzherzogen Ferdinand und Karl und dem Erzbischof von Salzburg und vielen anderen Fürsten und Fürstinnen erschien die Blüthe des gesammten Adels süddeutscher Lande, die Abgeordneten der freien Städte Nürnberg und Augsburg „die unter des Reiches Schirm, Schutz und Frieden genießen.“ Prachtvoll geschmückt halten die Fürsten und Prälaten, viele ausgezeichnete Staatsmänner und Reggekrönte Feldherren, Tag für Tag, in langen Zügen ihren Eintritt in die hochzeitliche Herzogsstadt.

Da endlich ist der Tag der Ankunft der lotharingischen Braut gekommen. Am 21. Februar in frühester Frühe, während ein rauher Nordwind die altbayerische Hochebene und die Berge allum mit Schnee bedeckt, ist die ganze Stadt sammt allen ihren Gästen auf. Alles sitzt zu Pferde. Der Nahenden entgegen bewegt sich mit wehenden Fahnen und klingendem Spiele der unabsehbare hochzeitliche Festzug gegen 3500 Pferde, Roß und Reiter prachtvoll geschmückt, Alles glänzend in Sammt und Seide und strahlend in Gold und Edelsteinen. Von allen Helmen der Ritter und Edelknechte, von allen Hüten und Baretten

wehen die Farben der Braut, gelbe, weiße und rothe Federn, hier in reichen Büschen und dort in stolzem Schwunge bis zum Rücken des Pferdes herniederwogend. Dem Zuge voraus reiten die Schützen mit ihren Trompeten, Fahnen und Pauken, hinter ihnen die Geologkasten der Fürsten und Herren; dann die Barone, die Grafen, die Herren des bayerischen Adels, und die Beamten und Hofleute des Herzogs; endlich die Gesandten und fürstlichen Gäste; zuletzt der Bräutigam selbst, von seinem Vater und dem Gesandten des Kaisers, dem Großmeister von Deutschland geführt, ein blühender Jüngling in scharlachrothem Mantel, mit carmoisinrothem Kragen, verbrämt mit Gold, die Beinkleider und Wamms so reich mit Gold gestickt, daß die Farbe des Stoffes kaum kennbar; auf dem Haupte den koltbaren Hut eingefaßt mit Gold und Diamanten, und aus seinen wehenden Federn eine glänzende Medaille hervorschimmernd; hinter dem Bräutigam, den Schluß des Zuges bildend, endlich viele Diener, viele Knechte zu Fuß und hundert Trabanten.

Zwei Stunden später ziehen auch die Bürger und Handwerker der Stadt aus, sechs Fähnlein Knechte in schönen Rüstungen und Schlachtordnung ausrückend, mit rothen, gelben und weißen Schärpen quer über der Brust, den Hauptmann voraus zu Pferd, mit Trommelschlägern und Pfeifern.

Unweit Neuhausen an der Dachauerstraße sind zwei Zelte aufgeschlagen, dort stellt sich der Zug zum festlichen Empfange auf; in dem ersten, der Stadt zugekehrten Zelte erwartet der Bräutigam mit seinen Gästen die Braut.

Jetzt wird ihr nahendes Reitergefolge sichtbar und sie selbst in prächtiger Sänfte von zwei schönen muthigen Maultieren getragen. Unfern der beiden Zelte besteigt sie den glänzend weißen Zelter, der mit rothem Sammt und goldner Stickerei und Franzen in hochzeitlichem Staate sie erwartet.

So naht sie, begleitet von dem Herzog von Vandemont, dem Grafen von Schwarzenberg, ihrer Schwester Dorothea und zwölf Damen, auch sie zu Pferde, in Kleidern von weißem Sammt mit breiter goldner Einfassung, darüber Mäntel von schwarzem Sammt mit Gold gestickt, die Hüte mit Perlen, Juwelen und dichten Federn geziert; hinter den Damen folgen die Hofherren in schwarzem Sammt mit goldenen Halsketten, ein Zug von ohngefähr vierhundert Pferden. Die Braut selbst trägt ein spanisches Kleid von carmoisinrother Seide, lang, vom Gürtel an offen, mit eingewebten Figuren von Gold und Silber, und einem vier Finger breiten Saume von großen Perlen und herrlichen Rubinen, auf dem Haupte trägt sie den Hut, reich mit Perlen geschmückt, und darunter die feinsten Blonden, gleichfalls mit Perlen und Rubinen geziert; um die Stirne Perlenschnüre in Form einer Krone geschlungen, um den Hals eine Kette von Diamanten, Rubinen und Perlen, worunter ein vor anderen ausgezeichneter Rubin von unschätzbarem Werthe auf die Brust herabhängt.

Sie zieht in das zweite Zelt, und als sie nach einer Weile jenseits zur entgegengesetzten Thüre heraustritt, kömmt ihr im gleichen Augenblick der Bräutigam aus dem ersten Zelte entgegen. Beide reichen einander zum Willkomm die Hand, die feierlichen Begrüßungen und Umarmungen folgen. Die Braut besteigt hierauf den glänzenden Gallawagen, während neunzig Donnerbüchsen der Stadt und allen Umwohnern die Freude des Tages zweimal verkünden. Der ganze Zug bewegt sich unterdessen der Stadt zu; allein er ist so groß, daß die ersten schon in das Thor einreiten, während die Braut noch an dem Zelte bei Neuhausen hält. Man zählte im Ganzen 5640 Reiter. Den Trompeten, den Hörnern, den Pauken, Trommeln und Pfeifen, und den Büchsen der Schützen antworteten von den Basteien und Mauern der Stadt und den nahen Anhöhen das große Geschütz, die Cartaunen, die Feldschlangen, die Falkonette und Doppelhaken, während von den hohen Thürmen das festliche Geläute der Glocken hernieder tönt, unterbrochen von dem Jubelrufe des dichtgedrängten Volkes, das tausendstimmig ruft: „Es lebe Wilhelm und die schöne Renata!“

Langsam nähert der wogende Zug sich der Kirche unserer Lieben Frauen, um an den Stufen seines Altares Gott zuerst den Dank für die glückliche Ankunft darzubringen und seinen Segen zu erflehen. Hier, in der Kirche, harrt der Cardinal und die Bischöfe mit der Geistlichkeit, und die Mutter und die jungen Schwestern des Bräutigams mit den zu Gast geladenen fremden Fürstinnen und hohen Damen. Jetzt treten Braut und Bräutigam mit ihrem ehrenvollen Geleite durch die Hauptpforte in die heiligen Hallen. Der Cardinal Bischof von Augsburg empfängt sie mit seinem Segen, die Braut reicht den Bischöfen die Hand und wird von den fürstlichen Frauen umarmt. Dann bietet der Cardinal ihnen beiden ein goldenes Kreuz zum Kuße dar, besprengt sie mit Weihwasser und segnet sie unter dem Gesange der in Prozession einherziehenden Priester. Vor dem Hochaltar sinken Braut und Bräutigam auf ihre Knie nieder und nehmen alsdann ihren Platz in einer geschmückten Bühne beim Grabe Ludwigs des Bayern. Der Cardinal singt mit tiefer Stimme die erhabenen Gebete der Kirche, mit ihm wechselt die weltberühmte Kapelle des Herzogs unter ihrem Meister Orlando di Lasso ab. Jetzt stimmt der Bischof in hohem Tone das Te Deum an, mit hellerer, fröhlicher Stimme fahren die Sänger fort nach der Composition ihres Meisters. Mit dem bischöflichen Segen endet der Dankgottesdienst und der hochzeitliche Zug begibt sich in die herzogliche Burg.

Der folgende Tag, es war Sonntag, der 22. Februar, ist zur kirchlichen Trauung unter dem Vespergottesdienst bestimmt. Es ist zwei Uhr Nachmittag; von dem wolkenlosen blauen Himmel scheint die winterliche Sonne hellsten Glanzes auf die Stadt hernieder; wieder ertönen die Glocken von allen Kirchen; wieder jubeln die Trompeten, Hörner, Querpfeifen und Pauken: da beginnt sich der hochzeitliche Zug, die Frauen in prunkenden Festwagen, die Herren auf reichgeschmückten Rossen, durch die wimmelnden Straßen zu den Pforten unserer Lieben Frauen, wo die Bürger in glänzendem Waffenschmuck die Ehrenwache halten. Auf der ersten Stufe des Altares außerhalb des Chores steht der Bischof; die Trauung vollziehend nimmt er von der Hand des Bräutigams den Trauring, aus der Hand der Braut aber, nach damaliger Sitte, einen Kranz, dessen Blumen und Blätter aus Edelsteinen und Seide künstlich gebildet sind; beide legt er auf einen goldenen Teller und segnet sie. Jetzt richtet er an den Bräutigam die Frage: „ob er als rechtmäßige Braut Renata von Lothringen heimführen wolle? — Herzog Wilhelm gibt alsbald die einem Christen und getreuen Fürsten geziemende Antwort. Als er hierauf auch an die Braut die Frage richtet: ob sie Herzog Wilhelm als ihren innigstgeliebten, einzigen Bräutigam wolle, erröthet ihr jungfräuliches Angesicht, sie wendet sich mit unbeschreiblicher Anmuth zu ihrer erlauchten Mutter Christine und bittet sie, sich verbeugend, um die Erlaubniß, die geziemende Antwort geben zu dürfen. — Die hohe Frau erhebt sich freudenvoll von ihrem Sitze, von zwei der vornehmsten Herren des Hofes unterstützt nimmt sie die gehorsame Tochter bei der Hand und spricht ihre Einwilligung zu der glücklichen Vermählung. Sofort nimmt der Cardinal des Bräutigams und der Braut rechte Hand, spricht in tiefem Tone ein Gebet, steckt an den Finger der Braut den Ring des Bräutigams, und setzt auf das Haupt des Bräutigams den Kranz der Braut. Unter den Lobgesängen der Vesper endet die kirchliche Feier mit dem Segen, und die Neuvermählten kehren, von dem Jubelrufe des Volkes begleitet, unter klingendem Spiele, in festlichem Zuge, zur herzoglichen Burg zurück*).

Dort angelangt wird kurze Zeit darauf zum prachtvollen Hochzeitmahle aufgeblasen, der Bräutigam die junge Gemahlin führend, trägt auf dem Haupt den Kranz, alle hohen Gäste tragen ähnliche Kränze mit Perlen, Smaragden, Rubinen und Diamanten verziert auf dem Barette, welche dem Gebrauche gemäß die Braut ihnen zur Erinnerung an dem Hochzeitsmorgen geschenkt. Den Hauptschmuck des Mahles bildeten nach damaliger Sitte die Schauessen oder Tafelaufsätze, welche mit den verschiedenen Abtheilungen der Gerichte, während die Kapelle die herrlichsten Musik- und Gesangstücke aufführte, zur Tafel getragen wurden. Seltsam wechselten in arglos Gutmüthigkeit und Heiterkeit die ernstesten Vorstellungen aus dem alten und neuen Testamente mit Bildern aus der heidnischen Götterlehre, aus den Sagenkreisen des ritterlichen Mittelalters und Zügen aus dem wirklichen Leben. Drei Schiffe, in deren Mastbäumen die zehn Lebensalter des Menschen abgebildet waren, eröffneten diese Wunder der Schaulust; es folgten: das cännanäische Weib am Brunnen — Holofernes — die Gerechtigkeit — das Urtheil des Paris — die keusche Susanna — Christus in den Fluthen des Jordans — die büßende Magdalena — Adam und Eva unter dem Baume des Paradieses — die römische Lucretia — Simson mit dem Löwen — die schöne Meerfee Melusina — turnierende Ritter — Adler und Pelikane — Labyrinthe — brennende Oefen — drei von selbst fahrende ungarische Kutschen, jede mit vier Pferden — drei Wagen mit Wein beladen — Kastelle — Josua — ein vornehmer Signore und der Arlequino — drei Blumengärten mit Pomona, Ceres und Diana — Christus mit den Jüngern am Oelberge und endlich der Baum des menschlichen Lebens, eine große Vorstellung, welche Judenthum und Christenthum, Eva und Maria, dort Moisis Schlange und das goldene Kalb der Wüste und hier das Kreuz Christi und das Lamm und die Auferstehung umfaßte.

Das Bankett, bei welchem nur Grafen und Barone die hochzeitliche Tafel bedienten, endet mit einem Balle. Die Neuvermählten werden alsdann in das Brautgemach geleitet, wo die Eltern ihren Kindern ihren Segen ertheilen.

Am folgenden Morgen, Montag 23 Febr., und die darauf folgenden Tage, bis in den März hinein, folgen eine Reihe prunkvoller, fröhlicher Hoffeste, wobei alle schönen Künste und Witz und Laune mit dem Glanze fürstlichen Reichthumes wetteifern, die Freude dieser Tage zu erhöhen. Bei dem Bankett des zweiten Tages wird eine Pastete aufgetragen, in welcher sich ein kleiner Zwerg des Erzherzog Karl von Oesterreich in glänzend weißer Rüstung befindet. Die Pastete steht einige Zeit auf der Tafel, als der Marschall sie öffnet, und Allen unvermuthet der Zwerg, ein nicht volle zwei Spannen hohes Kind von sechs Jahren, sich erhebt, die Rennfah-

*) Die einzelnen Züge zu diesem hochzeitlichen Bilde haben wir der Beschreibung eines Augenzeugen, des Massimo di Trojano, Mitglied der herzoglichen Kapelle, entlehnt, nach der davon jüngst erschienenen Uebersetzung: „Die Vermählungsfeier des Herzogs Wilhelm des Fürsten von Bayern, mit Renata, der Tochter des Herzogs Franz des Ersten von Lothringen, zu München im Jahre 1568. Frei übersetzt von Friedrich Blasthmann, k. Hof- und Staats-Bibliothek-Scriptor. München 1842. Fleischmann."

nen, in der Hand, behende auf der Tafel umhergeht und die Fahne viermal schwingend, den Bräutigam und die Braut und „die Fürstenspersonen mit sittsamer Reverenz“ begrüßt und ihnen die Hand reicht. Die Feier jeden Tages beginnt gewöhnlich mit einem großen musikalischen Hochamt der herzoglichen Kapelle unter der Leitung des Orlando di Lasso, der übrige Tag wird den Festlichkeiten gewidmet, die sich gar mannigfaltig in ununterbrochener Reihe folgen. Da wechseln mit einander ab: Tanz auf dem Rathhaus; Ringrennen auf dem festlich mit Fahnen und Triumphbögen geschmückten und zum Turnierplan umgewandelten Schrannenplatz, wobei die Ritter theils abenteuerlich prachtvoll, theils komisch und scherzhaft maskirt erscheinen und lustige Scenen als Zwischenspiele aufführen; feierliche Ueberreichung der köstlichen Brautgeschenke von Seite der Gäste, als da sind: Schmuck und kostbares Geräth, Halsketten, Gürtel, Ringe, Juwelen, Medaillen, Becher, Credenztische u. s. w.; Fußturnier auf dem Schrannenplatz, die jungen Prinzessinnen und andere schöne Hände vertheilen am Abend beim Tanz den Kampfrittern die goldenen Kränze des Sieges; Turnier über die Planken; große Tragödie von Simson und den Philistern auf einer Bühne in der herzoglichen Burg mit symbolischen Zwischenspielen von den Jesuiten aufgeführt; Feuerwerk, ein Kastell mit Kunstfeuer angefüllt geht prasselnd in Flammen auf und steigt krachend in die Lüfte; Kübelstechen, ein scherzhaftes Turnier, wobei die Ritter statt des Helmes einen hölzernen mit allerhand fratzenhaften Darstellungen bemalten Kübel tragen müssen; Tanz und Mummenschanz; Freiturnier zu Pferde; Scharfrennen und Kröndelstechen; Hirschjagden und Hasenjagden, und endlich eine italienische Comödie, die Orlando di Lasso, ein Mann von dem muthwilligsten Humor, nicht nur selbst gedichtet hatte, sondern worin er auch zur allgemeinen Belustigung mit anderen seiner Kapelle eine Hauptrolle spielte. Wie denn überhaupt, neben den ritterlichen Uebungen, den Turnieren jeder Art und Gattung, bei der Gebrauch des Pulvers noch nicht verdrängt hatte, der Gesang und die Musik jener berühmten Hofkapelle das Meiste zur Verherrlichung dieser festlichen Tage thaten und alle Lustbarkeiten begleiteten und veredelten, so daß, wie uns Augenzeugen melden, die Gäste bei ihren Banketten Speise und Trank vergaßen und den bezaubernden Tönen und den Weisen großer Meister lauschten.

Allein wie alle Dinge in diesem irdischen Leben, so gingen auch diese Festlichkeiten zu Ende; das Klirren der Waffen der turnierenden Ritter und der Schall der Trompeten und Pauken verstummte allgemach; die hohen Gäste verabschiedeten sich einer nach dem andern, und die alte Ruhe und der gewohnte Gang des alltäglichen Lebens kehrten in die Hallen der herzoglichen Burg und die Straßen Münchens zurück.

Die Ehe, welche jene Feier geknüpft, war durch ihre Eintracht eine glückliche und mit zehn Kindern, sechs Söhnen und vier Töchtern, gesegnet. Unter den Töchtern war eine Kaiserin, Maria Anna, die Gemahlin Ferdinands II., unter den Söhnen starb Philipp als Bischof von Regensburg und Cardinal 1598; Ferdinand als Churfürst und Erzbischof von Cöln, dessen Churwürde seit dieser Zeit ununterbrochen dem bayerischen Hause verblieb; der größte seiner Söhne aber war unstreitig Maximilian I., jener wahrhaft deutsche Fürst und gottbegeisterte Schirmer des alten Glaubens, der in den Bedrängnissen des dreißigjährigen Krieges, die Treue dem Reiche wahrend, das deutsche Wort sprach: „Lieber das Aug' im Sarge schließen, als Fremdherrschaft in Deutschland“ und der die ewigen Güter über alle zeitlichen Schätze und Ehren achtend, am Ende seiner wechselvollen Laufbahn sich und sein Volk mit dem Bewußtsein tröstete: „Wir haben auf dem furchtbaren Kampfe das Höchste gerettet, den alten angestammten Glauben“*).

Denken wir nun an jene glänzenden Hochzeittage Wilhelms V., des Vaters dieses Maximilians I., zurück, an diese stolzen Aufzüge, wo Alles, Reiter und Roß und Wagen von Gold und Edelsteinen, von Sammt und Seide starrte; an diese rauschenden Bankette mit ihren reichgeschmückten Tafeln von Grafen und Baronen bedient; an diese festlichen Turniere mit ihren stolzen Rittern adelichen Blutes und ihren preisvertheilenden Fräulein; an diese muthwillig heitere Tanz- und Maskenlust und das burleske Comödienspiel und die stets wechselnden Genüsse der höchsten musikalischen Kunst aufgeführt von den Sängern und Musikern der verschiedensten Länder, kurz an diese Tage von 1568, wo Alles im höchsten Glanz und Prunk, unter Trompeten und Paukenschall, nur Freude und Genuß athmete, wo wir überall in den Festsälen und Prunkgemächern nur erlauchten Namen, nur Fürsten und Fürstinnen und Baronen, mit hohen Federn und langen Schleppen, begegnen, wo der Bürger und der Gewerbsmann, der im Schweiße seines Angesichtes sein Brod verdient, und der Bettler, der seinen flechten Leib in elende Lumpen hüllt, so ganz in den Hintergrund zurücktreten — erinnern wir uns hieran; werden wir dann nicht glauben, das Herz des bräutlichen Paares müsse berauscht und berauscht von all dieser Weltlust sich mit kaltem hochmüthigen Stolze erfüllt haben, der seine eigene Nichtigkeit und die Ehre Gottes und die Noth des Nebenmenschen vergaß. — Allein dem ist nicht also. Im Herzen Wilhelms und seiner jungen

*) Siehe Aretins Geschichte Maximilians I. Bd. I. S. VII u. 4.

Gemahlin Lehte der Geiſt des alten Glaubens, der mit wehmüthiger Trauer das Vergängliche all dieſer Herrlichkeit durchſchaute und wohl wußte, daß ſie ein kurzer Traum iſt, dem ein ernſtes Erwachen in der Ewigkeit folgt.

Macht und Ehre, Glanz und Prunk konnten daher auch ſo wenig Gewalt über Herzog Wilhelm gewinnen, daß er dreißig Jahre nach dieſer Hochzeit, am 4. Febr. 1598, da er erſt das fünfzigſte Jahr ſeines Lebens zählte, die Regierung freiwillig in die jugendlich thätigen Hände ſeines vierundzwanzigjährigen Sohnes Maximilians niederlegte, um ſich aus dem Getümmel der Welt und dem Drange der Geſchäfte mit ſeiner Gemahlin in eine klöſterliche Abgeſchiedenheit zurückzuziehen und von hieraus den jungen Fürſten mit dem Rathe des gereiften Alters zu unterſtützen, ſein eigenes Leben aber einzig dem Dienſte Gottes und werkthätiger Nächſtenliebe zu widmen. Und ein ſeltenes Beiſpiel in der Geſchichte, die achtundzwanzig Jahre, welche er ſeit dieſer Entſagung verlebte, floſſen in ungetrübter Eintracht dahin; nie vergaß der Sohn die Ehrerbietung und Dankbarkeit, welche er dem Vater ſchuldete, noch auch ließ der Vater von einem wieder erwachten ſich Ehrgeize bethören, auf's neue die Hand nach den Zeichen der Würde auszuſtrecken, die er freiwillig niedergelegt hatte; nur durch dieſe entſagende Seelengröße wurde es möglich, daß dieſelben feſten Hände Bayerns Steuerruder länger als ein halbes Jahrhundert in ſturmerfüllten Zeiten unverrückt nach demſelben Ziele lenken konnten; ein Beiſpiel der Entſagung und wechſelſeitiger Eintracht, das ſelbſt im bürgerlichen Leben und in der Hütte des Bauern leider nur allzu ſelten iſt. Daſſelbe München aber, welches die glänzenden Feſte der Vermählung ſeines jungen Fürſten geſehen, wurde nun Zeuge einer ganz anderen Reihe von Bildern, die an die erſten Zeiten des Chriſtenthums erinnerten, indem der edle Fürſt, den früher die Vorgeſchäfte des Landes beſchäftigt hatten, nun ſelbſt den Armſten der Stadt diente und ſeine größte Luſt darin fand, die Kranken in ihren ſchmerzlichſten Leiden zu pflegen und den Unheilbaren und Sterbenden wollen Herzens Troſt zuzuſprechen.

Bemüht, die kirchliche Zucht und Sittlichkeit zu heben und einen religiöſen wiſſenſchaftlichen Sinn unter der Jugend zu verbreiten, hatte er für die Studirenden zu Ingolſtadt ein Convict erbaut, zu München ein Seminarium und ein prächtiges Gymnaſium, ferner ein Collegium zu Regensburg und Altenötting; die Abtei Ebersberg, dann Biburg und Münchsmünſter hatte er gleichfalls den Jeſuiten übergeben. Der prächtigſte Bau jedoch, den er errichtete, und der noch gegenwärtig eine Zierde Münchens bildet, war die Kirche zum heil. Michael mit ihrem kühnen Gewölbe und das Collegium mit ſeinen unermeßlichen Räumen, welches er als einem Sitz der Frömmigkeit, der Wiſſenſchaft und Kunſt mit ſeinem Gotteshauſe verband. Er ſelbſt bezog eine Wohnung dicht an dieſem Collegium, dort ſeine Tage zu beſchließen. Nur ſchwarz trugen ſich ſeine Hofherren, nur irdene Geſchirr kamen auf ſeine Tafel, die einſt von Gold und Silber geglänzt. Was Arigoner und von ſeinen Lebenswerken und den Stiftungen erzählt, zeigt wie ſeine Barmherzigkeit keinen verzog und überall ſelbſt Hand anlegte.

In München baute er, ſo berichtet derſelbe, den Pilgern ein gaſtliches Haus, wo er den Ankommlingen die Füße wuſch und ſie mit dem Willkommkuß begrüßte, ihnen unter freundlichen, heiteren Reden die Speiſen auftrug und ſie nach drei Tagen reich beſchenkt entließ. Hierfür ſpendete er alljährlich viele tauſend Gulden. Auch eine Kaſerne baute er ihnen zum heil. Nachaß mit einem Leichenacker. Ein anderes Häuslein, an ſeine eigene Wohnung anſtoßend, widmete er treuen Kranken, die er allein verpflegte. Drei oder viermal des Tages ging er zu ihren Krankenbetten hin und, während er ihnen geiſtlichen Troſt zuſprach und von göttlichen Dingen redete, richtete er ſie im Bette auf und reichte ihnen, jeden Ekel überwindend, die Speiſen dar. Zwei oder dreimal in der Woche, wenn er ſich eine beſondere Freude machen wollte, lud er ſich die elendeſten Bettler zu Gaſt, ließ ſie oben an der Tafel ſitzen, diente ihnen als Truchſeß und Mundſchenk und reichte ihnen das Beſte dar und entließ ſie endlich mit einem Gaſtgeſchenke beſchenkt. Eingedenk der Zahl der erſten Schüler Chriſti kleidete er alljährlich zwölftausendzwölf Greiſe, die von Alter gebrochen in Noth und Elend darbten, beſchenkte ſie überdieß wie ſeine Freunde oder Paten viermal im Jahre mit Almoſen und Weihnachtsgeſchenken und anderen üblichen Gaben in unverkümmerlicher Weiſe. Niemals that daſſelbe an eben ſo vielen alten Frauen. Zudem unterſtützte Arme bediente er täglich als ſeine Gäſte beim Mittagmahl und dabei ließ er ihnen während des Eſſens zur Erbauung aus einem geiſtlichen Buche vorleſen; Statt des Dankes aber hielt er ſie an, monatlich zur heiligen Communion zu gehen und beabſichtete ſie an dieſem Tage der Gnade ganz beſonders förlich. Nicht minder beſuchte er auch die Spitäler von St. Eliſabeth, von dem h. Geiſt und St. Peter wöchentlich; an keinem Bette ging er vorüber, ohne den Kranken freundlich anzureden, zu tröſten und ſeine Theilnahmigkeit zu finden. Ja auch ſelbſt in den Verſtätten ſuchte er die Elendeſten und Verlaſſenſten in ihren armſeligen Hütten und Betten auf. Oft wenn ſeine Hofleute ſich die Naſen zuhielten und ſich mit Wohlgerüchen Stärkten, verzog er allein keine Miene und blieb freundlich und heiter, als wandle er unter Roſenbeeten. Selbſt die Anſteckigen, die mit der Elephantiaſis Behafteten, die ſonſt von aller menſchlichen

Gesellschaft leben suchte er als ein tröstender Engel heim. Ein brennendes Licht in der Hand unterstützte er die Sterbenden in ihrem letzten Kampfe, geleitete sie zum Grabe und wohnte ihrem Seelengottesdienste bei. Kranken Priestern ließ er dieselbe Ehre und Milde angedeihen, seine Küche, sein Keller und seine Apotheke stand ihnen offen. Bei St. Elisabeth richtete er eigens vier Wohnungen für Kranke ein. Eben so war er es, der den Waisen Vaterstelle vertrat, und vorzüglich nach seinem Rath und mit seiner Hilfe kam ein Waisenhaus zu Stande, um Knaben und Mädchen dort zu erziehen, welche die Grausamkeit ihrer Eltern nach der Geburt ausgesetzt hatte, oder die durch die äußerste Noth zu Grunde gingen.

Für sich selbst baute er sich bei seiner Wohnung unter Bäumen versteckt eine Einsiedelei, wohin er sich besonders zur Fastenzeit aus der Welt zurückzog, um dort, nach Weise der Altväter in der Wüste, im rauhen Büßerkleide der strengsten Abtödtung, der Gewissenserforschung, dem Gebete und der Betrachtung zu leben und allwöchentlich sich durch das hl. Abendmahl zu stärken. Auch auf der Hofmark Neudeck in der Vorstadt Au bei St. Karl und auf seiner Villa zu Schleißheim hatte er eine ähnliche Einsiedelei eingerichtet und mit sechs Kapellen umgeben, zu Gunsten solcher, die sich dem einsiedlerischen Leben widmen wollten. Den Weg zu ihnen ließ er von Strecke zu Strecke mit Säulen bezeichnen, die dem Pilger andächtige Sinnbilder vorhielten. Auch den Bau der Pfarrkirche in der Au zum heil. Karolus und die Stiftung einer eigenen Pfarrei setzte er nicht ohne Mühe durch, eine große Wohlthat für die Handwerker und den ärmsten Theil des Volkes, der hier in großer Anzahl wohnte und früher in das ferne Bogenhausen zur Kirche gehen mußte.

Seine Gemahlin Renata, die ihm als treue Gefährtin zur Seite stand, die wie er als eine Mutter und Pflegerin der Armen und Kranken ihr Leben und ihr Einkommen dem gleichen Dienste widmete, und zur Stiftung des Spitales von St. Elisabeth allein ein Geschenk von zwanzigtausend Dukaten spendete, starb am 23. Mai 1602. Herzog Wilhelm sagte von ihr: „Wenn Jemand die Liebe abmalen wolle, so müsse er die milde Frau darstellen; denn er würde an ihr alle Merkmale finden, welche der Apostel St. Paulus der reinen Liebe zugeeignet.“ Vierundzwanzig Jahre überlebte er sie. Ruhig und gefaßt ging er seinem Ende entgegen, und nachdem er noch einmal sein ganzes Leben überdacht und ein demüthiges Bekenntniß aller Sünden abgelegt und sich mit Gott vereinigt, schied er, in Gegenwart seiner Kinder, von den Gebeten der Priester geleitet, dahin, wohin seine ernste Seele immer sehnsuchtsvoll verlangt.

Seine Demuth aber erstreckte sich noch über seinen Tod hinaus. Streng untersagte er in seinem letzten Willen jeden Leichenprunk, kein Wort des Lobes dürfe an seinem Grabe gesprochen werden, höchstens sollten die Gegenwärtigen an die menschliche Sterblichkeit erinnert werden, deren er zum Beispiel dienen könne. Auch den Dichtern gebot er Schweigen, damit keine rühmende Grabschrift seinem Andenken mit Tugenden, die er nicht besessen, unverdienter Weise schmeichle.

Sein Wille wurde erfüllt, der Jammer und die Thränen der verlassenen Armen waren das ehrendste Loblied, welches die Leiche des frommen Fürsten geleitete, der in seiner Michaelskirche in die selbst erwählte Gruft unter dem Hochaltar beigesetzt wurde. Wie bei seiner Hochzeit die ganze Stadt in Freude und Jubel geglänzt, so wohnte sie jetzt in tiefster Trauer dem letzten Todesdienst ihres väterlichen Wohlthäters bei. Ueber dem Sarge waren bei seinem Leichenbegängniß in lateinischer Sprache folgende Worte zu lesen, die einen kurzen Rückblick auf sein Leben enthalten:

„Wilhelm V., ein Sohn Alberts V., Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Ober- und Niederbayern, dieses Collegiums und Gotteshauses Stifter, geboren im Jahre 1548 am 29. September, regierte das Land nach des Vaters Tod 17 Jahre, übergab dasselbe alsdann an Maximilian, seinen Sohn, lebte mit seiner Gemahlin Renata von Lothringen in Zurückgezogenheit und frommer Ruhe sieben Jahre, als Wittwer vierundzwanzig Jahre, stirbt 1626, am 7. Februar, Vormittags gegen die zweite Stunde. Gelebt hat er also 72 Jahre, 4 Monate, 3 Tage, und in Zweifel gelassen, ob seine Frömmigkeit oder sein Glück größer gewesen; denn von seinen Söhnen sah er Philipp mit dem Purpur der römischen Kirche geschmückt, Ferdinand und Maximilian zu kaiserlichen Wahlfürsten erhöht, jenen durch die Wahl Churkölns, diesen durch kriegerische Tapferkeit; er sah seinen Sohn Albert von Nachkommen umgeben; er sah zwei Schwiegersöhne, wovon der eine Kaiser, der andere ein Lutheraner zum großen Frommen des Glaubens zur katholischen Kirche sich bekehrte. Er ruhe in Ewigkeit als Theilhaber einer bessern Welt.“

Noch heute ruht Herzog Wilhelm dort in der Gruft zu St. Michael neben seiner geliebten Gemahlin Renata und seinem Sohne Maximilian; die Inschrift aber, die nach seinem Willen auf das Grab gesetzt wurde, ist ein treuer Abdruck seines Lebens und eine ernste Mahnung der Demuth an jeden Besucher. Von Gustav Adolf einst bewundert, lautet sie:

Commissa mea pavesco Et ante te erubesco; Dum veneris judicare, Noli me condemnare!	Mich schrecken, Herr! die Sünden mein, Erröthend, Herr! gesteh' ich's dein! Wenn einst du nahest zum Gericht, Erbarme Dich, verdamm' mich nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Keine Grillen!

Uebermuthe lieb' ich nicht,
Grillen noch viel minder,
Jagt sie, eh' die Kraft gebricht,
Gleich hinweg ihr Kinder!
Grillen sind ja böse Gäst',
Nisten sich wie Ratten ein,
Fressen sich wie Rost so fest,
Tödten langsam Mark und Bein.
An die Arbeit junges Blut,
An die Arbeit frohgemuth,
Laßt die Ratten nicht in's Haus,
Mit den Grillen gleich hinaus!

Vor den Grillen hüte dich!
Schleichen gleich der Schlange,
Und dem Herzen macht ihr Stich
Weh und lebensbange;
Haben Tag und Nacht nicht Ruh,
Zirpen immer ach und o!
Nagen, fressen immer zu:
Ei, der Guckguck hole sie!
An die Arbeit junges Blut rc.

Auch die Basen jagt davon,
Ihre Vettern alle:
Grillengram, Zank und Brummelton,
Weh und bitt're Galle,
Tolle Weltschmerzlerschwärmerei,
Seufzen, Wimmern und Gekrächz,
Trüber Lamento Zirpelei,
Böser Launen dumpf Gespräch.
An die Arbeit junges Blut rc.

Kosmopoliter Deutschland wie der Schweizer Radikalism mit dem Bundesvertrag umspringt und sich nicht vergeblich bemüht, aus der schweizerischen Eidgenossenschaft eine schweizerische Weltreichsgenossenschaft zu machen.

Wiener Kunststudien im Geschmack der Theaterzeitung.

Warum verkauft ihr auch nichts, als eitel Musikalien? Verschreibt euch, statt den Zentnern von Papierballen, schwer unzerwäßertes Regensburger, laßt diesen beliebten Handelsartikel auf der Donau herunterschwimmen, verbraucht abwechselnd geselchte Würstel, Rettig, Butter und Käse, ladet die Hungrigen und Durstigen ein mit den ellenlangen Lettern eures Aushängschildes „Musikalisches Bierhaus," und ein Gast wird dem andern die Thüre in die Hand geben und euer Bureau nie leer werden. L. van Beethoven.

Ein ganz Gewissen,
Ein fröhliches Herz,
Kein bessres Kissen
In Freude und Schmerz.

Dein Herz halt nur rein,
Die Zunge verschwiegen,
Spring über den Stein
Und laß ihn liegen.

Exemplare des Deutschen Handbuches sind in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz zu haben.

München, literarisch-artistische Anstalt.

Inhalt des ersten Heftes.

1847.

	Seite
Im Wald. Mit einer Radirung nach A. Dürer	1
Einiges über und von Clemens Brentano	1
Das Märchen von der Elbechse und dem Hündchen Wackerlos	3
Aus der Chronika eines fahrenden Schülers. Mit zwölf Holzschnitten nach Pocci	6
Ein kleines Gebetlein für junge und alte Kinder	13
Ein Trinkspruch	14
Alter Zechersprach	14
Alle Lebensweisheit	14
Frisch gerauft, junges Blut!	14
Drei Epigramme von W. Müller	14
Abendgruß von R.....	14
Fest-Umgang von Pius Singoale in Meran	15
Ein Spiegel für Fürsten und Völker	16
Wie ein Fischer Minister wird	17
Wie ein Fürst seine wahren und seine falschen Freunde prüfen und kennen lernen kann	21
Der Mensch und die Weltbittelkeit. Eine Fabel des persischen Dichters Feriduddin Attar	23
Münchener Bilder und Spaziergänge	25

Bemerkung für die Hrn. Buchbinder.

Da dieser gelbe Umschlag der einzelnen Hefte zum öfteren Abdrücke der besten Holzschnitte enthalten wird, so ist er als zu dem Werke gehörig anzusehen; er darf also nicht abgerissen werden, sondern wird, jedes Heft umschließend, mit eingebunden. Mit dem letzten Hefte eines jeden Bandes erscheint das allgemeine Titelblatt, welches beim Binden dem Umschlag des ersten Heftes vorgebunden wird.

Deutsches Hausbuch

herausgegeben

von

Guido Görres.

Ich reite meine Straße
Mit frohem Muth und blase
Ein Stückchen, juchhei!
Ich frage nichts nach Orden,
Nach Titeln, Bänder, Borden,
Ich blase frank und frei
Trallera! Trallera! Trallera!

Ich schmeichle nicht den Hohen,
Mich schreckt kein herrisch Drohen,
Ich fürcht' nicht ihren Zorn;
Ich bin ein freier Reiter,
Ich reite lustig weiter
Und stoße in mein Horn
Trallera! Trallera! Trallera!

Ich brauche nicht zu bücken
Im Ahnensaal den Rücken,
Ein Lastthier müd und krank;
Ich reit in Sonn' und Regen
Dem Ziele frisch entgegen
Und blase, Gott sei Dank!
Trallera! Trallera! Trallera!

Bin ich bei Kameraden,
Dann frag' ich nichts nach Gnaden,
Nach Herrengunst und Lohn;
Ich blas' zum Lob dem Rechten,
Ich blas' zum Trutz dem Schlechten
Ein freies Stückchen.
Trallera! Trallera! Trallera!

Jahrgang 1847 oder II. Band.

II. Heft.

AD BIBL. ... MONAC.

München.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.
1847.
Preis des Hefts 24 kr. rhn. oder 8 Ngr.

Von allerlei Vögeln.

Der studierte Kanarienvogel.

Als sich Pratt auf seiner Reise durch Westphalen und Holland zu Cleve in einem Wirthshause nebst vielen andern Personen aufhielt, trat ein Vogelsteller mit einem Kanarienvogel herein, dessen Kunststücke in der dortigen Gegend allgemein bekannt und bewundert wurden. Der Vogelsteller nahm den Vogel heraus, setzte ihn auf seinen Zeigefinger und redete ihn folgendermaßen an: „Du erscheinst hier, mein lieber Bijou (so hieß der Kanarienvogel), vor sehr vornehmen und verständigen Leuten, nimm dich also in Acht, daß du die Erwartung, die man sich von dir macht, nicht täuschest; du hast Lorbeern eingesammelt, sorge dafür, daß sie nicht verwelken, kurz, betrage dich, wie es dem Bijou (Juwel) unter den Kanarienvögeln — denn der bist du — geziemt!“

Diese ganze Zeit über schien der Vogel zuzuhören, und nahm dabei eine Stellung an, als ob er recht aufmerksam auf die Rede wäre, indem er sein Ohr dem Munde des Mannes entgegen bog, und als dieser zu reden aufhörte, zweimal ganz deutlich mit dem Kopfe nickte, und war je ein Nicken verständlich und vielversprechend, so war es dieses.

„Gut! sagte nun der Vogelsteller, indem er seinen Hut gegen den Kanarienvogel abnahm,“ laß uns denn nun sehen, ob du ein Kanarienvogel von Ehre bist. Stimm einmal ein Liedchen an!“ — der Vogel sang. — „Pfui! das ist zu hart; das klingt ja, als wenn ein heiserer Rabe krächzte! Etwas Rührendes!“ — der Vogel pfiff nun, als ob seine kleine Kehle in eine Laute umgewandelt wäre. — „Rascher, — sagte der Mann — langsamer — so ist's recht.“ —

„Aber was zum Henker hast du mit deinem Füßchen und mit deinem Köpfchen vor? — Kein Wunder, daß du herauskommst, Monsieur Bijou! wenn du den Takt zu schlagen vergißt. — Nun, das ist ein lieber Bijou! — Bravo, bravo, Männchen!“

Alles, was ihm geheißen oder wovon er erinnert wurde, that er mit bewundernswürdiger Pünktlichkeit. Sein Kopf und sein Fuß schlugen den Takt, und beide drückten sowohl die Abwechslungen des Tones, als der Bewegung aus. Der Ton selbst war ein treuer Wiederhall des Sinnes, und zwar nach den strengsten Regeln der poetischen und musikalischen Composition. Bravo, bravo hallte es von allen Seiten des Zimmers wieder, in welchem sich auch Prozes Musikanten befanden, die schwuren, der Kanarienvogel sei ein größerer Künstler als irgend Einer von ihrer Bande.

„Und du begreifst deine Dankbarkeit nicht für dieses Lob?“ rief der Vogelsteller unwillig aus. Der Vogel verbeugte sich auf das ehrerbietigste.

Das nächste Kunststück, das der Kanarienvogel machte, bestand darin, daß er mit einer aus einem Strohhalm gemachten Flinte das Soldatenspiel spielte. „Du hast ein saures Stück Arbeit gehabt, mein armer Bijou! sagte der Vogelsteller, als er fertig war, und mußt wohl etwas müde seyn; nur noch ein Paar Stückchen, und dann sollst du ausruhen! — Zeig einmal den Damen, wie man einen Kuß macht.“ — Der Vogel zog nun das eine Füßchen hinter das andere, und sank und hob sich mit einer Ungezwungenheit und Grazie, welche die Hälfte unserer Assemblee-Schönen beschämt haben würde. „Das ist mein liebes Männchen! und nun einen Bückling!“ Er machte ihn mit der genauesten Uebereinstimmung von Kopf und Fuß.

„Nun laß uns mit einem Walzer schließen, mein Schatz — getroffen! recht so! lustig!“ Die Lebhaftigkeit, das Feuer, die Genauigkeit, womit dieser letzte Befehl vollzogen wurde, trieb den Beifall der ganzen Gesellschaft bis zur höchsten Bewunderung. Bijou selbst schien den heiligen Durst nach Ruhm zu fühlen, schüttelte seine kleinen Federn, und jubelte ein Jo Päan, in welchem man das Selbstbewußtseyn des Siegers zu hören glaubte.

„Du hast es brav gemacht, was ich dir geheißen habe,“ sagte der Vogelsteller, indem er seinen gefiederten Lieblingsvogel, mache also jetzt ein Schläfchen, während ich deinen Platz einnehme.“ Der Kanarienvogel fiel nun in einen verkehrten Schlummer, und zwar so täuschend, als ob Morpheus alle seine Kräfte an ihm versucht hätte: erst schloß er das eine Auge, und dann das andere, dann nickte er, dann sank er so sehr auf die eine Seite, daß Verschiedene von der Gesellschaft ihre Hände ausstreckten, um ihn vom Fallen abzuhalten; und gerade wenn diese Hände ihn zu berühren im Begriffe waren, faßte er sich wieder, und sank dann eben so tief auf die andere Seite; endlich schien ihn der Schlaf in einer festen Stellung zu halten, worauf ihn der Mann vom Finger wegnahm, und ihn auf den Tisch legte, wo er, wie der Vogelsteller versicherte, so lange fest und ruhig schlafen würde, als er seine Kunststücke mache. Allein kaum hatte er diese angefangen, als eine ungeheure große schwarze Katze auf den Tisch sprang, den Kanarienvogel mit den Zähnen ergriff, und alles Widerstandes ungeachtet mit ihm zum Fenster hinausstürzte. Der Vogelsteller war über seinen Verlust untröstlich, indem er mit ihm jahrelang sein Brod verdient hatte.

Tyrol.

Von J. L. Tyroler. (Lieder der Sehnsucht nach den Alpen. Neue vermehrte Ausgabe. J. G. Cotta'scher Verlag. 1846. S. 50.)

Tyrolerland, du Wiege meiner Ahnen,
Sei mir gegrüßt! du wardest Oestreichs Stern,
Zu leuchten auf des Ruhmes hehren Bahnen,
Als Nacht die Völker deckte nah' und fern!
Sie blickten staunend auf zu deinen Fahnen,
Die du erhobst für deinen hohen Herrn,
Für deine Sitten, Freiheit, heil'gen Glauben,
Und nicht gelang's dem Fremdling sie zu rauben.

Ich ging mit stolzer Brust in deinen Thälern,
Auf deinen schneebegrenzten Höh'n umher,
Und überall, an deinen Siegesmählern,
Hob sie sich stolzer, freudiger noch mehr.
Es war kein Muth so tugendhaft und südlern,
Der dich begeisterte zur Landeswehr,
Daß späte Enkel noch, die auf dich schauen,
Sich froh an dir erheben und erbauen.

Du gutes Volk, bewahre deinen Segen!
Er blühe dir durch Himmelshuld stets neu;
Du weißt wohl, Alles sei an ihm gelegen:
Drum mögest du auch Glauben, Muth und Treu'
Fortan in deiner Brust mit Liebe hegen;
So bleibst du stets beglückt, geehrt und frei:
Ein Leitstern Allen, die auf frommen Trieben
Das Edle, Gute, Schön' und Wahre lieben!

Geistige Prosamen aus dem P. Abraham a Sancta Clara.

Wer bist du Mensch?

Weißt du, Mensch, wer du bist? Wann es dir und deinem schlüpfrigen Gedächtniß entfallen, so beschaue das erste Blatt der heiligen Schrift, allwo dir undankbarem Geschöpf die Erschaffung der Welt, wie auch die eigentliche Beschreibung deines ersten Stammhauses wird vor Augen kommen, und dir sein weisen, dir's verweisen, und dich unterwissen, wie daß dich der gütigste Gott, vermöge seiner Allmacht erschaffen habe zu seinem Ebenbild. Du bist demnach, mein Mensch, ein wahrhaftiges Contrafei Gottes, an dem weder Kunst noch Gunst gesparet. Du bist ein edles und schönes Bild. Du hast einen Willen, und der ist frei; du hast ein Gedächtniß, und das ist aufmerksam; du hast einen Verstand, und der ist erleuchtet; du hast eine Seele, und die ist unsterblich. Du lebst mit den Thieren, und wächst mit den Bäumen; du verstehest mit den Engeln; du trägest mit allen Geschöpfen. Sonne und Mond seyn weniger als du. Gold und Silber seyn weniger als du. Himmel und Erd seyn weniger als du. Du hast etwas vom Feuer; du hast etwas von der Luft; du hast etwas von der Erden; du hast etwas von den Thieren; du hast etwas von den Engeln; du hast etwas von Gott. Du bist ein Inhalt aller Geschöpfe; du bist ein Meisterstück der göttlichen Hände. Du erkennst das Gute und unterscheidest das Böse; du vermeidst das Schlechte und umfangest das Gerechte. Du mit einem Worte, Mensch, du bist das schönste und edelste Ebenbild und Contrafei Gottes; und schämest du dich nicht, diesem ansehnlichen Ebenbild eine spöttliche Narrenlarven aufzuziehen?

Die menschliche Zunge.

O wie zaumlos ist die Zunge des Menschen! eine Zunge ist wie ein Dornhecken, diese läßt keinen Vorbei-

gebenden ungerupft. Eine Zunge ist wie ein Wiesel, welches alles Thier giftig anhaucht. Eine Zunge ist wie eine Säg, so da Stein und Bein nicht ungebissener läßt. Eine Zunge ist wie eine Kletten, vor der auch Sammet und Seiden nicht sicher seynd. Eine Zunge ist wie eine Mucken oder Fliegen, welche sich nur auf Wunden und Schaden setzet.

Der Klosterberuf

Eine Maus beschloß bei ihr selbsten, sich der Eitelkeit dieser Welt gänzlich zu entschlagen, und ihr Leben in der Einsamkeit zuzubringen; begabe sich dannenhero in einen Holländerkäs, und nachdem sie solchen ziemlich ausgehohlet, ließ sie ihr in dieser Einsamkeit ganz wohl geschehen. Auf eine Zeit kamen ein Paar ihrer Kameraden, und weilen sie geistlich worden, baten sie solche um ein Almosen; die Maus aber schante aus dem Käs heraus, und sagte: Daß sie ihnen nichts geben könne, indem sie selbsten arm, und sich dessentwegen bisher gezogen, von denen Tumulten der Welt entfernet zu leben. Dieser Maus gleichen alle diejenigen, welche um gut Essens und Trinkens willen in die Klöster gehen, ja auf nichts Anderes sehen, dann auf das Aeußerliche, nämlich: auf die schöne Gebäu, herrliche Kirchen und Gastzimmer, auf den edlen Prospekt, die stattlichen Zellen, die Gastfreiheit, die Jägereien, Fischereien und andere Lustbarkeiten, item, was sonsten Welt gemäß, und dem Leib verträglich ist. — Diese Zeiten sind wohl vorüber!

Sitten und Charaktere aus dem katholischen Volksleben.

Spanische Hochherzigkeit und Gastlichkeit.

Die Urtheile, welche man sonst so vielfach über Spanien zu lesen pflegte, lauteten seit langer Zeit: über diesem unglücklichen Lande lasse die tiefste Finsternis des Aberglaubens und sein Volk sei durch geistlichen und weltlichen Druck in die niedrigste Knechtschaft herabgewürdigt, nur eine völlige Umwälzung könne ihm ein neues goldenes Zeitalter herbeiführen. Man predigte dieß den guten Spaniern so lange vor, daß ein Theil von ihnen es selbst glaubte. Die Umwälzung ist, wie Jeder weiß, geschehen: allein das goldene Zeitalter der Freiheit, des Glückes und der Zufriedenheit läßt immer noch auf sich warten; im Gegentheil, die Kunden, die von Zeit zu Zeit über die Pyrenäen zu uns herüberschallen, sind meist so traurigen Klangs wie der Ruf der Glocken bei Feuersnoth oder beim Sturm oder wenn sie eine Leiche zu Grabe geleiten.

Allein seltsam! während das spanische Volk als ein so gänzlich entwürdigtes verschrieen wurde, erfuhren die Reisenden, die es in seinen eigenen Hütten beim Feuerherde aufsuchten, die mit ihm in Handel und Wandel verkehrten, zu ihrem höchsten Erstaunen, von allen ihren Erwartungen gar häufig gerade das Gegentheil. Sie mußten sich gestehen, daß hier der gemeinste Mann, der nie eine Zeitung oder ein Buch gelesen, gar oft einen Adel der Gesinnung, eine Offenheit, eine Geradheit, eine Ehrenhaftigkeit zeigte, und in seinem Thun und Lassen, seinem Stehen und Gehen, in Wort und Haltung ein Gefühl menschlicher Würde kund gab, wovon sie bei sich daheim auch in höheren Kreisen, wo die Worte Licht und Aufklärung, Freiheit und Bildung das tägliche Lied sind, nichts Aehnliches gefunden. Und zwar waren Charaktere dieser Art gerade vorzugsweise Spanier von dem alten Schrot und Korn, die von den Umwälzungen der Gegenwart und der neuen Weisheit unberührt geblieben; es waren solche, die das von den Vätern ererbte Stammgut alten Glaubens und nationalen Sinnes treu bewahrt und sich nicht durch den falschen Schimmer der neuen Propheten hatten rauben lassen. Dieser gesunde Kern des Volkes gibt uns die Hoffnung, daß einst auch der Stern Spaniens, wenn die Unwetter vorüber, wieder hellen Glanzes scheinen wird.

Wir wollen hier ein Urtheil dieser Art anführen; es rührt von einem englischen Protestanten, Namens Borrow*), her, den die englische Bibelgesellschaft hinüber gesendet hatte, um das Licht des wahren Christenthums in dem dunklen Lande alten Aberglaubens auszubreiten. Borrow machte kein Hehl daraus, wie er Rom und was er Papisterei und papistischen Aberglauben und Götzendienst nennt, von ganzem Herzen haßt, so daß das Lob eines katholischen Volkscharakters in dem Munde eines so haberfeldten und vorurtheilsvollen Feindes der katholischen Kirche von doppeltem Gewichte ist.

Borrow blieb fünf Jahre in Spanien, und obschon er noch seinem eigenen Geständniß dort nur sehr wenig ausrichtete und gar Mancher über den wunderlichen Apostel, der seine Bibeln rechts und links an der Straße ausstreute und seine Traktätchen den Schmugglern und

*) The Bible in Spain; or, the journeys, adventures, and imprisonments of an Englishman, in an attempt to circulate the Scriptures in the Peninsula by George Borrow. Third edition. III. vol. London, John Murray 1843.

Waschschwern in die Hand drückte, lächelte, so nimmt er doch keinen Anstand, zu bekennen, jene fünf Jahre, die er in dem finstern Lande zugebracht, hem er das wahre Licht erst anzünden wollte, seien die glücklichsten seines Lebens. Die Erinnerung daran erweckte ihm Genüger der Sehnsucht. „Ich fühle für Spanien," so fährt er alsdann fort, „die wärmste Verwunderung, es ist das herrlichste Land der Welt, wahrscheinlich das fruchtbarste und sein Klima gewiß das vorzüglichste. Ob die Kinder dieser Mutter würdig sind, ist eine andere Frage, die ich nicht zu entscheiden wage; allein ich begnüge mich mit der einen Bemerkung: neben Vielem, was zu beklagen und zu tadeln ist, habe ich des Edeln und Bewundernswerthen Vieles gefunden: manche treffliche Heldentugend, manch wildes und schaudervolles Verbrechen, von gemeinen niedrigen Lastern sehr wenig, zum mindesten in der großen Masse der Nation, mit welcher mich mein Reisezweck in Berührung brachte. Zu dem spanischen Adel freilich trat ich in keine nähere Beziehung, da ich mich so fern als möglich von ihm hielt; dagegen hatte ich die Ehre mit Bauern, Hirten und spanischen Maulthiertreibern auf vertraulichem Fuße zu leben; sie haben ihr Brod und ihren Stockfisch mit mir getheilt, sie haben mich stets mit Freundlichkeit und Artigkeit behandelt, und mich oft durch Obdach und Schutz verpflichtet. „Die hohe Haltung des Franzisco Gonzales," sagt ein Dichter, „und die Großthaten des Ruy Diaz el Cid werden noch immer bei den Festen der Sierra Morena gesungen." Ich glaube man kann keinen besseren Beweis von der angebornen Kraft und den Hilfsquellen Spaniens und dem kernhaften Charakter seiner Bevölkerung anführen, als die Thatsache, daß es noch heutigen Tages ein mächtiges und unerschöpftes Land ist und seine Kinder immer noch bis zu einem gewissen Grade, ein hochherziges und großes Volk sind. Was die österreichische Dynastie auch durch rohe Gewaltthaten und Ungerechtigkeit, was die schwachsinnigen Bourbonen, was der römischen Curie geistliche Tyrannei auch für eine Mißherrschaft darüber geführt, immer kann Spanien noch für sich einstehen und seinen eigenen Kampf fechten und die Spanier sind keine fanatischen Sclaven und kriechende Bettler. Hiemit ist viel, sehr viel gesagt; es hat mehr erduldet als Neapel und doch ist das Land Neapels nicht das seine. Noch immer besitzt Asturien Mannheit; Aragonien Edelmuth; Altkastilien Ehrenhaftigkeit, und die Bäuerin der Mancha kann noch immer eine silberne Gabel und ein schneeweißes Tuch neben die Schüssel des Gastes legen." (Borrow I. XII.)

Nach diesem ehrenvollen Zeugniß für den Hochsinn und die Tugenden, die noch immer in der Brust des gemeinen Spaniers leben, wollen wir mit unserem englischen Apostel einen Besuch bei einem spanischen Geistlichen machen. Sein Bibelverbreitungsgeschäft hatte ihn nach der alten Universitätsstadt Salamanca geführt und hierüber läßt er sich (II. S. 29), wie folgt, vernehmen:

Salamanca ist eine melancholische Stadt; die Tage seiner Universitätsruhmes sind längst dahin geschwunden, um nie wieder zurückzukehren. Dieß ist jedoch nicht sonderlich zu beklagen; denn welcher Gewinn ward der Welt von der scholastischen Philosophie? Und sie allein war der Ruhm Salamanca's. Seine Hallen sind nun verödet und Gras wächst in seinen Höfen, wo einst zum mindesten achttausend Studenten wandelten, eine Zahl, zu welcher sich gegenwärtig die ganze Bevölkerung der Stadt nicht erhebt. Und dennoch, mit all seiner Schwermuth, welch eine Theilnahme erweckt Salamanca! welch ein herrlicher Ort ist es! Wie erhaben sind seine Kirchen! wie staunenswerth seine verlassenen Convente! und mit welcher hehren aber düsteren Größe blicken seine riesigen und verfallenden Mauern, die das steile Ufer des Tormes krönen, auf den lieblichen Fluß und seine ehrwürdige Brücke herüber!

Ist es nicht ein Jammer, daß von so vielen Flüssen Spaniens kaum einer schiffbar ist? Der schöne, aber seichte Tormes, statt für diesen Theil Kastiliens ein Quell des Segens und Reichthums zu sein, bringt ihm keinen andern Nutzen, als daß er die Räder einiger kleinen Mühlen treibt, die auf zwei in den Fluß hineingezogenen Steindämmen stehen.

Mein Aufenthalt in Salamanca wurde mir durch die freundliche Aufmerksamkeit und die ersthauenden Beweise der Gastlichkeit von Seiten der Glieder des irischen katholischen Collegiums ganz besonders erheitert. Ich hatte an den Rector desselben einen Empfehlungsbrief von meinem lieben und trefflichen Freund, Herrn O'Shea, dem berühmten Banquier von Madrid. Ich werde nicht sobald diese Irländer vergessen und insbesondere ihren Vorstand, den Dr. Gartland, einen ächten Sprößling des irischen Stammes, einen vollkommenen Gelehrten und einen freundlichen und hochherzigen Ehrenmann. Denn obschon er sehr wohl wußte, wer ich war, so bot er doch seine gastliche Hand dem wandernden Missionär der Ketzerei dar, trotz dem, daß er sich hiedurch den grollenden Bemerkungen der engherzigen eingeborenen Geistlichkeit aussetzte, die mit ihren hölzernen Schaudschüten und langen Mänteln mich von der Seite anschielten, wenn ich an ihren flüsternden Gruppen auf dem großen Platze vorüberging. Allein wann hätte ein Irländer sich auf Furcht vor den Folgen abhalten lassen, die Pflichten der Gastlichkeit zu erfüllen?

Hier möge uns der wunderliche englische Apostel Borrow, hinsichtlich dieser Seitenblicke eine Bemerkung erlauben, seine eigene Toleranz betreffend. Er erzählt

und nämlich selbst, wie er, ein Fremdling, kaum an's Land gestiegen war und kaum die katholische Luft der Halbinsel geathmet hatte, sich schon zu Evora an dem öffentlichen Brunnen, auf die große Landstraße, breit hinsetzte, und dort allen denen, die zum Brunnen kamen, Wasser zu holen, nicht mehr und nicht minder sagte, als der Papst, den sie verehrten, sei ein Erzbetrüger und der erste Minister des Satans auf Erden (an arch deceiver and the head minister of Satan here on earth) die Mönche und Klosterbrüder, deren Abwesenheit und Barmherzigkeit mit den Armen sie bewiesen und die ihre Beichtväter gewesen, seien des Satans untergeordnete Diener. Und sie selbst seien keine Christen, da sie ihre Hoffnungen auf Formen und abergläubige Ceremonien setzten, die der Satan erfunden habe, um sie in den Höllenpfuhl zu stürzen, den er für sie gegraben habe. (Borrow I. 50.)

Und und jenem Pöbel wird es bedünken, daß die Priester von Salamanca eine bewundernswerthe Duldsamkeit bewiesen, wenn sie einem solchen unduldsamen Eiferer gegenüber sich auf Bemerkungen und Seitenblicke beschränkten. Hätten sie selbst in England ihrer Seits auf öffentlichen Plätzen, wo der Fremde blos seiner Kleidung wegen schon verhöhnt und verspottet wird, eine ähnliche Sprache gegen die Religion des Landes geführt, welches Schicksal hätten sie zu bestehen gehabt? Allein wir werden sehen, mit welcher liebenswürdigen Gastlichkeit auch einer aus der Mitte dieser katholischen Priesterschaft den Eiferer aufnahm. Bei der Gastlichkeit übrigens, die Borrow in dem irischen Colleg zu Salamanca erfuhr, hätte er auch daran denken können, daß es gerade die Verfolgungen seiner aufgeklärten englischen Väter waren, welche den Papst gleich ihm als den ersten Minister des Satans ansehen, die durch ihre intoleranten Strafgesetze den Katholiken Irlands mit bestialischer Tyrannei jeden Unterricht in ihrem Vaterlande verpönten und sie daher nöthigten, fern von der Heimath Collegien, wie das von Salamanca, zu gründen, wo sie nun mit bewundernswerther christlicher Menschenliebe jeden Wanderer, ohne Unterschied des Glaubens, mit herzlicher Gastlichkeit aufnehmen, gerade wie ihre Väter in den Tagen der Königin Maria, nachdem sie selbst die härtesten Verfolgungen unter Heinrich VIII. erlitten, den verfolgten Protestanten Englands eine gastliche Zufluchtstätte in Irland darboten. Hieran scheint er inzwischen nicht gedacht zu haben und fährt also fort:

Wie sehr sie auch an ihrer Religion hangen mögen, und wer ist dem römischen Glauben so treu ergeben, wie ein Irländer? so bin ich doch überzeugt, das ganze Ansehen des Papstes und der Cardinäle würde einen Irländer nicht bewegen, seine Thüre selbst dem Luther zu verschließen, lehte dieser ehrenwerthe Mann noch gegenwärtig und wäre er der Nahrung und des Obdachs bedürftig. Ihre darum Irland und hunderttausend Willkommgrüße seien ihm zugelandt. Lange waren seine Gefilde die grünsten, seine Töchter die schönsten, seine Söhne die tapfersten und beredtsamsten. Mögen sie nie aufhören es zu seyn.

Die Posada, in welcher ich wohnte, war ein zutes Muster einer altspanischen Herberge und gleich ganz solchen, wie sie uns aus den Zeiten Philipps III. und IV. beschrieben werden. Die Zimmer waren zahlreich und umfangreich und mit Ziegeln oder Steinen gepflastert, gewöhnlich fand im Grunde ein schlechtes Wallenbett. Hinter dem Hause war ein Hof und in seinem Grunde ein Stall voll von Pferden, Ponies, Maethot, Maulthieren, Eseln; denn an Gäulen fehlte es hier nicht, die indessen meist bei ihren Thieren im Stalle schliefen, da sie entweder Maulthiertreiber oder kleine Hausirkrämer waren, die das Land mit Wollenzeug und Leinwand durchzogen. Meinem Zimmer gegenüber, in der Gallerie, wohnte ein verwundeter Offizier, der eben auf einem wunden zusammengerackerten Pferdchen von San Sebastian gekommen war. Seine Heimath war Estremadura und er kehrte zur Heilung nach seinem Dorfe zurück. Drei zusammengebrochene Soldaten, lahme oder verwundete und zum Dienste untaugliche, begleiteten ihn; sie erzählten mir, daß sie aus demselben Dorfe wie seiner Gnaden seien und daß ihnen deßhalb gestattet sei, mit ihm zu reisen. Sie schliefen auf der Streu, und den Tag über schlenderten sie mit ihren Papiercigarren um das Haus herum. Ich sah sie nie etwas essen, obschon sie oft in einen finsteren kühlen Winkel gingen, wo eine Art von Wasserkrug stand, den sie abwechselnd sachte Zoll von ihren schwarzen überhäuteten Lippen hielten, so daß ihnen das Wasser in die Kehle hinabfließen konnte. Sie sagten, sie hätten keinen Sold und seien gänzlich ohne Geld, so daß der Offizier ihnen manchmal ein Stück Brod gäbe; allein er selbst sei arm und habe nur einige wenige Thaler. Das sind schöne Güter für ein Wirthshaus! dachte ich; doch Spanien, ihm zur Ehre sei es gesagt, ist eines der wenigen Länder Europas, wo die Armuth keinen Hohn erfährt und keiner Verachtung begegnet. Selbst in einem Wirthshaus wird der Arme nie von der Thüre gejagt, und wird er dort nicht beherbergt, so wird er wenigstens mit freundlichen Worten entlassen und der Barmherzigkeit Gottes und seiner Mutter empfohlen. Dies ist, wie es seyn soll. Ich lache über Spaniens Vorurtheile und Bigotterie; ich verabscheue die Grausamkeit und Wildheit, die seine Geschichte mit einer Makel ewiger Schmach befleckt; allein in Betreff der Spanier muß ich sagen, daß kein Volk in der Welt in dem geselligen Verkehre ein richtigeres Gefühl von dem zeigt, was der Würde der menschlichen Natur geziemt, oder besser begreift, welch Benehmen einem Manne gegen seine Nebenmenschen anstehe.

Ich habe geſagt, daß Spanien eines der wenigen Länder Europas iſt, wo die Armuth nicht mit Verachtung behandelt wird, und ich kann hinzufügen, wo dem Reichen kein blinder Götzendienſt ſchmeichelt. In Spanien fühlt ſelbſt der Bettler ſich nicht als ein entwürdigtes Geſchöpf, denn er küßt Niemanden den Fuß und er weiß nicht, was es iſt, geſchlagen und angeſpieen zu werden. Und in Spanien kann ſelbſt der Herzog und der Graf kaum eine übermüthige Meinung von ſeiner Bedeutung hegen, da er Niemand findet, ſeinen franzöſiſchen Kammerdiener vielleicht ausgenommen, der ſich vor ihm beugte und ihm ſchmeichelte. — Samstag, den 10. Juni, reiſte ich von Salamanca ab nach Valladolid. Da das Dorf, wo wir über Nacht bleiben wollten, nur fünf Stunden entfernt war; ſo hatten wir keine Eile vor Mittag abzureiſen. Am Himmel war ein Nebel, der die Sonne einhüllte, ſo daß er unſeren Augen ihren Stand beinahe entzog. Mein Freund, Herr Patrick Cantwell aus dem iriſchen Cork, war ſo freundlich, einen Theil des Weges mit mir zu reiten. Er ſaß auf einem ſehr kümmerlich ausſehenden zerzauſten Maulthier, von dem ich nicht glaubte, daß es vermögend ſeyn würde, Schritt mit den muthigen Pferden von mir und meinen Begleiter zu halten; denn es ſchien ein wahrer Zwillingsbruder des bekannten Maulthieres von Gil Perez, auf welchem ſein Neffe ſeinen berühmten Ritt von Oviedo nach Penaflor machte. Ich hatte mich indeſſen ſehr getäuſcht. Er hatte das Thier nicht ſo bald beſtiegen, als es raſchen Schrittes davon eilte, wie ich es ſo oft an ſpaniſchen Maulthieren bewundert habe und womit kein Pferd wetteifern kann. Unſere ſtattlichen Thiere waren bald hinter ihm und wir wurden ſchnell genöthigt, uns in Trab zu ſetzen, um dem wunderlichen Vierfüßer zu folgen, der dann und wann ſein Kopf hoch in die Luft hob, das Maul aufthat und ſein gelbes Gebiß zeigte, als wolle er über uns lachen, was es vielleicht that. — Wir gelangten endlich nach Pitiegua, einem kleinen Dorfe, vier Stunden von Salamanca, von ungefähr ſiebzig Familien und Lehmhütten, mitten in einer fruchtbaren Ebene gelegen, wo Korn in Fülle wuchs. Wir fragten nach dem Hauſe des Curaten, eines alten Mannes, den ich am Tage vorher im iriſchen Collegium geſehen und der, als er erfahren, daß ich im Begriff ſei nach Valladolid abzureiſen, mir das Verſprechen abgefordert hatte, nicht durch ſeinen Ort zu gehen, ohne ihm einen Beſuch abzuſtatten und ſeiner Gaſtfreundſchaft zu genießen.

Eine Frau grüßte uns ein Häuschen von etwas beſſerem Anſehen als die anderen. Es hatte einen Portical, wenn ich mich nicht irre, gänzlich von rankenden Weinreben überdeckt. Wir klopften ſehr lange an der Thüre, ohne Antwort zu erhalten; es herrſchte völlige Stille; man hörte nicht einmal das Gebell eines Hundes; der Umſtand war der, daß der Pfarrer und ſeine ganze Familie, die aus einer alten Magd und einer Katze beſtand, ihre Siesta hielten.

Der gute Mann wurde endlich durch unſeren Lärm und unſere Geſtirel geweckt; denn wir hatten Hunger und waren darum ungeduldig. Er ſprang von ſeinem Bett und lief eilig zur Thüre; und als er und gewahr ward, ergoß er ſich in Entſchuldigungen; ſtatt um dieſe Zeit zu ſchlafen, ſagte er, hätte er ſeinen gelatenen Gaſt entgegen gehen ſollen. Er umarmte mich ſehr herzlich und führte mich in einen kleinen Saal mittlerer Größe, ringsum einzelnſtehend von leeren Geſtellen voll Büchern. Auf der einen Seite ſtand ein Tiſch oder ein Schreibpult mit ſchwarzem Leder überzogen, ferner ein großer bequemer Lehnſtuhl, in welchen er mich niederdrückte, da ich als ein wahrer Büchernarr herumging, Bücherſchau zu halten. Er ſagte dazu mit vieler Liebhaftigkeit: er habe nichts, was der Aufmerkſamkeit eines Engländers würdig wäre, ſeine ganze Sammlung beſtände einzig aus Devotion und trockenen theologiſchen Abhandlungen.

Hierauf ließ er es ſich angelegen ſeyn, und Erfriſchungen zu verſchaffen. Mit Hilfe ſeiner alten Magd ſetzte er in einem Augenblick mehrere Teller mit Kuchen und Einmachſachen auf ſeinen Tiſch und dazu mehrere große und ſeltſame Flaſchen, die mit denen von Schiedam ſehr zu gleichen ſchienen; ich hatte mich nicht getäuſcht. „In dieſem Betreff,“ ſprach er, ſich die Hände reibend, „kann ich Ihnen, — Gott ſei Dank! in einer Weiſe dienen, die Ihnen angenehm ſeyn wird. In dieſen Flaſchen iſt ein Holländer von dreißig Jahren,“ und zwei große Becher herver holend: „Schenken Sie Sich ein, meine Freunde! Trinken Sie, wenn Sie wollen, Alles bis auf den letzten Tropfen; ich mache mir wenig daraus; ich trinke ſelten etwas anderes als Waſſer. Ich weiß, daß ihr Herren Inſulaner ihn liebt und nicht ohne ihn leben könnt. Da er Ihnen ja wohl bekommt, ſo bedaure ich nur, nicht mehr zu haben.“

Da er aber bemerkte, daß wir uns damit begnügten, ihn nur zu verkoſten, betrachtete er uns mit der Miene des Erſtaunens und fragte uns, warum wir nicht tränken. Wir antworteten ihm, daß wir ſtarke Getränke nur ſelten nähmen, und ich ſagte hinzu, daß ich auch nur höchſt ſelten Wein tränke und gleich ihm mich mit Waſſer begnüge. Er ſchien mir etwas ungläubig, ſagte und ſtarrte, wir möchten thun, wie es uns gefiele, und verlangte, was wir wünſchten. Wir geſtanden nun, da wir nicht zu Mittag gegeſſen, ſo würde uns etwas Nachhaltiges ſehr willkommen ſeyn.

„Ich fürchte,“ entgegnete er, „wir werden in dieſem

Hause nichts finden, was Ihnen zusagen könnte; indessen wollen wir sehen."

Nun führte er uns in einen kleinen Hof hinter dem Hause, den man einen Garten oder eine Baumschule hätte nennen können, hätte er Bäume oder Blumen enthalten; so aber wuchs nichts darin, als Gras die Fülle. In einer Ecke befand sich ein großes Laubenhaus, in welches wir uns Alle begaben. „Ah!" sagte er beim Eintreten, „könnten wir da ein paar schöne delikate Tauben finden, das würde ein herrliches Mittagmahl abgeben!" Eitle Hoffnung! nachdem wir die Nester durchsucht, fanden wir nur ganz junge, die zum Essen nicht geeignet. Der gute Mann wurde traurig und sagte, er fange an zu fürchten, daß wir ohne Mittagessen von dannen ziehen müßten. Von dem Laubenhause führte er uns zu einer Stelle hin, wo wir mehrere Bienenkörbe fanden, um die eine Menge dieser emsigen Thierlein herumschwärmten, die Luft mit ihrem Gesumm erfüllend.

„Nach meinem Nächsten," sagte er fort, „liebe ich nichts mehr als diese Bienen; es ist ein wahrer Genuß für mich da zu sitzen und sie zu bewachen und ihrem Gesumme zu lauschen."

Wir durchschritten nun mehrere von Haudrath entblößte Räume. In einem derselben waren mehrere Speckseiten aufgehangen, unter denen er stehen blieb, sie mit großer Aufmerksamkeit betrachtend. Wir sagten ihm: im Falle er nichts anderes und anpassenderes hätte, würden wir sehr zufrieden sein, einige Stücke dieses Speckes zu essen, besonders wenn er uns Eier dazu geben könnte.

„Die Wahrheit zu gestehen," erwiderte er, „ich habe nichts Besseres, und wenn Sie Sich mit dieser Kost begnügen können, so bin ich sehr erfreut. Was die Eier betrifft, so können Sie haben, so viel Sie wollen, und zwar ganz frische, denn meine Hühner legen alle Tage."

Sobald Alles bereitet und nach unserem Geschmack hergerichtet war, setzten wir uns zu dem Schinken und den Eiern in einer kleinen Kammer; es war nicht dieselbe, in welcher er uns empfangen, sondern ihr gegenüber neben der Hausthüre. Obschon der gute Cyrate nichts aß (er hatte lange vorher sein Mahl zu sich genommen), so setzte er sich doch oben an den Tisch und belebte die Mahlzeit durch sein Gespräch.

„Eben da," sprach er, „wo Sie sitzen, meine Freunde! saßen einst Wellington und Cranford, nachdem sie die Franzosen bei Arapiles geschlagen und uns von der Knechtschaft des schlechten Volkes befreit. Nie hielt ich mein Haus so hoch, als seitdem sie es mit ihrem Besuche beehrt. Sie waren Heroen und der eine ein Halbgott." Und nun brach er in das Lob „des großen Lords" aus in Worten, die ich glücklich wäre zu übersetzen, wäre meine Feder im Stande in englischer Sprache die kräftigen und donnernden Ausdrücke der kastilianischen Sprache wiederzugeben.

Bis dahin hatte ich geglaubt, er sei ein ganz einfacher, unwissender, alter Mann, tiefer und mächtiger Empfindung ebenso unfähig wie eine Schildkröte in ihrer Schale; er schien aber auf einmal ganz begeistert; seine Augen waren voll Feuer; jeder Muskel seines Gesichtes war in Bewegung. Während seiner Aufregung sahe das Körperchen, das er nach Brauch der katholischen Geistlichkeit trug, jeden Augenblick auf und nieder; und ich wurde alsbald inne, daß ich einem jener merkwürdigen Menschen gegenüber stünde, welche so häufig im Schooße der katholischen Kirche aufwachsen und mit einer kindlichen Einfalt eine wunderbare Schnellkraft und Macht des Gemüthes verbinden, gleich geeignet eine kleine Herde roher Bauern in irgend einem unbekannten Dorfe Italiens oder Spaniens zu leiten, oder Millionen von Eingeborenen an den Küsten von Japan, von China oder Paraguay zu bekehren.

Er war ein magerer dürrer Mann von ohngefähr fünfundsechzig Jahren; er trug einen Mantel von grobem Zeug, seine übrige Kleidung nicht feiner. Diese bescheidene Einfachheit im Aeußeren war ihm keineswegs von der Armuth auferlegt. Im Gegentheil, seine Pfründe war eine vortreffliche und stelle ihm jährlich wenigstens 800 Dollar zur Verfügung, wovon der achte Theil überflüssig zur Unterhaltung seiner Person und seines Hauses hinreichte; das Uebrige wurde für Werke der Nächstenliebe der lautersten Art verwendet. Er speiste den hungrigen Reisenden und entließ ihn gesegnet, nachdem er seinen Sack mit Fleisch versehen und ihm eine Peseta in den Brustel gesteckt. Seine Pfarrkinder fanden in Geldnoth sogleich immer eine unmittelbare Hilfe bei ihm. Man kann wohl sagen, er war der Banquier seines Dorfes; niemals erwartete oder wünschte er sein Geld zurück. Obschon er genöthigt war, sich öfter nach Salamanca zu begeben, so gönnte er sich nicht einmal ein Maulthier, und begnügte sich mit einem Esel, den er einem Müller in der Nachbarschaft entlieh. „Ich hatte sonst ein Maulthier," sagte er, „allein vor einigen Jahren geschah es, daß ein Reisender, den ich beherbergt hatte, mir es ohne meine Erlaubniß mitnahm; denn hier in dem Alkoven habe ich zwei Betten, rein und sauber, zum Besten der Reisenden; es wäre mir eine große Freude, wollten Sie und ihr Freund davon Gebrauch machen und bis Morgen bei mir bleiben."

Ich wollte jedoch meine Reise beschleunigen; mein Freund wünschte gleichfalls schleunig nach Salamanca zurückzukehren. Als ich von dem gastlichen Curaten Abschied nahm, bot ich ihm ein Neues Testament an; er nahm es ohne ein Wort zu äußern und stellte es auf ein Gestach seiner Bibliothek; allein ich sah, wie er dem

iſchen Studenten bedeutungsvoll zuwinkte, als wollte er ſagen: „Ihr Freund verſäumt keine Gelegenheit ſein Buch zu verbreiten,“ denn er wußte gar wohl, wer ich war. Lange werde ich den guten Prieſter nicht vergeſſen, den Antonio Garcia de Aguilar, Curaten von Pitiegua.

Dieſem Bilde Borrow's wollen wir noch ein ähnliches folgen laſſen; auch hier ſehen wir wieder Bibelausſtheilende Engländer einem katholiſchen Geiſtlichen jenes ritterlichen Landes gegenüber, das noch ſo viele Spuren aus den Tagen des Cid und der Kämpfe mit den Mauren zeigt. Hören wir auch dieſe Schilderung:

Der Pfarrer bewohnte die alte Ruine einer orientaliſchen Moſchee, wovon ihm ein Theil als Bibliothek, ein anderer als Taubenhaus diente; das Uebrige war von ſeiner Haushälterin einzenommen, die den Stadtſchreiber geheirathet hatte, und neben der Beſorgung ihres eigenen Haushaltes auch dem Pfarrer diente.

Der gute Mann lebte von einigen Früchten, vom Speck, der in einer oberen Gallerie aufgehangen war, und von Eiern, welche ihm ſeine Hennen legten, die zackernd um das Marmorbaſſin und den maurischen Springbrunnen liefen. Einige Zitronen- und Granatbäume grünten in einem Winkel und ſenkten ihre blutrothen und goldenen Früchte über das Waſſer. Er ließ uns Alles, was er hatte, in einem kleinen Saal bringen, deſſen Ausſicht auf den Patio oder inneren Hof ging; alle Augenblicke wurde er von Armen geſtört, die an die Thüre klopften. Er that wie der Vicarius von Wakefeld; wollte er ſich von einem Bettler unordentlichen Lebens befreien, ſo lieh er ihm einen Mantel oder ein Käppchen in der feſten Zuverſicht, ſeinen Gläubiger nie wieder zu ſehen. Seinem abgenützten Prieſterrock, ſeinem ſchwarzen, ziemlich nachläßig gekämmten Bart nach zu ſchließen, hätte man ihn wohl für arm halten können, und ich hätte wohl geglaubt, dieſer Beſitzer einiger elenden Trümmer hätte keine Peſeta bei ſich, hätten nicht die zahlreichen Beſucher, die an ſeine Thüre klopften, von ſeiner eigenen Hand häufig Almoſen empfangen.

Kurz er war der Banquier und der Arzt des Ortes. In einem Belveder, deſſen kleines Fenſter wilder Jasmin und Lorbeer beinahe gänzlich überdeckte, hatte er ſeine zwei Betten für Reiſende ſtehen. Wir waren Calviniſten, er wußte es: ſeine gemüthliche Gaſtlichkeit war darum nicht minder herzlich; und als ich beim Scheiden ihm eine meiner proteſtantiſchen Bibeln zuſtellte, begnügte er ſich damit, ſchalkhaft zu lächeln, indem er das Buch auf das Geſtell ſetzte, wie wenn er hätte ſagen wollen: Sie ſind ein Muſterreiter, der ſein Geſchäft nicht vergißt. Mit einem Worte, ich bin wenigen Menſchen begegnet, die thätiger, liebenswürdiger und aufopfernder geweſen wären.

Der ſinnreiche Lehrer und Bekehrer der Sträflinge zu Toulon.

Nicht leicht beſitzt ein Volk in dem Maaße die Gabe ſich mitzutheilen, wie die Franzoſen. Sie haben dieſen Beruf im guten und böſen Sinne in der Geſchichte bewährt. Neben den begeiſterten, unerſchrockenen Apoſteln der beſeligenden Lehren des Chriſtenthums, die für das Evangelium in den Wildniſſen Amerikas und auf den Küſten Chinas den Martyrtod ſtarben, haben die Franzoſen auch als die Miſſionäre der Revolution durch ihre Literatur das zerſtörende Feuer des Unglaubens und der Empörung in den Geiſtern von einem Ende der Welt bis zum andern angezündet, ihre Heere haben allerdann mit flingendem Spiele dem neuen Geiſte die Siegesfahnen bis zu den Pyramiden Aegyptens, den heißen Sänden Spaniens und den kalten Steppen Rußlands nachgetragen. Und wieder, nachdem der furchtbare Vulkan ſich einigermaaßen beruhigt, iſt in Frankreich jener große Miſſionsverein zur Verbreitung des Glaubens erſtanden, dem ſo viele katholiſche Völker ſich angeſchloſſen haben, und deſſen ſegensreiche Wirkſamkeit ſich bis an die äußerſten Ende der Erde erſtreckt. Ein anderer Beweis für dieſe franzöſiſche Gabe der Mittheilung iſt die Geltung, welche ihre Sprache ſich zu verſchaffen wußte, daß ſie die allgemeine der gebildeten und diplomatiſchen Welt geworden, ſo daß Bücher in ihr geſchrieben für ihren Leſerkreis kaum eine Gränze kennen.

Der Franzoſe, mit ſeiner beweglichen lebendigen Schmiegſamkeit und Biegſamkeit, verſteht es gar leicht, ſich ſogleich in jeder Lage zurecht zu finden und ſich darin einen Wirkungskreis zu verſchaffen. Wird dieſe Gabe, mit der ſich eine raſtloſe Thätigkeit verbindet, mit aufopfernder Begeiſterung zum Guten verwendet, ſo vermag ſie gar Manches, von dem man in anderen Ländern kaum eine Ahnung hat. So hat namentlich im Gebiete der Wohlthätigkeit Frankreich eine große Reihe von Anſtalten und Einrichtungen geſchaffen, wo die Barmherzigkeit der Noth und dem Elend, geiſtigem wie leiblichem, oft auf die ſinnreichſte Weiſe beiſtrimt und ſich bei dem Unglück Eintritt zu verſchaffen weiß. Wir werden öfter hierauf zurückkommen und wollen hier nur ein Beiſpiel anführen, das wir einer der unglücklichſten Klaſſen der menſchlichen Geſellſchaft, den Galeerenſträflingen, entlehnen. Die Weiſe, wie hier ein

menschenfreundlicher Priester die Sträflinge zu ihrer Bekehrung eine Art von Schauspiel aufführen läßt, erinnert uns an die Vorliebe, womit einst auch die Jesuiten von ihren Zöglingen Schauspiele aufführen ließen. Es erinnert uns ferner an die große Bedeutung, welche heilige Schauspiele im Mittelalter als Mittel der Auferbauung und des Unterrichtes des Volkes übten. Vielleicht ließe sich auch bei uns, wo das Leben des Landvolkes so arm und nüchtern geworden, unter weiser Leitung Aehnliches als eine harmlose, lehrreiche Erheiterung wieder in's Leben zurückrufen. Denn hievon gilt, wie von so vielen anderen Dingen, daß der Erfolg und die Wirkung eben von dem leitenden Geiste abhangen. Wir lassen nun die Thatsachen selbst folgen, wie sie in einem jüngst in Frankreich über die Galeeren erschienenen Werke mitgetheilt werden, das den Titel führt: Les bagnes: histoire, types, moeurs, mystères par *Maurice Alhoy*. Edition illustrée. Paris, Gustave Havard. 1845. Der Verfasser, ein Augenzeuge, erzählt hier, wie folgt:

Man kann sich kaum in Toulon einige Zeit aufhalten, ohne den Namen des Abbé Marin, des Priesters der Galeerensträflinge, zu hören. Der Matrose, der Bedürftige, der Kranke, der Verurtheilte führen immer diesen Namen im Munde, wie im siebzehnten Jahrhundert der Unglückliche den des Vincentius von Paula pries, und wie später der Name der Priester Montes und Perrin verehrt wurde.

Es ist wohl eine übernatürliche Gabe, welche einigen Menschen geworden, durch ihr Erscheinen überall Zuneigung und Verehrung zu erwecken; und Niemand besaß vielleicht in einem höheren Grade diese zauberische Anziehungskraft, als eben der Abbé Marin. Er hatte in seinem Amte als Priester des Strafhauses zum Vorgänger einen Spanier der Geistlichkeit von Toulon, einen sehr gelehrten Priester, der aber keineswegs die Gabe besaß, der verpesteten Gemeinde, die er zu leiten hatte, Ehrfurcht und Anhänglichkeit einzuflößen.

Der Galeerensclave liebt das Gebet, wenn er den liebt, der ihn beten lehrt. Wenn er sich dem Altare des heiligen Abendmahles nähert, so glaube ich nicht, daß er während der Communion, das Erstemal wenigstens, einen höheren Gedanken hat, als das Bedürfniß der Nachahmung; und sieht man ihn gesammelt, bußfertig, andächtig, so ist es beinahe immer eine moralische Gewalt, die ihn unbewußt bewegt, sich nach dem Beispiele des Priesters zu richten, den er verehrt.

Der spanische Priester, der vor Abbé Marin Geistlicher der Rudersknechte von Toulon war, durfte sich nicht vor den Sträflingen sehen lassen, ohne daß Mutter und Gotteslästerungen dem Mund Aller entfuhren. Hielt er christliche Lehre, so antworteten sie ihm mit ihren schmutzigen Zotenliedern.

Wie ist es denn nun von einem Tage zum anderen geschehen, daß dieß Volk, so gottlos, so frech, so widerspenstig, nun der Stimme des Priesters gehorcht und Ehrfurcht seinem Amte bewiest? Wie hat ein bescheidener Mann es gewagt, die Schwelle dieser Hölle zu betreten, wo alle diese Auswürflinge eines gefallenen Geschlechtes Chorus gegen seinen Vorgänger machten, der doch Eigenschaften besaß, wohl geeignet jenen Widerwillen zu bekämpfen, welcher sich jedesmal bei seinem Erscheinen offenbarte? Wie konnte endlich der Abbé Besitz ergreifen von seiner Stelle, und sie erfüllen, ohne seine Zuflucht zu Zwangsmitteln zu nehmen?

Es ist sonderbar zu sagen: das Theaterspiel ist hier dem Evangelium zu Hilfe gekommen und das geschah also.

Fenelon hat gesagt: Glücklich wer sich spielend unterrichtet! und zwar viel früher, ehe ein geistlicher Schriftsteller, Herr d'Erauviller, kleine Schriftchen über religiöse Moral verfaßte, deren Form, durchweg anziehend, die Aufmerksamkeit des Lesers an die Lösung der ernstesten und erhabensten Fragen fesselt. Einige dieser kleinen Schriften des Abbé d'Erauviller enthalten Gespräche, deren Personen aus den niedersten Schichten der Gesellschaft genommen sind.

Abbé Marin war bemüht, in der Absicht Bekanntschaft mit den Sträflingen zu machen, ihnen das Dasein Gottes und die Nothwendigkeit der Religion nahe zu legen. Hätte er es sich einfallen lassen, an einer Stelle der Strafanstalt einen Stuhl oder eine Kanzel zu errichten, und hätte er dort in Chorhemd und Kappe die biblische Sprache zu diesen Blinden geredet, er wäre wohl nicht besser von ihnen aufgenommen worden, als der spanische Priester; er schlug aber einen andern Weg ein, und bediente sich dabei der kleinen Schriften des Abbé d'Erauviller.

Er verschaffte sich so viele Exemplare dieser Büchlein, als Personen darin vorkommen. Er tritt in den Saal herein, liest mit lauter Stimme die Einleitung des Buches, welche zum Ausgangspunkt eine halb historische Anekdote nimmt; bezeichnet dann die Personen, wie z. B. Herr Demont, Maire des Ortes, ein Schöngeist und Zweifler; Meister Thomas; der dicke Peter; Johann u. s. w., alles Einwohner eines Dorfes, wo die Religion vernachlässigt und die Moral mißachtet war. Er fragt nun, welches unter den Sträflingen die unterrichtetsten und die geschicktesten sind. Man ward inne, daß es sich von einem Schauspiel handelte und die Fähigsten wurden von der Menge bezeichnet. Jeder der Sprechenden erhielt nun seine Schrift; Herr Abbé Marin behielt für sich eine Rolle, nämlich die des Pfarrers der Gemeinde. Er gab dem ersten Sprecher ein Zeichen zu beginnen; der Sträfling bemühte sich, den Ton zu treffen, den er seiner Rolle für angemessen

hielt; der zweite verfuhr bei der Antwort eben so. Das Spiel wurde mit Geschick und Feuer gespielt: die Masse der Zuschauer saß auf der Bank des Strafhauses und hörte neugierig zu. Der Gegenstand war ernst, allein er war in vertraulicher Sprache abgehandelt, und nachdem der Widersprechende, der Grund auf Grund gegen den Dorfpfarrer vorbrachte, seine Rolle zu Ende geführt und unterlag, so erschallte ein Donner von Beifall und Bravo aus dem ganzen Saale, und der Sieg der Rolle, welche sich Abbé Marin vorbehalten, war vollkommen.

Die Sträflinge fanden solchen Geschmack an diesem Unterricht in Form einer Komödie, daß sie am folgenden Sonntag unter einander wetteiferten, wer eine Rolle halten sollte. Der Priester verbesserte mit seinen Stücken, und von dem an war seine Gegenwart ein Bedürfniß für die Züchtlinge. Er konnte nun jenen evangelischen Geist entfalten, der ihm später nicht nur die Liebe der Sträflinge, sondern auch aller bei der Marine Angestellten gewann.

Ich ergriff begierig die Gelegenheit, die sich mir darbot, in Berührung mit diesem verehrungswürdigen Geistlichen zu treten, er war so freundlich, mir einen Besuch zu machen und sich lange über die zu unterhalten, die er seine armen Verurtheilten nannte. Es macht ihm Freude einzelne lobenswerthe Züge anzuführen, welche dieser entwürdigten Klasse zur Ehre gereichen und günstig für sie sprechen.

Vor einiger Zeit geschah es, so erzählte er mir, daß sich unter den nach Toulon gebrachten Sträflingen ein Unglücklicher aus dem Seminar von Chartres befand. Dieser Mensch fürchtete die Spöttereien und Demüthigungen, denen ihn sein Stand aussetzen mußte. In der Stadt hatte die Nachricht von der Ankunft des Schuldigen einen gewissen Eindruck gemacht: die Neugier war erwacht und Jeder bemühte sich den Unglücklichen zu sehen.

Nachdem er aus dem Zellenwagen gestiegen, hatte man den neuen Ankömmling, dem Herkommen gemäß, in ein Zwangsarbeitsboot eingeschifft, das ihn nach der Strafanstalt bringen sollte. Zehn Paar Sträflinge waren auf den Ruderbänken und alle warfen einen gierigen Blick auf ihren neuen Genossen. Das Boot entfernte sich vom Ufer, und während es seine Ueberfahrt bewerkstelligte, wurde es von einem anderen gekreuzt, in dem Neugierige fuhren, die sich schon nach der Strafanstalt begeben hatten, um den neuen Ankömmling in Augenschein zu nehmen. Beim Anblick eines von Sträflingen bemannten Bootes kamen sie auf den Gedanken, der Unglückliche müsse sich wohl dort befinden, sie trieben ihr Fahrzeug so dicht als möglich heran und riefen den Sträflingen: „Habt ihr nicht den Menschen? Zeigt ihn uns!“

Alle Anderen begriffen sogleich, welches der Schmerz eines Menschen seyn müsse, den man nur aufsuchte, um ihn zum Spielwerk der Bosheit zu machen; sie hatten Erbarmen mit seiner Erniedrigung und aus einer freiwilligen Bewegung, die ihnen Niemand befahl, erhoben sich alle Sträflinge und Unglücksgenossen, sie antworteten den Fragenden verneinend und bewogen sie, sich anderswohin zu wenden, indem sie ihnen eine andere Barke als die bezeichneten, welche den unglücklichen Seminaristen trage.

Ich bin überzeugt, sagte mir Abbé Marin, außer dem Gefühl von Mitleid, welches ihnen der Verurtheilte einflößen konnte, leitete sie hiebei der Gedanke, daß das was sie dem Gefangenen thäten, dem freien Priester angenehm seyn würde, der ihnen seine Sorge widmete. Um eine Schuld der Dankbarkeit abzutragen, geschah es, daß diese Menschen, die gewöhnlich Spötter sind und die Religion verhöhnen, sich gegen den Gefallenen barmherzig und mitleidvoll zeigten. Sie sagten sich: Dieser Mensch hat den Ehrrock zertragen, den der Abbé Marin trägt. Sie suchten seinen Flecken vor denen zu verbergen, die daraus ein Mittel des Aergernisses machen wollten. „Sie sehen, mein Herr,“ fügte der gute Geistliche hinzu, „man kann auch diesen Naturen, an denen man so sehr verzweifelt, einiges Gute abgewinnen;“ und er erzählte weiter: Nachdem man den Seminaristen von Chartres in die Eisen geschlagen und an die Arbeit gezeigt, so hätten seine Kameraden jenes Gefühl nicht verläugnet, welches sie ihm, der gleich allen neuen Ankömmlingen bei der schweren Arbeit angestellt wurde, anfangs gezeigt, sie wetteiferten, wer die Arbeit des Unglücklichen verrichten sollte: man nahm ihm den Spaten, das Hebeisen aus der Hand: man litt nicht, daß er den Riemen, um einen Wagen zu fahren, anfaßte, noch daß er den Schubkarren zog. Der Geistliche hegte ohne Zweifel den Wunsch, daß die Probezeit, welche der Verurtheilte durchmachen mußte, ehe er eine Milderung seiner Strafe oder einen Dienst erlangte, abgekürzt würde: allein der Geist der Gerechtigkeit bekämpfte bei ihm den Aufschwung der Barmherzigkeit, und aus Furcht, man möchte das Mitleid, welches der Schuldige dem jugendhaften Priester einflößte, Vorliebe des Kastengeistes zuschreiben, wagte er nicht, die Güte des Commissärs der Strafanstalt in Anspruch zu nehmen. Die Sträflinge erriethen diesen Scrupel des guten Priesters und begehrten, daß der Unglückliche von Chartres den beschwerlichen Arbeiten des Hafens enthoben würde; weit entfernt, über diese Gunst zu murren, die man seiner früheren gesellschaftlichen Stellung und der Würde, womit er bekleidet gewesen, zuzuschreiben bemühte sich Jeder, einen günstigen Dienst für ihn zu erlangen. Gegenwärtig ist er in einem der Bureaux für Wasserbauten beschäftigt.

Meine Begleiter, die sich unter die Masse der Sträf-

linge gemischt, erfuhren dort nebst andern Nachrichten auch ein geheimnißvolles Ereigniß, dem der Geistliche nicht fremd geblieben: Folgendes ist der Hergang.

Es herrscht der Gebrauch, wenn ein Sträfling eine Besprechung mit dem Geistlichen der Strafanstalt zu haben wünscht, so sucht er schriftlich um die Vergünstigung nach, ihm vorgestellt zu werden. Ein Mensch, der zu ewiger Zwangsarbeit verurtheilt war, zur Klasse der Landleute gehörig, erschien einst vor Abbé Marin und bat ihn, von dem Commissär die Versetzung in einen anderen Saal zu erlangen. Da dieser Sträfling für seine Forderung durchaus keinen triftigeren Grund anführte, so hielt der Geistliche es nicht für passend, sein Gesuch dem Verwalter vorzutragen.

Einige Tage gingen vorüber; da nun der Verurtheilte nicht mehr darauf bestand, daß man seinen Saal wechsele, sondern bat, ihn nach den Galeeren von Brest oder Rochefort zu versetzen: so wünschte der Priester die Gründe zu wissen, die den Sträfling bewogen, so sehr auf seiner Versetzung zu bestehen. Er sagte nun dem Abbé, wie sein gegenwärtiger Wohnort für ihn ein Ort entsetzlicher Qual sei, da er immer einen unglücklichen Kameraden vor seinen Augen habe, den die Jury ungerechter Weise wegen eines Mordes verurtheilt habe. Das Verbrechen wurde von mir begangen, fügte der Bittende hinzu, der unschuldig Verdammte, der mich jeden Augenblick neben sich sieht, weiß nicht, daß ich der Thäter dieses Verbrechens bin, welches er unschuldig abbüßt; ich aber bin jede Stunde mit ihm in Berührung und seine Gegenwart ist für mich eine schreckliche Strafe, die mir das Leben in dieser Strafanstalt unerträglich macht.

Der gute Geistliche hinterbrachte dem Verwalter die Worte des Sträflings; dieser glaubte aber nicht, das Gesuch berücksichtigen zu müssen. Als der Verurtheilte vernahm, daß sein Wunsch nicht erfüllt würde, sagte er: „Ich werde erkranken, ins Spital kommen und sterben.“ Man legte wenig Gewicht auf die Weissagung des Züchtlings. Indessen begann sie alsbald in Erfüllung zu gehen. — Der Verurtheilte wurde von einem bösartigen Fieber ergriffen und nach dem Spital gebracht. Sobald er den Geistlichen ansichtig wurde, sagte er: „Ich habe es Ihnen ja gesagt; Sie sehen mich nun hier, und bald werde ich auf der Anatomie seyn.“ Der Priester wollte dem Sterbenden Trost zusprechen, er suchte den verhängnißvollen Gedanken, der ihn beherrschte, zu entfernen. Das Uebel verschlimmerte sich bald; der Arzt erklärte, der Kranke habe nur noch kurze Zeit zu leben; der Priester bot ihm die Tröstungen der Religion an. „Ja, Herr Abbé!“ erwiederte der Arme, „ich werde beichten; vorher aber muß ich Alles thun, um einen Schuldlosen zu reinigen.“ — Der Staatsprocurator erschien vor dem Bette des Sterbenden, und empfing eine Erklärung, worans hervorging, daß ein Mensch, genannt Boissieux, wegen Todtschlag zur Zwangsarbeit verurtheilt und gegenwärtig zur Ausübung seiner Strafe auf den Galeeren zu Toulon, das Opfer eines gerichtlichen Irrthums wer. Der, welcher das Verbrechen begangen, gab alle Einzelnheiten an, welche die menschliche Gerechtigkeit in den Stand setzen konnten, den Fehltritt, den sie gethan, wieder gut zu machen. Boissieux wurde zu dem Sterbenden geführt und er sagte noch einige Angaben zu diesen Enthüllungen hinzu, sprechend: „ich bin unschuldig.“

Diesen Thatsachen fügt eine französische Zeitschrift folgende Betrachtung bei.

Niemals werden die Philanthropen das Ziel ihrer Bemühungen erreichen, wenn sie sich nicht innigst mit der Religion verbinden. Nur sie kann, durch die Vermittlung der Geistlichkeit, die socialen Wunden heilen, die so schrecklich klaffen und bluten. Wir werden darum stets das innigste Zusammenwirken der Verwaltung und der Geistlichkeit zum Besten der Unglücklichen und der Schuldigen fordern; oft vermischen sich Verbrechen und Unglück und eines erwächst aus dem andern. Nur die Religion besitzt jene große und hinreißende Gewalt, die das Innerste der Seele durchdringt und sie zur Reue und zur Barmherzigkeit zwingt. Die Welt weiß es nicht, wie viele unglückliche Seelen durch die Beichte und den Rath guter Priester vom Rande des Abgrundes zurückgehalten werden. Der Einfluß jener gottgeweihten Schwestern, welche sich den Diensten der Barmherzigkeit am Bett des Kranken und in den Hütten des Armen widmen, ist nicht minder mächtig und den meisten Weltmenschen nicht besser bekannt.

Loblied von Brentano.

Kein Thierlein ist auf Erden
Die, lieber Gott, zu klein.
Du liebst sie alle werden,
Und alle sind sie dein.
Zu dir, zu dir
Ruft Mensch und Thier.

Der Vogel dir singt,
Das Fischlein dir springt,
Die Biene dir summt,
Der Käfer dir brummt.
Sie rufen Alle, groß und klein:
„Herr Gott, du sollst gelobet seyn!“

Die Zerstörung von Jerusalem.

Tragisches Singspiel in drei Abtheilungen.

Personen:

Jesaias, Jeremias, Ezechiel, Daniel, } die Propheten.

Der Hohepriester von Jerusalem
Die Tochter des Hohenpriesters.
Simon, des Gieras Sohn, Johannes von Gischala, } Häuptlinge der Juden.
Der Prophet der Juden.
Maria, Tochter Eleazars, eine Jüdin.

Ahasverus, der ewige Jude.
Titus, des Imperators Sohn, Feldherr der Römer.
Ein Jüngler.
Ein Levit.
Ein Christ.
Eine Christin.
Der Engel des Grabes Christi.
Chor der Racheengel.
— der Leviten.
— der Frauen Jerusalems.

Chor der Jungfrauen Jerusalems.
— der Töchter Siens.
— der Zeloten.
— der Waisenkinder.
— der römischen Priester.
— der Juden.
— der Römer.
— der Christen.
— der Engel.
— der Menschen.
— der Dämonen.

Erste Abtheilung.

Die Propheten.

Vorspiel.

Jesaias.

Wehe Jerusalem! wehe!
Mörderin! dein Arm erschlug
Deinen Heiland sanft und mild;
Schrecklich furcht ein Feuerpflug,
Sion! Sion! dein Gefild.

Jeremias.

Wehe Jerusalem! wehe!
Staub wird stolze deine Zier,
Dir im Herzen steht der Stahl,
Deines Hungers grimmer Gier
Wird dein eigen Fleisch zum Mahl.

Ezechiel.

Wehe Jerusalem! wehe!
Fallen wird dein stolzer Thron,
Rächend trifft der Blitz dein Zelt,
Flüchtig wird dein letzter Sohn,
Irrt wie Kain in weiter Welt.

Daniel.

Wehe Jerusalem! wehe!
Schuld und Blut ist deine Saat,
Eine Wüste wird dein Ruhm,
Wenn der Wolf von Abend naht,
Wird zu Rauch dein Heiligthum.

Alle vier Propheten.

Ein Liliengarten,
Ein neuer erblüht,
Ist deine Asche
Im Winde verglüht.

Chor der Racheengel.

Sein Wille,
Sein heiliger Wille geschehe!
Wehe Jerusalem! wehe!

Der Tempel von Jerusalem festlich geschmückt, das Opfer beginnt

Der Hohepriester.

Nun singet seinen Preis,
Bekränzet froh sein Haus,
Ihm dient der Erdenkreis,
Doch wählt er Sion aus.

Chor der Jungfrauen.

Jehova, unser Ziel!
Dir tönt der Harfen Spiel.

Chor der Leviten.

Es blickt im Jubelchor,
Das Aug zu dir empor.

Der Hohepriester.

Wie glänzt dein Tempel stolz,
Den Sion dir erhob
Aus Gold und Cedernholz,
Wie singt die Braut dein Lob!

Chor der Jungfrauen.

Ihr Herz ist makelrein,
Verlangend harrt sie dein.

Chor der Leviten.

Den Heiden gilt dein Zorn,
Du schirmest Juda's Horn.

Der Hohepriester.

Von Opfern auserwählt
Trieft rauchend dein Altar,
Geschenke ungezählt
Bringt Sion, Herr! dir dar.

Chor der Jungfrauen.

Hosanna! jubelt heut
Die Braut dir hocherfreut.

Chor der Leviten.

Ihr Haupt ist hochgeweiht,
Sie thront in Ewigkeit.

Die Tochter des Hohenpriesters (stürzt herein).

O Vater! o Vater!
Wie ist mir geschehen!
Wie ist mir so bang!
Wie ist mir so weh!
O Vater! o Vater!
Was hab ich gesehen!

Der Hohepriester.

Fasse! fasse dich!
Laß dein Zagen!
Laß dein Klagen!
Wohlgeborgen
Ohne Sorgen
Meine Tochter sprich!

Die Tochter.

So höre ein Lied
So düster, so bang,
Das schreckend im Schlaf
Die Ahnung mir sang.

(Sie singt.)

Ich sah von Sions Zinnen
Den fernen Jordan rinnen,
Die Sonne schien so roth
Wie Blut und Noth.

Ich sah zu Sions Hallen
Die Stämme festlich wallen,
Da zog am Himmel schwer
Ein Wetter her.

Ich sah im Goldgeschmeide
Die Braut im Hochzeitkleide,
Und um den Festaltar
Die Hochzeitschaar.

Die Lilienwangen blühten,
Die Rosenlippen glühten,
Sie blickte lächelnd hin
Die Königin!

Ein Blitz traf ihren Scheitel,
Und Alles ach! war eitel!
Es sank des Tempels Pracht
In Schutt und Nacht!

Nur Trümmer sah ich traurig!
Nur Klagen hört' ich schaurig!
Und in der Nacht allein
Ein Leichenstein!

Der Hohepriester.

Träume trügen, scheuche sie!
Ihren Lügen traue nie!
Unsre Feier störe nicht!
Schweig und höre, David spricht:
Ewig steht Sions Macht,
Nie vergeht ihre Pracht.

Die Tochter des Hohenpriesters.

Verzeihe dem Kinde,
Wenn bange bethört,
Das träumende, blinde
Die Feier gestört.
O singet und bringet
Das Opfer ihm dar,
Sein Friede durchdringe
Die gläubige Schaar!

(Beide singen.)

Wir legen alle Schmerzen
In unsres Gottes Schooß,
Vertrauen ihm von Herzen,
Er ist so gut, so groß.
Er hat mit uns durchzogen
Der Wüste heißen Sand,
Er führt uns durch die Wogen
Zu unsrer Sehnsucht Land.

Der Prophet der Juden.

O Fluch! o Fluch!
Ich rufe wehe! rufe wehe!
Zu Staub wird Sions Thron
Und euch der Blutschuld Lohn.

Der Hoheprieſter.

Wer biſt du Unglücksſohn!
Der frech die Feier unterbricht?

Der Prophet.

Es iſt der Geiſt, der aus mir ſpricht.

Der Hoheprieſter.

Du läſterſt gottlos dieſen reinen Ort.

Der Prophet.

Vernimm aus meinem Munde Gottes Wort.
O wahnſinnvolles Feſt, das Gottes höhnt,
Die Erde ſelber bebt, der Abgrund ſtöhnt,
Des Tempels heil'ge Pforten öffnen ſich,
O Sion! deine Engel fliehen dich;
Die Rache klopft am Thore, Schlag auf Schlag,
Erzitt're, denn es naht dein letzter Tag;
Ein roth Geſtirn, ein giftig drohend Licht
Beſtrahlt vom Himmel kahl dein Angeſicht.
Die Feuerſchaalen gießt der Herr auf dich,
Es nahrt ein Meer von Blut dir fürchterlich;
Ich ſehe Leichen, ſehe Schutt und Brand
Und Peſt und Krieg und Hunger Hand in Hand.
Ihr ſchrecklichen Geſichte, haltet ein!
Der Schmerz durchfährt mir glühend Mark und Bein.
Des Roſſes Mähne feſſelt den Levit,
Das frechen Haus das Heiligſte betritt;
Und Sion raſend in Verzweiflungsſchmerz
Verſchlingt voll Wuth ihr eigen zitternd Herz.
Drum ſchweigt ihr jubelnden Geſänge!
Hinweg den Schmuck, das Goldgepränge!
Die Kränze weg! die Lichter löſchet aus!
In Trauer kleidet büßend Gottes Haus!
Die Flöten legt, die Harfen aus der Hand!
Zerreißt, Leviten! euer Feſtgewand!
Beſtreut im Sack mit Aſche euch und Staub
Und macht mit Klageſchrei den Himmel taub!
Und ihr, des Frühlings zarte Roſenflor!
Ihr Töchter Sions! klagt im Trauerchor.
Mit eurer Thränen heißem Strom bedeckt
Die Erde, die der Unſchuld Blut befleckt,
Und ſteht, die Stirne in den Staub gedrückt,
Wenn roth der Racheſtrahl Jehovas zückt.

Die Töchter Sions.

Wehe der Zeichen!
Wehe uns Armen!
Wir Schwache erbleichen,
Jehova, Erbarmen!
Wehe uns Armen!
Erbarmen! Erbarmen!

Johannes von Giſchala.

Was ſoll dies Wehgeſchrei, dies Klagen?

Simon, des Giorae Sohn.

Wer macht die Töchter Sions zagen?

Johannes.

Verräther fliehe! ich erwürge dich.

Simon.

Mein bleibe, bleicher, banger Thor und ſpricht!

Der Prophet der Juden.

Zerſtreuet Frevler nur den wehrlos ſchwachen Wurm,
Dann ſteht er nicht des Tempels Schreckenſturm.

Johannes von Giſchala.

Dich hat der Rö. 'r Macht, ihr Gold bethört!

Simon.

Mein Wahnſinn ſeinen ſchwachen Geiſt zerſtört.

Der Prophet.

Die Zeichen der Propheten lügen nicht
Es rufen die Poſaunen zum Gericht

Johannes.

Verſtumme!

Simon.

Sprich!

Johannes.

Verräther!

Simon.

Thor!

Der Prophet der Juden.

Euch, Frevler, hört der Rachengel Chor,
Drum liſche nur, du giftgeſchwollte Natterbrut!
Ihr Höllenhunde toll von Gier und Wuth,
Die ungeſtraft ihr jeden Frevel wagt,
Wie Schlangen an dem Herzen Sions nagt,
Sein bös Gewiſſen, Erben ſeiner Schuld
Verwandelt ihr in Zorn Jehovas Huld,
Ihr ſeid's, worauf das Blut des Lammes ruht.

Simon und Johannes und der Prophet.

Es komme auf { euch / uns } ſein Blut und krone
In Purpur { euch / uns } und { eure / unſre } Söhne.

Johannes.

Du aber ſtirb, zu büßen den Verrath!

Simon.

Nein, mir gebührt an ihm die Rachethat.

Johannes.

Hinweg! hinweg das Schwert! ſein Haupt iſt mein.

Simon.

Zurück! ſonſt dring' ich auf dich ſelber ein.

Chor der Töchter Sions.

Wehe der Zeichen!
Wehe uns Armen!
Wir Schwache erbleichen
Jehova, Erbarmen!
Wehe uns Armen!
Erbarmen! Erbarmen!

Der Prophet der Juden

Wehe Jeruſalem! wehe!

Ein römiſcher Kriegstribun

Knechte, die des Aufruhrs Geiſt bethört
Blinde Juden! raſet länger nicht!
Rom, die Herrſcherin der Völker, ſpricht,
Zittert, fallet in den Staub und hört!

Simon und Johannes

Fluch der Weltbedrückerin!
Der Wölfin Fluch!

Der Römer

Eure Ohnmacht macht euch so ergrimmt
Thoren! weicht des Schicksals Gunst,
Das der Völker Scepter Rom bestimmt
Sieg sein Loos und Herrschen seine Kunst.

Simon und Johannes

Schmeiget! Sion ist des Herren Haus,
Von Judäa geht der Herrscher aus.

Der Römer

Blickt nach Rom das Capitol hinan,
Wo der hohe Göttervater thront;
Seinem Adler wurden untherthan,
Was der Erde weiten Kreis bewohnt.
Parther, Meder, Serer, Inder,
Afrika, das Land der Wüstenkinder,
Tirus fiel, Karthago wich,
Troja's, Alexanders Stern erblich,
Alle beugten seiner Hoheit sich,
Und vom sonnenhellen Griechenlande
Bis zum nebelkalten Nordmeerstrande,
Wo der Rhein des Urwalds Nacht umsäumt,
Wild die Donau Skythenland durchschäumt,
Gilt des Zeus, des Cäsars Göttermacht,
Wird ihm Weihrauch opfernd dargebracht.
Jetzt noch einmal ruf ich warnend euch
Hört sein zürnend Gebot:
Beugt Empörer das Knie!
Wißt, vergeblich bedroht
Rom, das mächtige, nie;
Juden ihr werbet
Um Gnade und Huld,
Oder ihr sterbet
Ein Opfer der Schuld.

Simon und Johannes

Fluch dem Cäsar! Fluch dem Zeus!
Fluch dem Römerjoche! Fluch!

Simon

Roms Vergeltungsstunde schlug.

Johannes

Seiner Frevel hat der Herr genug.

Simon

Ihm wird seiner Sünden Lohn.

Johannes

Nahe ist der Zeiten Fülle schon.

Simon

Rom verliert den Siegeraub,

Johannes

Kniet vor ihm besiegt im Staub.

Simon und Johannes

Mächtig über alle Nationen
Wird der Weltenrohrer thronen.

Simon

Heilig ist für ihn der Krieg.

Johannes

Gottverheißen und der Sieg.

Simon und Johannes.

Weiche, Lästerer! von hier,
Krieg dem Kaiser schwören wir.
Nimm den Tod als Botenlohn,
Gottverdammter Heidensohn!

Chor der Zeloten

Blaset ihr Hörner
Zur Kriegesluft!
Rufet ihr Schwerter!
Durchstoßet die Brust!
Feige erbleichen
Vor Flammen und Leichen;
Muthige trinken
Mit lachendem Muth
Der Feinde, die sinken,
Der Sterbenden Blut.
Es lebe der Krieg!
Das Morden, das Brennen!
Das Städteverrennen!
Der Krieg! der Krieg!
Der Krieg!

Abschiedsgesang der scheidenden Christen.

O Tag des Jammers! Tag der Schmerzen!
O Hakeldama's Thränensaat!
Wir scheiden, ach! mit bangem Herzen,
O Sion! deine Stunde naht.
Dein Tempel, deine Hallen,
Sie werden, ach! in Trümmer fallen,
Wir grüßen dich zum letztenmal.

Du warst die hochgebenedeite,
Die Priesterstadt, das Bundeszelt,
Dein Tempellicht, das gottgeweihte,
Beschien die nachtbedeckte Welt
Dein Kuß verrieth ihn, Ungetreue!
Du sinkest ohne Buß und Reue,
Wir grüßen dich zum letztenmal.

Er sah den Schrecken dieser Tage,
Er hieß dem Fluche uns entfliehen,
Vernimm, o Sion! unsre Klage,
Die wir mit bangem Herzen ziehen.
Du fällst, es ist um dich geschehen,
Wir werden nie dich wieder sehen,
Wir grüßen dich zum letztenmal.

Chor der Waisenkinder.

Ohne Vater, ohne Mutter,
Starr vor Kälte, schwach vor Hunger,
Blaß vor Kummer flehen, weinen
Wir, die Kleinen, laßt, ihr Christen
Uns nicht sterben im Verderben!
Nehmt, ihr Christen, nehmt uns mit!

Chor der Chriſten.

Willkommen und, ihr Kleinen!
Ihr ſollt nicht länger weinen,
O folget unſrem Pfade!
O folget ſeiner Gnade!
Gewinnt der Marterkrone Lohn
Und herrſcht auf ſeinem Himmelsthron!

Chor der Kinder.

Dich preiſet das Erdenrund,
Dich preiſet der Kinder Mund,
O Jeſu! Dir
Lobſingen wir,
Hoſanna laut
Und gratia
Und in aeternum
gloria!

Zweite Abtheilung.

Jeruſalems Fall.

Chor der ſtürmenden Römer

Für Rom der Krieg,
Mit Rom der Sieg,
Für Rom voran!
Für Rom hinan!
Der Ruhm ſein Zug,
Das Schwert ſein Pflug,
Sein Feld die Welt!
Die Welt!
Sein reicher Sold
Triumph und Gold!
Sein Arm zerſtöre,
Was ſich empört.
Voran im Sturm!
Hinan den Thurm!
Für Rom! für Rom!
Für Rom!

Ein Idumäer auf dem Thurme von Jeruſalem.

Heran o Rom! ich ſing dir Hohn,
Mit Wölfen hab ich kühn gekühlt,
Auf Leu und Schlang' und Tieger ſchon
In Idumäa ſcharf gezielt.
O Idumäa! Idumäa!

Die Bruſt des Feindes fehlt' ich nie,
Die Wüſte war mein Königreich,
Bei Tag und Nacht durchflog ich ſie,
Den Adlern Idumäa's gleich.
O Idumäa! Idumäa!

Der Palmenwald mein Luſtrevier,
Mein Herrſchertitron der Zelteſitz,
Und um mein Haupt als Königszier
Auf Idumäa's Berg der Blitz.
O Idumäa! Idumäa!

Du freies Idumäerland!
Wie weckt dein Joch mir Grimm und Schmerz.
O richte du, mein Vaterland!
Den Pfeil dem Kaiſerſohn ins Herz.
O Idumäa! Idumäa!

Titus

Im Namen des Kaiſers
Euch rufet ſein Sohn.
Dem Falle ſind nahe
Die Mauern ſchon.
Empörer, ihr frechen!
Den Nacken gebeugt!
Um Gnade gefleht
Für euer Verbrechen!
Verſchmähſt du mein Warnen,
Verblendet Geſchlecht!
Dann werden nach Recht
Die Frevel gerochen,
Weil frech du gebrochen,
Was hoch du geſchworen.

Johannes von Giſchala.

Nein! eh' ſtürze der Himmel über uns ein!

Simon des Gioras Sohn.

Nein! es treffe der Blitz dein ſündig Gebein!

Chor der fliehenden Juden.

O Schreckensſtunde!
Die Mauer weicht,
Es ſtürzt der Thurm,
Gnade! rettet!
Fort, fort, fort, fort!
Der Feind dringt ein,
Er folgt erbarmungslos,
Wie blitzt ſein Schwert!
Wie rafft der Tod!
Wo weilt, wo weilt der Retter!
Wo fliehen wir hin?
Wohin? wohin
Entfliehen wir?

Die Tochter des Hohenprieſters

Ich bin allein in ſtiller Kammer,
Das Elend wächſet, es wächſet der Jammer.

Wie die Propheten früh geklagt,
Wie Chriſtus warnend vorgeſagt,
Die Stadt erfüllt ihr Fluchgeſchick.
Zum Kreuze kehr ich bang den Blick,
Zum Kreuze flieh' ich Arme hin,
Beim Kreuze weilt die Tröſterin;
O Schmerzensmutter! deinem Herzen
Vertrau ich betend meine Schmerzen.

(Sie ſingt.)

Die Hoffnung ſank wie ein Blatt vom Baum;
Das Glück zerrann, wie ein Morgentraum;
Verhallt iſt die Freude, wie Glockenklang;
Die Harfe trauert, die Saite ſprang;
Dich rufet um Hilfe mein Flehen ſo laut,
O Mutter! o Jungfrau! o Gottesbraut!

O Mutter! o Jungfrau! o Gottesbraut!
O Arche von Gott uns zum Heile erbaut!
O Quelle der Freuden! der Kranken Heil!
O nimm aus der Wunde den ſcharfen Pfeil,
Du gingſt auf dem Weg der Schmerzen uns vor,
Du blickteſt ergeben zu Gott empor.

Du blickteſt zum Himmel voll Zuverſicht,
Verzagteſt durchbohret von Schmerzen nicht,
O ſchenke uns Flügel und lenke den Flug,
Wohin die Liebe dich ſelber trug,
Vom nichtigen Staub, vom ſtürmiſchen Strand,
Zum Lichte, zum Frieden, zum Heimathland.

Titus.

Die erſte Mauer fiel,
Der Widder Eiſenhorn
Beſtürmt die zweite ſchon;
Von ihrem Stoße ſtöhnt
Des Tempels Vorhofthor.
Noch einmal warn ich euch,
Erbarmt euch eurer Stadt!
Des armen Volkes ſchont!
Erhaltet eure Heiligthum!
Mein Herz zerreißt dieß Weh,
Nicht mein iſt dieſer Gräul,
Auf euer Haupt den Fluch!
Auf euch der Rache Blitz!
Verlockt euch länger nicht,
Der Stahl iſt hoch gezückt,
Ergebt dem Kaiſer euch,
Sonſt wehe! wehe! wehe!

Simon von Giſchala und Johannes.

Dein feiger Sinn, die Schwäche macht uns lachen

Der Hoheprieſter.

Du bebſt vor deinem eignen Werk zurück.

Simon und Johannes.

Vergaßt an deines Herres Siegesglück

Der Hoheprieſter.

Auf dich Jehovas grimmſter Rachezorn!

Simon und Johannes.

Am Tempel bricht der Widder bald ſein Horn!

Klagechor der dahinſterbenden Juden.

O! o! o! ſo krank! ſo ſchwach!
Ach! ach! weh uns! weh! ach! ach!
Kein Brod! kein Trunk! kein Troſt! kein Licht!
Nur Blut! nur Wuth! nur Peſt und Brand!

Wie ſeufzt! wie ſtöhnt Sion o! o!
Weh! gramſatt, nothmatt, todtwund,
Ach! ach! entſinkt uns Schwert und Schild.
Herr! wo, wo weilſt du! o! o! o!

Zwietracht friſt grimmvoll dein Volk,
Wuthvoll ſprang Roms Wolf in's Thor,
Schirm, o Gott! ſchirm dein Haus, dein Volk,
Ihm ſtirbt im Mund ſein Wehruf o!

Ein Levit.

Vernehmt die ſchreckenvolle Kunde:
Den Vorhof hat der Feind erſtürmt,
Die Flamme iſt mit ihm im Bunde,
Sie zieht voraus ihm hochgethürmt;
Den Altar ſchon umſchlingt ſie wild,
O grauenvolles Schreckensbild!
Noch hab' ich nicht es ausgeſprochen,
Mein letztes Wort ihr nicht gehört:
Das Opfer, weh! iſt unterbrochen!
Jehovas Dienſt hat aufgehört!

Maria.

O hört auch mich, ich bitt euch hört!
Was bebt ihr ſo? was zittert ihr?
Du Simon! du Johannes ſprich!
Erſchreckt vor einer Mutter nicht,
Die euch ihr Kind zum Mahle bot.

Ihr habt ja eurer Mutter Herz,
Das Herz von Sion grimm verzehrt,
Beim frechen Wollustmahl gepraßt,
Und mir mein letztes Brod geraubt:
So hört ein Lied, das fröhlich klingt,
Das euch zum Fest mein Wahnsinn singt.
(Sie singt.)
O habt Erbarmen! gebt mir Brod!
Mich hungert, ach! mich hungert so.
Ich hielt im Arm mein Kind so weich,
Da schlich zu ihm der Hunger bleich.
Der Hunger hat mein Kind erfaßt,
Vom Hunger ist mein Kind erblaßt,
Er saugte ihm den Athem ein
Und nagte ihm an Mark und Bein.
O habt Erbarmen! gebt mein Kind!
Es hungert, ach! es hungert so.
O habt Erbarmen! gebt mir Brod!
Mich hungert, ach! mich hungert so.
Ich hörte seinen Hungerschrei,
Da brach mein armes Herz entzwei;
Ich sah mein hungersterbend Kind,
Da ward vor Schmerz und Wuth ich blind.
Und mit dem Hunger rang ich bang,
Bis ich mein eigen Kind verschlang.
O habt Erbarmen! gebt mir Brod!
Mich hungert, ach! mich hungert so.

Chor der Töchter Sions.

Berge, ihr Berge fallt über uns ein!
Hätten wir doch nie dieß Leben erblickt!

Chor der Frauen von Jerusalem.

Oeffne dich, Erde! reiß uns in den Abgrund hinab!
Selig der Leib der nie Kinder gebar!

Titus.

Höret mein letztes Gebot,
Höret das flehende Rom.
Blickte ein schirmender Gott
Juden! auf Sion herab,
Hoffet nicht ferner auf ihn,
Zornig wandt' er sich ab.
Brechet Verstockte den Stolz!
Senket Empörer das Schwert!
Beuget den Nacken in's Joch!
Feuer und Eisen sonst frißt,
Wehe! den Tempel und euch.

Die Tochter des Hohenpriesters (singt).

Erzittre nicht vor Schwert und Flamme,
Der Blindheit Fessel aber brich!
Und blick hinan zum Opferlamme,
Zu Christus an dem Kreuzesstamme,
Zu ihm, mein Vater! rette dich!

In Sions letzten Schreckensstunden,
Da floh zum Herzen sein auch ich,
Und Friede hat mein Schmerz gefunden
In seiner Liebe Sühnungswunden;
Zu ihm, mein Vater! rette dich!

Der Tempel, den der Feind gebrochen,
Erhob verklärt dem Grabe sich,
Und wie er klagevoll gesprochen,
An Sion wird der Fluch gerochen
Zu ihm, mein Vater! rette dich!

Er wird die Erde überscheinen,
Wenn Sions Stern in Nacht erblich,
Und dort in Seligkeit vereinen,
Die unterdrückt hienieden weinen,
Zu ihm, mein Vater! rette dich!

Erfüll dich seinem Wohlgefallen;
Denn die zum Opfer ließ er sich,
Und triumphirend wirst du wallen
Zu ihm in Sions Himmelshallen;
Zu ihm, mein Vater! rette dich.

Der Hohepriester.

O schweig! mein Aug verdunkelt sich,
O weh! in grauenvoller Nacht
Durchbohrt des Schicksals grimme Macht
Mit Feuerpfeilen meine Brust.
Der Himmel bricht, die Hölle lacht,

Der Abgrund gähnt, die Erde bebt,
Und einer Stunde Opfer sind,
Wofür mein Herz allein gelebt:
Der Tempel! ach mein Volk! mein Kind!
Verzweifelnd ruft mein brechend Herz
In diesem Meer von Weh und Schmerz:
Die Unglücksstunde sei verflucht,
Die mich in dieses Leben rief;
Die Brust an der ein Kind ich schlief;
Die Augen, die den Gräul geschaut;
Die Ohren, die erfüllt ihr Laut.
Gesegnet Feinde eure Wuth,
Willkommen Flammen eure Gluth.
O sättigt eure Höllenlust!
Durchbohrt ihr Schwerter meine Brust!
Ihr Thürme stürzt auf mich herab!
Der Schutt von Sion sei mein Grab.
O brecht ihr heil'gen Hallen ein!
Der Tempel sei mein Leichenstein!

Chor der Zeloten.

Wir lechzen nach Leichen
Wir dürsten nach Blut.
Es lebe der Hölle
Verzehrende Gluth!
Von Schutt und Verderben,
Von Todten umhäuft
So wollen wir sterben
Im Blute ersäuft.

Chor der Römer.

Nieder! nieder
Mit dem Wurm!
Mäht die Glieder!
Vor im Sturm!
Horcht, es kracht
Hoch der Stein,
Tod und Nacht
Hüllt sie ein!! —

Titus.

Standarten entgegen!
Ihr Adler empor!
Hochschwingend den Degen
Durchbrechet das Thor.
Schon schlagen die Flammen
Im Tempel zusammen,
Erstürmet die Hallen!
Sie fallen! sie fallen!

Johannes.

Wehe! uns verrieth ein Lügengott.

Simon.

Unsern Feinden macht er uns zum Spott!

Thomas und Simon.

Fluch des Himmels taubem Ohr!
Steige Geist der Finsterniß empor!
Brecht aus eurem dunkeln Schooß
All ihr Höllengeister los!
Stehet ihr im Kampf uns bei!
Würgt und raset fesselfrei!

Triumph! Triumph! Triumph!
Ihr Stolz ist gebrochen, sie fielen wie Laub;
Zertrümmert ihr Tempel, sie liegen im Staub;
Umringt ihr Adler Jehovas Altar!
Ihn stürzte des Kaisers sieggläzende Schaar.
Triumph! Triumph! Triumph!

Titus.

Ihr Posaunen schweiget! schweiget!
Hier, wo richtend Gott gesprochen,
Eure Häupter betend neiget,
Gott hat Juda's Horn gebrochen.

Chor der Engel.

Singet von Himmel zu Himmel sein Lob.
Richtig zerstäubte, was stolz sich erhob,
Heilig sein Name, gerecht sein Gericht,
Weisheit sein Siegel, sein Spiegel das Licht,
Richtig zerstäubte, was stolz sich erhob,
Singet von Himmel zu Himmel sein Lob.

Dritte Abtheilung.

Jerusalems Grab.

Chor der römischen Priester.

Furche Todespflug die Scholle!
Säet bittres Salz hinein!
Eine Oede, eine trauervolle,
Eine Wittwe soll sie seyn!
Kein Vogel singe!
Kein Gras entspringe!
Kein Thau befeuchte!
Kein Stern erleuchte
Diese Stätte fluchgetroffen,
Diese stumme Wüstenei,
Die nur bösen Geistern offen
Gleich dem Tod geflohen sei!

Ahasverus, der ewige Jude.

O wehe! o wehe!
Ich schwanke, ich wanke;
Muß ziehen, muß fliehen,
Von hinnen entrinnen,
So eilig, so hastig;
Wo weil' ich? wo rast ich?

Wo finde? wo finde?
Hienieden
Ich, Müder! sie wieder
Die Heimath, den Frieden.

Chor der Dämonen.

Entweiche! entweiche!
Du kalter, du alter,
Du harter, erstarrter!
Als müd' er gerastet,
Vom Kreuze belastet,
Da riefest du: ziehe!
Drum fliehe! drum fliehe!
Noch blutet die Leiche,
Entweiche! entweiche!

Ahasverus.

Wer weckt mich? wer schreckt mich?
Wer faßt mich? o laßt mich!
Vergessen
Im Schlummer den Kummer?

Wer jagt mich? wer plagt mich?
Wer greift mich? wer schleift mich?
O gönnt mir! o gönnt mir
Die Ruhe,
Die süße!
Mir brennen vom Rennen
Die Füße.

Chor der Dämonen.

Kein Frevel erschrecke,
Nicht Reue erwecke
Dich stolzen, verstockten,
Vom Golde verlockten!
Von binnen! von binnen!
Zur Hölle Verfluchter!

Titus.

Zieht zur Stadt der Städte hin, ihr Krieger!
Schlinget Lorbeerkränze euch um's Haar!
Zieht zum Siegesfest nach Rom, ihr Sieger!
Bringt dem Gott der Götter Opfer dar!
Bringt ihm Sions Gold zum Siegeszolle,
Ihres Tempels, ihres Jordans Bild,
Bringt den Leuchter, bringt die heil'ge Rolle
Ihres Hohenpriesters gold'nes Schild!

And're Loose euch ihr Fluchbetthörten!
Euch! die höhnten meine Macht,
Die verblendet Davids Stadt zerstörten,
Die mein warnend Wort so oft verlacht;
Keiner wage bei dem Grab zu klagen,
Keiner baue hier sein Zelt,
Nein, wie Blätter von dem Sturm verschlagen
Seid zerstreut als Knechte in die Welt!

Chor der abziehenden Römer.

Schalle Triumphgesang,
Jubelt Posaunen,
Zirket mit frohem Klang,
Machet sie staunen;
Tanzet den Schwerttanz,
Schwenket die Fahnen,
Unser der Lorbeerkranz
Siegender Ahnen!

Tausende schlugen wir,
Sebet die Beute!
Purpurkleid, Tempelzier,
Länder und Leute.
Schmücket das Götterbild,
Füllt den Pokal,
Töne, o Siegesschild!
Fröhlich zum Mahl!

Chor der klagenden Juden.

O glücklich! wer erschlagen im Kampf für Sion fiel,
Er ruht im Grab von Salem, er ist am Ziel!
Lebe wohl, o Vaterhaus!
Ach weh hinaus,
Hinaus in's Elend müssen wir!
Wer hört, wer tröstet Juda's Todesschmerz!
Jehova schweigt, sein Himmel ach ist Erz!
Sein Volk verschmachtet in der Wüstenei,
Kein Licht, kein Führer steht ihm bei;
Kein Trunk erlabt den wandermüden Gast;
Wo finden wir die heißersehnte Rast?
O weint! es tobt der Sturm, die Sonne glüht,
O weinet, unsre Rose ist verblüht!

Eine Christin auf den Trümmern von Jerusalem.

Du schwebst verlassen jetzt, o Gräberwelt!
Auf wüste Trümmer stößt mein Fuß;
Doch heiter blick' ich auf zum Sternenzelt
Und singe froh die meinen Gruß.

Ein Christ.

O Erde, die der Gräber Grab beschließt,
Dich grüßt mit Heil mein froher Mund,
Und meines Dankes heiße Thräne fließt
Auf dich, du hochgeweihter Grund!

Der Christ und die Christin.

Wo ist das Grab, aus dem das Leben stieg,
Wo unsrer Knechtschaft Fessel sprang,
Wo über Nacht und Tod das Licht den Sieg
Im Opferflamme uns errang!

Der Engel des Grabes Christi.

Sein Grab ist hier, o sinket hin
Und dankt und lobt und preiset ihn!

Der Christ, die Christin und der Engel.

Sein Grab ist hier, wir sinken hin
Und danken, loben, preisen ihn!

Die Christin.

O Herr, du hoch im Himmel thronst!

Der Christ.

Der ewig dort in Sion wohnt!

Der Christ und die Christin.

O laß uns hier auf Grabesauen
Dein neu und ewig Sion bauen.

Chor der Engel.

Der Herr wird segnend niederschauen,
Drum bauet, bauet voll Vertrauen.

Der Christ und die Christin.

O wolle schirmend es umgeben,
Wenn wankend seine Thürme beben.

Chor der Engel.

Die Engel werden euch umschweben,
Er selbst das Siegspanier erheben,
Die Völker betend zu ihm wallen
Und Alleluja singend niederfallen.

Die Christin.

O blickt hinan! mein Auge schaut
Auf hohem Berg die Stadt erbaut,
Wie strahlt so klar, wie strahlt so mild,
O Friedensstadt dein himmlisch Bild!

Der Christ.

Die Nacht, der Tod berührt dich nicht,
Du schwebst im Licht, bist selber Licht,
Das Lamm bescheint mit Goldnem Strahl
Dein immergrünes Lilienthal.

Die Christin.

Die Hallen dein kryſtallenhell
Durchſtrömt verklärt der Lebensquell,
Melodiſch tönt zum Harfenklang
Der Engel Lied im Chorgeſang.

Beide.

O Himmelsſtadt! o Friedenszelt!
O zeig dein Bild der dunkeln Welt.

Allgemeiner Schlußchor der Engel und Menſchen.

Lobet alle den Herr'n
Die auf Erden ihr weilt,
Die im Himmel ihr Sions Gezelt ſchon theilt,
Lobet ihn und blickt voll Dank zu ihm empor!
Aus ihm ſtrömt Freude, Heil hervor.
Sein Weſen iſt Liebe, Licht ſein Thron,
Lobet ihn und blickt voll Dank zu ihm empor!
O reich iſt ſein Lohn.
Sein Weſen iſt Liebe, Licht ſein Thron,
Alleluja!

Schattenſpiel von Franz Pocci.

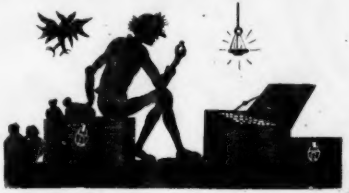
München, Verlag der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt.

Einfache, ungekünſtelte Koſt iſt, ſo geiſtig wie leiblich, für Kinder die zuträglichſte, das weiß Jeder, deſſen geſunder Sinn nicht ſelbſt verbildet iſt. Allein da werden in unſerer Zeit für Kinder Bücher und Büchlein geſchrieben, ſo altklug, ſo voll Moral und Sentimentalität, Aufklärung und Reflection, und ſo leer an wahrem Gefühl, an friſcher Laune und Mutterwitz und warmem Gemüth, daß jede gute Natur, die das verzwickte, affektirte Zeug lieſt, darüber Uebelkeit im Magen empfindet und hinaus in Gottes friſche freie Luft verlangt, und blies auch draußen ein kalter Wind und bedeckten ſtatt der Maiglocken die Schneeflocken ringe die Erde. Es fehlt dann nur noch, daß die Kinder, die mit ſolcher geiſtigen Nahrung aufgefüttert werden, auch nach dem neueſten Modejournal wie die Puppen aufgeputzt mit ſelbſtgefälliger Steifheit herumſpazieren und dabei mit ihren bleichen abgelebten Mienen Redensarten vorbringen, wie ſie einſt die enggeſchnürte Madame la Marquiſe Corbiſe de Primpernelle zu führen beliebte. Neben dieſen armen Opfern der Eitelkeit und Verbildung, wie glücklich der Wildfang, der den Vögeln ihr Lied ablauſcht, der über den duftenden Heuhaufen ſpringt, der ſein Brod in die Waldquelle taucht, der mit friſchen rothen Wangen und klaren lachenden Augen ſeinen Strauß von Maiblumen oder Erdbeeren nach Hauſe bringt, ſich die Suppe wohl ſchmecken läßt und dann mit dem Sprüchlein:

Chriſtkindlein klein!
Mein Herzchen halt rein,
Laß Niemand drin wohnen,
Als Chriſtkind allein.

in die weichen Federn legt und geſund ſchläft und fröhlich träumt, bis ihn am Morgen der Ruf des Hahns oder das Glöckchen zur Schule weckt. Für ſolche Kinder ſind die Bilderbücher des Grafen Pocci geſchrieben, denen ſich auch das neueſte Büchlein: „Das Schattenſpiel" anreiht: eine einfache, derbe, geſunde Kinderkoſt, die nichts anderes ſcheinen will, als was ſie iſt: Bilder, wie ſie das Leben abwechſelnd darbietet, bald ernſthaft, bald ſcherzhaft, bald dem alltäglichen Treiben, bald der heiligen Geſchichte entlehnt; ein Schattenſpiel, das zwar nicht immer von Bildung und Moral redet, das ſich der Sonne freut und darin herumſpringt, aber dabei den nicht vergißt, der ſie ſcheinen läßt. Das kleine Buch beſteht aus Bildern mit beigefügten Reimen zur Erklärung. Wir wollen von beiden einige Proben hier folgen laſſen. Das erſte Bild ſtellt einen Engel vor, der mit der Hand ein Kind feſt hält, das am Rande eines Abgrundes einem Vogel nachſpringen möchte.

Weiter begegnet uns hier zur Warnung ein alter, klapperdürrer, ſpitznaſiger und ſpitzfingeriger Knicker:



Der Geizhals ſitzt bei ſeinem Geld,
Auf ſeine Säcke blickt er hold,
Und zählt und zählt und zählt ſein Geld.
Der reiche Mann — er iſt ſo arm —
Fürwahr ſo arm, daß Gott erbarm;
Denn von dem vielen, vielen Geld
Nimmt er nichts in die andre Welt.
Drum ſammelt Schätze ſolcher Art,
Die ihr für Jenſeits auch bewahrt!

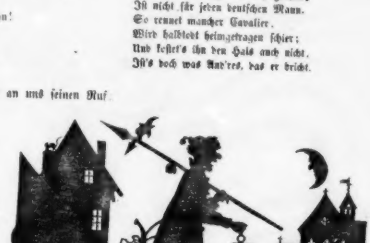
Und an den Wechsel der Zeiten und Sitten und Trachten erinnernd, erscheint ein Bild der Vergangenheit:

Der Ritter reitet zum Turnier,
Ein Harnisch schwer erdrückt ihn schier;
Es trägt ihn stolz sein wack'res Pferd,
An seiner Seite hängt das Schwert:
Sein Schwert, in Kämpfen treu bewährt,
Damit ist er gar gut bewahrt.
Jetzt gibt es keine Ritter mehr,
Nur reis'ge Helme noch und Speer'
So hat denn weislich jede Zeit
Wohl ihre Sitte und ihr Kleid.

Der deutsche Michel ist seit lange ein Liebhaber alles Fremden: was der Müssiggang, der Uebermuth, der Reichthum, die Verschwendung und die Eitelkeit in London oder Paris ausfinnt, Alles, was anderwärts einen guten oder schlechten Grund hat und aus den Verhältnissen und Zuständen natürlich herauswächst, das muß er, so gut oder schlecht es gehen mag, bei sich gleich künstlich nachmachen, und so sehen wir denn auch in unser deutsches Vaterland englisches Jockei-Rennwesen mit Steeplechase und Saufgelagen verpflanzt. Dem Ritter gegenüber stellt Blatt 20 ein Bild dieser baldbrecherischen Verschwendung dar und begleitet dasselbe mit folgenden Reimen:

In England heißt's die „Kirchthurmjagd."
Ein Pferderennen deutsch gesagt:
Da geht es über Steck und Stein —
Der Wind kann auch nicht schneller sein!
In Deutschland wird es nachgemacht,
Weil es in England hergebracht.
Das „Schuster bleib bei deinem Leist"
Nicht selten sich auch hier beweist;
Denn was in England wohl gethan,
Ist nicht für jeden deutschen Mann.
Es rennet mancher Cavalier,
Wird halbtodt heimgetragen schier;
Und fester's ihn den Hals auch nicht,
Ist's doch was And'res, das er bricht.

Dann richtet ein frommer Nachtwächter an uns seinen Ruf:



Es wandelt einsam in der Nacht
Der Mann, der uns die Stadt bewacht.
Nur alle Stunden ruft er aus
Die Glocke, geht von Haus zu Haus.
Ihr liegt im warmen Bett' und ruht,
Ihr, Groß und Klein, wie habt ihr's gut!
Nachtwächter muß bei Schnee und Wind
Durch alle Straßen geh'n geschwind.
„Ihr Herr'n und Frauen, habet Acht
„Auf Feuer und Licht! Nun gute Nacht!
„Und eh' ihr in die Betten geht,
„Vergesset ja nicht das Gebet!"

Das Ganze schließt ein launiger Dudelsackpfeifer, vor dem die Noten als kleine Männlein und Fräulein den Kehraus tanzen:

Ich blas' auf meinem Dudelsack
Und spiel' Euch auf zum schönsten Schmaus
Ein Tänzlein nach der neusten Art,
Daß Jung und Alt sich um mich schaart:
Hört Ihr, ich pfeif' nur Einen Ton.
Seht da, die Noten springen schon!
Die Töne hüpfen auf und ab,
Die All' im Dudelsack ich hab'.
Didi'um, didi'um — der Tanz ist aus.
Jetzt geh' ein Jeder still nach Haus'!

Irische Noth und irische Barmherzigkeit.

Viele Jahrhunderte hat das Joch Englands auf Irland mit eiserner Härte gelastet; in den politischen Eroberungskriegen, in den religiösen Verfolgungskriegen haben die Engländer den Irländern, statt sie ihrer Freiheit, ihrer Bildung, ihres Reichthums theilhaft zu machen, Alles entrissen, und wenn es ihnen auch nicht gelungen ist, sie auszurotten, so haben sie doch zum großen Theile daraus ein Volk von Bettlern gemacht, das fortdauernd mit Tod und Hungersnoth zu kämpfen hat. Allein was die harten Beherrscher ihnen nicht entreißen konnten, das ist ihr alter katholischer Glaube, ihre Liebe zu ihrem armen Vaterlande und ein warmfühlendes, der Begeisterung und der Aufopferung fähiges, in all seinem Unglück fröhliches Herz, das für die kleinste Gabe dankbar ist, und sich trotz seiner Armuth gastfrei und freigebig und mitleidsvoll gegen den Nothleidenden erweist, und sein eigenes Elend vertrauensvoll der Vorsehung Gottes anheimstellt. So lange aller Mittel der Bildung beraubt, hat dieß ärmste aller christlichen Völker in unserer Zeit drei Männer hervorgebracht, die durch den Adel ihres Geistes, oder durch eine tief in das Volksleben eingreifende und Alles mit sich hinreißende Wirksamkeit zu den ersten in der Geschichte der Gegenwart gehören und um die jedes Volk das katholische Irland beneiden könnte; wir meinen: den Dichter Thomas Moore, in dem der alte Dichtergeist und Sängerruhm seines Volkes eine glorreiche Wiedergeburt gefeiert hat, und dessen Melodien weit über die Grenzen seines Vaterlandes erklungen sind: O'Connell, den unermüdlichen Volksredner, der wie kein König die Herzen von Millionen durch sein hinreißendes Wort sich zu gewinnen wußte und sie am schwindelnden Abgrund der Umwälzung auf schmalem Pfade hinführend, nicht durch Empörung, sondern durch die Waffe des Gesetzes ihre Fesseln brach; und endlich den Pater Mathew, den großen Mäßigkeitsapostel, der sein Vaterland von einem nicht minder harten Joche, von der verderblichen Branntweinpest, befreit hat. Wie groß daher auch das Elend der Insel seyn mag, der edle fromme Sinn eines guten Volkes steht ihm versöhnend zur Seite, und wer die armseligen Hütten Irlands mit ihren hungernden Einwohnern betritt, kehrt nicht selten beschämt und erbaut daraus zurück: dieß ist der Grund, warum wir gerade jetzt, wo Hunger und Seuche so furchtbar in dem unglücklichen Lande wüthen, und der Nachfolger der Apostel die Barmherzigkeit der Völker für die Hungersterbenden anrufen, einige Bilder und Zeugnisse mittheilen wollen, die zeigen, wie Noth und Barmherzigkeit sich hier so nahe verschwistert sind.

Beneden, der in Irland überall die herzlichste Theilnahme und die höchste Gastlichkeit gefunden, rühmt diesen barmherzigen freigebigen Sinn insbesondere von den Bauern, wovon doch die wenigsten sich auch nur an Kartoffeln satt essen können. Seine Schilderung lautet, wie folgt:

In den irländischen Bauern hat sich die altirische Art am reinsten erhalten. Ihr Charakter ist der Typ des Volkes.

Als die englische Regierung 1835 beabsichtigte, in Irland die englische Armengesetzgebung einzuführen, sendete sie eine Commission nach Irland, um den Zustand des Landes und die Lage der Armen zu untersuchen. Die Berichte dieser Commission sind wahre Ehrendenkmale des irländischen Charakters.

Auf jedem Blatte findet man in denselben Züge des größten Edelmuthes, der unbedingtesten Aufopferung. Hier ist es ein Sohn, der für seine Eltern arbeitet, hungert und bettelt; dort eine Mutter, die für ihre Kinder schafft und sorgt und sich abhärmt; dann wieder eine Tochter, eine Arbeitertochter am Bettelstabe, die ausschlägt, zu heirathen, weil sie lahme und kranke Eltern in ihrer Noth, vier Pence per Tag ist ihr Gewinn, zu ernähren strebt. In diesem Ehrenbuche Irlands findet ihr ein Bettelweib mit einem Kinde auf dem Arme, einer andern Bettlerin mit drei Kindern begegnend, und jene sagt zu dieser: „Der Herr sei gelobt; ich war glücklich diesen Tag und habe nicht wenig gerarnet. Ich will euch ein Essen für eure Kinder geben von Dem, was ich gesammelt habe." — An einer andern Stelle einer Bettlerfamilie, die einen fremden Auszehrenden aufnimmt und nährt und pflegt, bis er keiner Pflege mehr bedarf.

Und solcher Geschichten auf jeder Seite, erzählt von den Bauern und den Geistlichen, die meisten von protestantischen Geistlichen, an die sich die englischen protestantischen Commissionärs vorzugsweise wendeten.

Die Bauern aber sagen: „Wir geben Allen, die kommen, so lange wir was haben. Oft kommen sie, wenn wir beim Essen sind, setzen sich nieder und essen mit. Oft gehen sie vorbei, sehen zum Fenster hinein und erhalten eine Handvoll Kartoffeln, und wir würden mehr geben, wenn wir mehr hätten." Oder auch: „So lange wir eine Kartoffel im Topfe haben, geben wir; Gott wird es lohnen, was wir in seinem Namen geben. Und was liegt daran, sollten wir auch einem Unwürdigen geben. Wahrlich, es ist besser, daß er etwas bekömmt, als daß ein armer Mann hungrig vorübergienge. Es ist nicht ihre Schuld, daß sie in dieser harten Zeit betteln, denn was für Vergnügen kann ihnen das ge-

währen. Die Noth, die sie tragen müssen, ist groß; kalt oder naß, sie müssen durch."

Die englischen Commissionärs waren oft erstaunt und wollten die Details wissen. Und da frug Einer: „Wie viel Kartoffeln gebt ihr so?" Und der Irländer antwortete: „Ich hoffe, Gott wird sie gezählt haben, ich that es nicht." Und sie fragen weiter: „Aber wie können die Bauern, die selbst so arm sind, so ohne zu zählen geben?" Und der Bauer antwortet: „Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Viele von Denen, die geben, es schwer entbehren können, aber Gott gibt es ihnen wieder. Was in Liebe gegeben wird, soll nicht gemessen werden."

So gibt er denn, so lange er etwas hat, bis endlich die Noth auch ihn erreicht. Dann ist er oft gezwungen, zu betteln wie Die, denen er gab. Er entschließt sich dann nur im höchsten Elend. Er wandert, auf diese Nothwendigkeit herabgekommen, meist aus seiner Gegend aus, oft schickt er die Frau hierhin, die Burschen dorthin, während er selbst einen andern Weg einschlägt. Es greift ihm in die Seele, daß er betteln muß, und er geht weit, weit weg, um keinem Bekannten zu begegnen, denn der Name: „Bettler, Bettelkind" ist in diesem Lande, wo man die Bettler mit Milde und Schonung behandelt und ihnen gibt, so lange man hat — eine Schmach. So zieht er durch's Land, bis die Zeit der Arbeit wieder kommt, dann kehrt er heim und arbeitet und lebt von dem Erworbenen, so lange es geht. Die Nachbarn ahnen wohl, warum der Nachbar ausgewandert, aber sie fühlen selbst zu tief, was er gefühlt, als er schweigend von dannen zog, um den schweigend Heimkehrenden zu fragen, wo er gewesen.

Dieser Charakter: gute Menschen, mitfühlende, warme liebreiche Herzen, geht durch alle Classen Irlands durch. Hr. Facquery (Thitmars Journey in Ireland) erzählt von einem armen Cassirer, der ihm auf seine Frage: ob er verheirathet? antwortete: „Nein, aber so gut als verheirathet." Das würde in Deutschland, in Paris, in London etwas ganz Anderes bedeuten; aber in Irland heißt es: Vater und Mutter haben, für die man sorgt und arbeitet. Der geistreiche englische Reisende fand ähnliche Gefühle auf Schritt und Tritt in Action. In einem Hause, wo er einkehrte, war ein alter Mann, nicht einmal ein Verwandter, eine Art zugewanderter, zurückgebliebener Bettler, der zu nichts gut war, „da war ein Bett für ihn — da war ein Bett für Jedermann, so schien es, und ein freundliches Willkommen dazu." Das aber wundert den geistreichen Engländer gar sehr und er setzt hinzu: „Welcher Hausbesitzer in London würde einen alten Mann füttern, der siebzig Jahre hat und gut für Nichts — „good for nothing — ist?" (Thitmars 74. 75.)

„Good for nothing" — der Irländer ist oft — sehr oft so gut, daß er nicht danach fragt, „ob es gut für Etwas." Er handelt, weil ihn sein Herz treibt, und hat die guten und die bösen Folgen dieser Art zu tragen. Die guten Folgen — einen frischen, freien Muth in Noth und Elend, hoffnungsvolle Aussicht in die Zukunft, Vertrauen auf Den, der für die Vöglein sorgt; — aber leider dann auch oft mehr unvorhergesehene Verrechnungen, als dies je mit dem kalten Engländer, der vor Allem fragt: „Wozu ist das gut?" — das heißt: „Was nutzt mir das?" der Fall ist. Jedes Haar hat seinen Schatten, jede Tugend ihr Laster, und der Irländer, der zuletzt an sich denkt, ist vor Allem nicht dazu geeignet, mit dem Engländer in Spekulationsgeist, rastlosem Haschen nach Geld und unablässlichem Arbeiten in die Schranken zu treten.

Sein froher Muth gibt seinem Geiste eine sonnenhelle Richtung. Er lacht gern — und oft auf voller Brust. Er ist geistreich und witzig, und es sprudelt Feuer, so oft er angeschlagen wird. Selbst der ungebildetste Bauer ist nie um eine prompte geistreiche Antwort in Verlegenheit. Eine feine Engländerin kommt durch Zufall in eines Bauern Cottage und sieht dort das Schwein ganz gemächlich am Feuer liegen. „Wie könnt ihr nur dulden, daß das Thier euch so den Weg versperrt?" — Der Bauer antwortet ruhig: „Ach, gnädige Frau, es muß die Miethe zahlen, und da hat es das beste Recht, im Hause geduldet zu werden." —

Und wie er hohen Muthes in Witz und Laune ist, so ist er noch viel kecker, wo's im ernsten Kampfe das Leben gilt. Spencer schon sagt, daß er Krieger aller Länder gesehen, aber nie tapfere und kecker im Angriff als die Irländer. Dieser Muth ist dann freilich mehr der des Gelten, als der des Germanen. Der Irländer ist stürmisch tapfer, im Angriffe furchtbar, aber nicht so ruhig, angreifen, nicht so kalt und fest beim Rückzuge. Es sprudelt oben aus; der Tod hat keine Schrecken für ihn, wie der Franzose kennt er das Pulverfieber, die Schlachtfurie, die Wunder thut, aber auch oft nicht Ruhe genug behält, im Kampfe selbst sein eigener Meister zu bleiben (Barrington S. 30.).

Lust an Kämpfen trieb die Bauern früher zu den beständigen Factionsraufereien. Nach dem Kampfe aber reichten sich die Kämpfer meist die Hand in Herzensgüte, tranken miteinander, als ob sie Brüder seien, um dann am nächsten Sonntage wieder wie Rasende, wie Schlachtfieberkranke übereinander herzufallen. Die Geschichte Irlands, vielhundertjähriger Kampf, verbunden mit der Rohheit und Unkultur, die der Irländer Antheil war, erklärt diese Scenen ganz natürlich.

(Fortsetzung folgt.)

Ein pompejanisches Wandgemälde.

Der französische Architekt Mazois hat im Jahre 1842 bei Didot in Paris ein stattliches Kupferwerk über die Trümmer der vom Vesuv verschütteten Stadt Pompeji herausgegeben, das den Titel führt: Les ruines de Pompéi. Unter den zahlreichen Abbildungen dieses Werkes findet sich auch (II. partie p. 68) das obige Wandgemälde. Es wurde in der sogenannten Casa Carolina gefunden; Mazois sah es noch der Ausgrabung; das Bild aber kam nur stückweise zum Vorschein; die ersten Regen vernichteten es bald gänzlich. Mag es auch anfänglich nicht eben sonderlich bedeutend scheinen, so ist es dennoch, wie Darstellungen verwandter Art, nicht unwichtig zum Verständniß des häuslichen Lebens der Alten und ihrer Künste und Gewerbe. Mazois fügt ihm folgende Bemerkungen bei. Das Ganze ist offenbar eine groteske Darstellung einer Malerwerkstätte. Der kleine Meister sitzt in einer weißen, nach hinten sehr abgekürzten Toga an der Staffelei und malt ein Portrait. Der Mann, der ihm dazu sitzt, ist zwar gleich ihm ein Zwerg, allein der Sinus oder Faltenwurf der Toga bezeichnet ihn als einen Mann von Ansehen. Die Staffelei gleicht so ziemlich den unsrigen. Der Maler, der den Pinsel in der Rechten führt und das Original anblickt, muß seiner Kunst wohl sicher seyn, denn er sitzt ziemlich fern von der Staffelei. Die Palette ist ein niedriger vierfüßiger Tisch; daneben steht ein Topf, offenbar zum Auswaschen des Pinsels. Hieraus dürfen wir schließen, daß der Maler entweder mit Wasserfarben und Gummi oder al Fresco malte. Indessen sitzt im Hintergrund eine andere Figur, die, wie es scheint, eben Farben in einem Topf oder Tiegel über dem Feuer bereitet, wohl mit Wachs oder Oel für Encaustik (doch könnten es auch Erdfarben seyn, die bekanntlich einen gewissen Grades von Hitze bedürfen). Zwei Freunde des Malers oder Liebhaber der Kunst scheinen eben eingetreten und besprechen sich offenbar über das begonnene Gemälde im Rücken des Meisters. Ein Schüler, der im Hintergrunde, unweit des Farbenbereiters, arbeitete, kehrt sich nach den Eintretenden um. Der Vogel mit dem offenen Schnabel neben den beiden Besuchern stellt wohl einen der Singvögel dar, die vielleicht in den Werkstätten zur Kurzweil der Besucher gehalten wurden. Indessen ist das Bild nicht ganz vollständig. Als Mazois es copirte, fehlte schon neben diesem Vogel ein anderer und ihm gegenüber auf der anderen Seite des Bildes ein Kind, das mit einem Hunde spielte. Soweit Mazois über ein Gemälde, das nun wohl nahe an 2000 Jahre alt seyn mag, da Pompeji bekanntlich im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung verschüttet ward.

Nun noch einige scherzhafte Fragen. Erstens möchten wir wissen: ob dieß Gemälde im klassischen oder im romantischen Styl, ob es ein historisches oder ein Genrebild sei? Dann: ob der Vogel, mit dem offenen Schnabel, vielleicht eine Gans, nicht auch eine schelmische Ironie des Künstlers auf die Kunstkritik seyn könne, wie wir ja wissen, daß der launige Maler Koch in Rom ähnliches Beiwerk seinen Bildern als Mitgift beifügte, so z. B. stellte er die Politika dar, als eine Schlange, die aus einem Pfuhl in eine daneben aufwachsende Distel giftsprühend sich aufreckte, oder er ließ die Kunstkritik als

einen alten quackenden Frosch im Laube sitzen. Endlich möchten wir zum Schluß noch die letzte und wichtigste Frage beantwortet: ob nicht einer unserer vielen deutschen Kunst- oder Gunstvereine das obige Gemälde als Vereinsgabe für seine Mitglieder wählen sollte, da es ja nicht zu ernst und zu streng, nicht zu heilig und nicht zu historisch, nicht tief bedeutsam und hocherhaben ist. Ich lobe mir dafür den Spruch des Peter Cornelius, der da lautet: „Ich verachte jedes Kunstwerk und erkenne nichts als Kunst an, was nicht lebt; aber die Grade des Lebens in der Kunst sind so unendlich, wie die Natur selber; und wenn ich das geringste Leben mit Zärtlichkeit lieben kann, so werde ich darum nicht irre an der höchsten, vollendetsten Anforderung des menschlichen Kunstvermögens."

Die studierende Elster.

In Rom hatte einstend ein Barbier eine Elster, die so gut sang und sprach, daß man sich in dem ganzen Stadtviertel, wo der Barbier wohnte, fast von nichts als von der geschickten Elster unterhielt. Sie ahmte die Stimmen der Menschen, das Geschrei der Thiere, den Klang der Instrumente, kurz, fast alles nach, was sie hörte, ohne daß sie Jemand weiter dazu aufmunterte.

Einstmals bestattete man eine reiche und angesehene Person zur Erde. Der Leichenzug, vor dem Trompeten und Zinken hergingen, kam über den Platz, wo der Barbier wohnte, und hielt daselbst lange still, während die Musikanten aus allen Kräften bliesen. Von diesem Augenblicke an verstummte die Elster und man hörte sie einige Tage lang weder reden, noch pfeifen, noch sonst einen Gebrauch von ihrer Stimme machen. Man machte mancherlei Muthmaßungen über die Ursache dieses plötzlichen Stillschweigens. Endlich aber brauchte sie ihre Stimme wieder, und man sah nunmehr, daß sie während der Zeit studirt hatte. Sie wiederholte nicht das, was sie sonst zu sagen pflegte, sondern sie ahmte den Schall der blasenden Instrumente mit denselben Abwechslungen, Pausen, Wiederholungen und Abfällen nach, die sie bei Gelegenheit des obigen Leichenbegängnisses vernommen hatte.

Der gemeine Kakadu.

(Neue Naturgeschichte der Stubenvögel. Ein Lehrgedicht von Bechstein dem Jüngern. S. 91.)

Kakadu — ein Vogel wunderſam,
Und unſcheußfarbigen Kleides,
Doch an den Schwingen zeigt er auch
Das Schwefelgelb des Neides.

Die Größe hat er eines Huhns,
Der Schnabel iſt dick und ſchwärzlich,
Die Augenſterne ſind dunkelbraun,
Damit blickt er dich an gar herzlich.

Im weiten Käfig wohnt er gern,
Geformt gleich einer Glocke,
Und wiegt ſich auf metallnem Ring
Gleich einer eiteln Docke.

Der große Buffon ſagt: Sie ſind
Gelehrige Hausthiere,
In Indien niſten ſie auf dem Dach,
In Deutſchland im Hofreviere.

Sie geben von ihrer Gelehrigkeit
Gar allerliebſte Proben,
Deßhalb ſind längſt die Kakadus
Zu Stubenvögeln erhoben.

Sie folgen pünktlich, verſtehen gut,
Und wiſſen zu erfreuen —
Und ihre Fehler verſtecken ſie
Durch zärtliche Schmeicheleien.

Sie heucheln Ausdruck des Gefühls
Und manche ſanfte Regung;
Und ihre Schönheit wird erhöht
Durch graziendafte Bewegung.

Das Rothkehlchen.

(Bechſtein der Jüngere. S. 283.)

Rothkehlchen kennt ein jedes Kind,
Iſt gar ein herzig Vöpfchen;
Rothbrüſtchen wird es auch genannt,
Waldröthlein und Rothköpfchen.

Ihr treffi zu ſeiner Wanderzeit
Dies Vögelchen in Menge.
Ein Frühlingsbote kehrt — ein,
Und grüßt uns durch Geſänge.

Es iſt ein kleiner lieber Gaſt,
Der nicht zu lang verweilet;
Und der im Sommer ſonder Raſt
Nach ſeinen Wäldern eilet.

Denn in den Wäldern wohnt das Glück,
Wohnt ein gottvoller Friede;
Dort einet ſich gar wunderſam
Waldrauſchen mit dem Liede.

Dort wird die Feie Poeſie
Euch wunderhold erſcheinen,
Nur wenſt nach Waldesſängern nicht,
Wie oft ihr thut — mit Steinen.

Die Jetztwelt.

(Ein Jahr. Poetiſcher Cyklus von Rudolf Reither. S. 49.)

Zu ernſthaft, um zu lachen;
Zu trocken, um zu weinen;
Zu gelehrt, um noch die Sachen
Zu betrachten wie die Kleinen.
Zu ſorgenvoll, um je noch
An Lenz und Lied zu denken;
Zu beſchäftigt, um zum Himmel
Auch noch den Blick zu lenken.
Dann wohl auch viel zu weiſe,
Um alten Märchen zu trauen;
Endlich zu unterrichtet,
Um noch auf Treu' zu bauen.
Das ſind die Menſchen heute!
Doch wohl vernünft'ge Leute?!

Inhalt des zweiten Heftes.

1847.

Seite

Tyrol. Gedicht von J. L. Parker 41

Geistige Brosamen aus dem P. Abraham a Sancta Clara.

Wer bist du Mensch? 41

Die menschliche Zunge 41

Der Klosterberuf 42

Sitten und Charaktere aus dem katholischen Volksleben.

Spanische Hochherzigkeit und Gastlichkeit 42

Der sinnreiche Lehrer und Bekehrer der Sträflinge zu Toplou 47

Ein Lobllied von C. Brentano 50

Die Zerstörung von Jerusalem. Tragisches Singspiel in drei Abtheilungen von G. Görres, mit sechs Gruppen aus dem großen Oelgemälde von M. Kaulbach 51

Schattenspiel von F. Perel 60

Irische Noth und irische Barmherzigkeit 62

Ein pompejanisches Wandgemälde 64

Deutsches Hausbuch.

Wie Milord Fuchsschwanz Leberknödel, nach Einsicht der neuesten telegraphischen Depeschen und Börsenberichte, der allerneuesten Philosophie des Tages seine Huldigung darbringt und dieselbe als Aurora Fortuna begrüßt.

Ein Schleicher, Horcher, Kiecher,
Ein Schmeichler, Heuchler, Kriecher
Zu Schanden soll er geh'n!
Trotz seinem krummen Rücken
Kennt Jeder seine Tücken,
Der ihm in's Aug gesch'n.

Dem Guten wie dem Schlechten,
Der Lüge wie dem Rechten
Dient seine Niedertracht;
Wen schmeichelnd er belogen,
Der wird von ihm betrogen
Und höhnisch noch verlacht.

Ein Thor, wer auf ihn bauet,
Beschimpft, wer ihm vertrauet,
Verräthen, wen er stützt;
Denn Ehre hat er keine,
Gewissen nur zum Scheine,
Sein Gott ist, was ihm nützt.

Vor diesen welkling edeln,
Die schmeichelnd sich umwedeln,
Nimm Jeder sich in Acht!
Mag alle Welt verderben,
Wenn sie die Scherben erben,
Lacht ihre Niedertracht.

Jahrgang 1847 oder II. Band.
III. Heft.

München.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.
1847.
Preis des Heftes 24 kr. rhn. oder 8 Ngr.

Ein guter Spruch ist Goldes werth.

Ein König der Tartarei traf, wie er einst um seinen Pallast lustwandelte, auf einen Sophi oder Derwisch, der ihn laut mit den Worten anredete: „Mein Herr, wenn du mir hundert Denare schenkest, so will ich dir einen guten Rath ertheilen.“ Der Monarch, überzeugt daß es wenige Rathschläge von einem solchen Werth gebe, und sich einbildend, etwas ganz Außerordentliches zu hören, ließ sie ihm auszahlen. „Sire,“ fuhr hierauf der Sophi fort, „mein Rath ist folgender: unternimm niemals eine Sache, wenn du nicht zuvor das Ende und die Folgen derselben reiflich erwogen hast.“ Die Weste und alle, welche sich im Gefolge des Königs befanden, fingen heftig an zu lachen, wie sie sahen, daß er einen so gemeinen, obgleich im Grunde sehr vernünftigen Rath so theuer bezahlt habe. Aber der Sultan dachte nicht wie sie; er sah ein, daß die wichtigsten Lebensregeln diejenigen sind, welche man am seltensten befolgt, weil man sich ihrer nicht zu rechter Zeit erinnert. Der Monarch, der den Rath vortrefflich fand, machte ihn daher zu seinem Lieblings-Wahlspruch, und ließ ihn auf alle seine silbernen Gefäße, und vorzüglich auf sein Barbierbecken, das von Gold war, schreiben und eingraben.

So standen die Sachen, als ein großer Herr an seinem Hofe, in der Hoffnung auf den Thron zu steigen, eine Verrätherei gegen das Leben seines Monarchen anspann. Er ließ dem Barbier des Königs den Antrag thun, ihm mit einem vergifteten Messer, welches ihm auf der Stelle den Tod bereitete, den Bart abzuscheeren. Um diesen Unglücklichen zur Ausführung einer so schwarzen That geneigt zu machen, versprach er ihm eine beträchtliche Summe, wovon er sogar einen Theil gleich einhändigen ließ, indem er ihm zugleich, sobald er das Verbrechen vollzogen hätte, ein großes Glück zusicherte. Der Barbier verstand sich dazu leicht, und begab sich mit diesem abscheulichen Vorsatz zum Sultan. Man brachte das Becken, der Barbier nahm es mit ruhigem Gesichte in die Hand; aber als er den Bart des Monarchen wusch, fielen seine Augen zufälliger Weise auf den Wahlspruch — Er ward mit einem Male nachdenklich, und eine Menge Betrachtungen bestürmten sein Gemüth. „Warum,“ sprach er zu sich selbst, „bezieht sich dieses Verbrechen? Was kann Gutes daraus für mich entspringen? Nichts! Ich werde kaum den König umgebracht haben, so wird man mich wegen seines plötzlichen Todes in Verdacht haben: ich werde in Verhaft genommen, vielleicht auf der Stelle getödtet werden; oder schiebt man meine Strafe auf, so wird es nur geschehen, um mich auf die grausamste Weise zu foltern, und durch unsägliche Martern zu zwingen, mein Verbrechen zu gestehen und meinen Mitschuldigen anzugeben: mein und sein Untergang werden unvermeidlich seyn; das Geld, welches ich bereits erhalten habe, und das mir versprochen ist, wird mir nichts nützen. Doch gesetzt, daß alles dieses sich nicht ereignete, daß man mich weder in Verdacht hätte, noch verhaftete, würde dadurch mein Leben sicherer seyn? Nein; derjenige, der mich vermocht hat, das Verbrechen zu begehen, wird auch, um keine Spuren seiner Verrätherei übrig zu lassen, meinen Tod beschließen.“

Während dieser Betrachtungen hatte er das Becken auf einen Tisch gesetzt und sein vergiftetes Rastermesser genommen; aber in dem Augenblick, da er sich desselben bedienen wollte, verwirrte er sich und zauderte ganz verlegen; endlich steckte er es wieder in seinen Sack, und nahm ein anderes. Der Sultan, der wohl bemerkt hatte, daß der Barbier in ernsthafte Betrachtungen versunken war, und sah, daß er sein Rastermesser veränderte, wollte den Grund davon wissen, und sprach: „Barbier, du scheinst mir nachdenkend zu seyn, du veränderst dein Rastermesser: warum das? Es steckt ein Geheimniß darunter; ich verlange darüber Aufschluß zu erhalten: sage mir die Wahrheit.“ Der Ton des Monarchen erschütterte den Barbier; seine Verwirrung nahm zu, er veränderte seine Farbe; endlich warf er sich dem Sultan zu Füßen, und gestand ihm, daß er durch einen Großen, der ihn verrieth, und der ihn durch das Geld, welches er ihm gegeben habe, und durch das Versprechen, einst ein bedeutendes Glück ihm zu verschaffen, vermocht hätte, seinen Untergang zu beschließen, verführt worden sei. „Wer hat dich denn abgehalten, dein Verbrechen zu vollstrecken,“ sprach der Sultan? „Der Spruch, welchen ich auf deiner Barbierschüssel eingegraben gelesen habe,“ erwiderte der Barbier, indem er ihm die Betrachtungen mittheilte, welche derselbe in seinem Gemüth erregt hatte. Der Fürst sah jetzt mehr als jemals die ganze Wichtigkeit desselben ein; er verzieh dem Barbier wegen seines offenen Geständnisses, ließ auf der Stelle den Großen verhaften, der sein Verbrechen nicht läugnen konnte, und befahl ihm den Kopf abzuschlagen. Er ließ den Sophi holen, den er mit Ehrenbezeugungen und Schätzen überhäufte, und sprach zu den Westen und zu den Großen, welche gegenwärtig waren: „Habt ihr nicht einst gelacht, als ich einen guten Rath mit hundert Denaren bezahlte? Wisset nun, daß dieser Rath mit eben das Leben gerettet, und euch vor dem Unglück beschützt hat, meinen Mörder zum Herrn zu haben.“ Er erzählte ihnen darauf, was vorgefallen war.

(L. Th. Hartmann Früchte des Asiatischen Geistes. II. S. 201.)

Der Waldvogel.

Wo tief im Wald die Eiche rauscht
Und frei die Wasser springen,
Das scheue Reh mit heimlich lauscht,
Da freut es mich zu singen:
Gott Lob und Dank! juchhei! juchhei!
Im Walde leb' ich frank und frei.

Ich will nicht euer Zuckerbrod,
Nicht Lob und Schmeicheleien,
Ich trink den Thau im Morgenroth
Und sing dazu im Freien:
Juchhei! juchhei! Gott Lob und Dank!
Im Walde leb' ich frei und frank.

Ich lache dein, o Gunst der Welt!
Du Heuchlerin voll Tücken!
Dein Sinn ist stets auf Trug gestellt,
Du sollst mich nicht berücken!
Ich singe Gott mein Lob, juchhei!
Im grünen Wald ein Vogel frei.

Der Mensch, eine Stadt.

(Nach Johann Tauler.)

In jeder Stadt findest du drei Häuser: ein Wirthshaus, ein Rathhaus, eine Kirche; das Wirthshaus für den Leib, das Rathhaus für die Vernunft, die Kirche für den Gottesdienst. Eine solche Stadt ist der Mensch, und diese drei Häuser müssen in ihm seyn. Das Wirthshaus ist die Sinnlichkeit, das Rathhaus seine natürliche Klugheit und Vernunft, die Kirche seine Religiosität. Gewöhnlich haben die Menschen nur die beiden ersten Häuser, und halten das letzte für unnöthig. Der ist ein weiser Mensch, der seine Sinnlichkeit durch seine Vernunft in Ordnung zu halten, und die Religion seine Vernunft zu erleuchten und auf den rechten Weg zu leiten weiß.

Von Engeln und von Vengeln.

Gedichte von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Berlin. Verlag von Duncker und Humblot 1837. (S. 79.)

Im Frühling auf grünem Hügel
Da saßen viel' Engelein,
Die putzten sich ihre Flügel
Und spielten im Sonnenschein.

Da kamen Störche gezogen,
Und jeder sich eines nahm,
Und ist damit fortgeflogen,
Bis daß er zu Menschen kam.

Und wo er anklopft' beschieden
Der kluge Adebar,
Da war das Haus voller Freuden —
So geht es noch alle Jahr.

Die Engel weinten und lachten
Und wußten nicht, wie ihn's geschah'n. —
Die einen doch bald sich bedachten
Und meinten: das wird wohl gehn!

Die machten bald weichtige Mienen
Und wurden erstaunlich klug,
Die Flügel gar unnütz ihn'n schienen,
Sie schämten sich deren genug.

Und mit dem Flügelkleide
Sie ließen den Flügelschnack,
Das war keine kleine Freude:
Nun stattlich in Hosen und Frack!

So wurden sie immer gescheuter
Und applizirten sich recht —
Das wurden ansehnliche Leute,
Befanden sich gar nicht schlecht.

Den andern war's, wenn die Aue
Noch dämmert im Frühlingsschein,
Als zöge ein Engel durch's Blaue
Und rief die Gesellen fein.

Die suchten den alten Hügel,
Der lag so hoch und weit —
Und dehnten sehnsüchtig die Flügel,
Mit jeder Frühlingszeit.

Die Flügeldecken zersprangen,
Weit, morgenschön strahlt' die Welt,
Und über's Grün sie sich schwangen
Bis an das Himmelszelt.

Das fanden sie droben verschlossen,
Versäumten unten die Zeit —
So irrten die kühnen Genossen
Verlassen in Lust und Leid.

Und als es nun kam zum Sterben,
Gott Vater zur Erden trat,
Seine Kinder wieder zu werben,
Die der Storch vertragen hat.

Die einen konnten nicht fliegen,
So wohlleibig, träg' und schwer,
Die mußt' Er da lassen liegen,
Das that ihm leid so sehr.

Die andern streckten die Schwingen
In den Morgenglanz hinaus,
Und hörten die Engel singen,
Und flogen jauchzend nach Haus!

Fürstenspiegel und Hofsitten.

Ludwig der Heilige.

Aus einem Schreiben Anselms an seinen Zögling, den Herzog von Burgund.

Sohn des heiligen Ludwigs! folge Deinem Vater nach! sei wie er sanft, liebreich, zugänglich, leutselig, mitleidvoll und freigebig. Möge Deine Größe Dich nie verhindern, zu den Niedrigsten mit Güte hinabzusteigen, um Dich an ihren Platz zu stellen; und diese Güte nie Deinem Ansehen, noch ihrer Ehrfurcht Eintrag thun. Bemühe Dich fort und fort die Menschen kennen zu lernen; lerne Dich ihrer zu bedienen, ohne an sie gebunden zu seyn. Gehe bis zum äußersten Ende der Welt das Verdienst aufsuchen; gewöhnlich weilt es im Dunkel der Bescheidenheit. Die Tugend drängt sich nicht durch die Menge vor; sie hat keine Begierde, keine Gefälligkeit, sie läßt sich vergessen. Lasse Dich nicht von kriechenden und einschmeichlerischen Geistern umlagern; zeige, daß Du weder Schmeichelei noch Niedertracht liebst. Nur denen schenke Vertrauen, die den Muth haben, mit Ehrfurcht Dir zu widersprechen, wenn's Noth thut, und denen die Ehre Deines guten Rufes theurer ist, als Deine Gunst. Es ist Zeit, daß Du der Welt eine Reife und eine Kräftigkeit des Geistes zeigst, wie sie das Bedürfniß der Zeit erheischt. Ludwig der Heilige war in Deinem Alter die Freude der Guten und der Schrecken der Bösen. Lasse darum ab von den Vergnügungen des zurückgelegten Alters. Beweise, daß Du denkst und empfindest, wie es sich geziemt, daß ein Fürst denke und empfinde. Dein Ziel erheischt, daß die Guten Dich lieben, daß die Schlechten Dich fürchten, daß alle Dich achten. Eile darum, Dich selbst zu bessern, damit Du mit Nutzen Dich bemühen könnest, auch Andere zu bessern. Wahre Frömmigkeit ist frei von aller Schwäche, Traurigkeit, Befangenheit; sie erweitert das Herz, sie ist einfach und liebenswürdig, sie macht sich Allen Alles, um Alle zu gewinnen. Das Reich Gottes besteht nicht in der ängstlichen Beobachtung kleiner Förmlichkeiten; es besteht für Jeden in den Tugenden seines Standes. Ein großer Fürst kann Gott nicht auf die gleiche Weise dienen, wie ein Einsiedler oder ein einfacher Bürgersmann. Ludwig der Heilige hat sich als großer König geheiligt. Er war unerschrocken im Krieg, entschlossen im Rath, Anderen überlegen durch den Adel seiner Gesinnungen; frei von Stolz, frei von Anmaßung, frei von Härte. In Allem galt ihm als Richtschnur die wahre Wohlfahrt seines Volkes, das in ihm eben sowohl einen Vater als einen König hatte. In allen großen Angelegenheiten sah er mit eigenen Augen. Er war ausharrend, vorschauend, gemäßigt, aufrichtig und fest in seinen Unterhandlungen, so zwar, daß die Fremden ihm nicht minder vertrauten wie seine Unterthanen. Nie war ein Fürst weiser seine Völker zu bilden und sie zugleich gut und glücklich zu machen. Mit Herzlichkeit und Zärtlichkeit liebte er Alle, denen er Liebe schuldete; allein er besaß Festigkeit genug, die zurechtzuweisen, welche er am meisten liebte. Er war adelig und prachtvoll nach den Sitten seiner Zeit; allein ohne Prunk und Luxus. Seine Ausgaben, welche groß waren, geschahen mit solcher Ordnung, daß sie ihn nicht hinderten, seine Besitzungen schuldenfrei zu machen. Sei zuerst der Erbe seiner Tugenden, ehe du seine Krone erbst. Rufe ihn mit Vertrauen an in Deinen Nöthen, küsse oft seine hl. Reliquien; erinnere Dich, daß sein Blut in Deinen Adern fließt, und daß der Geist des Glaubens, der ihn geheiligt, das Leben Deines Herzens seyn soll. Von der Höhe des Himmels blickt er auf Dich hernieder, dort bittet er für Dich, und dort will er, daß Du eines Tages mit ihm herrschest. Vereinige Dein Herz mit dem seinigen. Conserva, fili mi, praecepta patris tui.

Die schweigenden Höflinge.

Ludwig XIV. spielte einst Trictrac und that dabei einen zweifelhaften Wurf. Es erhob sich darüber ein Wortwechsel, während welchem die Hofleute ringsumher alle schwiegen. In diesem Augenblick trat der Graf von Grammont herein. „Entscheiden Sie unseren Streit!“ redete ihn der König an. „Sir,“ erwiederte der Graf, „Eure Majestät sind im Unrecht.“ — „Wie können Sie,“ entgegnete der König, „so entscheiden, da Sie ja die Frage gar noch nicht kennen.“ — „O!“ antwortete freimüthig der Graf, „wäre die Sache irgend zweifelhaft gewesen, alle die hier gegenwärtigen Edelleute würden sich gewiß für Euer Majestät ausgesprochen haben.“ Merk dir's! wenn bei einem Streite deine Freunde und Untergebenen schweigen, dann schau doppelt zu, daß du kein Unrecht begehst.

Altdeutsche Freimüthigkeit.

Es war nicht selten, daß selbst die Herzoge vor Gericht erschienen, und sich persönlich für Klage und Recht stellten. Herzog Johann, Pfalzgraf zu Neumarkt, gibt davon gegen das Jahr 1433 ein Beispiel, und wir ersehen aus diesem Vorfalle zugleich eine Redefreiheit und einen Sinn für Recht und Gerechtigkeit, die in unsern Tagen selten ein Fürst, selten seine Räthe haben.

Die Chronik erzählt:

„Der Fürst saß eines Tages zu Gericht, und um

ihn saßen viele Räthe, gute Ritter und Leute. Da kamen vor Gericht zwei Jungfrauen, die klagten in Recht gegen den Fürst, daß sie hätten einige Erbstücke von ihrem Vater geerbt. Dieses natürliche Erbgut wäre ihnen aber von dem Fürsten entfremdet worden, und habe er es seinen Thürhüter und Kämmerling gegeben, um damit die Dienste zu belohnen. Dadurch seien sie von ihrem natürlichen Erbe entsetzt ohne Recht, und hoffen, es sollen die Räthe nach Recht handeln, und sie wieder in ihr Erbe einsetzen. — Der Fürst trat vor seine Räthe, und ging in das Recht, und antwortete: diese Stücke seien Lehen, und nachdem kein Mannserb vorhanden, der die Lehen verdiene, wären sie ihm ledig zugefallen; da habe er endlich diese Lehen an Andere verliehen, und getrauet, er hätte gehandelt, als Lehens-Recht ist, und hoffe, dieß solle mit Recht erkannt werden. — Mit diesen und mehr Worten vertraten beide Theile ihr Recht. Darauf erkannte das Gericht zu Recht, daß Herzog Hans den zwei Jungfrauen um solche ihre Sprüche nichts schuldig wäre u. s. f. — Da war ein Ritter Zenger von Schneeberg unter den Räthen; der wollte sein Urtheil dafür nicht sprechen. Da er nach Stimmenreihe mußte, sprach er: „So ich denn Urtheil sprechen soll, so sprech ich zu Recht, daß der Herzog und sein Lehenmann, und seine Räth des Teufels ewiglich seien." — Herzog Hans sprang auf in gähem Zorn und sprach: „Zenger! du hast mich und meine Räthe verletzt, darum sollst du schwer bestraft werden," und alle, die da waren, erschracken ob solcher Rede fast übel. Der Zenger war bald verstoßen, ihn wollten auch seine Freunde davonschieben, aber er wollt nicht von dannen. Nach kurzer Zeit, als dem Fürst der Zorn vergangen war, forderte er vor sich seine Räthe, und auch den Zenger, und sprach: „Zenger! du hast eine grobe und unbillige Red gethan, wider mich und meine Räthe, und ich begehre an dich, daß du uns Bescheid gebest, warum du solche Rede gethan und mich und meine Räthe so geschmäht hast; wann und wie du uns nicht genugsam Antwort gibst, wollen wir dich darum strafen." — Der Zenger sprach: „Gnädiger Herr, was ich geredet habe, das ist und bleibt wahr, und sag so: den zwei Jungfrauen ist ihr rechtes väterliches Erbe durch das Urtheil genommen worden, ohne alle Ursach. Damit wären sie jetzt wohl versorget worden, und dadurch bei Ehren geblieben. Aber also haben sie nichts mehr, und die eine muß gen Regensburg, die andere gen Nürnberg in die gemeinen Frauenhäuser, und was sie dort für sündliches Werk vollbringen, das muß alles wahrlich Herzog Hans, und die ihm zu seinem Urtheil helfen, büßen." — Der Fürst sah nieder, und bedacht sich eine kleine Weile in ihm selber, und sprach dann: „Wahrlich die göttliche Wahrheit und Gerechtigkeit ist aus deinem Mund gehört worden." Damit schickte er nach den beiden Jungfrauen, und gab ihnen ihr Erbe ohne alle Entgeltniß wieder."

Dieser ritterliche Herzog, durch seine Tapferkeit in dem Hussitenkriege bekannt, liegt in der Stadt Neuburg vorm Wald begraben.

(Sammlung historischer Schriften und Urkunden von M. Frhrn. v. Freyberg.)

Der österreichische und der russische Gesandte.

Vor der Theilung von Polen hatte der Kaiser von Oesterreich den Minister Ltzugut nach Warschau geschickt. Eines Tages fuhr dieser nach Hof zu einer Audienz. Er wurde in einen großen Saal geführt, wo er einen Mann sehr gravitätisch auf einem Ruhebett sitzen sah, während eine Anzahl polnischer Edelleute in sehr ehrfurchtsvoller Haltung umher standen; da er glaubte, nur der König von Polen könne eine solche Haltung hier beobachten, so begrüßte er ihn als solchen. Indessen war es nicht der König von Polen, sondern nur der russische Gesandte; der es sich auch nicht sehr angelegen seyn ließ, ihn über seinen Irrthum aufzuklären.

Als Ltzugut das Versehen erfuhr, ärgerte er sich über seine Schnitzer. Am Abend spielte er mit dem König und dem Gesandten. Er warf eine Karte mit den Worten aus: „Treffkönig!" Der König sagte: „Sie irren sich: es ist nur der Bube." — „Verzeihen Euere Majestät, dieß ist heute schon das zweitemal, daß ich einen Buben für einen König versehe," entgegnete der österreichische Gesandte, und der russische, was that er? Il faisait bonne mine au mauvais jeu, d. h. er machte gute Miene zu übelem Spiel, biß sich in die Lippen und schwieg. — Merk's! und spiele keinen König, wenn du nur ein Gesandter bist, und hätte dich auch der Kaiser von Rußland geschickt.

Orientalisches Hofleben.

Mein Bruder hörte soviel von der Großmuth und Freigebigkeit des Barmecide'n; er wandte sich darum an einen der Thürsteher und bat ihn um ein Almosen. „Geh hinein," sprach dieser, „und wende dich an meinen Herrn, er wird dich zufrieden entlassen." — Mein Bruder ging hinein; die Pracht des Pallastes würde ihn in Staunen versetzt haben, selbst wenn sein Gefühl weniger drückend gewesen wäre, als es war. Er ging voran, bis er zu einer reichgeschmückten Halle kam; dort fand er einen ehrwürdigen Mann mit einem langen weißen Bart am obern Ende des Sofa's sitzen. Es war der Barmecide selbst, der ihn sehr freundlich willkommen hieß und fragte, was er wünsche.

„Herr!" erwiederte mein Bruder, „ich bin ein armer Mann, welcher der Unterstützung eines so edlen und

Moral: wer mit großen Herren leben will, muß sich darauf gefaßt halten, sich ihren Launen anzubequemen: er muß den Trunkenen spielen, wenn er vor Durst vergehen möchte, und lachen, wenn er lieber weinen, und loben und rühmen, wenn er aus der Haut fahren möchte. Wem aber seine Freiheit lieber ist, der begehre nicht mit ihnen Kirschen zu essen; er ist dann sicher, daß sie ihm die Steine nicht an den Kopf werfen. So geht's im Orient und nicht anders im Occident.

Tod eines deutschen Kaisers.

(Nach Juggers Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich.)

„Da nun nach göttlicher Vorsehung unser Kaiser Friedrich III. den Lauf seines Lebens auf dieser Welt erfüllt hatte, befand er sich etwas schwach. Kaiser Friedrich hatte von seiner Jugend an die Gewohnheit, daß er mit dem rechten Fuß die Thüren an den Gemächern und Zimmern aufstieß; an welchem Fuß er hernach in seinen alten Tagen einige Jahre lang eine Geschwulst und eine schwarze Platter mit großen Wehetagen erlanget; und nachdem er solchen Schmerzen, und besonders zur Zeit eines unsläten Wetters, sechs Jahre lang erlitten, und in dieser Zeit die Doktores und Aerzte allerlei Kräuter und Salben, um dem Kaiser damit zu helfen, gebrauchten, aber nichts damit ausrichteten, da hat zuletzt die schwache Natur sammt dem hohen Alter so weit gewirkt, daß dieser Fuß von unten auf ganz entkräftet und erstarrt, und also ganz todt war, und hat sich diese Schwäche gegen den Leib gezogen. Weßwegen der betrübte Kaiser von seinen Räthen ermahnet worden, bei den erfahrensten Doktores und Wundärzten, daß ihm geholfen würde, Rath zu suchen; welches der Kaiser bewilliget hat. Hernach sind die berühmtesten und gelehrtesten Doktores und Wundärzte, so man im ganzen Reich wußte, zum Kaiser nach Linz berufen worden: als sie aber den Schaden am Fuß sahen, haben sie alle einstimmig beschlossen, daß dem Kaiser nicht mehr zu helfen sei, außer es würde ihm der Fuß abgenommen. Da nun der Kaiser vernahm, daß nicht anders zu helfen sei, so ließ er sich (da er durch einen Schlaftrunk ehvor eingeschläfert worden) ohne Schmerzen den Fuß abnehmen, zu Ende des Monats Juli, und war froh, daß die Operation gut von statten ging. Als aber die Aerzte beim Verbinden sahen, daß der Fuß zu kurz abgeschnitten, und der Kaiser noch immer einen Schmerzen daran hatte, bewilligte der betrübte Kaiser noch einen Schnitt; zuvor aber verlangte er den abgeschnittenen Fuß zu sehen, und sagte dann (im Bette sitzend) zu seinen Räthen und Doktores: „Gebet, liebe Herren, welch armes Leben haben wir auf dieser elenden Welt! denn hier ist nicht zu entnehmen, welcher Unterschied zwischen einem Kaiser, welcher der Zeit seines Lebens mit Sorgen umgeben ist, und einem Bauer, welcher mit seinem Vieh die Aecker arbeitet." Hierauf ließ er sich den Schlaftrunk geben, und in dessen Wirkung den Fuß noch einmal abnehmen; auch diese Operation glückte gut, und hat sich der Schmerz des Kaisers gelegt; man hatte auch Hoffnung, daß es mit ihm täglich besser werden soll. Als aber das Fest der Himmelfahrt Mariä, welches der Kaiser die ganze Zeit seines Lebens ehrte, erschien, wollte er aus Andacht fasten, und keine warme Speise zu sich nehmen. Er hat aber etliche Mellonen gegessen, an welcher Speis der Kaiser gestorben, und Wasser darauf getrunken: da entwich ihm die natürliche Hitze, und er verfiel in ein starkes Magenwehe, so zwar, daß die Krankheit des Bauchflusses dazugeschlagen, und der gute Kaiser sehr schwach geworden, und als er verspürte, daß das Ende aller Menschen nahe ist, befahl er, daß man ihm die heiligen Sterb-Sakramente reichen sollte; dann empfahl er seine edle Seele in die Hände des Allmächtigen mit großer Andacht, und verließ das Kaiserthum in allem Frieden sammt dem Reich ganz christlich, zu Linz den 19. August 1493.

Ein Schiffsbrand.

Ein Schreiben des Sir Stamford Raffles, Bencoolen 4 Febr. 1824. (The Mirror.)

Wir schifften uns am 2. des laufenden Monats ein und gingen mit Tagesanbruch nach England unter Segel. Der Wind war uns günstig, und Alles schien uns eine schnelle und bequeme Ueberfahrt zu versprechen. Das Schiff, der Fame, entsprach in jeder Hinsicht unseren Wünschen, und da ich hier mit vollster Befriedigung meine Amtsthätigkeit beschlossen, so war es einer der schönsten Tage meines Lebens. Vielleicht waren wir zu überglücklich, denn am Abend ereignete sich ein böses Unglück. Sophie war eben zu Bette gegangen und ich hatte mich schon halb entkleidet, als der Ruf Feuer! Feuer! uns aus der behaglichen Ruhe aufschreckte und in fünf Minuten das ganze Schiff in Flammen stand! Ich eilte zu sehen, woher die Flammen eigentlich kämen, und fand, daß das Feuer gerade unter unserer Kajüte seinen Ursprung hatte. Die Boote herunter! Wo ist Sophie? Hier. Die Kinder? — hier. Einen Strick hier an die Seite. Laßt Lady Raffles hinab. Gebt sie mir, sagt Jemand; ich

großmüthigen Mannes, wie Ihr seid, bedarf." Der Barmecide schien verwundert, und indem er seine beiden Hände auf den Leib legte, sprach er: „Ist's möglich, daß ich hier zu Bagdad bin, und daß ein Mann wie Ihr wirklich so arm wäre, wie Ihr sagt." Mein Bruder meinte, er würde ihm nun etwas schenken, irgend ein besonderes Zeichen seiner Güte, segnete ihn tausendmal und wünschte ihm alles erdenkliche Glück. „Es soll nicht geschehen," sprach hierauf der Barmecide, „daß ich dich verlasse, oder daß ich zugebe, daß du von mir gehst." — „Ich schwöre Euch," entgegnete mein Bruder, „ich habe heute noch keinen Bissen gegessen."

„Wie? du hast bis jetzt gefastet! Ach der arme Mann ist im Begriff Hungers zu sterben! He da, Knabe!" rief er mit lauter Stimme, „bring uns sogleich ein Gefäß mit Wasser, damit wir uns zuerst die Hände waschen."

Obschon Niemand sich sehen ließ, und auch kein Wasser und kein Gefäß zum Vorschein kam, so rieb sich der Barmecide dennoch die Hände, als ob Jemand Wasser darüber gegossen hätte, und bat meinen Bruder zu nahen und sich mit ihm zu waschen.

Hierauf schloß mein Bruder, daß der barmecidische Herrscher zu scherzen beliebe, und da er sich selbst auch auf Spaß verstand und wußte, daß der Arme sich nach den Launen des Reichen richten müsse, wenn er etwas von ihm zu erhalten wünsche, so trat er näher und that wie jener. „Komm her Knabe!" rief der Barmecide, „und bring uns etwas zu essen und laß uns nicht darauf warten!" Obschon nach diesen Worten wieder nichts kam, so fing er dennoch zu schneiden an, als ob etwas auf einer Schüssel wäre gebracht worden, er führte seine Hand zum Munde, begann zu kauen und sagte zu meinem Bruder: „Komm Freund! thue ganz, als ob du zu Hause wärst; greif zu! du sagtest mir ja, du seist im Begriff Hungers zu sterben, und nun thust du, als ob du keinen Magen hättest." — „Verzeiht mir, mein Gebieter!" sagte mein Bruder, „Ihr seht, ich verliere keine Zeit und thue Alles, meinen Mann zu stellen." — „Wie behagt dir dieses Brod und Fleisch da?" fragte der Barmecide, „findest du es nicht ganz besonders gut?" — „O Herr!" entgegnete mein Bruder, der weder Brod noch Fleisch sah, „nie aß ich eine so feine Speise." — „Bringt ein ander Gericht!" rief der Barmecide, und obschon auch jetzt weder Knabe noch Speise sich sehen ließ, fuhr er fort: „komm, guter Freund! verkoste diese neue Speise und sag mir, ob du je besseren Hammelsbraten und Gerstensuppe gegessen." — „Er ist in der That ungewöhnlich delikat," erwiederte mein Bruder, „und Ihr seht, daß ich herzhaft zugreife."

„Da ich sehe," sagte weiter der Barmecide, „daß es dir so trefflich schmeckt, so beschwöre ich dich, iß nur Alles!" Eine kleine Weile darauf rief er nach Gans in süßer Sauce und grauen Erbsen und gedörrten Feigen — wovon nichts erschien. „Die Gans ist recht fett," sagte der Barmecide, „iß aber nur einen Schenkel und einen Flügel davon, wir müssen unseren Magen schonen, denn es kommen noch eine Menge Speisen." Er rief nun nach anderen Gerichten, und mein Bruder, der vor Hunger hätte sterben mögen, that immer als esse er davon.

„Ich wußte wohl, daß dir das behagen würde," fuhr der Barmecide fort, „he Knabe! bring uns ein neues Ragout." — „Nein, sa nichts weiter Herr! wenn's beliebt; denn ich kann in der That nichts mehr essen." — „Nun gut denn!" antwortete der Barmecide, „so wollen wir trinken."

Er befahl nun, daß Wein gebracht würde — allein nichts erschien. Er that, als gieße er Wein ein und biete meinem Bruder ein Glas dar. „Trink auf mein Wohl!" sprach er, „und laß mich hören, ob dir der Wein gut scheint." Mein Bruder setzte den Scherz fort und schien ganz so zu trinken, wie ein Mann, dem der Wein sehr schmeckt. „Herr!" sagte er, „das ist ein ganz ausgezeichneter Wein, indessen will er mir nicht stark genug bedünken." — „So versuch denn, wie dir dieser da schmeckt," und zugleich that er, als schenke er sich und meinem Bruder ein anderes Glas ein, und dieß setzte er so lange fort, bis mein Bruder sich den Anschein gab, als habe er zuviel getrunken; und nun einen Betrunkenen spielend, hob er die Hand auf und gab dem Barmecid en eine so derbe Ohrfeige, daß er darüber zur Erde fiel. Er wollte ihm eben eine zweite geben, allein der Barmecide hielt seine Hand vor, um sich dagegen zu schützen und schrie: „Bist du verrückt?" — Nun that mein Bruder, als sei er wieder zur Besinnung gekommen und sagte: „Mein Gebieter, Ihr waret so gütig, mir den Eintritt in Euer Haus zu gewähren und habt mir eine große Mahlzeit gegeben; allein Ihr hättet mich nicht nöthigen sollen, so viel Wein zu trinken; denn er ist mir in den Kopf gestiegen, und ich sagte Euch ja im voraus, da ich dessen nicht gewohnt sei, so könnte er mir Gelegenheit geben, mich in dem schuldigen Respekt zu vergehen." Der Barmecide, weit entfernt hierüber zu zürnen, sagte zu meinem Bruder: „Ich vergebe dir nicht nur den Streich, sondern ich wünsche, daß wir fortan gute Freunde seien und du mein Haus für das deine ansiehst. Du hast die Gefälligkeit gehabt, dich meinen Launen anzubequemen und das Spiel mit Geduld bis zum Ende auszuhalten. Wir wollen nun in allem Ernst essen," und in der That ward ein treffliches Mahl aufgetragen. Er gewann solches Gefallen an meinem Bruder, daß er ihm in wenigen Tagen sein Hauswesen und all' seine Angelegenheiten bis zu seinem Tod anvertraute.

will sie nehmen, sagt der Capitän. Werft das Schießpulver über Bord. Man kann nicht hinzu, es ist in dem Magazin, dicht beim Feuer. Geht dem Pulver aus dem Weg. Eilt zu den Wasserfässern. Wasser! Wasser! Wo ist Sir Stamford? Kommt in's Boot. Nilson! Nilson! kommt in's Boot! Stoßt ab! stoßt ab! Nehmt euch vor dem Hintertheil des Schiffes in Acht! —

All dieß geschah schneller, als ich es schreiben kann. Wir stießen ab und in demselben Augenblicke schlugen die Flammen aus dem Fenster unserer Kajütte und der ganze Hintertheil des Schiffes stand in Flammen. Das Feuer ergriff nun Maste und Segel, und wir verfügten uns in eine gehörige Entfernung, um das Aufliegen des Schiffes zu vermeiden. Allein die Flammen brachen nun auf dem großen Verdeckweg aus, und da wir den Capitän mit der übrigen Mannschaft noch immer an Bord sahen, so ruderten wir zurück unter den Bug, um ferner von dem Pulver zu seyn. Als wir uns näherten, gewahrten wir, daß die Menge in ein Boot auf der andern Seite des Schiffes stieg. Sie stießen ab; wir riefen ihnen: Habt Ihr alle am Bord? Ja alle, bis auf einen. — Wer ist's? Johnson, der krank in seinem Winkel liegt. Können wir ihn retten? es ist nicht unmöglich. Die Flammen brachen vom Verdeckweg heraus. In diesem Augenblick hatte das Feuer, wie ich mir einbilde, den armen Burschen ergriffen, er lief auf das Verdeck und brüllte gewaltig. Ich will zu ihm gehen, sagte der Capitän.

Die beiden Boote trafen sich nun, und wir nahmen einige zu uns aus dem Boote des Capitäns, das überladen war. Er fuhr nun unter das Bugspriet des Schiffes und nahm den armen Menschen auf. Seid ihr alle in Sicherheit? Ja wir haben den Mann, alle Leben sind gerettet. Gott sei Dank! stoßt ab vom Schiff. Fassen sie einen Stern in's Auge, Sir Stamford! — Nur ein einziger ist sichtbar. —

Wir fuhren nun dicht neben einander und fanden, daß der Capitän glücklicher Weise einen Compaß hatte; allein wir hatten kein Licht außer vom Schiff. Wir schätzten unsere Entfernung von Bencoolen auf ohngefähr fünfzig Meilen in einer südwestlichen Richtung.

Da südwärts von Bencoolen kein Landungsplatz war, so blieb uns nichts übrig, als wieder dorthin zurückzukehren. Der Capitän nahm die Führung der Boote auf sich, und wir folgten ihm in einer nordnordöstlichen Richtung, so gut wir konnten; es war keine Wahl, keine Möglichkeit mehr dem Schiff und wieder zu nähern, denn es war vorn und hinten und in der Höhe eine helle Flamme; seine Maste und Segel all' in lichtem Feuer, und hinwärts und herwärts schwankend, drohten sie in jedem Augenblicke zu fallen. Jetzt stürzt der Besanmast! rudert hinweg ihr Burschen! jetzt fliegt das Pulver auf! Gott sei Dank! Gott sei Dank!

Sie bedürfen nichts weiter, um sich unsere Lage vorzustellen. Der Feuerruf erscholl ohngefähr zwanzig Minuten nach acht Uhr und in weniger als zehn Minuten stand das Schiff in Flammen. Nach halb neun Uhr war keine lebende Seele mehr an Bord und in weniger als zehn Minuten später war es eine Feuermasse.

Meine einzige Besorgniß war, daß die Boote nicht hinreichten, die Mannschaft zu fassen, da uns die Zeit gefehlt, das Langboot zu gewinnen oder ein Floß zu machen. Nichts war uns geblieben, als zwei kleine Viertelsboote, die glücklicher Weise ohne Unfall niedergelassen wurden; ohne einen Tropfen Wasser, ohne ein Körnlein Frucht oder ein anderes Kleidungsstück, als was wir gerade in dem Augenblicke auf dem Leib hatten, schifften wir uns auf offenem Meere in diese beiden kleinen Boote ein und dankten Gott für seine Barmherzigkeit! Die arme Sophie war aus ihrem Bett geholt worden, sie hatte nichts als eine Decke, weder Strümpfe noch Schuhe. Auch die Kinder waren ganz, wie man sie aus dem Bett genommen; eines davon war noch eben erhascht worden, als die Flammen es schon erfaßt hatten.

Kurz es war für Niemand mehr Zeit, als an zwei Dinge zu denken: kann das Schiff gerettet werden? Nein. So wollen wir uns selbst retten. Alles Uebrige wurde von einem Grab verschlungen.

Soviel als möglich Nutzen von unserem Unglücke zu ziehen, bedienten wir uns des Lichtes unseres Schiffes, um mit leidlicher Richtigkeit dem Ufer zuzusteuern. Das Schiff fuhr fort zu brennen bis gegen Mitternacht, als der Salpeter, den es an Bord führte, Feuer fing, und nun die glänzendsten und lichtesten Flammen, die je den Horizont erleuchtet, nach jeder Richtung hin ausströmte, und zwar in einem Umfang von nicht weniger als fünfzig Meilen; sie warfen auf uns ein blaues Licht, was das Schrecklichste von Allem war.

Das Schiff brannte und fuhr während einer oder zwei Stunden in dieser Weise zu flammen fort, wo es in einer Wolke von Rauch unseren Augen entschwand.

Weder Nilson noch Herr Bell, unser ärztlicher freundschaftlicher Begleiter, hatten ihre Röcke gerettet; indessen ein Zipfel des meinigen nebst einem Taschentuch diente dazu, Sophiens Füße warm zu halten, und den Kindern machten wir Beinkleider aus unseren Halstüchern. Es begann nun zu regnen; doch glücklicher Weise hielt es nicht lange an, und wir wurden wieder trocken. Die Nacht wurde heiter und sternenhell. Wir waren nun unserer Richtung gewiß; die Männer arbeiteten wacker mit Herz und frischem Muth; und nie vielleicht spähten arme Sterbliche so sehr, wie wir, nach

Tageslicht und Land. Nicht als ob unsere Leiden irgend mit dem zu vergleichen wären, was Andere gelitten; sondern weil ich mich wegen der schwachen Gesundheit von Sophie und der meinigen und wegen der stürmischen Natur unserer Küste für völlig überzeugt fühlte, daß wir durchaus unvermögend seien, mehrere Tage Hunger und Sonnenhitze und schlechtes Wetter auszuhalten; und da ich die Gewalt der Strömungen kannte, so besorgte ich, wir würden südwärts vom Hafen hingeführt.

Mit Tagesanbruch erkannten wir die Küste und die Insel Nat, was uns neuen Muth machte; und obschon wir uns allzu südlich von unserem Ziel sahen, so betrachteten wir und dennoch schon als zu Hause. Sophie hatte die Nacht besser überstanden als zu erwarten war. Wir ruderten mit aller Kraft vorwärts. Gegen Acht oder Neun sahen wir ein Schiff, das von der Rhede auf uns zusteuerte.

Sie hatten am Ufer die Flammen gesehen und Schiffe uns zu Hilfe gesandt; und hier erschien in der That ein Bote der Vorsehung in der Gestalt eines Boten des Evangeliums; denn die erste Person, welche ich erkannte, war einer unserer Missionäre. Sie gaben uns einen Eimer mit Wasser, und wir nahmen den Capitän als Piloten an Bord.

Der Wind war uns inzwischen entgegen, und wir konnten das Ufer nicht erreichen, und fuhren zu dem Schiffe, wo wir einige Erfrischungen erhielten und gegen die Sonne geschützt waren. Sophie war jetzt völlig erschöpft und fiel beständig in Ohnmacht. Gegen zwei Uhr landeten wir wohl und gesund; aber alle meine Worte sind zu schwach, um die Theilnahme, die Herzlichkeit und die Liebe zu beschreiben, womit wir von Jedem bewillkommt wurden. Hätte es einer Probe bedurft, daß meine Verwaltung hier eine befriedigende gewesen, so ward sie uns nun auf unzweideutige Weise von Allen zu Theil. Kein Auge war trocken; und als wir in unsere frühere Wohnung zurückkehrten, erscholl ein lautes: Gott sei gedankt!

Der vorzüglichste Verlust, den ich vor Allem zu verschmerzen habe, sind meine Papiere und Zeichnungen: all meine Noten und Bemerkungen, sammt den Denkbüchern und Sammlungen, hinreichend für eine ausführliche Geschichte nicht nur von Sumatra, sondern von Borneo und von jeder anderen irgend bedeutenden Insel dieser Meere; meine beabsichtigte Darstellung von der Niederlassung von Singapore — die Geschichte meiner eigenen Verwaltung — orientalische Grammatiken und Wörterbücher und Wortverzeichnisse, und zuletzt, obwohl nicht das Letzte, eine große Karte von Sumatra, für welche ich seit meiner Ankunft dahier bemüht gewesen und der ich seit den letzten sechs Monaten ganz insbesondere meine ungetheilte Aufmerksamkeit gewidmet hatte.

Dieß war inzwischen nicht Alles: alle meine naturhistorischen Sammlungen, alle meine Sammlungen von kostbaren Zeichnungen mehr als 2000 Stück, sammt allen schätzbaren Papieren und Noten meiner Freunde, Arnold und Jack; und um zu schließen, will ich nur noch bemerken, daß es kaum ein unbekanntes Thier gibt, sei es ein Vogel, ein Landthier, oder ein Fisch, oder eine bemerkenswerthe Pflanze, die wir nicht an Bord hatten; einen lebenden Tapir, eine neue Tigerart, herrliche Fasanen u. s. w. eigens für die Reise gezähmt. Kurz wir hatten in dieser Beziehung eine völlige Arche Noah.

Alles, Alles ging zu Grunde! Doch Gott sei gedankt! unser Leben wurde gerettet und wir beklagten uns nicht.

Die Erbschaftstheilung.

Ein serbisches Volkslied aus: Volkslieder der Serben von Talvj. Halle 1825. Kengersche Buchhandlung. S. 147.

Schalt der Mond und sprach zum Morgensterne:
„Morgenstern! wo bist du doch gewesen?
Sprich, wo hast du deine Zeit versäumet?
Deine Zeit versäumt drei weiße Tage?“
Und es sprach der Morgenstern entgegnend:
„Bin gewesen, hab' die Zeit versäumet
Dorten über Belgrads weißer Feste,
Anzuschau'n ein wunderbar Ereigniß,
Wie zwei Brüder sich in's Erbe theilten,
Jaschitsch Dmeter und Jaschitsch Bogdane.

Schön vertragen hatten sich die Brüder,
Hatten wohl vertheilt des Vaters Erbe:
Dmeter nahm die Wallachei als Antheil,
Nahm die Wallachei und ganze Moldau,
Das Banat auch bis zum Donaustrome;
Bogdan nahm das ebene Land Sirmien,
Und die flachen Landschaften der Sawa;
Serbien ferner, bis zur Fest' Ushitza.
Dmeter nahm den untern Theil der Feste,
Und den Thurm Neboissha an der Donau;

Bogdan nahm den obern Theil der Feste,
Und die Kirche mitten drinn, Rudnitza.
Um ein Kleines stritten sich die Brüder,
Um ein Kleines — wär's doch was gewesen! —
Um ein schwarzes Roß und einen Falken!
Dmeter will das Roß als Älterer Bruder,
Will den Rappen und den grauen Falken.
Bogdan weigert ihm so Roß als Falken.
Aber als der Morgen morgens anbrach,
Schwang sich Dmeter auf den großen Rappen,
Nahm mit sich den grauen Edelfalken,
Will im Waldgebirge jagen gehen.
Und er ruft die Gattin Angelia:
„Angelia! meine treue Gattin!
Tödte mir mit Gift den Bruder Bogdan!
Aber willst du ihn mir nicht vergiften:
Harre meiner nicht im weißen Hofe!“
Als die Gattin dieses Wort vernommen,
Saß sie nieder, sorgenvoll und traurig!
Bei sich selber denkt und spricht sie also:
„Was beginn' ich armer, grauer Kukuk!
Wenn den Schwager ich mit Gifte tödte:
Große Sünde wär' es vor dem Herren,
Vor den Leuten wär' mir's Schimpf und Schande!
Klein und Groß würd' auf mich sch'n und sagen:
Seht ihr das unsel'ge Weib dort gehen,
Das den eig'nen Schwager hat vergiftet!
Aber wenn ich Bogdan nicht vergifte:
Kehrt der Gatte nimmer mir zurücke!“ —
Alles so bedenkend, denkt sie eins aus:
In das untre Erdgeschosse steigt sie,
Holet den gewirbten Segenskecher,
Den, aus reinem Golde schön geschmiedet,
Bei der Hochzeit ihr der Vater schenkte.
Voll des goldnen Weins gießt sie den Becher,
Trägt ihn hin zu ihrem Schwager Bogdan,
Küßt demüthiglich ihm Saum und Hände,
Tief sich vor ihm bis zur Erde beugend.
„Diesen Becher weih' ich dir, mein Schwager!
Diesen Becher und den goldnen Wein drinn!
Schenke du dafür mir Roß und Falken!“ —
Und gerührt erhörte sie der Schwager,
Gab ihr willig beides, Roß und Falken.
Während deß den ganzen Tag im Walde
Jagte Dmeter, konnte nichts erjagen.
Gegen Abend führte ihn der Zufall
In dem Wald zu einem grünen See hin,
Darauf eine goldbeschwingte Ente.
Dmeter ließ den grauen Falken fliegen,
Daß die goldbeschwingte Ent' er fange;
Aber eh' er sie noch konnt' erschauen,
Hielt sie schon gefaßt den grauen Falken,
An dem Leib den Flügel ihm zerbrechend.
Als Demeter Jakschitsch dieß erblickte:
Eilig warf er von sich seine Kleider,
Und sich in den stillen Waldsee stürzend,
Nahm er aus dem Wasser seinen Falken,
Und befragt ihn mitleidvolles Sinnes:
„Wie ist dir zu Muth, mein treuer Falke?
Sprich, wie ist dir ohne deinen Flügel?“ —
Zischend sprach der Falke, ihm entgegnend:
„So ist mir zu Muth ohn' meinen Flügel,
Als wie einem Bruder ohne Bruder!“ —
Da durchfährt den Dmeter der Gedanke,
Daß die Frau den Bruder ihm vergifte,
Und sich auf den mächt'gen Rappen schwingend
Jagt zurück er nach der Feste Belgrad,
Daß den Bruder er noch lebend finde.
Als er kam nach der Tschekmeter Brücke,
Spornt' er so hinüber seinen Rappen,
Daß er ungestümen Laufes durchbrach,
Und zerschmettert ihm die Füße lagen.
Wie Demeter sich in dieser Noth sah,
Nahm er von dem Rosse schnell den Sattel,
Hing ihn über'n Kolben auf den Rücken,
Fort nur eilend nach der Feste Belgrad.
Angelangt rief er sogleich die Gattin:
„Angelia, meine treue Gattin!
Hast mir doch den Bruder nicht vergiftet?“
Aber ihm entgegnet Angelia:
„Nicht vergiftet hab ich dir den Bruder;
Ausgesöhnet hab' ich dich mit Bogdan.“ —

Ein löblich Exempel König Rudolf's,
welcher Gestalt er in einer dunkeln Sach' das Recht erforscht.

(Sich Deutsches Hausbuch I. Band S. 133.)

Aus Christoph Lehmans: „Chronika der Freyen Reichs Statt Speyr.“

Auf einem Reichstag zu Nürnberg hat ein reicher Kaufmann vor dem König geklagt, was Maaßen er seinem Wirth in offener Gasthertberg in einem Sack 200 Mark Gold's aufzuheben vertrauet, und da er dasselbe wieder erfordert, wäre der Wirth der Ding' in Abred, weil kein Zeugniß vorhanden, dabei der Kaufmann sey;

Umständ' und Wahrzeichen angezeigt, daß der König die Klage rechtmäßig befunden; aber wie der Wirth, ein vornehmer reicher Bürger der Jngicht zu überwinden und die Sach' an Tag zu bringen, zu bedenken genommen.

Nicht lang hernach kommen der Stadt Nürnberg Gesandte zum König, unter denen auch der beklagte Wirth und bringen ihre Sach' vor. Der König fangt ein freundlich Gespräch an und sagt unter Anderm zum Wirth: „Du hast einen hübschen Hut, ich gib die meinen dafür.“ Der Wirth bewilligt den Tausch gern. Der König nimmt sich anderer Sachen an, heißt die Gesandten verstehen, gehet hinaus und befiehlt einem anderen Bürger im Namen des Wirths, als wenn der es befohlen, eilends desselben Frau anzuzeigen, sie sollte ihm den ledernen Sack, der so und so beschaffen, schicken, und zum Wahrzeichen brächte er ihr seinen Hut. Die Wirthin glaubt dem Bürger wegen des Wahrzeichens, heißt ihm den begehrten Sack zu. Der König bescheidet alsbald den Kaufmann, daß er seine Klag' gegen den Wirth, so vorhanden, soll vornehmen, fertigt die Gesandten mit guter Antwort ab und behält den Wirth bei sich.

Alsbald kömmt der Kaufmann und klagt wider den Wirth, daß er sein vertraut Gut vorenthalte. Der Wirth verneint die Klag' standhaft, schwört und vermißt sich hoch, daß der Kaufmann nichts Verwahrliches bei ihm hinterlegt; es sei ein thörichter Mann, und mit Fantasie behaftet.

Jndem die Parteien ernsthaft wider einander reden, bringt der König den Sack herfür, und legt dem Wirth den Betrug öffentlich an Tag, darüber demselben Muth und Sprach entsunken.

Der König hat dem Kaufmann das Sein' zugestellt und den Wirth um eine große Summ' Geldes gestraft. Albertus Argent. Lipsius in monitis pol. c. 9. Mon. 3.

Dieß Exempel gibt diese Nachrichtung, daß zu Königs Rudolfs Zeit der Teutschen Könige uralter löblicher Brauch, daß sie die Unterthanen selbst gehört und Recht gesprochen, und zu dem Ende jetzo an diesem, hernach an einem anderen Ort die Reichsversammlungen angestellet, noch bestanden und in Uebung gewesen, wie auch daraus dergleichen abzunehmen, was vom gedachten König zu dessen unsterblichem Lob geschrieben, daß er seinen Trabanten ernstlich befohlen, daß sie Jedermann, der zu bitten oder zu klagen hätte, sollten lassen vorkommen und Niemand abweisen; denn darum wäre er von Gott in's königliche Amt erhöhet, daß er den Unterthanen Gehör, Hülf' und Recht sollt' widerfahren lassen, und nicht daß er sich vor ihnen sollt' verschließen. Sifridus Buchholtzer in Chron.: „Date obsecro hominibus me accedendi locum et facultatem, non enim ideo ad Imperium evectus sum, ut hominibus in arca praecludar.

Altes und neues Schäferspiel.

Niemanden fällt es gegenwärtig mehr ein, gleich den überfättigten Weltleuten des französischen Hofes Ludwigs XIV. idyllische Schäferspiele aufzuführen. Wir lächeln dazu, wenn wir die geschnürten Hofdamen mit den weiten Reifröcken der alten Zeit sehen, wie sie mit lächelnden Mienen den Schäferstab in der weißen zarten Hand halten und den Schäferhut auf den gepuderten Kopf setzen und die Lämmchen an seidenen Bändchen auf die Vergißmeinnichtwiesen am Wasserbrünnlein mit trippelnden Füßchen geleiten. Es kömmt uns das Alles erstaunlich komisch und abgeschmackt vor, und doch machen wir selbst es hundertmal, nur in anderer Weise, nicht besser, und führen ähnliche Schäferspiele auf, die zuweilen nicht einmal so harmlos sind.

Wie oft nimmt nicht auch unter uns Prinzessin Eitelkeit und Dame Gefallsucht den Schäferstab der Affectirtheit, der Empfindsamkeit und Empfindelei, der scheinheiligen Frömmelei und gleißnerischen Unschuld in die Hand und betrachtet sich selbstgefällig im Spiegel, um dann auf Eroberungen auszugehen. Sieht sie nur an! Fräulein Ursula Dickedull hat eine Bärenstimme und einen Schnabel breit wie ein Pavian, und doch spitzt sie den Mund wie ein Zeisig und lispelt so fein wie ein Mäuschen; Fräulein Zephirine Gierschmalz hat Pferdefüße und trägt die allerliebsten Schühchen eines Rehchens; Fräulein Desdemona Hutzelleder umflicht die Runzeln ihrer Stirne mit einem Blumenflor des frischesten Frühlings und spricht nur von Rosen und Ko-

ſen; Junker Fridolin von Reinek iſt ein Geier, thut aber ſo unſchuldig, ſo fromm, ſo beſcheiden, ſo demüthig, ſo zart wie eine Laube; Geheimrath Dr. Vocativus Schleicher hat das Gift bitteren Haſſes im Herzen und den Honig ſüßer Schmeichelei auf den Lippen; Profeſſor Piſſiſcone Brodneid ſpielt den Uneigennützigen ſo natürlich, daß er meint, Niemand merke, er ſei ein hungriger Wolf; Baron Adelbert Ziegenſchwanzerl hat ganz vergeſſen, daß ſein Vater ein armer Schneider war, der dem Schuſter gegenüber noch fünf Gulden und einen entlichenen Regenſchirm ſchuldet; ſein Bruder, Lord Plumpſack, ſpielt den reichen Engländer, und ſein Vetter, Monſieur Henri Einfaltspencil, macht den galanten Franzoſen: kurz Jeder möchte etwas Anderes und, wie er meint, etwas Beſſeres und Vornehmeres ſcheinen, als er iſt. Einer von uns lacht über den Anderen, wie wir alle über die affektirten Schäferinnen von Trianon; kaum Einer aber macht es beſſer; weil Jeder meint, er führe den Anderen an; zuletzt aber, wenn es zur großen Abrechnung kömmt, wo Niemand mehr gilt, als er wirklich werth iſt, und alles Masken- und Schäferſpiel ein Ende hat und die Maske herunterfällt, da finden ſich alle die faſchen Spieler ſelbſt angeführt.

Iriſche Noth und iriſche Barmherzigkeit.

(Schluß.)

Den Schilderungen und Zeugniſſen Benedikts wollen wir einige Schilderungen eines anderen unſerer reiſenden Landsleute folgen laſſen. Wir meinen J. G. Kohl, der auf ſeinen verſchiedenen Weltfahrten auch die grüne Inſel beſucht hat. Wir laſſen ihn zuerſt in eine Schule des armen Landes treten. Er erzählt:

„Wie in dieſen entlegenen Gegenden von Irland das Licht der geiſtigen Aufklärung überliefert wird, hatte ich an unſerem Wege zu ſehen Gelegenheit in einer iriſchen „hedgeschool“ (Winkelſchule) nach dem alten nationalen Style. Es war in der That ein rührendes Bild.

Das Schulgebäude war eine mit Raſen gedeckte Lehmhütte, ohne alle Fenſter und ohne alle weitere Bequemlichkeit. Die kleinen Schulkinder ſaßen alle ſo gut als möglich in ihre Lumpen gehüllt an der offenen niedrigen Thür der Hütte und hielten alle ihre kleinen Bücher in der Richtung zur Thüre hin, um das dadurch eindringende ſpärliche Licht aufzufangen. Viele Kleine ſaßen oder lagen auf dem Boden. Hinter ihnen ſaßen einige auf ein paar Bänken, die ſie aus Brettern zuſammengeſtückt hatten, und dahinter ſtanden einige Große, die wieder zwiſchen den Köpfen der Vordermänner mit ihren Büchern zum Lichte hervorlangten. Der Lehrer, ebenfalls in dem mehrfach ſchon beſchriebenen iriſchen Nationalcoſtüm, ſaß mitten unter dem Haufen.

In einem Skizzenbuche über Irland wäre dies Bild weſentlich geweſen, und es that mir unendlich leid, daß ich kein Daguerreotyp bei mir hatte, um es ſogleich auf einer Platte zu verewigen. Draußen vor der Thüre lagen ſo viele Torfſtücke, als drinnen Knaben ſaßen. Jeder Knabe hatte ein Torfſtück mitgebracht, als Tribut und Honorar für den Lehrer.

Dieſer ſtand, als ich durch die enge Thüre hineintrat, von einem Faſſe auf, begrüßte mich freundlich und entſchuldigte ſich, daß er mir keinen Stuhl anbieten könnte, mit den Worten: „In deed I am very sorry, your honour, that I have not the opportunity of offering you a chair“ (in der That, es thut mir ſehr leid, daß ich Euer Ehren keinen Stuhl geben kann). Er lehrte den Kleinen das engliſche Alphabet. Die Knaben ſahen recht munter, friſch und heiteräugig bei dieſem Studium aus, und wenn man ihre Armuth, ihre Nahrung und ihre Kleidung bedenkt, ſo muß man es in der That für ein großes Wunder halten, daß dieß faſt mit allen iriſchen Kindern — wenigſtens auf dem freien Lande — der Fall iſt.

Das Schulhaus lag unmittelbar am Wege. Die Kinder aber wohnten einige Meilen abſeits, und auch der Schulmeiſter logirte vom Wege ab. Zu gewiſſen Stunden treffen ſie ſich alle hier an der Straße, und am Abend nach beendigter Arbeit ſtecken die Knaben ihre Fiedeln in die Taſche und ſpringen davon; der Schulmeiſter aber verrammelt die Thür, ſo gut es gehen will, ſteckt ſeinen Torftribut in ſeinen Sack, nimmt ſeinen Wanderſtab in die Hand und pilgert damit zu ſeiner entfernten Hütte über den Berg (Torfgrund).

Sieh da! ein kleines ächt iriſches Genrebild.“

An einer anderen Stelle ſchildert er uns ſeinen Beſuch in einer armen Hütte. Seine Worte lauten:

„Da mein Freund etwas reiſemüde ſich frühzeitig dem Schlummer hingab, ſo machte ich am ſpäten Abend noch einen Spaziergang am Strande. Ich ſah etwas an mir vorübergehen, und indem ich es genauer betrachtete, fielen Lichtſtrahlen aus dem Fenſter eines benachbarten Hauſes auf den wunderlichen Blumenſchmuck, den ich ſchon am Tage auf dem Haupte einer der Bettlerinnen

von Bantry gesehen hatte. Sie war mit unter denen gewesen, die uns auf dem Fischmarkte einsperrten, und hatte sich dort am eifrigsten vor allen geberdet, ganz wie eine Wahnsinnige. Eben wie eine solche war sie auch ausstaffirt. Sie war bekleidet mit den Lumpen eines gelben Rockes und den Lappen eines großen rothen Tuches, das ursprünglich für eine viel größere Person bestimmt gewesen zu seyn schien, da sie es halb im Staube hinter sich herschleifte. Dabei hatte sie einen runden breitkrämpigen Männerhut auf, um den sie oben, wie gesagt, einen großen Kranz gemachter Blumen geschlungen hatte, und einen langen Stock trug sie in der Hand, mit dessen Hilfe sie rasch von der Stelle kam. Sie hatte unter den Bettlerinnen des Fischmarktes am meisten geschrieen und uns immer ihren Stock vorgehalten, um uns zurückzudrängen, und das, was sie gesagt, hatte sie ungemein rasch und in abgebrochenen Redensarten gesprochen. Ich habe oft solche bettelnde halbwahnsinnige und komisch aufgeputzte Personen in Irland gesehen, die einen zuweilen an Personen in den Walter-Scott'schen Romanen erinnern.

Jetzt ging die Mary Sullivan, so hieß sie, wie sie mir bald vertraut hatte, ganz still und ordentlich am Ufer der Bantry-Bai hin. Ich wünschte ihr einen guten Abend, und sie dankte mir freundlich. Ihre Geschäfte des Tages waren abgethan, und obgleich sie noch das Costüm ihrer Rolle anhatte, so war das Schauspiel doch zu Ende, und sie war von der Bühne abgetreten und im Begriff, sich in ihre Wohnung zurückzuziehen. Da sie mir sagte, daß dieselbe nicht fern von der Stadt an dem Ufer der Bai läge, so schloß ich mich als Begleiter an, um mir einmal die Hütte irischer Armen bei Abend anzusehen.

Wir kamen über etwas unebenen Felsengrund und geriethen zuletzt, wie mir es schien, ganz vom gebahnten Wege ab. Aber Mary Sullivan versicherte mir, daß es keinen anderen Weg zu ihrer Schwester, bei der sie wohne, gäbe. Ich möchte ihr nur die Hand reichen, sie wolle mich sicher führen. Diese armen Leute Irlands wohnen gern ein wenig wild und lieben die Wege zu ihren Häusern nicht allzu eben. Es gibt ihnen dies mehr Unabhängigkeit. Die großen wegerstörenden Arbeiten der Engländer im Lande werden daher von dem gemeinen Irländer auch gar nicht mit so freudiger Dankbarkeit betrachtet, als man wohl erwarten sollte. Freilich ist dann auch ein vollkommen nackter und barer Felsengrund etwas billiger zu haben als fruchtbares Erdreich, worauf man ein Gärtchen in der Nähe bebauen kann. Auf einem solchen nackten Felsengrunde, den der sanfte Wellenschlag der Bantry-Bai-Gewässer bespülte, stand die Hütte der Sullivans. Wir krochen hinein.

Die Irländer sind ein sehr religiöses Volk und haben immer allerlei schöne fromme Glückwünsche bei der Hand, mit denen sie sich begrüßen. So sprechen sie, wenn sie bei Arbeitern auf dem Felde vorübergehen: „God bless your work" (Gott segne Euer Werk). Und die Antwort ist dann „save you too" (und er erhalte Euch auch). Sie wünschen Gottes Segen so sehr, daß sie ihn gern überall hinter ihren Redensarten hinzufügen. Besonders muß man ihn bei jedem Lobe hinzufügen, das man einer Person oder Sache ertheilt. Z. B. wenn man das Kind einer Mutter lobt und sagt: „That is a fine child" (das ist ein schönes Kind), so darf man, wenn man der Mutter nicht die gerechtesten Besorgnisse einflößen will, nie vergessen, sogleich hinzuzufügen: „God bless it" (Gott segne es). Denn das Lob scheint den Irländern verdächtig. Lob weckt Neid, sagt man. Sie danken sogar Gott gewöhnlich auch für ein Unglück, das ihnen passirte. So hörte ich eine Irländerin einer anderen mit betrübter Miene und mit Thränen in den Augen erzählen: „I have lost my poor dear little child, thanks to the great God!" (ich habe mein armes, liebes, kleines Kind verloren, Dank sei es dem großen Gotte!). Es fiel mir dabei das russische „slawa bogu" (Ruhm sei Gott) ein, das auch den gewöhnlichen Zusatz jeder Erzählung bildet, und ein russischer Kaufmann, der mir einst erzählte, er habe sehr schlechte Geschäfte gemacht, setzte eben so wie jene Irländerin „slawa bogu" hinzu.

Wenn man in eine irische Hütte hineinkriecht, so heißt die Redensart, welche der Sitte gemäß ist: „God save you all" (Gott behüte Euch Alle), und die Antwort lautet: „God save you kindly" (Gott segne Euch gütig). Die, welche mir dies Mal antworteten, waren die Schwester der Mary Sullivan und deren halb erwachsene Töchter, die zusammen am Torffeuer saßen und Kartoffeln kochten, alsdann ihre kleine Tochter und ihr kleiner Sohn, die neben dem Schweine lagen und sich schon eine halbgahre Kartoffel aus dem Kessel geholt hatten und sie verzehrten.

Der Vater war nicht zu Hause, denn er war schon seit einigen Tagen draußen auf dem Wasser, um Kohlfischfang sammeln zu helfen. Es kam aber noch eine andere Stimme, ich wußte nicht aus welcher Ecke der Hauswirthschaft, hervor, und ich erkannte auch nicht, was sie meinte. Es schien mir fein „God save you kindly" zu seyn. Ich fragte, wer da wimmere. „Es ist mein Altester Sohn, Euer Ehren. Er ist blödsinnig! Dank sei's dem großen Gotte! und er wimmert oft so den ganzen Tag."

Die Hütte war theils vom Torffeuer, theils von einer Lampe, die in der Mitte an einem krummen Balken befestigt war, erleuchtet. Diese Lampe war eine große Meermuschel, und sie brannten Fischöl darin an

einem Dochte von Moorrusch. Ich erkannte bei diesem traurigen Schimmer ein armes Wesen, das so elend und so hilflos war, wie ich selten eines gesehen. Es war ein zwanzigjähriger Mensch, der in einer Art von Kasten, welcher sein Bett vorstellte — es war das beste Bett, welches sie in der Hütte hatten, — zusammengekrümmt und ächzend da lag. Als Unterlage hatte er Stroh und Lappen, die darüber ausgebreitet waren, und zum Kopfe ein Kissen, das einzige, welches ich in der Hütte bemerkte. Die Mutter zeigte mir einige Theile seiner Jammergestalt. Die Finger waren ganz verbildet, zwei zusammengewachsen, seine Arme und Beine so mager wie die eines Skeletts. Ein zuckendes Zittern schien durch sein ganzes Muskelsystem zu vibriren. Die Mutter sagte, er zittere beständig so. Als wir seine Hände besahen und betasteten, hob er sich etwas empor und sah uns mit einem bittenden Blick an.

„Schon von seiner Geburt an, Euer Ehren, ist er so gewesen," sagte die Mutter, „und wir haben ihn seit 20 Jahren so immer füttern müssen, ohne daß er auch nur das Geringste für uns hätte thun können."

Ich dachte mir, daß das arme Wesen es dafür wohl recht schlimm im Hause haben möchte, wie es denn wohl bei unbemittelten Leuten so zu gehen pflegt, daß die, welche den Gewerb nicht vermehren helfen können, hintenan gesetzt werden.

„Und Ihr liebt diesen Jungen doch?" fragte ich daher die arme Mutter.

„Lieben? Ach ja, Euer Ehren! Wie sollte ich ihn nicht lieben! Es ist ja mein eigener leiblicher Sohn! Gott segne ihn! He! Mavourneen! blick einmal auf," redete sie dann ihren unglücklichen Sohn an, indem sie ihn vorsichtig aufhob, seinen Kopf über ihren Arm legte und ihm die verkrüppelte Hand streichelte. — „Ich bin die Einzige, Herr, die seine Sprache gut versteht. Auch verlangt er immer bloß nach mir, und ich bin, wie es scheint, die Einzige, die er liebt. Ich gebe ihm auch alle Morgen selbst den Kartoffelbrei, und, wenn ich's habe, auch Mehlbrei und Milch. Ihr seht auch wohl, daß er ein besseres Bett hat, als wir anderen. — Mavourneen, stöhne nicht so, mein Lieber!" — Sie strich ihm das Kopfkissen zurecht und legte seinen Kopf, der sich wieder von uns weggewendet hatte, darauf nieder.

Ich muß sagen, die Liebe dieser Frau zu ihrem Sohne war mir eine Erscheinung, die mir Manches zu denken gab. Es kam mir vor, daß, so wie die geistige und zum Theil auch die körperliche Entwickelung des Kindes beinahe ganz auf derjenigen Stufe stehen geblieben war, auf welcher sie bei der Geburt gestanden, so auch die Liebe der Mutter ebenfalls sich seit 20 Jahren in derselben Zärtlichkeit und derselben Innigkeit und Milde, welche der Liebe der Mutter zu ihrem Säugling eigen zu seyn pflegt, erhalten hatte. Sie fütterte ihn noch jetzt wie damals, sie schmeichelte und liebkoste noch den 20jährigen wie den einmonatlichen. Ja sie hätte ihm 20 Jahre hindurch ihre Brust gegeben, wenn es eine physische Möglichkeit gewesen wäre. — Ich sage, wenn man die Umstände solcher armen Leute bedenkt, die kaum genug zur Stillung ihres eigenen Hungers haben, die von ihren Kindern Arbeit und Gelderwerb verlangen, die gewöhnlich den überflüssigen Zehrer zu verstoßen und zu verwünschen pflegen, so kann man diese Liebe eine Erscheinung nennen. Und es ist möglich, daß diese arme Bettlerin vielleicht mehr Liebe übte, als viele 100,000 andere Mütter geübt haben. Es ist schade, daß wir Reisenden es so oft versäumen, solche Erscheinungen, wie wir sie eben so außerordentlich unter den Hütten oft genug entdecken könnten, hervorzusuchen und in helles Licht zu setzen.

Mary Sullivan, die alte Tante, hatte unterdessen ihren Blumenhut an die Wand gehängt und auch noch andere Theile ihres Costüms abgelegt. Sie zog einige Kartoffeln und einen Fisch aus der Tasche hervor, mit dem man ihr wahrscheinlich ein Geschenk gemacht hatte. Diese legte sie an diejenige Ecke des Torffeuers, die sie als die ihrige zu betrachten schien, und jenen, den Fisch hing sie an einem Drahte über dem Feuer auf. Alsdann holte sie ihre Pfeife hervor zu rauchen. Sie sagte mir auf meine Frage, daß sie täglich wenigstens für einen „halfpenny" (4 deutsche Pfennige) verrauche, was ich für eine Bettlerin nicht wenig fand; denn ihr Tabak kam ihr mithin jährlich wenigstens auf 7 Thaler zu stehen, wobei noch nicht einmal die vielen kleinen zerbrechlichen Thonpfeifen, die sie jährlich verbrauchte, mit eingerechnet sind. Da man für einen Halfpenny täglich ein gutes Stück Brod in Irland kaufen kann, so wäre es der Mühe werth, daß einmal ein anderer Vater Mathew ausstände, der den irischen Weibern die Tabaksunmäßigkeit abgewöhnte und ihnen den Tabak dadurch in Brod für sie selbst und für ihre Kinder verwandelte.

Zärtlichkeit und Gastfreundlichkeit sind allgemeine Eigenschaften der Irländer. Dabei haben sie eine nicht geringe Leichtigkeit des Umgangs. Bei den höheren Classen Irlands ist diese gewandte Leichtigkeit der der Franzosen in Paris ähnlich. Aber auch in den Hütten der Bettler merkt man noch ein gut Theil davon. In manchen Ländern wird der Fremde, wenn er in der Hütte eines Armen erscheint, so lange bestaunt und betrachtet, daß darüber eine geraume Zeit vergeht, bis man sich mit ihm zurecht gefunden hat. Bei den Irländern ist es anders. Die Halbnackten bieten sofort dem Wohlgekleideten ohne Umstände an, was sie haben und schenken ihn, obgleich sie die artige Anrede „your honour"

nie vergessen, wie das anzusehen, was er wirklich ist, ihres Gleichen.

Als ich von Sullivans schied, begleitete mich eine Menge „God speed ye!“ (Gott geleite Euch!) zur Thüre hinaus, und der wärmste Dank für die Ehre, die ich ihnen durch meinen Besuch angethan, und für die Theilnahme, die ich ihrem unglücklichen Bruder und Sohne bewiesen hätte. Die beiden Kleinen hatten unterdeß ein paar trockene Holzreiserbündel als Fackeln angesteckt und begleiteten mich über ihre unwegsamen Felsensteige hinaus. Und als ich sie endlich wieder zurücktrieb und ihnen Lebewohl wünschte, sah ich sie noch lange oben stehen und mit ihren Fackeln leuchten, indem sie mir mit ihren feinen Stimmchen zuriefen: „Take care, your honour! take care! God speed ye!“ (Nehmt Euch in Acht, Euer Ehren, nehmt Euch in Acht! Gott geleite Euch!).“

Weiter beschreibt er uns eine Fahrt in stürmischer Nacht mit dem Briefpostillon längst der Küste von der nordöstlichen Spitze Irlands, berühmt durch ihre Höhlen und die mächtigen und seltsamen Basaltbildungen, an die sich so manche Riesensage uralter Zeit anknüpft. Auch von Ossian und Fingal und seinen Helden reden hier die Felsen, Sees und Berge, Höhlen und Flüsse.

„Ja das Volk der Nachbarschaft versetzt sogar das Grab Ossians selbst in diese Gegend. Es soll sich auf einem alten Kirchhofe des benachbarten kleinen Orte Layde befinden. Die zerfallene Kirche dieser Grabstätte liegt, von Epheu umrankt, auf einer kleinen Anhöhe neben der Küste. Andere Berichte hingegen versetzen des Dichters Grab auf die höchste Spitze des benachbarten Berges Lurgethan, wo sich ein Grabhügel (cairn) befindet, unter welchem Ossian ruhen soll. Gewiß haben die Letzteren Recht. Denn Ossian, der Heldendichter, der große Held, legte sich sicherlich lieber auf der Spitze eines weitschauenden Berges als in dem Hintergrunde einer Bai nieder. Von dort schaut er weit in's Meer und über alle seine Glens hinaus. Auch war er ja ein Heide und stand in keiner Art von Verbindung mit einer christlichen Kirche, es müßten denn die Irländer Recht haben, nach welchen Ossian noch mit dem heiligen Patrick ein Gespräch hatte und von ihm zum Christenthum bekehrt wurde, obgleich jener alte Heidenheld und Dichter 200 Jahre vor diesem Heiligen lebte. Es ist dieß nämlich wirklich eine irische Sage, die dahin geht, daß Ossian 200 Jahre lang am Ufer des Shannon in einem zauberischen Schlafe versunken gelegen und darnach mit St. Patrick, der ihn aufweckte, jene Unterhaltung gehabt habe. Wahrscheinlich mochten einige irische Fromme sich nicht entschließen können, den Ossian als einen Ungetauften zu verehren und ihn als einen Helden sterben zu lassen. Man hat mir gesagt, daß es ein langes, sehr interessantes Gedicht gäbe, in welchem diese ganze Sage hübsch behandelt und die Unterredung Ossian's mit St. Patrick weitläufig ausgesponnen sei.“

Dann fährt er in der Schilderung seiner nächtlichen Fahrt fort: „Die Nacht war stockfinster, und wenn die ossianischen Heiden nur den Schimmer von laufendem Glimmholze gehabt hätten, wir hätten sie deutlich sehen müssen, um so mehr, da nun Regen und Hagel aufgehört hatten und bloß ein trockener Sturm über die Felsen rauschte. Als wir aus dem Thale auf die Berge hinaufkamen, war unsere Aussicht ziemlich weit. Denn wir erkannten mitten in der Finsterniß fünf schimmernde Lichter. Das eine rührte von dem Leuchtthurme in dem gegenüberliegenden Schottland her, zwei kamen von den Leuchthäusern, die nicht weit vom Eingange von Lough Foyle stehen, und zwei andere hinter uns von den beiden „Maidens-Lighthouses,“ die wir bereits oben erwähnten.

Beide letztgenannte Paare waren ziemlich weit von uns entfernt, nämlich 20—23 Meilen, und doch sahen wir sie so deutlich durch die Finsterniß schimmern wie Sterne, an denen es unserem Himmel völlig fehlte. Mit welcher Freude mögen die von Amerika kommenden Schiffer in einer solchen schwarzen Nacht solche europäische Leuchtfeuer beobachten, und welches angenehme Gefühl der Sicherheit mögen sie ihnen auf ihren gefahrvollen Fahrten gewähren!

„Besonders dann, Euer Ehren,“ fiel mir Paddy in's Wort, „wenn sie sich der Ueberzeugung hingeben können, daß auf jedem dieser Thürme ein solches braves Mädchen wohnte, wie das war, das jetzt seit einigen Wochen dort auf den Mädchen-Felsen begraben liegt. Haben Euer Ehren gehört von diesem braven Mädchen der Jungfern-Felsen, welche einen großen Theil der Mannschaft eines Schiffes rettete?“

Ich hatte es in der That nicht, obgleich, wie ich nachher erfuhr, die Geschichte durch die Journale bekannt genug geworden ist. „Nun dann müssen Sie mit zuhören. Denn in der That eine wahre Geschichte ist es auch! Nahe bei jenen beiden Lichtern, die auf zwei Felsen stehen, gibt es noch einige andere Riffe, in der Entfernung von etwa einer halben Meile. Vor einigen Jahren rannte auf diese Riffe ein Schiff in einer finsteren Nebelnacht, die keine Kabellauflänge in's Graue hinaus zu sehen erlaubte. Da das Wetter außerordentlich stürmisch war, so geriethen Schiff und Mannschaft bald in einen sehr deplorablen Zustand, und in diesem Zustande wurden sie am andern Morgen von dem einen der Leuchtthürme aus, auf dem ein alter Mann und seine Tochter den Dienst versahen, entdeckt.“

„Die armen Schiffsleute ließen ihren Hilferuf hinüber schallen und machten Zeichen der Bitte um Rettung. Aber der alte Mann erschrack bei dem Gedanken,

daß er durch diese tobenden Wogen in einem zerbrechlichen Nachen zu den gegenüberliegenden Klippen rudern sollte, und er zauderte, den Entschluß zu fassen. Da wurde seine Tochter, ein Mädchen von noch nicht 20 Jahren, durch das Angstgeschrei der Unglücklichen gerührt, und sie sprang, muthig das Ruder ergreifend, in den Nachen und überredete ihren Vater, ihr zu folgen, und beide ruderten zu dem Wracke hin, nahmen dort ein, was sich noch Lebendiges darauf befand, und brachten es mit Gottes Hilfe auch glücklich zum Leuchtthurme zurück."

Das Mädchen empfing die Danksagungen der Geretteten, und nachher den Applaus von Irland, der ihr in jedem Journale und in Aller Munde wiedertönte. Es wurden ihr und ihrem Vater bedeutende Geschenke übersandt. Auch wurden ihr vortheilhafte Dienstanerbieten gemacht, die sie aber ausschlug, weil sie bei ihrem Vater und ihrem Leuchtthurm bleiben wollte. Man hat sogar das ganze Ereigniß in einem Schauspiel verherrlicht, welches man auf den Volksbühnen in London und Dublin häufig gegeben hat. Vor ein paar Monaten nun ist dieß heldenmüthige Mädchen erkrankt und auch leider bald darauf gestorben, und ihren Tod haben eben so alle Journale von Irland trauernd angezeigt. Mich wundert's, daß nicht irgend ein Lord, begeistert von dem Ruhme des Mädchens, zu ihrem Felsen hinüber gereist ist und sie gefreit hat. Vielleicht hätte sich dieß noch ereignet, wenn sie noch etwas länger gelebt hätte, vielleicht wäre sie nicht so rasch gestorben, wenn sie ein Liebhaber von ihrem Felsen heimgeholt hätte."

Koch in Rom 1829.

Geschildert von Beda Weber.

(Bothe von und für Tirol und Vorarlberg. Jahrgang 1839. Nro. 60 u. f.)

Ich weiß nicht, daß Ihnen nachfolgende Bemerkungen über Koch willkommen seyn werden, treu die Eindrücke wieder gebend, die der berühmte Mann auf mich während meiner Anwesenheit in Rom gemacht hat. Sie liefern vielleicht nicht unliebe Ergänzungen, um den Charakter des vortrefflichen Landsmannes vollständig aufzunehmen, und auf einige noch nicht beachtete Eigenheiten desselben aufmerksam zu machen.

Kaum hatte ich mich nach meiner Ankunft daselbst in einem Privathause eingerichtet, suchte ich Anderlan auf, der mir bisher nur dem Namen nach bekannt war. Er wohnte wahrhaft künstlerisch in den höchsten Thurmräumen des palazzo di Venezia, mit der schönsten Aussicht nach allen Seiten auf die ungeheuren Massen der berühmten Weltstadt, mit allen kühlenden Lüften von Nord und Süd in der Hitze des Sommers, ganz isolirt von allen menschlichen Berührungen. Er nahm mich, den Unbekannten, mit aller tirolischen Herzlichkeit auf, und bald waren die Fäden zutraulichen, lehrreichen Zusammenseyns angeknüpft. Nachdem wir an demselbigen Nachmittag noch die Villa und Galeria Borghese besucht hatten, führte er mich gegen 6 Uhr Abends zu Koch. Dieser saß in einer Vorhalle seines Quartiers an der Staffelei, die Palette in der Hand, malend an der großen Landschaft „Mokkath," die er später öfter wiederholt hat. Er war ganz leicht gekleidet, nach den Bedürfnissen der heißen Jahreszeit, ein rothes Käppchen auf dem Kopfe, wunderlich zusammen gekauert in den vollen, fetten Formen seines gedrungenen Körperbaues.

Als mich Anderlan vorgestellt, erwiederte er nichts anderes als: „Ja so!" ohne aufzusehen, fortmalend in tiefer Stille. Anderlan entfernte sich, dringender Geschäfte wegen, ich stand allein vor dem stillen Unbekannten, nicht ohne Mißgefühl meiner scheinbar bedenklichen Lage. Nach ungefähr 11 Minuten banger Lautlosigkeit fragte Koch, ohne mich anzusehen: „Sind Sie in Oetzthal bei den Eisbergen gewesen?" Ich antwortete: Ja! und beschrieb ihm dieselben mit aller Lebhaftigkeit, die eine so weite Reise im Gemüthe des Wanderers anzuregen im Stande ist. Als ich feuriger wurde, legte er auf einmal Pinsel und Palette aus der Hand, blickte das erste Mal wie ein längst bekannter Freund zu mir empor und horchte mit der innigsten Theilnahme meiner Rede von den Eisbergen des Oetzthals. „Haben Sie Dante gelesen?" fragte er weiter. Auf mein Bejahen schmunzelte er ein wenig und sagte: „Ist Ihnen vielleicht die Aufschrift des Höllenthors gegenwärtig?"

„Per me si va alla città dolente,
Per me si va nell' eterno dolore;
Per me si va tra la perduta gente!"

fiel ich schnell ein. Kochs Angesicht heiterte sich sichtbar auf, es war eine Feder gesprungen, die alle Saiten einer kunstliebenden Seele berührte. „Was gefiel Ihnen am besten in Assisi?" fing er von neuem an. „Die Gemälde von Giotto und Cimabue," war meine Antwort. Bei diesen Worten stand er freudig auf, und unsere Bekanntschaft war gemacht, in einer Innigkeit und Herzlichkeit, wie ich sie vor wenigen Augenblicken in mei-

ner bedenklichen Stellung nicht geahnet hatte. Ich sah ihn hierauf alle Tage, und begleitete ihn auf seinen Spaziergängen, willfährig seinen Lehren, höchst erbaut durch die Biederkeit seines Charakters, wesentlich gefördert im Genusse der Merkwürdigkeiten Roms durch seine kunstverständigen Winke. Er war ein Sechziger, in seinem Aeußern ganz das, was Leute mit feinen Nasen in oberflächlicher Weltansicht ungenießbar nennen, mittlerer Größe, in's Beleibte übergehend, eigenthümlich in Gesicht und Auge, aber ohne vorschnelle Anzeige des innewohnenden genialen Geistes, der im lebhaften Freundesgespräch, in den hellsten originellen Funken empor schlug. Seine Manieren hatten viel von der kecken Ironie seines Künstlertalentes, das oft in ätzender Schärfe dem Lächerlichen, Halbherzigen, Windigen und Falschen zu Leibe ging. Konventionelle Formen waren aus seinem Leben wie aus seiner Sprache gewichen, er gab sich ohne Beisatz der Schminke, als edlen Kern in rauher Schale. Damit stimmte seine Kleidung auf das ebenmäßigste überein, oft kaum ziemlich in Güte und Zuschnitt, für seinen Rang unter den Künstlern Roms. Seine Sprache hatte eine eigene Näselei, voll Nachklangs des rheinländischen Dialektes, oft durch grelle Hochtöne abgestoßen. In der Wahl der Worte war es ihm um Nachdruck, Emphase, oft auch um Karrikatur zu thun, so daß sein Tadel wie Fluch lautete, sein Ernst wie Spaß, sein Tiefsinn wie die Weisheit auf der Gasse, so scharf markirt, wie die Umrisse seiner Bilder, wie die charakteristische Härte und Strenge seines Styls. Er sprach das Deutsche und Italienische mehr eigenthümlich als gut, in aller Auswahl des Treffenden, Beißenden, Stechenden, so daß seine Rede auch im natürlichen Gange einem Lauffeuer glich von Geist, Witz und origineller Weltanschauung, stets vom nachstehenden Geberdenspiel, ich möchte sagen, von allen Fibern seines Organismus verstärkt, und losgeknallt im sichtbaren Wohlgefühl der glücklichen Wirkung. Durch die Derbheit dieser Art zu seyn, erhielt seine unverwüstliche Ehrlichkeit, seine unbestechliche Wahrhaftigkeit und seine tiefe Kunstkenntniß eine scharfe einschneidende Kraft in die innerste Seele eines jeden Menschen, furchtbar der windigen Eitelkeit und Selbstgenügsamkeit, aber überaus erregend und reinigend für Jeden, dem es um Wahrheit und Bildung zu thun war. Aus dieser Quelle flossen auch zwei Erscheinungen, die uns in Rom mehr als einmal begegneten: vornehmige Ignorirung seiner Kunstbedeutung von solchen, die nicht Muth und Kraft genug hatten, in seiner Feuertaufe den alten Menschen abzuthun, und begeisterte Anhänglichkeit wahrhaft lernbegieriger Kunstjünger und kunstliebender Freunde. Zwischen beiden stand er unbeweglich fest, durch die Mißachtung der Einen nicht gekränkt, durch Zuneigung der Andern nicht verwöhnt, mit stets unverkümmerter Kraft, die Geister zu läutern und zu sichten, das Probehältige anzuziehen, das Faule und Wurmstichige abzustoßen, rastlos thätig im Interesse der Wahrheit und der ächten deutschen Kunst. Er wohnte auf der nordöstlichen Seite der Stadt, an der Ausmündung der Strada pia, vor Allers Via Appia genannt, in einem Hause mit dem noch lebenden Kardinal Franzoni, mit dem er in den freundlichsten Verhältnissen stand. Von diesem Standpunkte aus lockte die bequemste Gelegenheit auf die besuchtesten Spaziergänge Roms.

Koch stand im Sommer immer zwischen 4 und 5 Uhr auf, und eilte in südöstlicher Richtung in das Freie, um die regen Lüfte des anhauchenden Mittelmeeres zu genießen, fast immer an der Kirche Santa Maria Maggiore vorüber. Für dieselbe hatte er eine besondere Vorliebe, rastete in ihren Säulengängen aus und hörte Messe. „Wenn ich mir einen glücklichen Verein von Größe und Anmuth denken will," sagte er mir einst im Vorübergehen, „so stelle ich mir die weißen Marmorsäulen dieser Kirche, von jonischer Grazie verklärt, lebhaft vor die Seele." Von dort umwandelte er das ehrwürdige Kolosseo und kehrte über das Kapitol in die Stadt zurück. Er besuchte hierauf das Studio dieses oder jenes Meisters, um die fertigen Arbeiten zu betrachten, wo seine Neidlosigkeit und lehrreiche Kunstansicht stets von allen Verständigen die ehrenvollste Anerkennung fand. Gegen halb 7 Uhr kam er nach Hause, und malte ununterbrochen bis zum Mittagessen, welches in seinem Hause in der Regel um 2 Uhr angesetzt war. Nach kurzer Mittagsruhe setzte er seine Arbeit an der Staffelei rastlos fort bis zur einbrechenden Dämmerung, wo die Wanderung in's Freie auf ein neues anging, gewöhnlich in Begleitung eines guten Freundes, den er in diesen Abendstunden am liebsten um sich sah.

Es gehörte zu seinen Lebensfreuden, in eine Bude am Wege oder in eine Gartenlaube zu treten, und ein Glas Orvietto oder Montefiascone zu nippen, in der größten Behaglichkeit, geistreich aufthauend in die glänzenden Stunden genialer Weihe, mit den unversiegbaren Ergießungen seiner interessanten Jugenderinnerung. „Straßburg," sagte er mir einmal bei einer solchen Gelegenheit, „ist mir der denkwürdigste Ort meines ganzen Lebens. Ich kam in die Stadt mit dem unbändigsten Gefühle jugendlicher Freiheit, trunken von den Ideen der verkündigten Emancipation der Völker. Ich wurde schnell mit den Führern dieser Freiheitsansichten bekannt, namentlich mit Eulogius Schneider, und kann nicht läugnen, daß ich Anfangs ganz in dieselben einging, und denselben gemäß handelte und sprach. Aber die Gräuel dieser Freiheit traten mir bald so widerlich vor's Auge, daß ich Straßburg gerade zur rechten Zeit noch verließ, um nicht mit meinem Leben zu büßen, wie die meisten

meiner damaligen Freunde. Was später erfolgte, drang mir so schaudererregend in die Seele, daß mir für immer die Lust verging an der französischen Freiheit und Gleichheit. Ich kann jetzt in meinem Alter nur mit Schmerz zurückblicken auf die entfesselte Welt- und Lebenslust, die jeden Theilnehmer dieser Orgien besudelte." Ein anderes Mal bedauerte er lebhaft, daß er mit den tirolischen Verhältnissen fast unbekannt sei. „Es läßt sich über das Land seiner Geburt mit Studien nicht genügend nachhelfen," rief er aus, „nur natürliche Anschauung gibt dem Kunstgefühl warmes, inniges Leben, den Keim jeder idealen Schöpfung. Ich habe in Tirol nur zwei Freunde, die ich so nennen kann, Joseph von Giovanelli und Raffeiner." Er war erstaunt zu hören, daß Letzterer, einst Student der Arzneikunde in Rom, später aus einem Arzte in Graubünden ein tirolischer Priester geworden. Es läßt sich kaum beschreiben, wie treuherzig und genau er sich um die Verhältnisse seiner Freunde bekümmerte. Seine Treue, nach langen Jahren die nämliche, hatte für mich ungemein viel Rührendes, und gab wohl auch das beste Zeugniß, von der Reinheit und Lauterkeit seiner Seele. Auf der Rückkehr vom Abendausfluge kehrte er öfter in der Apotheke alle tre Fontane ein, in jenem vielbesuchten Stadttheile, wo die emporsprudelnden Wasserströme so liebliche Kühlung wehen. Hier war Alles mit ihm innigst vertraut, Herr und Knecht, Priester und Laie. „Sogar mein Leibarzt wohnt hier im zweiten Stockwerke," sagte er einmal scherzhaft. Es war, glaub' ich, Doktor Polelli. Nur ein Augenzeuge kann sich einen Begriff machen von den Schwänken und Witzen, die er hier mit der fröhlichsten Laune auskramte. Alle Nachbarn scharten sich um ihn, er hockte mitten unter ihnen, sitzend auf der Hausbank, dem Brunnen gegenüber, und krähte so ergötzlich, daß lautschallendes Gelächter der umstehenden die ganze Umgegend aufreizte und erlustigte. Sogar die kleinsten Knaben hatten mit ihm die größte Freude, und setzten sich mitunter wohl auch auf die gekreuzten Knie des Professore.

War einmal der Musenwitz lebendig, so ging es auch im Weitergehen durch die nächsten stets hell beleuchteten Gassen nicht viel besser. Aus jeder Krämer- und Kaufmannsbude grüßte ihn ein lächelndes Gesicht, jedem wußte er ein Kraftwort, eine lustige Anmerkung in der eigenthümlichen römischen Volkssprechweise zum Besten zu geben, wo der Nicht-Italiener sehr oft zum Verständnisse zu spät kam. In diesem Sinne war er vielleicht der populärste Künstler Roms, und ich zweifle, ob einmal darauf aufmerksam gemacht worden ist. Nach dem Abendspaziergange besuchte er gewöhnlich auf längere Zeit einen jener Klubbs, die in Rom das Leben so angenehm machen, abgesonderte Zusammenkünfte nämlich von Künstlern, Gelehrten und kunstliebenden Freunden, wo er stets wie ein geliebter Altvater aufgenommen und willkommen war. Sein Geist, des Tages in angestrengter Arbeit auf einen einzigen Gegenstand, die Mühe der technischen Ausführung, hingewiesen, erging sich hier, gelöst vom Zwange, mit allem Feuer genialer Kunstliebe, mit der tiefen Fülle seiner Kunststudien in die weitausgebreiteten Gebiete der ewigen Schönheit. Geographie, Geschichte, Sitten und Denkweise aller Völker lagen in künstlerischer Verarbeitung vor seiner schaffenden Seele. Der Himalaja im ewigweißen Schneekranz, die Andenkette mit dem Krachzen des einsamen Kondors, die Alpen der Schweiz mit der donnernden Lawine. Alles das tausendgestaltige Leben um Wurzel und Fläche dieser Weltgebirge, vom Schlafe der Pflanze bis in den Strahl des Menschenauges, in aller Eigenthümlichkeit von Sitte, Farb' und Tracht, von Laut, Ruf und Sprache, zerflossen rings im Kreis um ihn in die großartigste Welt-landschaft, deren Erhabenheit und Pracht nur der vertrauteste Jünger der Kunst ganz zu fassen vermochte. Koch war in solchen Augenblicken nie geistesabwesend für die wirkliche Welt, es war ein Kosen und Vertrauthun mit dem Entferntesten, ein hoch interessantes Kunstnachtwandeln des entfesselten Schöpfergeistes. Aus einer so seligen Trunkenheit erwachend, rief er einst mit Nachdruck aus: „Was soll auch all dieß Stückwerk in der Kunst, dieses mechanische Abpinseln von Hand und Fuß, Baum und Schlange, dieses schuftige Zeichnen nach der Natur, um daraus eine schlechtverbundene Mosaik zusammen zu flicken? Davon haben wir unser mißrathenes Zwergobst, ohne Saft und Würze, ohne inneren Lebenskern. Es soll der Anfang vom Liede seyn und nicht das Ende. Die schaffende Seele nehme die Einzelnheit, das kleinste Detail in sich auf, und gestalte aus sich selber das All, wie aus einem Gusse, unter dem Wetterleuchten der idealisirenden Phantasie! Diesen Weg sind Cimabue, Giotto, Perugino, Buonarotti und Rafael gegangen, diesen Weg Dante und sein Landsmann Ariosto, es war das Widerspiegeln der innern Welt, die geniale Subjektivisirung des Objektes, hier in Worten, dort in Farben, nach den ewigen Gesetzen der Schönheit über aller Schönheit, die Inspiration der Kunst." Hierauf kam er dann zu reden von der ältern florentinischen Schule, von ihrem Ernste und ihrer Andacht, von ihrer tropigen Unlust, dem Schlechten zu fröhnen und um den Beifall der Schlechten zu buhlen. Daher seien ihm, fuhr er heftig weiter, die beiden Bilder des Giotto und Cimabue im sacro convento zu Assisi lieber als eine ganze Gallerie französischer Bilder, Dante lehrreicher als fünfzig ganze und hundert halbe Dichter aus Gleims und Wielands Schule. Als ich ihm einst über die freien Ergießungen in diesen Abendversammlungen die Bemerkung machte, daß es auf den ersten Anschein bedenklich

scheine, ohne Rückhalt sich auszusprechen, aus Furcht eines Konfliktes mit der wirklichen Welt, entgegnete er rasch und bestimmt: „Sie haben vergessen, daß Sie in Rom sind. Der Papst ist und Künstlern Vater der Kunst und Kunstfreiheit, wie er der Vater aller Gläubigen und aller Kirchenfreiheit ist. Verstehen Sie das? Wir leben hier bunt und kraus unter einander, allerlei Volk aus allen Theilen der Welt, Kauze und Füchse, Eisbären und Königstieger: wir thun, was wir dürfen, und reden, was wir wollen, und tumoriren wie Blitz und Wetter. Kein Mensch bekümmert sich um uns, das ist die Freiheit der Kunst in Rom. Republikaner, Napoleonisten, Konstitutionelle und Absolute von allen Farben tragen ihre Meinung vor und räsonniren nach Herzenslust. Der Mantel des Papstes ist für Alle weit genug, man verlangt von uns nichts anderes, als daß wir Gott und die Heiligen nicht lästern, und auf der Gasse keine Kutsche mit einem Gichtbrüchigen umwerfen, und solche Tollheiten kommen uns nicht an. Deswegen gehe ich von Rom nicht mehr weg, man hat mich noch unlängst hinauszurufen, aber ich tauge nicht für draußen, ich bin zu alt und zu steif." Eine ganz entschiedene Abneigung äußerte er stets gegen Göthe und seine Kunstfümperei, wie er es nannte. „Dieser Mensch," sagte er, „hat der wahren Kunst den empfindlichsten Abbruch gethan. Vor seinem Werther und Göz hab' ich Respekt; wenn er mir aber den Hackert als Meister der Landschaftsmalerei anpreist, so lach ich ihm in's Gesicht. Er hat zuerst die Lobhudelei in die Kunstkreise klassisch eingeführt, diese bezahlten Kritiker, diese bestellten Hätschelleien, die so manchem aufkeimenden Talente den Kragen umbrechen, und so viel an ihnen ist, die Kunst zum Handwerke herabwürdigen. Ich kenne diesen Göthe persönlich, bin ihm aber allzeit aus dem Wege gegangen. Das Buch „Winkelmann und sein Jahrhundert" könnte ich nicht mehr lesen, ohne mich zu erbrechen. An Schiller habe ich nur auszusetzen, daß er mir den Malbeth so erbärmlich zugeschnitten hat. Mein Gott! Was ist das für ein eckles Zimperlichthun, für ein Schreien: „Der Löwe ist auf der Gasse!" wenn die Natur einmal ungeschoren einem Deutschen begegnet! Ich mußte mir Geist, Kraft und Derbheit aus dem Originale holen, nicht ohne große Mühe, um im Bilde wiederzugeben, was der große Naturgeist an der Themse gedichtet!" Diese Reden Kochs hatten eine unwiderstehliche Kraft, frei und derb von der Staffelei weggesprochen, wo sich mit jedem Tage die Hexenküche grausenhafter herausbob, und verheerender der Sturm vom Meere her über die Felsenburg Dunstnane hereinbrach. Man hat kaum einen Begriff, wie ausdauernd fleißig der rastlose Mann durch das gewissenhafteste Eingehen in die geheimsten Nuancen des Naturlebens seinen Bildern die größtmöglichste Vollkommenheit zu geben suchte. Drei Wochen malte er am „Malbeth" fort unter meinen Augen, ungeachtet schon der erste, weniger kunstgeübte Blick die Landschaft hätte für ganz vollendet halten können. Aber jeder Tag ließ die Schönheit des ursprünglichen Gedankens sieghafter hervortreten, mit jedem Tage sproßten neue Blüthen, voll unsterblichen Reizes, bis in's Kleinste ausgeführt, aus der Fläche des Bildes. Ich konnte mich eines Tages nicht enthalten, über diese Ausdauer der Arbeit mein Erstaunen, und über die Wirkungen derselben meine Freude zu erkennen zu geben. „Ja freilich," versetzte er, „reich werde ich damit nicht, kümmerliche Fristung des Lebens für mich und die Meinigen ist Alles, was ich auf diesem Wege gewinne. Aber ich will doch wenigstens ein Beispiel zurücklassen, mit welchem Ernst die Kunst getrieben werden muß, wenn es zum Ziele gehen soll."

Von Künstlerlaune, die oft so störend auf die Förderung der Arbeit einwirkt, war bei ihm keine Spur zu finden; jeder Tag wand sich gleichmäßig emsig von der Spindel ab, und durch diese feste Regelmäßigkeit wurde es möglich, bei dem überaus langsamen und mühevollen Bestreben für wahre Kunst den häuslichen Bedürfnissen zu genügen. Die Wahrheit, die er in der Malerei allein im Auge hatte, galt ihm auch in der Wissenschaft und in der Poesie für das höchste Ziel des Gelehrten, des Dichters. Das Unbestimmte, Verschwimmende, Halbe und Empfindelnde feindete er auch hier mit der schärfsten Lauge an. Er war daher mit der neuern Romantik in der deutschen Dichtkunst nicht zufrieden. Einer seiner besten Freunde in dieser Hinsicht war August Graf Platen von Hallermünde, der bekannte geistvolle Vertreter klassischer Studien gegen die Treibhauszewächse irrgängiger Romantik. Mit diesem sympathisirte Koch auf das lebhafteste, und nahm seinen geringen Antheil an den Vorstudien und Besprechungen zum „Odyseus," gegen Immermann. Er betrachtete den Grafen als die Ergänzung seiner selbst. „Was er in der Poesie thut, thue ich in der Malerei," sagte er einmal, „und die Nachwelt wird entscheiden, ob unser Bestreben nicht zum Bessern führt." Diese Entschiedenheit des Mannes trat auch im religiösen Gebiete in den bestimmtesten Formen hervor. Er war ein festgegründeter, gläubiger Katholik. Sein Wahlspruch war: In necessariis unitas, in dubiis libertas, und kein Theologe hätte bündiger beide unterscheiden und vermitteln können, als er. Auch hier mußte man seine tiefen Studien, seinen Ernst höchlich bewundern. Der Protestantismus erfuhr von ihm ganz das gleiche Loos, wie der Abfall von der wahren Kunst, wie das Ausgleiten in eigenliebige Romantik, wurde, von jedem Denkenden als Negation verworfen zu werden. Was er als Denker scharf ausgeprägt, erschien

an ihm selbst und allen seinen Hausangehörigen als That, das ganze Haus war von Herzen fromm. Seine Frau Cassandra, früh erst für mich sichtbar, war das frömmste, liebevollste, sanfteste Wesen, der ordnende Engel im häuslichen Kreise, daher auch von Koch mit der größten Ehrfurcht betrachtet, und in allen religiösen und wirthschaftlichen Angelegenheiten die unbestrittenste Auktorität. Obgleich verblüht, hatte sie doch noch in den überaus regelmäßigen sprechenden Gesichtszügen alle Anmuth einer Römerin, in ihrem Wesen alle Vorliebe für Rom, alle Begeisterung der Andacht, wie sie in den Gemüthern der Frauen hier ganz eigenthümlich lebt und waltet. Mit schwerem Herzen dachte sie an den Aufenthalt in Wien. Himmel und Erde, Sitte und Sprache hatte sie verletzt wie ein ihr fremder Luftkreis. „Wie froh war ich," sagte sie einst, „daß ich wieder zum hl. Vater zurückkam (al nostro santissimo Padre)!" Die glückliche Ehe war mit drei lebenden Kindern gesegnet. Die Tochter erschien als das älteste, stets schweigsam, ehrfurchtsvoll. Desto lebhafter waren die Knaben. Sie gingen damals zu den Jesuiten in die erste Grammatikalklasse und zeigten beide große Fähigkeiten. „Ich habe keine besondere Vorliebe für die Jesuiten," sagte mir Koch einmal, „aber meine Buben sind' ich zu ihnen, weil sie die geschicktesten sind." Sie mußten fast alle Tage in der Schule einige italienische Sätze in's Griechische übersetzen, ganz frei mit den höchst mangelhaften Wörterbüchern, wie man sie in Italien noch trifft. Ich war erstaunt, wie verständig das geleistet wurde, wohl findiger als es bei uns in der ersten Humanitätsklasse möglich wäre. Wenn ich Abends in's Haus kam, legten sie mir ihre Arbeiten vor, um die Pläze für morgen im Voraus zu errathen, da alle Tage aus dem Griechischen die Pläze vorgelesen wurden, was die größte Reasamkeit in die Schüler brachte. Es gehört eine mehr als deutsche Fantasie dazu, um sich vom Schmerze einen Begriff zu machen, den sie bei jedem Fehler empfanden. Stirn und Gesicht mußten das Uebermaß desselben empfinden, die Bücher flogen in alle Winkel und für den ganzen Abend war alle Heiterkeit verschwunden, wenn es schlecht ausfiel. „Ich lasse sie studiren," meinte Koch, „und um ein Amt sich bewerben, Künstler sollen sie mir keine werden, das ist ein zu gewagtes Unternehmen für den, der nicht von Haus aus vermöglich ist." Der tägliche Umgang hatte auf natürlichem Wege zur Vertraulichkeit geführt, Koch trat mit seinen Kunstheimlichkeiten hervor, zuerst mit seinen Skizzen und Zeichnungen, letztere namentlich nach Dante. Es waren mir wohl einige Kommentatoren über die Divina Commedia bekannt, aber der beste war Koch mit den Bildern und den Erklärungen, die er erläuternd beifügte, mit unglaublicher Einsicht in die Geschichte von Italien zu Dantes Zeit. Sodann fing er an, mir seine später gedruckte Kunstchronik vorzulesen. Nebst ihm hatte vorzüglich ein gewisser Genelli, Maler aus Preußen, den ich bei ihm auch kennen lernte, Theil genommen, ein Mann von viel Geist und sehr markirter Gesinnung. Ein längerer Brief war ganz von ihm, in der Form offenbar übergegen allen andern von Koch. „Es ist mir leid," sagte er am Abend vor meiner Abreise, „daß Sie sobald heimgehen, ich hätte Ihnen sonst die Ordnung und Herausgabe dieser Briefe übertragen, namentlich die Ausfeilung der Sprache; ich habe dazu weder Zeit noch Geduld." Ihn vorlesen zu hören, war köstlich, vor Lachen traten ihm oft die hellen Thränen in's Gesicht, oft sammelte sich die ganze Wolke des Unmuths auf der breiten Stirn und brach in einen Platzregen von origineller Zurechtweisung der Kunstschüler aus, „die den Cisternen nachgehen, die kein Wasser haben." Mein Scheiden vom biedern Manne klingt mir noch tief in der Seele nach. Wir standen auf Trinità del monte, wegblickend über die Palläste und Tempel Roms, hinaus nach Deutschland. Es war ein heller Abend, halb 12 Uhr Nachts, rings die tausend Lichter der beleuchteten Stadt, wir einsam droben auf den Marmorterassen. Es kam ihm ein tiefes Heimweh, bei allem Vorsatze, in Rom zu bleiben, er war sichtbar gerührt. „Ich komme nicht mehr hinaus," sagte er seufzend, „meine Zeit ist abgelaufen. Grüßen Sie mir Giovanelli und Nasseiner, und denken Sie meiner im Vaterland." Ich war zu sehr ergriffen, um viel erwidern zu können; schweigend zog ich meine Hand aus der seinigen und stieg tief erschüttert die Treppen herunter. Von der untersten blickte ich zurück, er stand noch oben in verschwimmenden Konturen der südlichen Nachtbeleuchtung. „Gute Nacht," war der letzte Klang seiner Stimme, das Lebewohl an Tirol.

Festlied zur Jubelfeier (21. Dez. 1832)

des Bischofs Michael Wittmann in Regensburg von Melchior Diepenbrock, d. Z. Fürstbischof von Breslau.

Ihn beschweren alle Ehren,
Aller Feier ist er feind,
Denn die Demuth steht mit Wehmuth,
Was nicht Gottes Ehre meint.

Doch gibt's Feste, wo als Gäste
Engel selbst mit uns sich freu'n,
Wo sie kommen, um den Frommen
Gnaden auf den Weg zu streu'n.

Solch ein reines Fest iſt seines
Prieſterthumes Jubeltag,
Wo mit Grunde unſerm Munde
Segenswunſch entſtrömen mag.
Fünfzig Jahre am Altare,
Fünfzig Jahr' im Dienſt des Herrn
Ohne Raſten, allein Laſten
Beugt' er ſeine Schultern gern.
Fromm und innig, ſtill und ſinnig
Wirkte er an ſeinem Ort,
Tauſend nahmen heil'gen Samen
In ſich auf aus ſeinem Wort.
Wer ihm nahet, der beſahet,
Daß das heil'ge Wort nicht trügt:
Daß hienieden ſel'gen Frieden
Findet, wer ſich ſelbſt beſiegt.
Streng bekämpfet und gedämpfet
Hat er jede Leidenſchaft;
Um ſo reiſer iſt ſein Eifer,
Um ſo feſter ſeine Kraft,
Wenn's zu wehren gilt die Ehren
Gottes oder Seiner Braut,
Wenn's zu wahren vor Gefahren
Gilt die Schaar, die ihm vertraut.
In den Wellen, die im ſchnellen
Wechſel treibt der Strom der Zeit,
Wankt er nimmer, feſt wie Trümmer
Beſſerer Vergangenheit.
Ob es ſtürme, ob ſich thürme
Drohend Wetter rings umher,
Kein Erblaſſen kann ihn faſſen,
Denn ſein Muth ſtammt höher her.
Stadt! gib Zeugniß dem Ereigniß
Aus der ſchreckenvollen Zeit,
Wo die Sieges-Gier des Krieges
Dich dem Untergang geweiht:
Kugeln raſſeln, Flammen praſſeln,
Häuſer ſtürzen krachend ein,
Alles zittert; unerſchüttert
Geht er ſeinen Weg allein,
Sucht die Armen, voll Erbarmen,
Sucht die Kranken rettend auf;
Kein Gewirre macht ihn irre,
Nichts hemmt ſeiner Liebe Lauf.
Gleich dem Pfeile, der mit Eile
Unverrückt zum Ziele dringt,
Gleich dem Keile, der die Theile,
Die er faßt, zu weichen zwingt:
So eilt g'rade auf dem Pfade
Strenger Pflicht ſein Fuß dahin,
So fliegt mächtig, weil bedächtig,
Sein in Gott geſtählter Sinn.

Doch die enge Zucht und Strenge,
Die dem Leichtſinn mahnend wehrt,
Wird erweitert, es erheitert
Sich ſein Antlitz wie verklärt,
Wenn die Kleinen ihm erſcheinen,
Wenn ihr Mund ihn traulich grüßt.
Vor dem Kinde ſchwilgt die Rinde,
Die ſein liebend Herz umſchließt.
Denn ſein zarter, wohlbewahrter
Blick, den heil'ge Scheu umhüllt,
Sieht im Kinde keine Sünde,
Sieht das reine Gottesbild
Wiederſcheinen aus den Kleinen,
Sieht die Engel vor dem Thron
Betend knieen, aufwärts ziehen
Kinderherzen zu dem Sohn. —
Alſo wandelnd, raſtlos handelnd
Ward er heut' ein Jubelgreis:
Und noch immer ruht er nimmer,
Ja noch reger wird ſein Fleiß.
Auch nach plagevollem Tage
Bleibt ihm Ruh' und Schlummer fern,
Mitternächtig ringt er mächtig
Wie einſt Jakob mit dem Herrn:
Hebt die Hände, daß ſich wende
Seiner Strafgerichte Droh'n,
Und er betet noch, da röthet
Sich im Oſt der Morgen ſchon.
Unergründlich ſcheint uns ſtündlich
Was ſein Inn'res drängend füllt
Mann des Geiſtes! Du nur weißt es,
Was Dir Gottes Geiſt enthüllt
Als ein Zeuge an der Neige
Alter Tage ſtehſt Du da!
Was dies Gähren will gebären,
Sag' uns, wenn Dein Aug' es ſah.
Doch Du ſchweigeſt ernſt und zeigeſt
Bereit auf das heil'ge Buch:
Und ich leſe: „Böſe, böſe
Iſt die Zeit, und ſchwer der Fluch.
Betet, wachet, kämpft und fachet
An des heil'gen Feuers Gluth
Ihr Erkalten löſt den alten
Drachen, löſt der Hölle Wuth."

Jubelprieſter! da ſo düſter
Sich der Tage Abend ſenkt,
So bleib bei uns, ach! und ſei uns
Stern, der durch die Nacht uns lenkt.

Was lehren die Zeichen der Zeit? Von Michael Wittmann.

Das zunehmen Büchlein S. M. Wittmann Correctors für Priester und Priesteramtskandidaten. Straubing. Scheuer'sche Buchhandlung. 1845.

Ich will dieß die großen Männer der Vorzeit sprechen lassen. — Die Zeichen der Zeit sagen uns:

1) Mit Paulus: „Wer noch schläft, der stehe auf und lasse sich, um aufstehen zu können, aus dem Schlafe wecken; denn es ist hohe Zeit."

Wenn bei einem entstehenden Feuerbrande die Flammenzüge auf den Flügeln des Windes umhergetragen, sich schnell und gewaltig ausbreiten, so sind die Schlafenden in höchster Gefahr, von der fliegenden Flamme verzehrt, oder von den steigenden Rauchwolken erstickt zu werden. Wachet, spricht Christus, und, um wachen zu können, laßt euch vorerst aufwecken, reißet euch mit Macht aus dem Schlummer. Lasset die Zeichen der Zeit Weckstimmen Gottes, Posaunen Gottes seyn, die euch aufschrecken, Engelbände, die euch den Schlummer aus den Augen treiben, und die Schlaftrunkenen rütteln, daß sie völlig zu sich kommen. Die Zeichen der Zeit rufen uns mit den Propheten, mit Johannes dem Täufer, mit Christus, mit den Aposteln und Predigern unserer Zeit und aller Zeiten zu:

2) „Wer immer die Taufgnade, das Leben aus Gott verloren, also im Auge Gottes noch geistig todt, noch ein unbekehrter Sünder ist, oder wenigstens zwischen Sünde und Bekehrung hin und her schwanket, wie ein Schilfrohr, dabei im Sumpfe stecken bleibt, also in dem Zustande lebt, in dem er sich nicht vor Gottes Gericht zu erscheinen getraut, und übrigens keinen Brief und Siegel dafür hat, daß er nicht noch in voller Unbußfertigkeit dahin sterben werde; der fasse den Entschluß: Heute noch sich von ganzem Herzen zu Gott zu bekehren, heute noch der Sünde zu sterben, heute noch die Gnade Christi, die ihn aus dem Abgrunde des Todes und der Hölle herausziehen will, anzufassen und ihr sich ganz hinzugeben; heute noch sich zum Heimgange in die Ewigkeit gefaßt zu halten: so daß, wenn die Stimme des Richters ertönt: „Mensch, komm diesen Augenblick vor meinen Richterstuhl," der Getreue mit Zuversicht antworten könne: „Herr! hier bin ich."

Dieser Ruf: „Heute noch" wende dich zum Herrn, und halte dich fest an ihn; dieses „Heute noch" setze dich, unter Gottes Beistand, und bei aufrichtigem, demüthigem, getreuem Gebrauche aller Heilsmittel, die dir die heilige Kirche darbietet, in jene Fassung, in der du getrost, wenn dich der Tod in drei Tagen, in drei Stunden, in drei Augenblicken abfordert, dieser Forderung gehorchen könntest.

Dieses „Heute noch" ist der beste Rath, der allerbeste Rath, den dir die Zeichen der Zeit und die drohenden Gerichte Gottes geben können; der allerbeste Rath, weil er dir in der allerwichtigsten Angelegenheit die höchste Sicherheit gewährt.

Ich wiederhole diesen Ruf; „Heute noch wende dich zum Herrn," ist der allerbeste Rath; und diesem Rathe folgen, gewährt die größte Sicherheit. Jedes andere Betragen der Menschen in Hinsicht auf die Zeichen der Zeit ist unsicher, unklug, thöricht. —

Einige setzen sich hin und fangen an, sich mit Rechnen und Berechnen, „wann der Tag des Herrn kommen werde," Kopf und Herz zu zerbrechen, und lassen indessen die Hauptsache ungethan, d. i. ihr Gewissen ununtersucht, ihr Herz ungeordnet, ihr Leben ungebessert. Das ist offenbar unsicher, unklug, thöricht.

Andere lassen sich, von den Zeichen der Zeit auf Augenblicke aufgeschreckt, wieder in den gewohnten Taumel von Ergötzungen einwiegen, oder von dem Strudel der Zerstreuungen hinreißen, und versäumen gleich den thörichten Jungfrauen, ihre Lampen zu schmücken, und ihre Oelgefäße mit Vorrath zu füllen; das ist offenbar unklug und thöricht, und der Bräutigam wird ihnen das Donnerwort: „Nescio vos" („ich kenne euch nicht,") zurufen müssen. — Wieder Andere, und diese sind offenbar am schlimmsten daran, wollen als Männer von Geist gelten, halten die Zeichen der Zeit für Grillen, und ihre Ausdeutungen für Gespenster, und spotten allen Ernstes und aller Besinnung.

Ich fahre fort in Lösung der Frage: was uns die Zeichen der Zeit noch lehren? — Sie lehren uns:

3) Mit Paulus: „Wer noch steht, der sehe zu, daß er nicht falle." Wie für die bekehrten Sünder das Eine, was noch Noth thut, die gründliche Bekehrung zu Gott, die dasselbe Heute noch ergreift und vollstreckt; so ist für den Bekehrten, der sich unter Gottes Kinder zählen darf, das Dringendste, daß er seine geschehene Hinwendung zu Gott täglich prüfe, ob sie noch bestehe, täglich erneuere, daß sie bestehen möge, mit aller Vorsicht und Umsicht, mit aller Wachsamkeit und Besonnenheit den vor ihm liegenden Lebenspfad untersuche, und seinen Schritt vorwärts thue, ohne seines Feststehens gewiß zu seyn.

„Wer noch steht, sehe zu, daß er nicht falle." Halte dich nicht sicher im Lande der Unsicherheit, halte dich nicht für stark, du, ein gebrechliches Staubgewächs; dein Boden, auf dem du stehst, ist um und um mit Fallstricken, Netzen und Fangangeln belegt; traue dir aus dir selbst keine Siegeskraft zu; denn stehe: die Engel im Himmel sind gefallen; die ersten Menschen im Paradiese sind gefallen; und du im Lande der Versuchung willst dich blind dem Dünkel der Sicherheit anvertrauen? Traue deinem besten Vorsatze nicht; er ist so schwach, wie dein

Herz, das nicht nur verführbar von Außen, sondern im Innern sein eigener Verführer ist; traue deinem Leibe nicht, und bewaffne ihn durch Nachgiebigkeit gegen seine Forderungen nicht selbst wider dich; traue selbst deiner Bußthräne nicht; denn sie vertrocknet bald, und die böse Lust wacht wieder auf.

Was lehren uns die Zeichen der Zeit? — Die Zeichen der Zeit sprechen mit Christus, mit Johannes, Petrus, Paulus an's Herz:

4) Jeder arbeite in seinem Kreise, in seinem Berufe, mit seinem Talente, an seiner Stelle, zuerst wider das eigene, dann wider das gemeinsame Verderben; Jeder behalte, was er hat; Jeder bewahre, was ihm anvertraut ist; Jeder lasse sein Licht leuchten; Jeder reiße den Brand aus dem Feuer, der ihm der nächste ist, und der sich noch retten läßt; Jeder wache für sich und die Seinen, und wache und streite mit seinem ganzen Vermögen.

Wenn die Zeichen der Zeit so wichtige, höchst beredsame Lehren an Alle, die Ohren haben, zu hören, aussprechen, sie mögen oben und unten oder in der Mitte der Gesellschaft zu stehen kommen: so ist es mir doch, als wenn diese Wahrheiten, die von den Zeichen der Zeit gepredigt werden, ganz besonders in unsere Herzen geschrieben seyn sollten, da wir Geistliche — nicht bloß Jeder mit seiner eigenen Seelenpflege, sondern auch als Diener der heiligen Kirche, als Priester mit der Seelenpflege der anvertrauten Christen beladen sind. Es liegt schon in unserm Berufe, der ein apostolischer ist, eine besondere Aufforderung an unser Gewissen, zu wachen, zu beten, zu streiten wider das einreißende Verderben der Zeit. Wir sollen seyn nach der Lehre des Evangeliums ein Licht der Welt, ein Salz der Erde, und gute Hirten der Heerde Christi.

Wenn nun unser Licht, das in Mitte des verkehrten Geschlechtes leuchten soll, von den Sünden und den Irrthümern der Zeit verfinstert würde, wie groß müßte die Finsterniß in der Gemeinde werden!

Wenn wir als dumm gewordenes Salz, das seine Schärfe verloren hätte, aufhörten, das Volk vor der Fäulniß zu bewahren, wer sollte die Verwesung von dem noch gesunden Theile abhalten? Wir sollten Alle, das Bild des guten Hirten darstellend, bereit seyn, für seine Schäflein das Leben zu lassen. Wenn wir nur bloß Lohnknechte wären, oder gar als Diebe, als Mörder, als Wölfe in Hinsicht auf die Heerde Christi uns verhielten, wie sollte noch die Stimme Christi seinen Schäflein verkündet werden, wie sollten sie auf gesunde Weide geführt, und vor Zerstreuung, Irreleitung, Tod bewahrt und gesichert bleiben? — Was aber die nahen oder fernen Gerichte des Herrn, die von den Zeichen der Zeit angedeutet, oder wenigstens von frommen Gemüthern geahnet werden, betrifft, so fällt mir ein Wort des heiligen Petrus, I. Epistel IV. 17. 18., stark aufs Herz, das Wort: „Die Zeit ist da, wo das Gericht bei dem Hause Gottes seinen Anfang nimmt. Trifft es aber uns zuerst, wie wird's am Ende denen ergehen, die dem Evangelium nicht glauben? Und wenn der Gerechte kaum gerettet wird, wo wird der Ruchlose, der Sünder bleiben?“ Amen.

Eine Jugenderinnerung an Westenrieder.

Zu dem alten Geheimenrath von K....., meinem Onkel, in dessen Hause meine Eltern wohnten, kam ich als Knabe, wohl mehr als einmal des Tags, denn er war ein gar leutseliger und wohlwollender Mann; aber ein ganz absonderliches Fest war mir bei ihm jeder Freitag Nachmittag. Vor dem Sopha, das mit glänzend grünem Leder überzogen war, stund ein ovaler Tisch. Ein sauberes Tischtüchlein ward einige Minuten vor 3 Uhr darüber gebreitet, zwei Tassen wurden darauf gesetzt und einige treffliche Bretzeln und Eierwecke gaben diesem Stillleben einen mir, dem Knaben, sehr willkommenen Glanzpunkt. Diese Vorbereitungen geschahen aus keinem anderen Grunde, als „weil der Herr Canonikus zum Caffee“ kam. Ich, für meine Person, obnerachtet des Seitenblickes auf gewisse obenerwähnte Bretzeln und Eierbrode, war schon immer die ganze Woche auf den Freitagscaffee gespannt gewesen, denn ich hatte den Herrn Canonikus gar lieb; und wenn es Punkt 3 Uhr schellte — denn die beiden alten Herrn hielten etwas auf Pünktlichkeit — so lief ich freudig hinaus, um den Gast zu empfangen. Der Herr war ein sonderbarer Mann, und wurde von Vielen nicht für so gut gehalten, als er wirklich war, da aus dem flechtenden Blicke der unter schwarzen, buschigen Brauen liegenden Augen sein wohlwollendes Gemüth nicht immer herausschauen wollte. Ich kannte aber dieses Herz gar gut, und sprang immer

an den Herrn Canonikus, sobald er durch die Gangthüren eingetreten war, hinauf, während er mit einem sanften „Ho, ho, Männl!“ meine etwas ungestümen Liebkosungen abwehrte. Der Herr Canonikus trug auf seinem glänzend weißen, sauber gewickelten Haare einen großen dreigestülpten Hut, den ich ihm abnahm. Die beiden alten Herren, obschon auf sehr freundschaftlichem Fuße, machten sich immer sehr respektable Kratzfüße, bis die „unterthänigen und gehorsamen Diener“ sich, jeder in eine Ecke, auf das Sopha setzten. Der Caffee ward hereingebracht, und ich bekam entweder von meinem Onkel, oder vom Herrn Canonikus meine Bretzel. Während des Caffeetrinkens war das Gespräch ziemlich abgebrochen und einsilbig, beide lebhafter ging es nachher von Statten, so daß es zwischen den beiden Freunden oft zu bedeutenden Diskussionen kam. Ich hörte aufmerksam zu, guckte aber dabei zum Fenster hinaus, in Erwartung bis auch an mich ein Wort gerichtet würde. Da rief mich dann meist der Canonikus zu sich: „He, Männl! wie steht's mit der Jahreszahl? Wann ist Kaiser Ludwig der Bayer gestorben? Hast du das Zettelchen noch, worauf es steht? — Ich mache es auch nicht anders; wenn ich mir eine Jahreszahl merken will, schreibe ich sie auf ein Zettelchen und stecke es in die Westentasche. Unter Tags ein paarmal angesehen — und sie bleibt mir im Kopfe! Merk dirs, Männl!“ Nach solchem Examen trat ich gewöhnlich ab, oder lauschte noch etwas den Schlußverhandlungen der beiden Alten, wenn es über die schlechten Zeiten herging. Dabei war aber der Canonikus größtentheils der Ansicht, daß es doch immer besser gehen werde, und daß zwischen altem Plunder und dem guten Alten wohl zu unterscheiden sei. Mein Onkel hielt aber immer fest am Alten. Nachdem man sich doch in der Hauptsache vereinigt hatte, drückte man sich die Hände, und schied unter gegenseitigen Respektsbezeugungen. Der Herr Canonikus wandelte die Treppe hinab, und nicht selten durfte ich noch ein Stückchen Wegs an seiner Hand auf der Straße gehen, worauf ich mir nicht wenig einbildete.

Im Jahre 1829 hieß es eines Freitags: Heute kömmt der Herr Canonikus nicht zum Caffee, er ist krank. Und ein paar Tage darauf hieß es: der Herr Canonikus ist gestorben.

Lorenz Westenrieder war todt. Bei unsäglichen Leiden, die ihm der Gesichtsschmerz verursacht (welchen Zustand er im VII. Bande seiner Beiträge schildert), erreichte der edle, unvergeßliche Mann ein Alter von 80 Jahren.

Von Geburt an scheinbar nicht sehr begabt, ward

er Bayern — ja Deutschland — einer der achtbarsten Geschichtschreiber seiner Zeit, und sein durchdringender Geist ermangelte nie der Grundlage der edelsten Herzensgesinnung. Unermüdlich war er in seiner Thätigkeit; um 4 Uhr Morgens begann er im Winter und im Sommer sein Tagwerk damit, daß er die Messe las; dann schaffte er ohne Aufhören, bis er sich des Abends frühe zu Bette legte, um in den qualvollsten Schmerzen des Irismus Jahre hindurch seine Nächte zuzubringen. Nichts aber hemmte seine Thätigkeit. Wie oft sah ich ihn selbst in diesen Leiden. Kein Schmerzenslaut kam über seine Lippen. Eines Tages besuchte er wie gewöhnlich meinen Onkel und sagte. „Heute habe ich mir den letzten Zahn ausziehen lassen, aber es hat mir doch nicht geholfen.“ —

Nahe an hundert Bände — kleiner oder größer in ihrem Umfange — sind das Ergebniß des rastlosen Schaffens dieses merkwürdigen Mannes.

Seiner rauhen Außenseite wegen oft verkannt, bethätigte er sein wohlwollendes, inneres Leben wohl am schlagendsten dadurch, daß er — nach einem wahrhaft anachoretisch geführten Leben — an milde Stiftungen die Totalsumme von 41.500 Gulden als Vermächtniß hinterließ.

F. P.

Sebastian Knorr.

Geschildert von Lorenz Westenrieder.

(S. Westenrieders Beiträge zur vaterländischen Historie, Geographie u. s. w. München 1792. Br. IV. S. 278.)

Noch etwas fand ich zu Dachau, das mir eben so schätzbar, als das schätzbarste Denkmal war, einen allgemein geehrten und geliebten Beamten, den churfürstlichen Secretär und Gerichtsschreiber, Herrn Sebastian Knorr. Da ich hörte, daß er sehr krank sei, war mir diese traurige Nachricht doppelt unangenehm, weil ich mit einer Menge Anstände und Zweifel, wo seine Kenntniß der Verfassung von Dachau und seine Erfahrung mich leiten konnte, versehen war. Da ich wußte, daß ich die Grenzen der strengsten Bescheidenheit nicht überschreiten würde, ging ich gleichwohl hin, ihn zu sprechen. Ich fand ihn in einer unbeschreiblichen, dem Hinsinken in Ohnmacht ähnlichen und dem Lebensende zueilenden Entkräftung, von deren Möglichkeit, wie er sich mit matter Stimme ausdrückte, er bei gesunden Tagen nie eine Vorstellung gehabt hätte. Wie er die Absicht meiner Reise vernahm, kam ein belebender Glanz in seine Augen, und That und Leben in sein ganzes Wesen. Er machte mich nicht nur auf das Vorzüglichste, was ich beobachten sollte, aufmerksam, theilte mir nicht nur seine Bemerkungen mit, sondern erbot sich, die Reise selbst mitzumachen, sobald er im Stande seyn würde, sein Lager zu verlassen. Hier bemerkte ich den Unterschied zwischen einem Mann, der von seinem Berufe bloß den Mechanismus kennt, und dabei verdrüßlich und mißmuthig, bei Zeiten träg und faul, und nicht selten auch hart und verschlagen, und ein Feind alles Guten wird, und — einem andern, der in der Vervollkommnung seines Berufes seine Pflicht und Glückseligkeit sucht, und darin lebt und schwebt. Ich fand hier nicht bloß einen Aufseher oder Einnehmer, sondern (was jedem Landesherrn höchst erwünscht und erfreulich seyn muß) einen warmen Freund und beherzten Sachwalter der Bauern, deren Wohlseyn sein Wohlseyn war. „Die Bauern sind," sagte er, „wenn man sie zu behandeln weiß, weder die so harten, noch so unbeugsamen Leute, wofür man sie hält, und wenn sie sehen," setzte er hinzu, „daß man es gut mit ihnen meint: so geht nichts über die Aufrichtigkeit, mit der sie's hinwieder gut meinen." So, wie unsere Unterredung das Gebiet verschiedener Kenntnisse durchkreuzte, fand ich an ihm auch einen Mann, der in allen Fächern gründlich bewandert, und mit den Meisterstücken alter und neuer Litteratur vortrefflich bekannt war. Was er anfaßte, beurtheilte er mit scharfem Sinn und mit Kühnheit, ohne je etwas bloß Gewagtes oder Unbescheidenes zu sagen; und was ich für das erste Merkmal eines edelmüthigen Geistes und Herzens halte, und allen Einsichten, denen diese Gabe fehlt, unendlich vorziehe: so entfiel ihm nie ein hartes Wort, noch eine bittere Bemerkung, indem es der Fall des Gespräches gab, daß Fehler oder Schwachheiten eines Dritten bemerkt werden mußten; sondern stets hatte er ein linderndes Wort in Bereitschaft, und schloß mit Glimpf und Entschuldigung. Die Entkräftung seines Körpers unterbrach ihn von Zeit zu Zeit, und auch bei diesen Vorfällen sah und erbaute ich mich über ihn, als einen seltnen Mann. Keine Klage, dergleichen oft Kranken der Schmerz der Entkräftung auspreßt, entfuhr ihm; wohl aber hörte ich ihn ein über das andre Mal sagen: „Gott wird es gut machen." Dieser war sein lebendigster Trost, bei dessen Erwähnung ein Glanz von Freude und ein Lächeln voll Liebe und Zuversicht in seinem Gesicht erschien. Er wiederholte die Worte mehr als einmal, als seine Kinder hereintraten, und gab mit diese hohen und geheiligten Worte zum Abschied mit.

Ich ging (nach Trost aufseufzend und getröstet) mit nach dem Herzen gesenktem Haupt, nach dem Kirchhof außer dem Markt. Es war Sonntag. Der Gottesdienst war eben vollendet, und die Weiber mit ihren trippelnden Kindern schritten bedächtlich und einzeln nach den Gräbern ihrer Anverwandten, jede mit einem Krüglein Weihwassers in der freundschaftlichen Hand. Sie gossen das Wasser mit einer Art Sorgfalt und Andacht auf's Grab, als wollten sie linderndes Oel auf das Haupt ihres Angehörigen, dem sie wohlwollten, gießen; dann drückten sie ihre bittweis zusammengefaltenen Hände an ihr Herz und sahen gen Himmel.

Ich sah mehr als einmal nach der Gegend, wo der Mann mit seinem Körper kämpfte, zurück. Ich erwähnte seiner, wo ich nachher einkam, und erhielt, wo ich seiner erwähnte, von Priestern und Laien eine einhellige Stimme. Jeder bedauerte seinen Freund, kümmerte sich um den Mann, der ihm Gutes gethan hatte mit That und Rath. Welches schöne, stolze Vermächtniß für seine Angehörigen! Für seine Kinder!

Und was meine Beschreibung betrifft: so ist hier ein Mann die-

ser Art eben so gut, und mehr noch einer Erwähnung werth, als ein Gemälde von Correggio, oder eine Ara Jovis. Aber was mich betrifft — andere, die für einander gemacht sind (so will es die allgütige Vorsicht) lernen in diesem Leben sich gar nicht, andere zu spät sich kennen. Unsere Freundschaft fing von dem Augenblicke an, da sie sich schließen mußte. Knorr entschlummerte wenige Tage nach meinem Besuch den 13. August 1791 im 39. Jahr seines Alters.

Parentation an Anselmo.

Aus den Werken des Wandsbecker Boten, von Matth. Claudius.

Andres, hier liegt er! aber er hört und sieht uns nicht mehr. Anselmo ist todt, unser lieber Anselmo! Wie ist Dir zu Muth, Andres?

Er pflegte, wie Du weißt, die Welt 'n Krankenhospital zu nennen, darin die Menschen bis zu ihrer Genesung verpflegt werden. Er ist nun genesen und hat seinen Hospitalkittel ausgezogen. Und wir stehen neben dem Kittel, und haben ihn nicht mehr, und finden so einen Anselmo nicht wieder.

Wie ist Dir zu Muth, Andres?

Er war so fromm und geduldig, und die Engel haben seine Seele gewiß gerade in Abrahams Schooß getragen.

Sieh her! er sieht noch aus, als da er lebte; nur hat ihn der Tod blaß gemacht. Der Tod macht blaß, Andres!

Hast Du wohl ehe eine Leiche in voller Verwesung gesehen? So lange noch die Gestalt da ist, dünkt's einen, als wäre der Freund noch nicht ganz verloren. Er wohnt zwar jenseits des Wassers, daß wir nicht zu ihm können; doch wohnt er noch da, und wir können doch seinen Schornstein rauchen sehen. Aber auch das darf nicht so bleiben, eh' es wieder vorwärts gehen kann; das hat Gott so geordnet. Anselmo muß ganz weg aus unsern Augen, muß Asche und Staub werden!

Ich bin so betrübt, Andres. Wollte Dich gerne trösten, aber ich kann nicht. Lehne Dich an die Wand oder in eine Ecke, und weine Dich satt; ich will mich hier hinsetzen und 'n Kopf wider den Sarg stützen — —

Es ist doch Alles eitel und vergänglich, Sorge, Furcht, Hoffnung und zuletzt der Tod! — — Die Zeit wird kommen, Andres, wo sie uns auch in Leinen wickeln, und in einen Sarg legen. Laß uns thun, lieber Junge, was wir dann gerne möchten gethan haben, und unser Vertrauen auf Gott setzen!

— Und nun Abschied nehmen, Andres. Wir können ihm doch nichts mehr helfen!

Ich habe hier einen Blumenstrauß, den will ich ihm in den Sarg legen; schenk Du ihm Dein neues Silberkreuz, und leg's ihm auf die Brust. Und dann wollen wir Beide hintreten, und ihn zu guter Letzt noch einmal ansehen.

Anselmo! lieber Anselmo! mit Deinen blaßen gefaltenen Händen, schlafe wohl! Gott sei mit Dir!! O Du lieber Herzens Anselmo!!! Gott sei mit Dir!!!!

— Wir werden uns wiedersehen. —

Und komm, Andres, und gutes Muths! Mußt nun recht gutes Muths seyn. Unser Herr Christus ist auch heute geboren.

Wiegenlied.

Schlafe süß in Gottes Schooß,
Stürmt auch kalt der Wind;
Gott beschirmt ja Klein und Groß,
Schlafe süß mein Kind!

Ohne Sorgen schlaf in Ruh!
Lächle froh im Traum!
Gottes Liebe deckt dich zu,
Träum vom Weihnachtsbaum!

Träume von dem Himmel klar,
Von den Lilien rein!
Spiele mit der Engel Schaar!
Träum vom Jesulein.

Was zu dir das Kindlein spricht,
Nimm es wohl in Acht!
Sag mir's ja, vergiß es nicht,
Bist du aufgewacht.

Die Kinder im Walde.

Es blieben einst drei Kinder stehn,
Die grad zur Schule sollten gehn,
Sie dachten dies und dachten das,
Das Lernen sei ein schlechter Spaß.
Und sprachen dann mit leichtem Sinn:
Ei laßt uns doch zum Walde hin,
Das Spielen ist der Thierlein Brauch,
Laßt spielen uns mit ihnen auch.
Sie luden dann im Walde ein,
Zum Spiel die Thiere groß und klein;
Doch sprachen die: es ist uns leid,
Wir haben jetzo keine Zeit.
Der Käfer brummte: das wär schön,
Wollt ich mit euch so müßig gehn,
Ich muß aus Gras ein Brücklein bau'n,
Dem alten ist nicht mehr zu trau'n.
Am Ameishaufen schlichen sie
Ganz leis vorbei, ich weiß nicht wie,
Und liefen vor dem Bienlein scheu,
Als wär' es gar ein giftig Thier.
Das Mäuslein sprach zu ihnen fein:
Ich sammle für den Winter ein,
Und ich, das weiße Täubchen, sprach:
Zum Neste dürre Reiser trag.
Das Hüschen winkte freundlich blos:
Ich könnte um die Welt nicht los;
Ihr seht, mein Schnäuzchen ist nicht rein,
Das muß im Fluß gewaschen seyn.
Auch Erdbeerblümchen schüchtern sprach:
Ich nütze diesen schönen Tag,
Zu reifen meine süße Frucht,
Die dann der arme Bettler sucht.
Da kam ein junger Hahn daher,
Sie riefen: liebster Monsieur Er,
Er hat doch wahrlich nichts zu thun,
Und kann ein bischen bei uns ruhn.
Pardon! ich hab von Adel' Gäst,
Und arrangire heut ein Fest,
So spricht der Hahn voll Gravität,
Verneigt sich steif und kalt und geht.
Drauf dachten sie in ihrem Sinn,
Du Bächlein plätscherst doch so hin,
Komm, spiel mit uns, sei mit uns froh:
Das Bächlein sprach erstaunt: wie so?

Ei seht die faulen Kinder, seht,
Ich weiß nicht wo der Kopf mir steht:
Sie meinen, ich hätt nichts zu thun,
Und kann doch Tag und Nacht nicht ruhn.
Menschen, Thiere, Gärten, Wälder
Wiesen, Thal und Berg und Felder,
Alle muß das Bächlein tränken.
Und die Töpfe auch noch schwenken.
Kinder wiegen, Mühlen treiben,
Bretter schneiden, Erz zerreiben,
Wolle spinnen, Schiffe tragen,
Feuer löschen, Hämmer schlagen.
Ich kann euch Alles sagen nicht.
Weil mir dazu die Zeit gebricht;
So sprachs und sprang von Ort zu Ort,
Und husch war gleich das Bächlein fort.
Da war ihr Muth dem Sinken nah,
Als einer einen Finken sah,
Der auf dem Aste saß in Ruh,
Und pfiff sein Lied und fraß dazu.
Sie riefen: ach Herr Biedermann!
Der all die schönen Lieder kann,
Du hast gewiß recht viele Zeit,
Und bist mit uns zum Spiel bereit.
Wo tausend hab ich schlecht gehört,
Ihr Kinder scheint mir recht bethört:
Ich hab gejagt den langen Tag,
Den Mücken sie zu fangen nach.
Nun wollen noch die Jungen mein,
Im Schlafe eingesungen seyn:
Drum pfeif ich mit dem Brüderchor,
Den Kleinen meine Lieder vor.
Ich sing dem Wald zur hohen Lust,
Ein müder Mann aus froher Brust,
Dem Herren giebt mein Mund den Preis,
Und lobt die Arbeit und den Schweiß.
Doch sprecht, was habt denn ihr gemacht,
Die also schlecht von mir gedacht;
Kehrt um ihr Müßiggänger ihr,
Und stört die Leut nicht länger hier.
Von allen Thierlein so belehrt,
Sind drauf die Kinder froh gekehrt,
Und wußten, daß dem Fleiß allein
Des Spieles Lust ein Preis kann seyn.

Die Blume der Blumen, von Runge.

(Hinterlassene Schriften von Philipp Otto Runge. Zweiter Theil. Hamburg 1840. Friedrich Perthes. S. 338.)

Es blüht eine schöne Blume
In einem weiten Land;
Die ist so selig geschaffen
Und Wenigen bekannt.

Ihr Duft erfüllet die Thale,
Ihr Glanz erleuchtet den Wald;
Und wenn ein Kranker sie siehet,
Die Krankheit entweichet bald.

Wo kommt im Morgenwinde
Die blitzende Sonne her?
Was glüht am fühlen Abend
Auf Bergen, an Wolken, im Meer?

Die Bäch' und Seen erglänzen
Im klaren Mondesschein.
Am Himmel sind unsre Hütten,
D'rin leuchten Sternelein.

Drei Könige kamen gezogen
Zu einem Heiligthum:
Der Stern stand über dem Hause,
D'rin lag die süße Blum'. —
Wenn ich zu euern Augen erblicke,
Die funkeln hin und her,
So wünsch' ich: Daß im Herzen
Dies süße Blümlein wär'!

Aus dem Leben des florentinischen Malers Buonamico Buffalmacco.

Unter den alten italienischen Meistern, deren Werke wir noch in den Kirchen und Pallästen dieses Landes, wo sich einst die Künste zu einer so herrlichen Blüthe entfalten, bewundern, waren gar manche, die neben ihrem meisterlichen Geschicke in ihrer Kunst, sich eines heiteren und fröhlichen Gemüthes erfreuten.

Sie fühlten sich glücklich; in ihrem Herzen blühte die Blume des gottvertrauenden Glaubens; sie konnten sorgenlos ihrer Kunst leben; die größten Werke an heiliger Stätte wurden ihnen aufgetragen; überall waren sie willkommen und geehrt; Jeder wollte zur Verherrlichung des gemeinsamen Glaubens, der ihnen Ruhe des Gemüthes im Leben und tröstliche Hoffnung jenseits des Grabes gewährte, Werke von ihrer Hand; so war ihnen denn in diesem Gefühl eines wohl ausgefüllten und dem Höchsten und Edelsten zugewendeten Lebens wohl zu Muthe und ihre Zufriedenheit und Fröhlichkeit steigerte sich nicht selten zum Muthwillen, ja bis zum tollen Uebermuthe. Da verübten sie denn manchen heitern Streich ihrer muthwilligen Laune, der alsbald, vielleicht auch ausgeschmückt und erweitert, von Mund zu Munde lief, und so zu den Dichtern der Zeit kam, die nun ihrer Seits mit ihrem unvergleichlichen Talente der Erzählung daraus heitere Geschichten oder Novellen bildeten, welche sie zur Unterhaltung ihrer Leser aufzeichneten.

So geschah es denn, daß, wenn einer dieser Meister dahin geschieden war, man zwar noch seine Werke, denen er seinen Namen aufgeschrieben, und einige seiner Schwänke bei den Novellisten kannte, sonst aber nicht allzuviel von seinem Leben mehr wußte. Ein Schicksal dieser Art hatte einer der heitersten und muthwilligsten: der Florentiner Buonamico Buffalmacco. — Giorgio Vasari, selbst Maler und Baumeister, hat in seinem großen Werke, worin er das Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister von Cimabue bis zum Jahre 1567 beschreibt, auch sein Leben aufgezeichnet; allein das Vorzüglichste, was er davon berichtet verdankt er eben jenen alten Florentinischen Novellisten, wovon hier ein und der andere Zug, Kurzweil halber, stehen möge. Wir wollen ihn selbst hören.

Buonamico lernte seine Kunst bei dem Meister Andrea Tafo, der schon die Schalkhaftigkeit des jungen Lehrlings erfuhr. Der Meister stand im Winter früh auf und weckte die Lehrjungen früh zur Arbeit, Buonamico aber wollte lieber lange schlafen. Was that er also? Mit Dreckfäfern ließ er durch eine Spalte seines Zimmers in das Zimmer des Meisters, der ihn wecken wollte, im Dunkel der Nacht eine wandernde Prozession von Irrlichtern hinein. Der Meister gerieth darüber in großen Schrecken; bildete sich ein, die bösen Geister gingen in dem Hause um und wollte nimmer in demselben bleiben. Buonamico aber beruhigte ihn, indem er ihm einredete, der Spuk geschehe, weil der Böse auf die frommen Maler erzürnt sei, die ihn selbst so abscheulich darstellten, und die Wände der Kirchen und die Bilder ihrer Altäre mit den wunderschönsten Gestalten der Hei-

ligen bedeckten, um die Menschen besser und frömmer zu machen, darum suche der Teufel sie zur Nachtzeit, wo er größere Gewalt habe, in ihrer gottseligen Arbeit zu stören; es gebe hingegen kein besseres Mittel, als die Nacht hindurch in Gottes Namen zu schlafen und am Tage zu arbeiten. Da die Irrlichter sich immer wieder zeigten, so glaubte der alte Meister seinem schalkhaften Schüler und der Novellist setzt hinzu: als die Sage in der Stadt ruchbar wurde, wagte eine lange Zeit weder Taso noch sonst ein Maler bei Nacht zu arbeiten. Heutigen Tages würde es wohl schwerer halten, Jemanden zu überreden, der Teufel sei den Malern so besonders gram. Kennt er ja manchen guten Gesellen unter ihnen wie unter den Dichtern, der ihn und seine Pracht und Lust und Herrlichkeit weder so abscheulich und abschreckend darstellt wie die großen alten Meister, noch auch die Verherrlichung der Heiligen zur Besserung der Menschen sich gar so sehr angelegen seyn läßt: ja der eine oder der andere dieser Entweihter der hohen Malerkunst weiß auch der Darstellung des reinsten und heiligsten Gegenstandes nicht selten ein Bild der Verführung zu machen, in dem sich nichts als die schmutzige Lüsternheit seines verdorbenen Herzens und die Verworfenheit seines verkommenen Geistes abspiegelt. Da möchte wohl der Ritter mit der Hahnenfeder und dem Pferdefuß viel lieber einem solchen Sudelmeister zu seinen schlüpfrigen und verführerischen Darstellungen das Licht halten, als ihn in seiner Malerei stören. Doch kehren wir nach Italien zurück.

Als Buonamico selbst Meister geworden und es ihm nicht an Bestellungen fehlte, miethete er sich ein Haus dicht neben einem ziemlich begüterten Wollenarbeiter, der ein neuer Emporkömmling war und Gänsekopf genannt wurde. Die Frau dieses Mannes hatte dieselbe Gewohnheit wie Meister Taso, auch sie stand, erzählt Vasari, jede Nacht so zeitig auf, daß Buonamico, der bis dahin gearbeitet hatte, sich erst zur Ruhe legte, wenn seine Nachbarin schon wieder munter war, und sich unglücklicher Weise gerade an der Wand, wo Buffalmacco's Bett stand, an ihr Rad setzte, wo sie so emsig Wolle spann, daß Buonamico vor dem Getöse nicht schlafen konnte. Er sann und sann, wie diesem Uebel abzuhelfen sei, und bald bemerkte er, daß hinter einer Mauer von Backsteinen, die sein Haus und das des Gänsekopfs trennte, der Herd der schlimmen Nachbarin war, so daß man durch eine Ritze sehen konnte, was sie am Feuer trieb. Da erdachte er eine neue List: er machte sich nämlich mit einem langen Bohrer ein Rohr, und indem er die Zeit abpaßte, wo Frau Gänsekopf nicht am Feuer stand, spritzte er damit so viel Salz in den Topf der Nachbarin, als ihm gut schien; kam nun der Gänsekopf zum Essen nach Hause, dann konnte er die meisten Male weder Fleisch noch Suppe essen, Alles war versalzen und nicht zu genießen. Ein oder zweimal hatte er Geduld, und zankte nur ein wenig; als er aber sah, daß Worte nicht hinreichten, schlug er mehrmals die arme Frau, die verzweifeln wollte, weil sie wußte, daß sie beim Salzen des Essens die allergrößte Sorgfalt beobachtete. Als daher der Mann sie einst wieder schlug, wollte sie sich entschuldigen, dieß versetzte aber den Gänsekopf in noch ärgeren Zorn, und er schlug sie von Neuem bis sie ein solches Geschrei erhob, daß die ganze Nachbarschaft zusammen lief. Darunter war auch Buffalmacco, und als er hörte, wie die Frau des Gänsekopfs ihren Mann anklagte, und wie sie sich entschuldigte, sprach er zu diesem: „Wahrlich Freund, hier gilt es billig Jenen, du beschwerst dich, daß das Essen Mittags und Abends versalzen ist, und ich wundere mich, daß deiner guten Frau irgend etwas wohlgerathen kann, denn ich begreife nicht, wie sie bei Tag im Stande ist, sich auf den Füßen zu erhalten, da sie die ganze Nacht an ihrem Spinnrade sitzt, und kaum, glaube ich, eine Stunde schläft. Dulde nicht, daß sie die halbe Nacht wache, und du wirst sehen, wenn sie genug schläft, wird sie am Tage ihre Sinne beisammen haben und nicht in so arge Fehler verfallen." Er wandte sich hierauf zu den andern Nachbarn, und stellte ihnen die Sache so augenscheinlich vor, daß sie sagten, Buonamico habe Recht, und sein Vorschlag müsse Gehör finden; dieß überzeugte auch den Gänsekopf, er befahl, sie solle nicht bei Nacht arbeiten, und das Essen war fortan nicht versalzen, wenn es sich nicht etwa die Frau einmal einfallen ließ, in der Nacht aufzustehen, denn dann schritt Buffalmacco sogleich zu seinem Mittel, bis der Gänsekopf es endlich dahin brachte, daß sie es ganz unterließ.

Buonamico lieferte eine seiner ersten Arbeiten im Kloster der Nonnen von Faenza, welches auf dem Platze gelegen war, wo jetzt die Citadelle del Prato steht.

Während er in jenem Kloster arbeitete, schauten die Nonnen zuweilen durch die Leinwandverkleidung, welche er hatte ziehen lassen, um dahinter zu malen, und verwunderten sich sehr, den Buffalmacco, einen wunderlichen und in Kleidung und Lebensweise ganz willkürlichen Mann, immer ohne Mantel und Käppchen arbeiten zu sehen, was in jenen Zeiten allerdings etwas ganz Ungewöhnliches war. Sie sagten dem Hausmeister, es gefalle ihnen nicht, daß er immer nur in der Jacke gehe; dieser beruhigte sie darüber, und sie schwiegen einige Zeit still: endlich indessen, als sie ihn immer nicht anders gekleidet erblickten, fingen sie an zu zweifeln, ob es nicht vielleicht ein Junge sei, der nur Farben reibe, und ließen ihm durch die Aebtissin sagen, sie wünschten den Meister arbeiten zu sehen, und nicht immer den da. Obgleich nun Buonamico deutlich erfuhr, wie wenig Zutrauen sie zu ihm hatten, erwiderte er doch in seiner gefälligen

Weiſe: ſobald der Meiſter komme, wolle er es ihnen ſagen laſſen. Hierauf ſtellte er zwei Bänke aufeinander, ſetzte oben darauf einen Waſſerkrug und ein Käppchen darüber, ſo daß es auf dem Henkel ruhte, verdeckte das Uebrige des Kruges mit einem langen Mantel, den er ſorgfältig über die Bänke zog, ſteckte in den Schnabel, aus welchem man das Waſſer gießt, geſchickt einen Pinſel und ging fort. Bald nachher kamen die Nonnen, und ſchauten an einer Stelle, wo er die Leinwand weggezogen hatte, nach der Arbeit, da erblickten ſie den falſchen Meiſter im vollen Staate, und in der Meinung daß er emſig arbeite, und wohl etwas Anderes zu Stande bringen werde als jener gemeine Junge, bekümmerten ſie ſich mehrere Tage weiter nicht darum. Endlich nach vierzehn Tagen, in welcher Zeit Buonamico nicht einmal dort geweſen war, wünſchten ſie zu ſehen, was für ſchöne Dinge der Meiſter vollendet habe, und eilten in der Nacht, als ſie ihn fortgegangen glaubten, ſeine Malereien zu betrachten; wie verwirrt aber und beſchämt blieben ſie ſtehen, als ſie, eine neugieriger als die andere, den feierlichen Meiſter entdeckten, der in vierzehn Tagen nichts gearbeitet hatte. Sie erkannten, daß Buonamico ſie nach Verdienſt beſtraft hatte, und daß ſeine Arbeiten lobenswerth waren, deßhalb ließen ſie ihn durch den Caſtellan rufen, und Buffalmacco machte ſich mit großem Gelächter und Vergnügen wieder an die Arbeit, indem er ihnen gezeigt hatte, welcher Unterſchied zwiſchen einem Menſchen und einem Krug ſei, und daß man nicht immer von den Federn auf den Vogel ſchließen dürfe. In wenigen Tagen vollendete er hierauf ein Gemälde, mit welchem ſie in allem ſehr zufrieden waren, nur meinten ſie die Geſichter erſchienen etwas zu blaß. Dieß hörte Buonamico, und weil er wußte, daß die Aebtiſſin Vernaccia hatte, einen Toscaniſchen Wein von der beſten Sorte, den ſie zum Meßopfer verwahrte, ſagte er ihnen, um ſolchem Fehler abzuhelfen, gebe es nur Ein Mittel: man müſſe die Farben mit gutem Vernaccia-Wein auflöſen, dadurch würden die Wangen und die Hautfarben der Geſtalten roth und lebendig. Die guten Schweſtern, welche Alles glaubten, verſorgten ihn von nun an, ſo lange er arbeitete, mit gutem Vernaccia-Wein, und Buonamico freute ſich deſſen, genoß ihn und gab mit ſeinen gewöhnlichen Farben den Geſtalten ein friſcheres und lebhafteres Colorit.

Im Jahre 1302, ſagt man, ſei er nach Aſſiſi berufen worden, und habe in der Kirche S. Francesco, in der Capelle der heil. Catharina die Begebenheiten aus dem Leben dieſer Heiligen in Fresco gemalt. Dieſe Bilder haben ſich ſehr gut erhalten, und man ſieht darauf einige Figuren, die gelobt zu werden verdienen. Als er dieſe Arbeit vollbracht hatte, kam er auf ſeinem Wege durch Arezzo, und der Biſchof Guido, der gehört hatte, Buonamico ſei ein ſehr fröhlicher Mann und geſchickter Maler, verlangte, er ſolle einige Zeit in jener Stadt bleiben, und im Dome die Capelle malen, in welcher nunmehr der Taufſtein iſt. Buonamico fing das Werk an, und hatte es ſchon ziemlich weit geführt, als ihm, wie Franco Sacchetti erzählt, der ſeltſamſte Zufall von der Welt begegnete. Der Biſchof hatte einen ganz außerordentlich ſpaßhaften und verſchlagenen Affen. Dieſes Thier ſtand einſt auf dem Gerüſte und ſah zu, wie Buonamico malte, achtete auf Alles, und verwendete keinen Blick von ihm, wenn er die Farben miſchte, die Fläſchchen in die Hand nahm, die Eier zum Temperiren aufſchlug, kurz beobachtete Alles, was er that. Am Sonnabende fyht ging Buonamico von der Arbeit, und am Sonntag Morgen darauf ſprang der Affe trotz einer großen und ſchweren hölzernen Walze, welche ihn der Biſchof tragen ließ, damit er nicht überall hinkönne, auf das Gerüſt, wo Buonamico zu malen pflegte, nahm die Fläſchchen in die Hand, ſchüttete eines in das an-

derr, machte zehnerlei Mischungen, schlug alle Eier hinein, welche da waren, und fing an mit den Pinseln alle Figuren zu besudeln, womit er nicht eher aufhörte, als bis er das Ganze übermalt hatte; hierauf mischte er noch einmal die wenigen Farben, welche übrig geblieben waren, stieg vom Gerüste und ging fort. Der Montag Morgen kam, und Buonamico kehrte an seine Arbeit zurück; wie erstaunt aber und erschrocken blieb er stehen, als er sah, daß seine Malereien verdorben, seine Fläschchen ausgeschüttet, und Alles zu oberst und zu unterst gekehrt war. Er hatte allerlei Gedanken, und meinte endlich, irgend ein Aretiner habe es aus Neid oder aus sonst einem Grunde gethan, eilte zum Bischofe, und sagte ihm, was ihm begegnet war, und welchen Argwohn er hege. Der Bischof war darüber sehr bestürzt und aufgebracht, redete aber Buonamico zu, er solle sich noch einmal an die Arbeit machen, und weil er seinen Worten glaubte, gab er ihm sechs von seinen Kriegsknechten, die, wenn er nicht dort war, mit ihren Spießen Wache halten mußten, und Befehl hatten, Jeden, der käme, ohne Erbarmen in Stücke zu hauen. Die Bilder waren nun zum zweitenmale gemalt; da eines Tages, als die Kriegsknechte auf der Lauer standen, hörten sie ein Lärmen und Rollen in der Kirche, bald darauf sprang der Affe auf das Brettergerüst, und sie sahen wie der neue Meister in einem Augenblicke die Farben mischte, und anfing, Buonamico's Heilige zu übermalen; schleunigst riefen sie diesen und zeigten ihm den Uebelthäter, mußten aber alle, wie sie den Affen malen sahen, so lachen, daß sie fast erstickten, besonders Buonamico, dem es zwar leid geschah, der aber dennoch lachte, daß ihm die Thränen aus den Augen strömten. Endlich entließ er die Kriegsknechte mit sammt ihren Spießen, und ging zum Bischofe, dem er sagte: „Hochwürdiger! Ihr wolltet nach einer Weise gemalt haben, Euerm Affen aber gefällt eine andere," und indem er ihm die Sache erzählte, fügte er hinzu: „Es that nicht Noth, daß Ihr fremde Maler kommen ließet, da Ihr den Meister im Hause habt. Vielleicht aber verstand er nicht so gut, die Grundfarben zu mischen; nun er es weiß, kann er allein arbeiten; ich bin nicht mehr dazu nöthig, und weil ich seine Verdienste erkannt habe, verlange ich für mein Werk nichts, als nach Florenz zurückkehren zu dürfen." Obgleich die Sache dem Bischofe sehr verdrießlich war, mußte er dennoch lachen, besonders darüber, daß ein Affe dem allerspaßhaftesten Manne einen Streich gespielt hatte, und nachdem sie sich an der tollen Begebenheit genugsam erlustigt hatten, überredete der Bischof Buonamico, daß er zum drittenmale an die Arbeit ging und sie vollendete; der Affe aber wurde zur Strafe für sein Betragen in einen großen hölzernen Käfig gesteckt, und mußte zuschauen, wie Buonamico arbeitete, wobei es höchst possierlich anzusehen war, welche Unruhe der Affe zeigte, wie er Gesicht, Schnauze, Hände und den ganzen Körper bewegte, als er den Andern thätig sah, und nicht dasselbe thun konnte. Als Buonamico die Malereien in der Capelle vollendet hatte, befahl ihm der Bischof aus Scherz, oder aus sonst einem Grunde, er solle ihm auf einer Wand seines Pallastes, einen Adler (das Wappen von Arezzo) auf dem Rücken eines Löwen (das Wappen von Florenz) darstellen, den er geräbtet habe. Der schlaue Künstler, welcher versprochen hatte, alles zu malen, was der Bischof verlange, ließ eine Bretterverkleidung ziehen, und sagte, bei einer solchen Arbeit wolle er nicht gesehen seyn, verschloß sich dort ganz allein, und stellte als Florentiner im Gegensatz mit dem, was der Bischof von Arezzo gewollt hatte, einen Löwen dar, der einen Adler zerreißt. — Als das Bild fertig war, verlangte er vom Bischof Erlaubniß nach Florenz gehen zu dürfen, um Farben zu holen, die ihm fehlten, verschloß die Bretterverkleidung und eilte nach Florenz, in der Absicht nicht wieder zum Bischof zurück zu kehren. Als die Sache sich demnach in die Länge zog, und der Maler nicht wieder kam, ließ dieser die Bretterwand öffnen, und erkannte, daß Buonamico schlauer gewesen war als er; darüber ward er sehr zornig, und verbannte ihn lebenslänglich aus seinem Gebiete. Buonamico, der dieß hörte, ließ ihm sagen, er solle ihm das Schlimmste anthun, was er könne, wogegen ihm der Bischof höhlich drohte; endlich indeß bedachte er, daß er gefoppt war, weil er hatte foppen wollen, vergab Buonamico die Beleidigung, und bezahlte ihn freigebig für seine Arbeiten; ja was noch mehr ist, er berief ihn bald nachher wieder nach Arezzo, ließ ihn im alten Dome viele Bilder malen, die jetzt zu Grunde gegangen sind, und behandelte ihn immer wie einen Hausfreund und treuen Diener.

Den Pisanern gefielen die Arbeiten Buonamico's sehr wohl, und der Vorsteher des Campo Santo ließ ihn vier biblische Bilder in Fresco malen, zur Erschaffung der Welt bis zum Baue der Arche Noah. Um diese Gemälde herum malte er eine Verzierung, in welcher er sein Bildniß nach der Natur darstellte; nämlich ein Fries, in dessen Mitte einige Köpfe sind und darunter sein eigener, in einer Cayuze, genau wie man ihn vorn in unserm (Vasari's) Bildnisse sieht. Und da er bei diesem Werke auch einen Gott Vater abbildete, der die Himmel und die Elemente, ja eigentlich das ganze Weltall in Händen trägt, schrieb Buonamico, wie man noch sehen kann, um dieß Bild in Versen zu erklären, welche den Malereien jener Zeit ähnlich waren, mit großen Buchstaben zu Füßen desselben ein Sonett, welches ich wegen seiner Alterthümlichkeit und wegen der Einfachheit der Sprache jener Zeit hier mittheilen will:

Ihr, welche hier Gott Vater schaut im Bilde.
Der thät aus Lieb' die schöne Welt vollbringen.
Und Maaß und Zahl verleihen allen Dingen
Aus milderweller, ew'ger Güt' und Milde:

Der Engelchöre schuf nach seinem Bilde,
Und Stern' und Sonnen läßt in Kreisen schwingen,
Er, welchem Alles mußte wohlgelingen,
Der sich nicht regt, und doch sein Werk erfüllte:

In ihn mögt ihr des Geistes Blicke wenden.
Den Namen deß mit Lob und Preisen nennen,
Der es vermocht, das Weltall zu vollenden;

Und laßt von Lieb' zu ihm das Herz entbrennen.
Damit er einst euch mag zu Engeln senden,
Bei denen Frieden ist, die Glück nur kennen.

In diesem Bilde sehe dargestellt
Das Unten, Mitten, und Oben der Welt.

Von einem geizigen Fürsten und einem sinnreichen Dichter.

Ein orientalischer Schwank.

Der Khalife **Abdulmelik**, Freide seinem Andenken! liebte zar sehr die Wissenschaften und die Gelehrten, mehr aber noch liebte er das Gold, also, daß der Flecken des Geizes die Sonne seiner fürstlichen Tugenden verdunkelte.

Ganz besonders wunderbar war das Gedächtniß dieses Khalifen, was er einmal gelesen oder gehört hatte, das konnte er, ohne eine Silbe zu fehlen, Wort für Wort hersagen. Ein Freund der Dichtkunst, gab es kein größeres Vergnügen für ihn, als auf seinem Gold sitzend, Gedichte zu hören.

Nun sind die Rosenlauben Arabiens wohl reich an Nachtigallen des Gesanges, und die Sänger wären gerneiß in Scharen gekommen und tausend Kehlen hätten das Lob seiner Thaten und den Ruhm seiner Herrschaft besungen, hätte seine Freigebigkeit sie nur herbeilocken wollen; allein er verschloß seinen Beutel und so hielten auch die Sänger ihren Mund verschlossen und keiner rühmte den reichen Fürsten, dessen Kargheit sie hungern ließ und dürsten.

Da ersann diese sparsame Majestät eine List, ihre beiden Leidenschaften zu befriedigen, ohne daß die eine der andern Eintrag thäte. Er ließ alle Meister der edlen Dichtkunst einladen, ihre Gedichte vorzulesen, und verhieß ihnen bei seiner fürstlichen Ehre ein jedes Gedicht mit lauterem Golde aufzuwiegen.

Diese Großmuth wird denen gar gering erscheinen, die nicht wissen, daß in jenen Tagen der Vorzeit das Papier keineswegs dem andern gleich; es waren Schafsfelle von grober Zubereitung, und darum dicker und schwerer als unser Pergament.

Allein der schlaue Fürst dachte an nichts weniger, als diese Schafsfelle mit seinem geliebten Gold aufzuwiegen. Er hoffte die armen Dichter, wenn er ihre Gedichte gehört, wie geschorene Schafe mit einer List heimzuschicken.

Sobald die Einladung des Fürsten im Lande kund geworden, da war es, wie wenn die Sonne des junzen Frühlings den alten Schnee auf den winterlichen Höhen schmilzt. Es geschah dem Khalifen **Abdulmelik** unter dem sonnigen Himmel Arabiens, was in unseren Tagen den Dichtung und Gesang liebenden Schönen **Iratbachs** — Gott segne ihre Weinberge! geschehen, die den Dichtern, zwar nicht Gold, wohl aber edlen Moselwein zum Preise geboten: die Loblieder, die Festgesänge, die Cantaten, die Hymnen strömten auf allen Wegen zum Hoflyre des Fürsten, und der Dichter kamen so viele, daß sie unter freiem Himmel in ihren Kaftanen übernachten mußten. Allein sie ließen sich's nicht verdrießen, denn sie gedachten des reichen Lohnes, und je größer und schwerer die Schafsfelle gewesen, die Jeder herbeigeschleppt, um so höhere Freudensprünge machten sie.

Der verheißene Tag ist erschienen, und der erste der Dichter tritt vor den Beherrscher der Gläubigen, verbeugt sich vor ihm und beginnt sein Gedicht herzusa-

gen. Abdulmelik hört aufmerksam zu von Anfang bis zum Ende. Der Dichter glaubt seines Lohnes sicher zu seyn; der Fürst aber spricht mit ernster Miene: „Wie kannst du, mein Sohn, dich unterfangen, vor meine Augen mit diesem Gedichte zu treten, da es nicht von dir herrührt, sondern ich es selbst ohnlängst verfaßt habe; ich will dir davon den besten Beweis geben, da ich es noch ganz auswendig weiß.“ Er wiederholte hierauf das Gedicht nicht nur selbst zum Erstaunen und Verdruß des armen Dichters, sondern er befahl auch zweien Sclaven, die ihn nie verließen und deren Gedächtniß dem seinen nahe kam, es gleichfalls zu wiederholen. Der von den Beiden, dessen Gedächtniß das treueste war, wiederholte es zuerst; der zweite, der es nun schon dreimal gehört hatte, verfehlte kein Wort. „Du siehst“, fuhr der Khalife fort, „diese Sclaven haben auch mein Gedicht so oft hersagen hören, daß sie es, ohne daran zu denken, auswendig behalten haben; gehe darum in Frieden, und sei ein andermal besser auf deiner Hut vor meinem Gedächtniß, denn ich würde ein einfältiger Mensch seyn, wollte ich das bezahlen, was ich selbst verfaßt habe.“

Wie dem ersten, so erging es dem zweiten und allen folgenden Dichtern. Unter ihnen aber war auch Asmai, ein leuchtender Stern am Dichterhimmel seiner Zeit; er beschloß, sich an dem listigen Geizhals durch eine andere List zu rächen. Er knaupelte aus den fremdartigsten, seltensten, hart auszusprechenden und noch härter zu behaltenden Worten der Sprache ein barokes Gedicht zusammen. Er verzwickelte und verwickelte, verstrickte und versitzte dasselbe dergestalt, machte darin solche Einschaltungen, so unerwartete Sprünge, daß es mehr einem Weichselzopf als einem Gedichte glich.

Alles, was irgend in dieser Art geleistet worden, war nichts hiegegen. Wenn z. B. der alte Voß im III. Buch des Horaz die 27ste Ode übersetzt:

Frevler leit' unselig der Schreier Kibiz,
Leit' ein Hund schwer wandelnd mit Furcht, die Füchsin,
Welche warf, und, rennend zum Lanuviner Felde, die Wölfin.

Oder wenn er die Ode an den Quintilius verdeutscht:

Also ewiger Schlaf deckt den Quintilius!
Dem holdselige Scham, und der Gerechtigkeit
Schwester, lautere Treu, nackende Wahrheit auch,
Wann wohl einigen ähnlich fand.

Oder wenn Friedrich Thiersch in seinem verdeutschten Pindar den thebischen Sänger den fünften isthmischen Preisgesang also anheben läßt:

Namreiche Mutter des Halios, Theia,
Von dir gelehret, achten weit obsiegender Macht
Menschen Goldreichthum und erhaben vor allen.
Schiff' im ereifernden Lauf
Durch die Fluth hinsegelnd und Ross' in den Wagen
In Dir, o Herrin, Ehre findend
Werden staunenswürdig zuschaun unter schnellentrolltem Wettkampf.

Wer diese Verdeutschungen des Römer und Griechen vernommen, die auch dem Gedächtniß etwas widerstreben, und damit das Kunstwerk von Asmai verglichen, der hätte schwören müssen, sie seien ein Muster von reinem fließenden, wohllautenden Deutsch.

Um seinem Werke die Krone aufzusetzen, hatte er als ein gewandter Reimschmied darauf Acht, daß alle Verse in der eintönigsten Weise mit derselben Silbe endigten. Obschon sie von sinnreichem Geiste und heiterem Witze erfüllt waren, so entzogen sie sich dem besten Gedächtniß, wie Jeder leicht begreifen wird.

Mit diesem Gedicht trat er als ein Sohn der Wüste oder armer Beduine gekleidet vor den Fürsten. Anfänglich schnurrte er es in blitzschneller Eile herunter: Abdulmelik konnte kaum folgen; er bat ihn es langsamer herzusagen. Nun aber machte er dazu so seltsame Grimassen und stieg bald und fiel bald mit seiner Stimme so seltsam, daß der Fürst nicht wußte worauf er am meisten merken sollte: auf die wunderlichen Mienen, den seltsamen Wechsel der Stimme, die harten barbarischen Worte, die verwickelten Sätze, die unerwarteten Sprünge, die überraschenden Bilder und Gleichnisse, die eintönigen Reime oder den witzigen, geistreichen, versteckten, anspielungsreichen Sinn des Ganzen.

Der Dichter hatte schon geendet und Abdulmelik war noch um zwei Verse mit dem Verständniß zurück: nur seinem wunderbaren Gedächtniß verdankte er es, dem der Schluß noch in den Ohren nachklang, daß er diesen noch faßte. Allein nun war ihm auch das Ganze wie eine vorübereilende Welle entronnen; er hatte so aufmerken müssen, ihm nur zu folgen, daß er nicht hatte daran denken können, es sich einzuprägen. Wie einer, der einen Berg heruntergelaufen und fort und fort über abgehauene Baumstämme hatte springen müssen, war er athemlos unten angekommen.

So mußte er sich freilich überwunden bekennen und forderte daher, um sich seines fürstlichen Wortes zu entledigen, von Asmai das Pergamentblatt, welches das Gedicht enthielt. „Das Pergament!“ rief der verkleidete Beduine mit verstellter Verwunderung „ach! großer Beherrscher der Gläubigen! wir sind arme Kinder der Wüste; bei uns gibt es keine Federfuchser, keine Tintenfische,

wir ziehen mit unſeren Roſſen von Weide zu Weide; wir ſchlafen unter den Sternen des Himmels und trinken die Quelle der Oaſe aus der hohlen Hand; wir haben kein Pergament, und kennen nicht Feder noch Tinte; wir ſchreiben unſere Gedichte auf die Stirne des Felſen, der uns in der Nacht zum Kopfkiſſen gedient. Deiner Einladung gemäß habe ich dieſen Eſel mit dem Steine, der mein Gedicht enthält, beladen, und ich danke im Voraus deiner großmüthigen Freigebigkeit, o dichtungliebender Fürſt, die es mir mit Gold aufwiegen wird; der Himmel wolle dich dafür belohnen!" damit führte er ſeinen Eſel herbei, hob die Decke herunter, und der Khalife ſah zu ſeinem Schrecken einen ungeheuren Stein auf dem Rücken des Thieres, dem das Preisgedicht eingegraben war.

Die Würde des Khalifen geſtattete ihm nicht, ſein Wort zurückzunehmen; er bezahlte das Werk lachend; aber er lachte damals nicht mit ſo frohem Herzen wie Asmai.

Alſo wußte in den Tagen der Vorzeit die Liſt eines arabiſchen Dichters das Gold aus der Börſe des Khalifen zu locken; wann aber das edele Gold des Moſelweines von Traarbach in einen Becher der hundert um den Preis ſich bewerbenden dürftigen Dichter fließen wird, das weiß noch kein Menſch. Freunden der alten Kunſt aber wird

es angenehm ſeyn, zu vernehmen, daß der berühmte Freiherr von Münchhauſen auf ſeiner jüngſten Reiſe durch den Orient, unfern einer verlaſſenen Moſchee von Bagdad, ein uraltes Steinbild entdeckt hat, das offenbar die obige wahrhafte Geſchichte darſtellt; der Arbeit nach zu ſchließen iſt es ein Werk des bekannten ſinnvollen Meiſters Ibrahim den Wigenſpitzel. Wir theilen es hier Freunden des Alterthums mit, als ein Fragment für eine künftige vermehrte Ausgabe von des Bibius Egnatius Garrulus viel belobten Fragmenta Orientalia.

Waldandacht.

Von Max v. Schenkendorf.

An dem Feſt der Sonnenhöhe
Wall' ich hin zu dir, o Stein,
Daß mich alle Luft umwehe
In dem ſchauerlichen Hain.

Wo die tapfern Väter knieten
Demuthvoll in ſtarkem Muth,
Hell die Freudenfeuer glühten
Heller ihres Herzens Gluth,

Sah' ich noch die Geiſter wallen
Feiernd in der Sommernacht, —
Nein, es kann nicht ganz zerfallen,
Was ein frommer Menſch gedacht.

Morgen- und Abendandacht.

Von demſelben.

Morgenſtern und Abendſtern,
Die der Herr uns angezündet,
Der als Helfer nah und fern
Sich verheißen und verkündet!

Immer und an jedem Ort
Seh' ich ihn ſich niederneigen,
Kann ihn hören immerfort,
Freundlich, treu und ganz mein eigen.

Meine Seele, lege du
Auf den Einen deine Sorgen,
Deute ſein zur Abendruh',
Lob' ihn laut an jedem Morgen.

Deinem Heiland, deinem Herrn
Laß ein helles Lied erklingen;
Morgenſtern und Abendſtern
Preiſen ihn, und Engel ſingen!

Meine Seele, laß dies Bild
Auch im Leben wiederſcheinen,
Sei ſo freundlich, treu und mild,
So bereit ſei du den Deinen.

Die Selbstverläugnung der Kurfürstin Elisabeth von Bayern.

Die väterlichen Ermahnungen, welche unser Kurfürst Maximilian I. seinem Sohne als sein bestes Erbtheil hinterließ, wie viele Perlen unschätzbarer Fürstenweisheit enthalten sie nicht! Welch' eine Strenge gegen sich selbst, welch' eine Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung der eigenen Pflichten, und welch' eine Güte und Milde gegen die Unterthanen spricht sich darin nicht aus! Wie weht nicht in ihnen allen ein wahrhaft christlicher Geist, der auch in dem niedrigsten Unterthan das Ebenbild Gottes, die menschliche Würde des Bruders achtet, und hinsichtlich seiner selbst stets der einstigen Rechenschaft vor Gottes höchstem Richterstuhle eingedenk ist! In diesem Sinne sagt der hochherzige Fürst: „Das Volk übergibt sich dem Regenten nicht zur Dienstbarkeit, sondern zum Schutze. Er, gleichsam der Hirte und Vater der Völker, ist mehr für sie da als sie für ihn, und dann erst ist sein Ansehen und seine Macht auf feste Art gegründet, wenn Alle wissen, daß er nicht bloß über sie, sondern auch für sie herrscht. Solches aber wird nur dem Fürsten gelingen, der gut und weise ist und sich bestrebt, besser zu seyn als die, denen er gebietet. Nach deinem Beispiel wird sich dein Volk bilden und zwar eher im Bösen als im Guten."

Und welch ein barmherziger Sinn offenbart sich in jenem andern Rathe Maximilians: „Willst du in Geschenken das Maaß überschreiten, so überschreite es für die Armen, wenn je gegen die, welche an Gottes Statt empfangen, ein Uebermaaß der Freigebigkeit Statt finden kann. Wie du dich den Armen erweisest, so wird Gott dir sich erweisen. Eine Regierung unter welcher die Armen verachtet, verlassen und unterdrückt sind, kann nicht lange bestehen." Dieselbe schonende Gesinnung verbunden mit politischer Klugheit und Kenntniß des menschlichen Herzens leuchtet aus dem ferneren Spruch: „Mußt du einen Fehler rügen, so thue es nicht selbst, sondern durch Andere. Auf diese Art wirst du dich nicht ereifern oder erzürnen, dein Ansehen besser behaupten und die Gemüther der Deinigen minder verletzen." Wie wohlmeinend dieser Rath aber auch erscheint: seine Gemahlin, die Kurfürstin Elisabeth, eine Prinzessin von Lothringen, eine Frau gleich ausgezeichnet durch Geist wie durch Herzensgüte, wußte es ihm hierin durch großmüthige Selbstverläugnung noch zuvorzuthun. Sie vertrat, so erzählt Westenrieder von ihr, während der öfteren Entfernungen ihres Gemahls gleichsam die Stelle eines geheimen Kanzlers, dem die Pflicht obliegt, die Geschäfte von erster Wichtigkeit in seine unmittelbare Aufsicht zu nehmen. Gleichwie sie nun äußerst besorgt war, daß die Geschäftsbriefe und Kriegsberichte ja so förderlich als möglich beantwortet, daß von den geheimen Kriegsräthen Alles geschwind, ordentlich und pünktlich vorgetragen, beschlossen, und bald wieder zurückefördert werden möchte: so bemerkte sie im Jahre 1632, da der Kurfürst Maximilian bei Nürnberg dem Gustav Adolph eine längere Zeit gegenüber stand, daß die Thätigkeit des Geschäftsgeistes manchmal etwas zu lange schlummerte, und besonders glaubte sie bei einem der ansehnlichsten Räthe wahrzunehmen, daß er sich bei seinen Arbeiten recht gemächlich Zeit lasse, und daß er seine Zeit öfter an langen Tafeln, als am Arbeitstische zubringe. Da sie zu klug und zu verständig war, um nicht recht gut zu wissen, wie sehr man der brauchbaren und wichtigen Männer schonen müsse: so war sie weit entfernt, jenem Herrn ihre Wahrnehmungen zu verstehen zu geben, oder ihm darüber eine Erinnerung zu machen; aber ihrem Gemahl, dem Kurfürsten, schrieb sie: er möchte sich in dem nächsten Brief an sie über die Langsamkeit, mit welcher die Geschäfte manchmal betrieben würden, nachdrücklich über sie beschweren, und ihr nicht anders, als wenn sie die Sachen vernachlässigte, nur recht heftige Vorwürfe schreiben. Der Kurfürst ließ sich um so etwas nicht zweimal bitten, und die Kurfürstin erhielt unverzüglich einen Brief, der vollkommen nach ihren Wünschen geschrieben war. Diesen Brief ließ sie nun im versammelten geheimen Kriegsrath ablesen, und zugleich die Herren ersuchen, ihr solche Ausputzer künftig zu ersparen.

Wenn du dieß von der edelen Fürstin gelesen hast, so wirst du gewiß sprechen: „Das war schön!" noch schöner aber wär's, wenn du es ihr nachmachen wolltest.

Merk's!

Ein Himmel ohne Sonn',
Ein Garten ohne Bronn,
Ein Baum ohne Frucht,
Ein Mägdlein ohne Zucht,
Ein Süpplein ohne Brocken,
Ein Thurm ohne Glocken,
Ein Soldat ohne Gewehr,
Sind alle nicht weit her.

Inhalt des dritten Heftes.

1847.

	Seite
Der Waldvogel	65
Der Mensch eine Stadt, nach Johannes Tauler	65
Von Engeln und von Bengeln, Gedicht von Eichendorff	65
Fürstenspiegel und Hofsitten.	
Ludwig der Heilige, aus einem Schreiben Joinvilles an den Herzog von Burgund	66
Die schweigenden Höflinge	66
Altdeutsche Freimüthigkeit	66
Der österreichische und der russische Gesandte	67
Orientalisches Hofleben	69
Ein Schiffbruch. Schreiben des Sir Stamford Raffles	69
Die Erbschaftstheilung, ein serbisches Volkslied	71
Ein löblich Exempel König Rudolfs, welcher Gestalt er in einer dunkeln Sach' das Recht erforscht, nach Lehman	72
Altes und neues Schäferspiel	73
Irische Noth und irische Barmherzigkeit. (Schluß.)	74
Koch in Rom 1829, geschildert von Beda Weber	76
Festlied zur Jubelfeier des Bischofs Michael Wittmann, von Melchior Diepenbrock	82
Was lehren die Zeichen der Zeit? von Michael Wittmann	84
Eine Jugenderinnerung an Westerlieder, von F. P.	85
Sebastian Knorr, geschildert von Westerlieder	87
Parentation an Anselmo, von Matth. Claudius	88
Wiegenlied	88
Die Kinder im Walde	89
Die Blume der Blumen, von Runge	90
Aus dem Leben des florentinischen Malers Buonamico Buffalmacco	90
Von einem geizigen Fürsten und einem sinnreichen Dichter. Ein orientalischer Schwank	94
Waldandacht und Morgen- und Abendandacht, zwei Gedichte von M. v. Schenkendorf	96

Deutsches Hausbuch.

Allen Liebhabern der übernatürlichen Physik wird hiedurch bekannt gemacht, daß vor ein Paar Tagen der weltberühmte Zauberer Philadelphus Philadelphia, dessen schon Cardanus in seinem Buche de natura supernaturali Erwähnung thut, indem er ihn den von Himmel und Hölle Beneideten nennt, allhier auf der ordinären Post angelangt ist, ob es ihm gleich ein Leichtes gewesen wäre, durch die Luft zu kommen. Er ist nämlich derselbe, der im Jahre 1482 zu Venedig auf öffentlichem Markt einen Knaul Windfaden in die Wolken schmiß, und daran in die Luft kletterte, bis man ihn nicht mehr gesehen. Er wird mit dem Ersten künftigen Monats anfangen, seine Ein-Thalerkünste auf dem hiesigen Kaufhause öffentlich-heimlich den Augen des Publici vorzulegen, und wöchentlich zu bessern fortschreiten, bis er endlich zu seinen 500 Louisd'or-Stücken kommt, darunter sich einige befinden, die, ohne Prahlerei zu reden, das Wunderbare selbst übertreffen, ja, so zu sagen, schlechterdings unmöglich sind.

Es hat derselbe die Gnade gehabt, vor allen hohen und niedrigen Potentaten aller vier Welttheile und noch vorige Woche auch sogar im fünften vor Ihro Majestät der Königin Oberna auf Otaheite mit dem größten Beifall seine Künste zu machen.

Er wird sich hier alle Tage und alle Stunden des Tages sehen lassen, ausgenommen Montags und Donnerstags nicht, da er dem ehrwürdigen Kongreß seiner Landsleute zu Philadelphia die Grillen verjagt, und nicht von 11 bis 12 des Vormittags, da er zu Konstantinopel engagirt ist, und nicht von 12 bis 1, da er speiset.

Von den Alltags-Stückchen zu einem Thaler wollen wir einige angeben, nicht sowohl die besten, als vielmehr die, die sich mit den wenigsten Worten fassen lassen.

1) Nimmt er, ohne aus der Stube zu gehen, den Wetterhahn von der Frauen-Kirche ab, und setzt ihn auf die St. Peters-Kirche, und wiederum die Fahne des St. Peter-Kirchthurms auf die Frauen-Kirche. Wenn sie ein Paar Minuten gesteckt, bringt er sie wieder an Ort und Stelle. NB. Alles ohne Magnet, durch die bloße Geschwindigkeit.

2) Nimmt er 6 Loth des besten Arseniks, pulverisirt und kocht ihn in zwei Kannen Milch und traktirt die Damens damit. So bald ihnen übel wird, läßt er sie 2 bis 3 Löffel voll geschmolzenes Bley nachtrinken, und die Gesellschaft geht guten Muths und lachend auseinander.

3) Läßt er sich eine Holz-Axt bringen und schlägt damit einem Chapeau vor den Kopf, daß er wie todt zur Erde fällt. Auf der Erde versetzt er ihm den zweiten Streich, da denn der Chapeau sogleich aufsteht und gemeinlich fragt: was das für eine Manier sey? Uebrigens so gesund wie vorher.

4) Er zieht drei bis vier Damens die Zähne sanft aus, läßt sie von der Gesellschaft in einem Beutel sorgfältig durch einander schütteln, labet sie alsdann in ein kleines Feldstück, und feuert sie denjenigen Damen auf die Köpfe, da denn jede ihre Zähne rein und weiß wieder hat.

5) Ein metaphysisches Stück, sonst gemeiniglich res meta physicam genannt, worin er zeigt, daß wirklich etwas zugleich seyn und nicht seyn kann. Erfordert große Zubereitung und Kosten, und gibt er es bloß der Universität zu Ehren für einen Thaler.

6) Nimmt er alle Uhren, Ringe und Juwelen der Anwesenden, auch baares Geld, wenn es verlangt wird, und stellt Jedem einen Schein aus. Wirft hierauf Alles in einen Koffer und reist damit nach Kassel. Nach 8 Tagen zerreißt jede Person ihren Schein, und so wie der Riß durch ist, so sind Uhren, Ringe und Juwelen wieder da. Mit diesem Stück hat er sich viel Geld verdient.

NB. Diese Woche noch auf der obern Stube des Kaufhauses, künftig aber hoch in freier Luft über dem Marktbrunnen. Denn wer nichts bezahlt, sieht nichts.

Philadelphus Philadelphia Lichtenberg, Doctor universalis, Obertrompeter und Flickschneider.

Jahrgang 1847 oder II. Band. IV. Heft.

München, in Commission der literarisch-artistischen Anstalt. **1847.**

A.D. BIBL. U.S.M. MONAC.

Ein Wunderbalsam für alle Gebrechen von Leib und Seele, von Staat und Kirche für drei Kreuzer.

Frei nach Dettmeyers.

Herbei! herbei, Ihr Herren und Damen! endlich ist die wahre Morgenröthe der Heilkunde, nachdem die Welt 6000 Jahre schmerzlich darauf geharrt, erschienen; was kein Doktor, kein Staatsmann, kein Philosoph bis dahin vermocht, soll nun von mir geschehen, von mir, der ich's Euch verkünde. Es sey aber fern von mir mich mit fremden Federn zu schmücken, meine Bescheidenheit müßte hierüber erröthen. Nein, dieß mein unvergleichliches Wundermittel kömmt direkten Wegs aus dem steinigen Arabien; ich bin nur sein demüthiger Ausspender. Dem berühmten Philosophen Pythagoras hat es die Welt zu verdanken. Dieser große Menschenfreund, von dem ihr gewiß schon oft gehört habt, erreichte durch diesen unbegreiflichen Balsam gesund und wohl ein Alter von neunhundert Jahren, neun Monaten und neun Tagen; ja er behielt dadurch solch eine jugendliche Rüstigkeit, daß er sich selbst im Augenblick seines Todes frisch und gesund wie ein Fisch befand. Ich kann's euch beschwören: wäre er nicht gestorben, so würde er gewiß noch lange gelebt haben.

Allein das Recept dieses Balsams ging leider im Lauf der Jahrhunderte verloren, bis es durch ein Ungefähr, das ich wohl ein zufälliges nennen darf, neulich in den Wüsten des steinigen Arabiens wiedergefunden ward, wo es seitdem Furore gemacht hat.

Mit den größten Gefahren habe ich mich dorthin begeben, es den Eingebornen abzulocken, um mein Vaterland damit zu beglücken. Seine Excellenz, der Minister des Innern, und der Herr Bürgermeister der Haupt- und Residenzstadt haben mir in einem schmeichelhaften Schreiben für diesen meinen Heldenmuth gedankt. Sehen sie hier, meine Herren und Damen! diesen meinen Wunderbalsam, den die Akademie von Berlin und die von Wien, noch ehe sie einmal errichtet war, mit ihrem Beifall beehrt haben. Die Aufschrift beweiß's, daß ich Ihnen nichts aufbinde. Ich will mich aber nicht mit Lobpreisungen aufhalten, ich sage nur Eins: mein Balsam heilt Alles, selbst die Krankheiten, die man noch nicht hat. — Ja, meine Herren! dieß Mittel heilt schon im Voraus, so verschieden ist es von vielen anderen, die nicht einmal nachher heilen. — Es heilt die Kranken, es heilt die Gesunden, und es muß Jemand ganz und gar maustodt seyn, wenn es ihm nicht aufhelfen soll. — Hat Jemand Migräne? Gut! Gießen Sie zwei oder drei Tropfen in ein Glas Wasser, trinken sie ohne Furcht, es hat keinen schlechten Geschmack und riecht ganz und gar nicht. Nun gut! frack! und ihre Migräne ist fort, als hätte sie Jemand mit der Hand hinweggenommen. — Schmerzt Sie vielleicht der Fuß? Gut! dieselbe Dosis: frack! und fort ist der Schmerz, als wäre der Fuß abgeschnitten. — Sie haben vielleicht die Gicht, die Schwindsucht, das gelbe Fieber, den Typhus, die Cholera, Krampf, Schwindel, die fallende Sucht oder was weiß ich, es ist Alles gleich: trinken Sie! frack! und Sie spüren nichts mehr.

Kurz, mein Lebensbalsam heilt alle Risse und Schmisse, was gequetscht und geschunden, alle Stich- und Brandwunden, was zerfratzt und gebissen, was erwürgt und zerissen. Man darf es nur sehen, um's zu glauben.

Es wäre mir ein Leichtes, Ihnen eine ganze Menge der aller wunderbarsten Kuren anzuführen und ich könnte Ihnen auch die Zeugnisse der Kranken selbst zeigen: das wäre aber Eitelkeit; ich will daher schweigen.

Zu Petersburg in Rußland z. B. schickte seine Majestät der Kaiser aller reihen und weißen Reußen mehrere Staatswagen mich abzuholen, um ihrer Majestät der Kaiserin einige Tropfen meines Balsams beizubringen, nachdem den berühmtesten Doktoren aller Länder sämmtlich d'r Latein ausgegangen war. „Heile die Kaiserin," sagte der rechtschaffene Monarch zu mir, (ich meine, ich höre ihn noch) „heile sie, mache meine Gemahlin gesund und ich will die die Hälfte meines großen Reiches geben." — Ich heilte sie in der That, und von dem Kammerdiener des rechtschaffenen Monarchen erhielt ich auf der Stelle einen blanken Thaler zu 2 Fl. 24 Kr. Die Kur war es aber auch wohl werth. Die zweiundzwanzig Jahre und einige Monate alte Kaiserin war am Alter erkrankt. Es handelte sich also blos darum, sie zu verjüngen. Entschuldigen Sie diese Bagatelle. Also gut! es war eine Kleinigkeit und ich schäme mich fast, davon zu reden. Drei Tropfen den Tag während eines Monats genügten sie von 75 Jahren zu heilen, das machte auf den Tag etwas mehr als zwei Jahre minder. Sie blieb mithin bei siebzehn Jahren. Welch ein reizendes Alter, die Zeit des Spielens und Lachens, welche die Dichter so sinnreich den Frühling des Lebens nennen. Zum Unglück aber für sie, ihre Majestät die Kaiserin waren mit der Umwandlung nicht zufrieden. Die erlauchte Dame wollte nur fünfzehn Jahre zählen: das war so ihr Gedanke. Sie bezog also die Unvorsichtigkeit noch heimlich von meinem Balsam zu nehmen. Sie irrte sich in der Dosis und verjüngte sich gar zu sehr, so zwar, daß sie, als ich Petersburg in Rußland verließ, wieder gänzlich in die Kindheit gefallen war. Ihr erhabener Gemahl mußte sie wieder einpfropfen lassen

Lebensspruch.

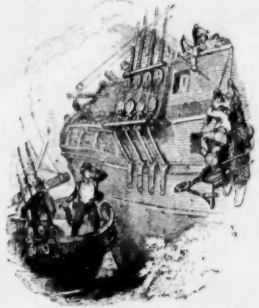
Ich hab' mein' Sach' auf Gott gestellt,
Er ist der Alte noch;
Und was auch sinnt die ganze Welt,
Am Ende siegt er doch.

Der Schiffer wird am Fels zerschellt,
Der seinen Wink verlacht:
Ich hab' mein' Sach' auf Gott gestellt,
Der Alles treu bewacht.

Wie grimmig auch der Teufel bellt,
Mich schreckt nicht seine Wuth:
Ich hab' mein' Sach' auf Gott gestellt,
Und Gott macht Alles gut.

Von einem Pariser Schmutzpudel.

Einem englischen Offizier vom 41. Regiment, so erzählt uns Peter Parley, den sein Weg in Paris öfter über eine der Seinebrücken führte, wurden hier die frisch gewichsten Stiefel von einem Pudel beschmutzt, der sich zufällig an ihnen abrieb. Er trat also zu einem Manne, der seinen Stand nahe bei der Brücke hatte, um sie putzen zu lassen. Da ihm inzwischen derselbe Umstand immer wieder begegnete, so wurde er aufmerksam. Er beobachtete den Hund, und gewahrte nun bald, wie der Pudel sich im Schlamme des Flusses herumwälzte, und dann auf irgend Jemand, der blanke Stiefel trug, lauerte, an denen er alsbald seinen schmutzigen Pelz abrieb. Da er weiter entdeckte, daß der Hund dem Schuhputzer gehörte, so schrieb er diesem den Kunstgriff zu. Nach einigem Zögern gestand derselbe es ihm auch offen ein, wie er dieß praktizire, um Kunden zu gewinnen. Eingenommen von der Gelehrigkeit des klugen Hundes, kaufte der Offizier ihn für einen hohen Preis und brachte ihn nach England hinüber. Einige Zeit hielt er ihn angebunden, dann ließ er ihn frei. Der Hund blieb einen oder zwei Tage bei ihm und verschwand alsdann. Nach vierzehn Tagen fand man ihn wieder bei seinem frühern Herrn, wo er sein altes Amt fortsetzte. — Was die Pariser doch für findige Schelmen sind! wird Mancher sagen, und doch ist der Schuster mit seinem Pudel nichts so Außerordentliches. Treiben denn nicht manche unserer deutschen Schmier- und Dreckblätter und Blättchen, die täglich oder wöchentlich erscheinen, so ziemlich dasselbe Handwerk? Haben nicht auch sie ihre dienstfertigen Dreckpudel, die ehrlichen Leuten durch ehrenrührige Schmutzartikelchen die Schuhe besudeln? Der Schmutz wird gelesen und trägt etwas ein; wollen sich die Angegriffenen rechtfertigen, so können sie die Einrückungsgebühren zahlen; die Rechtfertigung aber wird wieder gelesen und bringt abermal ihren Gewinn. Pfui des schmutzigen Handwerks!



Barny O'Reirdon's Seeabenteuer.

Vorwort.

Ein sehr bezeichnender Charakterzug des Irländers besteht darin, daß er sich nicht gern übertreffen sieht. Einige haben behauptet, Eitelkeit sei die Ursache hievon; ich war aber nie geneigt, meinen Landsleuten einen lieblosen Beweggrund zu unterschieben, wenn sich ein besserer

aufkunden läßt und zwar ein solcher, der zu dem gleichen Endziele führt. Ich glaube also diese Eigenthümlichkeit entspringt aus einem tiefgewurzelten Geiste der Nacheiferung. Die Schädellehre mag meinetwegen dieß Räthsel durch die Annahme lösen, daß in unseren irischen Köpfen die Sucht nach Ruhm und Lob eine Hauptstelle einnimmt; ich befasse mich nun einmal nicht mit philosophischen Studien, und überlasse es darum einem Jeden sich darüber eine Meinung zu bilden; für meinen Theil begnüge ich mich mit der Kenntniß des erwähnten Thatbestandes selbst, daß nämlich ein Irländer sich ungern ausstechen läßt. Dieser Geist mag die Menschen allerdings manchmal, wie leicht zu denken ist, in lächerliche Lagen versetzen; eben so natürlich ist es aber auch, daß eine solche Begierde, es den Andern zuvorzuthun, gewiß manche der edelsten Thaten und einige der nützlichsten Erfindungen hervorgebracht hat: wir wollen darum nicht übel davon denken.

Nachdem ich auf diese Weise den Beweggrund meiner Landsleute in Schutz genommen, will ich nun beweisen, daß ich es frei von jedem Nationalvorurtheil that, indem ich in den folgenden Blättern eine Erläuterung der lächerlichen Folgen geben werde, welche diese irische Absonderlichkeit nach sich zieht.

Samuel Lover.

Erster Theil.

Barny's Ausfahrt.

Es war gut, und sie kamen immer weiter und viel weiter, als ich euch erzählen kann. Aus einem Kindermärchen.

Barny O'Reirdon war ein Fischer von Kinsale, und nie ließ ein beherzterer Bursche ein Netz oder eine Angelschnur in Meerestiefe; ja wohl! abgesehen davon, daß Barny ein herrlicher Geselle unter seinen Kameraden war, ein Liebhaber von guten Späßen und guten Schlückchen, so fahren seine Genossen, die Nachbarfischer, auch noch zu ihm wie zu einem wahren Orakel hinan, und wenige Boote brachten mehr Fische zu Markte als Barny O'Reirdon. Seine Meinung über gewisse Punkte des Handwerks wurde daher wie ein Gesetz betrachtet. Kurzum Barny war in seiner kleinen Gemeinde, was man so gemeinhin den Hauptthahn nennt.

Nun aber pflegt ein solcher Hahn oder Hauptmann immer in dem umgekehrten Verhältniß des Umfanges seines Einflusses eifersüchtig zu seyn. Der Führer einer Nation wird sich weniger über den Triumph eines Nebenbuhlers ereifern, als der Bürgermeister eines Fleckens. Steigen wir diese Leiter tiefer hinab, was für ein verzweifelt eifersüchtiges Wesen muß dann das Orakel von Austernfischern und Hühnerweibern seyn! und das war Barny O'Reirdon.

Eines Nachts in einem Wirthshause, der gewöhnlichen Zufluchtstätte von Barny und den andern Meerwundern, gerieth er in einen Wortwechsel mit einem fremden Segel, wie er es zu nennen pflegte, das heißt mit einem Manne, dem er nie früher begegnet war und den er gern in Schiffetei-Fragen von oben herunter behandelt hätte. Indessen der Fremde war nicht minder geneigt, sich hoch über ihn zu stellen; bis er endlich gegen Barny einen ordentlichen Ausfall mit dem Ausruf machte: „Heda! so schweigt doch einmal, Hauptmann Großmaul, Meister O'Reirdon; beim Kriegs-Donnerwetter! es ist genug, ja, es ist's, um einen Hund seinen Vater beißen zu machen, euch so prahlen zu hören, gerade als wärt ihr ein Seefahrer wie der Columbus oder der Amerikaner Pitzlibutzli; da doch, beim Henker! alle Welt weiß, daß ihr nirmals in eurem Leben weiter kamt, als den Krebsen nachzulaufen und Austern aufzulauben."

„Wer sagte euch das, ihr Meerwunder von der Froschpfütze!" erwiderte Barny „Was, zum Guckuck! versteht ihr vom Seefahren und Fischen außer in der Suppenschüssel neben eurer Großmutter."

„O das mag sein!" sagte der Fremde. — „Und wie unterfangt ihr euch so mit meinem Namen umzuspringen?" fragte wieder O'Reirdon." „Was liegt daran?" entgegnete der Fremde, „doch wenn ihr es wissen wollt, ja gewiß, eurer Base Molly Mullins kennt mich wohl, und vielleicht kenne ich euch und die eurn eben so wohl, wie die Mutter, die euch geboren; ja wahrhaftig! bei meiner Seele, ich kenne eure Gedanken, als ob ich in eurem Kopf säße. Barny O'Reirdon."

„Meiner Treu! dann kennt ihr bessere Gedanken als die euren, Herr Lippenklapped! wenn das der Name ist, auf den ihr geht."

„Nein, das ist nicht der Name, auf den ich gehe; ich habe einen Namen so gut wie der eure, Meister O'Reirdon, in Ermangelung eines besseren, und der heißt: O'Sullivan."

„Wahrhaftig der ist schon mehr als zu gut für euch," sagte Barny.

„Gut oder schlecht, ich bin euer Vetter im zweiten Grade von der Mutter Seite her."

„Und seid ihr vielleicht der Sohn der Widda O'Sullivan, der die letzte Lichtmeß vor vier Jahren wegging?"

„Derselbe."

„Mein Seel! dann hättet ihr bessere Manieren von eurem Eltern lernen können; doch bin ich froh, sey es wie es will, euch zu sehn; freilich ein bischen Reisen

macht uns etwas aufgeblasen," erwiderte Barny in verächtlichem Tone.

„Ich habe mich gewiß niemals mit Prahlereien befaßt, und was ich sage, das bleibt: daß ein Mann, der all sein Leben lang nur am Lande hin und her fischte, nicht nöthig hat, wenn von Schiffsmanövrirungen die Sprache ist, sich mit einem Manne zu vergleichen, der nach Fingal segelte."

Das letzte Wort brachte jede Einrede von Barnys Seite zum Schweigen.

Wo Fingal lag, das war für Barny Griechisch; indessen, wenig geneigt wie er war, seine Unwissenheit einzugestehen, deckte er seinen Rückzug mit der gewohnten Gewandtheit seiner Landsleute, indem er die Bitterkeit, den Aerger des Streites in eine herzliche Verwillkommnung zu Ehren seines Vetters verwandelte. Das Glas ging frisch von Mund zu Mund und das Gespräch nahm nun eine andere Wendung, fern von dem, was bald zum Zankapfel zwischen ihnen geworden wäre. Der Stand der Frucht, die Gemeindeabgaben, der Straßenbau wurden abgehandelt, und in Betreff des letzteren, allerlei nützliche Projekte aufs Tapet gebracht, während die Verdienste der benachbarten Pächter durchgezogen wurden.

„Ja wohl," sagte einer „das Feld von Michel Coghlan, ist doch das schönste Feld, was je ein menschliches Aug' gesehen — Blitz! wenn ich jemals, fern oder nah, ein ähnliches sah."

„Ja freilich," sagte ein Anderer, „es scheint ein schöner Buchwaizen zu seyn, doch ich kann mir nicht helfen, es kömmt mir wunderlich vor, daß der Michel Coghlan, der unter uns gesagt, ein schlichter und einfältiger Mann zu seyn scheint, schöneren Waizen haben sollte, als der Peter Kelly von dem großen Hof in der Nähe, von dem doch Jedermann weiß, daß er alle Geheimnisse der Erde kennt, und so ausstudirt ist, daß er alle die verflixten Namen, die je erfonnen wurden, an seinen Fingerspitzen herzählen kann."

„Meiner Treu," sagte der frühere Redner, „er hat einen schönen Schwadenmagen von Beredsamkeit, wenn damit etwas auszurichten wäre; doch was die Feldwirthschaft betrifft, da kann er dem Michel nicht das Wasser reichen."

„Was, Hagel und Wetter!" entgegnete der Vertreter der Wissenschaft. „Ja eines Tages traf er mit dem schottischen Rentmeister zusammen, den der Lord bei sich hat, und das ist, wie ich höre, ein ganz besonders instruirter Herr, der uns allen zum Muster hierher beschrieben ward; gut, Peter Kelly traf eines Tags mit ihm zusammen, und sapperlot! er disputirte ihn dergestalt auf den Sand, daß das schottische Maul kein Wort in seiner Kehle mehr übrig hatte."

„Nun, und war er darum besser, weil er mehr Geschwätz machte, als der Schotte?" fragte der Andere.

„Wie" antwortete Kelly's Freund, „ich sollte doch denken, der Mann, der den schottischen Rentmeister ausstach, müßte doch etwas mehr verstehen von der Landwirthschaft, als Michel Coghlan."

„Bah! schwätzt mir nichts von Wissenschaft," sagte der Andere sehr verächtlich. „Ja, ich geb euch zu, daß er zu schwatzen weiß und ein gutes Maulstück hat, und das ist Alles. Mag seyn, daß er die Theorie und die Chemisterie besitzt, aber die Körner hat er doch nicht; der Mann aber, der das Korn hat, der ist der Mann für mein Geld."

„Ihr habt recht, Freund," sagte O'Reirdon mit einem beifälligen Schlag seiner braunen Faust auf den Tisch, „mit Reden ist wenig gethan, auf das Thun kömmt's an."

„O, ihr mögt schimpfen auf die Gelehrsamkeit" sagte der unerschrockene Vertheidiger der Theorie gegen die Praxis, „die Gelehrsamkeit ist doch ein feines Ding. Ei ja, wo wäre denn die Welt ohne sie? und wo wären die Dampfschiffe, gäbs keine Gelehrsamkeit?"

„Gut," sagte O'Reirdon, „und dem Guckguck läge was d'ran, wenn wir sie nie gesehen hätten; ich will lieber mit dem Wind und dem Segeltuch als mit solchem Zeug zu thun haben! Wozu sind sie auch gut, als brave Seeleute in Küchenmägde zu verwandeln, einen wie den andern; da mögen sie den großen Wassertopf zum Feuer stellen oder Fett in dem eisernen Kessel schmelzen oder Kohlen anblasen. Ach! diese Dampfschiffe sind ein Unglück für die See; sie sind für alle Welt wie finkende Nebel; das raucht von Morgens bis Abends und ist für nichts gut."

„Nennt ihr das für Nichts gut, weiter zu gehn, als jemals vorher Schiffe gingen?"

„Bah, Salomon und die Königin von Saba sagten, es wäre Zeit genug zu allen Dingen."

„Ja wohl, für euch!" sagte O'Sullivan. „Sicher und schnell kömmt weit in einem Tag, heißt ein gutes altes Sprüchwort. So werdet ihr doch wenigstens eingestehen, daß die Verbesserung, die sie jetzt in dem Meerbusen bei Dublin machen, etwas Gutes ist."

„Wir wollen erst sehen, ob es auch eine Verbesserung ist," sagte der hartnäckige O'Reirdon.

„Wie, Menschenkind! ihr werdet doch eingestehen, daß es der größte Vortheil ist, die schweren Felsen mitten aus dem Grund des Meerbusens herauszuholen!"

„Nun, und was wäre denn dabei zu verwundern, wir thun ja dasselbe hier auch."

„Ja wohl! aber wohlgemerkt, es geschah, als die Fluth vorüber war und die Felsen herauskamen, dort aber hauen sie die Felsen hinweg ganz unter der See."

„O, sey ruhig! wie können sie denn das thun?“

„Aha, das ist ja eben die Sache; das ist es, was die Gestudirtheit kann, und es ist sehr zum verwundern; und die Art davon ist die, wie ich höre, denn ich habe es niemals gesehen, doch hört' ich einen Lord es einigen Herrn und Damen eines Tags beschreiben in seinem Garten, wo ich dem Gärtner Zellerie setzen half. Ihr seht, der Inschenir (Ingenieur) geht ganz unter das Wasser und kann dort bleiben, so lang es ihm gefällt.“

„Pah! und was ist denn dabei auch zu verwundern? hörte ich ja doch einmal den langen Matrosen, der aus Ostindien kam, erzählen, daß die Inschenirs dort ganz unter dem Wasser leben können, und hinunter gehen, um Diamanten zu suchen, und einen Schmiedehammer in ihrer Hand haben, um die Diamanten zu zerschlagen, wenn sie zu groß sind um sie ganz aufzuheben, gerade wie die Arbeiter die Straßensteine zerschlagen.“

„Nun, ich für meinen Theil freilich, ich hab keine Lust, hinunterzugehen; die Art aber, wie des Lords Inschenir hinuntergeht ist die: er hat eine kleine Glocke bei sich und so lang er die kleine Glocke läuten kann, mag ihm kein Leid noch Weh geschehen.“

„Sapperlot, sey stät!“

„Lüg du und der Pfiffpuzli.“

„'S mag seyn, es ist eine geweihte Glocke“ sagte O'Reirdon, indem er sich bekreuzte.

„Nein, es ist keine geweihte Glocke.“

„Wie könnt ihr denn denken, daß ich wie ein neugeboren Kind mir euer Geschwätz soll aufbinden lassen, als ob das Läuten einer Glocke, die keine geweihte Glocke ist, so was vermöchte! Ich sag euch, das ist rein unmöglich.“

„Ha! vor Gott ist nichts unmöglich.“

„Recht, ich will dem nicht widersprechen; aber ich sage, so eine Glocke ist unmöglich.“

„Ei.“ sagte O'Sullivan, „ihr seht, er ist in der Erklärung der Maschine nicht deutlich; es geschieht nicht durch das Läuten der Glocke, sondern —“

„Sondern wodurch?“ unterbrach ihn O'Reirden ungeduldig. „Wollt ihr sagen, es sey eine Glocke überhaupt dabei im Spiel, ja überhaupt?“

„Ja wohl!“ erwiederte O'Sullivan.

„Ich sagt es ja auch“ begann wieder der Erzähler der Geschichte.

„Freilich“ sagte O'Sullivan „aber es geschieht nicht durch das Läuten der Glocke.“

„Nun! wodurch geschieht es denn?“ sagte der Andere, in einem halb beleidigten, halb verächtlichen Tone.

„Es geschieht,“ entgegnete O'Sullivan, indem er den Blick ausdrucksvoll erweiterte „es geschieht allein durch Gehommetrie.“

„Oh! ich versteh es jetzt,“ sagte O'Reirdon mit einer unnachahmlichen Miene von Verständniß in dem Ob! „Doch von dem Läuten der Glocke zu reden, die solche Kraft hätte, das ginge doch über alles hinüber; es müßte denn seyn, wie ich vorhin bemerkte, daß es eine geweihte Glocke wäre, Gott im Himmel die Ehre!“

„Und so sagt ihr mir also, das geschehe durch Gehommetrie?“ begann wieder der zweifach geschlagene Mann der Wissenschaft.

„Ja Herr!“ sagte O'Sullivan mit einer triumphirenden Miene, die in dem Maaße ausdrucksvoller wurde, als er bemerkte, wie er die Horcher mit sich fortzog — „durch Gehommetrie.“

„Nun wohl! so behaltet denn eure Meinung! es gibt ja Menschen, die auf keine Gründe hören wollen, die kein Vertrauen auf die Wissenschaft haben. Ihr mögt immerhin sagen, es sey Gehommetrie, wenn's euch so gefällt; ich hörte es aber von denen, die es besser wissen müssen, als ihr es sagen könnt.“

„Bst, bst, so beiß euch beide das Mäuslein,“ sagte O'Reirdon, „poh Blitz! was zankt ihr euch doch um nichts und habt ein gutes Glas vor euch! heda Frau Hurtig, bringt uns einen andern Schoppen, wenns beliebt; ja das ist der rechte Trumpf, einen andern Schoppen. So! — Jetzt mögt ihr schwören, bis ihr im Gesichte blau werdet, von euren Erfindungen und Dampfschiffen und euerem Glockengeläut, und von Alphalt und Eisenbahnen; doch mein Vivat und Hoch gilt dem Mann, der das große Schoppenglas erfand. Das war mir doch noch eine schöne Erfindung!“ und damit that er einen langen Zug aus dem gefüllten Glas, womit er kräftigst bewies, daß das vergrößerte neue englische Maß ganz nach dem Geschmack eines Mannes wie Barny war.

Nach der Einleitung von diesem und noch weiteren Schoppen möchte es eine schwierige Aufgabe seyn, dem Gange des Gespräches zu folgen, das sich hieran anreihte; wir wollen darum unsere Geschichte an den nächsten Morgen versetzen, als Barny von seiner Hütte später als gewöhnlich hergeschlendert kam, mit Augen, die von dem Trinkgelag der vorhergegangenen Nacht Zeugniß gaben. Er hatte indeß keinen Kopfschmerz davon, sey es nun, daß Barny ein zu wohl abgehärteter Krieger unter Bacchus Fahnen war, oder daß der Ruhm der Frau Hurtig guten Grund hatte, wenn sie sagte, daß von allem Trinken in ihrem Hause kein Schweinskopf Kopfweh bekäme. Diese Frage ist schwer zu entscheiden; doch wär ich eher geneigt, an die Stärke von Barnys Kopf zu glauben. Die erwähnte Erklärung von Frau Hurtig ist die beliebte Einladungsformel, welche jeder gutgelaunte Wirth in Irland oben von seinem Tische an seine Gäste richtet: „Seid unbesorgt, meine Kinder, es ist die rechte Sorte, kein Schweinskopf

bekömmt Kopfweh davon." Dieſes Gefühl hat unſer Dichter Thomas Moor auf die zarteſte Weiſe wiedergegeben, ohne daß er jedoch im Geringſten an den Spruch dachte, welchen er damit überſetzte. Wer erinnerte ſich nicht ſeiner Verſe, die daſſelbe nur eleganter ausdrücken:

Den Becher ſchlürf, Geliebter! jetzt,
Er hellt, was kummerkrank,
Und eh ihr Kuß dich ſüßer letzt,
Kein Falſch iſt in dem Trank.

Er macht wie ihrer Schönheit Licht
Dein Herz berauſcht von Glück,
Doch läßt, wie Liebestraum, er nicht
Ein bittres Weh zurück.

Barny ſpazierte in der Sonne umher; unter dem Schutze ſeiner zuſammengepreßten buſchigen Brauen und lang behaarten Wimpern und ſeiner die Stirne quer beſchattenden Hand blickte er oft gen Himmel, um am Stande der Sonne zu ſehen, welche Zeit des Tages es ſey. Die öftere Wiederholung dieſer Bewegung zeigte deutlich, daß der Tag ſchwer auf Barny laſtete. Er zog ſich zuletzt in einen ſonnigen Winkel eines benachbarten Feldes zurück und ſtreckte ſich hier der vollen Länge nach aus. In der Sonne ſich wärmend, begann er, von dem Pokal ſüßer und bitterer Gedanken zu ſchlürfen. Hier dachte er zuerſt über ſein unbegreifliches Anſchen in dem kleinen Dorfe nach; allein noch immer konnte er der Bekümmerniß der vorhergehenden Nacht nicht Herr werden, daß ihn nämlich der verwünſchte O'Sullivan zum Schweigen gebracht, ein Schlingel, wie er ſich ſelbſt ausdrückte, der den Ort vier Jahre früher noch als Bube verlaſſen hatte. Und nun zu denken, daß er zurückgekehrt ſey, und ältere Leute anſtecke, die ihn noch als Knabe auf der Straße rennen geſehen, den man wenige Monate früher ohne Weiteres zurechtweiſen konnte: das war zu bitter. Barny ſah ſeinen Ruf in einer bedenklichen Gefahr, und dachte drüber nach, wie ſein Unglück zu beſſern ſey. Der bloße Name von Fingal war ihm verhaßt, es war ein verpeſteter Ort, wo ſein Friede unheilbar krank darnieder lag. Er dachte zuerſt daran, Kinſale ganz zu verlaſſen; aber eine Flucht glich ſo ſehr einer Niederlage, daß er ſich bei dem Gedanken nicht länger aufhielt. Nein, ich will bleiben, allen O'Sullivans zum Trotz, ihren Kindern und Kindskindern, Vettern und Baaſen. Zu gleicher Zeit aber fiel ihm ein, daß er nie das Verſtummen dieſes verhaßten Ortes Fingal erleben würde, und hätte Barny die Gewalt gehabt, ſo würde er ein Strafgeſetz erlaſſen haben, welches den Tod auf die bloße Nennung dieſes verdammten Ortes gegen wen immer verhängt hätte. Da ihm indeſſen die Würde eines Geſetzgebers fehlte, ſo fühlte er, Kinſale lange nicht für ihn, wolle er nicht über ſich ergehen laſſen, daß ihn Jeder, der ihm einen Harm anzuthun wünſchte, Mann, Weib und Kind, in jeder von den 24 Stunden des Tages verſpottete. Was war zu thun? er war, um uns ſeines Ausdrucks zu bedienen, in der verzweifelten Lage der Katze in der Holzkammer. Er wußte nicht welchen Ausweg wählen. Zuletzt, nachdem er ſich mehrmals in der Sonne herumgewälzt hatte, kam ihm ein neuer Gedanke. Konnte er nicht ſelbſt nach Fingal gehn? und dann war er ja dem Glückspilz, dem O'Sullivan, gleich. Dieſer Gedanke war nicht ſo bald in ihm erwacht, als Barny, wie neu geboren auf die Füße ſprang: ſein Auge glänzte, ſein Schritt war wieder ſchnellkräftig, er ging aufrecht, und fühlte, daß er wieder ganz und gar Barny O'Reirdon ſey, König Richard war wieder er ſelbſt.

Wo aber war Fingal? da lag der Haas. Es war dies ein tiefes Geheimniß für Barny, welches den armen bis zu ſeiner glücklichen Enthüllung in den niederen Banden der Knechtſchaft halten mußte. Der ehrliche Leſer wird ſagen: konnte er denn nicht fragen? nein, nein, das hätte ſich nie für Barny gezient; das wäre ja ein offenes Geſtändniß ſeiner Unwiſſenheit geweſen, über welches ſeine Seele erhaben war; und dem gemäß ſetzte er ſeine Augenbrauen in Bewegung. Mittel zu erſinnen, um auf irgend einem Umweg, der das vorgeſteckte Endziel nicht verrieth, zu der verborgenen Kenntniß zu gelangen. In ſeinem fruchtbaren Hirn wurden zu dieſem Endzweck, während er längſt dem Ufer hinſchlenderte, fünfzig Luftſchlöſſer ſeiner Schlauheit erbaut und in halb ſo viel Minuten wieder zerſtört, und während er noch an dem einundfünfzigſten eifrig baute, wurde es in Trümmer geworfen, indem er gegen Jemand anſtieß, deſſen Nahen er nicht bemerkt hatte, ſo verſunken war er in ſeine Grübeleien. Wie er aufſchaute, wer konnte es anders ſeyn, als ſein Freund, der lange Matroſe von Oſtindien. Dieſer erſchien ihm wie ein gottgeſendeter Engel, der ſeine kühnſten Hoffnungen überflügelt. Von allen Menſchen unter der Sonne war der lange Matroſe in dieſer Stunde unter einer Million der Mann für Barny's Netz. Er zog es dem gemäß unverweilt ein, und hielt es für den größten Fang, den er all ſein Leben gethan.

Barny und der lange Matroſe blieben den übrigen Tag in enger Vertraulichkeit bei einander und beſchloſſen ihn, wie den vorhergehenden, mit einem Trinkgelag. Bei dieſer Gelegenheit indeſſen wurde nur ein Duett zu Ehren des heitern Gottes aufgeführt und das Trankopfer ging auf Barny's Koſten. Was den Inhalt ihrer Geſpräche während dieſer Zeit ausmachte, darüber will ich mich nicht verbreiten, ſondern mit Barny den Schleier des tiefſten Geheimniſſes darüber decken, und mich damit begnügen, zu ſagen, daß Barny am folgenden Tage wie ein viel glücklicherer Menſch aufſah. Statt daß er ſeinen

Hut schlotternd trug, und die Augen auf den Boden heftete, ging er mit seiner gewohnten Sorglosigkeit, und schenkte jedem Freund, der ihm begegnete, seinen Nicker und seinen Gruß. Er rollte seinen Kautabac mit dem Ausdruck besonderer Vergnüglichkeit im Munde herum, und wurde er durch eine Frage in seinem narkotischen Genusse gestört, so nahm er sich vorher gehörig Zeit dazu, den beißenden Extrakt auszuspeien, bevor er dem Frager mit einer heiteren Miene antwortete, die einen Mann verrieth, der vollkommen mit sich zufrieden war.

In dieser vergnüglichen Stimmung kehrt Barny seine Schritte nach dem Hause des Peter Kelly, des Inhabers des großen Hofes nebenan, von dem früher die Rede war. Er wollte hier einen Plan in Ausführung bringen, den er in der Absicht gefaßt hatte, es dem O'Sullivan gleich zu thun. Peter Kelly, der in der ganzen Gegend für den aufgeweckteſten Kopf galt, schien ihm eben der rechte Mann, ihm in seiner Spec, wie er es nannte, beizustehen. Es war dieß eine seiner Lieblings-Abkürzungen für das Wort Speculation. Sobald er also den großen Hof erreicht hatte, bewillkommte er den Eigenthümer mit seinem gewohnten: „Grüß Gott!“ „Grüß Gott euch auch Barny!“ erwiderte Peter Kelly, „und was führt euch, Barny! hierher?“ fragte Peter weiter, „an einem so feinen Tage, statt draußen im Boot zu ſeyn?“ — „O ich werde früh genug draußen im Boot ſeyn, und es iſt weit genug, wohin ich damit gehen will, und es iſt zum Theil grad das, was mich her zu euch führt.“ —

„Wie! habt ihr mich nöthig, um mit euch zu fahren, Barny?“

„Das eben nicht, Freund Kelly! Ihr ſeid zu Land ein erfahrner Mann; aber ich fürchte, man hat ſchlechten Gewinn mit euch auf der See.“

„Und was brachte euch darauf, von mir und eurem Boot zu ſprechen?“

„Wie ihr ſeht, Freund, ſo war es wegen eines kleinen Geſchäftchens, und wenn ihr mit mir gehen wollt, und einen Gang ins Kartoffelfeld machen, ſo will ich mich darüber ausſprechen, und ihr ſollt etwas hören, was euch nicht mißfallen wird.“

„Ha willkommen Barny!“ ſagte Peter Kelly.

Als Barny und Peter im Kartoffelfeld waren, eröffnete Barny die Gräben, ich meine damit nicht die Kartoffelgräben, ſondern militäriſch geſprochen die Laufgräben, und beſtürmte den guten Peter Kelly, indem er ihm den ungeheuren Gewinn vorrechnete, den ſeine Nachbaren durch die Ausfuhr von Kartoffeln in verſchiedenen Specs gemacht hätten. „Und wahrhaftig,“ ſagte Barny, „warum ſollte ihr nicht daſſelbe thun, ihr habt ſie ja da zur Hand, das iſt ſchon ſo viel, und warum wollt ihr nicht durch mich gewinnen, Peter Kelly? und das Boot liegt unten am Ufer, und ich will nicht zu viel ſagen, aber es gibt meiner Seel kein beſſeres zwiſchen dort und uns.“

„Ja wohl, das glaub ich Barny,“ ſagte Peter, „denn wenn wir den Ort, wo wir ſtehen, betrachten, ſo iſt ganz und gar kein Boot zwiſchen uns, ja ganz und gar“ und Peter lachte dazu mit unendlichem Vergnügen über ſeinen eigenen Witz.

Ei wohl! ihr wißt ja doch, was ich meine, und jedenfalls, wie ich zuvor ſagte, das Boot iſt ein Blitzboot, und was den betrifft, der es ſteuert, ſo glaub ich nicht, daß es nöthig iſt von dem zu reden“ — und Barny warf ſich dabei in die Schultern und rieb ſich die Hände, indem er damit die beifällige Hindeutung auf ſeinen eignen Werth mehr als verdoppelte.

Um jedoch, wie ein irriſches Sprüchwort ſagt, eine lange Geſchichte kurz zu machen: Barny überredete den Peter Kelly zu einer Ausfuhr. Indeſſen waren ſie über die Waare ſelbſt nicht einig. Barny ſchlug Kartoffeln vor, Peter ſagte, es wären ihrer dort ſchon genug, wo er hin ging, und Barny entgegnete, es gäbe Artikel, die ſetzen ſo gut an ſich ſelbſt, daß man nirgends ihrer zu viel haben könne; da indeſſen Peter ein ſtudirter Mann war, und alle Geheimniſſe der Erde kannte, und ſich auf die Theorie und die Chemiſterie verſtand, ſo ſiegte er über Barny's Vorſchlag, und es wurde eine Ladung geſalzener Makrelen beſchloſſen; wobei ſie jedoch gänzlich vergaßen, daß Dubliner Häringe ein viel beſſerer und wohlfeilerer Artikel für die Bewohner von Fingal geweſen wären. Indeſſen hatte der ſcharfſinnige Herr Kelly in manchen ähnlichen Miſgriffen an andern Speculanten ſeines Gleichen, und für Barny war es ganz gleich, ob ſein Boot Kartoffeln oder Makrelen führte, wenn er nur die Ehre und den Ruhm gewann, ein Seefahrer wie O'Sullivan zu werden. Demzufolge wurde das Boot geladen und Alles bereit gehalten, um in See zu gehen. Es fehlte nun nichts mehr als Barny's Befehl, den Anker zu lichten und die Segel zu ſpannen. Barny jedoch zögerte damit und zeigte zum erſtenmal in ſeinem Leben eine Abneigung das Ufer zu verlaſſen. Einer ſeiner Bootsleute ſagte zuletzt zu ihm: „Wie? was? Barny O'Kelydon, ſeid ihr denn ganz und gar verhext? ja ganz und gar? was ſoll euer Zögern hier bedeuten? iſt das Boot ja bereit und weht eine ſeine liebliche Luft vom Lande her.“

„O, laß es gut ſeyn, ich meine, ich verſtehe meine Sache wie Einer; und es iſt hart, ja es iſt's, wenn ein Mann ſein eigen Boot nicht ſegeln laſſen kann, wenn es ihm gefällt.“ — „O, ich dachte nur, es wäre unvernünftig und ſchade, wie ich zuvor ſagte, einen ſo ſchönen Wind zu verlieren und“ —

„Gut, behalte deine Gedanken für dich ſelbſt, wenn's

dir beliebt, und bleibe im Boot, wenn ich bitten darf, und geh' nicht heraus, in keinerlei Art und Weise, keine Minute; denn du ſiehſt, ich weiß nicht, wann es mir gefällig ſeyn wird, an Bord zu gehn und die Segel zu ſpannen."

„Gut denn! Alles, was ich ſagen kann, iſt: daß ich euch niemals vorher in Furcht ſah, zur See zu gehen."

„Wer ſagt, ich ſey furchtſam?" erwiederte O'Reirdon, „du thuſt wohl daran, das nicht noch einmal zu ſagen oder meiner Treu! ich will dir eine Prügelſuppe geben, die deiner Geſundheit nicht ſehr zuträglich ſeyn ſoll,„ja wahrlich, für drei Strohhalme will ich dich den Augenblick dergeſtalt bedienen, daß dich deine eigne Mutter mit der Schmiere, die ich dir gebe, nicht wieder erkennen ſoll; doch ich verachte deinen lumpigen Vorwurf, noch kein Menſch hat je Barny O'Reirdon in Furcht geſehen, ſey es, wo es will; halte dein Maul, ſag ich dir, und blick zu beſſeren Leuten hinan; was verſtehſt du von Schifffahrt? Vielleicht denkſt du, es ſey eben ſo leicht, eine Seereiſe zu machen, als ſiſchen zu gehen" damit drehte ſich Barny auf dem Fuße herum, und verließ das Ufer.

Der folgende Tag verfloß, ohne daß das Boot unter Segel ging, und Barny gab einen völlig hinreichenden Grund für ſeine Verzögerung an, indem er erklärte, es ſey ihm im Traum eine Warnung zugekommen (Ehre ſey Gott!) und es ſey ihm (vom Himmel) zu verſtehen gegeben worden, es würde an dieſem Tage unglücklich ſeyn auszufahren.

Wohl, der folgende Tag war Freitag, und Barny war ſo wenig, wie irgend ein anderer Matroſe geneigt, an einem ſo übel berüchtigten Tage fortzufahren.

Am Samſtag jedoch kam er in aller Eile das Ufer herabgerannt, und gab Befehl, alle Segel aufzuziehen, nahm das Steuer des Fahrzeugs in die Hand, kehrte ſeine Spitze meerwärts, und alsbald durchſchnitt das Boot die blauen Waſſer mit einer Schnelligkeit, wie man ſie wohl ſelten an einem ſo kleinen Schifflein ſieht, und welche denen unglaublich ſcheinen wird, die nie die Leichtigkeit einer Barke von Kinſale geſehen.

„Wie kommt ihr denn nur ſo gewaltig ſchnell zu dem Entſchluß, Barny?" ſagte der Fiſcher, der dem Anſehen nach O'Reirdon zunächſt ſtand, ſobald der Lärm, das Boot in Lauf zu bringen, ſich gelegt hatte.

„Nun ich hoffe, ihr werdet endlich zufrieden ſeyn," entgegnete Barny, „meiner Seel, man ſollte denken, ihr wäret nie zur See geweſen; ihr hattet ja eine Haſt fortzufahren, wie ein ungeduldiges Kind mit einem neuen Spielzeug." — „Ja wohl," ſagte der andere von Barny's Kameraden, denn es waren nur zwei mit ihm im Boot, „ich dachte ſelbſt, ſo gut wie der Jackele, daß wir für nichts zwei ſeine Tage verloren hätten, und wir wären beinah ſchon da, wenn wir drei Tage früher unter Segel gegangen wären."

„Glaube doch das nicht," erwiederte Barny mit zweifelhafter Würde. „Ihr wißt ja doch ſelbſt, daß es Tage gibt, wo die Fiſche nun einmal nicht an die Schnüre kommen, und wo wir unſere Netze eben ſo gut auf trockne Land als ins Meer auswerfen könnten, der Fang iſt derſelbe, wenn wir an einem Unglückstag ausfahren; gewiß ich wartete einzig und allein auf ein ſicheres Zeichen, daß es gut fahren ſey, und ich will wetten, wir werden früher dort ankommen, als wenn wir vor drei Tagen abgeſegelt wären; denn wenn ihr nicht zur glücklichen Stunde abfahrt: meiner Treue! ſo kommt ihr nie zum Ziel einer Reiſe."

„Gut, es iſt jetzt nicht nöthig darüber noch weiter zu ſprechen; aber wann glaubt ihr dort anzukommen?"

„Wir! du begreifſt doch, daß wir erſt warten müſſen, bis ich euch ſagen kann, wie der Wind anhält, ehe ich hieran denken darf."

„Aber, Barny! ihr ſeid doch ſicher, daß ihr auf dem rechten Weg ſeid, wohin ihr gehen wollt?"

„Sieh da! laß mich allein und plag mich nicht mit Fragen; ſo ſchweig doch einmal! meinſt du, ich wäre ſo ein Tollkopf, mich in eine Sache einzulaſſen, der ich nicht gewachſen bin?"

„Das eben nicht, ich wollte euch ja nur fragen, nach welcher Richtung hin ihr ſteuern wolltet?"

„Das wirſt du bald genug erfahren, wenn wir hinkommen, und ſo bitt ich dich noch einmal, laß mich allein!. halte deine Hand in deiner Taſche! ich bin ja am Steuer und habe meine Laſt, und für dich, Jackele! iſt es beſſer, an deine eigene Arbeit zu denken und mich in meiner ungeſtört zu laſſen; weg von hier! und ſeid mir flink! halt den Zipfel da feſt, wir müſſen den Wind ſcharf faſſen, flink ihr Burſche! ſpannt Alles auf!"

Dieſen Befehlen wurde gehorcht und das Schifflein gewann alsbald den Lauf windwärts eines Schiffes, welches vor ihm die Bay verlaſſen hatte, das aber nicht mit der gleichen Beharrlichkeit wie das kleine Fahrzeug mit dem Wind halten konnte, da dieſes in dem beſonderen Fall ſich viel beſſer für den Zweck eignet, für den es beſtimmt iſt, nämlich als Pilot und Fiſcherboot zu dienen.

Wir haben geſagt, ein Schiff hätte den Hafen verlaſſen, ehe Barny unter Segel ging, und es iſt nun paſſend, den Leſer in Kenntniß zu ſetzen, daß es unſerm Barny in dem Verlauf der letzten Zuſammenkunft mit dem langen Matroſen gelungen war, heraus zu bringen, daß dieß Schiff, welches damals noch im Hafen lag, gerade an denſelben Ort ging, wohin Barny wollte. Sein Operationsplan war daher ſogleich entſchieden: er

hatte nichts Anderes zu thun, als die Richtung dieſes Schiffes zu beobachten und ihm in ſeinem Laufe zu folgen. Hiermit hatte er denn auf einmal eine neue Weiſe der Seefahrt entdeckt.

Die Sterne, die mit ihrem geheimnißvollen Glanze das ſchweigende Dunkel der Nacht erleuchten, waren es, die zuerſt als ſichtbare Führer die Schiffer des Alterthums auf ihren abenteuervollen Fahrten ermuthigten. Im Fortgang vertraute der Seemann, ermuthigt durch eine kühnere Wiſſenſchaft, der unſichtbaren Wirkſamkeit der Natur, indem er ſich dabei auf die Treue eines Eiſenſplitters verläßt, womit dieſer dem Norden huldigt. Dieß iſt eine Verbeſſerung der Kunſt aus einer andern entſpringend. Doch die liebenswürdige Einfalt der Philoſophie von Barny O'Reirdon kann nicht genug bewundert werden: einem Schiffe folgen, das nach demſelben Ziele geht; heißt das nicht die Schiffahrt leicht wie Kinderſpiel machen.

Barny jedoch, gleich manchem großen Manne vor ihm, ſchien nicht zu gewahren, zu welchem Vertrauen ihn ſeine Entdeckung berechtigte; denn er fand nicht für gut, ſeinen Kameraden die Eigenthümlichkeit ſeines Verfahrens mitzutheilen. Er wünſchte nur, ſie glauben, er verfahre auf die alltägliche Weiſe, und hatte nicht den Ehrgeiz, als der glückliche Entdecker einer ſo einfachen Procedur ſich ausgezeichnet zu ſehen.

In dieſer Abſicht eilte er windwärts an dem Schiff vorüber und hielt dann wieder inne, indem er demſelben den Vorrang ließ, gerade als ob er nicht wünſche, daß ſelbſt die Leute an Bord deſſelben auf den Gedanken kämen, er folge ihnen nach; denn Barny fürchtete, gleich allen Leuten, die von einem einzigen Gedanken voll ſind, und ſich einbilden, alle Welt gebe auf ſie Acht, ein Jeder möchte ſeine Beweggründe auskundſchaften. Den ganzen Tag folgte Barny demſelben Weg wie ſein Führer, ſich in ehrfurchtsvoller Entfernung haltend; wie er ſich jedoch ſelbſt ausdrückte, that er es aus Furcht, es möchte ſonſt den Anſchein einer Neckerei haben. Als jedoch die Nacht gekommen war, kam auch Barny dem Schiff näher, und hatte ein ſcharfes Augenmerk darauf, daß es ihm in der Finſterniß nicht entſchlüpfen möchte. Der Morgen dämmerte und fand das kleine Fahrzeug und das große Schiff immer in Geſellſchaft; und ſo ging es fort vier Tage, während welcher Zeit ſie trotz dem hellen Wetter kein Land mehr ſahen, ſeit ſie es zuerſt aus dem Geſicht verloren.

Bei meiner Seel, dachte Barny, der Canal muß in dieſer Gegend gewaltig breit ſeyn, denn den letzten Tag und ſo fort ſind wir mit dem flatternden Tuch verflixt raſch voran gekommen, und ich wundere mich, daß wir zu dieſer Zeit noch nicht am Land ſind; doch es iſt vielleicht weiter als ich dachte. Hierzu kam noch, daß ſeine Kameraden ihn über die Sache auszufragen anfingen, Barny ſetzte jedoch ihrer Neugierde eine Stirne mit unerſchütterlicher Ruhe entgegen, und ſagte: „Es war immer der beſte Rath, guten Muths die hohe See zu halten.“ In zwei weiteren Tagen begann inzwiſchen die Luft fühlbar wärmer zu werden und Barny und ſeine Kameraden merkten, daß man der ſchönſten Witterung, Gott ſegne ſie, die ſeit langen Jahren der Himmel geſchenkt, entgegen gehe; es möchte wohl, ſo meinten ſie, heuer der Weizen gut gerathen und gewaltig viel geben.

Es war am Ende einer Woche, daß das Schiff, welches Barny bis dahin im Aug' behalten hatte, ihm ein Zeichen zu geben ſchien, wie er dachte, als wolle es auf ihn los ſteuern; und dieß geſchah in der That.

Barny fing nun an zu überlegen, was das Schiff in aller Welt von ihm haben wolle, und damit begann er, ſich auf allerlei Antworten zu beſinnen für die Fragen, die das Schiff möglicher Weiſe an ihn richten könnte, wenn es ihn anrufen ſollte. Er war in der That bald aller Zweifel überhoben, als das Schiff ihn wirklich begrüßte, und ihm befahl, an ſeine Seite anzulaufen, und der Kapitain von dem Verdeck herab fragte, wo er hingehe.

„Meiner Treu, ich gehe meinen Geſchäften nach,“ ſagte Barny.

„Aber wohin?“ entgegnete der Kapitain.

„Wie! das wäre der Mühe werth, wo ein armer Mann hingeht wie ich,“ ſagte Barny.

„Ich möchte blos wiſſen, warum ihr und in aller Welt immer fort und fort folgt, die ganze letzte Woche hindurch.“

„Euerm Schiff folgen? Alle Wetter! glaubt ihr denn, ich folgte euerm Schiff?“

„Es ſieht in der That faſt ſo aus,“ ſagte der Kapitain.

„Wie? gingen denn vorher nie zwei Menſchen dieſelbe Straße?“

„Ich will dem nicht widerſprechen, doch es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen einem Schiff von ſieben hundert Tonnen und euerm Fahrzeug.“

„O, was das betrifft,“ entgegnete Barny, „die große Landſtraße dient eben ſo wohl einer Karoſſe mit Vieren und einem Schiebkarren, einem reiſenden Handwerksburſchen und einem Grafen zu Roß.“

„Das iſt allerdings wahr,“ ſagte der Kapitain, „aber der Fall iſt nicht derſelbe, mein Freund! und ich kann nicht begreifen, was der Zufluck euch hierher führt.“

„Und wer gab euch denn auch den Auftrag etwas davon zu begreifen?“ fragte Barny ziemlich unverſchämt.

„Alle Wetter! wenn ich mir nur denken könnte, was ihr da zu ſuchen habt, mein feiner Burſche,“ ſagte der Ka-

pitain, „ja ich glaube faſt ihr wißt beim Guckguck ſelber nicht, wohin ihr geht.“

„O, das mag ſeyn,“ ſagte Barny mit einem ſpöttiſchen Gelächter.

„Warum wollt ihr es denn nicht ſagen?“ fuhr der Kapitain fort.

„Oho, Kapitain! wißt ihr denn nicht, daß manchmal ein Schiff gehalten iſt nach geheimer Ordre zu fahren?“ ſagte Barny, indem er dabei beharrte, den Fragen durch Geſchwätz auszuweichen.

Es erfolgte ein allgemeines Gelächter von dem Verdeck des Schiffes bei dem Gedanken, daß ein Schifferboot unter Geheimer Ordre ſegle; denn die ganze breite Seite des Schiffes hatte ſich mittlerweile mit Mäulern angefüllt, die gafften, und Augen, die verwundert nach Barny und ſeinem Boote hinabſahen. „O jede Kleinigkeit bringt Narren zum Lachen,“ ſagte Barny.

„Nimm dich in Acht, braver Burſche! daß du nicht über kurz mit der böſen Seite deines Mundes lachſt; denn ich bilde mir ein, daß ihr verdammt auf dem Holzweg ſeid, ſo ſchlau als ihr euch auch ſelber haltet. Wer hat ſo was erlebt, der Dummkopf kann nicht einmal ſagen, was ihn hierher führt!“

„Potz tauſend! man ſollte glauben, das Reden ſtände euch allein zu, ſo vorlaut ſeid ihr mit euren Fragen. So ſchweigt denn endlich einmal, wahrhaftig! ich hab ſo gut ein Recht, hier zu ſeyn als ihr; obſchon ich kein ſo großes Schiff habe, noch ſo fein ein Kleid; und doch kann ich vielleicht mit dem einen eben ſo gut ſegeln und habe unter dem andern ein eben ſo kühnes Herz.“

„Sehr wohl,“ ſagte der Kapitain, „ich ſehe, daß es unnütz iſt, mit euch weiter zu ſprechen, ſo fahrt denn meinetwegen wohin ihr wollt,“ — und fort fuhr das Schiff und ließ den Barny voll Zorn und ſeine Kameraden voll Erſtaunen zurück.

„Warum wolltet ihr es ihm aber auch nicht ſagen?“ fragten ſie nun Barny.

„Ei, merkt ihr denn nicht,“ entgegnete Barny, deſſen Abſicht es war, ſie zu täuſchen, „merkt ihr es nicht? Wie mir ſcheint, möchte er wohl ſelbſt an den nämlichen Ort gehen, und vielleicht hat er eben ſo gut wie wir eine Ladung von Makrelen, und da möchte er gern vor uns dort ſeyn.“

„Wahrhaftig, darin habt ihr wieder Recht, Barny,“ ſagten ſie, und da nun ihren Fragen Genüge geſchehen, ſo verſtrich der Tag, indem ſie dem Schiffe wieder folgten.

In vier weiteren Tagen begannen indeſſen die Lebensmittel dem Boot auszugehen und ſie waren genöthigt, ihre Zuflucht zu ihren Makrelen zu nehmen. Barny ſelbſt wurde ernſtlich beſorgt über die Länge der Reiſe und die Wahrſcheinlichkeit ihrer noch längeren Dauer, da ſich noch immer nichts von dem Gegentheil ſehen ließ. Gedrängt von ſeinen eigenen Beſorgniſſen und denen ſeiner Kameraden fühlte er ſich endlich bewogen, da gerade ein leichter Wind blies, dem Schiff den Vorſprung abzugewinnen, und als er ſich ihm zur Seite fand, begehrte er eine Unterredung mit dem Kapitain.

Sobald der Kapitain hörte, das kühne Boot, wie die Schiffsmannſchaft es getauft hatte, ſey in ſeinem Bereich, kam er auf das Verdeck und ſo bald er dort erſchien, ſchrie Barny: „Hagel und Wetter! lieber Kapitain, wann denkt ihr denn dort zu ſeyn?“

„Wo?“ ſagte der Kapitain.

„Ei, das wißt ihr ja ſelbſt,“ entgegnete Barny.

„Das iſt gut für mich,“ erwiederte der Kapitain.

„Wahrhaftig für euch, in der That, euer Gnaden,“ ſagte Barny in ſeinem ſanfteſten Ton, „aber wann wollt ihr am Ende eurer Reiſe ſeyn, beſter Kapitain?“

„Ich kann ſagen in ungefähr drei Monaten,“ ſagte der Kapitain.

„O, heilige Mutter!“ rief Barny, „drei Monat! Geht mir, ihr ſcherzt wohl, lieber Kapitain, und wollt mich nur erſchrecken.“

„Wie ſollte ich euch erſchrecken wollen?“ fragte der Kapitain.

„Wie denn! euer Gnaden, um die heilige Wahrheit zu ſagen, ich hörte doch, ihr wolltet auch dort hin gehen, und da ich auch dort hin gehen wollte, ſo dachte ich, ich könnte nicht geſcheidter thun, als einem ſo kundigen Edelmann, wie ihr, zu folgen, und mir ſelbſt die Mühe ſparen, den Ort ausfindig zu machen.“

„Und wohin denkt ihr denn eigentlich, daß ich gehe?“ ſagte der Kapitain.

„Wie denn?“ ſagte Barny, „nicht nach Zingal?“

„O nein,“ erwiederte der Kapitain, „nach Bengal“ (in Oſtindien.)

„O Gott! o Gott! rief Barny, was ſoll ich jetzt thun! Was ſoll ich jetzt thun?“

Zweiter Theil.

Barny's Heimfahrt.

Es bläst ein böser Wind, der keinem wohl thut.
Alter Spruch.

Der Kapitain hieß nun Barny auf das Verdeck kommen, da er eine Unterredung mit ihm zu haben wünschte über etwas, was er natürlicher Weise als ein ganz außerordentliches Ereigniß ansah. Hilf Himmel! der gute Kapitain kannte nur wenig die Irländer, sonst wäre er gewiß nicht so erstaunt gewesen. Barny erschien. Verwunderte Fragen und noch mehr verwunderte Antworten folgten in raschem Fluß zwischen dem Befehlshaber und Barny, der in seiner unglücklichen Lage herumtrippelte, sich an den Kopf schlug, seinen Hut auf alle Art zerknitterte, und seiner Verzweiflung in Flüchen Luft machte.

„O du Gaudieb von einem langen Matrosen! all meines Herzens Zorn über dich, daß du mich in eine so verdammte Klemme hineingeführt hast; tausend! ich dachte, er spräche von Fingal und nun hör ich, ist es Bingal; der Guckguck hole die Schifffahrt, daß ich mich auch jemals mit dir einließ und mit dir anband. O könnt' ich es dich nur entgelten lassen, verwünschter O'Sullivan! Wenn ich dir nur jemals begegnete, unglückseliger Landstreicher, der du mir solche Gedanken in den Kopf gesetzt hast. So ist es denn wahr und ihr geht nach Bingal und nicht Fingal?"

„Ja, du Kind Irlands."

„Und darf ich mich unterstehen zu fragen, Kapitain: ist Bingal viel weiter als Fingal?"

„Allerdings ein bischen, lieber Paddy."

„Feuer und Mord! Hilf Himmel! wie will ich denn jemal dahin kommen, jemal, jemal!" schrie Barny.

„Nun indem ihr umkehrt und den Weg, den ihr gemacht habt, so schnell ihr könnt, zurück macht."

„Zurück! o Königin des Himmels! wie will ich jemals zurückkommen?" sagte der entsetzte Barny.

„Demnach kennt ihr selbst euern Weg nicht, wie es scheint."

„Freilich kenne ich ihn, recht gut, so lang euer Gnaden vor mir waren."

„Aber ihr kennt euern Rückweg nicht."

„Nicht so ganz, die Wahrheit zu sagen, euer Gnaden."

„Könnt ihr steuern?" fuhr der Kapitain fort.

„Sapperdibix! wenn eine Hand in ganz Kinsale besser das Ruder zu führen versteht!" sagte Barny mit seiner gewohnten Großthuerei.

„Gut, so weit wäre es schon recht," entgegnete der Kapitain, „und ihr versteht euch auf die Striche des Compasses, ihr habt doch einen Compaß, denk' ich."

„Einen Compaß? bei meiner Seel es ist nicht allein ein Compaß, sondern ein Paar von Compassen, die mir mein Bruder, der Zimmermann, zum Neujahrgeschenk zurückließ, als er auf Reisen ging; aber was die Striche angeht, da kann ich euch nicht viel davon sagen, denn die Kinder richteten ihn ganz zu Grund, indem sie Löcher in den Boden bohrten."

„Ei, potz tausend! was sagt ihr da?" fragte der Kapitain.

„Sprachen euer Gnaden mir nicht von den Strichen des Compasses?"

„Schäm dich, du Dummkopf! was für ein unwissender Mensch müßt ihr seyn, der ihr noch nicht einmal wißt, was ein Compaß ist, und all euer Leben auf der See zubringt. Ihr kennt denn doch die Cardinalpunkte?"

„Die Cardinäle? ja wohl, und ich habe einen großen Respekt vor ihnen, euer Gnaden, nicht wahr, sie gehören ja zum Papst?"

„Ei so schäm dich, du Dummerian!" schrie der Kapitain in Wuth, „man müßte ja die Geduld des Papstes und der Cardinäle und die Cardinaltugenden obendrein haben, um es mit euch ruhig auszuhalten. Kennt ihr die vier Gegenden des Windes?"

„Ja wohl, bei meiner Seel, und noch mehrere."

„Gut, bekümmert euch nicht um mehrere, bleiben wir einstweilen bei den vieren. Ihr seid also gewiß, daß ihr die vier Windgegenden kennt?"

„Ei das wär ein schlimmes Ding, wenn ein seefahrender Mensch gar nichts vom Winde verstehen sollte; wie, mein lieber Kapitain, ihr müßt mich für einen rechten Simpel halten, daß ihr meint, ich verständ gar nichts vom Winde. Alle tausend! ich verstehe mich eben so gut auf den Wind als ein Schwein."

„Ja wohl, das glaub ich," lachte der Kapitain.

„O, ihr mögt lachen, wie ihr wollt, und ich sehe nur daraus, daß ihr euch mit all eurer Gelehrsamkeit nicht auf die Schweine versteht, Kapitain."

„Nun, was soll denn das Schwein?"

„Wie, Herr! ihr habt niemals gehört, daß ein Schwein den Wind sehen kann?"

„Ich könnte das eben nicht sagen."

„Ja freilich thut es das, und was das angeht, wer hätte wohl ein Recht, sich besser darauf zu verstehen?"

„Ich einmal nicht, das kann ich wohl sagen, Paddy; vielleicht habt ihr auch ein Schwein mit auf die Reise genommen, um euch zu unterrichten."

„Leider, euer Gnaden, nicht einmal so viel davon als ein Stück Schinken; aber vielleicht haben euer Gnaden niemals ein Schwein seinen Rüssel aufwerfen gese-

hen und so ganz seltsamlich und wie betrunken vor einem Sturm laufen."

„Nun, und was denn weiter?"

„Ei, das geschieht, wenn sie den Wind kommen sehen."

„Mag seyn, Paddy, aber mit all dieser Schweinswissenschaft werdet ihr den Weg nicht nach Hause finden, und wenn ihr meinem Rath folgt, so werdet ihr jeden Gedanken an eure Rückkehr aufgeben und zu mir an Bord kommen. Ihr und eure Kameraden, ihr werdet mir, das darf ich wohl sagen, nach ein wenig Unterricht recht nützlich zur Hand gehn; jedenfalls aber kann ich euch nicht hier auf der offnen See lassen, wo es so gut wie gewiß ist, daß ihr zu Grunde geht."

„Wie aber! ja wirklich ich bin euer Gnaden Dank schuldig; es ist eine außerordentliche Gefälligkeit, die ihr mir da anbietet; ja wohl, und jeder Zoll an euch ist ein Ehrenmann; doch ich hoffe, es steht nicht so schlimm mit uns, um etwas der Art zu thun."

„Ich denke indessen, es steht schlimm genug," sagte der Kapitain, „wenn ihr ohne Compaß seid und euern Weg nicht kennt und noch an hundert achtzig Stunden vom Land seid."

„Und wie viele Meilen macht das, Kapitain?"

„Dreimal so viel."

„Ich hab niemals die Rechnung von den dreien gelernt, Kapitain, und vielleicht werdet ihr es mir selbst sagen."

„Das macht etwas mehr als fünfhundert Meilen."

„Fünf hundert Meilen!" schrie Barny, „o Herr erbarme dich unser, wie sollen wir jemals heimkommen?"

„Das ists eben, was ich sage," entgegnete der Kapitain, „und deswegen empfehl ich euch, zu mir an Bord zu kommen."

„Und wo sollte denn unser Boot bleiben all die Zeit?" sagte Barny.

„Laßt es treiben!" war die Antwort.

„Es ist aber ein Blitzboot, o mein Gott, davon mag ich nichts wissen."

„Nun denn, so geht hinein und zu Grund; entweder kommt an Bord oder zieht ab," und der Kapitain wandte sich hiermit weg, während Barny ihm nachrief.

„Ach! ach! euer Gnaden, geht nicht gleich fort, noch einen Augenblick, bis ich euch noch ein Wort gesagt; wenn ich nun mit euch gehe, wann werde ich wieder daheim seyn?"

„In ungefähr sieben Monaten."

„O das setzt die Perrücke auf einmal zurecht, da darf ich ganz und gar nicht gehen."

„Wie? sieben Monate sind ja doch keine lange Zeit!"

„Für euch gewiß nicht, meiner Seel," sagte Barny indem er mit den Schultern zuckte, „gewiß ich weiß es nur zu gut zu meinem Kummer; das halbe Jahr geht gewaltig geschwind herum und dann kömmt der Rentmeister, um den lumpigen Pacht einzureiben; ja wohl, ich weiß es von Molly, neun Monate gehen schnell vorüber," fügte er schalkhaft hinzu.

„Was habt ihr denn gegen die Zeit einzuwenden?" fragte der Kapitain. „Potz tausend, Herr! was sollte denn meine Frau anfangen während ich fort bin? Und vielleicht bricht der armen Creatur das Herz, wenn sie denkt, ich sey ganz verloren, und wer wäre dann zu Haus, um für die Kinder zu sorgen? Wer wollte ihnen Brod und Suppe schaffen, wenn ich fort bin? Und wer weiß, ob sie nicht alle todt sind, wenn ich zurück komme? O je! mein Herz würde mir gewiß im Leib zerbrechen, wenn ihnen durch mich ein Leids oder Weh geschähe. Sprecht mir nicht mehr davon, lieber Kapitain; gebt mir nur ein bischen Anweisung, wie ich es anzufangen habe, um heim zu kommen, und ich will für euch beten Morgens und Abends und in der Nacht."

„Gut, Paddy," sagte der Kapitain, „da ihr, trotz allem, was ich sagen kann, entschlossen seid, zurückzukehren, so müßt ihr wohl aufmerken, während ich euch meine Anweisungen so einfach als möglich gebe. Ihr sagt, ihr kennt die vier Windgegenden: Norden, Süden, Osten und Westen?"

„Ja Herr!"

„Wie kennt ihr sie? denn ich muß sehen, daß ihr euch nicht allenfalls dabei irrt, wie kennt ihr sie?"

„Wie ihr seht, Herr, die Sonne, Gott segne sie! geht im Osten auf, und unter geht sie im Westen, wie's natürlich ist, und wenn ihr zwischen Ost und West steht, so habt ihr den Norden vor euch."

„Und wenn ihr den Norden vor euch habt, wie ihr sagt, ist dann Osten zu eurer rechten oder linken Hand?"

„Zur rechten Hand, euer Gnaden."

„Ich sehe, daß ihr das so ziemlich versteht. Nun," fuhr der Kapitain fort, „in dem Augenblick, wo ihr das Schiff verlaßt, müßt ihr in nordöstlicher Richtung steuern, und ihr werdet ungefähr in einer Woche in der Nähe eurer Heimath ans Land kommen; wenn nämlich der Wind, wie es wahrscheinlich ist, so anhält, wie er gegenwärtig ist; aber merkt euch das, wenn ihr diese Richtung nur im allergeringsten verlaßt, so seid ihr ein verlorner Mann."

„Tausend Dank, euer Gnaden."

„Und wie stehts mit euern Lebensmitteln?"

„Ach wohl, in Betreff dieser sind wir in der allerhöchsten Bedrängniß, denn mit Ausnahme der Makrelen ist leider nichts über unsere Lippen gekommen die vier Tage."

„O ihr armen Narren!" sagte der Befehlshaber in

dem Tone aufrichtigen Mitleidens. „Ich will euch einige Lebensmittel an Bord bringen lassen, bevor ihr scheidet.“

„Lange mögen euer Gnaden leben! Ach könnt ich nur die Gesundheit von einem so braven Ehrenmann trinken.“

„Ich versteh euch, Paddy, ihr sollt auch einen Schluck dazu haben.“

„Juchhe! möge der Himmel euch mit seinem Segen überströmen! Ich rufe die Mutter Gottes und die zwölf Apostel, Matthäus, Lukas und Johannes für euch an, St. Patrik nicht zu vergessen.“

„Habt Dank, Paddy, aber behaltet eure Gebete für euch selbst, denn ihr bedürft ihrer Hilfe, um heim zu kommen.“

„O, seid darum nicht besorgt, wenn das Ding irgend zu thun ist, so will ich's, meiner Treu, schon fertig bringen mit einem ganzen und einem halben Herz obendrein; und gewiß, euer Gnaden, Gott ist gut, und er wird sich so armer Geschöpfe, wie wir sind, so gut auf dem wilden Meer, wie auf dem Lande annehmen.“

Während einige von der Schiffsmannschaft die wohlwollenden Gesinnungen des Kapitains ausführten und einige Lebensmittel für Barny und seine Kameraden aufs Boot brachten, ließ sich der Kapitain in ein weiteres Gespräch mit Barny ein, der das größte Original war, welches ihm je vorgekommen. Im Laufe der Unterredung richtete Barny manche scharfe Frage in Betreff der Wunder der seemännischen Kunst an den Kapitain, und zuletzt ging er ihm mit der Frage zu Leib: „O lieber Kapitain, wie geschiehts nur, daß ihr euern Weg so findet über die weiten, weiten Meere zu so fernen Landen?“

„Ihr würdet es doch nicht verstehen, Paddy, wollt' ich es euch auch auseinander setzen.“

„Freilich, freilich, euer Gnaden, und ich bitte um Verzeihung; ich war nur begierig, es zu wissen, und das ist doch kein Wunder.“

„Man muß verschiedene Zweige der Wissenschaft inne haben, will man ein Seefahrer werden.“

„Zweige?“ sagte Barny, meiner Treu, ich glaube man braucht den ganzen Baum der Wissenschaft, um damit fertig zu werden; und der Ort, wo ihr hin geht, Herr, das Bingal, (wäre es nur, wo der Pfeffer wächste, es ist ein saures Bingal für mich) ist es wirklich so weit, wie ihr sagt?“

„Ja, Paddy, man muß halb um die Welt herum.“

„Ist sie im Ernst rund, lieber Kapitain? geht's rund herum?“

„Ja wohl, ja wohl.“

„Ei, fürchtet ihr denn nicht, daß ihr auf die Spitze kömmt, und daß ihr dann herunter müßt, und daß ihr dann herabgleitet und nicht mehr herauf kommen könnt? Es ist schon schlimm genug, ja wohl, wenn man zu Land einen Berg herab muß, wie wird's erst gehen zu Wasser?“

„Es ist aber kein Berg da, Paddy; wißt ihr denn nicht, daß das Wasser überall eben ist?“

„Ja wohl ist das Wasser flach und matt und darum thue ich es selten trüben; aber wenn das Wasser eben ist, wie kömmt es, euer Gnaden, daß ihr in die Runde geht?“

„Das ist eben ein Theil der Wissenschaft, von der ich euch sprach,“ sagte der Kapitain.

„Hol der Gudguck die Wissenschaft! sie ist ein verdrehtes Ding; und wo auch das Bingal liegen mag, ich wünsche ihm nichts Gutes und möchte nicht da begraben seyn.“

„Es ist in Ostindien.“

„O das ist dort, wo sie den Thee machen, nicht wahr, Herr?“

„Nein, wo der Thee wächst, das ist noch weiter.“

„Noch weiter? das muß ja ganz und gar das End' der Welt seyn; und sie machen ihn also nicht, sondern er wächst, wie ihr mir erzählt?“

„Ja, Paddy.“

„Wächst das etwa wie Heu, euer Gnaden?“

„Was bringt euch auf Heu?“

„O darum allein, weil sie immer von Bohal (Bombai) reden.“

„Ein sehr logischer Schluß, Paddy.“

„Und ist es noch viel weiter, wo das Theeland liegt?“

„Ja, Paddy, man nennt es China.“

„Das ist, ich denke, was wir schinesisch nennen.“

„Richtig, Paddy.“

„Wahrhaftig, ich konnte niemals darüber ins Reine kommen, wie es käme, daß man Thee aus schinesischen Töpfen trinkt. Ich bitte euer Gnaden um Verzeihung, daß ich so zudringlich bin; allein ich hörte von dem langen Matrosen, es gäbe da in dem fernen Land einen Ort, den sie Japan nennen, ist es dort, euer Gnaden?“

„Wohl getroffen, Paddy.“

„Und ich denke, von daher muß die Schuhschwärze kommen.“

„Nein, Paddy, da bist du irr.“

„Auch recht, ich dachte, es wäre natürlich, da ich von japanischer Schwärze hörte, Herr, daß sie von dort her käme; ausserdem, weil die Schwarzen selber, die Neger mein ich, dort in den Ländern wohnen.“

„Die Neger, Paddy, sind in Afrika, das ist uns viel näher.“

„Gott beschütze und vor Unglück, ich hoffe sie sind uns nicht zu nah,“ sagte Paddy.

„Warum macht ihr diese Einwendung?“

„Alle Wetter, Herr, sie sind ja kaum Menschen und tragen das Zeichen des Thiers an sich.“

„Woraus wollt ihr das abnehmen, Paddy?“

„Ei wie, Herr, besetzte die Natur nicht ihren Kopf mit Wolle, indem sie offenbar damit den Christenmenschen zu verstehen geben wollte, sie seyen wenig besser als Schaafe.“

„Ich dächte, Paddy, dein Kopf hätte in diesem Augenblick auch etwas Schaafkopfartiges,“ sagte der Kapitain lachend.

„Hm, das mag seyn,“ antwortete Barny gut gelaunt, „doch es ist selten, daß ich nach Wolle ausgehe und geschoren heimkomme, sey es nun wie es will,“ fügte er mit einem triumphirenden Blick hinzu.

„Wohl, aber in Zukunft werdet ihr euch dessen nicht mehr rühmen können,“ erwiederte der Kapitain, indem er aufs Neue lachte.

„Mein Name ist nicht Paddy,“ sagte Barny, indem er das Lachen erwiederte, aber die Gelegenheit benutzte, um den Scherz, der gegen ihn ging, abzuwenden, „mein Name ist nicht Paddy, Herr, sondern Barny.“

„O und wäret ihr Salomon, ihr wäret diesmal nicht genug heimgekommen; gewiß auf dieser Reise habt ihr doch keinen sonderlichen Gewinn gemacht, Barny.“

„Nun, ich habe doch jedenfalls an Wissenschaft gewonnen, euer Gnaden,“ sagte Barny mit einem bedeutsamen Blick nach dem Kapitain und einer höflichen Bewegung seiner Hand nach seinem alten Hut, „und Gott segne euch, daß ihr so gütig waret gegen mich.“

„Und wie heißet ihr noch, Barny?“

„O'Reirdon, euer Gnaden, Barny O'Reirdon ist mein Name.“

„Gut, Barny O'Reirdon, ich werde euren Namen und euch selbst nicht sobald vergessen, denn ihr seid der seltsamste Seemann, mit dem ich jemals die Ehre hatte bekannt zu werden.“

„Recht,“ sagte Barny mit einer triumphirenden Haltung des Kopfes, „ich habe es dem O'Sullivan gewiß zuvor gethan. Wetter! wenn er halb so weit war; und das ist ein Vergnügen, ich habe ihm den Mund für seine übrige Lebenszeit gestopft. Er wird nun nicht mehr kommen und sich mit seinem Fingal groß thun, weil ich ihm zuvorkam mit Dingal.“

„Sagt mir doch, wer ist der O'Sullivan,“ sprach der Kapitain?

„O, das ist ein einfältiger Tropf, der nicht werth ist, daß euer Gnaden darnach fragt. Er ist nicht werth, daß ihr darauf achtet, ein armseliger Prahlhans. Aber wartet nur, wenn ich nach Haus komme, alle Welt! dann soll keine Großthuerei mehr aus seinem Mund kommen.“

„In der That, Barny, dann gli's, wenn ihr, je eher je besser euer Gesicht heimwärts kehrt. Da ihr doch zurückkehren wollt, so dürft ihr keine Zeit mehr verlieren.“

„Ihr habt Recht, euer Gnaden, und es ist ein Glück für mich, daß ich eures Gleichen traf, euer Gnaden, der ihr mir Alles innen und außen erklärt habt, und es mir so klar gemacht, als sähe ich es gedruckt vor mir.“

„Seid ihr auch sicher, daß ihr meine Weisungen behalten werdet?“ sagte der Kapitain.

„Gewiß werde ich sie bis an meinen Tod nicht vergessen, und ich verspreche und gelobe euch, für euch und die Euern zu beten.“

„Sorgt euch nicht darum, für mich zu beten, bis ihr heimkommt, Barny; antwortet mir lieber, wie werdet ihr steuern, wenn ihr mich verlaßt?“

„In der nordöstlichen Richtung, euer Gnaden, das ist die Richtung gegen die Welt.“

„Denkt daran und verlaßt diese Richtung nicht, bis ihr Land seht; laßt euch durch nichts von dieser Richtung abbringen.“

„Wahrhaftig, das wäre ein schöner Streich, da ich sehe, daß ihr selbst es mir befehlt. O nein, ich will mein Leben an die nordöstliche Richtung hangen, und Gott stehe dem bei, der gegen und beide käme; ich wollte ihn niederrennen und wäre es mein Vater.“

„Wohlan! Glück auf! Barny.“

„Glück auf! und Gott segne euch, euer Gnaden, und gebe euch glückliche Fahrt!“

„Das ist ein Wunsch, dessen ihr mehr bedürft für euch selbst, Barny; seid um mich unbesorgt, denkt vor Allem an euch.“

„O gewiß, ich bin so gut wie zu Haus, da ich den Weg kenne; wenn nur der Wind nicht entgegen ist. Gewiß, die nordöstliche Richtung wird die Sache in's Reine bringen. Gott segne euch, euer Gnaden, und gebe euch langes Leben und einen starken Arm, und ein leichtes Herz und einen schweren Beutel immerdar, das bitte ich die seligste Jungfrau und alle Heiligen Amen!“ und so sprechend stieg Barny die Schiffstreppe hinab, und faßte wieder das Ruder des kühnen Bootes.

Die beiden Fahrzeuge trennten sich nun in entgegengesetzter Richtung. Wie verschieden war ihre beiderseitige Lage! Stolz schritt der Ostindienfahrer unter seinen luftigen fliegenden Segeln dahin, die Wellen vor sich her durchschneidend, mit tüchtiger Mannschaft versehen, von erfahrenen Offizieren geleitet. Der Fingerzeig der Wissenschaft zeichnete ihm den Weg vor; die genaue Karte warnte ihn vor verborgenen Felsen und Sandbänken; das Senkblei und der Zirkel berechneten seinen Marsch und seine Stellung. — Das arme, kleine Boot dagegen spaltete nicht die Wogen, jede Welle hob es auf ihrem Kopfe wie einen Seevogel; drei unerfahrene Fischer soll-

ten es führen; die Beständigkeit des veränderlichen Windes war die einzige Hoffnung ihrer Rettung vor dem Untergang in der Wildniß der Wasser. War das Gefühl, welches das mächtige Schiff erweckte, ein Gefühl von des Menschen Kraft, so erinnerte dieses nur zu sehr an seine gänzliche Hülflosigkeit; konnte jenem der unermeßliche Ocean kaum als pfadlos erscheinen, so war er für dieses in der That eine Wüstenei. —

Indessen wurde der Freudenruf, der von dem Schiffe bei dem Scheiden erscholl, eben so fröhlich von dem Boot erwidert, als ob das Loos nicht so furchtbar zu seinem Nachtheile gewesen wäre. Ja auf dem ganzen Schiff schlug kein fröhlicheres Herz, als das von Barny O'Reirdon. O glücklicher Leichtsinn meiner armen Landsleute! Wie oft bedürfen sie nicht all ihres aufgeräumten Geistes! wie gütig wurden sie von der Natur wider die Stürme des Unglücks gestärkt! und wenn sie blind in die Gefahren rennen, so kann man ihnen das Zeugniß nicht versagen, daß ihnen tapfere Herzen in der Brust schlagen, um sich ihren Weg mit dem Schwert heraus zu bahnen.

Indessen wurde jedes Hurrah bald minder hörbar, und nach und nach verklangen die Rufe, und endlich verloren sie sich im Wehen des Windes.

Das erste Gefühl der Verlassenheit befiel den armen Barny, als er den ermunternden Ton nicht mehr hörte. Das Rauschen der Woge, wenn sie sich an dem Kiel seines leichten Bootes brach, ward nicht ferner mehr durch den freundlichen Laut der menschlichen Stimme unterbrochen, und wie ihr Brausen sein Ohr traf, so verwundete es sein Herz: doch er faßte sich, schwenkte seinen Hut, und dieß stumme Zeichen wurde von dem Schiffe beantwortet.

„Nun, Barny," sagte Jackele, „was sprach der Kapitain all die Zeit, wo ihr bei ihm war't?"

„Laßt mich allein!" sagte Barny, „ich will's euch erzählen, wenn sie uns aus dem Gesichte entschwunden sind; aber bis dahin kein Wort! Ich will ihm nachblicken, solch einem Ehrenmanne, wie er ist, und das so lange ich noch einen Zipfel von einem Segel seines Schiffes sehen kann, und dann will ich ihm meinen Segen nachsenden und für sein Glück beten, wo er immer hingeht; denn er ist von der rechten Art und nichts Anderes." —

Und Barny hielt Wort, und als sein angestrengtes Auge keine Linie des Schiffes mehr erblicken konnte, hatte der Kapitain sicherlich den Segen von eines armen Mannes Segen.

Das Gefühl gänzlicher Verlassenheit und Trostlosigkeit kam nun vollends über Barny; doch er setzte seinen Trost auf die Güte der Vorsehung, und in einem brünstigen, inneren Erguß des Gebetes übergab er sich der Barmherzigkeit seines Schöpfers. Mit bewundernswürdiger Tapferkeit zeigte er dabei eine Ruhe der Haltung gegen seine Gefährten, die seinem Herzen fremd war. Wir alle aber wissen, wie das Drückende unserer Sorgen dadurch verdoppelt wird, wenn wir Niemand haben, mit dem wir sie theilen können; und dieß war noch nicht Alles: er mußte sich heiter und vertrauensvoll stellen! Denn der arme Barny hatte nicht allein kein Zutrauen zu der Standhaftigkeit seiner Kameraden, die gefahrvolle Rückkehr zu bestehen, er fürchtete sich vielmehr, ihnen zu verrathen, wie er sie in dieser Sache hinter das Licht geführt hatte. Diesen Allen war er indessen gewachsen. Er hatte einen kecken Muth und war bewundernswürdig in seinen Thaten; und dennoch konnte er in der ersten Stunde, wo das Schiff seinen Blicken entschwunden war, nicht gänzlich seiner selbst Meister werden. Dann und wann, ohne daß er es wollte, blickte er mit besorglichem Auge rückwärts, nach dem Punkte hin, wo er es zuletzt gesehen; der arme Barny hatte seinen Führer verloren!

Die Nacht brach herein und Barny blieb so lange beim Ruder, als die Natur der Ruhe entbehren kann. Er überließ es dann einem seiner Kameraden, mit besonderen Anweisungen, wie er zu steuern habe, und mit dem Befehl, daß wenn der Wind irgend wie sich ändere, er ihn sogleich aufwecke. Er konnte indessen nicht lange schlafen, das Fieber der Furcht lag auf ihm, und der Morgen hatte kaum gedämmert, als er aufwachte. Er hatte sich die Augen noch nicht recht gerieben, und blickte noch halb verschlafen um sich, als es ihm schien, er sähe ein Schiff aus der Ferne herannahen. Als der Nebel sich aufhellte, konnte er ganz deutlich wahrnehmen, wie dasselbe auf sein Boot lossteuerte. An Bord des Schiffes hatte der kleine Hoofer (Fischerboot) auf dem weiten Meere Erstaunen erregt, und in ungefähr einer Stunde war dasselbe nah genug, ihn anzurufen, und ihm zu befehlen, in sein Bereich zu kommen. „Der Guckguck auch!" sagte Barny, „ich will meine nordöstliche Richtung nicht für den König von England aufgeben, und bekäme ich den Bonapart in den Kauf. Geht wohin ihr wollt! Meint ihr, ich habe nichts zu thun, als euch gefällig zu seyn?"

Er wurde wieder angerufen.

„O möchten meine Zehen an meinen Füßen verdorren, wenn ich zu euch gehe."

Ein neuer Ruf.

„Ihr würdet besser thun, lauter zu sprechen," sagte Barny scherzend, indem er immer seine Richtung einhielt.

Ein Kanonenschuß wurde über seinen Kopf gefeuert.

„Bei meiner Seele, ihr sprecht diesmal lauter, ja wahrhaftig!" sagte Barny.

„Habt Acht, Barny!“ schrieen Jackele und Peter. „Alle Wetter! Sie schießen uns zusammen, wenn ihr nicht zu ihnen geht.“

„Gut! und wir sind verloren, wenn wir von unserer nordöstlichen Richtung abgehen; und das ist breit wie lang. Laßt sie uns treffen, wenn's ihnen gefällt; gewiß es ist ein lustigerer Tod als in dem Meer zu sterben. Ich sage euch noch einmal: kein Mensch bringt mich von meiner nordöstlichen Richtung ab.“

Jetzt geschah ein Schuß mit einer Kugel; die Kugel hüpfte auf dem Wasser; als sie an dem Boot vorüberfuhr, sagte Barny: „Wah das fehlte euch, wie eurer Mutter Segen.“

„Mordio!“ sagte Jackele, „seht ihr denn nicht die Kugel vor uns auf dem Wasser hüpfen? o Mordio! was hätten wir gethan, wenn wir da gewesen wären? ja da, ja da.“

„O wir hätten die Kugel beim Kopf genommen, nach dem alten Sprüchwort,“ sagte Barny lachend.

Ein anderer Schuß wurde wirkungslos gefeuert.

„Ich denke, das ist ein schlechter Jäger aus der Grafschaft Connaught,“ bemerkte Barny spöttisch, und diese Anspielung war so sehr nach seiner Kameraden Geschmack, daß sie mitten in ihrer Furcht vor der Kanonade lachten.

Wieder folgte einem neuen Schuß kein Schaden.

„O, achtet auf die nicht!“ sagte Barny verächtlich, „das ist, wie das alte Sprüchwort sagt: ein bellender Hund, der nicht beißt,“ und damit war bald das Schifflein aus dem Bereich fernerer Gefahr.

„Nun wahrhaftig! war es schade, daß ich ihnen nicht zu Gefallen an Bord ging? Wer hat nun Recht? Laß mich nur immer allein machen, Jackele! oder habt ihr jemals gesehen, daß ich Unrecht hatte?“

„Ihr habt jetzt gut aufbegehren, da ihr aus dem Wald seid,“ erwiederte Jackele, „meinen Gedanken nach aber war es eine große Gefahr ihnen entgegen zu seyn, und sie so ihre Kugeln auf uns schießen zu lassen.“

„Nun, was liegt denn dran?“ sagte Barny, „da sie ja blos blinde Kanoniere sind, was ich wohl wußte; und überdies möchte ich mich, wie ich zuvor sagte, durch Niemand von meiner nordöstlichen Richtung abbringen lassen.“ — „Das ist eine ganz neue Wendung, die ihr erst spät eingeschlagen,“ entgegnete Peter, „was ist doch nur der Grund, daß ihr nun immer nordöstlich fahrt, da wir vorher kein Wort davon gehört haben, bis wo ihr von dem großen Schiff zurückkamt?“

„Wie? seid ihr denn ganz und gar ein so gräßlicher Ignoramus?“ fuhr Barny ihn an, „daß ihr nicht einmal wißt, daß man bei der Schiffahrt allerlei verschiedne Künste brauchen muß, um den Hafen zu gewinnen, wohin man steuert.“

„Ich denke blos,“ sagte Jackele, „daß wir nun geradenwegs zurückgehen, und ich verstehe den Grund davon ganz und gar nicht.“

„Wie?“ sagte Barny, der sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, seine Kameraden ein wenig anzuführen, „ihr seht, der Kapitain erzählte mir, daß ich in die Runde ginge und empfahl mir den andern Weg zu gehen.“

„Meiner Treu! das ist das erste Mal, daß ich davon höre, man ginge rund herum auf der See,“ erwiederte Jackele.

„Ei freilich, das ist ja eben ein Theil von den Geheimnissen der Seeschifffahrt und von den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft, welche ein Seefahrer wissen muß, und das ist es, worüber der Kapitain, Gott segne ihn! und ich uns unterhielten an Bord; und als ein rechter Ehrenmann, wie er einer ist, sagt er jetzt zu mir: Barny! und Herr! sag ich. — Ihr werdet wohl in die Runde gehen, sagt er. — Ich weiß das, sag ich, denn ich liebe es, mich frisch auf der hohen See an gefährlichen Stellen zu halten. — Wie ein guter Seemann gesprochen, sagt er. — Das sind so meine Grundsätze, sag ich. — Das ist die rechte Art, sagt er; doch, sagt er, Einige meinten, wie mir scheint, nehmt's mir nicht übel, ihr thätet nicht wohl daran, sagt er, den kurzen Weg in den Breiträten zu nehmen, sagt er. — Ich weiß es wohl, sag ich, ihr meint doch da bei dem dreieckigen Vorgebirge. — Ja ganz richtig, das ist die Stelle, sagt er, ich sehe ihr kennt sie. — Freilich kenne ich sie, so gut wie meinen Vater, sag ich.“ —

„Wie, Barny?“ unterbrach ihn Jackele, „wir haben doch gar kein Vorgebirg gesehen.“

„Pst, pst,“ sagte Barny, „ei so wollt ich! macht mich nicht zornig! wir fuhren ja in der Nacht daran vorbei und ihr konntet es nicht sehen. Gut also, wie ich sagte, ich kenne es so gut wie meinen Vater, sagte ich, aber doch zieh ich's vor, den Weg in die Runde zu nehmen, sagte ich. Ihr seid deshalb ein guter Seemann, sagt er, und es würde auch zu jeder anderen Zeit ganz recht seyn, sagt er, aber jetzt, jetzt ist's unmöglich: ja ganz unmöglich, ich schwör's euch, von wegen des Krieges, sagt er. — O gebt mir doch! sag ich, was Krieg? — Ei, hörtet ihr denn nichts vom Krieg, sagt er? — Bliß! das wär ein Wort, sag ich. — Wie? sagt er, die Neger haben ja Krieg mit dem König von Schinesenland, sagt er, weil er ihnen keinen Thee schicken will, und rathet einmal was sie thun? sagt er, sie fegen einen Verschlag auf alle Schiffe, die rund herum segeln, und das ist der Grund, sagt er, warum ich Kanonen bei mir führe, wie ihr seht, und ich empfehle euch, sagt er, umzukehren, denn ihr seid nicht stark genug für sie. Da habt ihr nun die ganze Wahrheit. Und jetzt, war es nicht ein Glück, daß ich

ihm begegnet bin? Vielleicht wären wir ſonſt von den Negern gefangen, gefocht und lebendig gefreſſen worden."

„Ja dann freilich, das iſt wohl wahr," ſagten Jackele und Peter, „und wann werden wir denn zu dem kurzen Weg kommen?"

„O macht euch darum keine Sorge," ſagte Barny, „ihr werdet es ſehen, wenn wir da ſind. Doch wartet, daß ich euch mehr von dem Kapitain und dem großen Schiff erzähle. Er ſagte alſo, wie ihr wiſſt, er führe Kanonen bei ſich aus Furcht vor den Negern; und in der That, er hat ein beſonderes Augenmerk auf ſeine Kanonen und das iſt nicht an ihm zu tadeln, denn ſie könnten ihm einmal gute Dienſte thun. Bei meinem Wort, ſie ſind beſſer gehalten als eines armen Mannes Kind; ich hörte ſelbſt, wie er ſie den Matroſen auf die Seele band und ihnen Befehle wegen ihrer Kleider ertheilte."

„Wegen ihrer Kleider?" ſagten die beiden Kameraden im höchſten Erſtaunen, „haben denn die Kanonen Kleider an?"

„Es iſt wahr, was ich euch da erzähle," ſagte Barny, „verdammt ſoll die Lüge ſeyn. Sprach er ja doch von den Zündlochkappen und ihren Hoſen."

„Ach! wer hätte das denken ſollen!" fielen die beiden erſtaunt ein.

„Und es war Alles aus einem Stück" fuhr Barny fort, „das und das ganze übrige Schiff ſofort. Ja, es war ſo nett, wie eine neue Stecknadel; mein Wort, ich ſchämte mich faſt, meinen Fuß auf das Verdeck zu ſetzen, ſo ſauber war's und ſpiegelte alle Farben des Regenbogens; und da gab's rings herum alle Arten von Merkwürdigkeiten; und ſtatt eines Ruders zum Steuern, wie unſer Boot, das liebe Schätzchen, hat, geht es mit einem Rad ganz und gar wie ein Wagen; und da iſt das wunderlichſte Ding, was ihr je geſehen habt, das dient ihnen zum Wegweiſer, wie mir der Kapitain zu verſtehen gab, ein kleines Krippeltrappeling in einer Schüſſel, das geht zitternd herum, als wüßte es ſelbſt nicht ſeinen eigenen Weg, noch weniger als könnte es Jemanden den ſeinigen zeigen. Wahrhaftig! ich dachte, iſt das der Weg, den ſie gehen müſſen, dann werden ſie ihn gewiß mit Zittern und Beben ausfindig machen."

Auf dieſe Weiſe fuhr Barny in ſeinen wunderbaren Erzählungen fort von dem Schiff und ſeinem Kapitain zu erzählen, und während er ſo die Aufmerkſamkeit ſeiner Kameraden in Spannung hielt, verhinderte er, daß ſie ihm nicht zu ſehr mit Fragen über ihre eigenen Angelegenheiten zu Leibe rückten. Die folgenden zwei Tage hielten Barny und das Boot unbeweglich an ihrer Bahn feſt.

Am vierten Tage wurde ihm einige Beſorgniß in Betreff der Fortſetzung ſeiner nordöſtlichen Richtung durch die Entdeckung einer großen Brigg erweckt, die am Geſichtskreis erſchien, und je näher ſie kam, gradenwegs auf Barny losſteuerte.

„Ei ſo wollt ich, daß euch!" fuhr Barny heraus, „könnt ihr denn gar nichts Beſſeres thun, als mir in den Weg kommen? Heda, Brigg!" ſchrie er, indem er das Steuer einem ſeiner Kameraden gab und ſich auf die Spitze ſeines Bootes ſtellte: „Heda! geht mir aus meiner nordöſtlichen Richtung!" die Brigg, ſtatt ſeinem Befehle zu gehorchen, fuhr zu und ſteuerte gerade auf das Boot. „Ei ſchaut da!" ſchrie Barny, und ſtampfte wüthend auf den Boden, „ſchau die Spitzbuben an! wie ſie ſich da hinſtellen, gerade als wollten ſie einen unglücklichen Mann wie mich zu Grunde richten. Bomben und Granaten, gleich im Augenblick fort oder ich will auf euch losbrennen, und wenn wir zu Grund gehen, ſo ſoll euch mein Geiſt keine Ruhe mehr laſſen. Fort da! ſag ich euch, des alten Grummil's Fluch über euch, ihr Tölpel von Landſtreichern, die ihr einem Menſchen ſeine nordöſtliche Richtung nicht gönnt." Von ſeinen Verwünſchungen ging Barny zu Bitten über, als das Schiff ſich näherte. „Um Gottes Barmherzigkeit willen und laßt mir doch meinen Weg! Mög es euch Gott vergelten und geht mir aus meiner nordöſtlichen Richtung! Mögen die Engel ſelber euch dafür ein Bett im Himmel machen, richtet mich nur nicht auf dieſe Weiſe zu Grund!" — Die Brigg blieb indeſſen unbeweglich und Barny, nachdem er ſich heiſer geflucht und gebeten hatte, gab es auf. Er endigte mit einem Duett von Bitten und Verwünſchungen, indem er ſich über das harte Geſchick eines Mannes ergoß, der aus ſeiner nordöſtlichen Richtung gebracht ſey.

„Heda! ihr," ſchrie eine Stimme von der Brigg, „legt euer Ruder bei Seite oder ihr rennt wider uns; zieht eure Segel ein, was wollt ihr da, ihr Lumpen!"

In der That, die Brigg war dermaßen Barny im Weg, daß er wider ſie gerannt wäre; doch in dieſem Augenblick machte das Boot die befohlene Veränderung, eben als es an dem mächtigen Rumpf der Brigg in Trümmer zerſchellen wollte; und ſo legte es ſich vom Winde gelüftet ihr zur Seite. Ein ſehr blaſſes und abgemagertes Geſicht erſchien oben und richtete ſich mit der Frage an Barny: „Was führt euch daher?"

„Meiner Treu, ich dächte, ich könnte euch mit mehr Recht fragen, was bringt euch hierher, gerade mitten in den Weg meiner nordöſtlichen Richtung?"

„Von wo kommt ihr her?"

„Von Kinſale, und ihr kommt gewiß, ich will wetten, von keinem beſſeren Platz."

„Wo geht ihr hin?"

„Nach Fingal."

„Fingal? wo liegt Fingal?"

„Wie? schämt ihr euch nicht, daß ihr nicht einmal wißt, wo Jingal liegt."

„Es liegt nicht in diesen Meeren."

„Ist das alles, was ihr davon wißt?" sagte Barny.

„Ihr seid ein sehr kleines Fahrzeug, um so weit zur See zu seyn; ich vermuthe, ihr habt wohl Lebensmittel an Bord."

„Ja freilich haben wir das; wahrlich! hätten wir es nicht, das wär' ein schlimmer Ort, um betteln zu gehn."

„Was habt ihr Eßbares?"

„Die feinsten Scalbiner."

„Was sind das Scalbiner?"

„Ihr müßt erschrecklich unwissend seyn," erwiederte Barny, „nun Scalbiner, sind gesalzne Makrelen."

„Dann müßt ihr uns etwas davon geben, denn wir sind diese letzten drei Tage ohne alles Essen gewesen, und gesalzne Fische sind besser wie nichts."

Es traf sich, daß die Brigg ein westindisches Handelsschiff war, welches ungünstige Winde weit über die berechnete Zeit hinaus auf der Reise zurückgehalten hatten. Obschon ihr das Wasser nicht fehlte, so hatten sie doch alle Lebensmittel aufgezehrt, und die Mannschaft befand sich in der äußersten Hilflosigkeit. Unter solchen Umständen war das Erscheinen von Barny O'Reirdon und seiner Scalbiner eine wahre Hilfe der Vorsehung und ein Glücksfall für Barny; denn er erhielt für seine gesalzenen Fische im Austausche eine schöne Quantität Rum und Zucker, weit über ihren Werth hinaus. — Barny jammerte indessen sehr darüber, daß die Brigg nicht nach Irland fuhr, indem er sonst sein altes System der Schifffahrt befolgt hätte; da er aber nun einmal nicht bei ihr bleiben konnte, so bezab er sich nochmal in seine nordöstliche Richtung und fuhr heimwärts.

Diese Verfügung über seine Ladung war für Barny in mehr als einer Beziehung eine wahre Gnade Gottes. Erstens fand er auf diese Weise den vortheilhaftesten Markt, den er je hätte finden können, und zweitens konnte er nun seinen Rücken bemänteln, indem ihn bis dahin der Gedanke gequält hatte, daß er nach allen ausgestandenen Gefahren doch nicht nach Jingal gelangen würde, und daher in Spott und Schaden kommen müßte. Alle diese glücklichen Erfolge wurden von Barny's Gewandtheit indessen gehörig benutzt, um sie zu seinen Gunsten auszulegen. Als die Brigg vorüber war, sprach er zu seinen Kameraden: „Wie nun, ihr Burschε! auf mein Wort, ich bin jetzt so stolz wie ein Pferd mit einem hölzernen Bein, daß wir an diesem gesegneten Tage den armen unglücklichen Geschöpfen da begegneten, und unsere Barmherzigkeit über sie ausdehnen konnten. Wahrhaftig! wären sie uns nicht in den Weg gekommen, es war um sie geschehen. Durch Gottes Gnade aber wurden wir in den Stand gesetzt, einen Akt der Nächstenliebe zu verrichten, das ist: die Hungrigen zu speisen; und gewiß, jedes gute Werk, was wir hier vollbringen, kömmt und einst im Himmel zu gut, was uns jedenfalls zum Trost gereichen kann. Kein Zweifel, da wir nun die Makrelen an den Mann gebracht haben, so können wir jetzt mit aller Bequemlichkeit heimkehren."

„Wahrlich, das ist mir nicht lieb," sagte Jackele, „denn O'Sullivan sagte, es wäre ein wunderschöner Ort, und ich hätte ihn gern gesehen."

„Zum Guckguck mit dem O'Sullivan," entgegnete Barny, „was weiß der, was ein schöner Ort ist; und was weiß der von Schönheit überhaupt. Ich wette, er ist niemals halb so weit gewesen auf der See als wir; er ging gewiß, ich wette, den kurzen Weg, und hatte keinen Muth, die Rundfahrt zu machen, wie wir gethan."

„In der That, jedenfalls waren wir eine gute Weile länger aus, als er uns von seiner Fahrt erzählte."

„Ei, kein Zweifel," erwiederte Barny, „er schlich sich gewiß auf dem geraden Weg, sag ich euch, durch, und fürchtete sich, die frische See gleich mit zu halten. Doch kommt, Burschε! laßt uns einen Tropfen von dem Tränkchen aus der Flasche da, die wir von der Brigg erhielten, trinken. Wahrhaftig! es ist gut, daß wir davon einige Flaschen bekamen, denn ich möchte mich nicht gern, eh wir heim kommen, mit dem allerliebsten Fäßchen da einlassen."

Barny und seine Gefährten hielten nun Gericht über den Rum, und ihr Urtheil lautete, der Trank sey ganz so gut, wie der Kapitain des Schiffs ihnen betheuert hätte, daß aber keine Art von diesen geistigen Getränken mit Whiski könne verglichen werden. „Ja wahrlich!" sagte Barny, „sie können ihre Augenbrauen lange verziehen, ehe sie so eine schöne Erfindung machen, wie unser Tränkchen. Der Rum mag gut seyn für Jemand, der nichts Besseres verkostet hat; aber nach meinem Geschmack ist Whiski was ganz Anderes." Hierin, wie in so manchen anderen Meinungen, stimmten ihm seine zwei Kameraden bei.

Während den beiden folgenden Tagen ereignete sich nichts Besonderes. Barny hielt sich immer gewissenhaft an seine nordöstliche Richtung. Am dritten Tage jedoch geschah ein neues und wichtiges Ereigniß. An dem Horizont wurde ein Segel entdeckt, welches in der Richtung von Barny steuerte. Einige Stunden genügten, um ihm so ziemliche Gewißheit zu verschaffen, daß das Schiff ein amerikanisches sey; denn obschon es unnöthig wäre, von seiner geringen Erfahrung in dieser Beziehung zu sprechen, so waren doch durch den häufigen Anblick von amerikanischen Schiffen, welche mit Irland handelten, seine Augen hinlänglich gewöhnt,

um an den luftigen, spitz zulaufenden Masten und der besonderen Sorgfalt der Auszierung vollkommen zu erkennen, das nahende Schiff sey überseeischen Baues. Er hatte mit seiner Vermuthung nicht Unrecht. Barny beschloß nun eine List in Anwendung zu bringen, welche ihn zur Sicherung seines Rückzuges den besten Taktikern beigesellte.

Moreau's höchsten Ruhm bildet seine rückgängige Bewegung durch den Schwarzwald; Xenophon verdankt die hohe Ehre seines Andenkens der Befreiung der zehntausend Griechen von dem drohenden Untergang durch seinen berühmten Rückzug. Lassen wir die Helden alter und neuer Zeit, wie die Franzosen sagen, unter dem Schatten ihrer Lorbeeren ruhen, damit der Geschichtsschreiber von Barny O'Keirdon, in verzeihlicher Eifersucht für den Ruhm seines Landes, sich auch einen starken Ast von dem classischen Baume niederbeugen kann, worunter es unserem hibernischen Helden vergönnt sey, sein „otium cum dignitate" zu genießen.

Barny überlegte sich: das amerikanische Schiff fahre nach Irland, und da es ganz so wie die westindische Brigg auf seine nordöstliche Richtung lossteuerte, so näherte er sich ihm, und rief es an. Ein pfiffiger Dankі antwortete ihm. „Meiner Treu! ich freue mich, euer Gnaden wiederzusehen," sagte Barny. Der Dankі war niemals in Irland gewesen und sagte dieß Barny. „Ei der tausend! ich kann nicht so bald einen solchen Ehrenmann vergessen," erwiederte Barny.

„Mir scheint, ihr seid ganz bedeutend im Irrthum," entgegnete der Amerikaner.

„Das wäre der Guckguck!" sagte Barny mit unnachahmlicher Ruhe und Beharrlichkeit.

„Gut, wenn ihr mich denn so genau kennt, ei so sagt mir doch meinen Namen."

Der Dankі schmeichelte sich, er hätte Barny nun festgesetzt.

„Wie euer Name heißt," sagte Barny, indem er durch die Wiederholung der Frage Zeit zu gewinnen suchte. „ei was ihr doch für ein Narr seid, daß ihr euern Namen nicht kennt." Die Spaßhaftigkeit der Antwort machte den Amerikaner betroffen, und Barny benutzte diese Wendung, um das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen.

„Ja wahrhaftig! ich habe hier diese vier oder fünf Tage aufgelauert, um zu sehen, ob nicht Einer von euch meiner bedürfte."

„Einer von uns? wie meint ihr das?"

„Ei, seid ihr denn nicht von Amerika?"

„Ja, und was weiter?"

„Gut, ich sage, ich lauerte auf ein oder das andere Schiff von Amerika, das meiner Dienste bedürfte. Ihr fahrt ja doch, wie ich denke, nach Irland?"

„Ja."

„Wohl, dann bedürft ihr ja doch eines Piloten," sagte Barny.

„Ja, wenn wir ans Land gehen, aber jetzt noch nicht."

„O, ich will euch nicht belästigen," sagte Barny.

„Von was für einem Hafen seid ihr denn Pilot?"

„Wie? was das betrifft, so sind mir alle Häfen ganz gleich," erwiederte Barny.

„Alle?" sagte der Amerikaner, „wie mir scheint, so werdet ihr doch nicht ein Schiff in alle Häfen von Irland steuern können."

„Freilich nicht in alle auf einmal," sagte Barny mit einem Gelächter, welchem der Amerikaner beistimmen mußte.

„Gut! ich frage also, welchen Hafen ihr am besten kennt?"

„Wie denn? Wahrlich!" sagte Barny, „das wäre mir schwer, euch zu sagen. Wo ihr aber auch hingehen wollt, ich bin der Mann, der euch nach Wunsch bedienen wird. Wo gehen euer Gnaden hin?"

„Das will ich euch nicht sagen; sagt ihr mir aber, welchen Hafen ihr am besten kennt?"

„Nun, da ist Watherford und Doughall und Fingal."

„Fingal? wo liegt das?"

„So wißt ihr also wirklich nicht, wo Fingal liegt? O ich sehe ihr seid, ein fremder Herr, und dann ist Cork."

„Ihr kennt also Cove."

„Meint ihr das Cove von Cork, wie?"

„Ja."

„Ei, da wurde ich geboren und erzogen, und ich habe so viele Schiffe in dies Cove hineingesteuert als zwei andere Männer heraus," indem Barny auf diese Weise seinen Betrug hinter einer Zweideutigkeit seiner Sprache verbarg.

„Doch was führte euch so weit hinaus in die See?" fragte der Kapitain.

„Wir sagen da und sahen uns um nach Schiffen, die Piloten nothwendig hätten, und da kam der schrecklichste Sturmwind vom Land her und blies uns, so zu sagen, in alle Welt hinaus. So ist's gekommen, euer Gnaden."

„Ich vermuthe, wir bekamen auch unsern Theil von diesem Sturm, er kam von Nordost."

„Ja gerade so," sagte Barny, „meiner Treu! ihr habt vollkommen Recht, es war die nordöstliche Richtung, die wir wirklich fuhren. Doch genug hievon, da wir euch nun begegnet, so werden wir doch jedenfalls etwas bei der Rückkehr verdienen."

„Recht, geht an Bord," sagte der Amerikaner.

„Ich komme den Augenblick, euer Gnaden, wenn ich nur ein Wort mit meinen Kameraden geſprochen habe.“

„Wie? ihr gingt doch wahrhaftig nicht, um als Pilot heimzukehren?“ ſagte Jackele zu Barny in der Einfalt ſeines Herzens.

„Bſt, du Dummkopf!“ ſagte dieſer, „oder ich hau dir die Zunge ab. Jetzt gib Acht, Peter, ihr verſteht nichts von der Seefahrt und den verſchiedenen Zweigen der Wiſſenſchaft. Alles, was ihr darum zu thun habt, iſt, daß ihr dem Schiffe folgt, wenn ich oben bin, ich werde euch den Weg weiſen.“

Barny ging nun an Bord des amerikaniſchen Schiffes und bat den Kapitain, da er ſo lange außen auf der See geweſen und eine ſo fürchterliche Strapaze ausgeſtanden, er möge ihm erlauben, hinunter zu gehen, um ein Schläfchen zu machen; „denn meiner Treu! der Schlaf und ich, wir ſind uns eine gute Weile fremd geblieben,“ ſagte Barny, „und wenn es euer Gnaden gefällt, ſo würde ich ſehr dankbar ſeyn, wenn ihr mich nicht ſtören ließet, bis man meiner bedarf, denn bis ihr Land ſeht, habt ihr mich doch im Leben nicht nöthig, und wahrhaftig ich, ich habe den Schlaf ſehr nöthig.“

Barny's Begehren wurde gewährt, und Niemand wird ſich wundern, wenn er nach ſo vielen Mühſalen des Geiſtes und des Leibes vier und zwanzig Stunden lang eines tiefen Schlafes genoß.

Nun wurde er gerufen; denn das Land war ſichtbar, und als er auf das Verdeck kam, neckte ihn der Kapitain wegen ſeiner ausgezeichneten Gabe in der Langſchläferei, denn wenn ihm recht ſey, ſo wäre er niemals einem begegnet, der vierundzwanzig Stunden in einem Strich geſchlafen hätte.

„O Herr,“ ſagte Barny, indem er ſich die Augen rieb, die noch ein wenig trüb waren, „wenn ich einmal ſchlafen gehe, ſo thue ich es auch mit rechtem Bedacht.“

Das Land kam bald näher, und Barny verrichtete, ſobald er ſich des erſten Zeichens auf dem Lande verſichert hatte, ſeinen Schifferdienſt, der ihm wohl bekannt war. Im Augenblick aber, da die Höhe von Kinſale ſichtbar wurde, ſtieß Barny ein Hurrah aus und that einen Luftſprung, der den Yankі in's höchſte Erſtaunen ſetzte und ihm völlig unerklärlich war; was, wie ich mir ſchmeichle, bei jenen nicht der Fall ſeyn wird, welche Barny die Ehre erwieſen haben, ſeine Abenteuer zu leſen.

„O du biſt du, mein lieber alter Schatz, du liebes Ufer! und wo wäre ein Ufer wie du? Du biſt klein, aber ich dachte ſchon, ich würde niemals dein ſchönes Angeſicht wieder ſehen; doch Gott iſt gut.“

Mit ſolchen halb geſtammelten Ausrufen begrüßte Barny jeden Punkt ſeines heimathlichen Ufers, und als er dem Hafen von Kinſale gegenüber war, rief er ſeinem Boote, das etwas zurück war, zu, und befahl ſeinen Kameraden hier zuzuſprechen und Molly ſogleich zu benachrichtigen, daß er zurück wäre und ſobald als möglich bei ihr ſeyn würde, nachdem er das Schiff in die Bucht geſteuert.

„Aber weder dem Peter Kelly vom großen Hof, noch ſonſt einem ſterblichen Menſchen erzählt mir bei Leibe etwas von der Seefahrt, die wir gethan, bis ich ſelbſt komme, und ihnen Alles ſelbſt auseinanderſetze; denn keiner von euch, Jackele und Peter, iſt dazu geſchickt, und verſteht die Zweige der Wiſſenſchaft, die dazu gehören, wenn man von der Seefahrt ſprechen will.“

Das Boot fuhr nach Kinſale und Barny, ſegelte mit dem Schiff nach Cove. Es war das erſte Schiff, dem er als Pilote diente, und ſein altes Glück war ihm auch hier treu. Es begegnete ihm kein Unfall bei ſeinem Geſchäft, und was noch außerordentlicher war, er machte den Amerikaner glauben, er ſey der allergeſchickteſte Pilote der ganzen Gegend. So erhielt er ſeinen Pilotenlohn, und ſchwur, der Amerikaner ſey ein rechter Edelmann, wofür ihm der Republikaner keinen Dank wußte, aber ihm eine glückliche Fahrt wünſchte. Er drückte ſich nun nach Hauſe, das amerikaniſche Geld im Beutel, von dem er verſicherte, es ſey dasjenige, welches er in ſeinem ganzen Leben am leichteſten gewonnen hätte. So wurde Barny dafür bezahlt, daß er einem Schiffe als Pilote diente, welches ihm den Heimweg zeigte. Alle Fiſcher der Welt dürfen ihren Hut vor einer ſolchen That abziehen; nur ein Irländer, ich darf es unbedenklich ſagen, kann einen ſo glänzenden Streich der Schlauheit ausführen.

Und nun, ihr ſchönen Leſerinnen, habt ihr wohl geglaubt, Barny würde jemal nach Hauſe kommen? Ich wollte hundert taube Nüſſe drum geben, all die Vermuthungen zu hören, welche ihr euch über die wahrſcheinliche Beendigung von Barny's Reiſe gemacht habt. Das würde, wie ich nicht zweifle, gewiß hinreichenden Stoff für eine andere Reiſe gegeben haben. Barny machte indeſſen wirklich noch andere Reiſen, dieſe Verſicherung kann ich euch geben. Vielleicht wird er auch in ſeinem Charakter als Seefahrer noch einmal erſcheinen, wenn ſeine Heldenthaten nicht von einer undankbaren Welt, wie es ſeinem großen Vorgänger Columbus ſchon einmal begegnete, mißachtet werden.

Da einige vorwitzige Perſonen (hierunter verſtehe ich nicht meine Leſerinnen) vielleicht zu wiſſen wünſchen, was aus verſchiedenen ihrer handelnden Perſonen geworden iſt, ſo bitte ich, dieſelben zu benachrichtigen: Molly ſey noch manche Jahre hin ein treues Weib und glückliche Mutter geweſen; daß ferner Peter Kelly über ſeinen Antheil an dem Gewinne des Unternehmens, beſtehend

in einer anſehnlichen Quantität von Rum und Zucker ſo erfreut war, daß er ſelbſt eine ſtattliche Brigg für Weſtindien mit ſeinen Makrelen belud und als Ueberfracht das Schiff ſelbſt beſtieg; alles aber, was er dafür heimbrachte, war das gelbe Fieber.

Barny benutzte ſeinen Theil beſſer: er ſah ſich dadurch in den Stand geſetzt, eine Schenkwirthſchaft zu errichten, die beliebteſte weit in der Runde. Molly regierte vortrefflich in der Küche und Barny unterhielt ſeine Gäſte wahrhaft bezaubernd. Kurz Barny, der immer eine große Neigung zum Wanderbaren hatte, wurde auf Jahre hin

ein immer größerer Romantiker; ja er zog ſelbſt die Creolleute aus der Nachbarſchaft, welche einen Scherz liebten, in ſein Haus, um ſich an ſeiner großartigen Aufſchneiderei zu beluſtigen.

Anlangend den bisher triumphirenden O'Sullivan, ſo mußte dieſer von dem Augenblick an, da Barny's Bingalabentener zur Kundſchaft gelangten, die Gegend fliehen; von ihm war nie mehr etwas zu hören, während der Held des Boots ein größerer Mann denn vorher ward, und Niemand ihn mit einem anderen Titel als den eines Admirals begrüßte.

Der Seckendorfe Herkommen.

Kaiſer Heinrich II. hielt gern Hof in ſeiner geliebten Stadt Babenberg. Dort hatte er nebſt ſeiner Gemahlin Kunigunde, von Gottſeligkeit und frommem Eifer getrieben, ein Bisthum und andere Stifte errichtet. In den Kirchen dieſer Stifte Andacht zu üben, war Balſam für ſeine Seele. Aber deßhalb entſagte er nicht der Freude am edlen Waidwerke. Dieſer Luſt wegen weilte nun der Kaiſer nicht weniger gerne zu Babenberg; denn in der Gegend umher lagen große kaiſerliche Bannforſte, der Steigerwald, der Haßberg, die Waldungen der alten Königspfalz Forchheim und der nahe Hauptsmoor. Wenn der Kaiſer auszog mit großem glänzenden Gefolge von Fürſten, Grafen und Rittern, Wildmeiſtern, Jagdjunkern und Schützen, wenn die Hörner ertönten, die muthigen Roſſe den Boden ſtampften und die Zeugwagen dahinraſſelten, dann öffneten ſich ſchnell alle Fenſter in den Straßen Babenbergs, durch welche der lange ſtattliche Zug ſich bewegte. Die Blicke der Schönen der Stadt haſteten dann mit Wohlgefallen — nicht auf dem alten hinkenden Kaiſer, ſondern auf den jungen, ſchlanken Jagdjunkern und Waidmännern, welche in funkelndem Jagdgeſchmeide einherritten. Unter dieſen zeichnete ſich Walther, der Leibjäger des Kaiſers aus, welcher daher zu Babenberg nur der „ſchöne Jäger“ genannt ward. Es war aber Walther nicht blos ſchön, ſondern auch bieder und rechtſchaffen und daher geliebt und geehrt von Jedermann, dem er bekannt war. Der Kaiſer mochte nicht ohne ihn ſeyn, und auch von der Kaiſerin war er ſehr wohl gelitten.

Eines Tages, als der Kaiſer in den Gebirgsforſten am rothen Main jagte und einen Edelhirſch mit heftiger Gier verfolgte, entkam er von ſeiner Begleitung, gerieth in die dichteſte Wildniß und ſah ſich plötzlich allein, ohne zu wiſſen, wie es ſo gekommen war. Da beſchloß er umzukehren, aber unverſehens trat ein mannshoher ergrimmter Auerochs ihm entgegen, brüllte mit ſchrecklicher Stimme ihn an und drohte mit ſeinem furchtbaren Gehörne. Des Ungeheuers allein Meiſter zu werden, hoffte der erſchrockene zaghafte Kaiſer nicht und zum Entfliehen war weder Raum noch Zeit. Mit mächtigem Sprunge war das vom Jagdlärm erboßte Thier herangekommen. Schon hatte es das Roß des Kaiſers hart verwundet, ſchon drohte es, den zweiten Stoß gegen ihn ſelbſt zu führen, und bereits hatte der alte Herr ſeine Seele Gott und allen Heiligen empfohlen, als plötzlich der Leibjäger Walther aus dem Gebüſche hervorbrach und, ſeines eigenen Lebens nicht achtend, mit behender kräftiger Fauſt ſeinen Jagdſpieß dem Unthiere ſo tief in den Leib ſtieß, daß es alsbald brüllend zu Boden ſtürzte und unter gräßlichem Schnauben, Sträuben und Zucken ſein Leben aushauchte. Sogleich ſtieß Walther dreimal in's Hifthorn, um dem Jagdgefolge ein Zeichen zu ſchnellem Heraneilen zu geben.

Bald war die ganze Schaar um den Kaiser versammelt und Jedermann erhob mit lautem Lobspruch den Muth und die That des Leibjägers Walther. Als Kaiser Heinrich sich von seinem Schrecken erholt hatte, sprach er: „Walther! du hast Uns heute große Treue erwiesen; dessen werden wir niemals vergessen. Aber damit auch du dessen eingedenk bleibest und ein Zeichen Unserer kaiserlichen Gnade und Erkenntlichkeit dir werde, so nahe dich und empfange den Lohn für deine That, welche wir der kühnsten Ritterthat gleich achten.“ — Walther trat aus dem Kreise hervor, ließ nach erhaltenem Winke vor dem Kaiser auf ein Knie sich nieder und empfing von diesem den feierlichen Ritterschlag. Dabei sprach der Kaiser: „Weil Wir die goldene Ritterkette, welche Wir jetzt hie umhängen sollten, zur Zeit nicht bei Handen haben, so nehme einstweilen ein anderes Denkzeichen des heutigen Tages hin.“ Damit brach der Kaiser vom Lindenbaum, unter welchem die Schaar hielt, einen jungen Zweig ab, bog ihn in verschränktem Kranz zusammen und gab ihn an Walther mit den Worten: „Empfange diesen Lindenkranz mit seinen acht Blättern von deinem gnädigen Kaiser zum immerwährenden Andenken an diese Stunde; du und deine Nachkommen sollen das Bild dieses Kranzes im Wappenschild führen und ein anderes niemals gebrauchen.“ Mit ehrerbietigster Dankerstattung erhob sich nun der neue Ritter und empfing die aufrichtigen Glückwünsche aller Umstehenden.

Darauf ritt der Kaiser mit seinem Gefolge von dannen, und zog gegen Forchheim, wo Kunigunde seiner wartete. Ein vorauseilender rellfiger Knecht hatte ihr von des Gemahls Abenteuer und glücklicher Rettung Kunde gebracht und große Freude bei ihr erweckt. Des andern Tages zog der Kaiser mit seiner zahlreichen Begleitung zu Forchheim ein. Ihm zu Ehren gab die Kaiserin ein köstliches Bankett und großes Tanzfest, und der entzückte Ritter Walther ward von der Kaiserin eines kurzen freundlichen Ehrentanzes gewürdigt.

Das kaiserliche Ehepaar kehrte hierauf in festlicher Freude nach der geliebten Stadt Babenberg zurück. Und hier am Feste von Mariä Geburt, als der Kaiser aus dem Dome von der Hochmesse zurückgekehrt war, ließ er die anwesenden Fürsten, Grafen, Prälaten und Ritter im Thronsaale der Kaiserburg versammeln, setzte sich nieder auf den kaiserlichen Stuhl und hieß den Kanzler eine pergamentene Handveste vorlesen. Darin stand geschrieben: wie der Kaiser betrachtet habe die getreuen Dienste, welche der feste Waidmann und kaiserliche Hofdiener seiner erhabenen kaiserlichen Person geleistet und ferner unverdrossen zu leisten erbietig sey; daß sein kaiserliches Gemüth jederzeit geneigt gewesen, dergleichen Dienste nicht unbelohnt zu lassen und daß er zu dem Ende den Beschluß gefaßt habe, besagten Walther zum Ritter zu erheben und mit einem Lehengute zu begnadigen. Diesen Beschluß zu vollziehen, ernenne er seinen lieben getreuen Hofdiener Walther, wie allbereits mündlich geschehen, hierdurch wiederholt in Kraft dieses Briefs zum Ritter des Reichs und verleihe ihm und seinen Nachkommen, Söhnen und Töchtern, das Herrengut Seckendorf im Rangau, zwischen dem Schlosse Cadolzburg und dem Flüßlein Zenn gelegen, mit allen dessen Zu- und Eingehörungen, an Häusern, Höfen, Ortsfeldern, Wiesen, Gehölzen, Weihern, Renten, Gefällen, Jagden und Frohndiensten, so wie das Alles der Dienstmann Cuno vormals innegehabt, genutzt und genossen habe. — Diesen Brief mit aufgedrücktem kaiserlichen Insiegel, gegeben zu Babenberg am 8. Tag des Monats Septembris, im Jahre der Menschwerdung Christi 1017, ließ der Kaiser dem an die Stufen des Throns gerufenen Walther zu Handen stellen, hängte ihm auch eigenhändig die goldene Kette um den Hals und bezeigte ihm nochmals vor großer Versammlung seinen Dank für die erwiesene Hilfe und Treue. Walther verbeugte sich tief dankend vor dem Kaiser und trat bescheiden zurück unter die Menge der Vornehmen. Nach wenig Tagen aber nahm er Urlaub von seinem großmüthigen Herrn, um das geschenkte Gut zu besitzigen. Es gefiel ihm dermaßen, daß er an den kaiserlichen Hof zurückzukehren nicht mehr Lust hatte, sondern um Entlassung aus seinem Ehrendienst ansuchte. Ungern gewährte es der Kaiser; und nun richtete Walther sein Hauswesen zu Seckendorf ein, nahm davon den Namen an, und wählte ein sittsames reiches Fräulein aus Nürnberg zur ehelichen Hauswirthin. Mit ihr erzeugte er viele Söhne und Töchter, und wurde also der Stammvater zahlreicher Nachkommen, die sich jederzeit auszeichneten durch Tapferkeit, Verständigkeit, Freigebigkeit und andere adeligen Tugenden, und noch blühen bis auf den heutigen Tag. (W. Vesregg.)

Papst Leo's IV. Gebet vor der Schlacht von Ostia.

Als die Sarazenen plündernd an der italienischen Küste gelandet, zog ihnen Papst Leo IV. mit den Neapolitanern nach Ostia entgegen. Zum Heldentod sie ermuthigend stärkte er sie mit der heiligen Communion und dann richtete er, wie Petrus Cyrnäus erzählt, sein Gebet mit den Worten zum Himmel: „O Gott, dessen Rechte den heiligen Petrus aufrecht erhielt, daß er nicht unterging, als er über die Fluthen wandelte,

und der Du ſeinen Geährten, St. Paulus, aus dem Abgrund des Meeres befreiteſt, als er zum dritten mal im Begriff ſtand umzukommen, erhöre unſer Gebet und laß durch das Verdienſt der beiden Apoſtel den Arm dieſer Gläubigen, die in den Kampf gegen die Feinde deiner heiligen Kirche gehen, durch Deine Allmacht ermuthigt und geſtärkt ſeyn, auf daß durch ihren Sieg dein heiliger Name in glorreichem Lichte ſtrahle vor den Augen aller Völker."

Gott erhörte ſein Gebet: die fremden Räuber wurden überwunden und zum Einſchiffen gezwungen. Den Sieg ſelbſt aber hat die Kunſt Rafaels in den Hallen des Vaticans verherrlichen helfen.

Ein Urtheil von Pertz über die Regeſten der Päpſte.

Nur die Regeſten Innocenz III., Gregors VII. und Johanns VIII. Briefe ſind bisher vollſtändig gedruckt, und an ihnen erkennt Jeder den hohen Werth einer vollen Ueberſicht des innern, bei den erſchütterndſten äußeren Stürmen dennoch klaren und ſicheren Geſchäftslebens, welches am ſcheinbaren Rande des eigenen Unterganges, die bei den maroklaniſchen Heiden und in den Feldlagern der Tartaren umherirrenden einzelnen Chriſten nicht vergißt, und für das ewige Heil der noch Unbekehrten mit gleicher Treue, wie für die Errettung der gefährdeten eigenen Kirche denkt. Das Bild dieſer Größe wiederholt ſich in den Briefen nicht nur eines Papſtes. Ihre Vertheidiger haben nicht weiſe gehandelt, ſie bisher der Vergangenheit zu überlaſſen; denn hier kann kein Geſchichtſchreiber durch die Größe ſeines Blickes das Fehlende erſetzen. **Die beſte Vertheidigung der Päpſte iſt die Enthüllung ihres Seyns;** erſcheinen dabei Schwächen, ſo darf man gerade deßhalb für ſie auf ein billigeres Urtheil der Geſchichte rechnen, als wenn, wie bisher oft, Alles an ihnen als verhohlen, alſo Alles als Verdächtiges gelten ſollte. Einſt, wenn dieſe Beweiſe ihres Seyns ihnen nachfolgen ſollten, wird man zu ſpät eine Nachläßigkeit beklagen, die eben ſo den Untergang aller frühern Vertheidigungswaffen bis zu Ende des zwölften Jahrhunderts herbeigeführt hat.

(Archiv für die ältere deutſche Geſchichtskunde. Band V.)

Spiegel chriſtlicher Barmherzigkeit.

Eine Predigt,

welche geſprochen hat, da man zählte nach der Geburt unſeres Herren Jeſu Chriſti tauſend vierhundert neunzig und fünf Jahre, an dem Donnerstag nach **invocavit**, — St. Gregorii Tag — der gottesfürchtig, würdig Doctor Johannes Geiler, genannt Kaiſersberger, in dem löblichen hohen Stift zu Straßburg, darin er Prediger war, und ſprach er, wie folgt:

Zu dem Erſten will ich ſagen das Evangelium, wie ich alle Tag thu, zu dem Anderen will ich einen armen Mann euch befehlen, zu dem Dritten Proſamlein, die mir geſtern ſind übrig verblieben.

Hierauf ſprach der Prediger das Evangelium des Tages und fuhr dann zum Zweiten alſo fort:

Es iſt ein Dorf gelegen nicht fern von dieſer Stadt Straßburg, da iſt ein Prieſter ſiech worden an Hauptweh. Er hatte einen Diener, einen Schüler, dem ward auch weh an dem Haupt. Der Prieſter ſtarb, da war Niemand, der dem Diener diente und ihm etwas Gutes thäte. Und alſo von dem Mangel der Pflege und des Dienſtes iſt er verdorben gelegen in dem Koth und Unrath, daß ſein Fleiſch hat angefangen zu faulen, daß Stücke Fleiſch von ſeinem Rücken fielen. Er hat ſonſt ſich Löcher gelegen in andern Gliedern, daß er ſich nicht wenden mochte. Einer hat ihn gelegt in ein Kärrlein, in eine Bennen, darin man den Unrath wegführt; er hat an ihm gethan, wie der Samariter that an dem Verwundeten, und hat ihn hierher bracht in das Spital, den Spitalmeiſter bittend, er wolle ſein Sorg haben. Aber der wollt es nicht thun, ſprach es wär ihm verboten; dieweil eine Ordnung durch die Herren gemacht ſey, daß man keinen Ausländer, den man herbrächte, in das Spital nehmen ſollte, wann ſonſt, wo Einer ſiech würde, ſo würde man ſie her führen; dem ſollt man Rath thun.

Der arme Samariter legt nun den Siechen in der Bennen vor die Kirchenthür des Spitals. Dieſer arme Siechte in ſeiner letzten Noth war verwundet, übelriechend, hungrig, durſtig, und Niemand hat ihm zu eſſen und Nothdurft geben. Er konnte ſich ſelber nicht wenden; lag in dem Regen; das Obdach iſt ihm verſagt. Alſo hat er und leidet Hunger bei und unter den Reichen, die den Reichthum und groß Gut nützen und brauchen, das den Armen geben iſt.

So laufen ſie zu mir; ich ſoll rathen, wie man

dem Armen zu Hilf kämen. So rath ich also: Es sind zwei ehrbare Frauen, die wollen ihn annehmen in ihre Sorg, und ist ein Reicher, der will einen Gulden geben, daß er nicht also verderbe! So will ich ihn denn heut verkünden dem Volk; will in Hoffnung seyn, daß viel Menschen in Barmherzigkeit bewegt werden, die ihm helfen Nothdurft zu geben. Also diesen Armen laßt euch befohlen seyn, und bitt euch, daß ihr ihm Barmherzigkeit erzeiget, als ihr wollt, daß euch Gott barmherzig sey an dem Letzten; denn mit welchem Maaß ihr messet, so wird euch wiederum gemessen. Ihr sollt nicht Todtschläger werden in Gottes Angesicht, und ihr wäret es, wenn ihr diesem nicht zu Hilf kämet, und die sind sehr Todtschläger, die ihn nicht haben wollen annehmen in seiner letzten Noth. Spricht Ambrosius: Speise den Hungrigen; sonst du ihn nicht und er stirbt, so hast du ihn getödtet; bring ein Jeglicher Geld nach seinem Vermögen; bringet Kissen, daß er sein Haupt möge legen, bringet altes Linnen und Tücher, den Eiter abzutrocknen; bestellet eine fromme Kellerin, der man Alles anbefehle, bestellet einen Scherer u. s. w.

Niemand soll sprechen: Er ist nicht unser Nächster. Sondern sey eingedenk des Herrn Jesu Wort: Der ist sein Nächster, der ihm Barmherzigkeit erzeigt. Geh hin und thu auch also. Nicht laß dich hindern von der fürtischen Verordnung; Gottes Ordnung ist viel größer, die da sagt: Du sollst Niemand tödten, darwieder ist keine Ordnung. Der Stadt soll es eine andere Ordnung gewesen seyn, so soll man sie doch nicht verstehen in dem Fall; denn sonst so wäre es eine Unordnung und nicht eine Ordnung genannt. Laß dir in dein Herz kommen das Wort Christi: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit überkommen, und ein hart Herz wird es bös haben an dem Letzten.

St. Gregorius, des Tag heute ist, hat es auch anders geordnet. Der ist gewesen ein edler, mächtiger Römer, in Seiden gekleidet. Nach dem Tod seines Vaters hat er sechs Klöster gebaut in Sicilien, und zu Rom auch ein Kloster zu Ehren Sanct Andreä Apostoli; und was übrig war, das theilte er aus den Armen. Und auch jener, der auf dem Meere einem Engel, in der Meinung es sey ein Armer, eine silberne Platte schenkte, der hat recht bedacht, daß er Asche war und Asche werden soll. Dem sollen wir nachfolgen. Was dem Armen heute ist, das mag uns morgen begegnen. Denn Niemand ist so reich, er mag arm werden. Darum so erzeiget diesem Armen Barmherzigkeit.

„Ja," sprichst du, „du züchtigst und allwegen." Es ist wahr; es soll dich auch nicht wundern, wenn ich nicht aufhör zu schreien und zu stürmen, so lange als es brennt. Die Häuser, die ohne Hände gemacht sind und ewig währen, die verderben. Darum so will ich nicht aufhören zu schreien, ich wäre sonst ein untreuer Wächter und blind. Darum so gedenke, daß du Asche bist. Wir wollen Gott bitten, daß er uns gebe einen guten Tod, daß wir zu dem ewigen Leben mögen kommen. Amen.

(S. Das Buch Arbore humana. Von dem menschlichen Baum. Gepredigt von dem hochgelerten Doctor Johannes Keyserspera. Getruckt zu Straßburg von Johanne Grieninger 1521. Fol. XVI.)

Der heilige Johannes von Gott.

(Die christliche Mystik von J. Görres. I. Band. S. 458.)

Wenn irgend Jemanden der Beruf geworden, Barmherzigkeit zu üben wie im Drange eines unwiderstehlichen Instinktes, dann ist es dieser heilige Mann gewesen. Eine vielleicht legendenhafte Sage in seinem Leben drückt die Weise dieses Berufes aufs allerbeste aus. Als er einst über Feld ging, begegnete ihm ein überaus schönes Kind, das im Bauernröcklein barfuß einherging, und wegen des rauhen Weges, sich die Füße gar übel verletzte. Johannes hatte großes Mitleiden mit dem Kleinen, wie er so erbärmlich daher ging; zog deswegen seine Schuhe ab, und sagte: Liebes Kind! mein Herz wendet sich um, wenn ich dich also sehe, darum ziehe lieber diese meine Schuhe an, ich kann leichter barfuß gehen als du. Das Kind nahm die Schuhe an, und versuchte, ob es darin gehen könne, weil sie ihm aber zu groß waren, gab es sie ihm zurück, sprechend: Ich kann in deinen Schuhen nicht gehen, gib sie aber einem Andern, welcher größer ist und ärmer denn ich. Johannes war betrübt und sagte: Gia du gebenedeites Knäblein, weil dir meine Schuhe nicht dienen können, so mag dir wohl mein Rücken dienen, und ich will dich aus Liebe des Weges tragen. Er nahm nun das Kind auf den Rücken, und trug es die Straße dahin. Wie er aber eine Weile fortgegangen war, wurde das Kind so schwer, als wenns ein großer Mann wäre, und drückte ihn so hart, daß ihm am ganzen Leibe der Schweiß ausbrach. Gleichwohl ging er fort mit seiner Last, so gut es gehen wollte; und das Kind wischte ihm den Schweiß mit der Hand von der Stirn. Er kam endlich an einen Brunnen, und war so müde, daß er nicht weiter fortgehen konnte; deswegen wollte er ein wenig ruhen, und seinen Durst aus dem Brunnen löschen. Er setzte deswegen das Kind unter einem Baume nieder, und ging dem Brunnen zu. Nach einer kleinen Zeit hörte er das Kind sich rufen, und als er sich umwendete, sah er in seiner Hand einen Granatapfel, in dessen Spalt ein kleines Kreuz stand. Das Kind hatte auch ein so schön leuchtendes Angesicht, als ob's ein Engel wäre, und sprach zu ihm mit lieblicher Stimme: Johannes, zu Granada wird dein Kreuz seyn! Mit diesen Worten ver-

ſchwand die Erſcheinung. Johannes ſtand eine Zeit lang voll Erſtaunens; dann brach er in Thränen aus, darum daß er das Kind nicht erkannt, und daß es ſo bald von ihm gewichen. Es war das Bild ſeines ganzen Lebens, das ihm hier alſo vorgekommen. Er ging nach Granada, wurde dort durch die Predigten des Avila aufs tiefſte ergriffen, und ſpielte nun, um für ſeine Sünden durch Demüthigung zu büßen, eine Zeit lang den Thoren in jener Stadt; wurde deswegen ins Armenhaus abgeliefert, und dort ſo lange furchtbar mißhandelt, bis er glaubte, es ſey nun genug, und die angenommene Larve der Thorheit von ſich that. Er diente darauf den Kranken eine Zeit lang in jenem Hauſe, und hier kam ihm der Gedanke, ſelber ein Hospital zu gründen, um in ihm dem Berufe ſeines Lebens ganz und gar nachzuleben. Er begann damit, daß er auf dem nahen Berge Reißig ſammelte, und es in die Stadt zum Verkaufe trug, wovon er ſich ſelbſt und Andere ernährte. Es gelang ihm bald, ein leer ſtehendes Haus zu miethen; darin nahm er ſo viel Arme auf, als es faſſen mochte; was ſie bedurften, gewann er ihnen bald durch ſein flehend Wort, das der Menſchen Herzen bis zum tiefſten Grunde im Mitleid zu bewegen wußte. Der Segen war über all ſeinem Thun; je mehr die Mittel wuchſen, um ſo mehr erweiterte er die Anſtalt, und breitete ſie auf jede Art von Dürftigkeit und Preßhaftigkeit aus. Auf ſeinem Rücken ſchleppte er ſelber die Kranken herzu, daß er oft unter der Laſt zuſammenbrach; Tag und Nacht ſorgte er raſtlos für ſeine Pflegbefohlenen. Kein Undank, keine Mißhandlung vermochte ſeinen Eifer zu hemmen. Nicht eigene Noth und drückender Mangel konnte ihn abhalten; wo die Almoſen nicht ausreichten, lieh er Geld, um ihren Bedürfniſſen zu genügen; und immer fand er dann Solche, die für ihn einſtanden. Einſt war im königlichen Spitale bei Gelegenheit eines Gelages, das die Vorſteher gaben, Feuer ausgebrochen; und die Flammen hatten ſo ſchnell um ſich gegriffen, daß, als die Leute herzueilten, Niemand ſich, der Wuth des Feuers wegen, in die Nähe des Gebäudes wagte; und man davon redete, von der Alhambra aus, ein Mittelgebäude mit dem Geſchütze zu demoliren, um den noch unverſehrten Theil zu retten. Johannes war auch unter den Erſten herbeigeeilt; als er die Wehklagen der Kranken von den Fenſtern hörte, konnte er es nicht über ſich gewinnen, müßig zu bleiben, und drang durch eines der ganz mit Rauch verhüllten Thore ein. Ohne Bezug ſchritt er innen zum Werke; den Kranken, die noch gehen konnten, wies er die Wege; andere führte er, andere wurden getragen, noch andere bisweilen paarweiſe geſchleppt; die unteren wurden durch die Fenſter herabgelaſſen: Alles mit ſolcher Kraft und Schnelle, daß Alle, beſonders Solche, die ſeinen durch Faſten und Wachen geſchwächten Körper kannten, darüber ſtannten. Als die Kranken in Sicherheit waren, rettete er vom Geräthe, was zu retten war, überall vorn an, und mit Beſonnenheit die beſte Vorkehr machend. Er nahm dann eine Axt, und beſtieg den Speicher, um den Flammen zu wehren; während es ihm aber damit auf einer Seite gelang, brachen ſie auf der andern um ſo heftiger hervor. Eine halbe Stunde lang hatten die Anweſenden ihn aus den Augen verloren und ihn ſchon aufgegeben; als er auf einmal aus den Flammen hervorſprang, die Kleidung unverletzt, nur Augenbrauen und Wimpern verbrannt. Siebenzig Zeugen haben den Vorgang eidlich beſchworen. In ſolchen Werken hatte er die zwölf letzten Jahre ſeines Lebens hingebracht, als ihn endlich im 55ſten der Tod, am Fuße des Crucifixes, im Jahr 1550 fand. Die Hospitaliter, nach ihm genannt, haben ihren Urſprung von ihm genommen.

Friede in Gott, von Novalis.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur iſt,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Laſſ' ich Alles gern,
Folg' an meinem Wanderſtabe
Treugeſinnt nur meinem Herrn;
Laſſe ſtill die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Ewig wird zu ſüßer Labe
Seines Herzens Flut mir ſeyn,
Die mit ſanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingeſenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdiſchen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Iſt mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand:
Längſt vermißte Brüder
Find' ich nun in ſeinen Jüngern wieder.

Morgengang.

Mit meinem Gott und Herrn allein
Zog ich im gold'nen Morgenſchein,
Trug betend hin die Himmelsſpeiſe
Zwei Kranken für die letzte Reiſe.

Wie ſchwiegen da ſo feierlich,
Verwundernd Feld und Thal um mich!
Wie ſah ich auf den Blüthenkränzen
Des Thaues hellſte Perlen glänzen!

Ich trat in eines Waldes Nacht;
Welch Leben war da ſchnell erwacht!
Geflüſter und ein grüßend Neigen
Der Bäume mit geſchmückten Zweigen.

Die Vöglein ſah'n in frommer Ruh
Von ſchwanken Aeſten lauſchend zu,
Eidechschen faßten auf den Wegen,
Als harrten ſie auf Prieſters Segen.

So trug ich lang durch Thal und Flur,
Durch die rings betende Natur
Den Kranken zu die Himmelsſpeiſe
Zur Stärkung für die letzte Reiſe.

Mir lacht' im Herzen Morgenſchein,
Zu geh'n mit Jeſus ſo allein,
Und wie die Sonn' am Himmel glühte,
Glüht auch die Liebe im Gemüthe.

O Gang im gold'nen Morgenſchein
Mit meinem Gott und Herrn allein!
In heiligem Verklärungsſchimmer
Schwebſt du vor meinem Geiſt noch immer.

Pius Zingerle.

Die Cholera in Neapel 1836 und 1837.

Die folgende kurze Schilderung der Cholera in Neapel findet ſich in den Curiosités italiennes von Valery. Sie enthält am Schluſſe ein ſchönes Zeugniß von der großartigen, aufopfernden Barmherzigkeit und hilfreichen Nächſtenliebe des Cardinals Ferretti, eines Verwandten von Pius IX., der ihn gegenwärtig als einen Mann von entſchiedenem Charakter nach Rom berufen hat, um ihm, an der Stelle von Gizzi das Staatsſecretariat zu übergeben. Auch ich erinnere mich noch, als ich im Jahre 1841 einige Zeit in Neapel verweilte, wie dort das Andenken an die Wohlthaten des hochherzigen unerſchrockenen Nuntius von jenen Schreckenstagen her im Munde der Dankbarkeit lebte. Die Darſtellung Valery's lautet, wie folgt:

Wenn die größten Sittenſchilderer des Alterthums und der neueren Zeit, wenn Thucydides und Lucretius in der Peſt von Athen, wenn Boccaccio und Manzoni in der von Florenz und Mailand die verſchiedenartigen Ausſchweifungen und Frevel der Gierſucht und der Sittenverderbniß gezeigt haben, welche im Gefolge von den Schmerzen und Schrecken des Unglücks gingen; wenn mächtige Hauptſtädte der neueren Zeit (wie Paris und Petersburg zur Zeit der Cholera und Philadelphia zur Zeit des gelben Fiebers 1792). Städte, die auf ihre Bildung oder ihre Freiheit ſtolz ſind, keine minder verabſcheuungswürdigen Verbrechen in unſeren Tagen geſehen haben: ſo muß uns ein Bild, welches die Seuche in einer ſehr verſchiedenen Geſtalt darſtellt, tröſtlich und nützlich erſcheinen.

Die Ehre einer ſolchen Verſchiedenheit gebürt Neapel, das mitten unter ſo ſchrecklichen Umſtänden einen

Anblick der Ordnung, der Aufopferung, der Geduld, des Vertrauens und der Ergebung darbot. Die Gestalt der Stadt hatte sich nicht geändert; die Furcht, welche man den Neapolitanern so oft schon zum Vorwurf gemacht, schien damals ihren Einfluß auf ihre lebendige Einbildungskraft verloren zu haben, und statt die Kranken zu fliehen, umgaben sie dieselben mit einer zarten und sorgsamen Pflege. Wohl hatte man anfänglich versucht, einige Gerüchte von Gift auszustreuen; allein der König begab sich sogleich in den angesteckten Stadttheil; er besuchte die Kranken, spendete ihnen Hilfe, Trost, Hoffnung; er trat in die Läden, verkostete das Brod, den Wein, die verschiedenen Lebensmittel, und ließ seinen Gesellschaftscavalier und seine Adjudanten davon essen und trinken. Sein Beispiel wirkte auf Aerzte und Beamte, die alle ihre Schuldigkeit thaten.

Man hatte die thätigsten und zweckmäßigsten Vorkehrungen getroffen. Seit dem Jahre 1835 bestanden in jedem Stadttheil Gesundheits-Commissionen; die Gefängnisse wurden jeden Tag gelüftet und gereinigt und die Gefangenen reichlich mit Linnen und Kleidern versehen. Eine große Anzahl öffentlicher Gebäude in den verschiedenen Theilen der Stadt wurde in Krankenhäuser verwandelt, um die Pflege leichter und schneller zugänglich zu machen. Der Eifer und die verständige Umsicht waren so groß, daß diese Spitäler die gleichen, ja noch günstigere Resultate erzielten, als die Wissenschaft und der Muth der Aerzte zu Paris. Selbst bis zu den Kirchhöfen herrschte Ordnung und Sittsamkeit; die Todten wurden Nachts hinweggeführt und in tiefe, wohl zugedeckte Gruben gelegt; und es fand, soviel mir bekannt ist, keine andere Unordnung während der ganzen Cholera statt, als die eingewurzelte und unvermeidliche Trunksucht der Todtengräber.

Die Cholera erschien zum Erstenmal am 2. Oktober 1836. Schon früher schlich sie in Apulien umher; allein die Jahreszeit war so wunderschön, der Glanz des Himmels so rein, die milden Nächte so ohne Feuchtigkeit, und selbst die leisesten Anzeichen so fern, daß es unmöglich schien, an den Einbruch dieser Geißel zu glauben. Berühmte Aerzte des Auslandes, welche sich in Neapel befanden, theilten die Selbsttäuschung des Volks. Als der Doktor Rocco Brandonisio d'Aqua-Viva die Cholera prophezeite, konnten seine Worte nur Verwünschungen von Seite des Volkes und Geringschätzung von Seite seiner Amtsbrüder bewirken. Indessen entriß diese Cholera, während den fünf Monaten ihrer Dauer, bis zum 7. März 1837, nur 6200 Einwohner. Allein sie kehrte schrecklicher zurück, und vom 13. April bis zum 25. September stiegen ihre Verwüstungen auf 50,000 Menschen; am 28. Juni allein raffte sie über 1000 hinweg, obschon die öffentlichen Verzeichnisse nur 591 angeben. In weniger als einem Monat hatte Neapel den sechsten Theil seiner so lebendigen, so geräuschvollen, so dicht auf einander gedrängten Bevölkerung verloren.

Diese neapolitanische Erde, dieser Himmel, dieses Meer, dessen Lächeln die Fremden aus so weiter Ferne herbei lockt, schienen grauenvoll und unheilschwanger. Die Zahl der Pässe, die sich jährlich auf 6000 beläuft, und eine Mittelzahl von 20,000 Fremden gibt, erreichte im Jahre 1837 nicht die Hälfte. Mehrere dieser Fremden wetteiferten in ihrer Dienstfertigkeit und Barmherzigkeit mit den Neapolitanern. Ein Engländer, der an der Chiaja wohnte, gründete, nachdem er die Cholerakranken eifrigst unterstützt, ein Spital für die Waisenkinder der Seuche; er hatte hiebei einen neapolitanischen Priester zum Gehülfen, dessen Name mir leider nicht mehr erinnerlich ist. Die Königin Maria Isabella und die vornehme Welt der Chiaja sicherten durch ihre Beiträge den Fortbestand dieser Anstalt. Auch der Erzbischof von Neapel, der Kardinal Carracciolo de Martino, hat ebenfalls ein Haus für Cholerawaisen gegründet.

Allein der Held der Cholera war der päpstliche Nuntius Ferretti, aus einer alten Familie von Ancona stammend, gegenwärtig Kardinallegat von Urbino und Pesaro, ein unerschrockener frischwagender Mann (homme intrépide, aventureux). Als Bischof von Rieti hielt er 1831 die Armee der Bolognesischen Empörer zurück, als sie unter dem Befehl des tapfern Cercognani, eines alten Soldaten unserer Armee, der ihn allerdings ungeschickt angegriffen hatte, gegen Rom marschirte. Die barmherzige Menschenliebe Ferretti's, scharfsichtiger als Polizei und Medizin, hatte die Cholera bei ihrem zweiten Erscheinen erkannt; und man erfuhr die Wiederkehr dieser Geißel Gottes durch die Hilfe, die er den ersten Kranken zu bringen eilte. Der Priester siegte bei ihm über den Diplomaten, er theilte all sein Geld aus, und selbst das Silber der Gesandtschaft blieb nicht verschont.

Vertrauliche Gespräche über die Knüppel-Freiheit.

Schnapphahn. Das muß anders werden, sag' ich dir.

Hans Michel. Was muß anders werden?

Schnapphahn. Mit der Freiheit, alter Esel! muß es anders werden, und mit der Morgenröthe.

Hans Michel. Mit der Freiheit?

Schnapphahn. Ja mit der Freiheit.

Hans Michel. Wie meinst du das?

Schnapphahn. Wie ich das meine? Das will ich dir sagen: da schreiben sie Jahr aus Jahr ein von der Freiheit und halten himmellange Reden darüber, als hätten sie die Zeit gestohlen, und unser Einer hat nichts davon. Es fehlt und nicht allein die Freiheit, es fehlen uns eine Menge Freiheiten, sag ich dir, und die müssen wir haben. So mein' ich.

Hans Michel. Aber wie willst du sie kriegen?

Schnapphahn. Nichts einfacher als das. Vor Allem, verstehst du mich, müssen wir die Knüppelfreiheit in Schwung bringen und dann, das kannst du mir glauben auf mein Wort glauben, dann werden alle übrigen Freiheiten von selbst nachfolgen, und das ist so gewiß, als es Scherben gibt, wenn ich dem Wirth einen Stein in's Fenster werfe.

Hans Michel. Ja aber — die Polizei —

Schnapphahn. Was aber? Was Polizei? Da abert sich nichts und polizeit sich nichts. Laß nur einmal unserer zehntausend Knüppel bei einander seyn, dann wird die Welt bald anders ausschauen. Dann wird's mit der Freiheit, wie wir sie verstehen, endlich Ernst werden. So ein Knüppel, sag ich dir, der wirkt besser als all ihr Gegacker; das gibt dir besser aus als all ihr Geschreibsel und Geschwätz, von dem keine hungrige Maus satt wird: drum Knüppelfreiheit, und wir sind die Herren, und wer dann nicht nach unserer Pfeife tanzt, dem wollen wir den Takt so lange auf den Rücken schlagen, bis er es lernt. Das wird ein lustig Regiment unter der Knüppelfreiheit werden, nicht wahr Michelchen? —

Der gekreuzigte Jäger.

In einem Fischerhäuschen am Starenbergersee starb diesen Sommer ein Mann — der Sohn des früheren Besitzers — dessen sonderbares Schicksal, das wir aus seinem Munde vernommen, der Aufschreibung werth ist. Zachäus Wagner — so hieß der Fischersohn — war einer von jenen Menschen, welchen es nur an Bildungsgelegenheit gefehlt, daß sich nicht seine Naturanlagen zu ausgezeichneten Erfolgen entwickelt haben mochten. „Zacherl" — von den Leuten gemeinhin so genannt — war ein scharfsinniger Kopf, geschickt zu Allem, was er begann. Er war der beste Fischer, Gärtner, Zimmermann, Büchsenschafter und Jäger. Nichts hatte er gelernt, aber Alles, was er unternahm, vollendete er mit einer gewissen Genialität. Nichts aber sagte ihm so zu — wie das edle Waidwerk, so daß er die seinem Vaterhause eigene Fischerei bald verließ, und den grünen Wald zu seiner Werkstätte erkohr. Als Jäger hatte er sich lange Zeit umher getrieben und nebenbei mit ganz besonderer Geschicklichkeit zu Gunsten seines Reviers die Wilddieberei in Nachbarlanden praktizirt. Während er vor einigen Jahren als Jäger in Reichersbayern Wald und Wild für seine Gutsherrschaft schützte, traf ihn ein Erlebniß, dessen Eigenthümlichkeit uns veranlaßt, es hier wieder zu erzählen. Gerne gäben wir es in der kräftigen oberbayrischen Mundart, die gerade zu solchen Darstellungen geeignet von dem Helden des Factums auch mit unbewußter Poesie gemundhabt wurde — fürchteten wir nicht, einem großen Theil unserer Leser unverständlich

zu werden. So folgt denn das Abenteuer des Jägers Zacherl, wie er es erzählt, in getreuer Ueberſetzung.

„Gibts dann etwas Schöneres, als die freie Pirſch auf Reh und Hochwild? Geht einem nicht das Herz im Leib auf, wenn man Abends ſo ganz allein durch Wald und Wieſen ſtreift, und die liebe Sonne ihre letzten Strahlen wie goldene Bänder niederlegt! oder früh Morgens, wann aus dem Dunkel ſo nach und nach Berg und Wald auftauchen und die Vögel ein ſchöneres Lob Gottes herausſleiren, als der Herr Schullehrer auf ſeiner verſtimmten Orgel und die Urſchl (Urſula), wenn ſie den Catharr hat?! Von Kind auf war ich eben am Liebſten im grünen Wald; die Freude hat ja der Aermſte wie der Reichſte! Der aber kehrt ſich noch ſechsmal in den Federn um, während unſer Einer ſich draußen ſchon ein paar Pfeifen geſtopft hat und wieder nach Hauſe geht, wenn der Andere erſt an's Aufſtehen denkt. — So war es denn einmal ein wunderſchöner Abend im Juli, als ich gegen die Benediktenwand durch die Gehölze hinanpirſchte; aber weiß der heilige Hubertus, warum mir nichts herging. Ich kam auf keinen Rehbock zu ſchießen und auf keinen Hirſch — wir hatten auch einen guten Hochwildſtand in der Revier. Nacht ward's, und ich dachte mir: zum Heimgeh'n wird's zu ſpät, weil ich wieder früh hinaus will; ich lege mich in die Heuhütte, dann bin ich zur Morgenpirſch ſchon herauſen (wer im bayeriſchen Hochlande war, kennt wohl dieſe Heuhütten, fern vom Dorfe, Jägern und Nachtſchwärmern zum Uebernachten günſtig). Müd war ich, und ſo blieb denn auch der Schlaf nicht lang aus; auch hatte ich einen guten Schlafkameraden, mein Schweißhundel — den Waldmann. Ich mochte wohl kaum ein paar Stunden geſchlafen haben, ſo ſchlagt der Waldmannl an. Ich denk nichts weiter, als daß der Hund träumt, oder ihn die Mondſtrahlen irr machen, die durch die Bretterſpalten hereinſchienen. Kaum lieg ich wieder auf dem Ohr, rumpelt etwas herein; ich greif nach meinem Stutzen, will aufſpringen; aber da ſchreit's ſchon: Geit Kerl, hab'n wir dich einmal?! Es waren aber drei Burſche, die mich ſchon gepackt hatten, und wogegen kein Wehren mehr half. Zwei von ihnen hielten mich feſt und der Dritte ſchlug mit einem Prügel auf mich los. Er muß aber tüchtig getroffen haben, denn ich ſah und hörte bald gar nichts mehr. Sie haben mich, wie's bei uns heißt, „„bamiſch"" geſchlagen." Aus meiner Betäubung ward ich bald wieder gerüttelt, und die Schnurrgen, die mich geweckt, brauch ich mir nicht roth im Kalender einzumerken; denn ich vergeſſe ſie meiner Lebtage nicht mehr. Die Burſche — es waren Wildſchützen, die ich ſchon einmal vor's Landgericht gebracht — hatten mich, während ich beſinnungslos war, vor die Hütte geſchleppt, an die Bretterwand aufgerichtet, meine Arme ausgeſpreizt und ſchlugen mir durch jede Hand und durch einen Fuß ſtarke, ſpitze Holznägel. So hing ich denn gekreuzigt an der Hütte; die Burſche ſprangen davon, mein Waldmann ihnen nach, kam aber bald wieder. I. ging ich dann in tauſend Schmerzen und hatte doch nicht die Kraft laut zu rufen und konnte nur wimmern, wie mein Hund, dem mein Zuſtand auch zu Herzen ging. Gerade ging die Sonne hinter den Bergen herauf und mein Gedanke war: Nun iſt dein Morgengebet auch dein Stoßſeufzer im Sterben. Die gräßlichen Schmerzen nahmen mir meine Denkkraft; ich war ja ſchier in Verzweiflung, ſo elend ſterben zu müſſen. Wohl dachte ich aber immer an unſern Herrn und Heiland Jeſu Chriſt, der von den Sünden aller Menſchheit belaſtet, elendiglich den Kreuzestod ſtarb! Aber allgemach vergingen mir die Sinne, und als ich wieder erwachte, lag ich auf dem grünen Grasboden. Mein Waldmannl hatte nämlich mit ſeinem Gebell und Geheul einen Hirtenbuben, der das Vieh mit Tagesanbruch auf eine Waldweide trieb, hergelockt. Da fand dann die Kreuzabnahme ſtatt. Ein Waldbrünnlein gab und friſch Waſſer, um meine Wunden auswaſchen und mich laben zu können. Mir war aber ſo, daß ich nicht auf den Füßen ſtehen konnte. Ein paar Holzknechte trugen mich nach Haus; acht Tage lag ich im Bett, und da habe ich Gelegenheit gehabt darüber nachzudenken, es ſey wohl gut geweſen, daß der liebe Gott mir für ſo manche Lumperei eine Buße geſchickt hat. — vierzehn Tage darauf war ich wieder in meiner Revier, freilich mit verbundenen Händen. Zum Glück waren die Nägel durch keinen Nerv gegangen, ſo was heilt bei einem Jäger bald wieder. Gott zum Dank für meine wunderbare Befreiung, habe ich in der Tölzer Pfarrkirche drei heilige Meſſen leſen laſſen. Meine Kreuzjäger habe ich oft wiedergeſehen im Wirthshaus und auf freiem Feld; habe mir aber gedacht: ich will nicht Richter ſeyn; treff' ich euch aber im Wald in meiner Revier, ſo thue ich doch, was ich immer gethan hätte." —

Dieß die Erzählung des Zacherl: klingt ſie auch unglaublich, ſo ſah ſich Schreiber dieſes doch ſelbſt zum Glauben überzeugt, da er mit eigenen Augen die Wundmale an den Händen und einem Fuße des Jägers ſah. Seiner Ausſage nach mochten es wohl vier bis fünf Stunden geweſen ſeyn, die er an der Heuhütte gekreuzigt, zugebracht.

F. P. 1846.

Napoleon vor Hanau auf der Heimkehr von Rußland 1814.

Rheinischer Merkur, herausgegeben von J. Görres. Nro. 5. 30. Jan. 1814.

Kaiser Napoleon, welcher während der Schlacht bei Hanau die Nacht über im Lamboywalde bivouakirt hatte, sendete Morgens nach 8 Uhr einen seiner Adjudanten nach Hanau. Dieser gab dem Präfekten zu erkennen, daß er sich wundere, ihn noch nicht mit dem Munizipalrathe bei Sr. Majestät gesehen zu haben, um dem Kaiser die Ehrfurcht zu bezeugen. Man entschuldigte sich damit, daß man von der Anwesenheit Sr. Majestät im Walde keine Kenntniß gehabt hätte, und sogleich mußte der Präfekt, sein Generalsekretär und Präfekturrath, in Begleitung des Adjudanten und eines Gensdarmen, die Wanderung antreten. Der Kaiser saß auf einem Feldstuhl von rothem Saffian, zwischen zwei mit Blau [illegible]schlagenen Zelten, in deren Mitte ein Wachfeuer brannte. Er war zunächst umgeben von seinen Marschällen, Generälen und den Großen seines Hofes, um diese stand ein Kreis von Offizieren mit gezogenen Degen, weiter vorwärts befanden sich Posten von der Grenadier-Garde. Als der Präfekt und seine Begleiter von dem Adjudanten vorgestellt wurden, sagte Napoleon: „Sie sind der Präfekt von Hanau? das ist die schlechteste Stadt in Deutschland. Die Bürger haben die Oestreicher und Bayern mit Hurrah- und Vivatrufen empfangen. Ich weiß, daß ich sie nicht zwingen kann, die Franzosen zu lieben; allein ich dächte, es wäre Prinzip der Klugheit, es mehr mit Frankreich, als mit Rußland zu halten. Jenes Reich liegt näher, und vermag darum leichter Schutz und Hilfe zu leisten. Zur Strafe habe ich in der vergangenen Nacht die Stadt mit Granaten begrüßen lassen. Hat das Feuer viel Schaden gethan?“ Man schilderte die Verwüstung, welche Folgen des Bombardements gewesen war. — Der Kaiser fuhr fort: „Es lag in meinem Willen, die Hälfte der Stadt zu verbrennen.“ Der Präfekt stellte vor, wie gastfreundlich Hanau seit sieben Jahren die Krieger Frankreichs aufgenommen: mit welcher Ergebenheit die Stadt die zahllosen Lasten getragen habe, welche das Kriegsgeschick ihr zuführte. Er bat den Kaiser, an das Urtheil irgend eines der anwesenden Marschälle oder Generäle, welcher mit der Stadt und ihren Verhältnissen näher bekannt wäre, appelliren zu dürfen. Jetzt rief der Kaiser: „Augereau!“ Mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung trat der Marschall hervor. „Sie haben dieses Land noch kürzlich gouvernirt,“ sagte Napoleon, „was können Sie mir über die Einwohner sagen?“ Augereau sprach lange und mit Wärme für die Hanauer, und lobte namentlich die Rechtlichkeit und den Eifer für die Behörden. „Schon gut,“ schloß der Kaiser, „ich weiß, daß die Behörden rechtliche Leute sind, aber die Bürger sind Canaillen. Für diesmal mag die Strafe genügen. Jetzt lasse ich die Stadt unter dem Joche der Kosacken, ändert sie ihr Betragen nicht, so werde ich seiner Zeit sie noch härter züchtigen.“ — Nun ging Napoleon in sein Zelt zurück, und der Großstallmeister Caulincourt setzte die Unterredung mit den Hanauer Deputirten fort. Er wollte Nachrichten von der Stärke der feindlichen Armee haben, und hören, welcher General die Bayern kommandire. Er forschte nach dem Namen der in der Schlacht vom gestrigen Tage verwundeten Stabs-Offiziere, namentlich fragte er, ob Wrede blessirt sey. Sodann trat er in des Kaisers Zelt, um diesem zu referiren. Napoleon kam wieder heraus, lehnte sich nachlässig auf den Feldstuhl, und Caulincourt fuhr in seinen Fragen in deutscher Sprache fort, welche dem erhaltenen Befehl zufolge auch deutsch beantwortet werden mußten. Speziellere Nachrichten über den Stand der verbündeten Armee waren der Inhalt des Gespräches. Ein Adjudant kam herangesprengt mit der Meldung, daß Frankfurt von den Oestreichern und Bayern besetzt sey. Der Kaiser erwiederte rasch: „Tant mieux,“ rief: „Berthier!“ und gab dem herantretenden Prinzen von Neufchatel die Ordre, daß sogleich eine Division vorwärts marschiren solle. Darauf entließ er den Präfekten. Dieser ersuchte den Großstallmeister, die Stadt der Gnade Sr. Majestät zu empfehlen. Eine Bitte, welche Caulincourt auf die humanste Weise erfüllte. Napoleon schwieg, der Präfekt und seine Begleiter kehrten nach Hanau zurück

Der Dom deutscher Eintracht.

Es steht ein ächter deutscher Dom
Zu Regensburg in der Stadt;
Der, weil er ragt gleich einem Fels,
Auch Petri's Namen hat

Er schaut mit seinen Thürmchen all,
Weit in das Blau hinein,
Die schwanken selbst im Sturme nicht,
Im Flammenwetterschein

So ſtand auch einſt das deutſche Land,
Mit hochgehob'nem Haupt,
Und ſeine Männer wankten nicht,
Vom ärgſten Sturm umſchnaubt.

Das machte ihre Einigkeit;
Ein Herz, und auch ein Sinn. —
Seit unſer Vaterland zerheilt,
Iſt auch die Stärke hin.

Wir ſind nicht wie die Väter mehr,
Wir ſchlagen aus der Art;
Ein Zeugniß iſt's, daß wir nicht bau'n,
So feſt, ſo hoch, ſo zart.

Selbſt große Bauten ſind gedrückt,
Kein Leben in dem Stein;
Als wär's ein Zeichen unſ'rer Zeit,
Die groß iſt, und doch klein.
An menſchlicher Erfindung groß,
Und auch im Handel dreiſt,
Doch wie die Eiſenbahn ſo flach,
An wahrem, ächten Geiſt.
D'rum deutſche Brüder auf und baut
An einem geiſt'gen Dom;
Tauft ihn zur „deutſchen Einigkeit,"
Der trutzt dem Zeitenſtrom!

G. Schultes.

Fenelon in ſeinem häuslichen Leben.

Seine Stimmung war gleichmüthig, ſeine Freundlichkeit gefühlvoll und einfach, ſeine Unterhaltung lehrreich und belebt. Eine ſanfte Heiterkeit milderte bei ihm die Würde ſeines Amtes; ſein Eifer für die Religion hatte nie eine Beimiſchung von Trockenheit oder Bitterkeit. Während des Kriegs ſtand ſeine Tafel allen Offizieren, ſowohl den einheimiſchen als den feindlichen, die ſein Ruf haufenweiſe nach Cambrai lockte, offen. Mitten unter den Pflichten und Arbeiten ſeines biſchöflichen Hirtenamtes fand er noch Augenblicke, die er ihnen widmete. Sein Schlaf war kurz, ſein Mahl von der äußerſten Einfachheit, ſeine Sitten von der unbeſcholtenſten Reinheit. Spiel und Langweile waren ihm beide unbekannt; Spaziergänge bildeten ſeine einzige Erholung, und er entdeckte das Geheimniß, auch ſie für das Wirken ſeiner Wohlthätigkeit ergiebig zu machen. Begegnete er Landleuten, ſo gewährte es ihm ein Vergnügen, ſich mit ihnen zu unterhalten. Man konnte ihn mitten unter ihnen auf dem Gras ſitzen ſehen, wie einſt den heiligen Ludwig unter der Eiche von Vincennes. Auch ihre Hütten beſuchte er, und mit Freuden empfing er Alles, was ihre gaſtliche Einfalt ihm anbot. Ohne Zweifel haben die, welche er mit ſeinen Beſuchen beehrte, mehr denn einmal den heranwachſenden Geſchlechtern erzählt, wie ihr niedriges Dach den Fenelon aufgenommen habe.

La Harpe Eloge de Fénelon.

Wer iſt der Welt wahrhaft abgeſtorben?

Wir leſen in dem Buche der Altväter, ſpricht Geiler von Kaiſersberg, wie ein junger Bruder kam zu St. Makarius und ſprach: „Vater! woran ſoll ich erkennen, ob ich der Welt todt bin oder nicht?" Der Altvater ſprach: „Geh zu dem Beinhaus und rede den Todten Uebeles nach und ſuch ihnen." Der Jüngling ging und that, wie ihm geheißen, und kehrte zurück und ſprach: „Die Todten haben mir keine Antwort gegeben." Der Altvater ſprach: „Geh morgen wiederum hin und ſprich Gutes von ihnen und lobe ſie." Er that es, kam wieder zu dem Altvater und ſprach: „Sie haben mir wieder keine Antwort gegeben." Da ſprach der Alte: „Alſo thue auch du, willſt du der Welt wahrlich ſterben: lobt man dich, ſo erhebe dich nicht; flucht man dir, ſo ſey nicht ungeduldig."

Denkmal von Heinrich Klee
auf dem Gottesacker zu München.

Klaggesang

der Studirenden der theologischen Facultät zu München am Grabe ihres unvergeßlichen Lehrers, des hochwürdigen, hochgelehrten Herrn Heinrich Klee, Dr. und Professors der Theologie an der Ludwigs-Maximilians-Universität, geb. zu Münster-Mayfeld bei Coblenz, den 20. April 1800, gest. den 28. Juli 1840.

Was flutheſt du, Iſar, was wogeſt du, Rhein,
Was zerfließet ihr Wolken in Thränen?
Ich rinne hernieder vom Alpendom
Aus Bayerns Herzen ein Thränenſtrom,
Und Klag' iſt mein Toſen und Tönen.

Er hat geendet, der chriſtliche Held,
Der Kämpfer für Kirche und Glauben,
Der ihr Heiligthum ſchirmte mit Manneskraft
Und kühn die Gegner Lügen geſtraft,
Die die Wahrheit ſetzten auf Schrauben.

Ein Greis nicht ſchied er, nicht lebensmüd,
Er ſank in der Mitte der Tage:
Nun trag' ich die Kunde nach Oſt und Nord
In alle chriſtlichen Länder fort,
Und erhebe die ſchmerzliche Klage.

Kaum ſind verflor'n der Jahre zwei,
Da ſetzten ſie nieder die Bahre,
Da ſenkten ſie meinen Geliebten ein,
Ich fröhlte um ſeinen Leichenſtein:
Und wieder nahet die Bahre!

Was zürneſt du, Iſar, was zürneſt du, Rhein,
Und ſchäumeſt über dein Bette? —
Ich ſeh ja ihr beider blutendes Herz,
Sie theilete Gram und die nagende Schmerz
Ob des Kampfes auf heiliger Stätte.

Doch ſanken auch plötzlich der Stützen zwei,
Die Kirche wird nimmer erſchüttert.
Gott hat ſie gegründet auf Felſengrund,
Die Wahrheit werde der Erde kund,
Wenn ſie lang ob den Künftigen zittert.

Was ſinnet ihr hin, was ſinnet ihr her,
Und erſtarret in troſtloſem Schweigen!
Er iſt hinüber, ihr habt ihn nicht mehr:
Gott ſelber ſteht für die Seinen zur Wehr,
Das wird die Zukunft bezeugen.

Du aber, Deſſen Hülle wir hier
Zur letzten Ruhe beſtatten,
Empfange des Himmels Bürgerkron',
Zum ewigen unvergänglichen Lohn,
Für Deine ſiebenten Thaten.

Nimm hin noch unſeren letzten Dank!
Laß ſtets Deinen Namen uns feiern.
Wir alle, wahrlich! vergeſſen Dein nicht:
Du aber vor Gottes Angeſicht
Bitt' auch für's katholiſche Bayern!

Joh. Evyv.

Das haben die Römer gethan!

Was auch die Fremden des Nordens manchmal sagen mögen, in dem heutigen römischen Volke ist noch immer ein gesunder, tüchtiger Kern. Es zeigt im Handel und Wandel eine auf religiösem Grunde ruhende Redlichkeit und Ehrlichkeit und Sittenreinfalt, wie man sie in großen Städten selten findet; es ist gegen Jedermann offen, mittheilsam und theilnahmvoll; gegen Arme und Bedürftige freigebig und mitleidig; für alles Edle und Große hat es bis in die untersten Klassen eine bewundernswerthe Empfänglichkeit, die sich manchmal in sinniger und rührender, manchmal auch in großartiger, hochbegeisterter Weise äußert. Beseelt von einer wahrhaft kindlichen Heiterkeit, weiß es sich über das Geringste mit liebenswürdiger Selbstgenügsamkeit zu freuen; ein Strohfeuer, das in einem Fasse brennt, kann eine ganze Straße den Abend über unterhalten, und die Tausende und Tausende, die den Corso in den Tagen des Carnevals füllen, vergessen auch in der ausgelassenen Lust nicht Sitte und Anstand. Der Gemeinste besitzt in der Regel einen gesunden Mutterwitz und sind ihm auch die Bücher verschlossen geblieben, so hat er ein um so offeneres Auge für das Leben und seine Erfahrungen und eine beredte Zunge, die sich im lebendigen Verkehr größte hat und selbst in den gemeinsten Dingen des Alltaglebens mit Wohllaut, Anmuth und Würde auszudrücken weiß.

Freilich stehen diesen Lichtseiten auch düstere Schattenseiten gegenüber, die zum Theil die Folgen einer vielfach mangelhaften und vernahrlosten Erziehung sind. Der Trieb nach Thätigkeit, das Pflichtgefühl eine bestimmte Lebensaufgabe zu erfüllen, wird bei gar Vielen in ihrer Jugend nicht weniger als geweckt. So gewöhnen sie sich daran, in süßem Müßiggange, auf dem

Boden ganz dahin gestreckt, sich die Welt in der behaglichsten Ruhe anschauen und das Leben unter endlosem Geplauder über tausend Kleinigkeiten zu verschleudern. Etwas mit Ernst anzugreifen und durchzuführen, ihre Leidenschaften vor dem Ausbruch zu zügeln, ihre Schwächen zu überwinden und ihre Unwissenheit zu belehren, das fällt Wenigen ein; sie lassen, in den Tag hinein lebend, eben Gottes Wasser über Gottes Land laufen. Daß aber eine solche Masse unwissender Müßiggänger in Augenblicken allgemeiner Aufregung leicht die Beute ruchloser Verführer werden kann, die ihre Leidenschaften zu entflammen wissen und ihnen Gott weiß welche Hoffnungen vorspiegeln, ist nur zu leicht begreiflich. Und diese Gefahr erscheint um so ernster, wenn man bedenkt, daß dieß Volk durch die vielen Tausend Fremden, die Rom alljährlich besuchen, mit den Verlockungen und den Lastern aller Welt in Berührung kömmt, während zugleich alles Lumpengesindel und bettelnde Vagabundenvolk von nah und fern seinen offenen Thoren zuströmt. Allein wie vielfach es auch geschehen mag, daß der Italiener und namentlich der Römer sich seinem süßen Müßiggange ergibt: so hat dennoch die Masse des Volkes eben in dem lebendigen Verkehr des Wortes und des Lebens ihren gesunden Mutterwitz so ausgebildet, daß nicht selten der niedrigste Bettler, der seinen Buchstaben lesen kann, richtiger urtheilt, als so ein dünkelvoller, halbgebildeter Lohndiener in Deutschwichtelland, der seine politische Weisheit täglich aus dem Frankfurter Journal schöpft und die neuesten Pariser Schnurrpfeifereien der Leihbibliothek heißhungrig verschlingt. Mit einem gewissen Römer sich zu unterhalten, gewährt daher auch in der Regel ein moralisch gebotenes Vergnügen, als den Gemeinplätzen und Leichtfertigkeiten unserer gebildeten Musterreiter, Schöngeister und freisinnigen Volksführer an den großen Wirthstafeln zuzuhören. Es ist nicht nur dieser natürliche Verstand allein, der den Rö-

mer wie den Spanier auszeichnet, sondern es ist auch das Gefühl menschlicher Würde, das sich in seinen Gesinnungen und seinen Worten ausdrückt, welches uns Achtung einflößt. Wie viele Züge, deren sich wahre Edelmänner nicht zu schämen hätten, ließen sich nicht aus dem römischen Volksleben und zwar von den untersten Klassen anführen! Für dießmal wollen wir uns nur mit einer Erinnerung begnügen, die sich an die verstorbene Fürstin Borghese knüpft. Was ich hier erzähle, war kurz vor meiner Ankunft in Rom vorgefallen, und die Erinnerung daran noch frisch und lebendig.

Die junge Fürstin Guendaline Borghese, die Tochter des Lord Stresnsburg, genoß in Rom die Achtung und die Liebe aller Stände, von dem vornehmsten Herzog bis hinab zum letzten Bettler. Denn war sie durch Schönheit, durch Reichthum, durch hohen Adel der Geburt, durch Liebenswürdigkeit im Umgang, durch einen gebildeten empfänglichen Geist und eine kunstgeübte Hand ausgezeichnet, und galt sie in allen diesen Beziehungen als das Muster der Frauen: so war sie noch auszezeichneter durch Güte des Herzens, durch Frömmigkeit und einen milden, werkthätigen, freigebigen, mitleidigen Sinn und eifrige Nächstenliebe. Während sie in ihrem glänzenden Pallaste Alles empfing, was in der Weltstadt aus allen Ländern Europa's zusammenströmte und Anspruch auf Auszeichnung hatte, konnte man sie Morgens in der ärmsten Hütte finden an dem Bette einer Kranken oder Sterbenden, der sie das Lager zurecht machte oder die Stube selbst fegte. Als sie daher selbst im Jahr 1839 eines so frühzeitigen Todes in der Blüthe ihrer Jahre und ihrer Wohlthätigkeit starb, war ganz Rom in die tiefste Trauer versetzt. Jeder wollte ihr eine letzte Ehre erweisen und der schönen Leiche ein Zeichen seiner Liebe und Verehrung darbringen. Junge Männer aus den Zünften ließen darum ihren Gemahl, den Fürsten, um die Gnade ersuchen, daß er ihnen gestatten möge, die geliebte Leiche der Wohlthäterin ihrer Stadt auf ihren Schultern nach der letzten Ruhestätte in der Kirche Santa Maria Maggiore zu geleiten. Der Fürst schlug ihnen die Bitte nicht ab. Das Leichenbegängniß fand statt mit einer Theilnahme des ganzen Volkes, wovon gewiß die Beispiele höchst selten sind. Alles weinte, Alles schluchzte, während sich der ernste Zug mit den Fackeln und den trauernden Klagetönen langsam durch die Straßen bewegte, überall öffneten sich die Fenster und fielen Blumen und Kränze auf den Sarg hernieder, der die theueren Ueberreste verschloß.

Nachdem das Leichenbegängniß vorüber war, wollte der Fürst den Handwerksleuten, die seine Gemahlin getragen, in irgend einer Weise seine Dankbarkeit bezeugen; denn die Borgbese sind nicht nur eines der reichsten Häuser von Rom, sondern verstehen es auch wie wenige von ihrem Reichthume einen wahrhaft fürstlichen Gebrauch zu machen. Ihre herrliche Villa steht Jedermann mit der großartigsten Gastlichkeit offen, und nicht selten geben sie dort Feste, zu denen die ganze Stadt freien Zutritt hat. Der Fürst schickte also, um die Schuld seiner Großmuth abzutragen, einen seiner Freunde an den, welcher an der Spitze jener jungen Handwerksleute stand, mit der Bitte, er möge ihm ein Namensverzeichniß aller jener zustellen, die seiner Gemahlin mit so viel Theilnahme die letzte Ehre erwiesen, damit auch er sich ihnen erkenntlich zeige. Der darum angegangene aber erwiederte in einem Tone, würdig der alten Größe seiner Vaterstadt: „Gehet zum Fürsten und saget ihm, die Römer sind es gewesen, die seiner Gemahlin ihre Liebe und Dankbarkeit bewiesen!“ Mach's dem Römer nach und sey kein Söldling, kein Haussknecht und Trödeljude, der sich für jeden Dienst bezahlen läßt; sey wie Gottes Sonne, die leuchtet und wärmet ohne einen Lohn zu begehren. — Ein Volk übrigens, das solcher Gesinnungen fähig ist, verdient keine Verachtung; möge es aber gegenwärtig, wo die Dinge jenseits der Alpen immer ernster werden, nicht in die Hand böser Führer und Verführer fallen, die seine Unerfahrenheit und leicht entzündliche Leidenschaftlichkeit auch zu den größten Verbrechen und Gräueln entflammen können. Leider ist die unheilvolle Hand der Revolution, die unserem Zeitalter wie ein Fluch auf dem Fuß folgt, auch hier nur zu sehr beschäftigt, den Samen giftigen Unkrautes unter den Waizen zu streuen: Aufruhr und Mord erheben von Tag zu Tag frecher ihr Haupt; das Geschrei der Massen wird immer lauter, immer gebieterischer, immer drohender; das junge Italien, der Bundesgenosse der jungen Schweiz, wird gewiß nicht müßig bleiben; das wohlthätige Werk Pius IX., der mit hochherzigem Vertrauen begonnen, die Sünden und Versäumnisse der Vergangenheit gut zu machen, eingewurzelte Mißbräuche abzustellen, die Verwaltung zu verjüngen, die Erziehung zu verbessern, der Gerechtigkeit Nachdruck zu geben, den Haushalt zu ordnen, der bürgerlichen Freiheit neue Bahnen zu öffnen und überall neues Leben zu wecken, alle diese Verbesserungen sollen in den Strudel der Revolution hinabgerissen werden. Die Pferde bäumen sich wild auf und die Wogen der Anarchie schlagen immer höher. Möge Gott seinem irdischen Statthalter beistehen, möge weder die ungezügelte Maaßlosigkeit der Neuerer sein Werk zerstören, noch die Muthlosigkeit wohlmeinender aber kurzsichtiger Vertreter des Alten es preisgeben, noch die Starrheit eigensüchtiger Nutznießer bestandener Mißbräuche es hemmen, auf daß sich Alles zum Guten wende, und und, den Deutschen, den vielfach gebeißten, das eben nicht beneidenswerthe Loos erspart werde, den Brand zuletzt, wie schon so oft geschehen, mit deutschem Blut zu löschen.

Neue Fabeln von K. F. W. Wander.

Mit Bildern von Prof. L. Richter. Leipzig, Druck und Verlag von Otto Wigand. 1846

Von diesen Fabeln ist es schwer zu sagen, sind sie für die Großen oder für die Kleinen, da sie eigentlich für Niemand recht passen, sehr verschieden von jenem alten Schatz guter Fabeln, die dem Brunnen des tiefsten Alterthums entflossen, von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert gewandert sind, und durch ihre Einfachheit und menschliche Natürlichkeit eine Belehrung für alle Stände, Alter und Geschlechter wurden. Der kalte nordische Boden mit seiner vielleseuden Büchergelehrsamkeit und Ueberbildung ist dieser Natürlichkeit, dieser Einfachheit, dieser gemüthvollen Sinnigkeit und harmlosen Heiterkeit nicht sonderlich günstig. Aus diesen Fabeln spricht uns, statt des frischen Waldgesanges der Poesie, die trockne Prosa des Alltagslebens in ihrer Nüchternheit an; es sind Leipziger und Leipzigerinnen in ihren Schlafröcken und Zipfelhauben, die hier unter den Gestalten der Thierfabel auftreten. Den meisten fehlt es an einer Spitze und an einer Schneide, die Moral und Ironie, statt von selbst in die Augen zu springen, ist so weit hergeholt und gesucht, daß sie ein Kind nur schwer finden wird, oder sie betrifft Verhältnisse, die ihm fremd und daher unverständlich sind. Was soll sich ein Kind z. B. unter folgender Fabel denken, überschrieben: „die Fettgans und der Pelikan.“

„Eine goldhaarige Fettgans und ein Pelikan gingen an den Küsten Neuhollands mit einander spazieren. Sie sprachen mit einander über ihre Bestimmung. „Der letzte Zweck unsers Daseins ist jedenfalls,“ behauptete der Pelikan, „die Ausbildung des Magens. Jemehr derselbe aufnehmen und verdauen kann, desto vollkommener ist das Geschöpf. Und obgleich ich nicht bestreiten will, daß du in dieser Hinsicht Tausende unserer Gattungsverwandten übertriffst, so wirst Du, geliebte Freundin, doch auch eingestehen müssen, mich bei Weitem nicht zu erreichen. Ich fresse mehr als sechs Menschen, und das sind Geschöpfe, die sich für die Herren der Erde halten.“

„Allerdings ist das Fressen unsere vorzüglichste Lebensbeschäftigung,“ erwiederte die Fettgans; „allein ich kann nicht zugeben, daß es gerade unsere Bestimmung ist. Ich halte es vielmehr nur für ein Mittel, durch welches wir dieselbe erreichen können; darum ist zwischen mir und Dir ein großer Unterschied. Du frissest, um zu fressen und den Kropf zu füllen, ich genieße blos um fett zu werden; dann dien' ich nach meinem Tode als Ampel, die Welt zu erleuchten.“

„„Es ist,““ bemerkte ein vorübergehender Mensch, der diese Worte gehört hatte, „„eine herrliche Aufklärung, welche im Leben laut und verdaut, und nach dem Tode wie faules Holz leuchtet.““

Nicht besser ihrem Zwecke angemessen scheint uns die Fabel von der Elster und Eule, aus der selbst der Erwachsene nur einen dürftigen Sinn gewinnen wird; sie lautet also:

„Eine Elster, die den Tag über sich noch nicht völlig ausgesprochen hatte, sehnte sich nach Gesellschaft. Sie beschloß einer in ihrer Nähe wohnenden Sperlingseule einen Abendbesuch zu machen, da ihre andern Freundinnen und Bekannten nicht zu Hause waren. Ehe sie jedoch die Wohnung der Eule erreichen konnte, kam dieselbe schon heraus.

„Wohin, wohin,
„Frau Nachbarin!“

redete die Elster sie an. „Wie gehts? Ich habe Dich den ganzen Tag nicht gesehen. Was hast Du getrieben?“

„Ich habe geschlafen,“ antwortete die Eule, „und bin eben im Begriff auszugehen und meine Geschäfte zu besorgen. Es thut mir daher sehr leid, daß ich Deinen Besuch und Deine geistreiche Unterhaltung heut Abend entbehren muß.“

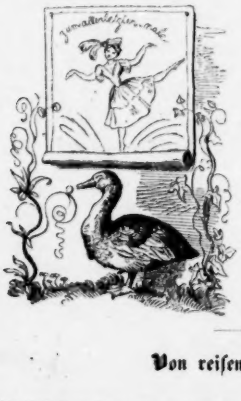
„Ich unterhalte mich zwar gern,“ erwiederte die Elster, „allein den Umgang mit Personen, welche am Tage schlafen und des Nachts ihre Geschäfte besorgen, weiß ich sehr gut zu entbehren.“ Damit empfahl sie sich der Eule.

So mögen sich die Philister in Leipzig ausdrücken, aber was die Kinderwelt aus dieser nüchternen Prosa gewinnen soll, ist schwer zu errathen. Dazu sind die Verse nichts weniger als fließend und zum Auswendiglernen geeignet, ja der Verfasser erlaubt sich sogar Reime wie: Sibirien und Reisirien, Feten und Röcken, subhastirt und tapezirt, geniren und einquartieren. Präludien und Studien, Ausdrücke die eben so gesucht sind wie die Gedanken und die billiger Weise aus einem Fabelbuch verpönt seyn sollten. Nicht minder am unrechten Ort sind die hie, und da eingestreuten politischen Beziehungen, und wie denn gegenwärtig kein geschwätziger Staarmatz den Schnabel aufthun kann, ohne auf die Jesuiten wenigstens im Vorbeigehen los zu hacken, so geschieht es auch hier. Die von allen hier mitgetheilten Fabeln, welche uns noch am verständlichsten scheint, ist eine der kürzesten von dem Löwen und der Maus.

„Warst du es nicht, Maus,
die mich entrieß
durch ihren Biß
der Knechtschaft Haus?

Noch soll ich Dich belohnen.
Komm, sollst an meinem Hofe wohnen,
Du hast durch deiner Zähne Nagen
den Grund Dir gelegt zu bessern Tagen."
„Ich passe für kein Löwenhaus,"
erwiederte bescheiden die Maus.
„Hab' ich vor Deinen Blicken Gnade,
so laß mich wandeln meine Pfade.
Am wohlsten ist dem Mäuschen
in seinem Häuschen.
Ich fürchte das Kratzen
der Hofkatzen."

* Minder verständlich den Kindern wird dagegen eine andere seyn, überschrieben die Vorzüge der Gans mit dem folgenden Bildchen von Prof. L. Richter.



„Ich habe zwar," sprach selbstgefällig
einst eine Gans zu sich,
„ich habe nicht des Straußes Größe,
ich halte nicht aus des Kondors Stöße,
ich bin nicht niedlich, wie der Kolibri,
auch hab' ich nicht des Falken Genie,
es fehlt mir strengenfalls,
der herrliche Schwanenhals,
ich habe nicht des Adlers Schwingen
und kann nicht eben poetisch singen,
aber ich sprech' eine schöne Prosa,
bin freisinnig wie der Marquis Posa,
habe, wie Jedermann bekannt,
einen durchdringenden Verstand,
auch, wie ich bemerke mit
ist anmuthsvoll mein Schritt;
ich kann sogar – wer hätt' es nicht gesehn —
auf Einem Beine stehn."

Was wissen die Kinder von der Freisinnigkeit des Marquis Posa? Viel näher hätte es dagegen gelegen, wenn der Dichter in diesem Bild eine Schaar jener jungen kokketten Gänschen geschildert hätte, die statt einer wahren auf religiösem und sittlichem Grund ruhenden Ausbildung, eben nur eine äußerliche flimmernde und schimmernde Erziehung bekommen haben, deren Tugenden in nichtigem Geplauder, in deutschem, englischem und französischem Gegacker, in Tänzer- und Springerkünsten bestehen, die dem Scheine dienen. — Will der Dichter dieser Fabeln sich daher noch ferner in diesem Gebiete versuchen, so können wir ihm zu seinem Frommen keinen bessern Rath geben, als sich in den guten alten Fabeln mehr umzuschauen und an ihnen zu lernen, ehe er uns mangelhafte neue gibt.

Von reisenden Doppelgängern.

Seit Noah in die Arche stieg, war wohl keine Zeit so reiselustig als die unsere; fast Keiner hat daheim Ruhe. Ist es doch, als ob es den Wenigsten wohl in ihrer Haut wäre. Alles will hinaus, in's Freie, in's Weite, verlangt nach Wechsel und Veränderung, fast wie ein Kranker, der sich schlaflos auf seinem Kissen herumwälzt.

Da gibt es denn allerlei Volks, das auf Dampfschiffen und Eisenbahnen, der Langeweil und der Unbehaglichkeit zu entgehen, durch die Welt fährt. Auch Doppelgänger finden sich darunter, die überall, wo sie hinkommen, sich selbst begegnen und von und mit sich selbst reden. Mögen sie nun den Aetna, den Ararat, den Himalaja oder den Sinai besteigen, überall sind sie mit sich selber beschäftigt. An seiner Pfiffe können sie vorübergehen, ohne sich darin zu bespiegeln, sich selbstgefällige Blicke zuzuwerfen, sich ihres Witzes und ihrer Geistreichigkeit zu freuen. Der Dunst ihres Dünkels begleitet sie eben überall hin: in die klösterliche Stille von Monte Cassino wie in die prunkendsten Hoffeste von Petersburg: überall hält er ihnen ihr Spiegelbild vor, dem sie in Selbstbetrachtung verloren ihre Selbstzufriedenheit bezeigen.

Sind sie dann heimgekehrt und erzählen sie die Abenteuer ihrer Reisen, dann geht erst ein Stolziren an. Das schmückt sich und ziert sich und parfümirt sich mit

Rosenöl, und friſirt die Phraſen ſeiner Selbſtverherrlichung, die es ſeinen Styl nennt, mit einer ſolchen Sorgfalt, einer Aufmerkſamkeit, ja ein Berliner „Adonisateur,“ den man im gemeinen Deutſch Haarſchneider nennt, könnte den Kopf eines jungen koketten Mädchens, das zum Erſtenmal auf den Ball geht, nicht mehr „ſoigniren.“

Glauben dieſe Männlein nun, es ſey ihnen wirklich ein Witz gelungen, ſo beſehen ſie ihn wie einen Diamant von allen Seiten, laſſen ihn in allen Farben ſpielen, reichen ihn herum mit ſelbſtgefälligen Blicken, die zu ſagen ſcheinen: nicht wahr wie geiſtreich! wie treffend! wie witzig! wie fein maliziös! wie göttlich! Sie bilden ſich in der That ein, die Selbſtzufriedenen, die Glücklichen, ſie ſprächen gleich den homeriſchen Göttern eine andere Sprache als gewöhnliche Menſchenkinder.

An Geiſtesverwandten und Bewunderern fehlt es ihnen auch nicht, die ihnen jedes Wort ſchweifwedelnd von dem Mund wegſauſchen. Und ſo gewöhnen ſie ſich denn daran, ihrer Vortrefflichkeit voll, all überall, wo ſie hin kommen, gleich dem mephiſtopheliſchen Pudel ein mephitiſches Rauchwölkchen ihrer leichtfertigen Malice und Meſſance zurückzulaſſen, in der unſchuldigen Meinung, alle Welt werde der Ambrabuft ihres Unraths entzücken. Schaut man aber auf des Pudels Kern, ſo ſteckt am Ende nichts anders, als der Eigendünkel und die Selbſtgefälligkeit unſerer Zeit dahinter, die ſich rühmt, wie unendlich weit ſie es gebracht. Und ſteht man nun, wie ſich bei dieſen erhabenen Geiſtern Alles um ihre kleine, nichts weniger als göttliche Perſönlichkeit dreht, und wie ihnen dieſe überall in den Weg tritt, da wird man unwillkürlich an das alte Volkslied von dem buckelichten Männlein erinnert, deſſen ſich das arme Mägdlein auch nicht erwehren konnte; überall, wo es ging und ſtand, vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, trat ihm der kleine Buckel von Kobold neckend und höhnend gegenüber. Wer das alte einfältige Liedchen nicht kennt, kann es hier hören:

Will ich in mein Gärtlein geh'n
Will mein Zwiebeln gießen;
Steht ein buckelicht Männlein da.
Fängt als an zu nießen.
Will ich in mein Küchel geh'n.
Will mein Süpplein kochen;
Steht ein buckelicht Männlein da.
Hat mein Töpflein brochen.
Will ich in mein Stüblein geh'n.
Will mein Rüßlein eßen;
Steht ein buckelicht Männlein da.
Hat's eßen halber gefreßen.
Will ich auf mein Boden geh'n,
Will mein Hölzlein holen;
Steht ein buckelicht Männlein da.
Hat mir's halber g'ſtohlen.
Will ich in mein Keller geh'n.
Will mein Weinlein zapfen;
Steht ein buckelicht Männlein da.
Thut mir'n Krug wegſchnappen.
Setz ich mich an's Rädlein hin.
Will mein Fädlein drehen;
Steht ein buckelicht Männlein da.
Läßt mir's Rad nicht gehen.
Geh' ich in mein Kämmerlein,
Will mein Bettlein machen;
Steht ein buckelicht Männlein da.
Fängt als an zu lachen.
Wenn ich an mein Bäckerlein kne,
Will ein bißlein beten;
Steht ein buckelicht Männlein da.
Fängt als an zu reden.

Liebes Kindlein, ach ich bitt,
Bet' für's buckelicht Männlein mit!

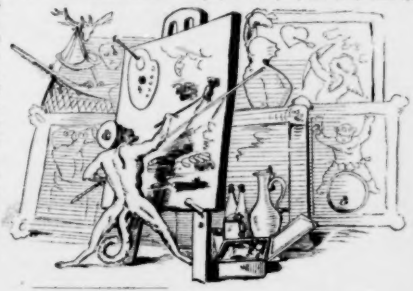
Scherzhafte Wandverzierungen.

Da iſt unter andern pompejaniſchen Wandgemälden auch eines, welches kleine Zwergtein vorſtellt. Wie es ſcheint, Mitglieder eines landwirthſchaftlichen Vereines, die die Hühner füttern und Milch oder Waſſer herbeitragen. Wen der Künſtler dabei eigentlich im Auge hatte, weiß ich nicht, ſo viel nur weiß ich, wenn der liebe Gott oder ſonſt ein erhabener Geiſt von den Höhen des Himmels zur Erde niederblickt und das ruheloſe Dichten und Treiben der Menſchen anſchaut, dann werden ſie ihm wohl nicht viel anders erſcheinen als Ameiſen oder kleine Zwergtein, die rührig und geſchäftig an

dem großen Thurm bauen, der ihnen vielleicht über Nacht wieder zusammen fällt. Napoleon auf der Insel St. Helena konnte auch ein Lied von diesem Thurmbau singen, der, um die Worte einer Schweizer Lerche in der Allgemeinen Zeitung zu gebrauchen, gleich dem Himmelsgewölbe auf den Kölner Dom wie auf einen Maulwurfshügel hätte herabschauen sollen. Aber der Frost einer Dezembernacht machte Alles zu nichte.

Warum den Malern ihre Bilder so oft mißrathen?

Sonderbar, daß die Maler gar so häufig Unglück mit ihren Bildern haben und sich vertreffen! Wollen sie etwas Heiliges und Reines darstellen, so kömmt etwas Unheiliges und Schmierigs heraus; soll der Gegenstand ein erhabener, großer seyn, ehe sie sich's versehen, wird aus ihrem Helden ein kleiner, krummer Däumling; möchten sie gern ein Wunder von himmlischer Schönheit auf die Leinwand hinhauchen, dann lacht und oft eine dicke, rothbackigte, fleischige, aufgeputzte Trutschel daraus an, die besser in den Stall oder in die Schenke als in den Himmel gehörte. Woher mag das nur kommen? Mir scheint, es geht ihnen dabei, wie mir von dem alten Meister Bonamico Buffalmacco gelesen: sie selbst sind nicht bei der Staffelei, und statt ihrer malt ihr Affe ihnen etwas auf die Leinwand in Affenmanier. Allein sie haben ja gar keinen Affen, sagst du, und geben nicht von der Staffelei hinweg. — Und doch ist's so, wie ich dir sage: sind sie auch mit dem Leib bei ihrem Bilde, so hängt ihr Herz doch an ganz anderen Dingen, als an ihrer Kunst, und ihr Geist ist weit, weit von da. Der Klang der Becher, das Gebell jagender Hunde, der Ton verführerischer Lieder klingt in ihren Ohren, sie schwelgen in den Erinnerungen ihrer Sinnenlust, der Dienst der Kunst aber ist ihnen ein Knechtsdienst, den sie um des Brodes willen als Taglöhner verrichten; und da ist denn ihr Geist weit weg, während ihr Affe, das Thier in ihnen, seinen Dienst versieht. — Uebrigens ergeht es nicht allein den Malern so; Andere haben's auch erfahren: nimm dich darum wohl in Acht, was auch deine Lebensaufgabe sey, daß nicht zuletzt ein Schmutzbild herauskömmt, das dein Affe auf die Leinwand geschmiert. Der göttliche Funke in dir, der Geist, der unsterbliche, soll herrschen und das Thier gebändigt: dann wird auch all dein Schaffen und Thun das höhere Gepräge des Schöpfers in sich tragen und ihn verherrlichen, du magst nun ein Künstler oder ein Staatsmann, ein Dichter oder ein Richter seyn.



Urtheile von Joh. v. Müller.

Sailer.

Eben war der gelehrte Sailer, Professor zu Landshut, und sehr guter Schriftsteller bei mir. Er ist wirklich ein sehr denkender Kopf mit rechtschaffenem Herzen. Wir sprachen von der unseligen Verstimmung der jungen Welt, welche nun einmal alles Alte und Positive nicht mehr mag, und nichts an die Stelle zu setzen weiß, als den unermeßlichen Dünkel willkürlicher Theorien. Der fast allenthalben ausgegossene Schwindelgeist, die durchgängige Schwäche, die überall drohenden Staatsbankerutten, die Erschütterung aller Vorstellungen, worauf das Gebäu der menschlichen Gesellschaft ruhete und Bonaparte's unsichrer Thron über dem Schlund eines noch nicht erloschenen Vulkans; hier Fieber, die höchste Spannung, hier Abspannung vor Alter und ein unsinniges Bestreben, die Geistesthätigkeit, welche man erwecken und leiten sollte, niederzuschlagen: was anders, als die schmerzhafte Ausgeburt einer ganz andern Gestaltung der Dinge wird durch das Alles verkündiget! Ich hoffe, unsere bessern Studien und der Charakter unsers Geistes soll uns vor der Ansteckung vom herrschenden Wahnsinn bewahren: wir werden uns und die Unsrigen hoffentlich retten; aber über der Asche, welche verborgenen Brand unsicher bedeckt, ein prunkhaftes Gebäude politischer Größe uns zu erbauen, dazu sind wir zu vernünftig.

Maria Theresia.

Es ergriff mich eine Bewegung, als ich den 20. October heute schrieb. Das war vor 62 Jahren der erste Tag der Herrschaft der großen Theresia; denn an diesem Tag erlosch der Mannsstamm von Habsburg. Dieses vergegenwärtigte mir jene Zeit, und ich verglich sie der unsrigen. Auch damal kam der Feind nach Linz, und, mehr als jetzt, Prag war verloren und Olmütz bedroht. Aber die Menschen beiderseits anders: Friedrich größer, aber so mächtig bei weitem nicht, wie der jetzige Zwingherr Europens; Geld und Soldaten fehlten, aber die große Frau wußte Alles herbeizubringen; für sie alle Herzen, die theilnehmende Verehrung der ganzen Welt; der Thron mit Majestät umgeben, diese durch Güte mit Würde zugleich gemildert und erhöhet; also der Anfang der größten Regierung, wo nach Länderverlust und mancher verlornen Schlacht Oesterreich durch der Herrscherin Weisheit blühender und mächtiger als je unter den alten Habsburgern ward. Und wo ist von dieser Weisheit ein Buch, zur Lehre der Enkel! Die große Frau hat keinen Tacitus noch Plinius. Wir wollen bei aller Gelegenheit in unsern Büchern den Glanz dieses verleuchtenden Gestirns durch die Nebel hervorbrechen lassen, womit kleinliche Eifersucht und nachmalige Schwäche denselben umgeben haben. —

Napoleon.

Es will mir nicht in den Kopf, daß die deutsche Nation sich von einer andern für immer unterjochen, plündern lassen, und Sprache, Namen, Literatur, alle Eigenheit hingeben soll!

Die Dinge dieser Welt, welche allerdings im Argen liegt, scheinen mir doch nicht für immer verloren; es kommt auf die Menschen an. Jetzt, wo nur Einer feste Willenskraft hat und über alle Maßen thätig ist, mag wohl eine Periode des Durcheinanderwerfens, der Auflösung seyn, und, wo nicht ein großer Mann dagegen auftritt, es bleiben. Der Zerstörer besitzt aber nicht einen eben so glücklichen Baugeist; er täuscht nicht, sondern fällt mit der Thüre in's Haus; er giebt nichts, er nimmt nur; er erhöhet zum Schein einen Augenblick, um tiefer und für immer herabzusetzen; er schläfert nicht ein, sondern rüttelt auf. Seine letzte Stunde wird auch kommen — und was dann? Wird, was in ihm ist, erblich seyn? Ich sehe nichts vor, als neue Verwirrungen, deren Wendung und Ausgang Niemand weiß. Genug, noch nicht den Todesschlaf, dazu ist die Europäische Menschheit noch zu wach. Alles also beruhet darauf, daß sie das bleibe, daß die Hoffnung nicht aufgegeben werde, und daß ein guter Sinn für Wahrheit und Recht aufkomme. Auf das kömmt es an; jetzt ist man unter dem Zuchtmeister, der bleibt aber nicht ewig.

Ihr Mißmuth ist zu mißbilligen. Ich, 54jährig, verliere den Muth nicht: wie viel wahrscheinlicher, daß bessere, größere Zeiten du, Jüngling, erlebest! Und seit wann lebt unser einer für die Spanne Zeit? Mögen die sich hingeben, denen weder Nachwelt noch Fortdauer etwas ist!

J. v. Müller sämmtliche Werke. Tübingen, Cotta. 17. Theil. Briefe an Freunde. S. 252, 254, 269.

Deutschland und seine Nachbarn, nach J. v. Görres.

Schlimm steht es zwar um unsere Sache und die Erwartung schöner Aussichten zu künftigen Hoffnungen. Wir indessen unsererseits sind aber keineswegs zaghafter Gesinnung, vielmehr guten und frischen Muthes voll, und sagen

es wird doch wohl gehen. Denn unter dem Vielen, das wir schon bisher berathet haben, ist doch das Wichtigste noch nicht berathet worden; etwas, was als das Unabweisbarste von Allem für uns streitet, was den ungeschlachtesten Widerstand zuletzt beseitigt, was die fadeste, einfältigste und abgeschmackteste Kammerdiscussion nicht entwaffnet, und was alles bricht, was sich nicht biegen will. Es ist nämlich die Noth, die als unsere Bundesgenossin steht; wir müssen nämlich miteinander leben und uns vertragen, weil es sich um unser Daseyn handelt. Nachdem wir nämlich seit drei Jahrhunderten lauter solche Discussionen geführt, wie die ebengerühmte, und zwischen durch lange Schläfe geschnarcht, und sogar böse Zustände mit Delirien uns häufig überfallen; haben die Dinge in der Welt sich sehr mißlich zu uns gestellt, und die Weltgeschichte hat ein gefährliches, höchst widerwärtiges Ansehen und gegenüber angenommen. Als wir nämlich seit Menschengedenken wieder ein lucidum intervallum gehabt, und uns auf uns selber zu besinnen einmal angefangen, da haben wir mit Verwunderung die critische Lage gewahrt, in der wir unseren starken, vollwüchsigen europäischen Brüdern aus der Wurzel Japhets gegenüber uns befinden.

Uns im Westen sind nämlich die Franzosen zu einem runden, stammhaften, mächtigen Volk erwachsen, das ein halbes Jahrhundert hindurch Vieles und Großes erfahren, und wie es schon ehemals, nicht wie wir, in abwechselnden Anwandlungen von Verstand und Unverstand, alle in jenem gemachten Erfahrungen immer in dem andern wieder vergendet, sondern durch den Lauf der Zeiten hindurch sie immer in einer Kette zusammengefaßt; so hat es denn auch alle Erlebnisse in dieser Schule festgehalten, und fühlt sich berufen, in der Mitte der Geschichte zu stehen. Auf unserem Boden, auf dem Boden des alten Reiches, vom Mittelmeer aus längst den Alpen und dem Rheine bis wieder zum Meere hin, hat es seine Wehre in einer höchst verständig calculirten Weise und gegenüber aufgebaut. Eines fehlte noch diesem Wehrsystem eine in gleicher Weise bewehrte Mitte zuzufügen, um es vollends unangreifbar für uns zu machen. Paris, die Souveränin Frankreichs, die die Caretinger erhoben, die die Revolution gemacht, und immer mit richtigem Instincte zu ihrem Vortheile sie gelenkt, die Napoleon sich erheben und stürzen gelehrt, die die Restauration sich gefallen lassen, und die Restauration wieder austreiben, die auch jetzt wieder in ihrem Mittelstande berichtet, sie hat in der Begeisterung das Panzerhemd sich anlegen lassen, und wird bald in ihrer Mauerkrone als die Königin in Mitte aller ihrer Waffenplätze stehen. Wie sie längst unter den Handelsstädten als Gebieterin ihrer Hansa, in Mitte aller Gubernialstädte, als die Metropole, in Mitte aller Intelligenzen als die Centralburg und hohe Schule gestanden; so wird die Herrin durch Telegraphen und Eisenwege und Kanäle mit ihren Vorstädten und zugewandten Orten für sie fortan so setzen wollen, daß ihr Beschluß, gleichzeitig überall verkündet, überall mit gleicher Schnellkraft zum Vollzuge kömmt. Zieht nun hin mit Heeresmacht, zum andernmale sie zu bemüthigen und zu bezwingen; sie werden mit einem Netze Euch umziehen, dem ihr schwer entrinnt. Sie aber ihrerseits, noch nicht einmal in voller Fassung, lassen jeden dritten Monat von offener Bühne Euch verkünden: der Rhein sey ihr gehörend Theil, im Guten oder Bösen müsse, mögt ihr wollen oder nicht wollen, dies ihr Loos ihnen zu Theile werden. Wer wird sie hindern, sind wir wie bisher zu einander gestellt: theilen wir uns in Unterdrücker von Rechtswegen, und in Unterdrückte de facto; Patriotism und nationelle Brüderschaft wird nicht schützen gegen die Kommenden, weil Unrecht vom Bruder geübt, am tiefsten ergrimmt.

Im Osten hat ein anderer Colos von Erde und Eis zu freundnachbarlichen Unterstützung sich Euch aufgebaut. Ein Stamm, der in der Geschichte nur in theilweisen Ausbrüchen sich bemerkbar gemacht, hat sich nun zusammengefunden; und nach angestammter Art, der Einheit ohne Vertheilung sich unterordnend, dadurch eine Concentration erlangt, die in der Herrschaft mechanischer Calcüle entscheidend wirkt. Die Zeit hat den Weltverständen mit Gewalt auf die Bühne hinausgezogen, er hat sich dort fühlen gelernt, und glaubt, das Jahrhundert nahe, wo die Herrschaft der Welt ihm angehöre. Eurer zugewandten Gränzmarken hat er sich längst bemächtigt, ihr seyd selbst die Veranlassung gewesen, daß er Polens sich bemeistert; und nun er Herr am mittleren Laufe der Weichsel ist, verlangt ihn, nach dem Naturtriebe, auch Herr ihrer Mündungen zu werden. In der Pentarchie hat er den Handschuh Euch hingeworfen, es für unnöthig haltend, den Umfang seiner Absichten in die Zukunft hinaus Euch zu benamsen und zu verhüllen. In Frieden send ihr überflügelt, seine Bollwerke weit auf spitzer Landzunge vorgezogen: wer wird den Russen hindern in Besitz zu nehmen, was ihm offen steht, und was er in den ruhigen Zeiten Euch umbollwerkt, wenn ihr im bisherigen Verhältnisse zum nächsten Stammesverwandten steht, und jeden Augenblick solche Fehden wiederleben mögen, wie wir sie vier Jahre hindurch erlebt? Den Winter hat er zum Bundesgenossen und zum Vehrmann seiner unwirthbaren Gegenden gemacht, wie Napoleon es erfahren; wer aber wird Euer Bundesgenosse seyn, könnt ihr nicht einmal mit dem Bruder Euch vertragen? Zu Euch kann Er hinein, bis in den Kern des Landes, überall nur die Spuren der Tritte der Väter findend; geht aber ihr hinein nach der Beresina und weiter, die Gebeine der großen Armee werden eure Meilenzeiger seyn.

Endlich dort über dem Wasser ist ein drittes Reich aus dem Meeresgrunde aufgestiegen, und hat seine Herrschaft über alle Provinzen des beweglichen Elementes ausgebreitet. Wie ehemals alle Continentalstraßen des Römerreiches auf dem Forum sich durchkreuzten; so begegnen sich am Tower alle Wasserstraßen, die von da aus in alle Welt ausgehen, und die Schätze der Erde in die Bank dieses Reichs ausgießen. Den elastischen Dampf hat die dort gebietende brittische Macht sich zum Werkzeuge gezähmt, daß er mit hunderten und tausenden von Rosseskräften, als Bote ihres Willens, nun ihren Streitwagen nun den Güterwagen vorgespannt, sie mit raschem Ungestüme über jene Wege wie im Fluge zieht; also daß die irdischen Fernen sich auf mondübliche Fernen reduciren, und die beiden Indien der Mitte entgegenkommend, in den Archipel des Inselreiches eingetreten. Die deutschen Meere, wie alle europäischen Meere, sind Gaue dieses Reiches, alle Küsten nimmt es von ihrer Meeresseite her in Anspruch; und die Flüsse sind nur die Pfade, die von seinen Thoren aus die Continente seiner Industrie zinsbar machen. In seiner Wasserveste, von seinen Bollwerken wohl geschirmt, ruht der Leopard in stolzer Ruh, unzugänglich und nicht anzugreifen; während ihm selber Europa offen steht. In den vorigen Jahrhunderten hat Frankreich es erfahren, Portugal und Spanien haben in neuer Zeit seine Tatze gefühlt; Syrien, Afghanistan und in der neuesten das chinesische Reich der Trägheit. Deutschland könnte gleichfalls einst seine Stärke erfahren; was hat es anders ihm entgegenzusetzen als die Eintracht seiner Macht?

So liegt Deutschland in der Mitte zwischen den Ansprüchen von West und Ost und dem Norden her, die in Unzugänglichkeit beschlossen auf sich selber ruhen; während es nicht seiner Küsten Herr, nicht seiner Landgränzen mächtig, ihnen allen offen steht; und erst jetzt nach langem Besinnen nahe ein Menschenalter hindurch, darauf denkt, die Lücken seiner nothdürftigen Ringmauer auszufüllen. Die drei Friedensprediger aber sind seeleneifrige Bußprediger: der Eisriese im Norden baut geschäftig an seiner Winterburg; die Barden von Albion singen: Rule Britannia; und Napoleons Schatten bei den Invaliden ruft den Enkeln der Welteroberer noch immer sein: Allons enfants zu. Offen steht so unser Land denen, die auf den Eisbahnen, auf den Eisenbahnen und den Wasserbahnen hineindringen: was wollen nun dagegen unsere liberalen Beamten, unsere toleranten Stern- oder Unsternkammern, unsere armen rationalen Landprediger, berufen um den Leuten alles Christenthum auszupredigen, was wollen sie dagegen bedeuten? Eintracht und Geschlossenheit sey darum der Wahlspruch der kommenden Zeit; denn nur hiedurch konnte Deutschland in der Vergangenheit diesen und größeren Gefahren die Stirne bieten, und nur hiedurch könnte es in Zukunft wieder eine universalhistorische Stellung in der Geschichte einnehmen, wie es sie ehedem behauptet.

J. Görres, Kirche und Staat nach Ablauf der Kölner Irrung. S. 71.

Die einzige zollfreie Waare.

Nach J. Agricola.

Gedanken sind schnell und laufen weit, und Niemand mag sie hindern an ihrem Wandern, wie Freidank sagt: „Des Herzen Auge gibt kein Pfand, es geht durch Meer und alle Land, durch Himmel und durch Hölle nieder und kömmt doch schnell herwieder; man fahet gar wohl Weib und Mann, Gedanken Niemand fahen kann, die Bande könnt Niemand finden, darmit man die Gedanken möcht gebinden." Die weltliche Obrigkeit muß, um Rechts und Friedens willen zu erhalten und solche große Unkosten, so auf ein Regiment gehen, zu bestreiten, Schoß, Zinsen, Gülden und Renten auf die Unterthanen schlagen, auch von denen fordern, so durch ihre Lande wandeln, reiten, fahren und gehen, und ist nichts frei, es muß sich Alles verzollen lassen, womit man auf Erden handelt, alle Waar, Pferde, Wachs, Flachs und wie alle Ding Namen haben, allein die Gedanken, weil sie heimlich und verborgen sind, sind sie zollfrei. Freidank sagt: „Es sind so dick nicht Mauren drei, ich wollt gedenken durch sie frei."

Frau Wahrheit ist ein armes Weib,
Lumpen bedecken ihren Leib;
Dagegen der Herr von Fuchsschwanz
Der geht in eitel Goldglanz.

und ihr eine Amme geben. Die Geschichte machte großes Aufsehen und hatte keinen geringen Einfluß auf die Staatspapiere. Während zwei Jahren sprachen die Kölner, die trierer und die übrigen glaubwürdigen Zeitungen fast von nichts Anderem.

Allein ich will Ihnen noch etwas viel Merkwürdigeres erzählen. Also habt Acht!

Ein Individuum hatte die Unvorsichtigkeit sich von dem Dom zu Köln herabzustürzen; der Thurm zählt sechstausend fünfhundert Fuß über dem Erdboden. Noch Niemand hat seine Spitze jemals bestiegen, nicht einmal die, welche ihn gebaut, von wegen der dünnen Luft, die Niemand über die Hälfte des Weges einathmen kann. Kurz, der unkluge Kölner bricht den Hals, bricht sich Arme und Beine und drückt sich alle möglichen Rippen ein. Nach den Gesetzen der Attraction, denen er sich unmöglich entziehen konnte. Nun gut! Ich zähle nicht eins, nicht zwei; ich gieße ihm auf der Stelle drei und ein halbes Theelöffelchen in den Mund und krack der Spitzbube steht auf und geht seines Weges, ohne auch nur daran zu denken, mir zu sagen: „Ich danke! Wie viel machts?“ Man begreift ein solches Vergessen aller Schicklichkeit nicht.

Allein ich arbeite nicht aus Begierde nach niedrigem Gewinn: o nein, um des Ruhmes, um der Ehre willen geschieht's, und der leidenden Menschheit zu helfen. Behalten Sie Ihr Geld, meine Herren und Damen! behalten Sie es! Ich will keinen Kreuzer; ich verlange nur ganz einfach die Rückerstattung meiner Auslagen; das ist Alles. Ich brauche kein Geld, ich; o nein, ich kann noch welches ausleihen. Wer will hier von mir Geld geliehen haben? Er darf sich nur in's Büreau bemühen: es geschieht ohne Interessen.

Allein Sie werden mich fragen: Wieviel kostet denn dein Lebensbalsam?

Ich antworte darauf: daß ich meinen Balsam nicht verkaufe; nein, meine Herren! ich schenke ihn her. Was drinn ist kostet nichts, nur für das Fläschchen macht's drei Kreuzer. Drei Kreuzer, nicht mehr; gerade drei Gulden weniger, als es mich selbst kostet.

Aber was macht's! Sie erhalten noch überdieß, soll ich es Ihnen sagen, Sie erhalten noch in den Kauf (wenn Sie drei Kreuzer darauf legen) ein Packet Schweizer Thee. Sie erhalten weiter (wenn Sie drei Kreuzer zulegen) eine Sammlung verschiedener Geheimmittel für alle Umstände, mit eingegriffen Kirschen in Branntwein einzumachen. Sie erhalten ferner (wenn Sie drei Kreuzer zulegen) eine Sammlung von zwölf Klageliedern über die berühmtesten Mordthaten dieses Jahres, nebst den Arien, alle neu und leicht zu singen und geeignet, die verehrliche Gesellschaft, in welcher man sich befindet, zu erheitern.

Das Alles, meine Herren! für die Lumperei von drei Kreuzern! Sechs Kreuzern! Neun Kreuzern! Jeder kann nach seinem Vermögen haben, und wer keines besitzt, darf nur unbesorgt hertreten. Ich mache mir eine Pflicht daraus, Ihnen meinen Balsam unentgeltlich zu geben, vorausgesetzt, daß Sie ein Armenzeugniß haben, ausgestellt von dem Bürgermeister, legalisirt durch den Regierungs-Präsidenten und bestätigt von dem Finanzminister. In dieser Beziehung, darf ich wohl sagen, ist meine Menschenliebe in allen vier Welttheilen wohl bekannt. Herbei also! herbei meine Herren und Damen! sehen Sie hier den kleinen Rest meiner Apotheke! Morgen wäre es zu spät! benutzen Sie ja die Gelegenheit! befehlen Sie und lassen Sie sich bedienen.

Ein Exempel fürstlicher Weisheit.

Wie die alten italienischen Novellatoren erzählen, so hatte Kaiser Friedrich zu Räthen zwei hochweise Männer; der eine hieß Herr Bolgaro und der andere Martino Gosfia. Nun geschah es eines Tages, daß der Kaiser sich zwischen Beiden befand; der eine stand ihm zur Rechten, der andere zur Linken. Da hub der Kaiser an und richtete folgende Frage an sie. „Meine Herren! nach eurem Gesetze steht es mir zu, dem einem meiner Unterthanen das Seine zu nehmen und es dem anderen zu geben, ganz wie es mir gefällt, und zwar ohne allen anderen Grund, als weil ich Herr bin. Und lautet das Gesetz: was dem Herrn gefällt, das ist seinen Unterthanen Gesetz. Sagt mir also, ob ich es thun kann, weil es mir gefällt?“

Der eine der beiden Weisen erwiederte: „Herr Kaiser! mit dem Gute deiner Unterthanen kannst du schalten, wie dir gefällt, ohne alle Schuld.“

Der andere dagegen erwiederte und sprach: „Herr Kaiser! dieß ist nicht meine Meinung. Da das Gesetz gerecht ist, und um der Gerechtigkeit, nicht aber um der Lust und der Willkür und der Ungerechtigkeit willen bestehet, so müssen auch seine Bestimmungen nach der Gerechtigkeit beobachtet und befolgt werden, und wenn Ihr nehmt und wenn Ihr gebt, so müßt Ihr dabei die Gerechtigkeit zum Grunde haben und ziemt sich zu wissen, warum Ihr also thut.“

Dieweil nun der eine und der andere der beiden Weisen die Wahrheit gesprochen, so beschenkte der Kaiser sie beide: dem einen gab er ein Barett von Scharlach und einen schmucken Zelter, dem anderen den Auftrag, ein Gesetzbuch nach seinem Sinne zu verfassen.

Ueber diese Belohnung des Kaisers erhob sich die Frage unter den Weisen: wen er reichlicher beschenkt habe, und die Meinungen entschieden sich also: den einen, der gesprochen, er könne geben und nehmen nach seinem Wohlgefallen, habe er mit einem Kleid und einem Pferd wie einen Schmeichler und Hofsichter und Lustigmacher beschenkt, weil er ihn gelobt: den andern aber, welcher der Gerechtigkeit Zeugniß gegeben, habe er als einen Staatsmann und Richter und Rathgeber mit dem Gesetze beauftragt. —

Inhalt des vierten Heftes.

1847.

	Seite
Lebensfrucht	97
Von einem Pariser Schmutzpudel	97
Barny O'Reirden's Seeabenteuer, nach dem Englischen des Samuel Lever	97
Erster Theil. Barny's Ausfahrt	98
Zweiter Theil. Barny's Heimfahrt	106
Der Seckendorfe Herkommen, von W. Vedega	116
Papst Leo's IV. Gebet vor der Schlacht von Ostia	117
Ein Urtheil von Pertz über die Regesten der Päpste	118
Spiegel christlicher Barmherzigkeit:	119
Eine Predigt von Dr. Johannes Geiler, genannt Kaisersberger	118
Der heilige Johannes von Gott, nach J. Görres	119
Friede in Gott. Gedicht von Novalis	120
Morgengang. Gedicht von Max Jungnis	121
Die Cholera in Neapel 1836 und 1837	131
Vertrauliche Gespräche über die Kuppel-Freiheit	122
Der getreuzigte Jäger, von J. P.	123
Napoleon vor Hanau auf der Heimkehr von Rußland 1814	125
Der Dom deutscher Eintracht. Gedicht von C. Schulles	125
Fenelon in seinem häuslichen Leben, nach La Harpe	126
Wer ist der Welt wahrhaft abgestorben?	126
Denkmal von Heinrich Klee und Klaggesang von J. Seyp	127
Das haben die Römer gethan!	128
Neue Fabeln von K. F. W. Wander. Leipzig, Verlag von Otto Wigand	130
Von reisenden Doppelgängern	131
Scherzhafte Wandverzierungen	132
Warum den Malern ihre Bilder so oft mißrathen	133
Urtheile von Johannes von Müller:	134
Sailer	134
Maria Theresia	134
Napoleon	134
Deutschland und seine Nachbarn, nach J. Görres	134
Die einzige zollfreie Waare, nach Agricola	136

Mgr. 49.

Deutsches Hausbuch

herausgegeben
von
Guido Görres.

Gute Sprüche für schlechte Zeiten.

Die Wahrheit kommt immer vor verschlossene Thüren.

Bitter im Mund, dem Herzen gesund.

Der Abend roth, der Morgen grau,
Gibt das schönste Tagesblau.

Wer nichts ist und auch nichts werden will, der ist doppelt nichts.

Doch eh' ihr loslegt, schauet für!
Denn wie ihr säet, ärntet ihr.

Schlechter Anfang gewinnt Krebsgang.

Anfang heiß, Mitte lau, Ende kalt.

Kröten brüten keine Nachtigallen aus.

Von lauteren Brunnen fließen lautere Wasser.

Ist ein Bubenstück gelungen,
So fehlt es nie an Huldigungen.

Wann ich der Bösen Hulde han,
So hab' ich etwas mißtan.

Außen fix, innen nix;
Oben hui, unten pfui;
Außen blank, innen Stank.

Der Herren Sünd; der Bauern Buß.

Verkauft der Fürst das Amt:
So hält der Amtmann offenen Markt.

Sind Wolf und Hirt einig: dann stehe Gott den Schafen bei.

Mit guten Leuten ist gut verkehren, sprach der Küster, und zog U. L. Frau den Rock aus.

Mehr will mehr haben.

Der Wagen ist übel geführt,
Da blinde Gäul sind angeschirrt.

Weh den Eseln und den Pferden,
So die Bettler reiten werden.

Da schwimmen wir Aepfel! sagte der Roßdreck, und schwamm unter Aepfeln den Bach hinab.

Was wächst, macht keinen Lärm.

Glücklich über die Bruck, verlacht St. Nepomuk.

Hoffart kömmt vor dem Fall.

Ist der Besen abgebraucht, so muß er auch in den Ofen.

Was Liedlein und Pasquill' deren keines dauert so lang als das Lied: Christus ist erstanden, sagte Kaiser Max I.

Der Ausgang wird's lehren.

Im Recht die Kraft.

Aufrecht ist Gott lieb.

Wer den Bogen überspannt,
Dem bricht er leicht in der Hand.

Jahrgang 1847 oder II. Band.
V. Heft.

AD
BIBL. UNIV.
MOKAC.

München.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.
1847.

Allerlei Kurzweiliges.

Da machten einmal zwei Studenten, zwei junge flinke Bürschlein, eine Ferienreise miteinander durch's bayerische Oberland. Der eine war trenherzig und gutmüthig, der andere aber gar ein feiner und schlauer Vogel. Nun weiß ich nicht, wie's geschah, war ihnen das „Geldel" ausgegangen oder hatten sie es daheim' vergessen, gewiß aber ist, sie hatten keines und machten ihre Reise im Vertrauen auf Gottes und guter Leute Barmherzigkeit. Sie sprachen bei den hochwürdigen Herren Pfarrern und bei den reichen Bauern und den dicken Bräuerinnen zu, und baten um einen Zehrpfennig oder eine Mahlzeit und ein Nachtlager. Dabei aber fuhren sie gar nicht schlecht. Denn in Bayern gehn die Leute gern und es ist nicht erhört worden, daß ein reisender Student Hungers gestorben wäre.

So gingen sie eines Tages ihre Straße dahin. Sie hatten eben einen rechten Hunger; denn das Land ringsum war einsam gewesen, nirgend hatten sie einen Hahn krähen hören oder einen Rauchfang rauchen sehen. Da gewahrten sie endlich seitab in den Bäumen versteckt einen Bauernhof. Es war nicht mehr weit von der Mittagessenszeit und der Schlaue sprach zu dem Ehrlichen: „Hansel! ruh dich hier unter dem Baum aus, ich will einmal zusehen, ob wir da vielleicht einen gedeckten Tisch finden," und damit ging er dem Hof zu.

Das Haus sah recht sauber und wohlhäbig aus, der heilige Florian war darauf „angemalen," vor der Thüre floß ein klares Brünnlein, die Hühner liefen auf dem Hof herum, sonst aber war keine lebendige Seele zu hören oder zu sehen. Die Bäuerin war eben in den Garten gegangen, um „Radi" zu holen. Allein auf der Bank neben der Thüre stand eine Pfanne mit einem dampfenden Schmarren, den sie dort hingestellt hatte, zum Abkühlen. Das „Studentle", dem der süße Geruch des Schmarrens in die Nase stieg, bedachte sich nicht lange, er sah sich noch einmal ringsum, nahm dann die Pfanne und trug sie eiligst zu seinem Kameraden unter dem Baum. „Du," sprach er, „da bin ich einmal zu einer recht christlichen Bäuerin gekommen, schau nur her den sackrischen Schmarren." — „Vergelt's Gott für die armen Seelen," erwiederte der Kamerad, und somit machten sie sich über den Schmarren her und ließen auch nicht nach, bis sie ihn richtig aufgezehrt hatten, obschon er nicht für zwei, sondern für vier bestimmt war. Allein der Schlaue sprach immer: „Iß nur fleißig zu, Hansel, sonst könnt die Bäuerin es uns für übel nehmen, und wer weiß, wann wir wieder so eine gute Seele finden."

Nachdem sie mit dem Mahle fertig waren, fing der Feine zu dem Arglosen wieder an: „Ich hab' die Pfanne geholt, jetzt ist's an dir, Bruderherz, sie zurückzubringen, und dich auch bei der guten Frau zu bedanken." Der Ehrliche fand dieß recht und billig, nahm die Pfanne und trug sie zum Hof zurück. Er trat gerade herein, als die Bäuerin nach ihrem Schmarren sehen wollte und der Bauer vom Felde heimkam, ihn zu essen: „Gott vergelt's, Bäuerin! zehntausendmal und hier wär die Pfanne zurück." Die Bäuerin sperrte den Mund auf und schaute nur so verwundert drein, als verstehe sie nicht, was er sage. Als sie ihm aber die Pfanne abgenommen und sah, daß sie leer war, da glaubte sie, er wolle sie noch obendrein zum Narren haben, ihr Zorn wachte auf und sie holte mit der Pfanne aus, und wollte ihm damit die Antwort auf den Kopf geben. Der Student wußte nun, wie viel es geschlagen, und rannte, was gibt's du, was hast du, davon, und sein Kamerad, der schon bereit stand, machte sich auch auf die Beine, und so liefen sie bis zum nächsten Walde. Dort fragte der Schadenfrohe: „Ei, so red' doch, Hansel! was hat dir denn die gute Bäuerin nur gesagt, daß dich so in Schrecken gesetzt hat?" — „Was sie mir gesagt hat, willst du wissen? Sie hat mir befohlen, dir zu sagen: wenn ich noch einmal über Land ginge, so möge ich mir keinen so falschen Fuchs zum Gesellen mitnehmen."

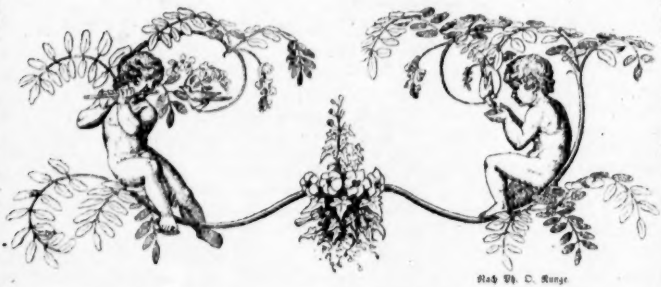
Vor vielen, vielen Jahren, da das Tuch noch nicht so fein war, aber länger hielt, reiste einmal ein Herzog aus Sachsen von der Stadt Nürnberg nach Haus. Unterwegs kam er an einem Wässerlein vorüber, da saß ein Bauer und fischte. Fragte der Herzog das Bäuerlein: „Was fängst du für Fische?" Der Bauer antwortete: „Allerlei." Der Herzog wiederholte seine Frage. Der Bauer sprach: „Nun wenn ihr es denn durchaus wissen wollt: große und kleine." Der Herzog nahm die Antwort übel und fragte spöttisch: ob er auch Stockfische fange? — „Nein Herr," entgegnete trocken das Bäuerlein, „die fange ich nicht, denn die Stockfische kommen alle von Nürnberg her." — Der Herzog ritt seinen Weg von Nürnberg nach Sachsen weiter und fragte nicht mehr.

Ein Bürger kam zu einem Bauern und verlangte von selbem ein Fuder Stroh zu kaufen; als sie nun eins wurden, fragte der Bauer den Bürger, wie er heiße, sprach der Bürger:

„Ich heiß Hans Sir,
Für's Stroh gib ich mir."

Drauf versetzte der Bauer:

„Ha! ha! heißt du so,
So gib ich dir kein Stroh."



Nach Ph. O. Runge

Engel, die Gott zugesch'n,
Sonne, Mond und Sterne bauen.

Sprechen: „Herr es ist auch schön,
Mit dem Kind in's Nest zu schauen'"

Clemens Brentano.

Legende.

Romualdus saß, der Abt, zu Rath
Mit den Brüdern im Kapitelsaale;
Da erscholl's von fern mit einem Male:
„Auf! herbei! zur Stelle! hier! zur Stelle!
Denn man hat in Bruder Gregors Zelle
Einen Dieb ertappt auf frischer That.

Näher wälzt sich, näher schon die Schaar
Und sie zerren mit zerrissenem Kittel
Einen Jüngling nach in das Kapitel,
Der die Augen scheu gesenkt und bebend,
Mehr aus Scham, als trotzig, widerstrebend,
Noch kein Meister in der Sünde war.

Also dachte auch der heil'ge Mann;
Denn wie nun in schweigendem Erwarten
Aller Ohren der Entscheidung harrten,
Blickt er gütig lächelnd in die Runde
Und mit lichter Stirn und sanftem Munde
Hebt er solches Wort zu sprechen an:

„Was beginnen mit dem armen Wicht?
Wollten wir ihr Füße ihn berauben:
Kann er nicht der Sünde mehr entlaufen:
Richten wir, daß er geblendet werde:
Sieht er nicht mehr Gottes schöne Erde,
Sieht nicht mehr das liebe Tageslicht."

„Ja! was machen? Brüder! rathet doch!
Ohne Hände müßt' er gar verderben,
Arbeitslos vielleicht des Hungers sterben'
Nun so schleppt einstweilen den Verbrecher
In — die Küche, speist und tränkt den Schächer!
Wir besinnen uns inzwischen noch."

Derlei Urtheil wundert Jung und Alt,
Unerhört in kriminellen Sachen:
Viele murren, doch die Meisten lachen.
Und der Jüngling weint die hellen Zähren.
Niemals wich er mehr vom Pfad der Ehren
Dank dem Spruch des heil'gen Romuald.

Fr. Steinacker.

Eine Lehre für kleine und große Herren.

Der Khalife Hakkam, ein prachtliebender Fürst, ließ sich es gar sehr angelegen seyn, seinen Garten zu erweitern und auszuschmücken. In dieser Absicht kaufte er alle Ländereien in der Umgegend und zahlte dafür jeden Preis, den die Eigenthümer begehrten. Nun aber war da eine arme Wittwe, die das Erbe ihrer Väter nicht

verkaufen wollte und alle Anerbietungen zurückwies. Der Intendant der Hofbauten wurde über ihre Hartnäckigkeit ärgerlich und befahl, ihr das kleine Grundstück mit Gewalt zu nehmen. Das arme Weib kam nun zum Cadi, das heißt zum Richter klagen. Ibo Beschir war damals Stadtrichter: er ließ sich von ihr den Hergang erzählen und fand den Handel sehr schlimm: denn wenn auch die Gesetze zu ihren Gunsten entschieden, so war es doch keine leichte Sache, einen Fürsten, der gewohnt war seinen Eigenwillen an die Stelle der Gerechtigkeit zu setzen, zu bestimmen, ein vergessenes Gesetz freiwillig zu erfüllen. Indessen ließ er seinen Esel satteln und einen großen Sack über dessen Rücken legen, und so ritt er zu dem Khalifen, den er gerade in einem schönen Sommerhaus traf, das er sich auf dem Grund der Wittwe erbaut hatte.

Das Erscheinen des Richters mit seinem Esel und seinem Sack machte den Fürsten staunen; noch mehr erstaunte er aber, als Beschir zu seinen Füßen sich niederwerfte und sprach: „Erlaube mir, o Herrscher! diesen Sack mit der Erde dieses Bodens zu füllen." Hakkam gewährte es — als der Sack voll war bat ihn Beschir, er möge ihm helfen, den Sack auf den Esel zu lüften. Hakkam fand dieß Ansinnen noch sonderbarer als das frühere, indessen um zu sehen, was denn der Mann eigentlich wolle, half er ihm den Sack aufheben — allein der Sack war nicht von der Stelle zu bewegen, und der Khalife sagte: „Die Last ist zu schwer, meiner Treu! sie ist gar zu schwer" — „O Herrscher!" entgegnete Beschir mit edler Freimüthigkeit, „du findest diese Last zu schwer, und doch enthält mein Sack nur einen ganz kleinen Theil von dem Boden, den du so ungerecht einer armen Wittwe entrissen hast, wie willst du denn im Stande seyn, einst all dieß geraubte Land zu tragen, wenn der ewige Richter am Tage des großen Weltgerichtes es dir auf deine Schultern legen wird?"

Der Khalif wurde von dieser Rede betroffen — er rühmte den Muth und die Klugheit des Richters, und gab der Wittwe ihren Grund mit allen neuen Gebäuden, die er darauf errichtet, zurück. — Frage sich jeder, wie schwer sein Sack wohl seyn mag, und ob er nicht auch allerlei hineingepackt hat, was ihm, am Tage da Alles gewogen wird, einst schwer auf die Seele fallen wird.

Die Politiker.

Hans Neulicht. Weißt du schon die neueste Neuigkeit?

Peter Gibenfried. Ich bin froh, wenn ich nichts Neues höre; denn besser wird's nimmer, schlechter wird's immer. Nun was gibt's denn schon wieder? Ein Kartoffelkrawall? oder ein Spectakel in der Schweiz oder sonst wo?

Hans. Nein, etwas Besseres: der Prinz Mystion von Mystanti hat seinem Volke eine Constitution gegeben.

Peter. Was kümmert mich der Prinz Mystion und seine Constitution! Meiner Seel'! er hätte auch etwas Besseres thun können; hätte er den Hungrigen Brod und Arbeit gegeben, so wäre ihnen besser gedient gewesen.

Hans. Ich mein': haben sie einmal eine Constitution, so wird ihnen das Brod nicht fehlen; denn dann ist es mit den fürstlichen Verschwendungen aus; dann kann der Schatzmeister nicht Jedem nach Wohlgefallen in den Beutel greifen, damit der Schweiß des armen Unterthanen, Gott weiß wozu, verwendet und verschwendet wird; es ist ja grauslich, wenn man liest, wie die großen Herren oft so gewissenlos damit umgesprungen sind.

Peter. Glaub doch das nicht, daß es dann besser wird. Was werden sie bekommen? Kammern werden sie bekommen, die lange Reden halten und wenig richten, die viel kosten und wenig nützen, und da hat der Unterthan nur noch mehr zu zahlen, und Verwirrung machen sie auch noch, weil sie in Alles mit hineinreden wollen. Da lob' ich mir einen guten, rechtschaffenen, gottesfürchtigen Fürsten von altem Schrot und Korn, da ist doch noch Religion und Ordnung im Land.

Hans. In welchem Adreßbureau sind aber die gu-

ten, rechtschaffenen, gottesfürchtigen Fürsten von altem Schrot und Korn zu erfragen? und wer gibt dir Brief und Siegel dafür, daß, wenn du einen solchen hast, sein Sohn und sein Enkel es auch seyn werden. Denk nur daran, wie die Herren in Spanien gehaust haben; da lob ich mir freie Volkskammern, statt solcher Kämmerchen, in denen die Schmarotzer und Schmeichler und Günstlinge der Fürsten sitzen, und sich gütlich thun, Land und Volk aber zu Grunde richten. Mein mit den Unumschränkten mag ich nichts zu thun haben, die kann man nicht genug einschränken, damit man seines Rechtes sicher ist.

Peter. Mag seyn, daß die letzten Könige von Spanien ein schlechtes Regiment geführt haben, und daß ihnen wenig Gutes nachzurühmen ist. Allein jetzt haben die Spanier eine Constitution, und haben ihre Kammern und eine konstitutionelle Königin und all den neumodischen Firlefanz dazu: ist es darum aber besser in dem Land geworden? Sind Recht und Freiheit und Friede nun mehr geschützt, die Gesetze mehr geachtet, werden die öffentlichen Gelder besser verwaltet und verwendet?

Hans. Schlecht steht's freilich dort aus. Aber ich meine nur so: ein Einziger, ein schwacher, ein armer gebrechlicher Mensch, der alle Gewalt in Händen hat, ist leichter zu verführen und auf Abwege zu bringen, als so eine ganze Versammlung, die das Vertrauen des Volkes erwählt hat. Und dann müssen sie ja auch besser wissen, was ihm fehlt und wie ihm zu helfen ist, weil sie es selbst mitfühlen; während so ein unumschränkter Fürst nur gar zu leicht seinen Günstlingen und seinen Schmeichlern in die Hände fällt und seinen Leidenschaften die Zügel schießen läßt. In einer großen Versammlung ist so etwas nicht möglich.

Peter. Aber eine große Versammlung besteht ja doch auch wieder aus Einzelnen, und da hat man, wie bekannt, allerlei Mittel sie geschmeidig zu machen, und ihren Widerspruch zum Schweigen zu bringen: Orden und Bänder, Aemter und schöne Versprechungen und Schmeicheleien und Besoldungen und Vortheile aller Art. Weiter, wenn es Schmeichler der Fürsten gibt, so gibt es auch Schmeichler der Völker, die den Fürsten allerlei Hindernisse in den Weg legen und sich der Freiheit gewaltig annehmen; aber nicht um des Besten des Volkes willen, sondern ihres Geld- und Ehrgeizes wegen. Geht's gegen die Regierung, so sind sie freilich gewaltig freisinnig, steht man sie aber daheim in ihrem eigenen Haus- und Hofregiment, da sind's Bauernschinder und Unterdrücker und gestrenge, hartherzige Tyrannen, wie man nur welche finden kann. Schreier sind's, die Minister und Gott weiß was werden wollen, um ihr Schäfchen in's Trockene zu bringen. Von denen gar nicht zu reden, die selbst keine Religion haben und dem Volk mit allerlei schönen Reden seine Religion stehlen wollen, die es besser mit den Juden und Türken als mit den Christen und am allerbesten mit ihrem Unglauben meinen, den sie aber wohl zu verstecken wissen, weil sie meinen, das Volk sey noch zu abergläubig.

Hans. Kann Alles seyn. Dafür aber sind die Zeitungen da, die sollen solchen falschen Freunden und Heuchlern die Maske herunterreißen und sie in ihrer Schädlichkeit darstellen; die Blätter sind ja der Richterstuhl der öffentlichen Meinung, die dem falschen Spiel bald ein Ende machen wird.

Peter. Geh mir mit den Zeitungen! Als ob es nicht auch Mittel gäbe, die Zeitungen zu erkaufen und zu bestechen, und als ob die, welche sie schreiben, die manchmal dem Zuchthaus entsprungen sind, nicht auch ihren Vortheil und den Vortheil ihrer Partei suchen könnten. Die Zeitungen! die reden freilich immer von Licht und Wahrheit und Freiheit und Recht; aber, ich frage dich, was gibt es für eine Schlechtigkeit, eine Niederträchtigkeit, eine Kriecherei, eine bündische Schmeichelei, eine giftige Verläumdung, eine Verlästerung, eine Verdrehung der Wahrheit, eine Lüge, eine Gottlosigkeit, die nicht schon in unseren Zeitungen gestanden hätte, ganz als ob sich das Alles von selbst verstände. Keine Maus hat sich dagegen gerührt. Die Zeitungen! von denen mag ich nun gar nichts hören. Du meinst, wo ihrer Viele beisammen wären und Jeder seine Stimme abgeben könnte, da müßte die Weisheit, die Gerechtigkeit, die Freiheit immer das Uebergewicht behalten und die schlechten Leidenschaften schweigen. Du kennst die Menschen nicht. Willst du das Gegentheil sehen, dann schau nur hinüber nach der Schweiz, welche Hölle sie dort einander gemacht haben, und wie sie sich gerfleischen und zerreißen. Da lob ich mir doch das gute Alte.

Hans. Du lobst dir nur immer das Alte; allein wenn dein Rock abgetragen und zerrissen ist, ziehst du doch auch einen neuen an. Nichts mag ja still stehen, als was todt ist; und wenn wir auf den Ursprung des Alten zurückgehen, so gab's eine Zeit, wo es auch neu war. Mit der Religion ist's freilich was Anderes, die ist von Gott und ist ewig und immer dieselbe, weil es nur eine Wahrheit gibt; allein was die fürstliche Gewalt betrifft, so ist es damit nicht immer so gewesen wie heute. — Die Alten in den guten alten Tagen, ehe sie Bärenhäuter und Ochsenbocker wurden, die wollten ihre Rechte, ihre persönliche Freiheit und ihr Hab und Gut auch gesichert gegen jegliche Willkür; sie wollten wissen, wozu ihr Geld verwendet würde, ehe sie es bergaben, und wenn man ein neues Gesetz gab, so wollten sie auch ihr Wort abgeben und sich nicht wie stumme Schaafe scheren und schlachten lassen. Darum ließen

ſie ſich auch ihre Rechte und Freiheiten von den Fürſten wohl verbrieft und verſiegelt, bei aller Ehrfurcht vor ihrer Obrigkeit. Ich könnte die noch gar Manches der Art anführen; aber wir beide, wir werden doch niemal, glaub' ich, einig. Doch der Martin redet kein Wort dazu: ſo ſag doch auch du, wem von uns beiden du beiſtimmſt.

Martin Senkelrecht. Ich ſag ſo: taugt ein Fürſt nichts, ſo geht's mit der Regierung ſchlecht und um ſo ſchlechter, je mehr Gewalt er in Händen hat. Taugen die Kammern oder Stände nichts, ſo geht's auch mit den beſten Conſtitutionen nicht zum beſten; taugt gar das Volk nichts, achtet es kein göttliches und menſchliches Geſetz, ſo geht's in Republiken am allerſchlechteſten. Die Verfaſſungen, wie ſie heißen mögen, die machen's nicht; auf die Menſchen kömmt's an, die ſie ausführen ſollen. Taugen die etwas, ſo werden ſie ſich unſchwer über eine Verfaſſung verſtändigen, wie ſie ihren Sitten, ihrer Bildung und ihrem allgemeinen Beſten am zuträglichſten iſt. Der Fürſt wird es dann weder wollen noch wagen, nach Willkür und Gelüſten über ſeine Unterthanen wie über gemeine Knechte zu ſchalten, ſondern er wird ihre Rechte und Freiheiten achten, wenn ſie ſelbſt ihrer würdig ſind und ſie zu gehöriger Zeit zu vertreten wiſſen. Die Unterthanen werden ihrer Seits den Fürſten als ihren oberſten Schirmherren ehren und lieben und ihm in allen rechtmäßigen Forderungen gehorchen und beiſtehen, in zweifelhaften Dingen aber nach Billigkeit und in Güte ſich mit ihm verſtändigen. Die papierenen Conſtitutionen und Zeitungen thun's allein nicht, die machen für ſich allein ein Volk nicht weiſer, nicht freier, nicht glücklicher; ſie ſind eben Papiere, Formen und Mittel, die erſt von dem Geiſt ihr Leben empfangen ſollen. Hätten wir religiöſen und ſittlichen Ernſt, Gemeinſinn und Charakterſtärke; wären wir von unſerm Pflichtgefühl begeiſtert und durchdrungen; thäte Jeder auf ſeiner Stelle und in ſeinem Kreiſe wie ein ganzer Mann ſeine ganze Schuldigkeit, nach unten nichts Ungebührliches fordernd und nach oben nichts Ungebührliches gewährend, wir wären gewiß in unſerem öffentlichen Leben niemals ſo tief geſunken. Wird es mit uns ſelbſt beſſer, ſo wird es auch bald in der Politik anders ausſehen; und dann hat es mit der Revolution, welche die Einen fürchten, und mit dem Despotism, über welchen die Anderen klagen, gute Wege. So mein' ich's, und morgen, wenn wir wieder zuſammen kommen, wollen wir weiter davon reden.

St. Sebaſtian.

Bild der Liebe, Bild der Leiden,
Heil'ger Held Sebaſtian!
Deine Schmerzen ſind die Freuden,
Die dich heben himmelan.

Feſtgebunden, pfeildurchſchoſſen,
Tiefe Wunden in der Bruſt,
Blickt dein Auge lichtumfloſſen
Ernſt in wehrmuthvoller Luſt.

Nicht von Haß und Grimm umzogen
Strahlt es klar und mild und rein:
Wie ein Friedensregenbogen
In den trüben Wetterſchein.

Auf den heil'gen Leib entſendet
Pfeil um Pfeil die harte Welt,
Im Gebet zu Gott gewendet
Dankt der leidensfrohe Held.

Nicht dem Feld, dem ſtarren alten,
Wo die Brandung ſchäumend bricht;
Nicht dem Stahl, dem harten, kalten,
Gleicht dieß milde Angeſicht.

Wie die Mutter liebend drücket
Ihre Kinder an das Herz;
Alſo trägſt du freudentrücket,
Gott ihn opfernd deinen Schmerz.

Wie ein milder Maiesregen
Rings mit Blüthen ſchmückt die Au:
So erblüht auch dir der Segen
In dem Schmerzensthränenthau.

Bild der Liebe, Bild der Leiden,
Gottesheld im Kampf bewährt,
Der zu reinen Himmelsfreuden
Erdenſchmerzen du verklärt:

Deinen Schutz woll' uns verleihen,
Bitt für uns Sebaſtian!
Daß im Leid wir freudig ſeyen,
Ruhig blicken himmelan;

Von dem Balſam deiner Liebe
Gieße mild in unſer Herz,
Daß ſein Glanz ſich nimmer trübe,
Sich verklär' in dem Schmerz;

Daß von Liebe es durchfloſſen
Preiſend ſchaue himmelan,
Wie von Pfeilen du durchſchoſſen
Heil'ger Held Sebaſtian!

Ed. Sicinio delin.

Kinderreime von Traugott Löschke mit Bildern von Franz Pocci. München, Christian Kaiser. 1847.

Der Verfasser dieses Reimbüchleins ist ein junger Dichter, der den Kindern darin seine ersten Morgenlieder singt; daß aber ein junger Singvogel nicht singt wie ein alter, versteht sich von selbst. Daß zwischen den harmonischen Lauten auch manchmal einige unharmonische mitunter laufen werden, und er sich vielleicht auch ein oder das andere Mal mit den Fittigen in dem Gezweige verfangen wird, das sehen wir ja in jedem Frühling, wenn die jungen Vögel aus den Nestern ausfliegen, wir dürfen es also wohl mit Glimpf und Nachsicht hingehen lassen. Was wir ihm aber mit Fug und Recht als löblich und verdienstlich nachrühmen können, und was wir leider nicht von allen Vögeln, die gegenwärtig in dem deutschen Dichterwalde ihre Stimme erschallen lassen, sagen können, ist: daß der Sinn seiner Lieder und Reime durchweg ein frommer und sittlich tadelloser ist, der die Kinder in Ernst und Scherz an ihren Vater im Himmel erinnert. Wie der Dichter mit einem betenden Kinde

Anfang

von Gott seinen Anfang nimmt, so schließt er auch:

„Du heil'ger Vater, sei gepreis't,
Nebst heil'gem Sohn und heil'gem Geist,
Daß ihr gesegnet, was ich gedacht,
Bis ich dieß Buch zu Stand gebracht.
Nun sendet eure Engel aus,
Daß sie ihm öffnen Herz und Haus,
Daß sie es erklären dem Kindersinn
Und richten ihn zum Himmel hin."

Wohl zu den gelungneren, die einen ernsten Gedanken in einem einfachen Bilde anschaulich machen, gehört das zweite Gedicht, von dem blühenden Bäumchen und dem Winde. Das Kind zankt den rauhen Gesellen, der so grob mit den Blüthen umspringt, aus und spricht:

„„Wind, wie kannst du dir (dich) unterstehen,
So viel Blüthen herunter zu wehen?
Mußt nicht die weißen Sternchen abstreifen,
Sollen zu Aepfelchen wachsen und reifen.
Wind, o du böser, du schlechter Gesell!
Alle die Freude verdirbst du so schnell!""

„Drauf der flinke, hausbackige Wind:
„„Hab's doch gut gemeint, du Kind;
Sieh! die vielen Blüthen sind hier
Theils zum Reifen, theils zur Zier.
Wollten sie alle bleiben und hangen,
Wollten sie alle Nahrung empfangen;
Würde das Bäumchen sie zu laben,
Nicht genug Saft für alle haben;
Würde Eines beim Andern verderben! —
Frühe schon muß manch' Kindchen sterben!""

Es folgen allerlei Auftritte und Spiele aus der Kinderwelt mit ihren Vögeln, ihren Blumen, ihren

Häschen, ihren Schmetterlingen, ihren Wünschen und Hoffnungen, ihren Freuden und Schmerzen, abwechselnd mit Erinnerungen an die heilige Geschichte, Betrachtungen und Gebeten; wie z. B. das folgende:

„Kind lern' beten
Und sprich der Mutter nach:
„„Ach lieber Gott, ich bitte dich,
Ein frommes Kind lass' werden mich!""
„Dieß bete jeden Abend,
Dieß bete jeden Tag.
Der liebe Gott, er sieht dich an,
Ob's hell, ob's dunkel ist,
Er hat gar große Freude d'ran,
Wenn du gehorsam bist;
Dann führt er fröhlich dich, gemach,
Als lieber Hirt sein Schaf,
Er gibt dir Trunk aus seinem Bach,
In seinen Armen Schlaf."

Ein anderes lautet:

„Mein Heiland gute Nacht mir sag'!
Hab' Dank für diesen schönen Tag;
Vergib mir allen Eigensinn,
Gib, daß ich morgen besser bin;
Jetzt wieg' mich ein.
Dort seufz't erkrankt die Mutter lieb,
O eine gute Nacht ihr gib!
Nimm weg, was jetzt sie ängstlich quält;
Daß sie vergnügt, und uns erzählt:
Wie gut du bist.

Mein Brüderchen, das führtest du
Schon auf in deine Himmelsruh',
Mög' es, als schneeweiß Engelein,
Mich zu beschirmen, bei mir seyn,
Bis selbst ich komm'!"

Dann gibt es wieder einen kleinen Wortwechsel zwischen einem trotzigen Siebenschläfer und dem munteren Haushahn, der ihn zu früh aus den Federn herauskräht.

„Knabe: He Monsieur Hahn, das geht nicht so
Man wird nicht seines Lebens froh.
Kräht mich am Morgen wach im Bette,
Wenn ich noch gern geschlafen hätte;
Doch Abends schläfst du auf der Stang',
Wenn ich noch spring' und spiele lang.

Hahn: Ei Knabe, wenn du lebst confuß,
So kann ich leider nichts dafür.
Ich bring' der Sonne meinen Gruß,
Wenn früh sie wallt aus goldner Thür,
Und Abends, wenn sie scheint nicht mehr,
Da setz' ich mich zur Ruhe her."

Oder der Sohn weint mit dankgerührtem Herzen an dem Grabe des geliebten Vaters

Freilich ist dem Dichter, wenn der Gedanke seiner Gedichte auch an sich kein unglücklicher war, die Ausführung nicht immer gelungen. Sollen Kinderpoesien dem Sinn nach einfach, leichtverständlich und anschaulich seyn, so wird nicht minder von ihrer Form gefordert, daß sie fließend, rund und mundrecht sey. Allein nur zu oft wird hier der Leser von irgend einer nicht gelösten Schwierigkeit aufgehalten, was den Eindruck des Ganzen stört. So macht er manchmal einen ganz unerlaubten Gebrauch des Apostrophs. Z. B.

Drum Kind mit ihm (Gott) beginne stets,
Für's Leicht'ste selbst ist's gut,
Und's Schwerste, glaub es, selig geht's,
Sobald man's mit ihm thut.

Ein Vers, worin dem Kinde diese Lehre gewiß nicht leicht gemacht ist. Anderwärts finden sich gewaltsame Auslassungen, die ein Kind sich nur schwer ergänzen wird; hie und da erinnern auch Provinzialismen oder allzu preziöse Ausdrücke, wie: fleug, Fühler (statt Schneckenhörner), Essenkehrerknabe (Schornsteinfeger). Wird dir drehend? (schwindelig) gar zu sehr an die nordische Heimath des Verfassers, wovon auch die Gedanken zum Schaden ihrer Wärme und Natürlichkeit nicht immer freizusprechen sind. Einige der mitgetheilten Reime gehen vielleicht auch, ihrem Inhalt und ihrer Fassung nach, zu sehr über das erste Kindesalter hinaus, wofür die übrigen bestimmt sind.

Gegen das Ende hin folgt eine Reihe von Räthseln in Form poetischer Beschreibungen. Z. B. das Aehrenfeld

Es ist von Gottes Gnaden
Der kleinste Bäckerladen.
Viel, viele kleine Brödchen
In einem kleinen Schötchen
Viel, viele Semmelzeilen
Stehen auf dünnen Pfählen,
Bedecken hundert Meilen:
Wer könnt' die Menge zählen!
Doch sind die Brödchen gebacken gar,
Dann stellt sich erst ein Wunder dar.
Denn all' die Brödchen aus den Schoten
Backt man zu einigen großen Broden.
Auch werden all' die Semmelwecken
Gemahlen, gebacken und munden und schmecken!

Möge der junge Dichter künftig selbst sein eigener strengster Richter seyn, woran wir nicht zweifeln, da wir überzeugt sind, daß er nur das Gute will. Um daher in freundlicher Weise zu schließen, wollen wir zum Schluß noch seinen armen hausirenden Knaben hören, der den Lesern wohl zu Herzen sprechen wird:

„Der arme Fritz muß wandern
Zerriſſen und geflickt,
Von einem Dorf zum andern.
Ihn jedes weiter ſchickt.
Kauft Nadeln, kauft ihr Mädchen,
Kauft Zwirnband und Bürſchen,
Kauft Spitzen ſchön geflickt!

Wollt nicht ihr kaufen, kaufen!
So ſchenkt ein Brödchen klein:
Ich muß beim vielen Laufen
Ach gar ſo hungrig ſeyn'
Die Mutter liegt begraben,
Den Vater aber haben
Sie, ach, geſperret ein.

Der Vater iſt gegangen
Nach Holz am Weihnachtsfeſt,
Es fror uns auf den Wangen
Die warme Thräne feſt.

Man ſing ihn ohn' Erbarmen,
Obgleich auch für die Armen
Gott Bäume wachſen läßt.

Im Hüttchen aber weinen,
Ach krank vor Hungersnoth!
Zwei Schweſtern, welche meinen,
Der Bruder holet Brod.
O laßt mich Mitleid finden,
Gebt alte trockne Rinden,
Da Mitleid Gott gebot! —

Dich, Gott, ich kindlich bitte,
Der Raben Futter freut:
O führe meine Tritte
Zu Thüren guter Leut'!
Du haſt ja einſt aus Gnaden
Auch Bettler eingeladen
Zu deinem Mahl. O nähr' uns heut!"

Zur Weinleſe.

Im Nebel ſchleicht
Der ſtumme Rhein,
Der Nebel weicht,
Das Licht dringt ein;
Die Sonne ſiegt,
Es ſtrahlt der Rhein;
Der Hügel liegt
Im Sonnenſchein.

Hinaus! hinaus!
Ihr Winzer all,
Mit Kranz und Strauß
Und Liederſchall.
O ſeht es lacht
Von fern ſchon her
In reichſter Pracht
Die Rebe ſchwer.

Drum jubelt laut
Und eilt entzückt
Zur goldnen Braut,
Sie harrt geſchmückt;
Zur Sonnenbraut
Voll Gotteskraft,
Die Freude thaut
Und Labung ſchafft.

Ergreift geſchwind,
Ihr Winzer gut,
Das Himmelskind
Mit frohem Muth,
Und ſingt Gott Preis
Für dieſen Trank,
Er lohnt den Fleiß,
Drum ſingt ihm Dank.

Schwänke von Pater Abraham a Sancta Clara.

In dem Vorzimmer eines Landesfürsten traf ich einſt zwei Pudel, die einem jeden, der hinkam, ſchmeichelten, worüber ich mich ſehr verwunderte. Ein Cavalier zog ein Stück von einem Kapaun aus der Taſche, und regalirte damit die Hunde; ein anderer ſtreichelte ihnen mit ſanfter Hand den Rücken. Ich fragte den Thürhüter, was dieß für Hunde wären, und wie ſie hießen, und erhielt zur Antwort, daß einer Avanzo (Beförderung) und der andere Apoggio (Stütze) heiße. — Ein Cavalier verſicherte mich, daß man viel ausſtehen müſſe, bis man bei Hof zu einem Apoggio gelange. Man muß laufen, ſagte er, wie ein Poſtpferd, ſteigen wie ein Baumhacker, ſich ſchmiegen wie eine Taucherente, wachen wie eine Schneegans, ſchlucken wie ein Strauß, tragen wie ein Eſel, aufwarten und apportiren wie ein Hund, ſitzen wie eine Truthenne, ſchmeicheln wie eine Katze und lauern wie ein Fuchs.

Eine Wittwe hatte drei Gimpel, ihre Liebhaber, zum Beſten gehabt. Da ſie ſchön, jung und artig war, ſuchte man ſie allenthalben auf, und Alles bot ſich ihr an. Die drei unter allen ihren Freiern wollte ſie aber die Liebe theuer bezahlen laſſen; ſie ſprach daher zu dem Erſten: „Ob Sie mir gleich, mein lieber Herr, ewige Liebe und Treue ſchwuren, ſo muß ich Sie doch, um mich noch mehr zu überzeugen, auf die Probe ſtellen. Ich verlange nicht, daß Sie meinetwegen, was Sie wollten, ſich das Leben nehmen ſollten. — Ihr Leben iſt mir zu koſtbar. — Legen Sie ſich in dieſem Zimmer auf eine Bahre, und ſtellen Sie ſich ſo lange todt, bis ich Ihnen den Wink zum Wiedererwachen gebe.“ „Ja, ja!“ rief der Pinſel, „tauſend Mal ja!“ — Was thut ein Gimpel nicht!

Er legt ſich wirklich in die Bahre, man bedeckt ihn mit einem ſchwarzen Tuche; ſetzet ein Paar brennende Kerzen neben und einen Weihbrunnenkeſſel über ihn.

Nicht lange nachher erſchien der zweite Ritter und ſpricht mit zentnerſchweren Worten, vielfältigen Ceremonien von ſeiner Liebe, Neigung und Leidenſchaft. Die Wittwe beantwortete alle dieſe Phraſen ſo: „Ich glaube zwar Alles, was Sie mir ſagen, mein Theurer! allein ich möchte doch von Ihrer aufrichtigen Liebe noch mehr überzeugt ſeyn, geben Sie mir daher einen auffallenden Beweis Ihrer Liebe. Ich habe eine Leiche in meinem Hauſe; machen Sie und beten Sie eine Zeitlang bei dieſer. — Unvergeßlich iſt mir der Verwandte; welchen mir der Tod entriß.“ — „Alles, was Sie verlangen, meine Theuere,“ fiel ihr der zweite Freier in die Rede, „ſoll geſchehen.“ Er tritt in das Gemach, wo der Nebenbuhler auf der Bahre lag, fällt auf die Knie und fängt eifrig zu beten an. — Zuletzt kömmt auch der dritte Liebhaber und ſieht um ihre Hand, wie der vorige. Zum Beweiſe ſeiner aufrichtigen Liebe verlangt ſie, daß er ſich in eine Teufelsmaske hülle und mit Ungeſtüm in das Nebenzimmer ſtürze. — Das Verlangen ſeiner Auserwählten war ihm ein Befehl; er wirft daher in aller Eile das Maskenkleid über ſich, und rennt in das Nebengemach. Der Pinſel in der Bahre hatte kaum den maskirten Teufel erblickt, als er ihn ſchon für einen leibhaften Satan hielt, und ſich ſtark zu bewegen anfing, welches dem Signor Diavolo einen ſolchen Schrecken einjagte, daß er das Ferſengeld nahm. Der betende Freier, den ein gleicher Schrecken ergriff, ſuchte auch die Thüre. Teufel, Tod und Andacht ſtürzten jetzt bleich und zitternd über die Treppe und purzelten ſo über einander, daß jeder nur mit ſchwerer Mühe ſeine eigenen Beine finden, und mit dieſen nach Hauſe hinken konnte.

Hirtenlied.

Wie klinget ſo fröhlich
Der Hirten Geſang
Vom Felſen frühmorgens
Die Thäler entlang:
Odeldi, odeldi, odeldi.

Es freut ſich der Himmel,
Die Sonne, der Wald,
Wenn früh von dem Berge
Es jubelnd erſchallt:
Odeldi, odeldi, odeldi.

So hallt es und ſchallt es
Allum in die Rund,
Es ſingen's die Felſen
Mit ſteinernem Mund:
Odeldi, odeldi, odeldi.

Es dringt uns zum Herzen,
Wir jauchzen vor Glück,
Und hell aus dem Herzen
Dann tönt es zurück:
Odeldi, odeldi, odeldi.

Ein Ausflug auf den Göhl bei Berchtesgaden.

Berchtesgaden und Watzmann — wer kennt nicht beide! — Kann man sich doch kaum das eine ohne den andern denken, wie München nicht ohne die alten treuen Frauenthürme! — Aber nicht in landschaftlicher Hinsicht bloß steht der Watzmann als Wahrzeichen von Berchtesgaden da; für das Volk selbst, weit und breit um seinen Fuß, bis hinaus an die Saala und in's Land vor dem Gebirge ist's, mit Bildstock (der sogenannten „rothen Kapelle") und Felsenkreuzen, ein heiliger Berg, dem es — wohl dem höchsten Wallfahrtsort in den Alpen — andächtig zuströmt.

Untersberg und Jenner, ebenfalls Orte frommer Erhebung (auch der Kehlstein hat ein unterirdisches Tapellchen), sind dennoch zwei bis dreitausend Fuß niedriger.

Darum ist nicht leicht ein Hochgipfel mehr besucht als dieser, selten vergeht ein Sonnabend oder Feiertag des Sommers, ohne daß sich, bald einzeln, bald in kleinen Zügen, oft ermattet von Hitze und Durst, oft von Kälte erstarrt, Betende dort einfänden; und würden sie auch oben von Wolken und Windsbraut überrascht, — sie halten aus und, um der Mühseligkeit willen, ihr Gebet für um so verdienstlicher. Beim angezündeten Lichtlein am Bildstock auf die Knie hingeworfen, auf dem nackten Fels der obersten Klippen traf ich einst selbst ein armes Kind der Alpen in Andacht versunken, und sog mich, um nicht zu stören, zurück, bis es vollendet — eine Studie, an sich und durch die Umgebung mir so lehrreich, als sie reizend für einen Maler gewesen wäre.

Wie Mancher mag auch schon, da hinaufsteigend vom Gewitter erreilt, aus den Donnern des Berges, wie von einem Sinai herab, die Stimme und die Gebote des Herrn eindringlicher vernommen haben, als daheim unterm sichern Dache.

Selbst Frauen schreckt der rauhe Pfad nicht zurück, den Jahrhunderte langes Pilgern noch nicht zum ausgetretenen Weg machen konnte; denn nur kleine Steinhäufchen (Tauben), vom übrigen Trümmerwerk oft kaum zu unterscheiden, bezeichnen den Gang über die Risse des kahlen, verwitterten Bergrückens.

Nicht so bekannt und oft besucht als der Berchtesgaden'sche Ararat*), und selbst ohne Kreuz ist sein fast ebenbürtiger Nachbar, der Göhl, ja, obschon viel näher am Markte, von hier aus nicht einmal sichtbar — gedeckt von seinem nördlichen Strebepfeiler, dem Kehlstein mit dem bewaldeten Schwarzort, während umgekehrt im Panorama Salzburgs der Watzmann gar nicht existirt, dagegen der Hochgöhl mächtig hereintritt, ähnlich dem Ortles im Hintergrund der Malser-Haide. Gleich jedoch in der Nähe Berchtesgadens zeigt er sich, besonders schön bei Abendbeleuchtung, an der Seelenleitung oder der Gmundbrücke.

Obwohl seine Geheimnisse längst schon von den Koryphäen unserer Alpenbesteiger, vor Allem von einem Cardinal Fürst-Erzbischof von Schwarzenberg, einem Thurnieser, von Braune, Hoppe u. s. w. durchforscht sind, obwohl er selbst sein Opfer schon gefordert hat, so bringen doch selbst neuere Schriftsteller noch gleich den Älteren, mitunter Irrthümliches über ihn vor, worauf ich später zurückkommen werde.

Auch für mich knüpft sich ein trauriges Andenken an ihn. Der Pharmazeut Hargasser von Salzburg, mein Studiengenosse in Landshut, fand am 22. August 1824 auf einer botan. Excursion an den Nordwänden des Göhls oder der Ofenalpe durch Absturz seinen Tod. In Berchtesgaden unter einem einfachen von Freunden gewidmeten Grabstein ruht seine gebrochene Hülle.

*) Auf der zweiten Höhere, nur erst von wenigen Sterblichen betretenen Spitze „entdeckt das dämmernde Auge der Pilgrime noch Trümmer von der Arche des Patriarchen Noah." (Vierthalbes Wanderungen durch Salzburg und Berchtesgaden 1816. II. Thell. S. 38.)

In künstlerischer Beziehung hat dem Göhl unter den Neueren wohl Rottmann die meiste Celebrität verschafft durch sein köstliches Oelgemälde: der hohe Göhl mit dem Hinterseer bei einem feurigen Sonnenuntergang, das vor etwa einem Jahre im Münchener Kunstverein allgemeine Bewunderung erregte, dem Vernehmen nach jetzt im Besitze Sr. Majestät des Königs ist, und in der zu erbauenden Galerie für neuere Kunstwerke dem Publikum einst wieder zugänglich werden dürfte.

Topographisch hat vielleicht Schaubach das Beste und Ausführlichste über ihn geliefert. Schade, daß er, der so viele Gumbres-Alias erklettert und treffliche Panoramen von ihnen entworfen, den Göhl nicht selbst bestiegen hat, was natürlich einer ganz correcten Beschreibung Abbruch thun mußte, — die Sie übrigens auch von mir nicht erwarten dürfen. —

Doch zur Sache! — Orientiren mögen Sie sich bei der folgenden kleinen Erzählung aus Schaubach und irgend einer guten, z. B. der großen Salinen-Forstwirthschaftskarte, die jedoch, obschon sie fast alle Alpensteige, selbst den doppelten auf den Watzmanngipfel angibt, keinen Anfang zum Göhl bezeichnet; aber ein Naturforscher geht ja eigentlich nie irre, sagt Schrank — und somit auch wohl der bloße Botanophilos nicht, dachte ich mir schon oft in aller Demuth bei dieser wie bei andern Excursionen, wenn ich in Ermangelung eines Führers oder der Karte zu irren fürchtete.

Und ganz fremd war es mir ja nicht mehr. Schon im Sommer des vergangenen Jahres hatt' ich ihn, wenn auch auf anderem Wege erreicht, aber Manches war noch nachzuholen, Neues aufzunehmen, — lockend vor Allem sein Anblick in den mild heitern Tagen des vorigen durch Trockne und Schneelosigkeit ausgezeichneten Novembers. Täglich konnte der Winter einbrechen, dann war's vorbei auf lange Zeit, oder nur einem Simony möglich, der, wie bekannt, den Dachstein in den Tagen vom 9 — 14 Januar l. J. (Allg. Ztg. vom 18. Febr. 1847. Nro. 49 S. 391) erklegen und den dortigen Gletscher überhaupt schon mehrmals mitten im Winter begangen hat. — Und so ward der bereits in zeitlichen Aufschub versetzte Plan eines schönen Morgens rasch wieder aufgenommen, noch einmal vor dem Thorschluße wenigstens die Umgebungen des Göhls zu besuchen.

Am 18. November früh nach 7 Uhr bei 4 Grad Kälte stahl man sich vom Hause fort. Nur Freund D...., zum Stellvertreter für diesen Tag erbeten, wußte, daß ein Ausflug beabsichtigt — wohin? — auch Er so wenig oder viel als der Wandrer selbst. Dem „Brette" galt es nur, denn daß der Göhl jetzt noch zu erreichen, wagte man sich selbst nicht zuzutrauen, wenn auch der Gedanke im Hintergrunde lauerte.

Ganz allein, selbst ohne meinen treuesten Begleiter auf den Bergen — den Regenschirm —, bloß mit dem ordinären Gebücklein, die Kräutermappe — ein Luxusartikel um diese Zeit — auf dem Rücken, ein halbes Täfelchen Chocolade und eine Semmel in der Tasche — so ging's erst auf die Krautkaser-Alpe zwischen Jener und Brett. Von da aus ward sogleich letzteres auf der mir noch unbekannten Westseite in Angriff genommen. Es heißt anwerfen, um nicht hier schon in Latschen und Wänden blos sich zu verstehen, doch ward die verfängliche „Gabel" (die nordwestliche Ecke des Bretts, auf den Karten auch Wiesel genannt) endlich über die Abstufungen einer hohen Felsentreppe erreicht, wobei gleich anfangs schon an den jähen Grathalden der festgefrorne Boden und die bereiften dürren Halme zum Ablegen der Stiefel nöthigten; selbst wollne Socken schützten kaum vor dem Ausgleiten, und fast war man genöthigt, sich zum Barfüßer zu machen: nicht selten fielen auch die dornigen Blattrose der Wetterrose (Carlina acaulis) und abgefallne Nadeln des Krummholzes beschwerlich.

Auf der Gabel, dem letzten Grasfleck vor dem Göhl, und im Sommer ein freundliches Plätzchen, öffnet sich mit einem Mal die Aussicht nach dem im Osten aufgethürmten Göhl, aber auch zugleich der Einblick in das abstreichende Felsgewirr, das längs der Nordseite des Bretts in einer Höhe von 5—6000 Fuß stundenlang gegen jenen Gipfel hinzieht, und auch nicht die Spur eines Pfades mehr zeigt. Es ist hier wie ein Scheideweg des Lebens: geradehin schauerlich öder Gekläpp, aber in seinem Hintergrund ein lohnend Ziel, wenn auch mühvoll zu erreichen, die prächtige Kuppel des Göhls; — rechts hinauf dagegen lockend und gefahrlos die Fortsetzung der Matte, anfangs mit sanftem Rasen, aber dann immer öder und unerquicklicher, zuletzt in den steil hingedehnten Rücken des Bretts verloren, auf der äußersten Höhe wie der breite Weg des sittlichen Verderbens gäh am Abgrund endend!

Doch wie jeder Vergleich hinkt, so auch hier. In der Wirklichkeit verhält sich's gerade umgekehrt: dem physischen Verderben entrinne man am Brett weit leichter als am Göhl, und über den Abgrund des ersten führt ein besserer Steig hinab als an den Wänden des Göhls.

In Gottes Namen denn! — „frisch hinein und ohne Wanken!" — hätten wir uns vielleicht zugerufen, wären Sie bei mir gewesen oder auch nur ein Führer. So aber, es sey gestanden, betrat ich zögernd nur das Steinlabyrinth vor mir, mehrmals im Begriff, den kaum verlassenen sichern Bord wieder zu gewinnen, und benützte die Schneeflecken in der Richtung meines Weges, um bei etwa plötzlich einfallendem Nebel an den eignen

Spuren einen, freilich oft genug und weit unterbrochenen Faden für den Rückweg zu haben. Der Himmel wolle einen hier vor Nebel und Wolken bewahren! Sey man noch so sehr Freund der Einsamkeit, vielleicht selbst vollendeter Misanthrop, — da oben zwischen den eben so wüsten als merkwürdigen Zerklüftungen, wie sie ausgedehnten Höhen der Kalkgebirge so häufig als Karren- oder Schrattenfelder*) eigen sind, die mit ihren unzähligen Erhebungen und Senkungen das Ziel so fern zu rücken scheinen, — fällt mit einemmal das Gefühl des Verlassenseyns schwer und bang auf's Herz, besonders um solche Jahreszeit, wo auch das sonst ohnehin so spärliche Grün einzelner Steinpflanzen völlig verschwunden ist, und aus den allenthalben gähnenden Klüften, zwischen denen man hinwankt, nur Schnee oder nächtliches Dunkel dem Blick begegnen. Es ist eine Art Platt am Zugspitz, nur noch viel wilder; hier nennen sie's „im Platter" — auf Karten findet sich der Name „Schliefstein."

Wie man sich schon auf diesem Bruchstück des steinernen Meeres (denn ganz wie dort ist auch hier die Bodengestaltung) so klein und unmächtig — so verloren fühlt, wenn auch der Himmel noch blau und ruhig sich wölbt und die gegenüber aufsteigenden hell beleuchteten Wände des Göhls ermuthigend wirken sollten! — Aber der sorgliche Gedanke, was man da wohl zu befahren und zu dulden haben würde, wenn man in einer Spalte den Fuß auch nur verstauchte oder sonst unwohl würde, oder wenn Nebel und kalter Wind und

Regen, oder gar nun Schneegestöber — wie so leicht möglich — einfiele, — fern von aller menschlichen Hilfe! — Antwort geben ja die auf der Höhe des steinernen Meeres noch befindlichen (wenigstens soll man sie vor Kurzem noch gesehen haben), bald ganz vermoderten Kleidungsreste von ein paar Unglücklichen, die dort vor vielen Jahren im höchsten Sommer bei Schneesturm zu Grunde gingen.

Wie man in den Klüften dieser Steinwüste aber auch spurlos verschwinden könnte, wenn es der Unstern wollte!

Man meint all dieß Unheil schon auf dem Halse zu haben, will eilen, möchte über die versteinerten, bald abgerundeten bald scharfkantigen Wogen mit dem schwebenden Schritt der Sturmmöve hingleiten, und kommt doch nur wie eine Schnecke und in ewigem Zickzack weiter. Es ist eine Art moralischen Katzenjammers, der zum Schlottern und zu den noch lästigern Krämpfen in den Beinen vielleicht eben so viel beiträgt, als die wirkliche Mattigkeit in Folge der körperlichen Anstrengung und der abenteuerlichen Passus und Sprünge, die dem Pedal in ungebührlicher Wiederholung zugemuthet werden. Muß man sich ja doch selbst die Schuld geben und sagen: was bist du der Esel da hereingegangen zu seyn. — Ein rüstiger Sohn des Gebirges hätte freilich über solche Jammergestalt hell aufgelacht, oder — je nach Umständen — höhnisch die Nase gerümpft.

Man begreift es da, wie Petzholdt (Beiträge zur Geognosie von Tirol ꝛc. S. 83) vom steinernen Meere herab in Alm oder Saalfelden „durch und durch glühend, am ganzen Körper zitternd, in den Knieen fortwährend zusammenknickend" ankommen konnte und Abends noch einen Fieberanfall zu bestehen hatte. — Doch Sie müssen seine meisterhafte Beschreibung des steinernen Meeres selbst lesen und dann erst, und wenn Sie allenfalls noch Schaubach's*) und Vierthalers**) und v. Braune's***) Schilderun-

*) besonders in der Schweiz so genannt. Ausführliches hierüber nebst Hypothesen über ihre Entstehung in Edel's Anleit. die Schweiz zu bereisen (im Auszug von G. v. Escher. Neuere Auflagen) nebst einschlägiger Literatur. — Vergleichbar auch: in Hirzel-Eschers Wanderungen in die weniger besuchten Alpengegenden der Schweiz. Zürich 1829 S. 122 ꝛc. — in Al. Petzholdt's Beiträgen zur Geognosie von Tirol ꝛc. Leipzig 1845. S. 82. — in der Allg. deutschen naturhistor. Zeitung der Gesellsch. Isis in Dresden, mit Mehreren herausgeg. von C. Tr. Sachse I. Jahrg. 6. Heft. Dresd. u. Leipz. 1848. S. 582 (Naturhistorische Schilderungen aus den Alpen von Dr. Ed. Lösche. II. Das Dachsteingebirge) — Auch: Agassiz Untersuchungen über die Gletscher. Solothurn 1841. S. 235 u. A. enthalten Mehreres hierüber. Er und seine Anhänger schreiben sie bekanntlich allen Gletschern zu.

*) Adolph Schaubach's deutsche Alpen. 3. Theil. Jena 1848. S. 142.

**) Vierthaler's Wanderungen ꝛc. 2. Theil. S. 73 ff.

***) v. Braune's Salzburg und Berchtesgaden. Neue Ausgabe. Wien 1829. S. 301 (außer andern bezüglichen Stellen, z. B. S. 30, 41, 79).

gen vergleichend daneben legen und die Zeichnungen eines Reinhold aus der Umgebung des Fundortes, (die Sie freilich vorerst nur beim Künstler selbst einsehen können,) dann bekommen Sie einen Begriff von solchen sublunarischen Gebilden, die man in der That eher im Mond als auf der Mutter Erde suchen würde.

Einmal noch versuchte ich's im Ernst, durch eine Seitenschlucht über die Wände des Bretts hinauf zu entrinnen, kehrte aber bald freiwillig in's „Platter" zurück, ob des Verdachtes nach längerem Klettern vielleicht doch durch unübersteigliche Hindernisse zum Krebsgang gezwungen zu werden.

Als ich am 19. Julius desselben Jahres mit meinem wackern Führer Mayerl, dem trocknen Männlein, das um der „Jagerbleamln" willen wie „a Gamsel" in's Gewände steigt, auf einem andern Wege dieß Gefilipp durchwanderte, sah es doch viel anders aus;

kaum war das Bild mehr zu erkennen: damals war diese hochwilde Alpenlandschaft doch noch vom Lebens- odem durchhaucht. Seltene Blumen, warmer Sonnenglanz überall ausgegossen, Insekten, einzelne Alpenvögel, Gemsen, das Pfeifen der „Mankein" (Murmelthiere), vom schmelzenden Schnee abrieselndes erquickendes Wasser, und nun — Alles leblos und erstarrt! — tiefe, lautlose Stille ringsum, nördlicher frösteinder Schatten, denn die Sonne steht jetzt schon zu niedrig hinterm Brett, um hier noch hereinscheinen zu können.

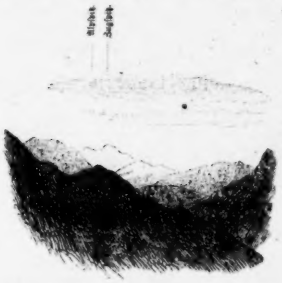
Doch der Himmel blieb jetzt, gleich damals, hold und günstig. Das Getrümm am westlichen Fuß der Göthwände, mittin das jenseitige Ufer dieser Kalklavaschlacken ward glücklich erreicht, und über seine Felsabstufungen empor zuerst der „Sattel" zwischen ihm und den östlichen Ausläufern des Bretts, und endlich die Kuppe selbst auf der südlichen Seite erstiegen, unter wie häufigem Rasten, wie müde! — brauche ich nicht zu sagen. Wer hätte sich aber selbst die Schmach anthun mögen, jetzt noch umzukehren? Hier, an der Sonne, wurde es auch so warm, daß ich, in mehr als 7000 Fuß Höhe und in der zweiten Hälfte Novembers, Rock und Halsbinde ablegen mußte.

Es war derselbe herrliche Tag wie vor zwei Jahren als ich (am 20. November 1844), ebenso einsam als jetzt, zum erstenmal Jenner und Breit bestieg, nur diesmal noch weniger Schnee auf den Höhen, und gleichwohl gänzlich erstorbene Vegetation, während sich damals doch wenigstens um die Alphütten und selbst noch oben auf dem Jenner die und da eine verspätete Blume fand (z. B. Anthyllis Vulneraria, Gentiana germanica [zwergartig und einblüthig]; Potentilla minima, Ranunculus montanus, an einer Sennhütte Veronica Chamaedrys u.).

Doch lagen in den Vertiefungen und Scharten der Kante nach dem Abgrund hin überhangende Schneewehen — die Erstlinge dieses Winters.

Zwischen 12 und 1 Uhr war die Spitze erreicht; übrigens hatte ich weder Uhr, noch Fernrohr oder sonst ein physikalisches Instrument bei mir; es geschah auch zur ungünstigsten Zeit hinsichtlich der Beleuchtung; — wann aber wäre der Umblick von solchen Höhen nicht doch groß und ergreifend? — Ueber der ganzen nordsteyrischen Alpenwelt, deren Hauptzug wie ein Gypsrelief erschien, indem er die schneebedeckte Nordseite darbot, ruhte ein beinahe wolkenloser, tiefblauer Himmel. Ostwärts schoben sich die Berge des Salzkammergutes mit Schafberg und Traunstein weit vor in's Flachland; in ihrer Mitte der lang gedehnte graue Felskamm des Höllengebirges; ferne dahinter Gipfel aus Steiermark herauf; näher der Salzburgische Zugspitz — die gewaltige Dachsteingruppe (hat noch größere Aehnlichkeit mit dem Treitlerspitz in Wartenfels); — dann die meilenweite Hochfläche des Tännen- und Hagengebirges; im Süden die Tauernkette mit ihren Hörnern, dem Ankogl u.; jenseits des steinernen Meeres links der Schönfeldspitze der Großglockner

mit dem Wiesbachhorn, weiter rechts der Venediger; westlicher zwischen dem Hundstod und Watzmann tirolische Gletscherstöcke (Tuxer- oder Ortlthaler-Ferner?); noch mehr rechts zwischen dem Steinberg und den Mühlsturzhörnern hindurch ein fernes Hochgebirg, das mir einst schon vom Brett aus und später zu Hause beim Vergleich mit der Karte dem Wettersteinmassiv in Werdenfels anzugehören schien; jetzt vermochte ich kaum mehr zu zweifeln, bestimmt glaubte ich Alp- und Zugspitz und selbst noch den Höllthalferner zwischen beiden zu erkennen — natürlich fast im Profil, wodurch beide sich nahe rücken;



allein ihre Gipfel viel ferner erscheinend, als ich's hier anzudeuten vermochte, in Duft fast verschwimmend. — Hierauf der Wilde Kaiser und näher die Loferer Steinberge; ganz im Westen über dem Lattengebirge der Wendelstein, nördlicher das Sonntagshorn, der Hochkampen; gerade im Norden der Staufen und der Unterberg, über die man weit hinaus in die allein etwas düsteren, und wie es schien, nebelbedeckten Flächen des Niederlandes sah. Doch waren der Chiemsee, der Waginger-See und das ganze Gelände an der Salzach hinab, sowie mehrere Seen jenseits derselben (Trumm-, Waller-, Zeller-See, und, wenn ich nicht irre, ein Stück des Mond- oder des Attersees) wohl zu erkennen.

Gerade aber gegenüber im Süden — und dieß war der Glanzpunkt des Panoramas und die fesselndste Erscheinung im ganzen Umkreis — lag, weit über den Kahlersberg und die Teufelshörner emporgehoben, und anscheinend nahe, das wunderbare Gebild der „Übergossenen Alpe" oder des „Ewigen Schnee's," Sommer und Winter unabänderlich gleich an Gestalt und Farbe, höchstens mit den blaulichen Tinten der Eisschründe zur heißen Jahreszeit — in der That wie hingegossen!

Den näheren Umgebungen in der Tiefe fehlte natürlich der Reiz sommerlicher Farbentöne; um so wilder thürmten sich die kahlen Bergmassen herauf, um so tiefer schienen die Abgründe nach allen Seiten!

Auffallend ist unter den Felszipfeln, die sich von Osten, als kleiner Göhl, Archköpfe u. s. w. gegen den Hochgöhl herandrängen, eine vielleicht unersteigliche Kuppe, mit dem Längendurchmesser von Ost nach West gerichtet, breitrückig aber steil nach Süden abgedacht, nordwärts mit senkrechter Wand, und ganz nahe dieser von einem gewaltigen Riß durchzogen, so daß es vielleicht nur eines Erdbebens bedürfte, um die ganze nördliche Hälfte des Berges in die Tiefe stürzen zu machen.

Alles war in der Höhe rein und klar; die wenigen Streifwölkchen im Süden schwebten noch weit über jenen Kolossen, aber gleichwohl lugte auch aus einigen fernen Alpenthälern, besonders im Pinzgau, schon verdächtige Trübung wie von aufsteigenden Nebeln, was an baldigen Rückzug mahnte.

Ich suchte nur noch jenseits der Pyramide am westlichen Abhang der Kuppe das Quellchen auf, welches dort mitten im Geröll herabrieselt und uns im Sommer so sehr erquickt hatte; aber ach! es war verstegt, und seine damals so frischen, mit Saxifraga androsacea durchwebten Moospolster*) — bis einige grüne Fleckchen auf dem Göhl — waren vergilbt und wie vermodert.

Auch von den Moosfrüchten der zarten und seltenen Pohlia demissa Hüb. (Meesia demissa Hornsch. et Hoppe.), die ich um dieselbe Zeit vor zwei Jahren auf dem Hochbrett gefunden, sowie von dem nicht minder seltenen Laubmoose Splachnum urceolatum Hedw.**) — im verganzenen Sommer ein vollkommener Fund auf den Gipfelfelsen des Schneibsteins — keine Spur auf dem Rücken des Göhls.

Ein im Schutt vorgefundenes Holzstückchen ward mit den üblichen Memorandis beschrieben zwischen die Steine der Signalpyramide gesteckt, und sodann beim Hinabsteigen auf der südlichen Kante von einem günstigen Standpunkt aus (bei der untern Pyramide) noch ein flüchtiger Umriß vom Göhl aufgenommen, der stolz und schön als grauweiße Felskuppel sich in den blauen Aether wölbt, während seine rechte Flanke östlich in die Tiefen des Schwarzbaches gegen Golling und die

*) nach Hrn. Dr. Otto Sendtner's gütiger Bestimmung aus Bryum pseudotriquetrum Schw. var. delicatum.

**) ersteres von den HH. v. Martius und Fürnrohr, letzteres von Hrn. Sendtner gefälligst bestimmt.

Beiläufige Ansicht der Göhlkuppe von der Südseite.
(Eigentlich ist von diesem Standpunkte aus der obere Vorsprung noch nicht sichtbar, indem sie noch weiter hinaus nach Norden zu liegt, und der Grath in jener Richtung sich lange fortzieht.)

Blüntau mit ungeheuren Steilwänden abfällt, und die linke nach West noch einen traterförmigen, immer mit Schnee theilweise gefüllten Kessel bildet, der wahrscheinlich im Sommer die kleine Quelle auf der nordwestlichen Abdachung des Göhls (kaum 100 Schritte unterhalb der Spitze) nährt.

Die in Nebelferne sich verlierende Horizontlinie des Flachlandes sank hier schon herab unter's Niveau der Göhlspitze, noch tiefer der langgestreckte Rücken des Untersbergs, der den Blick in die näheren Ebenen beschränkt.

Als nun auch das letzte Stückchen Chocolade verzehrt war, stieg ich, über die Wahl des Rückweges noch immer unentschlossen, zum Sattel hinab. Die Steinwüste in ihrer ganzen Länge nochmal zu durchwandern, davor graute mir; ihr Anblick von oben herab war jetzt nicht einladender, als die schon vorhin bestandene Probe. Gerade dahin führte übrigens der Mittelweg — ein saubered Juste-milieu!

Das Brett zu erreichen, war wohl das wünschenswertheste; denn, einmal dort, ist der des Weges Kundige geborgen, wenn er auch nochmal so weit nach Hause hat. Die Schwierigkeit liegt nur darin, auf ersteres zu gelangen. Zur äußersten Linken zieht sich vom Sattel ein zackiger Felskamm in mehreren Köpfen (die „Mandln" genannt) im weiten Bogen hinüber; aber es geht hoch hinauf und dann in schwindelnder Höhe zwischen Abgründen auf der Schneide des Kammes fort, der so schmal ist, daß man stellenweise nur rittlings hinüberkommen kann. Mayerl hat ihn schon passirt, und mit ihm hätten sich zur Noth solche Reiterstückchen versuchen lassen; für den einsamen müden Wanderer wär's doch um solche Zeit zu toll gewesen, und konnten nicht hie und da Schneewehen in den Schatten des Kamms die Sache noch bedenklicher machen? —

Ein näherer Weg zum Brett, weiter einwärts gegen das Platter, auf der Sehne des Bogens, den jener Felsgrath zwischen Göhl und Brett bildet, schien einladender, zudem war's unser Rückweg im vergangnen Sommer: Vom Sattel eine Strecke abwärts muß man sofort schräg über eine steile Fläche ewigen Schnees (die sogenannten „Eisstellen") zu den Mandln hinauf, deren schlimmste Passage aber hiemit schon umgangen ist, wenn auch dann noch der Grath schmal und zackig fortläuft, und gerade da, wo er durch eine Steilwand sich an's Brett anschließt, tückische im Stiche zu lassen droht. War übrigens nur an dieser Stelle kein Schnee,

was ihre südliche Lage hoffen ließ, so konnte ich auch diesmal ohne Mayerl's Hülfe hinüber.

Aber der Versuch scheiterte gleich anfangs: die Schneehalde, im Sommer oberflächlich so erweicht, daß sich unterm Fuß Stufen bildeten, die das Aufsteigen zu den Mandln erleichterten, zeigte sich jetzt durchaus mit harter Eiskruste bezogen. Wie wenn Käfer an einer Glastafel aufkriechen wollen, und nach vergeblichem Kratzeln immer wieder zurückpurzeln, so ging's auch mir. Ohne Fußeisen oder ein Werkzeug um Tritte einzuhauen, ist's schlechterdings unmöglich hinauf zu kommen. Beides mangelte mir, und wäre auch der Pflanzenstecher zur Hand gewesen, es würde Stunden erfordert haben, sich emporzuarbeiten, wenn anders die Ermüdung nicht alsobald gezwungen hätte, abzulassen.

Sie sehen also, weder die äußerste noch die gemäßigte Linke boten viel Anziehendes dar, vielmehr nur Abstoßendes — ihre Opposition war mir zu stark. — Wenden wir uns daher zur Rechten! Auch sie zerfällt in zwei Fraktionen: die erste, innere — die gemäßigte Rechte — ist wenig vom juste-milieu verschieden; anfangs parallel damit, läuft sie allmählig divergirend zuletzt in's Alpelthal zwischen der Schafkehl und den Krautkasern hinab. Ehe dieses aber erreicht ist, bleibt Spielraum genug zu gelegentlichem Halsbrechen, und — was ich mehr fürchtete — zum Verirren und trübseligen Herumstolpern in Latschen und Klippwerk; denn wohl herauf schon (mit Mayerl beim ersten Göhlbesuch und bei einer andern Gelegenheit) aber noch nicht hinab war ich hier gestiegen, und die Tauben, nur in dieser Richtung, als der meist beganzenen, die und da gelegt, sind so mysteriös und zerstreut angebracht, daß selbst Mayerl auf seinen oft wiederholten einsamen Streifereien nach Jagerblumen rc. sie manchmal nicht zu finden vermochte oder wieder verlor, wenn er bei trüber Witterung sich daran halten wollte.

Es blieb nur die extreme Rechte als Ausweg übrig, der den Müden zuletzt von selbst anzog, weil er auf dem rechten Ufer der Steinwüste, zuweilen hart am westlichen Fuß der Göhlkuppe immer abwärts führt. Zudem war's ja die nächste Linie zur Heimath, was bei der Kürze des Tages auch wohl zu bedenken kam, doch den Ausschlag gab der Zug nach unten! Zwar kannte ich ihn von oben herein noch nicht, wußte sogar, daß diese Strömung mich bald an einen etliche tausend Fuß tiefen Abgrund tragen würde — eine Hauptabzugsrinne für die Lawinen vom Göhl (man nennt's „im Pfug“); — aber von unten herauf war ich schon einmal eine Strecke geklettert, und kannte also den Ausgang; auch wußte ich ja doch, daß Gemsjäger hier auf- und abzusteigen pflegen; es kam folglich nur darauf an, den Steig am obern Rand, vom Platter herein, nicht zu verfehlen.

Bang und erwartungsvoll dem Borde zuschreitend, scheuchte ich das einzige lebende Wesen, so mir in diesen Höhen begegnete, auf, — ein bereits schneeweißes Alpenhäslein (Lepus variabilis), das sich schnell wieder unter den Klippen verlor; ein paar Vergraben hatte ich

früher oben an den Wänden des Göhls wohl gehört, nicht gesehen.

Der Rand war erreicht! — Wer zufällig dahin geriethe und nicht wüßte, daß da ein Steig hinabführen muß (denn sichtlich ist von einem solchen nichts), möchte freilich zusammensinken. Da stehst du jetzt oben in einer Scharte der himmelhohen Mauern, die den öden Grund des Endthales umstarren, und wo du sonst nicht ohne geheimes Grauen hinauf- und vielleicht dem Sturze der Lawinen zuschautest, da sollst du herab! — Während die Schroffen ober dir noch im Lichte glühen, herrscht da hinab und in der Tiefe schon der düstere Schatten. Ein halbes Jahr lang dringt kein Strahl der Sonne mehr in dieß nördliche Gewände; darum auch kein Weizhauen des dicken Reifes an den schönsten Tagen, und schneidender Luftzug, zumal am Eingang.

So mögen die Scenen seyn, die sich auf den hohen Kesselwänden am Mont-perdu, an der Maladetta, auf der Rolandsbresche u. s. w. dem Auge darbieten; ich wenigstens träumte mich lebhaft auf den Rand des Port de Pinède über'm Thal von Estaubé in Ramond's voyage au Mont-perdu.

Doch Muth, es wird gelingen! — Aufmerksam hinabspähend fand ich bald längs einer Strecke Krummholzes, das hier wieder beginnt, die schwachen, doch unlängst erst erneuten Spuren des Kletterſteiges glücklich auf. Die Latschen waren hie und da an einem Aest-

chen frisch beschnitten — eben Erkennungszeichen des Weges — ich hatt' ihn also — kein Zweifel mehr! An den steilsten Abhängen finden sich Tritte, zum Einsetzen der Fußspitzen wenigstens hinreichend, im spärlichen Rasen, oder in den Fels gehauen, in einigen Winkeln des Gewändes selbst rohe Legföhrenäste als Leitersprossen eingeklemmt, dazu herab hängendes Krummholz oder Steinzacken zum Anklammern der Hände, — was will man mehr zur Bekräftigung, daß das wirklich ein Weg sey, wie er unter solchen Umständen nur immer seyn kann? — Freilich, wer die Spur verliere — und man muß sie wohl suchen, oft nur auf's Geradewohl sich irgendwo hinablassen — der müßte über Nacht in diesen Wänden sitzen bleiben oder, wäre es noch früh genug am Tag den weiten Schlund wieder hinaufklettern.

Im letzten Drittheil unten ist die Gefahr sich zu versteigen am größten: mit fast senkrechtem Absturz mündet der Pflug in's Endsthal, majestätisch donnern hier die Lawinen hinaus wie ungeheure Cascaden; da ist's nicht möglich, mit unzerschmetterten Gliedern hinabzukommen. Aengstlich selbst, unter Gestürz sich verbergend und in jede Schramme sich schmiegend, kriecht seitwärts der Pfad über schmale Felsabsätze in steiler Böschung und mannichfaltigen Krümmungen hinunter, und wendet sich, auf der tiefsten Terrasse angekommen, längs derselben nach rechts, zuletzt wieder aufwärts dem Abgrund ausweichend, um die Schutthalden im hintersten Winkel des Endsthales zu gewinnen, auf welchen man endlich mit lautem „Gottlob!" und tiefaufathmend zur fahlgrünen Alpenmatte hinabschlendert.

Auch durch den Pflug herab war ich großentheils als ungestiefelter Kater gestiegen und wohlbehalten, einige Lecke in Kleidung und Haut ausgenommen (darunter ein sechswöchentliches Angedenken, womit mich schon das Platter oben beschenkt hatte), im Kessel des Endsthales angelangt, als die Sonne mit ihren letzten Strahlen die sonst oft so kreideweißen Wände und Zinnen am Göhl feurig röthete. — Daß ein dankbarer Blick nach oben für die jetzt errungene Sicherheit gesendet ward, versteht sich von selbst.

Wer zum erstenmale im wilden Endsthal steht, vom Riesengewände des Göhls mit seinen Zacken und mannigfaltig gestellten, oft merkwürdig gebogenen Schichten halb umschlossen, und nun da von unten in den zerrissenen Tobel des Pflugs hinaufschaut, hält es für fabelhaft, daß hier ein Menschenkind auf- oder absteigen könne. Diese von oben bis unten in den steilsten Abstürzen mit nackten Wänden niedersetzende weite Felsengurgel scheint bloß für Lawinen gemacht, höchstens im Sommer ein unzugängliches Asyl der Gemsen. Nur hoch oben vom Rande des Platters herein zeigen sich ein paar senkrechte schwarze Streifen am grauen Gestein — das kletternde Krummholz andeutend —, und weiter herab zerstreute, meist verkrüppelte, oft geknickte oder verdorrte Lärchen auf schmalen Rasenbändern; — und gleichwohl läßt sich mit Vorsicht und schwindelfreiem Kopf dieß einige tausend Fuß hoch aufsteigende Defilé ziemlich gut passiren; ja der von fern völlig kahle Fels kleidet sich unter Hand und Fuß wie durch Zauber mit Rhododendrum und andern Alpenschmuck, wovon jetzt natürlich nur die Reste zu sehen waren. Ueberdieß geht es nicht ununterbrochen so wenig einladend wie oben beschrieben; zuweilen kommen steile Schutthalden, über die man rasch abfahren und so den Weg verkürzen kann, oder selbst größere und kleinere Mulden mit dünnem Rasen bekleidet, dieß Alles, wie gesagt, aus der Ferne nicht sichtbar.

Auch Cardinal Fürst v. Schwarzenberg hat diesen Weg begangen, so viel mir bekannt, ebenfalls auf der Rückkehr vom Göhl.

Ueber dem tiefen Grund der Schafkehlalpe, längst öde und erstorben wie alle andern Alpen, ruhte bereits der Dämmerung Schleier; auch hier war das muntere Bächlein bei den Hütten verflogt; kaum murmelten weiter oben noch ein paar Wasserfädchen desselben über's Gestein zwischen Eis und dichtbereiftem welken Gras — zur ersten Labung nach den Mühen dieses Tages.

Vor zwei Jahren leuchtete mir der Vollmond auf dem späten Heimweg vom Brett. — Dießmal (bei Neumond) hätte leicht eine dunkle Nacht oben im Gebirge mein Loos seyn können; doch schon bald nach 5 Uhr Abends saß ich wieder in meiner häuslichen Einsamkeit, und fühlte mich weniger müde als beim Ersteigen des Berges, während selbst im Sommer gewöhnlich mehr als Ein Tag zu dieser Partie verwendet wird,

indem man auf der Schatzkehlalpe oder einem der obersten Lehen, z. B. am Thierreck, zu übernachten pflegt, und mit Tagesanbruch die Besteigung unternimmt.

Nicht gar oft wird man um diese Jahreszeit noch in Höhen von 7—8000 Fuß herumschreiten können. Zwei Tage nach diesem letzten Ausflug in's Hochgebirg, also wieder wie i. J. 1844 bis zum 20. November, blieb es noch eben so schön; an dem folgenden trübte sich der Himmel, verhüllten sich die Berge, und am 22. Nov. waren sie schon bis zu den mittleren Lehen herab mit neuem Schnee bedeckt. Am 23. auch in der Tiefe Schneien, und endlich einmal Allerheiligenwetter in optima forma!

Die Erinnerung aber an den seltnen Genuß wollt' ich mir durch vorstehende Skizze bleibender machen, um auch Ihnen, mein Freund, ein schwaches Bild davon mittheilen zu können — freilich nur im Verhältniß einer gepreßten und vertrockneten Blume des Herbariums zur lebensfrischen Blüthe auf lichter Bergeshöhe.

Vergleicht man übrigens den Watzmann und den Göhl, so ist entschieden jenem der Vorzug hinsichtlich der Besteigung einzuräumen. Zwar ist die Kuppe des Göhls von dieser Seite weder gefährlicher noch mühsamer zu begehen, als jene des Watzmann's; hat man nur einmal den Sattel oder das Joch hinter'm Göhl erreicht, so steigt man länzt der südlichen Kante des letztern so gefahrlos und mit geringerer Mühe empor als auf den Watzmann. Der Weg dauert nicht so lange und bietet Absätze und Ruhepunkte, die sich auf der in endlosem Zuge aufsteigenden Abdachung des Watzmanns nicht finden. Ueberdieß gestaltet sich die Kuppe des Göhls in etwa noch viertelstündiger Entfernung, von der untern Pyramide aus gesehen, pittoresker als jene des Watzmann's, die man (wenigstens auf dem westlichen Steige) nicht viel eher sieht als bis man vor ihr steht; aber oben auf dem Watzmann ist's viel interessanter, schon durch den merkwürdigen Einblick in die Scharte mit ihrem Firn und der beginnenden Gletscherbildung, sowie durch die großartige Aussicht des freiten (südwestl.) Gipfels, zu dem ein schauerlich zerklüfteter Felsenkamm zwischen Abgründen hinüberführet.

Ob Hr. Stainig i. J. 1801 diesen zweiten Gipfel und zwar über den erwähnten First hin erreicht hat (vid. Wierthaler l. c. II. Thl. S. 38), oder gar etwa die äußerste und höchste, vom ersten Gipfel aus gar nicht sichtbare, die sogenannte Schönfeldspitze, welche Wierthaler nicht gekannt zu haben scheint, weiß ich nicht. Letztere soll allerdings schon einige Male vom Wimbachthal her erstiegen worden seyn, und, wenn ich recht unterrichtet bin, selbst schon vom Cardinal Fürst v. Schwarzenberg. Von Augenzeugen aber wurde mir erzählt, daß vor vielen Jahren ein baldblödsinniger Mensch auf der Gegend darfuß über den Grath von der ersten auf die zweite Spitze wie eine Katze hin- und zurückgeklettert sey — grauenvoll zu sehen, ja schon zu denken, wenn man diese Zackenmauer betrachtet!

Vor Allem aber macht die Steinwüste, die den Göhl umlagert, diesen nicht so gar leicht zugänglich. Auf dem Watzmann könnte man sich bei einiger Orientirungsgabe und zur Noth selbst aus Nebel und Schnee und Unwetter retten; die beiden Felskanten, die zum Gipfel führen, lassen auch nach abwärts nicht leicht im Stiche, ja sie gehen ohne das trügerische Zwischenterrain der Schründe und Spalten zuletzt unmittelbar in Alpenmatten über, auf denen man nicht wohl zu Grunde gehen wird; aber der Göhl fällt einerseits in den entsetzlichsten Wänden ab, und ist andererseits von jeder Alpe durch das oft besagte Steinplateau weit getrennt.

Aus gegenwärtiger Erzählung entnehmen Sie jedoch, daß auch der Göhl nicht so unzugänglich ist, als noch der gute ehrwürdige Schrank meint, wenn er in seinen und v. Mollo naturhistorischen Briefen (Salzburg 1785 Bd. I. S. 292) sagt: „Man kann, wenn man nicht zu furchtsam ist, vom Schwarzorte auf den Kehlstein ohne Gefahr hinaufkommen, und dieß ist eigentlich der Ort, welcher die herrlichste Aussicht gewährt; aber es ist nicht so mit dem hohen Göhl, der immer gefährlicher wird, und den heut zu Tage nur gröbre Jäger noch zu besteigen wagen; gleichwohl ist es Schade, daß man ihm nicht wohl beikommen kann; ich habe rohe Marmorstücke gesehen, die man an seiner Spitze abgeschlagen hat, und die meines Erachtens angeschliffen sehr schöne Schaustücke und in größern Massen vortreffliche Tafelstücke geben dürften."

Dieser Marmor, von dem ich ebenfalls Proben mit herabnahm, ist übrigens nicht in größeren Massen anstehend, sondern durchgehe bloß in schwachen Schichten und Gängen den gewöhnlichen Alpenkalk der Kuppe quer in der Richtung von West nach Ost, mit dessen Trümmern untermengt er ebenfalls, meist in losen verwitterten Stücken zu Tage liegt; er ist blaßfleischröthlich und weiß echtgeflekt, fast wie sogenannter Trümmermarmor.

Auch Wierthaler (l. c. I. Theil S. 33) spricht gleich Schrank mit fast heiliger Scheu von diesem Berge: „Nicht so berühmt als der Untersberg, aber ungleich höher ist der Göhl, welcher ihm zur Seite (vielmehr ihm gegenüber, südlich) allmälig hinanbreizt, und über Golling bis gegen den Paß Lueg fortsetzt. Er ragt 7812 Fuß (Par. Fuß nach v. Braune) über den Spiegel des Meeres empor und hält mit seinen kahlen Steinwänden auch kühne Gemsjunsteiger von dem

Frevel zurück, seine Füsse zu betreten. Nur auf der Seite Berchtesgadens über die sogenannte Ebne (ist hier etwa das Aelple gemeint?) und die Alpen im Ofen und in der Ecke kann man sich der höchsten Kuppe ohne Gefahr noch am meisten nähern. Anm. Im Jahr 1801 erstieg ein verwegener Bergsteiger (Hr. Stainig) dieselbe wirklich*)."

Angelegend aber ist noch folgende Bemerkung Bierthalers: „Der Göhl und Freiberg (der südliche Gipfel des Göhl führt diesen Namen) bietet übrigens besonders dem Geologen reichen Stoff zum Nachdenken. Seine Kessel, wovon der westliche von den Aelplern der Kübstall genannt wird, enthalten Haufen von Felsentrümmern, hinreichend zum Baue ganzer Berge. Seit Jahrtausenden sind sie herunter gestürzt von seinen Gipfeln und Wänden und stürzen noch immer herab — Grabmäler von Riesen, die einst dem Himmel getrotzt haben. Sie führen den stillen Forscher auf Spuren von Veränderungen, welche Alter sind als die Geschichte selbst, von neuen Welten und Menschengeschlechtern. Mitten unter den zertrümmerten Steinmassen zeigen sich nämlich mehr oder weniger zermalmt, aber noch immer unverkennbar, Seegeschöpfe aller Art. Man findet sie sogar hoch über der Region der Alpen: Zeugen von Begebenheiten, von denen keine Menschen zeugen können. Neu und schwach ist unser Geschlecht, aber die Gebirge sind alt und stark. Dennoch erliegen am Ende auch sie der zerstörenden Gewalt der Zeit, wie dem Kummer die Menschen."

Ziemlich ausführlich und mit gewohnter Genauigkeit gibt v. Braune l. c. S. 295 die Topographie des hohen Göhl, und S. 374 auch eine Flora desselben; aber das Umfassendste wie schon erwähnt, — eine kleine Monographie des Göhls, findet sich bei Adolph Schaubach (l. c. S. 129 ff.), die Sie indeß selbst lesen müssen. Doch sagt auch Er: „Nur grüne Bergsteiger mögen den Gipfel dieses allein von Einer Seite zugänglichen Berges ersteigen."

Er beschreibt nun den Weg, den man nehmen soll (wobei nebenher bemerkt, es ein großer Umweg wäre, erst der Salzburgerstraße bis zur Laros zu folgen; man geht viel näher gleich über den Salzberg in die Resten und auf den Ofen), gibt aber gerade den leichteren Zugang auf den Göhl (von Süden her, den ich wählte) nicht an, sondern den schwierigeren Aufstieg durch den „Rauchfang," den ich übrigens, so Gott will, auch noch kennen lernen werde. — Es ist aber selbst noch ein dritter Steig vorhanden, der gefährlichste wohl von den dreien: über den Eckerfirst und die „Wetterböckwand" auf der Ostseite, den in der That Bierthaler (l. c.) andeutet.

Eigentlich gibt es gar sieben Zugänge; der Rauchfang allein hat deren zwei: vom Ofen aus auf der östlichen Seite, und westlich vom Endethal hinauf, dem Pflug gegenüber; den zweiten werden außer den kecksten Wildschützen Wenige nur zu betreten wagen. Oben an der Kuppe aber reduciren sie sich sämmtlich auf drei.

Die Flora des Göhls, meist die gewöhnlicheren Pflanzen der höheren Kalkgipfel unserer Gegend enthaltend, finden Sie ebenfalls bei Schaubach, der sie Braune's Werk entnommen hat und nur vier andere Namen noch hinzufügt, wovon es aber statt Bupleurum longifolium wohl B. ranunculoides heißen sollte! „non in alpes adscendens" sagt Koch in seiner Synops. Flor. Germ. et Helvet. (Ed. II. pars I. p. 320) ausdrücklich von Bupleurum longifolium. Eben so möchte zu bezweifeln seyn, ob Linum austriacum daselbst vorkommt.

Aus eigener Beobachtung vom 19. Jul. 1846 kann ich dem von Braune und Schaubach gegebenen Verzeichniß*) noch folgende beifügen: Alsine aretioides *MK.*, Androsace helvetica *Gaud.*, Cherleria sedoides *L.*, Draba frigida *Saut.*, Draba tomentosa *Whlbg.*, Leontodon alpinus *Hppe.* (L. nigricans *Schk.*)?, Papaver alpinum et albiflorum (P. Burseri *Crantz*), Petrocallis pyrenaica *RBr.*, Saxifraga stenopetala *Gaud*, Sesleria microcephala *DC.*, Soyeria hyoseridifolia *Koch.*, Thlaspi rotundifolium *Gaud.*, — die meisten nur sparsam, oder einzeln im Gerölle und in Felsritzen, — ein magerer Verzeichniß allerdings, das sich aber bei mehr Muße und öfteren Besuchen wohl noch vermehren ließe, vielleicht z. B. mit Draba Sauteri *Hppe.* Aber für Homogyne discolor *Cass.*, Phaca frigida, Gnaphalium carpathicum *Wbg.*; Sibbaldia procumbens, Juncus Jacquini u. a., die ich im letzten Sommer, wenn auch sehr sparsam, auf den benachbarten Gipfeln des Schneibstein, Kahlersberges ꝛc. angetroffen, möchte die Kuppe des Göhls doch schon zu rauh und nackt seyn. (Homogyne discolor kommt übrigens sogar am Fuße des Göhls, auf der Schapfehalpe, wiewohl nur an einer einzigen Stelle, vor).

*) Hier ist wohl eine Verwechslung mit der zweiten Spitze des Hagengus (vid. I. c. II. Thl. S. 38).

*) wovon die vorzüglichsten: Festuca pumila — Primula minima — Saxifraga caesia, stellaris, muscoides, oppositifolia, aizoides, — Silene acaulis — Cerastium latifolium — Cistus oelandicus — Anemone alpina, narcissiflora — Betonica Alopecuros — Linaria alpina — Cirsium spinosissimum — Aster alpinus — Senecio abrotanifolius — Arnica scorpioides — Chrysanthemum alpinum, atratum — Gnaphalium Leontopodium.

Im Allgemeinen hat die Flora des Göhls mit jener des Watzmanns große Aehnlichkeit, nur ist z. B. der Alpenmohn auf diesem Ziel häufiger als auf dem Göhl. Gnaphalium Leontopodium (Edelweiß) aber, von Braune und Schaubach auf letzterem angegeben, sah ich auf keinem von beiden, wohl aber auf der Südseite des benachbarten Bretts und an den Abhängen des Kehlsteins oberm Endsthal; es wird aber überhaupt immer seltener, wenn nicht gar noch ausgerottet, wie so manche andere Alpenpflanze!

Erwähnenswerth für die Flora des Göhls möchte noch die liebliche Lloydia serotina *Salisb.* (Anthericum serotinum *L.*) seyn, die ich zwar nicht auf seinem Gipfel, aber doch an den nördlichen Wänden schon am 2. Julius 1845 fand, da nämlich, wo sich der Eckerfirst von Osten her an den Göhl schließt und eine schmale Rasenterrasse des ersteren sich in's schroffe Gewände des letzteren westlich hinüberzieht, auf dieser Terrasse selbst, gerade noch innerhalb der Landesgränze und unfern der Stelle, wo Hargaßer verunglückte.

Und nun zum Schluße noch die Zusammenstellung der verschiedenen Angaben über die Höhe des Göhls:

8589 Bayer. Fuß nach Frhrn. v. Khistlers geogr. Karte von Oberbayern. München 1841.
7812 Paris. Fuß nach v. Braune's Salzburg u. Berchtesgaden. Neue Aufl. Wien 1829.
7717 „ „ nach Lamont } in Walthers topischer Geogr. v. Bayern. 1844. S. 345.
7684 „ „ } nach Partsch }
7754 „ „ }
7970 ? „ nach Schaubach (deutsche Alpen ꝛc. III. Thl. S. 129.)
7970 Wien. „ nach Barbarini's Hemiorama vom Gaisberg. Salzburg, J. Schön (Vesco).
8030.798 „ „ nach Schmidl's Kaiserth. Oesterreich. I. Bd. Stuttg. 1838. (Erzherzogth. Oesterr. mit Salzburg. S. 37.)

Münchner Bilder und Spaziergänge.

(Fortsetzung.)

Das alte München, vor den Leiden und Drangsalen des dreißigjährigen Krieges, die stille Hofhaltung des alten Herzogs Wilhelm, die schöne Fürstengestalt seines Sohnes Maximilians, mit dem Blick hohen Ernstes und leutseliger Güte, schwebte noch immer meinem Geiste vor. Gern wäre ich in den Straßen der alten Stadt, in den Gemächern der alten Burg umher gewandelt; gern hätte ich den Rittern in die Augen gesehen, die auf dem Schrannenplatze turniert; oder die ehrenfesten Rathsherren gehört in Mitte ihrer Bürgerversammlungen, oder den scherzhaften Orlando in Mitte seiner Kapelle, wie er seine Werke in dem Gotteshause unserer Lieben Frauen aufführte. Allein sie sind dahin geschieden, sie schweigen in den Grüften; ja selbst ihre Grabsteine, wie der des Orlando, sind zerstreut. So griff ich wieder nach den alten Schriften, aus denen die Zeugen der Vergangenheit zu uns reden. Da fiel mir zuerst das Blatt der Chronik von München in die Hände, das die Feier beschreibt, da der Grundstein zu dieser Kirche unserer Lieben Frauen gelegt ward, worin Ludwig der Bayer ruht, worin die Vermählung Herzog Wilhelms und der frommen Renata vollzogen ward, und wo noch immer Tausende Trost und Erbauung finden, und deren Thürme, auf den Spitzen der bayerischen Alpen sichtbar, den Gruß der Stadt dem Heimkehrenden weit in die Ferne entgegensenden. Die Chronik erzählt kurz die Begebnisse der Stadt von 1459 bis 1468 und da berichtet sie denn in ihrer alten treuherzigen Sprache:

„In nomine Domini nostri Jesu Christi et gloriosae Virginis Mariae Anno 1468.

(Mitglieder des innern Rathes.)

Martin Khazmair. Sigmund Pötschner. Wilhelm Astaller. Thomas Neudolf. Bartholome Schrenkh. Balthasar Ridler. Sigmund Pitrich. Franz Ridler. Hannß Hundertpfundt. Balthasar Pötschner. Andere Stupf.

Prima Februarii ist angestanden Sigmundt Pötschner (als Bürgermeister).

Von unser Frauen Sonntag nach Lichtmeß von Apollonia des 9. Tags Februarii.

Item an dem benannten Tag hat unser gnädiger Herr Herzog Siegmund von Bayern gelegt den ersten Stein des löblichen Baues unser Lieben Frauen Pfarrkirchen zu München. Denselben Bau man Gott zu Lob und Ehre und in der Ehre der lobsamen Jungfrauen Maria von Neuem und als eine größere Kirche zu vollbringen angefangen hat von wegen Mehrung des Volks; denn die alte Kirche war zu eng. Gott der allmächtige verleihe und gebe männiglich die Gnad, daß derselbe loblich und seliglich und ohn allermänniglich Schaden des Leibs vollbracht werde Amen. Und waren die Zeit Pfarrer der benannten Pfarrkirche Meister Ernst Putrich und Kirchprobst Martin Khazmayr vom inneren Rath und Andere Sänfftl vom äußeren Rath. Und zu dem Stein zu legen wurde loblich geläutet und kam darzu eine große Menge des Volks zwischen zwei und

drei Uhr Nachmittags. Es kam auch darzu der Pfarrer mit seiner Priesterschaft loblich mit dem Weihbrunnen und dem Rauch, zu sprengen und zu räuchern den Grund und den Stein.

Thurm zu unser Frauen. Prima Augusti.

Item den (Thurm) hat man untergraben, und pelzt (gestützt) und an dem Tag niedergeworfen und ging's durchweg aufeinander nieder ohne Schaden des Pfarrhofs und wurde ein großer Koth und Gestein oder einander und wurde dasselbe durch die Menge des Volks, Mannen und Frauen, Hochedle und Unedle, Arme und Reiche, Bürgerinnen und andere Frauen und Jungfrauen, Jung und Alt, Klein und Groß mit viel gierliger Müh und Arbeit andächtiglich Alles ab der Hofstatt geräumt und getragen, Alles bei zehn Tagen."

Diese Theilnahme aller Stände und aller Geschlechter an dem heiligen Bau in dem alten München war in jenen Tagen, wo die großen Dome des christlichen Mittelalters sich erhoben, gewiß nichts Ungewöhnliches; sie erinnerte mich an ein ähnliches Beispiel aus der jüngsten Vergangenheit in Italien. Canova, der berühmte Bildhauer, wollte seinem Geburtsort, Passagno bei Venedig, durch die Erbauung einer stattlichen Kirche ein Andenken seiner Andacht, seiner Vaterlandsliebe und seines Ruhmes zurücklassen; sie sollte auch sein und seines Bruders, des Bischofs von Mindo, Grabstätte beschließen. Mit großartiger Freigebigkeit spendete er sein Gold für den kostbaren Bau. Allein seine Landsleute, die Bauern von Passagno, begeistert von seinem Beispiel, legten auch ihrerseits freiwillig, gleich den alten Münchnern, Hand an das heilige Werk, und an Sonn- und Feiertagen konnte man sie sehen, wie sie blumenbekränzt und singend die Steine zu der emporsteigenden Kirche herbeizogen. Ein schönes Bild, das ich mit dem Reichthum einer südlichen Landschaft und den ausdrucksvollen Gesichtern des Venetianer Gebietes wohl von einer Meisterhand, in der Farbenpracht eines Titians oder Paul Veroneses ausgeführt sehen möchte.

Ich blätterte weiter in den Büchern herum, da fiel mir denn auch in der Briefsammlung von Burmannus das Schreiben in die Hand, das 16. Febr. 1601 von München aus an den berühmten Philologen Lipsius schrieb. Faernus war von Maximilian I. aus den Niederlanden an seinen Hof als Leibarzt berufen. Er hatte eben sein neues Amt in München angetreten und eilte nun seinem Freunde Nachricht von seinen Verhältnissen zu geben, und den Eindruck zu schildern, den der Hof des Herzogs und die Stadt auf ihn gemacht. Es ist also ein Augen- und Ohrenzeuge, der eben noch mit dem Herzog verkehrt und in den Straßen des alten Münchens umher gewandelt, der seine Empfindungen seinem hochgeehrten Freunde in vertraulicher Rede mittheilt. So möge denn dieser Brief in wörtlicher und unverkürzter Uebersetzung hier stehen als ein lebendiges Bild einer entschwundenen Zeit. Er schreibt:

„Hochberühmter Herr Lipsius! Ich wollte Euer Gnaden nicht eher schreiben, bis ich mir durch längeren Aufenthalt und Umgang eine hinreichende Kenntniß von der Beschaffenheit unseres Hofes und meiner Lage dahier erworben hätte, damit ich Euch doch etwas Sicheres und Verläßiges darüber schreiben könnte. Bisher aber war es mir durch die lange Dauer meiner Abwesenheit auf der lothringischen Reise durchaus unmöglich, etwas Gewisses darüber in Erfahrung zu bringen. Nun habe ich mich, so viel es die kurze Zeit seit meiner Rückkehr eben gestatten wollte, über die Sitten der Hofleute, ihre Lebensweise, den Charakter der fürstlichen Herrschaften und die Beschaffenheit und Natur meiner hiesigen Lage unterrichtet. Weil ich aber in zwei Tagen mich wieder mit den Herrschaften von hier auf eine Jagdpartie entfernen muß und vor sechs Wochen nicht zurückkehren werde, wo mir also eine bequeme Gelegenheit zum Schreiben vielleicht fehlen könnte, darum wollte ich es gegenwärtig nicht unterlassen, Euch Einiges in aller Kürze von dem Erfolg meiner Reise und meinem Befinden zu vermelden, damit ich nicht in den Verdacht der Nachlässigkeit bei Euch käme. Ich thue es um so mehr, da unser verehrtester Herr Meermann mich auch zum Schreiben antreibt, damit er bei dieser Gelegenheit seine eigene Zuschrift beifügen könne. So wisset also vorerst, geehrtester Herr! daß, Gott Lob! meine Reise glücklich ausfiel. Ich reiste von Ramur in Begleitung des erlauchten Virginius Ursinus ab, und unterbielt mich die vier Tage über auf das angenehmste mit ihm über Naturwissenschaft. Er genann mich sehr lieb, und wäre ich nicht zu Diensten des durchlauchtigsten Herzogs von Bayern gereizt, dem er, wie er sagte, die tiefste Unterthänigkeit schuldet, so schwur er, hätte er mich nie von sich gelassen, sondern mich entweder seinem Großherzog, bei dem er in Diensten ist, oder seinen Freunden in Rom zu einer sehr ehrenvollen Stellung empfohlen. Ich kann seine äußerste Zuvorkommenheit gegen mich nicht genug rühmen. Als ich Abschied von ihm nahm, ersuchte er mich noch eigens, wenn er mir in irgend etwas durch seine Verwendung, seine Fürsprache oder sein Zuthun, was es auch immer sey, dienlich seyn könne, so möchte ich ihn gegenwärtig darum bitten, indem er es allen Ernstes gewähren würde. Von Euer Liebden war oft die Rede zwischen uns. Wahrlich es ist ein äußerst humaner, hochherziger Fürst und in den Naturwissenschaften so gründlich gelehrt, daß ich ihn manchen gelehrten Professoren darin gleichstellen möchte. Sobald ich nach München kam, wurde ich von dem durchlauchtigsten Herzog, meinem Herrn, gütig

Anſicht von München vor dem dreißigjährigen Krieg.

und leutſelig empfangen, und am folgenden Tage begleitete ich ihn nach Lothringen zu den Bädern von Plombieres und Nancy. Achtzehn Tage hat das fürſtliche Paar die Bäder, um Nachkommenſchaft zu gewinnen, dort gebraucht. Der Herzog von Lothringen, der von Barr, Graf Vaudemont, die Herzogin Katharina, die unvermählte Tochter des Herzogs von Lothringen, fanden ſich dort ein. Zu Nancy wurde mein fürſtlicher Herr gar herrlich, mit großer Pracht, mit glänzenden Geſchenken, mit Feſten und Gelagen empfangen. Als wir nach München zurückgekehrt waren, traf dort der durchlauchtigſte Kurfürſt von Köln ein, reiſte aber in wenigen Tagen ſchon nach Prag und kehrte von dort wieder nach Bayern zurück; er reſidirt dermalen zu Freiſingen, ſeinem biſchöflichen Sitze, und macht von dort aus zuweilen Ausflüge zu gemeinſchaftlichen Jagdpartien mit unſerem Fürſtenpaare. Seine Geſundheit iſt ſehr zweifelhafter Art und ſcheint ihm kein langes Leben zu verſprechen. Auch die durchlauchtigſte Erzherzogin von Tirol, eine Schweſter des Herzogs von Mantua, Erzherzog Ferdinands Gemahlin, befand ſich hier; ſie war ihrer Andacht wegen zum heiligen Berge (Andechs) hier in Bayern gekommen. Auch der Herzog von Mantua wurde erwartet, ja ſogar Mehrere vom Adel wurden ihm entgegen geſandt; allein ſeines Unwohlſeyns wegen ſieht man ſeiner Ankunft noch immer entgegen. Er wird nach Ungarn zum Türkenkrieg unter kaiſerlichem Oberbefehl reiſen. Unſer durchlauchtigſter Herzog und ſeine Gemahlin erfreuen ſich der beſten Geſundheit, es fehlt ihnen nichts als Nachkommenſchaft. Das fürſtliche Paar iſt ſicherlich äußerſt fromm, gütig und weiſe. Es gibt keine Wiſſenſchaft, in welcher der Herzog nicht erfahren wäre. Der lateiniſchen, italieniſchen und franzöſiſchen Sprache iſt er vollkommen Meiſter; in ſeinen Sitten iſt er beſcheiden, in ſeinen Reden zeigt er ſich umſichtig, und gereift iſt ſeine Erfahrung. Der Ausdruck ſeines Geſichtes und ſein Benehmen zeigt eine Verbindung von Ernſt und Güte. Seinem Anſehen nach möchte man ihm zum mindeſten vierzig Jahre geben, und doch hat er kaum neun und zwanzig zurückgelegt; ein wohlgeſtalteter Mann, mittlerer Größe, von der edelſten Leibesbildung und einem belgiſchen oder italieniſchen Angeſicht. Gar Vieles hat er mich über Euch, den er ſehr hoch hält, ausgefragt. Er begegnet mir äußerſt gnädig, und gibt mir auch öffentlich die größten Beweiſe beſonderer Vertraulichkeit und Zuneigung, daher mich denn auch alle Adelichen auszeichnen und meine Freundſchaft ſuchen. Herr Meermann ſteht bei ihm in großem Anſehen, und wenn ich mich eines barbariſchen Ausdrucks bedienen darf, iſt er von ſeinen intimen Räthen der intimissimus. Sämmtliche Adliche des Hofes ſind beſcheiden, wohlgeſittet, rechtſchaffen; jegliches Laſter iſt von dem Hofe verbannt; Trunkenbolde, Leichtfertige und Müßiggänger haßt und verachtet der Fürſt. Alles zielt auf Tugend, Beſcheidenheit und Frömmigkeit. Der alte Herzog Wilhelm, des gegenwärtigen Vater, erſcheint nirgend öffentlich; er führt mit ſeiner heiligmäßigen Gemahlin Renata gewiſſer Maßen ein klöſterliches Leben bei den Vätern der Geſellſchaft in ſeinem Palaſt, den er ſich nahe, ja ſo zu ſagen, in ihrem Collegium erbaut hat. Sie kleiden ſich in ſchwarzes Trauerzeug. Alle ſeine Diener und Mägde gehen auf gleiche Weiſe in klöſterlicher Tracht, ſo daß man den Herrn von ſeinen Dienern kaum unterſcheidet. Da er einmal die erwähnte durchlauchtigſte Erzherzogin von Tirol, mit meinem fürſtlichen Paare zum Mahle eingeladen hatte, ſo wurden alle Speiſen der Tafel auf Geſchirren von Erde oder Thon aufgetragen; nirgend ſah man Gold oder Silber glänzen. Auf dieſe Weiſe haben ſie der Welt und der Herrſchaft gänzlich Lebewohl geſagt; er hat ſich der Regierung ganz begeben und aller Gewalt entſagt, und die Unterthanen haben ſeinem Sohne Maximilian den Eid des Gehorſams geleiſtet. Männer von ausgezeichneter Gelehrſamkeit ſind hier ſelten, einer darunter iſt Herr Fuggar, der Propſt von Freiſingen, meiner Behandlung unterworfen, und mir enge verbunden, ein in jedem Zweige des Wiſſens äußerſt unterrichteter Mann. Er trug mir auch auf, Euch, Verehrteſter! zu grüßen. Alles iſt hier voll Eueres Namens. Bei den Buchhändlern findet man keine anderen Bücher vorräthig, als die des Herrn Lipſius; an allen Enden und Ecken hört man den Preis Eueres Ruhmes erſchallen. Kurz Ihr ſeid in dieſer Welt ein kleiner Gott, und Ihr werdet von ihr nicht nur geliebt, geehrt, ſondern gewiſſer Maßen angebetet. Eure Philoſophie wird Euch daher von großem Nutzen ſeyn, wenn ſie Euch dieſe eitle Ehre der Welt im innerſten Herzen verachten gelehrt hat, damit Ihr ſpäter im Himmelreich kein geringerer Gott werden möget. — Die Stadt München iſt ſicherlich ſchön, volkreich, groß, hat die höchſten Gebäude und die glänzendſten und ſauberſten Straßen. Die Bewohner ſind geſitteter als im übrigen Deutſchland. Der

Herzog hat vier Aerzte. Ihr Dienſt beſteht darin, abwechſelnd nach Wochen, dem Herzog beim Aufſtehen, beim Mittag- und Abendmahl aufzuwarten, und ihn auf ſeinen Reiſen zu begleiten. Obſchon nun meine Lage hier aus den angeführten Gründen die aller angenehmſte und gar ſtattlich iſt, ſo fehlt mir dennoch jene geiſtige Freiheit, jene körperliche Ruhe, jene wiſſenſchaftliche Muße, jener Umgang mit Gelehrten und Meinesgleichen, wie ich ſie in Löwen genoß, während ich hier nur mit Adelichen und Hofleuten verkehre, deren Wohnungen weit ab vom Helikon liegen. Darum verurſachte mir dieſe Ueberſiedlung, beſonders im Anfang, auch einigen Verdruß, wenn ich mich gleich jetzt etwas daran gewöhne. Ich werde es daher ein Jahr damit verſuchen und ſehen, wie ſich mein Geiſt hiezu gewöhnt. Geſtern erhielt ich Nachricht aus Belgien, daß meine Mutter zu Antwerpen im Sterben liege. Gebe Gott, daß es ihr zum Heile des Leibes und der Seele ausſchlage. Erhalte ich die Todesnachricht, ſo werde ich mich wiederum einmal an Euch wenden. Hier befindet ſich auch Damantius, ein Bruder ſeiner Excellenz, des Kanzlers Damantius. Er möchte den Orden des goldenen Vließes überreichen, wäre nur Jemand hier, der ſchon mit dem Orden decorirt iſt. Zu dieſem Ende wurde der Erzherzog von Steiermark, Ferdinand, lange erwartet; allein der Krieg, in den er ſich perſönlich begeben, erlaubt es ihm nicht zu kommen. Deßhalb erwartet Herr Damantius unverrichteter Sache täglich ſeine Rückberufung von dem Erzherzog Albert. Lebet wohl, hochberühmter Herr! liebet mich, und übet mich unter die, ſo Euch am innigſten zugethan ſind und Euch zumeiſt verehren und Euren Ruhm überall ausbreiten. Dieſen Brief ſchrieb ich flüchtig; habt darum Nachſicht mit meinem Styl, ich bin ein Arzt und überlaſſe Euch die Sorge und den Beruf gelehrter Schreibart. Lebt nochmal wohl, hochberühmter Herr Lipſius! ich wünſche Euch ja keinen andern Titel zu geben, der Euch ſo ganz zukäme. München den letzten Juli 1601."

Die Stunden waren mir, während ich mit den alten Zeiten verkehrte, unvermerkt dahin geſchwunden. Der Abend war vorgerückt, auf meinem Tiſche brannten die Lichter und draußen an dem ſüdlichen, tiefblauen Himmel ſtand der Mond und blitzten goldenen Glanzes die Sterne freundlich hervor. Ich hatte keine Ruhe mehr in dem engen Zimmer; ich mußte hinaus in die friſche erquickende Luft, in's Freie. Ich ging in die nahe Ludwigſtraße.

Die Ruhe des Abends war hier bereits eingekehrt. Das ſtille München iſt ja keine große, geräuſchvolle, knarrende und hämmernde, pfeifende und rauchende Fabrik- und Handelsſtadt, noch auch iſt es das Haupt eines großen Reiches. Der Fußgänger begegnete mir nur wenige, und führten ſie ein Geſpräch oder klöpfte ein Schuſterbube einen Zwölfer, ſo konnte man es ſchon in weiter Ferne hören. Von Zeit zu Zeit rollte zur Abwechslung ein leichtes Milchwägelchen von einem alten Pferdchen gezogen die Stadt hinaus, vorn das Milchmädel und hinten die weißen hölzernen Milchkübel mit den blanken kupfernen Reifen. So konnte ich ungeſtört meinen Gedanken nachgehen.

Von all den großen und kleinen Gebäuden, die ſich vom milden Lichte des Mondes feenhaft beleuchtet von der Triumphpforte bis zur Feldherrnhalle in langer Zeile rechts und links hinziehen, ſtand zur Zeit Maximilians I. und noch zwei hundert Jahre ſpäter kein einziges. Die Stadtgräben und die Stadtmauern mit dem Stadtthor liefen damals unweit der Gegend, wo die Theatinerkirche ſteht, dicht um das Schloß her. Hier aber an der Stelle der neuen Univerſität, der Springbrunnen, der Bibliothek, des Seminariums, der Ludwigskirche, des Kriegsminiſteriums, des Ordens, des Salinengebäudes, des Palais Max und Leuchtenberg, des Damenſtiftes, des Bazars, und wie die Bauten der Ludwigſtraße ſonſt heißen; war in jener Zeit weitum nur magerer Wieſengrund mit dürftigem Nadelholz, wie noch heut zu Tage weiter hinaus nach Freiſing. Die Ludwigſtraße verdankt ihr Entſtehen ja faſt ausſchließlich dem Fürſten, deſſen Namen ſie trägt.

Während mir ſo die verſchiedenen Zeiten vorüberſchwebten, hörte ich von ferne dumpfes Roßgetrappel, das in der tiefen Stille, die ringsum herrſchte, je näher es kam, um ſo dröhnender, mit Waffengeklirr untermiſcht, widerſchallte. Es war die Cuiraſſierpatrouille, die ihre Runde machte, wie es hier ſeit den ſtürmiſchen Tagen des März 1847 neuerlich eingeführt iſt. Die friedliche Stille der breiten, menſchenleeren Straße in der duftigen Mondbeleuchtung, und die ſchimmernden Helme, die gezogenen Säbel der kriegeriſchen Reiter bildeten ein ſeltſames Gegenbild von eigenthümlicher Wirkung, das mir indeſſen zu dieſer Stunde und an dieſer Stelle nicht die angenehmſten Empfindungen weckte. Und doch bilden ſie wohl ein ſtattliches, ſchmuckes Corps, dieſe Cuiraſſiere von ſtolzer Haltung. Die großen martialiſchen Geſtalten mit den weißen Mänteln in den blanken Harniſchen, wenn das Regiment in der Morgenſonne auf hohen Roſſen in ſchwelgendem Ernſt, raſſelnd und klirrend, blitzend und glänzend, in langer Reihe dahin reitet, erinnern von all unſeren Waffengattungen noch immer zumeiſt an die ſtahlumpanzerte Ritterzeit.

Das Pferdegetrappel entfernte ſich unterdeſſen, der Schall der Truppe wurde immer ſchwächer und ſchwächer und verſtummte zuletzt ganz. Die alte friedliche harmloſe Stille umgab mich jetzt wieder eine Weile — als ich plötzlich durch einen dröhnenden Ton mir zur Seite von

einer schwarzen Gestalt, die sich im Schatten einer Thüre aufrichtete, auf's Neue gestört ward. Ich weiß unwillkürlich aus. Was war's? — ein Hund, der zwischen zwei Milchkübern an der Thüre Wache gelegen. Ein anderer Hund lief eben des Weges; die Schildwache hatte dem Verdächtigen ihr Verdo zugerufen und sich zum Kampfe aufgerichtet. Allein der Unbekannte hatte andere Geschäfte; er lief, ohne sich umzusehen, verachtungsvoll vorüber; und die Wache legte sich noch ein wenig nachknurrend und brummend wieder zwischen ihre Milchkübel nieder. Der alte geräuschlose Friede der Straße war wieder hergestellt und ich dachte mir, hätte jeder Mann in München und in dem deutschen Vaterland, wie dieser Hund, seine Schuldigkeit gethan, die Fremden hätten uns nicht so oft unsere Milch getrunken und gar manches andere Schmähliche und Schimpfliche wäre nicht geschehen, dessen wir uns in den Augen der Völker und im Andenken der Nachwelt schämen müssen. Drum ein Lebehoch jedem treuen braven Wächter, der nicht wie ein stummer Hund die Glieder ausstreckt, und statt zu bellen, schweifwedelt, wenn es sich um die Vertretung der höchsten Güter handelt. —

In Träume und Gedanken versunken, setzte ich meine Wanderung fort. Ich dachte daran, wie wohl diese Straße und unser Vaterland in anderen zweihundert Jahren aussehen möchten und was die Nachkommen einst von unserem Treiben sagen werden, wenn die Sonne der Gegenwart zu Gnaden gegangen und der abendliche Duft der Vergangenheit unsere Zeit in seinen Schleier hüllt. Dann mag wohl manches, was jetzt prunkt und glänzt und sich brüstet und groß thut, in einem ganz anderen Lichte erscheinen und anderes, was nun als thöricht verachtet und verlacht wird, nach seinem wahren Werthe erkannt werden. —

Auch ich setzte meinen Gang fort längst der Bibliothek, die sich in einer Ausdehnung größer als manches fürstliche Schloß herzieht, und was innere Geräumigkeit und Pracht des Baues und der Einrichtung betrifft, wohl unter allen Bibliotheken Europa's, die von Paris und London nicht ausgeschlossen, ihres Gleichen sucht, ganz zu schweigen von ihren unermeßlichen Schätzen alter und neuer Zeit.

Man hat gesagt, ihre Bauart erinnere an den Palazzo di Venezia in Rom, einst ein Eigenthum der stolzen Meereskönigin Venedig, gegenwärtig der Sitz des jeweiligen österreichischen Botschafters. Ich kann nicht sagen, daß ich diesen Vergleich treffend finde; allein gar oft, wenn ich an diesem mächtigen Bau vorübergehe, muß ich an Rom und seine Paläste und den Corso, der eben an diesem Venetianer Palast endet, denken. So traten mir auch diesmal wieder in dem Abendduft die römischen Bilder vor die Seele. Mir fiel ein, wie im Carneval hier beim Venetianer Palast große Tücher ausgespannt werden, in denen sich die Rosse des Wettrennens, sind sie den langen Corso hinabgestürmt, verfangen. Da schwebte die bunte, scherzende Maskenwelt im Mondlicht vor meinen Blicken. Ich sah den dichtgedrängten Corso mit den festlich von den Balkonen herabhängenden Teppichen. Ich sah die harmlose Lust jener Tage, in denen das römische Volk äußerlich aller Gesetze entbunden sich in der ganzen Liebenswürdigkeit seiner edlen, wohlgesitteten Natur und seiner angeborenen Grazie zeigt; wo aller Unterschied der Stände in der gemeinsamen Heiterkeit verschwindet und eine Herzogin mit lächelnder Miene einen Blumenstrauß empfängt, den ihr vielleicht ein junger Handwerksbursche mit fürstlichem Anstande unter Herfagung eines Sonettes überreicht. Welch ein belebtes Bild dieß Maskengewimmel aller Nationen zu Fuß, zu Roß, zu Esel und Wagen, wie sie langsam und dicht durcheinander schwirren; diese tausend und tausend Gesichter in allen Fenstern, auf allen Balkonen; die zahllosen Blumen und Blumensträußchen, die aus allen Stockwerken auf die Menge da unten herabregnen und von dort wieder lustig hinaufsliegen; die Wolken von Confetti, die von Zeit zu Zeit Alles einhüllen, während man nur Lachen und Scherz und tausend verworrene Stimmen daraus erschallen hört. Und überall ein natürlicher Anstand, ein heiterer harmloser Mutterwitz. Zuletzt endlich die zahllosen Lichtlein, die moccoli, jetzt hell brennend und nun unter schallendem Gelächter ausgelöscht und bald wieder neu aufleuchtend. Ich befand mich mitten in diesem Licht- und Glanzmeer und beschützte mein Kerzlein, das mir ein schwarzer Domino auslöschen wollte, als plötzlich ein Windstoß, ein unfreundlicher, rauher, nordischer, der mir die Kalkstaubwolken in die Augen trieb, mich aus meinen Träumen weckte und mich daran erinnerte, daß ich mich nicht in dem heiteren, festlichen Rom, sondern in München, in der Ludwigstraße befand. Ich kann nicht sagen, daß mich dieß Erwachen sonderlich gefreut hätte. — Allein was war zu machen? ich mußte mich in mein Schicksal fügen und setzte meine abendliche Mondscheinwanderung ruhig fort, indem ich dachte: hat München auch keinen Carneval und keinen Corso wie Rom, und ist die Luft, die gegenwärtig da herrscht nichts weniger als freundlich, so gibt's doch gutes, frisches Bier, und gerade, frische Leute, die kein Blatt vor den Mund nehmen, gibt's auch da, und damit kann man zufrieden seyn.

Ein alter Florentiner Schwank.

(Aus dem Italienischen.)

Da ist in unserer guten Stadt Florenz der Corrado Gianfigliazzi gewesen, der sich immer wie ein hochreicher Bürger gezeigt hat. Er war freigebig und prachtliebend, und führte das Leben eines rechten Edelmannes, an Hunden und Vögeln sich erfreuend; die wichtigeren Angelegenheiten aber ließ er für den Augenblick auf sich beruhen.

Dieser Herr nun hatte einen Tages bei Peretola mit einem Falken einen Kranich erlegt; und da er ihn jung und fett fand, so gab er ihn seinem guten Koch Chichibio, einem Venetianer, mit dem Auftrag ihn für das Mittagmahl zu braten und recht darauf Acht zu haben. Es war gut. Mein Chichibio, der ein junger flinker Bursche war, gehorchte, setzte den Kranich aufs Feuer und fing an ihn zu braten. Der Vogel war beinahe fertig und machte den leckersten Geruch, als ein Mädchen aus der Gegend, Brunetta genannt, in welche Chichibio sehr verliebt war, in die Küche trat. Sobald die Brunetta den Bratengeruch verspürte und den Kranich sah, bat sie den Chichibio schmeichlerisch, ihr doch einen Schenkel zu geben. Chichibio sang ihr ein Liedchen vor und sprach: „Liebe Brunetta, das bekömmt du nicht von mir, nein da wird nichts draus.“ Jungfer Brunetta nahm das sehr übel auf und sagte: „Beim Himmel! gibst du mir das nicht, so will ich nichts mehr mit dir zu thun haben.“ Kurz es wurden der Worte mancherlei gewechselt und das Ende davon war, daß der gute Chichibio, um seinen Schatz wieder guter Laune zu machen, der Brunetta einen Schenkel von dem Kranich abriß und ihr ihn gab.

Als der Kranich nun in diesem Zustande dem Corrado und seinen Gästen vorgesetzt wurde, ließ Corrado den Chichibio vor sich berufen und fragte ihn: was denn aus dem anderen Schenkel des Kranichs geworden sey. Das Venetianer Bürschlein erwiederte nicht faul: „Herr, die Kraniche haben ja nur einen Schenkel und einen Fuß.“ — „Wie, du Spitzbub!“ entgegnete zornig Corrado, „sie haben nur einen Schenkel und einen Fuß! Hab ich denn in meinem Leben keinen andern Kranich als diesen da gesehen?“ — Chichibio fuhr indessen fort: „Es ist so, wie ich euch sage, Herr! und wenn's euch beliebt, so will ich's euch an den lebenden Vögeln zeigen.“ Aus Rücksicht gegen die Fremden, die er zur Tafel geladen hatte, wollte Corrado sich nicht weiter mit dem Diener in Wortwechsel einlassen, sondern sagte blos: „Dann sollst mir an den lebendigen Vögeln zeigen was ich weder gesehen noch gehört, so soll das morgen geschehen und ich will mich dann zufrieden geben; aber das schwöre ich dir, ist es nicht, so werde ich dich auf eine Weise bedienen, daß du Zeit deines Lebens an mich denken sollst.“ Hiemit hatte ihre Rede für dieses Mal ein Ende.

Am folgenden Morgen stand Corrado, dem während der Nacht der Zorn keineswegs vergangen war, noch ganz ärgerlich auf, ließ die Pferde vorführen, und so ritten sie zu einem Flusse, an dessen Ufern man gewöhnlich bei Tagesanbruch Kraniche zu sehen pflegte. Im Hinreiten sprach er: „Nun werden wir bald sehen, wer gelogen hat, Du oder ich.“ — Chichibio, der wohl merkte, daß der Zorn des Corrado noch keineswegs verraucht war und daß er seine Lüge beweisen müsse,ritt neben seinem Herrn in der größten Furcht vor der Welt, da er nicht wußte, wie er sich herauszuziehen sollte. Gern wäre er davon gerannt; da er aber nicht konnte: so sah er bald nach vorwärts, bald nach rückwärts, bald nach den Seiten hin, und was er sah, das meinte er, seyen alles Kraniche, die auf zwei Beinen stünden.

Da sie nun schon dem Flusse näher gekommen waren, sahen sie früher, denn irgend ein anderer, wohl zwölf Kraniche an dem Ufer, die alle auf einem Fuße standen, wie sie gewöhnlich zu thun pflegen, wenn sie schlafen. Sogleich zeigte er sie Corrado und rief: „Nun könnt ihr es recht sehen, daß die Kraniche nur einen Schenkel und einen Fuß haben, wenn ihr die da betrachtet.“ Corrado hatte sie nicht sobald angeschaut, als er erwiederte: „Warte nur, ich will dir gleich zeigen, daß sie zwei haben;“ damit ging er ihnen etwas näher und schrie: Ho! ho! Auf den Schrei setzten die Kraniche den andern Fuß nieder und singen alle nach einigen Schritten zu fliegen an. Corrado wandte sich nun zu Chichibio und sagte: „Was scheint dir jetzt, du Schelm? Glaubst du nun, daß sie zwei haben?“ Chichibio that voll Erstaunen, als wisse er selbst nicht woher das komme und antwortete: „Ja, Herr! aber ihr riefet ja dem von gestern nicht: ho, ho! hättet ihr ihm auch so gerufen, gewiß auch er hätte seinen andern Schenkel und Fuß herausgestreckt, wie diese da.“ Selbe Antwort gefiel dem Corrado so wohl, daß all sein Zorn sich in Heiterkeit und Lachen verwandelte, und er sagte: „Chichibio! du hast recht, ich hätte es allerdings thun sollen.“

So beschwor Chichibio mit seiner flinken und frappanten Antwort das böse Abenteuer und stellte seinen Herrn zufrieden; daher heißt es auch mit Recht in dem gemeinen Sprichwort: Eine gute Ausred' ist einen Batzen werth.

Inhalt des fünften Heftes.
1847.

	Seite
Ein Sprüchlein von Cl. Brentano	137
Legende, von Fr. Steingaß	137
Eine Lehre für kleine und große Herren	137
Die Politiker	138
St. Sebastian, mit dem Bild des Heiligen gezeichnet von Ed. Steinle	140
Kinderreime von Traugott Löschke mit Bildern von Franz Pocci. München, Christian Kaiser 1847	142
Zur Weinlese	144
Schwänke von Pater Abraham a Sancta Clara	145
Hirtenlied	145
Ein Ausflug auf den Göhl bei Berchtesgaden, von dem Beschreiber der Ingspitzbesteigung	146
Münchner Bilder und Spaziergänge. Fortsetzung: Die Grundsteinlegung der Frauenkirche. — Theilnahme aller Stände an dem Bau. — Der herzogliche Hof und die Stadt München im Jahr 1601, geschildert von einem Leibarzte Maximilians I. — Die Ludwigstraße im Mondschein. — Eine Cuirassier-Patrouille. — Der wachsame Hund. — Die Bibliothek. — Erinnerung an Rom	156

Deutſches Hausbuch

herausgegeben

von

Guido Görres.

Sey uns gegrüßt in dunkler Nacht,
O Kind ſo arm! ſo reich!
Du haſt den Himmel uns gebracht,
Wer iſt an Lieb' Dir gleich?

O Weihnachtlicht! o Weihnachtbaum!
O Kind ſo groß! ſo klein!
Wer küſſen Deines Kleides Saum,
Die Herzen all ſind dein!

Sey uns willkommen, hell'ger Chriſt!
O kehre bei uns ein,
Und mach uns, wie Du ſelber biſt,
So liebreich, gut und rein.

Jahrgang 1847 oder II. Band.

VI. Heft.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

München.

In Commiſſion der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt.

1847.

Preis des Jahrgangs 2 fl. 24 kr. rhn. oder 1 Thlr. 16 Ngr.

Ernſt und Scherz.

Der launige Pater Abraham erzählt in ſeinem „Wohlangefüllten Weinkeller“:

Ein alter, abgelebter Koch, der einem mailändiſchen Fürſten diente, ward ſeiner langen Dienſte überdrüſſig und bat um eine Gnade. Was verlangſt du für eine Gnade? fragte der Fürſt. Machen Sie mich zu einem Eſel, gnädiger Herr! antwortete der Diener. Ein ſeltſames Verlangen, ſprach der Fürſt lachend, du biſt ja ein Narr. Warum? erwiederte der Koch, Euer fürſtliche Gnaden haben bisher lauter Eſel zu einträglichen und hohen Aemtern befördert; um daher auch zu ſolchen zu gelangen, ſo wünſche ich ein Eſel zu ſeyn. —

Der hochgeborne Fürſt, Herzog Albert III. von Bayern, ſo ſchreibt eine alte Chronik, ließ ſich auch von armen Leuten eine Klage gefallen. Denn da er noch ein junger Fürſt war, kam ein Bauer zu ihm und zu ſeinen Räthen ein armer Mann, und klagte ihm ſeine große Noth. Dem Fürſten aber ging die Klage nicht ſehr zu Herzen, er ſprach beſtändig zu einem Fenſter hinaus. Da ſprach der Arme: „Mein gnädiger Herr, Euer Auslugen (Hinausſchauen) iſt mein groß Verderben; denn Ihr ſolltet merken auf meine Klagen, die ich an Euere Gnade richte, damit mir geholfen würde, und ich nicht alſo verderbe.“ — Der Fürſt nahm das von ihm gar gütig auf, und die Räthe lobten den Bauern, daß er dem Fürſten die Wahrheit geſagt. Der Fürſt richtete ſich auch hinfort nach des Bauern Wort und lugte nimmer zum Fenſter hinaus, wenn arme Leute zu ihm klagen kamen. Item derſelbe Fürſt und Herr, ſo erzählt die alte Handſchrift ferner, ſtach oft mit Worten etliche ſeiner Räthe, die da „Alſang und Schankung“ annahmen, als hernach geſchrieben ſteht.

Es kam einmal ein armer Mann zu ſeiner Gnaden und ſchenkte ihm einen Gulden. Der Herzog wollte das Geld nicht annehmen, weil er keine Schenkungen erlaubte, und ſprach zu dem armen Mann: „Geh und gib den Gulden dem und dem,“ und nannte ihm einen ſeiner Räthe, „ſag ihm aber nichts von mir.“ — Der arme Mann gab den Gulden dem Rath. Der nahm ihn zur Hand und nahm ſich des armen Mannes ſehr an, und ſetzte dem Fürſten ſeinetwegen ſehr zu. Da ſprach der Fürſt: „Hätte mir der Bauer auch einen Gulden geſchenkt, ſo wie dir, ſo wollte ich ihm auch ehrlich helfen“ — alſo wurde der Rath zu Schanden, ohne ſein Ziel zu erreichen, obwohl er ſprach, er hätte deshalb kein Unrecht thun wollen. Allein ſeine fürſtliche Gnaden meinten: Daß der kaum möchte ganz gerecht ſeyn, der eine Schenkung annähme, daß er vielmehr allweg dem ſich geneigt zeigen werde, der ihm die Schenkung gemacht hätte.

Der Perſer Dſchemaleddin Mohammed Alauni erzählt uns in ſeiner Geſchichtenſammlung folgenden denkwürdigen Zug, den jeder Fürſt als Aufſchrift über ſeine Garderobe ſetzen könnte:

Die ſchwarze Farbe war, wie bekannt, die Farbe der Chalifen aus der Familie Abbas. Als ſie ſich nun im Anfange ihrer Herrſchaft bei Abumoslem Rathe erholten, welche Farbe Herrſchern vor andern zieme, antwortete er ihnen: „Wiſt ſind der Farben, und ihre Wirkung auf die Sinne iſt mannigfaltig. Grün gefällt den Kindern, und Schwarz gebietet Ehrfurcht; aber ihr ſollt euch der Ermahnung erinnern, die der perſiſche König Erdeſchir ſeinem Sohne hinterließ. Mein Sohn, ſprach er, der Stoff, der Könige am beſten kleidet, findet ſich in keiner Schatzkammer, ſondern du mußt ihn ſelbſt weben, der Grundfaden ſey Langmuth, der Querfaden Großmuth. Solch ein Kleid ſteht Königen am beſten zu Geſicht.“ — Ein perſiſcher König ſagte: „Ein Kopf ohne Verſtand iſt ein Brunnen ohne Waſſer; ein Weib ohne Scham iſt eine Speiſe ohne Salz, und ein Fürſt ohne Gerechtigkeit iſt eine Wolke ohne Regen.“

Steckbrief.

Eine höchſt gefährliche Verſammlung ultramontaner Dunkelmänner, die in dem Wahn, der Zweck heilige die Mittel, damit angehen, die Lüge in Brand zu ſtecken und das Reich an die Schildträger zu verrathen: es ſind dieſelben, welche laut den licht- und lügenfreundlichen Blättern von Frankfurt und Trier die Kartoffelkrankheit in unſer Vaterland eingeſchleppt haben und ſich gegenſeitig in einem verrätheriſchen Briefwechſel mit der Cholera in Odeſſa befinden. Wer einen dieſer im Finſtern ſchleichenden Unholde erkennt und dauſelbſt macht, erhält von der aufgelöſten Redaction der eingegangenen Zeitſchrift „Aurora“ einen Koburger Sechſer Denunciations- und Fangprämie, und von dem Hauptverein in Dülmen die große Decoration mit Kappe und Schellen. Alle freiſinnigen Biedermänner werden daher aufgefordert, ihre Brillen aufzuſetzen, und ſich ſchleunigſt auf die Ultramontanen-Jagd zu begeben. Nachſchrift. Zwei dieſer ſchleichenden Unholde und Standarten-

träger bürgerlicher Unruhen ſollen, wie die Augsburger Poſtzeitung ſinnig meldete, während ſie im Schleier der Nacht ächzend und ſeufzend über ihren Nöthen brüteten, von der Wachſamkeit aufgeklärter Menſchenfreunde in der Marburg entdeckt und als lebhaftige Eulen erkannt worden ſeyn. Man ſieht der weiteren Entdeckung mit Spannung entgegen.

Die Weihnachtskrippe.

(Cantate! Katholisches Gesangbuch nebst Gebeten und Andachten für alle Zeiten und Feste des Kirchenjahres, bearbeitet von Heinrich Bone. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1847. S. 36.)

1. Laßt uns zum Kripplein eilen,
Beim Jesuskind verweilen,
Mit Andacht es erfreuen,
Von Herzen benedeien.
R. O Jesulein süß.

2. Laßt uns dem Kind mit Reigen
Lieb', Ehr' und Dienst erzeigen;
Laßt uns hoch jubiliren
Und geistlich triumphiren. R.

3. Laßt uns dem Kinde singen,
Ihm unser Opfer bringen,
Ihm alle Ehr erweisen
Mit Loben und mit Preisen. R.

4. Laßt uns zu seinen Füßen
Haupt, Hand und Herz begrüßen,
Anbeten und verehren,
Und seine Gnad begehren. R.

5. Laßt uns're Stimmen schallen,
Es wird dem Kind gefallen;
O macht ihm alle Freuden,
Bald wird's um uns viel leichter! R.

Die Sonne von Bethlehem.

(Bei Bone l. c. S. 38.)

1. Uns ist gebor'n ein Kindelein,
Ist klarer als die Sonne,
Das soll der Welt ein Heiland seyn
Und aller Engel Wonne.

2. Erfreu dich, Mutter, freue dich,
Du Jungfrau auserkoren!
Ein König herrscht er ewiglich,
Der Sohn, den du geboren.

3. Du wickelst den in Windeln ein,
Der's Firmament gezieret;
Und legst in's arme Krippelein,
Der Fürst und Volk regieret.

4. Vom Himmel schaut der Vater her,
Das ist Gott selbst, der Eine;
Dir singt das ganze Himmelheer,
Du Himmlische, du Reine!

5. Hört' Flügel ich wie Seraphin,
Wie hurtig wollt' ich fliegen!
Doch weil ich nicht kann fliegen hin,
Will ich im Staube liegen.

6. Will preisen dich, o Kindelein,
Du Sohn des Allerhöchsten!
Und preisen dich, o Jungfrau rein,
Du Braut des Allerhöchsten!

Zur Weihnachtsfeier.

Der Graf Fr. Leopold zu Stolberg schrieb im Jahr 1782 über die fromme, gemüthliche Weihnachtsluft seiner Jugend: „Unsre Väter haben uns eine Sitte hinterlassen, welche schön und rührend ist, eine Art des häuslichen und allgemeinen Gottesdienstes, welcher dem gefallen muß, der ein Vater der Freude und ein Vater der Kinder ist;

dem gefallen muß, der die Kindlein herzte, und selber ein Kind ward."

„Gesegnet sey der Mann, der diese Sitte erfand, der zuerst am heiligen Abend vor Weihnachten die Kinder seines Hauses versammelte, den kleinsten erzählte, daß der Sohn Gottes aus Liebe für sie ein Kind geworden wäre, die größeren an diese Wahrheit mit Rührung erinnerte, ihnen sagte: die ganze Christenheit freue sich, sie sollen sich auch freuen, klein und groß möge nun jauchzen, und sie mögen spielen mit den Geschenken, welche er und ihre Mutter ihnen schenkten; aber sich mit ihm und ihrer Mutter auch der Wonne freuen, welche das Kindlein in der Krippe ihnen bereitet habe."

„Es ist eine der süßesten Erinnerungen meines Lebens, wenn ich an die Weihnachtabende denke, die ich mit meinen Geschwistern, meinen Eltern, dem ganzen Hause feierte. An dem Tage ließen meine Eltern auch das Gesinde nicht leer ausgehen; die letzte Magd mußte sich freuen; denn es herrschte im Hause die Eine Empfindung:

„Das Heil ist unser aller!"

„Es ist die Haupteigenschaft der deutschen Nation, daß sie herzlich ist, und dieser Charakter zeigt sich auch in der Feier dieses Festes bei uns."

„Gern gehe ich auf den Christmarkt die Abende der Christwoche, und besuche die erleuchteten Buden, welche voll von der Freude des bevorstehenden Festes sind. Der Greis und das gebeugte Mütterchen verjüngen sich, indem sie Geschenke für die Enkel aussuchen, wiewohl sie klagen, daß zur Zeit ihrer Kindheit die Christmärkte besser versehen waren."

„Aber welch ein Anblick, wenn nun die süße Stunde schlägt, die Kinder gerufen werden, und in die Kammer stürzen, in welcher die Eltern mit zärtlicher Ungeduld ihrer harren!"

„Die grünen, mit hundert bunten Kerzen behangnen, Buchsbaumbüsche, welche die Früchte der Jahrszeit, Aepfel, Nüsse, und Rosinen, verbergen und erleuchten, die schönen Puppen und Reiter und Schlitten und Wagen, unter denen man immer das Kindlein in der Krippe, oder zierlich geschnitzt die Flucht nach Egypten, oder die Hirten, oder die Weisen von Morgenland mit dem schönen Stern findet, alles das ist mit frommer Weisheit ersonnen, und zeugt von der edlen Einfalt und Herzlichkeit unsrer Väter."

„Mancher schon Erwachsene, deß die Welt begehrt, ihn zu sichten wie den Waizen, wird bei dieser Gelegenheit gerührt, und wenn er die Kinder sich der kleinen gemalten Krippen freuen sieht, freuet er sich wieder des göttlichen Kindes, und läßt eine Thräne niederfallen, wenn die Chorschüler vor den Häusern singen:

Den aller Welt Kreis nie beschloß,
Der liegt in Mariens Schooß,
Er ist ein Kindlein worden klein,
Der alle Ding erhält allein!
Kyrieleis!

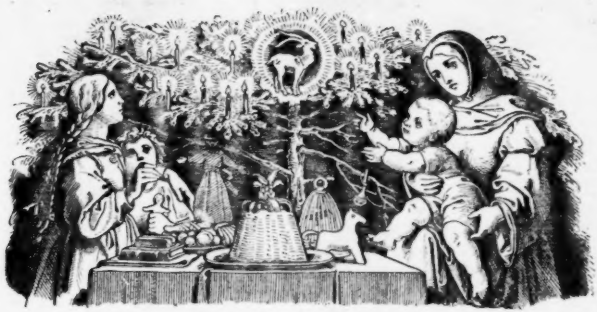
„Es gehört zum Charakter unsrer Zeit, das Herzliche aus der Religion verbannen, und sie ihrer eigenthümlichen Einfalt und Lieblichkeit berauben zu wollen."

„Mancher unsrer jetzigen Reformatoren hat die Kinder von der Erkenntniß desjenigen abziehen wollen, der da sagte: Lasset die Kindlein zu mir kommen! Wahrlich ein solcher kennt das Herz des Menschen nicht! Es kann nicht zu früh sich den süßesten und edelsten Eindrücken öffnen. Es bleibt nicht so rein, wie es in der Kindheit ist, nicht so empfänglich."

„Sollte Jemand sich wundern, Saul unter den Propheten zu finden, so wisse dieser Jemand, daß ich die Kinder liebe, mich gern ihren Freuden überlasse, und es für mein größtes Glück halte, mich zugleich der Wonne der ganzen Christenheit am heiligen Abend überlassen zu können."

„Das ist meine Freude! Das ist mein Stolz! Ich schäme mich dessen nicht, auf daß nicht einst das göttliche Kind, welches in der Krippe weinte, sich mein schäme, wenn es wieder kömmt mit vielen tausend Engeln, in der Herrlichkeit seines Vaters, zu richten die Lebendigen und die Todten."

So schrieb Fr. Leopold Stolberg im Jahr 1782, also einige Jahre vor der ersten französischen Revolution, und Lorenz Westenrieder wiederholte im Jahr 1803 die fromme Klage des Grafen, die so ganz seines eigenen Herzens Empfindung ausdrückte. Auch sein altbayerischer Sinn dachte dabei voll Wehmuth an so manchen alten schönen Brauch, der das Leben des Volkes einst erheitert und verschönert, den er in seiner Jugend noch gekannt oder mitgemacht, und den eine nüchterne, gemüthlose Aufklärung mit ihrem josephinischen Polizeilehrbesen hinweggefegt hatte. „Noch vor dreißig Jahren," so fügte Westenrieder unter Anderm hinzu, „ließ man die Kinder heilige Krippen und Gräber und Altäre bauen; jetzt läßt man sie üppige Lieder singen und tanzen und führt sie fleißig nach dem Theater, und (was der Erziehungsphilosophie vollends die Krone aufsetzt) nach einem Kinderball. Was für Kinder gedeihlicher ist, darüber will ich kein Wort verlieren, um mich mit der hohen Selbstgenügsamkeit, dem schnöden absprechenden Ton und der Beiß- und Kampflust der Andersdenkenden nicht zu be-



mengen.“ — Seit Weſtenrieder ſo geſprochen, iſt abermal faſt ein halbes Jahrhundert vorübergegangen; der eiſerne Kehrbeſen der Nüchternheit hat erbarmungslos ſein Werk weitergeführt; auch manch anderer Brauch harmloſer, ſinniger Luſt und Frömmigkeit, der damals noch beſtand, iſt in einer Zeit, die ſo unendlich viel von Volksbildung und Veredlung ſpricht, verſchwunden, manches herzliche Lied einfältiger prunkloſer Andacht im Munde des Volkes verſtummt. Die Polizei duldet es nicht mehr, daß arme Kinder wie ehemals von Haus zu Haus gehen, dem Chriſtkindlein zu Ehren ein altes Lied, wie ſchon die Großeltern als Kinder gethan, zu ſingen und dafür ein kleines Chriſtgeſchenk oder ein Almoſen zu empfangen. Das wäre ja Bettelei und die iſt verboten. Die Menge aber, Alt und Jung, Reich und Arm durch Kinderbälle und üppige Theaterſtücke herbeigelocken, das iſt wie unſer guter alter Weſtenrieder ſchon mit Kummer bemerkte, nicht verboten; das gehört ja zur Bildung und zur Aufklärung und die Vornehmen nehmen ja ſelbſt daran Theil. Doch kehren wir zur Weihnachtsfeier zurück.

Nur mit Rührung erinnere ich mich noch der Piffrari in Rom, wie ſie mit dem braunröthlichen bis an die Kniee reichenden Mantel, Sandalen unter den Füßen, mit Schalmeien, Flöten und Dudelſäcken den weiten Weg von ihren heimiſchen Bergen Calabriens, ſingend und pfeifend, herbeigepilgert kommen. Oft iſt's ein alter Großvater mit ſchneeweißem Haar, der den letzten Gang ſeiner Andacht macht, den kleinen aufblühenden Enkel an der Hand, der vielleicht zum erſten Mal die heilige Stadt betritt. Vor jedem Muttergottesbild, auf dem Feld in der ſtillſten Einſamkeit, in der Stadt mitten im lauten Getümmel des Marktes, Morgens in der früheſten Dämmerung des Tages und Abends in dem Dunkel der Nacht, ſtehen ſie vor den Bildern ſtill und pfeifen und ſingen die alten Weiſen, die ſich von Vater zu Sohn vererben, die enge runde Mütze auf dem Kopf, den ſpitzen Hut ehrerbietig unter dem Arme; im Advent den neugebornen Heiland als armes Kind in der kalten Krippe begrüßend, um die Zeit der Faſten aber den Schmerz ſeiner heiligen Mutter zu den Füßen des Kreuzes theilend. Wer erinnert ſich bei ihrem Anblick nicht der

Hirten von Bethlehem, die in jener Nacht, deren Dunkel der Weihnachtsſtern erleuchtet und da die Engel aus den lichten Höhen das erſte Gloria dem göttlichen Kinde auf der Erde geſungen, zur Krippe geeilt und den erſten Weihnachtsgeſang angeſtimmt, der dann von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeklungen? Manche milde Hand öffnet ſich in Rom und ſpendet den armen Piffrari ein Almoſen, und in den Klöſtern finden ſie ein gaſtliches Unterkommen. Niemanden aber fällt es dort ein, dem alten frommen Brauche in den heiligen Zeiten etwas in den Weg zu legen.

Wie wir aus den Worten Stolbergs ersehen, zogen im nördlichen Deutschland die Chorschüler in ähnlicher Weise von Haus zu Haus, ihr altes frommes Lied zu singen. Hier in München waren es vorzüglich die Kinder und auch arme Frauen der Vorstadt Au, worin sich das Alterthümliche überhaupt am längsten erhalten hat, die herüberkamen und ihre Krippenlieder sangen. Mancher Pfarrer hörte sie gewiß gern und beschenkte sie mit freigebiger Hand, weil er sich vielleicht daran erinnerte, wie er selbst als armer Knabe sein Krippenliedlein vor den Häusern guter Leute gesungen und sich ihrer Gaben mit dankbarem Herzen gefreut. Sie dürfen es nun schon lange nicht mehr offen thun. Nur verstohlen geschieht es noch und bei verschlossenen Thüren. Wer daher in der Abenddämmerung der Adventzeit durch die Straßen geht und lauscht, kann vielleicht hier und da noch hören, wie sie das eine oder das andere Gesetz eines solchen Liedes singen:

„Schlafet nicht, wachet ihr Hirten am Feld,
Es wird uns geboren der Heiland der Welt;
Wir sehen von Ferne schon leuchten den Stern,
Ja leuchten im Dunkel als wie ein Karfunkel
Wie länger wie mehr."

Oder das Wiegenlied für das Kindlein in der Krippe:

„Still o Himmel! still o Erde!
Sieh dein Gott liegt in der Ruh,
Still o Meer mit dem Getümmel
Schließe deine Aeuglein zu!
Hier liegt er ganz unverdrossen,
Ist vom Pfeil der Lieb getroffen,
Hier liegt er schwach und matt
Auf der harten Lagerstatt."

Oder auch die schwerverständlichen Laute der altbayerischen Kernsprache in ihrer ganzen volksmäßigen Derbheit. Die Andacht erscheint im groben Kittel, es ist ein Auer, der sich als Hirt von Bethlehem denkt und über den Anblick der singenden Engel erstaunt seiner Freude Worte gibt und singt:

Nuta unsra oita Schupfen	Unter unserm alten Schupfen
Sach i kleani Buewaln hupfa.	Sah ich kleine Bübchen hupfen,
Koana hat a Pfoadel o;	Keiner hat ein Röcklein an;
Der dat pfeifa, der dat singa,	Der thut pfeifen, der thut singen,
Das Ding dat so lieble klinga,	Das Ding thut so lieblich klingen,
Sechane Spielleut wüßte i gar nie	Solche Spielleut wüßt ich gar nie,
Dö so schö gschalmaut wie die.	Die so schön schalmeit wie die.

Trotz dem Verbote kennt beinahe jedes Kind in der Au das eine oder andere dieser Lieder; so schwer mögen sie sich davon trennen. Von alten Frauen wären ihrer vielleicht auch noch manche zu erfragen. Allein zuletzt werden auch sie verstummen! Und doch war es ein schöner, alter, andächtiger Brauch, der wohl Manchen gerührt und erfreut; und wer das Lied nicht hören wollte, dem stand es ja ohnehin frei, seine Thüre zu verschließen. Den Kindern aber des Armen, denen die eine oder andere kleine Gabe bescheert wurde, auch ihnen wurden dadurch diese Tage eine Zeit weihnächtlicher Freude, während sie nun still daheim sitzen müssen oder in den Straßen sehen, wie die Weihnachtbäume in den Häusern der Reicheren flimmeren.

Freilich die, welche in den warmen hellerleuchteten Zimmern sitzen, wo ihnen das Christkindlein Alles in Hülle und Fülle bescheert hat, die wissen oft nicht, wie es da draußen in Schnee und Kälte und in der Verlassenheit thut, wenn statt einer warmen Speise der kalte Dezemberwind in den leeren Magen bläst und die Füße in den zerrissenen Schuhen eiskalt und steif sind und die Arme aus den durchlöcherten Aermeln blau und verfroren herausblicken. Der dänische Dichter Andersen, der selbst in seiner Kindheit als ein armer Schusterbube Hunger und Kummer in zerrissenen Kleidern leiden mußte, hat uns davon ein Bild gegeben, das ich hier zum Schluße mittheilen will, damit sich der eine oder der andere vielleicht bei seinem Weihnachtbaume desselben erinnere, und ein armes Kind aufsuche, um ihm von seinem Ueberfluß auch ein Christkindlein zu bescheeren. Andersen erzählt:

Es war entsetzlich kalt, es schneite und war beinahe schon ganz dunkel und Abend, der letzte Abend des Jahres. In dieser Kälte und Finsterniß ging auf der Straße ein kleines armes Mädchen, mit bloßem Kopfe und nackten Füßen. Als sie das Haus verließ, hatte sie freilich Pantoffeln angehabt, aber was half das, es waren sehr große Pantoffeln, die ihre Mutter bisher benutzt hatte, so groß waren sie; allein die Kleine verlor dieselben, als sie über die Straße weg huschte, weil zwei Wagen schrecklich schnell vorüber rollten. Der eine Pantoffel war nicht wieder zu finden, den andern hatte ein Junge erwischt und lief damit fort; er meinte, er könne ihn recht gut als Wiege benutzen, wenn er selbst erst Kinder hätte. Da ging nun das kleine Mädchen mit den kleinen nackten Füßen, die ganz roth und blau vor Kälte waren. In einer alten Schürze trug sie eine Menge Schwefelhölzer und ein Bund davon in der Hand. Niemand hatte den ganzen langen Tag ihr etwas abgekauft, Niemand ihr einen Pfennig geschenkt.

Zitternd vor Kälte und Hunger schlich sie einher, ein Bild des Jammers, die arme Kleine.

Die Schneeflocken bedeckten ihr langes, blondes Haar, welches in schönen Locken um den Hals fiel, aber daran dachte sie nun freilich nicht. Aus allen Fenstern glänzten die Lichter und es roch gar herrlich nach Gänsebraten, es war ja Sylvesterabend; ja, daran dachte sie.

In einem Winkel, von zwei Häusern gebildet, von denen das eine etwas mehr vorsprang als das andere, setzte sie sich hin und kauerte sich zusammen; die kleinen Füße hatte sie an sich gezogen, aber es fror sie noch

mehr und nach Hause wagte sie nicht zu gehen, sie hatte ja keine Schwefelhölzchen verkauft und brachte keinen Pfennig Geld; von ihrem Vater würde sie gewiß Schläge bekommen und zu Hause war es auch kalt, über sich hatte sie nur das Dach, durch welches der Wind pfiff, wenn auch die größten Spalten mit Stroh und Lumpen zugestopft waren.

Ihre kleinen Hände waren beinahe vor Kälte erstarrt. Ach! ein Schwefelhölzchen könnte ihr gar wohl thun, wenn sie nur ein einziges aus dem Bunde herausziehen, es an die Wand streichen und sich die Finger erwärmen dürfte. Sie zog eins heraus. Ritsch! wie sprühte, wie brannte es! Es war eine warme, helle Flamme, wie ein Lichtchen, als sie die Hände darüber hielt, es war ein wunderbares Lichtchen. Es schien wirklich dem kleinen Mädchen, als säße sie vor einem großen, eisernen Ofen mit polirten Messingfüßen und einem messingenen Aufsatze. Das Feuer brannte so gesegnet, es wärmte so schön; die Kleine streckte schon die Füße aus, um auch diese zu wärmen — doch — da erlosch das Flämmchen, der Ofen verschwand, sie hatte nur die kleinen Ueberreste des abgebrannten Schwefelhölzchens in der Hand.

Ein zweites wurde an der Wand abgestrichen, es leuchtete, und wo der Schein auf die Mauer fiel, wurde diese durchsichtig wie ein Schleier; sie konnte in das Zimmer hineinsehen. Auf dem Tische war ein schneeweißes Tischtuch ausgebreitet, darauf stand glänzendes Porzellangeschirr und herrlich dampfte die gebratene Gans, mit Aepfeln und getrockneten Pflaumen gefüllt. Und was noch prächtiger anzusehen war, die Gans hüpfte von der Schüssel herunter, wackelte auf dem Fußboden, Messer und Gabel in der Brust, herum bis zu dem armen Mädchen hin; da erlosch das Schwefelhölzchen und es blieb nur die dicke, feuchtkalte Mauer zurück. Sie zündete noch ein Hölzchen an. Da saß sie nun unter dem herrlichsten Christbaume, er war noch größer und geputzter als der, den sie durch die Glasthüre bei dem reichen Kaufmanne gesehen hatte.

Tausende von Lichterchen brannten auf den grünen Zweigen, und bunte Bilder, wie sie an den Schaufenstern zu sehen waren, blickten auf sie herab. Die Kleine streckte ihre Hände darnach aus, da erlosch das Schwefelhölzchen. Die Weihnachtslichter stiegen höher und höher, sie sah sie jetzt als Sterne am Himmel, einer davon fiel herunter und bildete einen langen Feuerstreifen.

„Jetzt stirbt Jemand!“ sagte das kleine Mädchen, denn ihre alte Großmutter, die Einzige, die sie lieb gehabt hatte, und die jetzt gestorben war, hatte ihr erzählt, daß, wenn ein Stern herunterfällt, eine Seele zu Gott emporsteigt.

Sie strich wieder ein Hölzchen an der Mauer ab, es wurde wieder hell, und in dem Glanze stand die alte Großmutter so klar und schimmernd, so mild und liebevoll.

„Großmutter!“ rief die Kleine, „o nimm mich mit, ich weiß, du entfernst dich, wenn das Schwefelhölzchen erlischt, du verschwindest wie der warme Ofen, wie der herrliche Gänsebraten und der große, prächtige Weihnachtsbaum!“ und sie strich schnell das ganze Bund Schwefelhölzchen, denn sie wollte die Großmutter recht fest halten. — Und die Schwefelhölzer leuchteten mit einem solchen Glanze, daß es heller wurde als mitten am Tage, die Großmutter war nie früher so schön, so groß gewesen; sie nahm das kleine Mädchen auf ihre Arme und beide flogen in Glanz und Freude so hoch, so hoch, und dort oben, war weder Kälte, noch Hunger, noch Angst, — sie waren bei Gott.

Aber im Winkel an die Mauer gelehnt saß in der kalten Morgenstunde das arme Mädchen mit rothen Backen und mit lächelndem Mund — erfroren an des alten Jahres letztem Abend. Die Neujahrssonne ging auf über der kleinen Leiche. Starr saß das Kind dort mit den Schwefelhölzchen, von denen ein Bund abgebrannt war. „Sie hat sich erwärmen wollen,“ sagte man; Niemand ahnte, was sie Schönes gesehen hatte, in welchem Glanze sie mit der Großmutter zur Neujahrsfreude eingegangen war.

Winterabend-Erzählungen.

I.

Das Christkindchen.

(Geschrieben von J. Görres im Jahre 1802.)

Prolog.

Umspült vom wilden Strom der Zeiten liegt
Romantisch eine Zauberinsel da,
Ein lieblich süßer Duft hält sie umschwebt,
Und Engel fliegen in dem Duft herab.

Hernieder zu der Unschuld muntrem Spiel,
Und zu der Jugend harmlos frohem Thun.
Ihr Alle habt das Eiland einst bewohnt,
Die frohen Spiele habt ihr mitgefreut.

Bis rasche Kraft euch in die Fluthen trieb.
Den stolzen, himmelhohen Bergen zu.
Die lange aus der Ferne euch gewinkt.
Da steht ihr auf den hohen Bergen nun.
Und noch auf rauhem Pfade eilt ihr fort,
Rastlos zum schneebedeckten Gipfel hin.
Wo Hohes, Wunderbares wohnen soll.
Vergönnt dem Dichter einen Augenblick
Nur Rast, denn lenken will er euch zurück.
Wo ihr die Wunderinsel liegen seht.
Die eure Jugend sorgsam zart gepflegt.
Wohl weiß er's, lieblos rauhen Sinnes sind
Unfreundlich, trotzig Viele unter euch;
Denn groß und breit sind sie geworden nun,
Und schämen ihr der alten Zeiten sich.

Wo man sie wohl noch schön und lieb genannt,
Tand ist den Weisen nun ihr kindisch Thun,
Sie wollen nur verständig, altklug seyn.
Mit Solchen hat die Dichtung nichts gemein,
Sie mögen mürrisch ihre Straße zieh'n,
Und bleiben hochgelahrt und ehrenvest.
Nur solch ein zart und liebevoll Gemüth,
Das gern, ein Kind selbst, unter Kindern weilt,
Mag sich vertraulich ihrem Kreise nah'n.
Vor Allen aber holde Frauen ihr,
Die ihr auf jener Insel heimisch wohnt,
Euch, eurer Liebe sey dies Bild geweiht!
Wenn es in eures Busens Tiefen nur
Die vielgeschwungne Saite tönend regt:
Dann ist des Bildners Mühe hochbelohnt.

Es war Christabend, und die Bäume blühten blinkend und blendend im geronnenen Duft, und weit umher war die Erde von den herabgefallenen Blüthenflocken bedeckt, und die eben untergehende Sonne schien vom blauen, stillen Himmel herab durch die gefrornen Fenster, und die Strahlen spielten mit den freundlichen Flammen, die im Kamine flackerten.

Da schlich still vom Fenster weg, mit leisem Tritte verstohlen an den Wänden hinschlüpfend die kleine Ina, und unversehens sprang sie dann jauchzend hervor, und warf sich in den Schooß der scherzhaft aufschreckenden Mutter, und wie diese lächelnd den Kopf zu der Kleinen herabbog, umklammerte sie ihr eilig den Nacken fest mit der Rechten, und mit der Linken auf die hingehaltenen Kniee gestützt, kletterte sie emsig hinan, und als sie schwebend und wiegend oben auf kniete, da lächelte sie Endlich froh der Mutter tief in die Augen, und hing liebkosend und schmeichelnd an ihrem Halse, und raubte der Willigen von den Lippen die Küsse, und stürzte sich mit dem Raube jubelnd in die umschlingenden Arme zurück. Dann arbeitete sie sich wieder hastig hervor, streichelte der verstellt Zürnenden Augen und Wangen, sah dann schelmisch lächelnd und lose gerade vor sich hin, und fragte bittend: „Lieb Mutter, bin ich dann lieb?" und als diese überfließend das listig flehende Köpfchen gegen sich zog, da entwand es schnell und geschickt den Mund den strömenden Küssen, und ungestüm sich aufrichtend bat es eifrig, „Nun dann erzähl' von Christkindchen, lieb Mutter!" und als diese lächelnd ja nickte, da schlug das Kind frohlockend die Händchen zusammen, und jubelte: „Die Mutter erzählt! von Christkindchen will sie erzählen! Hör lieb Mutter, durch's Fenster hab ich viel Goldflitterchen und Silberflitterchen gesehen, die hat's herunter-geworfen, und draußen da blinkt und glitzert Alles prächtig, und du mußt die Augen zuhalten, weil's dich verblendet. Nicht wahr, Mutter! Christkindchen hat Ina lieb, und bringt ihr viel schöne Sachen, und du erzählst mir, wie lieb es mich hat, und erzählst's ihm wie ich's wieder lieb habe," und als die Mutter immer lächelnd ja nickte, und die redselige Kleine enger umschlang, da ward das schelmische Köpfchen auf einmal ruhig und ernst, und glitt langsam an der Schulter herab, und schmiegte sich ihr fest an den Busen, und die Hand in ihre Locken geschlagen, die Augen fest auf ihre Lippen geheftet, athmete es schnell und leise in froher Erwartung.

Aber die Mutter begann:

„Weit weit oben, noch viel weiter als wo der Donner herkömmt, und die Wolkenschäfchen weiden, da wohnt Christkindchen in einem schönen Garten, und der Garten ist so groß wie die ganze Welt, und die Sternchen, die Nachts so schön am Himmel brennen und blitzen, sind die Blumen in dem Garten; und die Blumen blühen immerfort das ganze Jahr, weil Christkindchen darin ist, und wo Christkindchen wohnt, da ist kein Winter und keine Nacht, da ist's immer warm und immer hell und

immer Frühling. Und im Garten bei Christkindchen sind viel tausend Millionen Engelchen, ganz winzig klein wie Vögelchen, und andere größer wie du; und die Sternchen, die draußen am Himmel flimmern, sind ihre Aeuglein, mit denen sie dich freundlich anzucken, wenn du zu ihnen hinaufsiehst, und sie herunterwinkt. Und die Engelchen haben rosenfarbene Flügelchen, damit flattern sie wie Bienchen durch's Himmelsblau, und küssen sich und herzen sich, und haben sich lieb, und hüpfen zusammen, und summen und singen; Christkindchen aber ist unter ihnen, und sieht wie sie sich lieb haben, und hat Freude darüber, und sie haben wieder Freude daran, daß Christkindchen sich freut. Aber Christkindchen ist vor allen herrlich und prächtig, es glänzt viel schöner wie die Sonne, und verblendet die Augen doch nicht; wenn es lächelt, dann lächeln alle Engelchen mit, und die Kinder lächeln auch mit, die schlafen. Denn wenn die Kinder schlafen, dann steht ihnen der Himmel wieder offen, und sie erkennen Christkindchen und die Engelchen ganz deutlich, und sehen sie flattern und spielen, und sprechen mit ihnen im Traume, und wenn sie erwachen, wissen sie nichts mehr davon."

„Lieb Mutter, wenn ich wieder schlafe, will ich recht acht geben, und will dir alles erzählen, was die Engelchen gemacht haben; aber sag, bleiben die Engelchen denn immer bei Christkindchen?"

„Nein, Christkindchen schickt sie auf die Welt, und die braven Engelchen, denen Christkindchen gut ist, weil sie lieb sind, die setzt es in schöne wohlriechende Blumen hinein, und die Engelchen wachsen mit den Blümchen zusammen, und die Blümchen werden lebendig, und die Engelchen sind ihre Seelchen, und es werden Kinderchen daraus, die Christkindchen der Mutter auf den Schooß legt; und die Mutter ist froh, wenn sie die Kinderchen findet, und hat sie lieb, wie Christkindchen sie lieb gehabt hat, und hat sie immer lieb, wenn sie immer brav sind, wie sie gewesen sind. Die aber, die nicht gut thun wollen, die vorwitzig, schmutzig und mürrisch sind, die der Mutter nicht folgen, die die Wahrheit nicht sprechen und eigensinnig sind und immer naschen wollen, denen schickt Christkindchen eine Ruthe herunter zur Weihnachtsbescherung, und sie müssen sich in Unkraut und Nesseln und garstige Blumen hineinsetzen, und die Mutter weint, wenn die ungerathenen Kinder ihr Leid anthun, wie sie Christkindchen angethan haben, und ihre einzige Sorge ist, daß sie wieder gut werden."

„Sag, lieb Mutter, sag, was für ein Blümchen ist denn Ina gewesen?"

„Ina ist ein Röschen gewesen, und ein kleines, lustig, buntes Engelchen hat sich hineingewühlt, und die Blätter sind über ihm zusammengeschlagen, und Christkindchen hat Röschen abgebrochen, und hat's der Mutter im Schlafe gegeben, und die hat's an den Busen gedrückt, und als sie erwachte, da war Röschen weg, und Ina lag in ihrem Schooß, und die Mutter hat sie lieb gehalten, wie sie sie jetzt lieb hält; aber wenn Ina unartig ist, dann kommen die Stacheln am Röschen hervor, und stechen die Mutter, wenn sie sie lieb hält."

„Weißt du was, lieb Mutter! wenn der Sommer kömmt, dann gehst du mit mir in den Wald, und im Walde pflück ich ganz kleine Blümchen, so — winzig klein, und aus den Blümchen flecht ich einen Kranz, und den Kranz bringst du Christkindchen, und läßt es lauter liebe, kleine Engelchen hineinsetzen, und dann werden ganz kleine Kinderchen daraus, und die Kinderchen bring mir, und ich will ihr Christkindchen sein, und will mit ihnen im Garten spielen und hüpfen und springen, und will sie lieb haben, wie Christkindchen sie lieb gehabt hat, daß sie gar nicht mehr in den Himmel zurück wollen, bis wir alle mitgehen."

Die Mutter nickte lächelnd und fuhr fort: „Alle Jahre kommt Christkindchen vom Himmel herunter, und besucht die Engelchen, die Kinderchen geworden sind, wenn sie schlummern, und denen die fromm und gut waren, läßt es Blumen und Früchte aus dem Himmelsgarten zurück, die aber unartig gewesen sind, denen kehrt es geschwind wieder den Rücken, und läßt sie allein liegen, und giebt ihnen keine Blumen und Früchte. Und die Kinderchen, die Christkindchen wieder in den Himmel mitnehmen will, die küßt es dreimal, dann flattert das Engelchen aus der Blume, in der es eingeschlossen war, und das Kind ist gestorben, und die Blume verwelkt und wird wieder zu den andern Blumen gelegt."

„Nicht wahr, lieb Mutter, Christkindchen hat Brüderchen auch geküßt, und da ist's in den Himmel geflogen? Hat Brüderchen dich denn nicht lieb gehabt? Weißt du, ich mag nicht sterblegen, wenn Christkindchen mich auch einmal küßt."

„Brüderchen hat die Mutter auch lieb gehabt, aber Christkindchen hat's noch lieber gehabt, und hat viel Engelchen geschickt, die haben Juchen gebracht, und Brüderchen darin mitgenommen; aber die Mutter hat doch viel geweint, als Brüderchen nicht wieder erwachte, und Blümchen im Garten unter die andern Blumen gelegt wurde." —

Die Kleine horchte ängstlich kurzathmend der schweigenden Mutter, und als eine stillgeweinte Thräne auf ihre Wangen herabtropfte, da richtete sie sich schnell auf, und küßte die Mutter, und von weicher Rührung übernommen, sagte sie mit zerrissem Tone: „Du mußt nicht weinen, lieb Mutter, ich will einschlafen, und wenn Christkindchen zu mir kömmt, dann will ich Brüderchen von ihm zurückbitten, ich will's recht bitten und weinen, und ihm sagen, daß du Brüderchen so lieb hast, und

weinst, weil's nicht zurückkömmt, und dann muß Christkindchen auch weinen, und wird dich dauern, und Brüderchen darf dann wieder mit mir fliegen, und du nimmst uns alle beide auf den Schooß, und ich halte Brüderchen lieb, und du hältst uns alle beide lieb."

Und die Mutter umfaßte den lieblichen Engel, und drückte ihn fortweinend aus Freude an die nasse Wange, und küßte ihn viel und heiß, und als sie sich satt geherzt hatte, sagte sie, „Ina, ich will dir von Christkindchen singen, willst du das Lied vom Christkindchen hören?"

„Ja!" sagte freudig das Kind, und horchte begierig auf die Schulter der Mutter gelehnt, und diese sang:

„Christkindlein hoch im Himmel wohnt,
Viele, viele Englein mit ihm sind;
Wenn die goldnen Himmelslichtchen schießen,
Flattern Englein um und um.

Horcht! zu dem Kind ihr kommen sollt,
Das die Arme sehnend nach euch streckt;
Ach! vorbei die Himmelslichtchen schießen,
Drunten das Kind sich grämen muß.

Auf hohen Berg es klimmen will,
Da die Mutter auf den Arm es nimmt,
In die dunkeln Wolken läßt sich's heben,
Und das Kind nun weinend ruft:

Christkindlein! Ina zu dir will,
Ach so heiß das Kind zu dir verlangt. —
Aber über'm hohen Berg sind höh're,
Dann die Wolken höher noch;

Am höchsten sich der Himmel wölbt,
Und die Mutter müde, müde wird,
Darum muß das Kind im Thale bleiben,
Bis zu ihm lieb Christchen kommt.

Christkindlein! flehend dann es spricht,
Dort am Bach ein schöner Garten ist,
Der gehört der Mutter, da sind Blumen,
Primeln, Veilchen, Wiesengrün.

Da komm hin, da ist's heimlich, still,
Und den lieben Frühling mit dir bring,
Und den garst'gen Winter fortvertreibe,
Der die Blümlein sterben macht.

Da spielen wir zusammen schön,
Hüpfen unter grünen Blumen hin,
Haschen goldgefleckte Sommervögel
Wasserjungfern los und schlank.

Im Busche tief hat Mutter uns
Einen weichen Sitz von Moos gemacht,
Kleine Schellen sind da aufgehangen,
Und die klingen lieblich, hell.

Dort hören wir dem Klingen zu,
Wenn wir müd gesprungen und gehüpft,
Flechten Kränze, Sträußer aus den Blumen,
Die da wachsen groß und schön.

Christkindlein! wenn du aber kommst,
Dann, ach dann magst du nicht wieder geh'n
Bis die lieben, armen Blümlein sterben,
Daß sie nicht der Winter würgt.

Nein, bei'm Kind du bleiben mußt,
Bis die armen Blümlein schlafen geh'n,
Ach das Kind wird doch ja immer weinen,
Wenn du wieder von ihm zieh'st."

Während die Mutter so sang, küßte der Schlaf freundlich dem Kinde die schweren Augenlieder, und es senkte das trunkne Köpfchen auf die Schulter der Mutter, der Engel schlug noch einigemal mit den Flügelchen, und entschlief sanft, und die Mutter drückte ihn an den freudezitternden Busen, und sein warmer, leiser Athemzug drang bis zum mütterlichen Herzen, und es zerfloß unter dem Hauche der Liebe in Wonne. Das Kind schien im Schlafe von mancherlei Gefühlen bewegt, sein Gesicht war bald heiter im lichten Strahl des Entzückens, bald fuhren leichte Wölkchen darüber hin, und es schien sich verbergen zu wollen; oft streckte es die Hände aus, als wenn es nach etwas reichen wollte, und schmiegte sich dann wieder fester an die Mutter, und lächelte entzückt und froh fort.

Und dem Kinde träumte: es kam aus einem dunkeln Bogengange hervor, vor ihm lag eine weite Ebene, und in der Luft schwebten wie grüne, gelbe und rothe Feuerfunken viel Bienchen und Mückchen; und der Boden war mit Blumen bedeckt, in jeder Tulpe waren kleine kleine Vögelchen prächtig gefärbt und gesprenkelt, und streckten die Köpfchen hervor, und sahen freudig um sich, und zwitscherten; die Alten aber schwebten wiegend über den Blüthenästchen, und schlugen jubelnd mit den Flügeln, und sangen viel schöner als alle Vögel in den Wäldern; und kleine Häschen hüpften durch die Blumen, und wollten die Schatten haschen, die auf der Ebene liefen; und schneeweiße Lämmerchen gras'ten still und froh, und sahen das Kind an und liefen nicht weg. Am Rande war die Ebene mit Bäumen bekränzt, und auf den Bäumen hingen Pomeranzenblüthen und Kirschblüthen und Aepfelblüthen, und unter den Blüthen hingen Pomeranzen und Kirsche und Aepfel, und alle Früchte in der Welt; aber unter den Bäumen blinkte ein großer Fluß hervor, und über dem Flusse waren noch andere schönere Bäume; und auf den Blumen diesseits stieg ein Regenbogen an den Himmel auf, und war über den Fluß wie eine Brücke geschlagen, und stieg auf der andern Seite wieder unter die Bäume nieder, und jenseits den Bäumen war's neblig und duftig. Aber

das Kind setzte sich unter die Blumen, und schaukelte die jungen Vögelchen in ihren Blüthenkelchen, und liebkoſ'te die Alten, die ſich zutraulich ihm auf die Schulter ſetzten, und ſtreichelte die Lämmerchen und küßte ſie. Auf einmal kamen viele Töne aus der Ferne herangeſchwebt, und ſie ſchwebten immer näher, und fielen wie Regentropfen vom Himmel herab, und ſchlugen wiedertönend auf den Blumen auf; da blickte das Kind von den Blumen in die Höhe, und ſah auf dem Regenbogen Chriſtkindchen ſitzen, wie von purem Feuer und Licht und Glanz, und um Chriſtkindchen herum ſchwebten viel tauſend Engelchen mit roſenfarbenen Flügelchen, von denen die Töne träufelten, lieblich von Geſicht, in Lichtwölkchen gehüllt, aber am lieblichſten Chriſtkindchen, das ſie mit Holdſeligkeit Alle wie eine Sonne die Abendwölkchen beſchien. Das Kind ſchaute unter den Blumen hervor hin, und reichte nach dem Glanze, und wendete das goldene Köpfchen ſchüchtern ab, und ſah blöde wieder hin, und reichte und richtete ſich ſehnend auf, und ſank zurück, und wie auf Wellen der Sehnſucht ſchwankte es auf und nieder. Und bald ſah das göttliche Kind auf das bewegte Gemüth hernieder, und durch die goldnen Wölkchen der umgebenden Engel fiel der Strahl des liebenden Blickes verklärend auf die kaleende Geſtalt herab. Und Chriſtkindchen ging eilig den Bogen hinunter nach den Blumen hin, und mit ihm gingen und flatterten alle Engelchen, und wenn die Erſten hinüber waren, dann kamen immer Neue und Neue aus dem Nebellande hervor, und ſchwebten auch über die Brücke, und das dauerte ohne Aufhören ſo fort. Das Kind aber ſchloß vor dem nahenden Glanze und den vielen Lichtern die Augen, und als es ängſtlich ſcheu wieder aufblickte, da ſtand dicht vor ihm Chriſtkindchen von ſchimmernder Glorie umfloſſen, in ſchmelzender Liebe ſtrahlend, und öffnete die Arme dem furchtſamen Engel entgegen, und von einem übernatürlichen Zuge gezogen, taumelte dieſer in die geöffneten Arme hinein; und als Chriſtkindchen ihn geküßt hatte, da ſchmolz unter dem Kuſſe dem Kind alle Scheu weg, und es ging auseinander wie eine brechende Knoſpe, und umſchlang Chriſtkindchen auch mit den Armen, und fragte küſſend und liebkoſend: Lieb Chriſtkindchen, biſt du mir gut? und die Glorie umfing die Kinder, die einander in den Armen hielten, wie die Kleinen mit den Heiligenſcheinen im Bilde der Mutter, und Engelchen flatterten hin und flatterten her von Blume zu Blume, von Zweig zu Zweig, und küßten Chriſtkindchen und die neue Geſpielin und brachten Blumen für ſie, und Obſt und Vögelchen; Andere tummelten ſich auf den ſchneeweißen Lämmerchen im Graſe herum; Andere ſchaukelten ſich auf Lilienſtengeln, und noch Andere wanden ſich mit Blumen und bunten Vögeln in Kränze, und tanzten Eierkranz um die blühenden Büſche.

Und Chriſtkindchen faßte das Kind bei der Hand, und zeigte ihm die frohen Spiele der Engel und das Kind hatte viele Freude daran, und wollte mitſpringen und mitküpfen, und auch um die blühenden Büſche mittanzen. „Willſt du hier bleiben, Ina?“ fragte Chriſtkindchen die Kleine, als ſie eben ein Engelchen bei den Flügeln eingehaſcht hatte, und ſich nun daran vergnügte, es zappeln zu ſehen; „du ſollſt auch ein Engelchen werden!“ Da ließ das Kind das ſträubende Engelchen fliegen und ſagte betrübt: „Nein — lieb Mutter meint, wenn ich nicht zurückkomme, und lieb Mutter ſoll nicht weinen. Ich hab lieb Mutter ſo lieb, wie ich dich habe, und du haſt noch Engelchen genug, die dich lieb haben, aber lieb Mutter hat kein Brüderchen mehr, das haſt du auch bei die behalten. Hör, lieb Chriſtkindchen! zieh mit Brüderchen wieder, ich will's der Mutter zurückbringen.“

„Nein, lieb Inchen! Brüderchen kann nicht wieder zurückkommen, Blümchen iſt verwelkt, das in dem Brüderchen wohnte, und Engelchen iſt weit weg anderwärts hingeflogen; aber wenn die Blumen blühen, dann will ich der Mutter ein ander Brüderchen ſchicken.“

„Aber warum haſt du denn das arme Blümchen verwelken laſſen, die Mutter hätt's ja gern begoſſen und gepflegt; aber hör, Chriſtkindchen! wenn du ein ander Brüderchen ſchickſt, dann mußt du mir ein liebes ſchönes Engelchen einfangen, und mußt ihm die Flügelchen ſtutzen, damit's nicht mehr fortfliegen kann, und dann mußt du's in eine prächtige Blume hineinſetzen, und dann kömmt die Mutter und pflückt's, und ſteckt's an den Buſen, und Brüderchen iſt da, wenn ich am Morgen wieder erwache, und ich halt's lieb, und wir tanzen mit andern Kindern auch Eierkranz, und reiten auf Lämmerchen, und alle Nachts wenn wir ſchlafen, erzählen wir dir, wie wir geſpielt haben.“

„Ja, Ina, ich will ein Goldengelchen haſchen, und will ihm die Flügelchen ſtutzen, und will's in eine Feuerroſe hineinthun, und du bekommſt ein Goldbrüderchen, fromm und lieb wie du biſt, und ſoll nicht mehr fortfliegen, damit die Mutter nicht wieder weint.“

Und die Kinder ſprachen noch viel vom eingeſchlafenen Brüderchen, und vom Goldbrüderchen das kommen würde, und von der Mutter, die ſchon lange wartete, und küßten unter den Blumen herum, und ſchüttelten an den Bäumen, daß die Engelchen flatternd herabfielen. Chriſtkindchen aber pflückte viel ſchöne Blumen und machte Sträußer daraus für die Mutter und für's Kind, und viel Engelchen kamen, und brachten Küſſe, und Obſt und kleine goldgrüne, und feuerfarbne, und himmelblaue Vögelchen. Und das Kind hatte nicht Hände genug, um Alles zu behalten; die Früchte drückte es mit den kleinen Armen an ſich; die Blumen that es in's Schürz-

chen, und legte die Vögelchen drauf; und was es in den Händen hatte, ließ es immer wieder fallen, um was Neues wieder anzunehmen; und die Vögelchen flatterten wieder seitwärts zum Schürzchen heraus; und wenn es mit den vollen Händchen da zubiß, dann hatten sie dort wieder eine neue Oeffnung gefunden, und flogen davon, und als es bestürzt und eilig sie haschen wollte, da gleitete das schöne Obst zwischen den Armen herunter, und das Kind sah wehmüthig dem Verlornen nach, und griff eilig nach dem Neugebrachten. Und Christkindchen band ein schneeweißes Lämmchen an ein rosenfarbenes Band, und schenkte es dem Kind, und küßte es vielmal, und das beladene Kind konnte kaum wiederküssen, und hatte viel Sorge, und erwachte über dem Sträuben und Blöcken, und als es auf dem Schooße der Mutter sich aufrichtete, da sah es die Blumen und die Früchte alle vor sich, und das schneeweiße Lämmchen blickte es fromm mit ruhigen Augen an. Und das Kind lächelte froh, und sah die Mutter an, und küßte sie hastig, und erzählte ihr jubelnd, daß Christkindchen ihm Alles geschenkt habe, und was sie gesprochen hatten, und wie aus den Blumen ein ander Brüderchen kommen würde, und dann wand sich's behend auf die Erde hinunter, und herzte und liebkos'te das Lämmchen, und brachte es der Mutter, und sie wanden Kränze aus den Blumen, und krönten das geduldige Schäfchen damit.

II.

Die Gaben der Zwerge.

(Volksmärchen aus der Bretagne, von Heinrich Bode. Leipzig, bei Otto Wigand. 1847. S. 127.)

Vor alten Zeiten lebte einmal in einem Dorfe ein Mann mit seiner Frau, die gingen beide Jahr aus Jahr ein bei anderen Leuten in Arbeit, um sich ihren Unterhalt zu verdienen. Bendix war der Aermste im Dorfe, aber was ihm an Geld und Gut zu wenig beschieden war, das hatte er in preiselei Weise zu viel bekommen, und zwar im Guten und Schlimmen. Nämlich er besaß ein ganz vortreffliches Herz und einen gewaltigen Höcker.

Das Erste erwarb ihm viele Freunde und Alle hatten ihn lieb, allein den Höckers willen mußte er manchen Spott der losen Straßenjugend ertragen. Aber dieser Höcker war auch in der That ein wenig zu groß, und wenn Bendix sich setzen wollte, so mußte er einen Stuhl ohne Lehne nehmen oder sich auf die flache Erde niederlassen, weil ihm sonst sein lästiger Zierrath im Wege stand. Selbst seine Frau, die ihn doch von Herzen liebte und vor der Hochzeit den Höcker ganz und gar nicht beachtet hatte, fand denselben nach einem Jahre etwas vernunftaltend und sagte manchmal:

— Ach, lieber Bendix, wie hübsch müßtest du seyn, wenn dein Rücken ein wenig schlanker wäre; ich glaube, du gäbest den schönsten Mann im Dorfe ab.

Diese Bemerkung mußte Bendix eines Tages wieder hören, da er mit seiner Frau von der Arbeit heimkehrte. Sie hatten für den reichen Bauer Hen umgewendet, und weil sie es nicht machten, wie faule Knechte, die beim Betglockenschlage davon laufen, sondern gern die Arbeit fertig haben wollten, so kamen sie ungewöhnlich spät zurück.

Die Wiese, wo sie gewesen waren, lag eine weite Strecke vom Dorfe entfernt. Die Sterne funkelten bereits hoch am Himmel und die Nacht war vorgerückt. Bendix mußte über eine große Haide, auf der es nicht recht geheuer war. Aber er that keinem Menschen und Thiere was zu Leide, darum hatte er ein gut Gewissen und fürchtete sich nicht.

— Komm, Liesel! sagte er; laß uns eilen, daß wir hinüber kommen. Es sollen böse Zwerge auf der Haide wohnen, welche die späten Wanderer zum Tanze zwingen, bis ihnen der Athem ausgeht, daß man sie am andern Morgen todt unter freiem Himmel liegen findet.

Sie schritten rasch voran. Als sie aber in die Mitte der Haide kamen, wo eine Menge große Steinblöcke lagen, zwischen denen die Zwerge wohnten, da stürzten auf einmal lange Reihen von kleinen Kobolden hervor. Einige trugen große Hörner, auf denen sie bliesen, und die anderen hatten sich mit den Händen angefaßt, tanzten und zogen einen großen Kreis um Bendix und seine Frau und schlossen sie endlich in ihre Mitte ein.

— O weh! rief Bendix seiner Frau zu, wir sind verloren. Wenn die Zwerge uns zum Tanzen zwingen, so ist's um uns geschehen.

Frau Liesel klammerte sich fest an ihren Mann und konnte vor Schrecken kein Wort reden.

Wirklich machten die Zwerge Anstalt, die beiden Leute zum Tanze zu zwingen. Kaum aber waren sie an Bendix herangekommen, da fuhren sie mit großem Geschrei zurück und schrieen in singendem Tone:

Laßt ihn gehn, laßt ihn gehn,
Seine Sichel schützet ihn;
Weh', die Sichel schützet ihn,
Laßt ihn eilig weiter gehn!

— Aha! dachte Bendix, die Haben Furcht vor der Sichel. Hätt' ich doch mein Lebtag nicht gedacht, daß das Ding noch zu etwas anderm nütze wäre, als Gras zu schneiden.

Er zog seine Frau rasch mit sich fort und erreichte glücklich sein Haus.

In der Nacht aber gingen allerhand Gedanken in seinem Kopfe herum. Er dachte an den Höcker, den seine Frau heute zum drittenmale häßlich gefunden hatte,

und an die Zwerge, die mancherlei Künste verstehen sollten und vor seiner Sichel sich fürchteten. Er sprach kein Wort, aber am andern Morgen, als er aufstand, dachte er: — ich weiß, was ich thue.

Abends richtete er es so ein, daß er allein nach Hause ging. Er wartete, bis die Sterne am Himmel schimmerten wie Millionen Edelsteine, und Niemand sich mehr in die Nähe der Halde wagte.

Bendix nahm seine Sichel zur Hand und ging geraden Wegs auf die Halde.

Die Zwerge sahen ihn schon von weitem kommen und riefen ihm freundlich entgegen:

— Sehr, da kommt Bendix!

— Ja, entgegnete Bendix. Da ich weiß, daß ihr in meiner Nachbarschaft wohnt, so muß ich euch doch einen Besuch abstatten.

— Das ist brav, riefen die Zwerge. Willst du ein wenig mit uns tanzen?

— Nehmt mir's nicht übel, liebe Leutchen! versetzte Bendix; aber ich habe einen kurzen Athem und kann's nicht lange aushalten.

— Wir halten ein, sobald du nicht mehr kannst.

— Versprecht ihr mir das? sagte Bendix, dem es nicht übel vorkam, einmal einen Reigen mitzumachen, um doch hernach auch davon reden zu können.

— Wir versprechen es dir! antworteten die Zwerge.

— Schwört ihr es mir bei meiner Sichel?

— Wir schwören's bei deiner Sichel!

Bendix traute den Zwergen, trat mit in den Reigen und der Tanz ging los. Die Zwerge sangen dazu, aber es war immer dasselbe:

Montag, Dienstag, Mittewoch,
Montag, Dienstag, Mittewoch.

Bendix hörte es ein Weilchen mit an, dann blieb er stehen und sagte:

— Alle Achtung vor euch, gute Leutchen! aber euer Gesang ist erschrecklich eintönig. Ihr bleibt ja immer vorn in der Woche stecken und kommt nicht über die Mitte hinaus. Wenn ihr's zufrieden seid, so mache ich ein anderes Verschen dazu; aber ihr müßt vorlieb nehmen wie gut oder schlecht es ausfällt, denn ich bin kein Reimschmied.

— Vortrefflich! immerzu! riefen die Zwerge.

Bendix hub an zu singen:

Montag, Dienstag, Mittewoch,
Donnerstag und Freitag noch.

Die Zwerge geriethen in eine lebhafte Bewegung.

— Bravo! bravo! riefen sie und drängten sich um Bendix. Du bist ein Poet sonder Gleichen und kannst vortrefflich tanzen. Sag' es uns noch einmal vor!

Bendix sang noch einmal:

Montag, Dienstag, Mittewoch,
Donnerstag und Freitag noch.

Die Zwerge brehten sich wie närrisch vor Freude in wirbelndem Tanze und sielen dann wieder zu Bendix und riefen alle auf einst:

Hast du irgend einen Wunsch? Was begehrst du? Willst du Reichthum oder Schönheit? Du darfst einen Wunsch aussprechen, wir werden ihn erfüllen.

— Ist das euer Ernst? fragte Bendix überrascht.

— Voller Ernst! wünsche, wünsche!

— Nun denn! versetzte Bendix, schauet einmal her, ich habe einen Höcker, der mir just nicht zum besten steht und meiner Frau eben auch nicht zu gefallen scheint; könntet ihr mir davon abhelfen?

— Sey ohne Sorgen! riefen die Zwerge; komm einmal her! . . .

Sie ergriffen Bendix und fingen an, ihn einander zuzuwerfen wie einen Spielball, bis er die Runde durch den ganzen Kreis gemacht hatte.

— Jetzt ist es aus mit dir, dachte Bendix, als er so luftig durch die Luft flog, die Zwerge haben dich doch betrogen!

Allein als er an den Grasen zurückkam, stellte ihn dieser ganz ruhig wieder auf die Füße und — Bendix war seinen Höcker los. Er war jetzt so schmuck und schön geworden, daß seine leibliche Mutter ihn kaum wieder erkannt hätte.

Seine Frau wollte ihn erst gar nicht in's Haus aufnehmen. Bendix mußte ihr sagen, wie viel Hemden er ihm Koffer liegen habe und wie viel Flecken auf sein Arbeitskleid gesetzt wären; da glaubte sie es endlich und ließ sich von ihm seine Verwandlung erzählen. Zwar schmälte sie, daß er sich zu den bösen Zwergen gewagt hatte, allein die Freude über seine Verschönerung konnte man deutlich auf ihrem Gesichte lesen.

Die Hütte, worin Bendix wohnte, gehörte seinem Nachbar, einem Schneider, der ein feines Männchen und sehr reich, aber gewaltig geizig war und ein wenig stotterte. Der Schneider hatte seit einigen Tagen den Miethzins von Bendix zu fordern. Als er die Veränderung erfuhr, welche mit diesem vorgegangen war, wurde er neidisch auf das Glück desselben, denn ein Geizigar kann es nicht verschmerzen, wenn einem etwas Gutes geschieht, sey es auch eine noch so unschuldige Sache. Er dachte nach, daß es damit eine besondere Bewandtniß haben müsse, und wollte es wissen.

Er ging also zu Bendix, mahnte ihn um den Miethzins und drohte, ihn aus der Hütte zu werfen, wenn er nicht auf der Stelle bezahle.

Bendix bat ihn, er möge noch ein Paar Tage warten, da bekomme er seinen Lohn und könne die Schuld

abtragen. Aber der geizige Schneider gab keinen Pardon. Endlich nach langem Bitten sagte er:

— Gut, ich will drei Tage warten, wenn ihr mir sagt, wie ihr euren Höcker los geworden seid.

Bendix erzählte es ihm und theilte ihm auch das Geheimniß von der Sichel mit.

— Schönheit und Reichthum! dachte der Schneider; da fällt einem die Wahl nicht schwer und man kann um so einen Wunsch schon einen Gang thun.

Sobald der Mond am Himmel stand, ging er auf die Haide und fand die Zwerge. Sie sangen ihren alten Vers mit dem Zusatze, den Bendix gemacht hatte, und tanzten lustig umher. Der Schneider tanzte mit und als er ein Weilchen mit herumgekreiset war, blieb er stehen und rief: er wolle auch ein Verslein dazu thun.

Voller Freuden blieben die Zwerge stehen. — Sing, riefen sie, sing!

Sie selber sangen an:

Montag, Dienstag, Mittwoch,
Donnerstag und Freitag noch —

— Sing! sing! riefen sie.

Stotternd sing der Schneider an:

Sa . . . Sa . . . Samstag . . .

Weiter! weiter! schrieen die Zwerge.

Sa... Sa... Samstag... a... a... auch dazu...

Weiter konnte es der Schneider nicht bringen, der Schweiß stand ihm dick auf der Stirne und sein Herz klopfte wie ein Hammer.

Die Zwerge liefen wild durch einander und schienen auf den Schneider böse zu seyn. Endlich stellten sie sich um ihn und sagten:

— Weil du unsern Vers denn doch etwas verändert hast, so thu einen Wunsch, wähle zwischen Schönheit und Reichthum!

Da bekam der Schneider wieder frischen Muth.

— Hört! sagte er, Bendix hat Schönheit gewählt; damit ihr nicht zweimal dasselbe zu gewähren habt, so will ich nehmen, was Bendix nicht gewollt hat.

Augenblicklich erfaßten ihn die Zwerge und schleuderten ihn aus einer Hand in die andere durch den Kreis. Als er beim Letzten angekommen, da war sein Wunsch erfüllt; aber nicht in dem Sinne, wie er es gemeint, daß er Geld und Gut bekomme, sondern der Höcker, den Bendix nicht gewollt hatte, saß zwischen seinen Schultern. Mit Schimpf und Schande trieben ihn die Zwerge von der Haide.

Der Schneider war über dieß Mißgeschick wüthend, und da die meisten Leute immer gern die Schuld von dem Unfall, was sie selbst angerichtet haben, auf Andere schieben, so schrie auch er, Bendix habe ihn verleitet, und schwur sich zu rächen. Er schloß sich zwei Tage lang ein und ließ Bendix am Abend des zweiten Tages sagen, wenn er am andern Morgen nicht den Zins bezahlt habe, so lasse er ihn aus der Hütte jagen und alles, was drin sey, verkaufen.

Bendix hatte geglaubt, der Schneider werde den nächsten Tag noch abwarten. Als er diesen Bescheid bekam und die Leute im Dorfe sich einander zuflüsterten, der Schneider trage jetzt Bendix's Höcker, da verlor er die Hoffnung. In großer Bekümmerniß nahm er die Sichel und ging auf die Haide.

Die Zwerge sangen wieder ihr Lied:

Montag, Dienstag, Mittwoch,
Donnerstag und Freitag noch.

Sa... Sa... Samstag ... a... a... auch dazu...

Wie traurig Bendix auch war, so mußte er über den Gesang doch lachen.

— Das klingt und klappt ja nicht! rief er.

— Ah, da ist unser Bendix! ja, ja! das ist ein schlechtes Gereimsel.

— Nun, laßt sehen, es läßt sich dem Ding vielleicht nachhelfen, sagte Bendix, und fing an zu singen:

Montag, Dienstag, Mittwoch,
Donnerstag und Freitag noch,
Thu den Samstag auch dazu,
Sonntag geht die Woch' zur Ruh!

— Bravo, bravo! riefen die Zwerge. Bendix ist unser Retter! Er hat den Vers fertig gemacht, der uns aufgegeben war, und wir sind erlöst von unserm Tanze.

Sie drängten sich um Bendix herum und erzählten ihm, daß sie zur Strafe für einen schlechten Gebrauch ihrer Macht verurtheilt gewesen, so lange in dieser Haide zu wohnen und die ganze Nacht zu tanzen, bis Jemand den Vers vollende, dessen erstere Worte ihnen vorgeschrieben worden.

Wie sie sich so freuten, dachte Bendix: — Jetzt kannst du deine Bitte recht bequem anbringen.

Er klagte also den Zwergen, daß er büßen müsse, was sie an dem Schneider gethan; er wolle ihn morgen aus der Hütte werfen und seine Habseligkeiten verkaufen, wenn er den Miethzins nicht zahle.

— Bekümmere dich nicht! entgegneten die Zwerge. Wir verlassen jetzt die Haide und wollen unserm Retter gern erkenntlich seyn. Schau, hier zwischen den Steinen liegen prall Säcke, die sollst du haben; nimm sie und trage sie in dein Haus.

Bendix dankte, nahm Abschied und ging mit den Säcken heim.

Als er zu Hause angekommen war, warf er die schwere Last auf die Erde und rief seiner Frau zu:

— Zünde Feuer an und verschließ Thür und Fenster, damit unser Nachbar nichts von dem Reichthume sieht, den ich mitbringe. Puh, wie schwer das war, es muß so viel seyn, daß man drei ganze Dörfer davon kaufen kann.

Die Frau that, wie gesagt, dann eilte sie zurück und

öffnete einen Sack nach dem andern; da war in allen lauter — Sand, dürres Laub und Kieselsteine.

Bei diesem Anblick stieß die Frau ein lautes Geschrei aus.

— Da sieh, was du hast. Ich habe es ja immer gesagt, daß von den Zwergen nichts Gutes kommt. Wenn es uns nur nicht noch mehr Unglück ins Haus bringt.

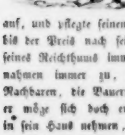
Wendik stand starr vor Schrecken da; in seinem Entsetzen fiel ihm die Sichel, die er noch hielt, aus der Hand. Der Stiel derselben war aus Haselholz und fiel gerade in den Sack. Augenblicklich verwandelten sich die Blätter in Goldstücke, die Kieselsteine in Diamanten und der Sand in Perlen. Wendik merkte jetzt, daß das Haselholz eine eigene Kraft habe und nicht blos einen unerzogenen Buben artig machen, sondern auch verzauberte Schätze wieder verwandeln könne. Er sah seinen Versuch ebenfalls bei den übrigen Säcken anschlagen und war auf einmal der reichste Mann im Orte, zum größten Verdrusse des Schneiders, der es gleichfalls gern geworden wäre, aber aus seinem Geize nur üblen Gewinn gezogen hatte.

Merk's also, Genügsamkeit hilft weiter als Habsucht.

III.

Der Bauer als Wunderdoktor.

Ein friesischer Schwank, frei nacherzählt.



eit, weit von hier, in Friesland, und vor vielen Jahren, da König Radbod in Starum über die Friesen herrschte, da lebte um das Jahr 770, zu Almenum bei Harlingen ein reicher Bauer Namens Gjalt. Er hatte alles Heu und alle Thaler vollauf, und pflegte seinen Weizen so lange aufzuspeichern, bis der Preis nach seinem Wunsche stand. So wurde seines Reichthums immer mehr, aber auch seine Jahre nahmen immer zu, und da redeten ihm denn seine Nachbaren, die Bauern, immer wieder und wieder zu, er möge sich doch endlich eine frische, junge Frau in sein Haus nehmen, worin er mit einer knausrigen alten Jungfrau bei seinen Korn- und Goldsäcken ein trübseliges Leben führte. Gjalt sprach zu diesen Reden nicht ja und nicht nein, und dachte bei sich, langsam und bedachtsam, wie er war: Kömmt Zeit, kömmt Rath.

Nun wohnte unsern von dem Hofe des reichen Gjalt auch ein alter Kriegsmann, der dem König Radbod in vielen Kriegen und Schlachten treulich gedient. Alles Gold und Beute, die er gewonnen, waren gar geringe; er hatte zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben; so brachte er die Tage seines Alters in Hunger und Dürftigkeit hin, von dem spärlichen Ertrage eines Gartens sich nährend. Die größte Freude des alten Kriegsmannes und der Trost seiner Augen aber war eine junge, blühende Tochter, Keimpke genannt, mit der er sein mageres Brod theilte. Sie war eine lustige, rasche Jungfrau von muthigem, unternehmenden Geiste, wie ihr Vater, der kriegslustige alte Streithelb, dem sie an den stillen, langen Winterabenden auf der nordischen Harfe kriegerische Weisen vorspielte und dazu mit heller Stimme die Heldenlieder von den Siegen und den Großthaten der freien Friesen vorsang, also daß der alte Graubart darüber seine Narben vergaß und von den Schlachten und Festgelagen seiner Jugend träumte.

So war die Tochter sein einziger Schatz auf Erden, der ihm den Abend seines Lebens erheiterte, und nur Eines bekümmerte ihn, wenn er die blühende Tochter ansah, daß sie einst arm und verlassen seyn würde, wenn er heimginge zu seinen Vätern.

Da geschah es eines Tages um die Abenddämmerung, daß ein alter Bauernweib zu ihm hereintrat, die zuerst von diesem und jenem redete und zuletzt mit der Frage bei ihm anklopfte: ob der reiche Gjalt-Bauer wohl einmal bei seiner Tochter, der schönen Jungfrau Keimpke, zusprechen dürfe. Der Alte merkte wohl, daß die Stunde der Entscheidung jetzt geschlagen, und obwohl er lieber den heißesten Strauß gekämpft hätte und ihm sein Herz weh that, wenn er daran dachte, sich von seiner Tochter zu scheiden, so wollte er ihrem Glücke, eine reiche Zukunft ohne Sorge und Hunger zu finden, doch nicht entgegen seyn. Er ging also zu ihr und sagte ihr, der reiche Gjalt begehre ihre Hand. Die Tochter wollte nichts davon hören. Sie war an die kriegerischen Abenteuer und den kühnen Geist ihres Vaters gewöhnt, und da wollte ihr eine Heirath mit einem Bauern gar nicht in den Sinn. Es schien ihr erwünschter, bei ihrem armen alten Vater zu bleiben, als in Hülle und Fülle wie eine reiche Bäuerin zu leben. Indessen redete ihr der Vater so lange zu, bis sie sich in seinen Willen ergab. Kurz, in vier Wochen war Gjalt-Bauer Freier, Bräutigam und Ehherr der schönen Jungfrau Keimpke.

Das war nun gut. Anfangs hing der Himmel voll Geigen und es schneite nichts als Rosen und Veilchen. Doch als die Flitterwochen vorüber waren, und Gjalt, der mit seiner alten Jungfrau immer gespart und gehaushalten hatte, nun inne ward, daß weiße Pferde theuer in Streu und Futter sind, da trachtete er sich hinter den Ohren und sprach tagtäglich: „Ach wie viel geht jetzt auf! was kostet dieß und das schon wie-

der so viel! Wo sollen wir das Geld hernehmen? Die Zeiten sind schlecht!" u. s. w. Allein was ihn noch verdrießlicher machte, das war die Schönheit seiner jungen Frau, die er meinte, nicht genug bewachen zu können. War Frau Krimpke auch unschuldig wie der frische Schnee, so sah doch seine Eifersucht in jedem, der zu seinem Fenster hineinguckte oder seine Frau freundlich grüßte, einen Liebhaber. Am meisten aber ängstigte ihn der Gedanke, daß die jungen Maulaffen zu ihr kämen, ihr den Hof zu machen, wenn er im Feld draußen bei der Arbeit schwitze. So wurde seine Pein von Tag zu Tag grimmiger, und er dachte hin und her, wie er sich gegen seine Nebenbuhler wohl schützen könnte, daß sie seinem sehr freundlich zulächeln sollte. Endlich sprach er zu sich: „Ich will sie alle Morgen, wenn ich scheide, künftig tüchtig prügeln, daß sie den ganzen Tag daran denken soll und darüber das Scherzen und Schäckern mit den jungen Laffen vergißt; Abends aber will ich sie durch Schmeicheln und Streicheln schon wieder gut machen."

Wie gesagt, so gethan. Kaum hatte er am folgenden Morgen den letzten Bissen seines Frühmahls hinunter, da gab er seiner jungen Frau plötzlich eine Ohrfeige, daß ihr die Funken aus den Augen sprühten und Hören und Sehen verging.

Anfänglich konnte sie vor Kränkung und Schmerz weder weinen noch sprechen; dann aber brach sie in Klagen aus, daß ihr Vater sie einem so rohen Frauenzügler hingegeben. Gjalt aber hatte seine Absicht erreicht, denn sie dachte in ihrem Jammer nur an Vater und Mutter, und war den ganzen Tag für Niemand zu sprechen. Abends aber, als er nach Hause kam, bat er ihr ab und sagte: Der Teufel habe ihn verführt, er wolle es nie wieder thun, und damit that er ihr so lange schön, bis die Frau ihr Elend vergaß und sie wieder in friedlicher Eintracht ihren Säumelchtrei aßen.

Da ihm das erste Mal seine List so wohl geglückt war, dachte er am andern Morgen dasselbe Spiel zu spielen. Kaum hatte er das Frühstück auf der Schalter, so versetzte er mit seiner ganzen bäurischen Kraft seiner Frau einen so derben Schlag, daß sie gegen die Mauer flog. Ein Pflichtschlag hätte die Arme nicht härter treffen können. Allein diesmal war sie schon abgehärtet; sie erholte sich schneller von dem Schrecken, dachte an ihren Vater, den alten Kriegsmann, verbiß sich ihren Schmerz und Zorn, und sprach zu sich selbst: „Wart nur, du falscher Schmeichler! Kannst du mir so, dann kann ich dir so; du sollst mir bald lange werden, daß einer Friesin, die den ersten bösen Streich gut seyn läßt, Ehre genug hat, für den zweiten den rechten Lohn zu geben."

Während sie noch darüber nachdachte, sah sie zwei schmucke Hofleute König Radbods auf weißen Rossen vor ihrer Thüre halten. Sie hatten sich müde geritten und waren hungrig. Krimpke nahm sie sehr gastlich auf, und fragte sie dann: wo ihre Fahrt hinginge. „Hört, Bäurin!" sprachen sie, „es steht bös an des Königs Hof aus. Unsere junge Königstochter, Jungfrau Bauk, aß gestern Fische und redete und lachte unter dem Essen, und da blieb ihr eine Gräte im Halse stecken. Alle Aerzte weit und breit haben sich an der Gräte versucht, keiner aber kann sie herauskriegen, und so sitzt nun die junge Königstochter schon zwei Tage und zwei Nächte, und würgt und würgt; kein Schlaf aber ist ihr in die Augen und weder Naß noch Trocken über die Lippen gekommen. Und neben ihr sitzt der alte König und klagt und jammert und hat uns hinausgesandt, einen Meister von geschickterer Hand hier oder anderwärts zu suchen." — „O! wenn's anders nichts ist," erwiderte die kluge Frau Krimpke, „dann wüßte ich euch schon Rath; in ganz Friesland hätten ihr keinen besseren Arzt finden können, als meinen Mann, den Bauern Gjalt." Die Hofleute meinten anfänglich, sie scherze. „Nein, es ist mein Ernst," erwiderte Krimpke, „er ist der beste Meister der Heilkunde; aber er hat eine seltsame Grille, er will Niemand heilen, man muß ihn zuerst durch Prügel dazu zwingen, und das weiß euch, fürcht ich, schwer werden." — „Brauchi's nichts weiter," entgegneten die Beiden, „dann seid nur unbesorgt, wir wollen ihn schon kriegen. Sagt uns nur, wo er zu treffen ist." Da that Krimpke die Hausthür auf und sagte zu ihnen: „Der dort mit der Egge ganz vorn auf dem Stück Ackerland steht, der ist's; aber eine saurere Arbeit werdet ihr mit ihm haben, denn er hat einen harten Kopf." Die Hofleute, zwei rüstige, hochgewachsene, junge Männer, ließen sich das nicht zweimal sagen; jeder nahm einen starken Knüppel von einem jungen Eichenbaume zur Hand, und so gingen sie auf den Bauern zu und begrüßten ihn mit den Worten: „Heil dir, edler, freier Friese! Wir bringen dir König Radbods Gruß, der dich bittet zu seinem Hofe zu kommen." — „Und warum?" fragte Gjalt erschrocken. — „Um seine Tochter, die Jungfrau Bauk, zu heilen." Gjalt erwiderte: „Ich kann wohl pflügen und eggen, und wenn mich König Radbod dazu braucht, dann stehe ich ihm jede Stunde zu Diensten; aber seine Tochter heilen, das kann ich nicht, denn das habe ich nicht gelernt." — Oho! dachten die beiden jungen Hofleute, spielst du uns diese Weise auf, dann wollen wir dir schon dienen. „Wort nur, du Eigensinn!" sprachen sie, „wir wissen es schon, süße Worte helfen bei dir doch nichts," und damit holten sie aus und schlugen ihn mit den schwanken jungen Eichen mit aller Kraft von beiden Seiten auf die Beine los, daß Gjalt, der sich dessen nicht versehen, in die Kniee sank und: „Rache!

Rache!“ rief, „daß ihr einen freien Friesen also schlagt.“ „O!“ sagten die Hofleute, „daran bist du selber Schuld; wer nicht hören will, muß fühlen; willst du jetzt mit uns gehen und die Königstochter heilen oder nicht?“ und damit hoben sie ihre Knüppel von neuem auf. Was wollte der arme Gjalt machen? er versprach ihnen alle Königstöchter in der Welt zu heilen, und somit spannten sie das Pferd, ein rasches, tückisches Thier, von der Egge, setzten den Gjalt-Bauer darauf, schlugen dem Rosse mit der Peitsche zwischen die Beine, und da ging's wie der Blitz zum Hofe Radbods zu Starum.

Sie fanden den bekümmerten König am Lager seiner Tochter. Die Hofleute stellten ihm den Gjalt als den geschicktesten aller Meister der Heilkunde vor. Der König ließ ihn vor dem Krankenlager niedersitzen und befahl ihm, die Tochter zu heilen, mit Gutem oder Bösem, dazwischen habe er die Wahl. Gjalt rief alle Heiligen des Himmels zu Zeugen an, daß er von der Heilkunde so viel verstehe, als des Königs Katze. Der König aber, von den Hofleuten belehrt, winkte nur zwei stämmigen Burschen, die hinter dem Bauern standen, und die gerbten ihm sogleich den Rücken mit Ochsenziemern, bis er sich zu Allem gern bereit erklärte. Da saß nun Jungfrau Bauk vor ihm, so blaß wie ein Weißfisch, so eingeschrumpft wie ein leerer Geldbeutel, und den Mund weit offen, wo sie ihm den Fleck zeigte, der ihr so weh that. Bauer Gjalt fühlte sich fast noch übler in seiner Haut als die Königstochter; er dachte bei sich: die Gräte sitzt nicht im Magen, sie sitzt im Hals; bring ich sie zum Lachen, wer weiß, ob sie nicht herausfährt. Also bat er den König, daß ein großes Feuer in dem Gemache angezündet würde und er mit der Königstochter allein bliebe. Nachdem dieß geschehen, zog er seinen Rock aus und legte sich neben das Feuer, so lang wie er war. Sobald er sich eine Weile gewärmt, sprang er auf und fing an den Schalksnarren zu spielen: er hüpfte im Zimmer wie ein Frosch herum und pfiff dazu wie eine Nachtigall, dann schlug er den Purzelbaum, führte allerlei Tänze und Sprünge auf, und schnitt der Königstochter allerlei seltsame, verliebte Gesichter und girrte dazu wie eine Turteltaube. Alles kam so steif und ungelenk heraus, er holperte und stolperte so sehr, seine Sprünge und Tänze waren so plump und seine verliebten Gesichter und sein Girren so ungeschlachtet, daß die Königstochter zuletzt trotz ihrer Schmerzen in ein lautes Gelächter über den Gjalt, der auf der Harfe spielte, ausbrach, und damit fuhr die Gräte von selbst heraus, und geheilt war sie.

Gjalt zog flink seinen Rock wieder an, und lief mit der Gräte zum König. Da war wohl eine große Freude am ganzen Hofe und der König wußte nicht, wie er ihm seinen Dank genug bezeugen sollte. Er hätte ihn gern als Leibarzt bei Hof behalten, allein Gjalt lehnte die Ehre ab: die Gnade sey zu groß; er müsse nach Haus; der Acker müsse gepflügt, die Kühe auf andere Weide gebracht, die Rinder in den Stall getrieben und hundert andere Dinge gethan werden, die ihn nach Hause riefen. Der König aber winkte blos den beiden handfesten Burschen, die ihn zuerst durchgegerbt hatten, und Gjalt mußte sich in sein Glück ergeben. Sie zogen ihm also seine Bauernmütze und seinen groben Rock aus, scheren ihm den Bart, schnitten ihm die Nägel, wuschen ihm Hände und Füße, kämmten und frisirten ihn, putzten ihn mit seinen Hofkleidern heraus und hingen ihm einen rothen Sammetmantel über die Schultern. Da saß er denn wie der schmuckeste, pustende Kater; aber sein Herz war bei Frau Keimyke am Herdfeuer, und er zerbrach sich den Kopf, durch welche Nize er diesem königlichen Hofleckerleben entspringen möchte.

Unterdessen lief die Kunde von der Genesung der Königstochter und dem fremden Wunderdoktor von Haus zu Haus; keine halbe Stunde war vergangen und schon harrten vier und zwanzig Kranke vor dem Thore der Burg, welche von allen Aerzten und Heermeistern von Starum aufgegeben waren. Der König, der bei diesem Anblick nicht wenig stolz auf seinen Wunderdoktor wurde, befahl dem Bauern Gjalt ihnen allen auf der Stelle zu helfen. „Ach!“ seufzte Gjalt, „wie soll ich vier und zwanzig aufgegebenen Kranken helfen! Wenn das Gott nicht thut, ich kann's nicht.“ — „Oho! kommen dir wieder die alten Grillen,“ erwiederte der König, „wart nur, ich will dich davon befreien.“ Er hatte kaum den beiden stämmigen Burschen gewinkt, als Gjalt mit aufgehobenen Händen versprach, er wolle alle heilen, die der König ihm zuschicke, Blinde und Lahme, Taube und Stumme.

Die vier und zwanzig Jammergestalten traten nun herein. Gjalt ließ sogleich ein großes Feuer von hundert und fünfzig langen Scheitern im Saale anmachen, und bat dann den König, ihn mit den Kranken allein zu lassen. Der König ging hinaus und blieb vor der Thüre stehen. Gjalt aber ließ nun alle Kranken in einem Kreis rings um das hochlodernde Feuer sich stellen, und redete sie also an: „Es ist eine gar schwere Sache, so verschiedene Kranken in einem Augenblick zu heilen, und ich weiß in meiner ganzen Wissenschaft nur ein einziges Mittel, das euch helfen kann: ich muß mir den Unheilbarsten von euch, der sonst doch sterben müßte, auswählen; den werfe ich dann in dieß Feuer hier, und verbrenne ihn zu Pulver; von der Asche mische ich in einen Löffel voll Bier, und wer davon einen oder höchstens zwei Schluck genommen, der ist frisch und gesund. Es ist freilich ein starkes Mittel; allein ich habe schon die schlimmsten Kranken damit geheilt, und ich setze euch meinen Kopf

zum Pfande dafür ein, daß es euch allen helfen wird." — Die Kranken sahen einander schweigend an, als wollten sie fragen, wer denn der schlimmste von ihnen sey; keiner aber wollte sich dazu bekennen.

Nachdem dieß so eine Weile gedauert, und Gjalt noch einige Scheiter in's Feuer geworfen, fing er zu dem, der in der Herdecke dem Feuer am nächsten stand, also an: „Deine Farbe ist sehr verdächtig; dein Husten deutet auf Schwindsucht; der kalte Schweiß rinnt dir ja wirklich schon tropfenweise von der Stirne; ich will dich nur gleich in's Feuer werfen, sonst könntest du mir unter der Hand sterben." — „Nein," erwiederte der Kranke, „der Schweiß rührt von dem großen Feuer her; ich fühle mich sonst so übel nicht; laßt mich nur einen Augenblick zum Saal hinaus, frische Luft zu schöpfen." — Gjalt ließ ihn gehen, und der Kranke sagte draußen dem König, er sey von Grund aus genesen, und kam nicht wieder. Unterdessen wandte sich Gjalt an den Zweiten: „Du zitterst ja wie ein Espenlaub; der Tod schaut dir aus den Augen heraus. Mich dünkte." — „Was dünkt euch, Meister!" erwiederte der Kranke zitternd, „doch nicht, daß ich brennen müßte." — „Freilich," sagte Gjalt, „deine dünnen Beinchen wollen ja das Gerippe ohnehin nicht mehr tragen." — „Verzeiht, Meister, mein Gang wäre so schlimm nicht; wollt ihr einmal sehen, wie flink ich noch laufen kann!" — Mit diesen Worten war er schon zum Saal hinaus und rühmte dem König, wie er sich bereits gesund wie ein Fisch fühle und daher nicht wieder zu kommen brauche. Gjalt machte sich nun an den Dritten: „Du scheinst mir an der Wassersucht zu leiden. Zeig' einmal deine Zunge. Pfui! welche Farbe. Du stehst schon mit einem Fuß im Grab. Ich dächte, wir brieten dich, guter Freund! im Feuer; dann bist du von deinen Leiden schnell erlöst und den Uebrigen hier ist auch geholfen." — „So schlimm ist's aber noch nicht mit mir," stammelte der Mann. „Ich esse noch mit gutem Appetit und schlafe bis an den hellen Morgen und kann auch..." „Wie!" sagte Gjalt, „du Lümmel, wüßt also des Königs Arzt zum besten haben und stellst dich nur krank. Fort! scheer dich aus meinen Augen, oder ich werde dich..." Das ließ sich der Kranke nicht zweimal sagen, fort war auch er. Im Vorbeigehen rief er dem König noch: „Fisch gebacken wie eine Semmel." So ging's mit dem Vierten und Fünften bis zum Vierundzwanzigsten; sie eilten alle so ungestüm zum Saale hinaus, daß sie den König fast über den Haufen rannten. Kurz, keiner wollte sich zu Asche verbrennen lassen, alle erklärten sich, ehe eine Stunde vorüber war, heil und gesund, als ob ihnen niemals etwas gefehlt hätte.

König Radbod wußte sich vor Verwunderung über die Kunst eines simpelen Bauern nicht zu fassen. Er hätte ihn um Alles gern am Hof behalten, und bat ihn, sich zum Lohn eine Gnade zu erbitten, sey es, was es wolle. Gjalt aber bat sich die Freiheit aus, nach Hause, nach Almenum zu seiner Keimpke zu gehen, und davon war er auch nicht abzubringen, weil er dort so großnöthig wäre. Der König willigte endlich unter der Bedingung ein: „Daß du gleich kömmst, wenn ich dich zu Hof entbiete, ohne daß ich nöthig habe, den Knüppel zu gebrauchen." Das versprach denn auch Gjalt, und damit nahm er Abschied vom König, der ihm ein Gespann schöner Pferde und einen großen Beutel voll Gold mitgab.

So kehrte Gjalt, durch die List seiner Frau, zwar mit vielen Prügeln, aber doch als berühmter Doktor zu seinem Feuerherde zurück. Das gewonnene Gold vergehrte er in Behagen; seine Frau prügelte er nie wieder; er lebte mit ihr fortan in Liebe und Frieden, und Gott schenkte ihnen ein paar hübsche Kinder, die das früher so trübselige Haus des alten Junggesellen neu belebten und die Stütze und die Freude ihrer alten Tage wurden, so daß er die Stunde segnete, da er Jungfrau Keimpke sich heimgeführt und allen alten Junggesellen den gleichen Rath gab.

Das wilde Heer.

Ich weiß ein schmuckes Städtlein dir
In einem lieben Thal,
Ein stilles Wasser fließt dafür,
Sein Bett ist tief und schmal.

Schon mürb' und grau von Wind und Sturm
Steht an des Wassers Rand
Ein Thor, ein alter dicker Thurm,
Das Odenthor genannt.

Und kommst du einmal da hinein,
So schau' zur rechten Hand,
Da sieht ein Loch, nicht eben klein,
Hoch oben an der Wand.

Einst fuhr in mancher schwarzen Nacht,—
So sagt die Wundermähr', —
Wenn Blitz auf Blitz im Wetter kracht,
Durch's Thal das wilde Heer.

Es kam herab vom Eichenhorst,
Und zog den Fluß entlang.
Es schallt, als ob der Himmel borst,
Gebell und Hörnerklang.

Bald fliegt's hinauf im Wirbelwind,
Und wimmert weit umher,
Bald kreucht es über'n Weg geschwind,
Und heult so bang und schwer.

Am Klösterlein, am Berg vorbei,
Da mag es wohl nicht gern,
Da singt man schon beim Hahnenschrei,
Den Lobgesang des Herrn.

Und hebt das Mettenglöcklein an
Im stillen Gotteshaus,
Dann stiebt das Heer, nimmt seine Bahn
Zum Odenthor hinaus.

Da teilt es durch mit Hundsgebell,
Das Thurm und Bogen kracht,
Und d'rob des Thores Wächter schnell,
Vom süßen Schlaf erwacht.

Im Thurm hält es Keiner aus,
Wer möcht' auch wachen hier.
Und auch der Schelm, der Meister Klaus,
Büßt theuer die Begier.

Er zieht im alten Stübchen ein,
Wo Mancher schon gehaust,
Zu warten, bis am Fensterlein
Das Heer vorüberbraust.

Ihm pocht das Herze laut und schwer,
Ihm möcht' die Luft vergeh'n,
Doch will er daß das wilde Heer
Mit eig'nen Augen seh'n.

Schon wird's am Morgenhimmel grau,
Schon tönt der Hahnenschrei,
Da saust es 'räber von der Au,
Bei Sankt Walburg vorbei.

Da ruft des Glöckleins Silberklang
Sie freundlich in der Ferne;
Auf fromme Frauen zum Gesang,
Zum Lob und Preis des Herrn.

Wie vor dem Kreuz der Feind entflieht,
Mit Ingrimm schnell entweicht,
So, wenn ertönt der Frauen Lied,
Das wilde Heer entweicht.

Es geht in Wuth der Geister Chor,
Und naht in wilder Flucht,
Und stürmet heran zum Ostenthor,
Wo es den Ausgang sucht.

Und Meister Klaus das Köpflein hebt,
Gar flink vor's Fensterlein;
Da saust, daß Thurm und Bogen bebt,
Die schwarze Schaar herein.

Und Meister Klaus, er hat's gesch'n,
Und schaut es nimmermehr,
Will nimmermehr an's Fenster geh'n,
Wenn kommt das wilde Heer.

Ihm wuchs das Köpflein, fest so fein,
Zum größten Schädel an,
Darob er an dem Fensterlein
Nicht vor noch rückwärts kann.

Da hallt kein Poltern, kein Gekreisch,
Er sitzet nagelfest,
Bis man mit Kreuz und Klerisei
Den Pfarrer holen läßt.

Da bricht der Kreuzstock endlich los,
Und Klaus zieht sich hinein;
Doch muß sein Kopf noch lang so groß,
Wie der in Passau sein.

Vom Thurme zog er schleunig aus
Zu aller Welt Gespött;
Verschworen hat es Meister Klaus,
Daß er's wohl nimmer thät'.

Noch steht das Thor, der alte Thurm,
Dort an des Wassers Rand,
Schon mürb' und grau von Wind und Sturm,
Das Ostenthor genannt.

Und kommst du einmal da hinein,
So schau' zur Rechten hoch,
Da hat gehaust das Meisterlein
Die Luft — im weiten Loch.

Und schwillt das Köpflein dir so breit, —
Ei! denk' an Meister Klaus. —
Bringt man kein Kreuz, das dich befreit,
Dann kommst du nimmer 'raus.

Wohl Mancher möchte mit Begier
Verborg'ne Dinge schau'n:
An Klaus nimm ein Exempel hier: —
Gib Acht, 's ist nicht zu trau'n!

J. Heß.

Weihnachtlied.

Die Welt ist kalt, die Nacht so dicht,
Das Herz von Frost erstarrt,
Herr Jesu Christ verlaß uns nicht
Auf Pfaden rauh und hart;
Wir folgen deinem Wink so gern,
O leuchte uns, klarer Weihnachtstern.

Und führ uns aus dem dunkeln Thal,
Aus Sünde, Tod und Nacht
Zum Garten, der im hellsten Strahl
Des Frühlings ewig lacht,
Der du die Liebe selber bist,
Erhör' uns mild, Herr Jesu Christ!

Aus dieses Kerkers ödem Raum,
Aus Kummer, Leid und Streit
Zum Vaterhaus, zum Weihnachtbaum,
Zur Freiheit und zur Seligkeit,
Wo Gott und seine Engel sind,
Geleite uns, du heilig Kind!

Fürstenspiegel.

Fenelon an Ludwig XIV.

Vorerinnerung.

Daß Fenelon, der berühmte Erzbischof von Cambrai, durch einen von Gott erleuchteten und erwärmten Geist, durch werkthätige Menschenliebe, durch wissenschaftliches Streben, durch Sanftmuth und selbstverläugnende Demuth, eine Zierde der französischen Kirche war, das weiß wohl Jeder; daß er aber auch ein Staatsmann von durchdringendem, vorausschauenden Blick und unerschrockenem Charakter war, das wird unter Anderen das folgende Schreiben beweisen. Er hält darin der Eitelkeit des prunkenden Königs Ludwig XIV. einen Spiegel der furchtbarsten Wahrheit vor; er zeigt ihm den Abgrund, an den unumschränkte Eigensucht und unersättliche, eigenmächtige Ruhmgier, von Schmeichlern und Günstlingen verwöhnt, das hungernde Volk des zu Grunde gerichteten Reiches gebracht hatten. Er mahnt ihn an seine Pflichten gegen Gott und gegen sein Volk, und sucht ihm die unheilvolle Binde, welche tändische Schmeichelei und blinde Eigensucht um des Königs Stirne geschlungen, zu entreißen. Allein noch weniger als Ludwig XIV., hörte sein Nachfolger, der allen Lüsten preisgegebene Ludwig XV., auf warnende Stimmen, und so brach denn endlich über Frankreich jener furchtbare Sturm der Revolution los, den Fenelon fast hundert Jahre vorhergeschaut, der den Thron der älteren Bourbons verschlungen, und der noch bis auf den heutigen Tag die französische Erde unter den Füßen Louis Philipp's erbeben macht. Freimüthigere Worte aber wurden nicht leicht zu einem König geredet. Ungewohnt einer so kräftigen Sprache aus einem gereiften Munde, hat man sogar bezweifelt, da der Brief ohne Unterschrift in des Königs Händen gelangen sollte, ob der sanfte, liebreiche, demuthsvolle Fenelon ihn überhaupt wirklich geschrieben habe. Allein seine Gegner haben die Unterschrift von seiner Hand in der Hinterlassenschaft aufgefunden, so daß hierüber kein Zweifel mehr obwalten kann. Bischof Sailer hat den Werth dieses Briefes, den Schatz politischer Weisheit, den er enthält, wohl erkannt, und ihn daher seiner so reichhaltigen Briefsammlung aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung einverleibt. Ich gebe ihn hier in neuer, wortgetreuer Uebersetzung. Worin aber Fenelon noch ganz insbesondere groß erscheint, das ist, daß er sich hier hoch erhaben über jene französische Nationaleitelkeit zeigt, die über ihren Siegesruhm und ihre Eroberungen die Gerechtigkeit gänzlich vergißt und dem ungerechten Eroberer Weihrauch anzündet und Triumphlieder singt. Er dagegen fordert den Eigenmächtigen fort und fort zur Rückgabe des ungerechten Gutes auf. Darum gereicht dieß Schreiben, unserer Meinung nach, dem französischen Volke zur größeren Ehre, als mancher seiner ungerechten Siege; es ist die Gerechtigkeit, die darin den Sieg der Selbstverläugnung über Nationaleitelkeit und Selbstsucht feiert. Nach dieser Vorerinnerung lassen wir dem Schreiben vorausgehen:

Bischof Sailer's Einleitung.

Wenn je ein Prophet zu den Großen der Erde die starke und freie Sprache der Wahrheit gesprochen hat, so sprach sie hier Fenelon.

Aber, wer sie nicht hörte, — war Ludwig, dessen Ohr durch die Schmeicheleien seines kleinen Hofgesindes verwöhnet, keinen großen Mann mehr hören mochte.

Die großen Männer hatten von jeher das Schicksal des Gewissens; sie verkündeten unangenehme Wahrheiten, wie das Gewissen; wurden deßhalb gefürchtet und gehasset, wie das Gewissen; wurden aber auch von der Zukunft gerechtfertigt, wie das Gewissen.

Fenelon theilte dieses Schicksal mit dem Gewissen und allen großen Menschen. Ein Herold unangenehmer Wahrheiten, wie das Gewissen, vom Hofe verbannt, wie die Gerechtigkeit, ward er auch von der Zukunft gerechtfertiget, wie alle Seher Gottes.

Die Zukunft hat ihm in der That nur zu sehr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Denn die Revolution kam, und erfüllte das Wort des Gerechten, der sie weissagte.

Ramsay hat uns, in Fenelons Biographie, diese seine Weissagung aufbehalten.

„Eine Macht ohne Gränzen ist weiter nichts, als eine Tiebermuth, die ihre eigene Auctorität zu Grunde richtet. Wenn sich die Fürsten daran gewöhnen, kein anderes Gesetz als ihren Willen gelten zu lassen: so untergraben sie selbst die Grundpfeiler ihrer Macht. — —

„Es wird schnell und unaufhaltsam eine Staatsumwälzung eintreten, die, statt das Uebermaaß der Auctorität in ihre Gränzen zurückzuweisen, sie, die Auctorität selbst, ohne Rettung zertrümmern wird."

So sprach Fenelon zu einem Prinzen, der ihn zu Cambrai besuchte. Die Keime dieser Revolution hatten unter Ludwig XIV. schon sehr stark getrieben, und Fenelon, der den Ausbruch des Uebels hundert Jahre vorher gesagt, konnte das Treiben und Gähren der Revolution seinem Könige nicht verschweigen. Und hat sie auch in diesem Briefe, der hier in unserer Sprache an das Licht tritt, nicht verschwiegen.

Das Original des Briefes läßt sich in dem Recueil des Eloges des Academiciens de l'academie françoise, und in Nouvelle vie de Messire François du Salignac de la Mothe Fenelon, à Paris MDCLXXXVIII, *avec approbation et privilège du ROI* nachlesen.

Möchten die Nachkommen Fenelons und die übrigen Nationen der Erde die Wahrheit sich besser zu Nutzen machen, nachdem es sich seine Zeitgenossen und sein Vaterland so sehr angelegen seyn ließen, die Vorbersagung auf die schrecklichste Weise in Erfüllung zu bringen!

Euch besonders, Ihr erstgebornen Söhne der Regenten, Ihr Kron- und Erbprinzen, möchte sich der Inhalt dieses Briefes so ehrerbietig als freimüthig nahen!

Wer Euch und die Wahrheit, wer Euch und Eure Völker, wer Euch und die Gerechtigkeit liebt, wird der Wahrheit, die in diesem Briefe für Euch und für die Völker spricht, in Euer Herz Bahn machen. Denn Euer Wohl und das Wohl der Völker hängt davon ab, daß Wahrheit und Gerechtigkeit mit Euch auf Euren Thronen sitzen.

Fenelons Schreiben.

Keiner eigennützigen Absicht auf der Welt, Sire! ist sich die Person bewußt, welche sich die Freiheit nimmt, Ihnen diesen Brief zu schreiben. Weder Verdruß, noch Ehrgeiz, noch das Gelüste sich in nichtige Dinge zu mischen, führt ihr die Hand. Dieselbe liebt Sie, ohne von Ihnen, Sire! gekannt zu seyn; sie ehrt in Ihnen den Stellvertreter Gottes. All Ihre Macht würde nicht hinreichen, ihr ein Gut zu schenken, wonach sie Verlangen trüge; und es gibt kein Uebel, das sie nicht mit freudigem Herzen erdulden wollte, könnte sie Ihnen damit nur die Einsicht dessen verschaffen, was dem Heile Ihrer Seele Noth thut. Staunen Sie nicht, wenn sie eine starke Sprache zu Ihnen redet; nur die Wahrheit ist frei und stark, und Sie sind nicht gewohnt, dieselbe zu hören. Menschen, die nur Schmeicheleien zu hören pflegen, nehmen gar zu leicht das für Mißmuth, Bitterkeit und Uebertreibung, was nichts ist, als die lautere Wahrheit. Es wäre Verrath an der Wahrheit, Ihnen dieselbe nicht in ihrem ganzen Umfange zu enthüllen. Daß die Person aber, die zu Ihnen spricht, es mit einem Herzen voll Dienstbeflissenheit, voll Ehrfurcht, voll Treue, voll Mitgefühl für Alles, was Ihr wahres Wohl betrifft, thut, dessen ist ihr Gott Zeuge.

Sie sind geboren, Sire! mit einem aufrichtigen, der Gerechtigkeit zugänglichen Herzen. Allein als einzige Regierungsweisheit haben Ihre Erzieher Ihnen nichts, als Mißtrauen, Eifersucht, Zurückweisung der Tugend, Furcht vor jedem hervorragenden Verdienste, Gefallen an geschmeidigen, kriechenden Menschen, Hochmuth und ausschließliche Berücksichtigung ihres Eigennutzes mitgetheilt.

Seit ohngefähr dreißig Jahren haben Ihre obersten Minister alle alten Grundsätze des Staates erschüttert und umgestürzt, um die königliche Machtvollkommenheit, die das Eigenthum der Minister geworden war, weil sie sich in den Händen der Minister befand, auf den höchsten Gipfel zu treiben. Von dem Staat war keine Rede mehr, noch auch von Grundgesetzen: nur von dem König und seinem Wohlgefallen sprach man. Die Einkünfte und die Ausgaben Eurer Majestät hat man in's Unendliche gesteigert, vielleicht nur zu sehr was Aeußerlichkeiten betrifft, im Grunde aber war jeder Minister Herr und Meister im Umfange seines Amtskreises. Sie glaubten zu herrschen, weil Sie die Gränzen der Gewalt zwischen denen, welche herrschten, getegelt hatten. Diese aber haben ihre Gewalt dem Volke sehr wohl gezeigt und man hat sie nur zu sehr gefühlt: sie bewiesen sich hart, hochmüthig, ungerecht, gewaltthätig, neulos, und kannten weder in der inneren Verwaltung des Staates, noch in ihren Verhandlungen mit dem Auslande ein ander Verfahren, als: drohen, zermalmen und Alles, was ihnen Widerstand bot, vernichten. Sie sprachen einzig nur mit Ihnen, um jedes Verdienst von Ihnen zu entfernen, was ihnen Besorgniß hätte einflößen können. Eure Majestät wurden von ihnen an Lobeserhebungen gewöhnt, die bis zur Vergötterung gingen und die Sie um Ihrer Ehre willen mit Unwillen hätten zurückweisen sollen. Den königlichen Namen hat man verhaßt und die ganze französische Nation allen unsern Nachbarn unerträglich gemacht. Nicht einen einzigen alten Bundesgenossen bewahrte man; denn man wollte nur Sclaven. Seit mehr denn zwanzig Jahren hat man blutige Kriege veranlaßt. So verleitete man Eure Majestät z. B. 1672 zu dem Krieg gegen Holland, Ihrer Ruhmes wegen und zur Strafe der Holländer, die sich aus Verdruß über die Störung der von dem Kardinal Richelieu festgestellten Handelsverhältnisse einige Spöttereien erlaubt hatten. Mit Absicht führe ich diesen Krieg insbesondere an, weil er die Quelle aller andern war. Ruhm und Rache, die nie einen Krieg zu einem gerechten machen können, waren sein einziger Grund; hieraus folgt daß jede durch diesen Krieg gewonnene Gränzerweiterung in ihrem Ursprung ungerechtes Gut ist. Es ist wahr, Sire! die folgenden Friedensverträge scheinen diese Un-

gerechtigkeit zu bedecken und wieder gut zu machen, indem ſie Ihnen die eroberten Orte aufrachen: allein ein ungerechter Krieg wird durch den Sieg nicht gerecht. Friedensverträge, welche die Beſiegten unterzeichnen, ſind keine freiwillig unterzeichneten. Man unterzeichnet, das Meſſer an der Kehle; man unterzeichnet wider Willen, um noch größern Verluſt zu vermeiden; man unterzeichnet, wie man die Börſe gibt, wenn es heißt: Geld oder Leben. Zu dieſem Urſprung des Krieges gegen Holland, Sire! muß man zurückgehen, will man vor Gottes Augen alle Ihre Eroberungen prüfen.

Vergeblich iſt's einzuwenden, dieſelben ſetzen dem Staate nothwendig gewesen: fremdes Gut iſt uns niemals nothwendig. Strenge Gerechtigkeit zu üben, das iſt uns wahrhaft nothwendig. Man darf nicht einmal vorſchützen, daß Sie berechtigt wären, gewiſſe Plätze zurückzuhalten, weil ſie der Sicherheit Ihrer Gränzen dienen. An Euerer Majeſtät iſt es, durch gute Bündniſſe, durch Mäßigung oder durch die Befeſtigung der weiter zurückliegenden Plätze dieſe Sicherheit herzuſtellen; niemals aber gibt das Verbrechen, für unſere Sicherheit zu ſorgen, uns ein Recht, unſerm Nachbarn ſein Gebiet zu entreißen. Ziehen Sie hierüber rechtliche und unterrichtete Männer zu Rath, dieſelben werden Ihnen eingeſtehen, daß meine Behauptung klar iſt wie der Tag.

Dieß wird genügen, Sire! um Sie erkennen zu laſſen, daß Sie Ihr ganzes Leben fern von dem Wege der Wahrheit und Gerechtigkeit und mithin auch des Evangeliums gewandelt ſind. So viele ſchreckliche Wirren, welche Europa ſeit mehr denn zwanzig Jahren unglücklich machen, ſo viel vergoſſenes Blut, ſo viele gezehrte Ärgerniſſe, ſo viele verwüſtete Länder, ſo viele in Aſche verwandelte Städte und Dörfer — das ſind die unheilvollen Früchte dieſes Krieges von 1672, der urſprünglich Ihres Ruhmes willen unternommen wurde, und um Hollands Zeitungsſchreiber und Erfinder von Medaillen zu Schanden zu machen. Betrügen Sie ſich nur, ohne ſich zu ſchmeicheln, bei redlichen Männern, ob Sie Alles behalten können, was Sie in Gemäßheit von Verträgen beſitzen, zu denen Sie Ihre Feinde durch einen ſo wenig zu rechtfertigenden Krieg gezwungen haben.

Noch gegenwärtig iſt er die Quelle aller Uebel, unter denen Frankreich leidet. Sie wollten ſeit dieſem Kriege den Frieden immer nur als Herr geben, und ſeine Bedingungen als Dictator vorſchreiben, ſtatt ſie nach Billigkeit und Mäßigung zu regeln; dieß iſt der Grund, warum der Friede von keiner Dauer ſeyn konnte. Schmachvoll niedergeworfen ſannen Ihre Feinde nur, ſich auf's Neue zu erheben und gegen Sie zu vereinigen. Kann man ſich hierüber wundern? Ja, Sie ſind nicht einmal in den Gränzen dieſes Friedens geblieben, den Sie mit ſo viel Stolz gegeben; im vollen Frieden haben Sie Krieg und außerordentliche Eroberungen gemacht. Die Reunionskammer haben Sie errichtet, um Richter und Partei zugleich zu ſeyn, das hieß der Gerechtigkeit und der Uſurpation empörenden Hohn beifügen. In dem weſtphäliſchen Friedensſchluß haben Sie zweideutige Ausdrücke geſucht, um Straßburg zu überrumpeln; niemals aber hat ſeit ſo vielen Jahren einer Ihrer Miniſter es gewagt, ſich in irgend einer Unterhandlung auf dieſe Ausdrücke zu berufen, um auch nur den geringſten Rechtsanſpruch an dieſe Stadt darzuthun. Ein ſolches Betragen hat ganz Europa gegen Sie vereinigt und empört; ſelbſt Jene, die es nicht wagten, ſich offen zu erklären, wünſchten wenigſtens mit Ungeduld Ihre Schwächung und Demüthigung, als einziges Mittel die Freiheit und den Frieden aller chriſtlichen Nationen zu retten. Sie, Sire! die Sie als Vater Ihrer Unterthanen und Schiedsrichter Ihrer Nachbaren ſich ſo vielen wohlbegründeten und friedlichen Ruhm erwerben konnten, Sie hat man ſo zum gemeinſamen Feind Ihrer Nachbaren gemacht, und es dahin gebracht, daß Sie in Ihrem Königreich als ein harter Herr gelten.

Die eigenthümlichſte Folge dieſer ſchlechten Rathſchläge iſt die Dauer des gegen Sie geſchloſſenen Bündniſſes. Die Verbündeten ziehen es vor, auch mit Verluſt den Krieg lieber fortzuſetzen, als Frieden mit Ihnen zu ſchließen; weil ſie ſich durch eigene Erfahrung überzeugt haben, daß Sie denſelben nicht länger als die übrigen halten und ihn nur benützen würden, um ohne Mühe Ihre Nachbaren, einen nach dem andern, ſobald ſich ihr Bündniß aufgelöst hätte, zu überwältigen. Darum, je ſiegreicher Sie ſind, um ſo mehr werden Sie gerüſtet, um ſo enger verbinden ſich Ihre Feinde, um der Knechtſchaft zu entgehen, von welcher ſie ſich bedroht glauben. Unvermögend, Euere Majeſtät zu beſiegen, geht ihr Bemühen dahin, Sie auf die Länge zu erſchöpfen. Kurz, ſie hoffen auf keine andere Sicherheit mehr vor Ihnen, als wenn ſie es dahin gebracht, daß Sie ihnen nicht mehr ſchaden können. Denken Sie ſich, Sire! einen Augenblick an ihre Stelle, und ermägen Sie dann ſelbſt, was es heißt, Gerechtigkeit und Treue ſeinem Vortheil geopfert zu haben.

Ihr Volk, das Sie wie Ihre Kinder lieben ſollten, und das Ihnen bisher eine ſo leidenſchaftliche Anhänglichkeit bewieſen, ſtirbt unterdeſſen vom Hungertod. Der Bau der Felder iſt beinahe verlaſſen; Stadt und Land entvölkern ſich; alle Gewerbe verfallen und nähren ihre Arbeiter nicht mehr. Aller Handel iſt vernichtet. So haben Sie alſo die Hälfte Ihrer wirklichen Kräfte im Innern Ihres Reiches zu Grunde gerichtet, um nichtige Eroberungen nach Außen zu machen und zu behaupten. Statt dieſem armen Volke Geld abzunehmen, ſollte man ihm Almoſen und Nahrung geben. Ganz Frankreich iſt

nur mehr ein großes, verdorbenes Krankenhaus, dem es an Vorräthen fehlt. Die Magistrate sind erniedrigt und erschöpft; der gesammte Adel, dessen ganzes Hab und Gut zur Verfügung steht, lebt nur von Staatspapieren. Sie werden, Sire! von einem Heere solcher umlagert, die betteln und murren. Alle die Verlegenheiten haben Sie sich selbst zugezogen; denn da Sie das ganze Königreich zu Grunde gerichtet, so haben Sie Alles in Ihren Händen, und Niemand kann anders als von Ihren Geschenken leben. So ist es um dieses große blühende Reich unter einem König bestellt, den man und jeden Tag wie die Wonne seines Volkes schildert, und der es in der That wäre, hätten die Rathschläge der Schmeichler ihn nicht vergiftet.

Das Volk selbst (denn es muß Alles gesagt seyn), das Sie so liebte, das solches Vertrauen in Sie setzte, fängt an, seine Liebe, sein Zutrauen, ja selbst seine Ehrfurcht zu verlieren. Ihre Siege, Ihre Eroberungen erfreuen es nicht mehr; Erbitterung und Verzweiflung erfüllen es. Auf allen Seiten lodert allgemach das Feuer der Empörung auf. Es glaubt, daß sein König kein Erbarmen mit ihm habe, daß er nur seine Macht und seinen Ruhm liebe. Hätte der König, so spricht es, ein väterliches Herz für sein Volk, würde er dann nicht seinen Ruhm vielmehr darin setzen, ihm Brod zu geben und es nach so viel Leiden wieder aufathmen zu lassen, statt einige Gränzorte zu behaupten, welche Ursache am Krieg sind? Was können Sie hierauf antworten, Sire? Volksaufstände, unbekannt seit lange, mehren sich. Selbst Paris, Ihnen so nahe, ist nicht frei davon. Die Behörden sind gezwungen, die Frechheit der Meuterer zu dulden und unter der Hand Geld zu ihrer Beschwichtigung zu vertheilen. So werden die bezahlt, welche man strafen sollte; so sind Sie in die schmachvolle, beklagenswerthe Nothwendigkeit versetzt, den Aufruhr entweder ungestraft zu lassen und ihn durch seine Straflosigkeit zu nähren, oder Ihr Volk unmenschlich niedermetzeln zu lassen, das Sie zur Verzweiflung bringen, indem Sie ihm durch Ihre Kriegssteuern das Brod entreißen, welches es sich im Schweiße des Angesichts zu gewinnen mühte.

Allein während ihm das Brod mangelt, mangelt Ihnen gleichfalls das Geld, und Sie wollen dennoch den Abgrund, vor dem Sie stehen, nicht sehen. Da Sie immer glücklich gewesen sind, können Sie den Gedanken nicht fassen, daß dieß einmal aufhören könnte. Sie fürchten die Augen selbst zu öffnen; Sie fürchten, daß man sie Ihnen öffnen möchte; Sie fürchten genöthigt zu werden, irgend etwas von Ihrem Ruhme fahren zu lassen. Dieser Ruhm, der Ihr Herz verhärtet, ist Ihnen lieber als die Gerechtigkeit, als Ihr eigener Friede, als die Erhaltung Ihres Volkes, das täglich an den von der Hungersnoth verursachten Krankheiten dahin stirbt, theurer endlich, als ihr ewiges Heil, dem dieser Götze von Ruhm widerstreitet.

Also ist es um Sie, Sire! bestellt. Sie leben, als trügen Sie eine verhängnißvolle Binde vor den Augen. Sie schmeicheln sich mit Ihren täglichen, nichtsentscheidenden Erfolgen, statt von einem allgemeineren Standpunkt aus die Gesammtlage der Dinge, die mehr und mehr rettungslos ihrem Verfall entgegengehen, in's Auge zu fassen. Während Sie harten Kampfes dem Feinde Schlachtfelder und Geschütze entreißen, während Sie seine Festungen erstürmen, denken Sie nicht daran, daß Sie auf einem Boden kämpfen, der Ihnen unter den Füßen schwindet, und daß Sie trotz Ihrer Siege stürzen werden.

Alle sehen es, Niemand aber wagt es, Ihnen darüber die Augen zu öffnen. Sie werden es vielleicht zu spät sehen. Sich nicht selbst zu schmeicheln und einen festen Entschluß der Nothwendigkeit gegenüber zu fassen: das ist wahrer Muth. Sie leihen, Sire! nur denen ein geneigtes Ohr, die Ihnen mit eitelen Hoffnungen schmeicheln. Die Männer, welche Sie als die Tüchtigsten achten, sind es, welche Sie fürchten und am meisten vermeiden. Sie sollten vielmehr als König der Wahrheit zuvorkommen, die Menschen nöthigen, sie Ihnen ohne Milderung zu sagen und die allzu Aengstlichen dazu ermuthigen. Ganz im Gegentheil aber sind Sie nur bemüht, dieselbe ja nicht zu erfahren. Gott aber wird Mittel finden, Ihnen endlich den Schleier hinweg zu ziehen, der Ihre Augen bedeckt und Ihnen das zeigen, was Sie zu sehen vermeiden. Seit lange schon hält er seinen Arm über Ihnen aufgehoben: allein er zögert mit der Strafe, weil ihn ein Fürst erbarmt, der sein ganzes Leben von Schmeichlern umlagert war, und dann, weil Ihre Feinde auch die seinigen sind. Er wird aber wohl seine gerechte Sache von der Ihrigen zu trennen wissen und Sie demüthigen, um Sie zu bekehren; denn nur gedemüthigt werden Sie ein Christ seyn. Sie lieben Gott nicht; ja Sie fürchten Ihn nur mit der Furcht eines Sclaven; die Hölle ist es und nicht Gott, was Sie fürchten; Ihre Religion besteht nur in Aberglauben und in kleinlichen, äußerlichen Uebungen. Sie gleichen den Juden, von denen Gott sagt: Während sie mich mit den Lippen ehren, ist ihr Herz fern von mir. In Kleinigkeiten sind Sie von ängstlicher Gewissenhaftigkeit; verhärtet aber in schrecklichen Uebeln. Sie lieben nur Ihren Ruhm und Ihr Vergnügen; Sie beziehen Alles auf sich, als wären Sie der Gott der Erde, und alles Uebrige nur erschaffen, um Ihnen geopfert zu werden. Im Gegentheil, nur Ihres Volkes wegen hat Gott Sie auf die Welt gestellt. Aber wehe! Sie fassen diese Wahrheit nicht einmal, wie sollten Sie ein Wohlgefallen daran empfinden! Sie kennen Gott nicht; Sie lieben ihn nicht:

Sie beten nicht von Herzen zu Ihm; Sie thun nichts, um Ihn kennen zu lernen.

Sie haben einen Erzbischof, lasterhaft, Aergerniß gebend, falsch, boshaft, hinterlistig, ein Feind aller Tugend, der alle Wohlgesinnten seufzen macht. Sie finden sich mit ihm ab, weil er nur daran denkt, Ihnen durch seine Schmeicheleien zu gefallen. Seit länger als zwanzig Jahren treibt er, seine Ehre preisgebend, mit Ihrem Vertrauen sein Spiel. Sie opfern ihm die Rechtschaffenen, Sie lassen ihn die Kirche knechten, und so ehrenvoll wie er, wird kein tugendhafter Prälat behandelt.

Was Ihren Beichtvater betrifft, so ist er gerade nicht lasterhaft; aber er fürchtet eine gründliche Tugend, und liebt nur unbedingte Menschen von leichtfertigen Sitten. Er ist eifersüchtig auf sein Ansehen, welches Sie über alle Gränzen hinaus gesteigert haben; denn nie haben königliche Beichtväter für sich allein Bischöfe gemacht und über alle Angelegenheiten des Gewissens entschieden. In Frankreich sind Sie, Sire! der Einzige, der nicht weiß, daß der Geist dieses Mannes eng und plump ist, und daß er nichts desto weniger mit dieser Beschränktheit des Geistes seine Lüdigkeit verbindet. Die Jesuiten selbst verachten ihn, und sind empört über die Schwäche, welche er gegen den lächerlichen Ehrgeiz seiner Verwandten zeigt. Sie haben aus einem Religiosen einen Staatsminister gemacht. Er kennt sich aber so wenig in den Menschen aus, wie in irgend einem Geschäft; er ist das Spielzeug Aller, die ihm schmeicheln und kleine Geschenke machen; er hat nie einen Zweifel, noch ein Bedenken bei irgend einer schwierigen Frage. Jeder andere rechtliche und aufgeklärte Mann würde hier nicht wagen, allein zu entscheiden; er aber hat nur die eine Furcht, sich mit Menschen berathen zu müssen, denen Grundsätze bekannt sind. Er geht immer kühn voran, ohne zu fürchten, Sie in Irrthümer zu verleiten. Er wird sich immer der Schlauheit zuneigen, und Sie in Unwissenheit zu halten suchen. Wenigstens wird er sich nie für Schritte entscheiden, wie sie dem Rechte gemäß sind, außer wenn er fürchtet, Ihnen Aergerniß zu geben. Es ist also ein Blinder, der einen Blinden führt, und wie Jesus Christus sagt, werden alle Beide in die Grube stürzen.

Ihr Erzbischof und Ihr Beichtvater haben Sie in die Verlegenheiten über die Hoheitsrechte und in die schlimmen Händel mit Rom gestürzt. Sie haben Sie durch Monsieur de Louvois mit dem Orden von S. Lazaro verwickelt, und man hätte Sie in dieser Ungerechtigkeit sterben lassen, hätte Herr von Louvois Sie überlebt.

Man hatte gehofft, Sire! Ihr Staatsrath würde Sie von diesem großen Abweg abbringen; aber Ihr Staatsrath hat zum Guten weder Kraft noch Entschiedenheit. Mindestens sollten Madame de M. und der Hr. v. B. das Zutrauen, welches sie bei Ihnen genießen, benutzen, um Sie zu enttäuschen; aber ihre Schwäche und ihre Furchtsamkeit entehren sie und gereichen aller Welt zum Aergerniß. Frankreich steht am Abgrund; worauf warten Ihre Vertrauten noch, um frei mit Ihnen zu reden? Etwa daß Alles verloren sey? Oder fürchten sie Ihnen zu mißfallen? Dann bezeu sie keine Liebe zu Ihnen; denn die man liebt, die muß man lieber erzürnen wollen, als ihnen schmeicheln, oder sie durch Schweigen verrathen. Was nützen sie Ihnen, wenn sie Ihnen nicht zeigen, daß es Ihre Pflicht ist: Länder zurückzugeben, die Ihnen nicht gehören; das Leben Ihres Volkes einem falschen Ruhm vorzuziehen, und die Wunden zu heilen, die Sie der Kirche geschlagen, und daran zu denken, ein wahrer Christ zu werden, ehe der Tod Sie überrascht?

Ich weiß gar wohl, spricht man mit diesem christlichen Freimuth, so lauft man Gefahr, die Gunst der Könige zu verlieren. Aber ist ihnen des Königs Gunst lieber als sein Heil? Ich weiß nicht minder, daß man Sie bemitleiden, trösten, aufmuntern soll, und zu Ihnen mit Anhänglichkeit, Milde und Ehrfurcht reden: aber zuletzt muß die Wahrheit gesagt seyn. Wehe! Ihren Vertrauten! wehe! wenn sie Ihnen dieselbe nicht sagen, und wehe Ihnen, Sire! wenn Sie nicht würdig sind, die Wahrheit zu hören. Es ist eine Schmach, daß sie seit so langer Zeit Ihr Zutrauen ohne Nutzen besitzen. An denselben ist es, sich zurückzuziehen, wenn ihr König zu mißtrauisch ist, und nur Schmeichler um sich duldet.

Sie fragen vielleicht, Sire, was sie Ihnen sagen sollten? Hören Sie! Sie sollten Ihnen vorstellen, daß Sie sich unter der mächtigen Hand Gottes selbst demüthigen müssen, wenn Sie nicht wollen, daß er Sie demüthige; daß es Pflicht ist, den Frieden zu begehren und durch diese Erniedrigung allen jenen Ruhm zu sühnen, den Sie zu Ihrem Götzen gemacht haben; daß es Pflicht ist, die ungerechten Rathschläge politischer Schmeichler zurückzuweisen; daß es endlich Pflicht ist, zur Rettung des Staates Ihren Feinden Eroberungen zurückzugeben, die Sie nicht ohne Ungerechtigkeit behaupten können. Sind Sie nicht in Ihrem Unglück allzu glücklich, da Gott Ihren Erfolgen, die Sie verblendet haben, nun ein Ziel gesetzt hat, und Sie zwingt, Entschädigungen zu leisten, die für Ihr Heil nothwendig sind, und zu denen Sie sich im Genusse des Friedens und Triumphes nie verstanden hätten? Der, welcher Ihnen diese Wahrheit sagt, Sire! weit entfernt, ein Feind Ihres Glückes zu seyn, würde sein Leben darum geben, könnte er Sie so sehen, wie Gott Sie wünscht, und nie wird er aufhören, für Sie zu beten.

Ein Bild aus der franzöſiſchen Revolutionszeit.

Als die Strafgerichte, welche Fenelon vorausgeſehen, über den franzöſiſchen Königsthron hereinbrachen, als Frankreich eine Beute der Revolution ward, und Ludwig XVI. als ſchuldloſes Opfer der entfeſſelten Wuth fiel, da lebte in Paris ein Nachkomme der Familie des Erzbiſchofs von Cambrai, der Abbé Fenelon, ein ehrwürdiger Greis, der dem Vorbilde ſeines großen Ahnen in aufopfernder Nächſtenliebe treulich nachfolgte. Seine Wohlthätigkeit war insbeſondere den armen Savoyarden Knaben geweihet, die alljährlich in ſo großer Anzahl die Straßen von Paris durchziehen. Nicht nur bekleidete er ihre Blöße, ſtillte er ihren Hunger, verſah er die Aermſten mit Inſtrumenten; er ſpendete ihnen auch geiſtliche Almoſen, unterrichtete ſie in den Wahrheiten des Glaubens, bereitete ſie in abgeſchiedener Sammlung auf ihre erſte Communion vor, hörte ſie Beicht und beging dann mit ihnen das hohe Feſt. Sie waren ſeine Kinder, und für ſie ſammelte er bei Hof und in der Stadt die Almoſen der Barmherzigkeit. Ihren Gehorſam und ihr gutes Betragen auszuzeichnen, erfand er auch für ſie eigene Ehrenzeichen von Blei. War ein ſolches ſich zu verdienen wußte, der hatte darin die beſte Empfehlung, die auch von den Beamten der Polizei beachtet wurde.

Allein wie friedlich, wie harmlos, wie ſegensvoll das liebreiche Walten des guten Prieſters unter ſeinen armen Kindern auch war, er entging nicht den blutdürſtigen Späherangen der Wüteriche, die ſich an die Spitze der Revolution geſtellt hatten, und das zitternde Volk mit den Schrecken der Guillotine im Namen der Freiheit beherrſchten. Wie ſo viele Tauſende unſchuldiger Opfer wurde auch er ergriffen und in das Luxemburg geſetzt, um ſeinen unmenſchlichen Richtern vorgeführt zu werden.

Sobald dieſe traurige Kunde ſich in Paris verbreitete, verſammelten ſich ſeine unglücklichen Savoyarden von Paris, und zogen in einer rührenden Schaar nach dem Sitzungsſaale der National-Verſammlung, um die Freilaſſung ihres Wohlthäters, ihres Lehrers und Vaters zu erflehen. Manchen, der in dem blutigen Schreckenswerke erkältet und verhärtet war, mag bei ihrem Anblick erſchüttert worden ſeyn; das Urtheil wurde wenigſtens aufgeſchoben.

Allein die, welche auf ſeine Rettung gehofft, ſahen ſich nur zu bald enttäuſcht; die noch immer wachſende Raſerei wollte nichts von Schonung hören. Auch über den Vater der Savoyarden, wie über ſo viele Tauſende und Tauſende wurde der verhängnißvolle Spruch durch den Mund der Blutmenſchen gefällt. Der Tod aber hatte für den Frommen keinen Schrecken. Mit verdoppelter innigen Andacht und freudiger Ergebung ſah er ihm entgegen. Sein Beiſpiel ergriff und begeiſterte Viele, die ſeine Ketten theilten. Er bereitete auch ſie zum Tode vor, hörte ſie Beicht, und ermuthigte ſie zu dem ernſten Gange. So nahte die letzte Stunde heran. Nun traf es ſich aber, daß einer jener verlaſſenen Savoyarden, die er unterrichtet und unterſtützt hatte, Schließer in den Gefängniſſen des Luxemburgs war. Als dieſer den ehrwürdigen Greis mit den Opfern der Guillotine hinwegſchleppen ſah, fiel er ihm um den Hals, und rief: „Wie, mein Vater! mein Vater! Sie gehen zum Tode, und haben mit doch ſo viel Gutes erwieſen!“ Er wollte ihn nicht loslaſſen, und bemühte ſich vergeblich ihn den Händen der Gendarmen zu entreißen. „Tröſte dich“, entgegnete aber voll Ergebung der Greis, „der Tod iſt kein Uebel für den, der gar nichts Gutes mehr thun kann. Deine Liebe in dieſem Augenblick iſt meinem Herzen der ſchönſte Lohn. Behüt dich Gott, Joſeph! und gedenke meiner zuweilen.“ — „Oh! ich werde Sie nie vergeſſen,“ war die Antwort des weinenden Savoyarden, der hierauf auch ſeinen Dienſt im Luxemburg verlor.

Den 28. Juni 1794 war das Todesurtheil geſprochen worden, und mit 68 ſeiner Gefährten beſtieg der liebreiche Prieſter den verhängnißvollen Wagen. Noch auf dem Wege ermahnte er ſeine Begleiter, ihre Sünden zu bereuen, ihr Vertrauen auf Gott zu ſetzen und ihm ihr Leben ergebungsvoll aufzuopfern. Zu den Füßen des Blutgerüſtes richtete er noch einmal mit erneutem Eifer die letzten Worte an ſie, in wahrer Reue ihres vergangenen Lebens eingedenk zu ſeyn. Alle beugten in demuthsvoller Andacht ihr Haupt und ſo gab er ihnen den letzten losſprechenden Segen. Augenzeugen verſicherten, daß ſelbſt der Schaarrichter von der Ehrfurcht gebietenden Geſtalt des Märtyrers tief ergriffen wurde, und ſein Haupt wie die übrigen beugte. Bald hatte der achtzigjährige Prieſter, deſſen Andenken noch gefeiert fortlebt, mit ſeinen Gefährten ausgelitten. Gott gebe ihnen die ewige Ruhe, und bewahre und gnädig vor ähnlichen Schreckenstagen!

Weihnächtliches Gloria.

Der Himmel klingt Dir Lieder,
Wir knieen vor Dir nieder,
Das Herz zu Dir gewandt;
Du nahst mit Deinen Gaben
So Arm als Reich zu laben,
O Gott, von Gott gesandt!

Gieb uns den rechten Frieden,
Vereine, was geschieden,
Und heile, was erkrankt;
Uns führe die Verirrten
Zu Dir, dem wahren Hirten,
Und füge mild, was wankt.

Wir fleh'n um Deinen Segen,
Der Sonnenschein und Regen,
Den Saaten mild bescheert;
O lasse keinen dürsten,
Der, Herr! von Deinen Fürsten
Gerechtigkeit begehrt.

Dem Reichen gib Erbarmen,
Und gib Geduld dem Armen,
Wir bitten, Heiland! Dich;
Und laß uns so verbündet,
Von Lieb zu Gott entzündet,
Dir folgen brüderlich.

Du bist der Weisheit Meister,
Erleuchte du die Geister,
Die irren müd und blind;
Des Hochmuths Ueberwinder!
Gib uns den Sinn der Kinder,
Du gnadenreiches Kind!

Und wenn am Tag der Tage,
Beim letzten Herzensschlage,
Der Erde Traum entrinnt:
Bescheere dann uns Schwingen
Und laß uns jubelnd singen:
Das Weihnachtsfest beginnt!

Anzeigen.

Das Deutsche Hausbuch

herausgegeben von **Guido Görres**

wird auch im Jahre 1848 in derselben Weise und zu den gleichen Bedingungen wie bisher in der literar.-artistischen Anstalt in München erscheinen, das heißt: der Jahrgang oder Band aus sechs Heften bestehend kostet ungebunden 2 fl. 24 kr. rhn. oder 1 Thlr. 18 Ngr. Gebunden mit einem allgemeinen Umschlag 2 fl. 42 kr. rhn. oder 1 Thlr. 22 Ngr.

Ferner sind erschienen in der literarisch-artistischen Anstalt in München und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz zu haben:

Marienlieder zur Feier der Maiandacht gedichtet von Guido Görres. Zweite, vermehrte Ausgabe mit vielen Holzschnitten. Preis geheftet 24 kr.; cartonirt 36 kr.

Dieselben, in Musik gesetzt, für eine oder mehrere Stimmen mit Clavier- oder Orgelbegleitung von Kaspar Aiblinger. Fünf Hefte. Jedes Heft 12 Sgr. oder 48 kr. rhn.

Die Tageszeiten. Ein Liederkranz gedichtet von Guido Görres, in Musik gesetzt von Maria Görres für eine Singstimme mit Clavierbegleitung. Mit einem Titelblatt gezeichnet von Wilhelm Kaulbach.

Gedichte von Guido Görres. Preis 2 fl. 36 kr. rhn. oder 1 Thlr. 15 Ngr.

Bei Chr. Kaiser in München sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Weihnachtskripplein und Prinzessin Schweigstilla. Ein Christtagsbüchlein von Guido Görres. Preis 36 kr. oder 10 Ngr.

Der hörnen Siegfried und sein Kampf mit dem Drachen. Eine altdeutsche Sage. Nebst einem Anhang über den Geist des germanischen Heidenthums und die Bedeutung seiner Heldensage für die Geschichte, von Guido Görres mit 16 lithographirten Abbildungen nach Originalzeichnungen von W. Kaulbach. Die lithographirten Blätter stellen vor: 1) Siegfried als Kind und sein Waffenmeister. 2) Sein Abschied von den Eltern vor der Heldenfahrt. 3) Er zerwirnt dem Hirsch die goldne Krone ab. 4) Der Schmied Wieland schlägt den Amilias mit seinem Schwerte. 5) Wieland entsliegt dem treulosen König. 6) Siegfried ringt mit dem Stier. 7) Siegfried bei den Schmieden. 8) Siegfried badet sich im Drachenblut. 9) Die Götter Odin, Thor und Freier. 10) Die Tochter der Nacht bringt den Hort des Fluches. 11) Siegfrieds Kampf mit dem Drachen. 12) Des Zwergen Weissagung. 13) Kampf der Ritter von der Nadel. 14) Titelblatt: Siegfried auf dem Scheiterhaufen seiner Leichenfeier. 15) u. 16) Umschlag: Der nordische Heldengesang und die Versenkung des Hortes in den Rhein.

Inhalt des sechsten Heftes.
1847.

Seite

Die Weihnachtskrippe. Altes geistliches Lied 161

Die Sonne von Bethlehem. Altes geistliches Lied 161

Zur Weihnachtfeier 161

Winterabend-Erzählungen:

1) Das Christkindchen. Geschrieben im Jahre 1802 von J. Görres 165

2) Die Gaben der Zwerge. Volksmärchen aus der Bretagne 170

3) Der Bauer als Wunderdoktor. Ein friesischer Schwank, frei nacherzählt 173

Das wilde Heer, Gedicht von Jos. Heß 176

Fürstenspiegel. Fenelon an Ludwig XIV.:

Vorerinnerung 178

Bischof Cailers Einleitung 178

Fenelons Schreiben 179

Ein Bild aus der ersten französischen Revolution 183

Weihnächtliches Gierla 184

Ankündigung.

Exemplare des Deutschen Hausbuches vom ersten Band (1846), sowie vom zweiten Band (1847) sind in allen Buchhandlungen zu haben. Jeder Band ist für sich bestehend, und kostet ungebunden 2 fl. 24 kr. rhn. oder 1 Thlr. 18 Ngr.; gebunden 2 fl. 42 kr. rhn. oder 1 Thlr. 22 Ngr. Auf den dritten Band oder den Jahrgang 1848 nehmen alle Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz Bestellungen an.

Bemerkung für die Hrn. Buchbinder.

Da dieser gelbe Umschlag der einzelnen Hefte seinen eigenen Text und seine Holzschnitte enthält, so ist er als zu dem Werke selbst anzusehen und darf nicht abgerissen werden. Beim Binden des Bandes geht der allgemeine Titel, der diesem sechsten Hefte beigegeben ist, voraus, dann folgen Inhalt und Eingang und sodann die einzelnen Hefte, jedes mit seinem eigenen Umschlag.